

Morgenblatt



für

gebildete Leser.

Sechsundvierzigster Jahrgang.

Nr. 1. 4. Januar 1852.

Inhalt.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

[251] So eben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Felix.

Roman

von

Robert Prutz.

Zwei Theile.

12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

---

[263] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen:

Dinglers Polytechnisches Journal.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

Zweites Novemberheft.

Inhalt. Ueber das neue Eisenbahnsystem der HH. Molé, Chorlet und Bonneale in Brüssel. Mit Abbild. — Verbesserung in der Construction der Dampfkessel; von W. Fairbairn. Mit Abbild. — Verbessertes Steuerruder für Schraubendampfschiffe; von J. Beattie. Mit Abbild. — Verbesserungen an Droschken und Omnibuswagen; von Feoktiasky in London. Mit Abbild. — J. Hodley's Verfahren die abgenützten Radbogen der Wagenräder durch neue zu ersetzen. Mit Abbild. — Gutta-percha-Liederung für Pumpen mit Brahma'schen Kolben, angewendet bei den Entwässerungsmaschinen des Haarlemer Meeres. Mit Abbild. — Hydraulische Pressen mit mehreren Preßcylindern; von B. Hick u. Sohn in Bolton. — Maschine um Buchstaben und Figuren von verschiedenartiger Form in Holz oder andere Materialien zu schneiden; von B. Newton. Mit Abbild. — Taschen-Regenschirm von Wilson und Mathesan in Glasgow. Mit Abbild. — Selbstthätige Sackwinde oder Getreideaufzug von Whitesmith in Glasgow. Mit Abbild. — M'Cormick's Kornmähmaschine. Mit Abbild. — Getreidereinigungsmaschine von B. Hick und Sohn in Bolton. — Ueber die Wahl der elektrischen Apparate zum medicinischen Gebrauch; von Hrn. Sandelrog. — Das Portland- und Roman-Cement. Ein Beitrag zur Geschichte der Cemente oder hydraulischen Mörtel in England, nebst einem Anhange über die Theorie der Erstarrung der Mörtel und über den glänzenden Stucco der Alten; vom Konservator Dr. Schafhäutl. (Schluß.) — Darstellung von reinem Barythydrat aus kohlensaurem Baryt unter dem Einfluß überhitzten Wasserdampfes; von B. A. Jacquelain. — Ueber die Rolle des Mergels bei seiner Anwendung in der Agrikultur; von B. A. Jacquelain. — Ueber die Bereitung von Fettsäuren und Kerzen in der Fabrik der Hrn. Masse und Tribouillet zu Neuilly bei Paris. — Ueber die Anwendbarkeit des Benzins zum Ausbringen von Flecken auf Stoffen aller Art; von Bussy. — Ueber den Fleischzwieback oder das Fleischbiscuit (meat biscuit); von Jamard. — Ueber Vermehrung der Blutegel; von Hrn. Lomoffe, Apotheker zu Colmar. — Miscellen. Verzeichniß der vom 29. Juli bis 25. September 1851 in England ertheilten Patente. — Ueber das Aneroidbarometer. — Ueber die Theorie des Höhemessens mit dem Barometer; von Grelle. — Schlösser's Fensterthermometer. — Evorards Verfahrungsarten um die positiven Lichtbilder chemisch zu färben. — Ueber Zeugverfeinerung. — Notiz zum Geheimverfahren das Kochen der Baumwollgarne bei dem Bleichen oder Färben zu ersparen; von Prof. Bolley. — Gegengift für Kupfersalze. — Verbesserung in der Bereitung der Butter; von Hrn. Cholombel.

* * *

Von diesem alle Zweige der Technik umfassenden Journal erscheinen auch ferner wie bisher monatlich zwei Hefte mit Abbildungen. Der Jahrgang, aus 24 Heften mit etwa 30 Tafeln Abbildungen und im Text abgedruckten Holzschnitten bestehend, mit einem vollständigen Sachregister versehen, macht für sich ein Ganzes aus und kostet bei den Buchhandlungen und allen königl. bayerischen Postämtern nur 16 fl. oder 9 Thlr. 10 Ngr. In das Abonnement kann nur für den ganzen Jahrgang eingetreten werden.

Humboldt's Kosmos III. Band 2te Abtheilung.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und liegt in allen Buchhandlungen vor:

Kosmos.

Entwurf

einer physischen Weltbeschreibung

von

Alexander von Humboldt.

Dritter Band. Zweite Abtheilung.

gr. 8. brochirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 18 Ngr.

Wenn die erste Abtheilung von den sieben dem Fixsternhimmel gewidmeten Capiteln sechs enthielt, so bringt die vorliegende das siebente von den Nebelflecken, und behandelt sofort in derselben bewunderswürdigen Weise das Gebiet der Sonne, der Planeten, Kometen, das Thierkreislicht, die Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine. Der uranologische Theil der physischen Weltbeschreibung ist damit geschlossen und die eine außerirdische Hälfte eines Werkes vollendet, das durch seine Bedeutung für Wissenschaft und Cultur wie durch die äußeren Umstände, unter denen es unternommen worden und ausgeführt wird, gleich außerordentlich erscheint. Nachdem der Herr Verfasser seit seiner frühen Jugend sich in die erste Reihe der großen Forscher gestellt, welche durch die Erkenntniß des Gesetzlichen in der Natur der heutigen Naturforschung ihre feste Grundlage gegeben, faßt er, rüstig und unermüdlich in einem Alter, zu dem die Kraft des Körpers selten, die Frische des Geistes noch viel seltener reicht, die ganze Masse des Naturwissens in einem Werke zusammen, das sich neben seiner großen wissenschaftlichen Bedeutung durch den Zauber der Form, durch das Glück des Ausdrucks zu einer literarischen Erscheinung des ersten Ranges erhebt. In jedem Abschnitt des Kosmos ist neben der Fülle von Ideen so viel Stoff, und zwar immer der bisher weniger bearbeitete, zusammengedrängt, daß man glauben könnte, der Herr Verfasser habe sich in seinem ganzen Leben nur mit diesem einzelnen Zweige beschäftigt. So enthält, abgesehen von allen andern Vorzügen, der nun vollendete astronomische Theil mehr und neueres als die besten neuen Lehrbücher der Astronomie, und ist diese geistvolle und erschöpfende Darlegung der menschlichen Kenntnisse vom Sternenhimmel mit dem ganzen Kosmos gewiß eines der merkwürdigsten literarischen Denkmale unserer Zeit.

Stuttgart und Tübingen, December 1851.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.



Nr. 1. 4. Januar 1852.

> Welch ein Geräusch, welch ein Gegacker,
> Wenn sie sich in die Thüre stellt
> Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
> Welch ein Gequieck, welch ein Gequacker!
> Alle Bäume, alle Büsche scheinen lebendig zu werden;
> So stürzen sich ganze Heerden
> Zu ihren Füßen. —
>
> Goethe.

Die Dohlenkönigin.

Eine Erzählung.

I.

Es ist eine seltsame und unheimliche, traurige und hin und wieder dunkle Begebenheit, die ich euch mittheile. Bekannt ist sie eigentlich nie recht geworden, denn damals, als geschah, was ich erzählen werde, wurde es so viel wie möglich unterdrückt und vertuscht, und wer davon genauer erfuhr, pflegte nur ungern darüber zu sprechen. Theils waren die Leute noch abergläubisch, dachten an Hexerei und Spuk und an dergleichen, von dem man nicht reden soll, theils meinten sie auch wohl, das alles sey eine Schmach für die Menschheit und man lasse es lieber immerdar versteckt und vergessen.

In Norddeutschland liegt mitten im Lande und an einer jetzt wenig mehr benutzten Landstraße ein armes kleines Bauerndorf eng um Kirche und Pfarrwohnung zusammengedrängt. Zwei bis drei Büchsenschüsse weiter führt der Weg knapp an einem einsamen, jetzt beinah schon gänzlich verfallenen Hofe vorüber. Das Feld umher liegt wüst, der Garten verwächst, die Gebäude, wie gesagt, zerfallen. Das Gesträuch des Storchnestes auf der Firft hängt wild und wirr herab, unter dem Dach ist nicht ein einziges Schwalbennest. Nur die Sperlinge sind dort, und hin und wieder zeigt sich auch ein Rabe auf dem Dach. Und wenn ihr am frühen Morgen dort vorbei kommt und Glück habt, könnt ihr vielleicht ein weißes Wiesel sehen, das durch die hohen Nesseln schießt und sich in einer Spalte des Mauerwerks verliert, oder Meister Reineke, der in diesen Gegenden lustig genug sein Wesen treibt, sitzt und sonnt sich im Garten unter dem alten Apfelbaum, spitzt die Ohren und wendet lauschend den Kopf und fährt, wenn er euch erblickt, munter davon. Es gibt ein Sprichwort im Lande, das auf den alten Hof paßt: „Rab auf dem Dach, Fuchs vor der Thür — Hütet sich Roß und Mann dafür."

Hinter dem Garten zieht sich ein schmaler Grasrain eine leichte Höhe hinan, auf deren Rücken ein paar Dutzend alter riesiger Eschen stehen. In ihren Kronen hängen unzählige Dohlennester. Links aber bricht das Grün im jähen Sturze ab und eine große, tief und weitgestreckte Sandgrube, deren Grund von einem stillen, schmutzig gelben Wasser verhüllt ist, gähnt bis hart an die Straße. Auf deren anderer Seite sind die schwachen Reste einer einmal sehr bedeutenden Kiefernwaldung. Die Gegend ist dürr und verstaubt, still und öde. Das ist die Scenerie dieser Geschichte.

Vor hundert Jahren war der Hof noch neu.

Sein Besitzer, Hans Nonnenküster, war mit seiner Frau erst vor einigen Jahren hiehergezogen, hatte das früher unbenutzte Land gepachtet und bearbeitet und die Gebäude aufgebaut. Er war betriebsam und fleißig und kam gegen die Art der damaligen Bauern und auch seiner Nachbarn gut vorwärts. Im Dorf war er wohlgelitten und beliebt, denn er zeigte sich als ein gutmüthiger Gesell, der keinen Spaß verdarb, als freundlicher Nachbar, der gern half, wo er konnte, und galt für einen sehr gescheidten Mann und tüchtigen Landwirth.

Eines Tags kamen einige Bauern, unter ihnen auch Hans, aus einer benachbarten Stadt zurück, wohin sie mit ihrem Gefährte auf Requisition gewesen waren. Es war in den ersten noch kühlen Tagen des Frühlings, der Abend bereits hereingebrochen und die Mondsichel erhellte nur nothdürftig ihren Weg. Als der voranfahrende Hans die enge Stelle des Wegs bei der Sandgrube passirt hatte, hielt er plötzlich an und horchte; die Nachfolgenden unterbrachen ihr Pfeifen und Singen, machten gleicherweise an der gefährlichen Stelle, aber höchst widerwillig Halt und schrieen mürrisch nach dem Grund der Zögerung. Allein sie erhielten keine Antwort, da ihr Kamerad noch immer mit ans Ohr gehaltener Hand lauschte. Das Geräusch der knarrenden Achsen war verstummt, die Stimmen schwiegen, nur die müden Pferde schüttelten sich in ihren Geschirren und der Wind zog mit leisem Wehen durch die Kiefern. Da vernahmen alle deutlich den Ton, welcher den Hans vermocht hatte anzuhalten, und er klang wie das schwache Gewimmer eines kleinen Kindes.

„Hört ihr's nun?“ fragte Hans Nonnenküster. „Da ist es wieder!“ — „Das ist 'n Hund,“ meinte ein anderer. „Was geht uns das Thier an? Fahr zu, Hans!“ — „Nein,“ entgegnete er, „ein Kind ist's und kein Hund. Ich will nachsehen.“ Damit stieg er vom Sattel, strängte, zur Verhütung eines Unglücks, die Pferde auf der einen Seite los, hing die Zügel über die Stütze der Seitenleiter des Wagens und ging der Stimme nach. Einer und der andere folgten ihm, und als sie wenige Schritte in den Forst eingedrungen waren, fanden sie an einer mit Schneeresten gefüllten Grube das kleine in Lumpen gehüllte Wesen. Die Bauern suchten den ganzen Wald durch, fanden aber nichts, was das Hieherkommen des Kindes erklärt hätte, und daher nahmen sie es mit sich, verpackten es gut in das Stroh und fuhren weiter. Da es nöthig schien, das Kind so bald wie möglich mit Nahrung zu versehen und in die Wärme zu bringen, so nahm Hans Nonnenküster es mit sich auf seinen zunächst liegenden Hof. Dort und im Dorf erfuhr man nachher, daß man am vergangenen Tage in der Umgegend eine Bande Zigeuner bemerkt hatte, und die Annahme schien die natürlichste, daß diese das irgendwo gestohlene Kind aus Gott weiß welcher Ursache hier zurückgelassen oder vergessen hätten. Zu den Zigeunern gehörte es augenscheinlich nicht. Es war ein blondes und rosiges Mädchen, dessen große Augen dunkel und still in die Welt hinaussahen.

Es blieb einstweilen auch beim Finder. Die Anzeige, die beim Amt gemacht wurde, führte zu nichts, da die Zigeuner nicht mehr aufzufinden waren. Als dann das Kind, das etwa vier bis fünf Monate zählen mochte, der Sicherheit wegen getauft und mit dem Namen Grete belegt war, fragte der Pastor den bisherigen Pflegevater, wie es nun weiter kommen solle? „Lieber Gott, Herr Magister,“ gab der Mann zur Antwort, „was soll denn anders werden, als daß ich's behalte? In's Waisenhaus in der Stadt laß ich es nun partout nicht; das ist mir zu neumodisch und die Kinder sehen mir dort zu mager aus. Ich habe Gott sey Dank für die Kleine satt zu essen; ich brauch' dazu auch keinen Zuschuß von der Gemeinde. Mein Junge ist nun bereits sieben Jahre alt, und es sieht nicht darnach aus, als ob uns unser Herrgott noch mehr Kinder bescheeren werde. Meine Alte aber möchte gern ein Mädchen haben und hat an dem kleinen Dinge einen richtigen Narren gefressen. So will ich's denn mit gnädiger Erlaubniß des hohen Amts in Gottes Namen behalten, aufziehen und für sein Weiterkommen sorgen wie ein rechter Vater.“

„Er ist ein braver Mann, Hans,“ versetzte der Pastor, „und der Herr wird's Ihm sicher lohnen. So seh' Er denn recht zu dem Würmchen, daß es eine brave Dirne wird.“ Und so hatte die Kleine denn eine gute sichere Heimath gefunden, denn das hohe Amt dankte Gott, daß es mit dieser Sache nichts mehr zu thun habe, belobte Hansens christliche Gesinnung auf das freundlichste und überantwortete ihm feierlich das arme, elternlose Kind.

Inzwischen hatte sich aber mit demselben etwas höchst Seltsames begeben. Am Morgen nach der Taufe zeigte sich bei dem Gehöft des Bauern plötzlich eine Schaar von Dohlen, die man früher nie in dieser Gegend bemerkt hatte. In ein paar Eschen und Sturmweiden, welche am hintern Zaun des Gartens standen — der Bauer hatte zwischen ihnen den Backofen angelegt — und in jenen oben erwähnten auf der Höhe stehenden Bäumen machten sie Quartier, flogen ab und zu und verführten einen nicht geringen Lärm. Am Nachmittag, als das Haus bestellt war, ging die Bauerfrau mit der Grete in den Garten, setzte sich unter einen eben ausgrünenden Baum, legte die Kleine in die von Holzschienen geflochtene Mulde, welche eine Wiege ersetzte, und während sie mit einem Fuß dieselbe in eine schaukelnde Bewegung setzte und ein Kinderlied summte, trat sie mit dem andern das Spinnrad, welches sie nicht daheim gelassen. Da hörte sie es über sich schwirren, zwei Dohlen kamen

und setzten sich ihr zu Häupten, trippelten nach und nach fast bis an die äußerste Spitze ihres schwanken Sitzes, streckten und reckten die Hälse und schauten neugierig und klug mit den blanken Augen auf die verwunderte Frau und das schlafende Kind. So saßen und schauten sie eine ganze Weile, krächzten dann ganz leise, schlugen hastig mit den Flügeln, als seyen sie hoch erfreut, hoben sich und schossen fort. Darauf gab es in den großen Bäumen, wo die andern saßen, viel Lärmen, Flattern und Fliegen, und dann kam der ganze Haufe der dunkeln Vögel heran, ließ sich auf dem Kirschbaum nieder, spähte und lauschte.

Die Frau war so verwundert, daß sie Spinnrad und Kind vergaß, bis das letztere erwachte und zu weinen begann. Und da, wie sie es begütigend herauf und an die Brust nahm, flatterte eine große alte Dohle vom Zweig, setzte sich vor ihr auf den Spinnrocken, sah sie mit ganz besonders verständigen und klaren Augen an, machte mit ihrem Kopf drei höchst natürliche und überaus anständige Verbeugungen gegen das kleine Mädchen und krächzte etwas weniges. Grete ward augenblicklich still, betrachtete den Vogel mit ihren großen Augen, streckte ihre Aermchen nach ihm aus und berührte ihn am Kopf. In dem Augenblick sprang jedoch des Bauern Sohn, der Stoffer,* in den Garten und die Dohlen erhoben sich mit großem Geschrei, umschwirrten einigemal den Baum und flogen zu ihren Quartieren zurück.

So erzählte die Frau nachher diese allerdings etwas wundersame Begebenheit, und niemand wußte, was wirklich geschehen und was die betroffene Frau nur etwa hinzugesehen und hinzugesetzt. Geglaubt wurde dieß alles, und der Pfarrer hatte genug zu reden, um die Leute nur einigermaßen zu beruhigen und ihnen zu beweisen, daß es, wenn auch einstweilen unerklärlich, doch sicher etwas Natürliches gewesen und daß der Teufel nichts damit zu thun habe. Man gewöhnte sich denn auch allmählig daran, die Kleine und die fremden Vögel in einem eigenthümlichen Zusammenhang, gewissermaßen in einer seltsamen Verbindung und Freundschaft zu erblicken. Die Thiere blieben, bauten ihre Nester, brüteten und ließen sich durch kein Klappern und Lärmen stören, mit dem der Bauer anfangs sie zu verscheuchen gedachte. Sie waren fleißig um Garten und Haus her; wo die Kleine im Freien weilte, hielten sich in der Nähe sicher einige Dohlen auf. Wenn sie später, da sie bereits reden konnte, die Thiere mit der dort gebräuchlichen Benennung: „Klas, Klas!“ rief, kamen gewiß einige herbeigeflattert, setzten sich nahe bei ihr, wohl gar auf ihre Schulter und legten die grauen Köpfchen schmeichelnd an die rosigen Wangen. Nach und nach gewöhnte sie auch ein paar Junge ins Haus, die ihr dann auf Steg und Weg nachhüpften und flogen, bei Gelegenheit einmal ihre Gesippten besuchten, jedesmal aber bald und gehorsam zurückkamen. Erklären konnte das niemand. Es gibt überhaupt in unserem Verkehr mit der Natur, in unsern Beziehungen zu derselben noch gar manche geheimnißvolle Punkte, die selbst die klügsten und weisesten Köpfe weder zu enthüllen noch zu deuten vermögen, geschweige denn die damaligen Dorfleute mit ihren einfachen Herzen, ihren dunkeln Seelen.

Es blieb auch nicht bei den Dohlen allein. Allgemach, wie die Grete größer wurde, weiter sich umherbewegte und auch mit andern Geschöpfen in Berührung kam, zeigten sich alle ihr geneigt und hold. Hunde und Katzen freilich, Hühner und Tauben, das sind zutäppische Creaturen; die streichelt und füttert man und spielt mit ihnen, da schmiegen sie sich an und laufen nach. Aber auch die Schafe drängten sich neugierig um sie. Die Kühe, wenn sie in den Stall gesprungen kam, wandten ihr leisebrüllend die Häupter zu, die Pferde senkten die Köpfe zu ihr nieder und stießen sie wohl sacht an, als wollten sie sagen: komm, krau' uns! Die wilden Vögel umschwirrten sie überall, sie wiegten sich auf den Zweigen in ihrer Nähe, sie setzten sich vor ihr in den Weg, liefen und wippten mit den Schwänzchen, sie huschten um sie her so nah und kosend, und einige alte Sperlinge fraßen ihr gar aus der Hand. Das alles konnte man doch nicht für etwas Uebles annehmen. Und dann mußte man der Grete auch selbst so recht gut werden und bleiben; es war, wie man dort zu sagen pflegt, nichts Arges an dem Kinde, es war ein herziges, liebes, kleines Wesen. Sie war zwischen all diesen, so zu sagen hausbackenen Menschen, zwischen diesen derben Figuren, wie eine seltene schöne Blume, die man vielleicht plötzlich einmal mitten auf dem dürren Brachfelde zwischen dem wilden Kraut emporschießen und siegreich hervorleuchten sieht, und niemand weiß sie zu nennen, und keiner vermag zu sagen, woher und wie sie daher gekommen. Die Dörfler verglichen sie freilich nicht mit einer Blume. Ein altes Mütterchen, das sie noch selbst gekannt und später die Geschichte den Nachkommen mittheilte, soll gesagt haben: Wenn die Grete so über den Dorfweg huschte und durch das Buschwerk der Gärten schoß, das war als wenn die lebendige Sonne durch eine schwere Wolke jäh hindurchfährt, so hell und so schnell. Und sie war eigentlich doch ein Kind wie die andern Kinder, sie trug ihr ärmliches kurzes und knappes Röckchen, sie trat mit den kleinen nackten Füßen durch Staub und Nässe, ihr bleich goldenes Haar flog oft wild genug durch Sonne und Wind. Es war freilich etwas Eigenes an der Kleinen, das alle zu ihr hinzog,

* Christoph.

Pflegeeltern, Nachbarn und Fremde. Aber was es war, das nannte keiner, denn keiner wußt' es.

Es war mit ihr auch was Gutes auf den Hof des Bauern gekommen. Unser Herrgott schien, nach den Worten des Pfarrers, das gute Werk Hansens augenscheinlich zu belohnen. Von der Zeit ihres Erscheinens an gelang dem Mann alles, und alle Störungen und Unannehmlichkeiten, welche in jenen unruhigen Tagen das Land und seine Bewohner schwer drückten, gingen an ihm und seinem Besitzthum unschädlich vorüber. Ihn ruinirten die Lieferungen und Requisitionen nicht, da seine Felder doppelt trugen und sein Viehstand auf das Gedeihlichste zunahm; sein Hof ward nicht geplündert und ausfouragirt, sein Gespann ging nicht verloren. Kurz, trotz der Kriegszeiten kam er vorwärts, Hab und Gut mehrte sich, er selbst und die Frau waren gesund, Knechte und Mägde fleißig und treu, der Stoffer wuchs schier sichtbar in die Höhe und Breite und Grete blieb nirgends zurück, war frisch und munter, keck und lebendig und zuthulich wie einer von ihren treuen Vögeln.

Und ihr Verkehr, ihre Verbindung mit der Natur ward immer entschiedener und wundersamer. Mit den Thieren, zumal mit den Dohlen, konnte sie, um den Ausdruck zu gebrauchen, anfangen was sie wollte. Eines Tags suchte der Bauer das damals etwa sechsjährige Mädchen vergeblich auf dem Hofe und im nahen Feld. Bei einem Gang durch den Garten fiel ihm die große Ruhe und Stille auf, welche ungewöhnlicherweise um die Dohlenbäume herrschte. Näher tretend fand er Greten auf dem Rasenstückchen neben dem Backofen eingeschlafen und rings die schwarzen Vögel in ganzen Haufen; nahe über ihr hockten ein paar Alte. Den sich nähernden Mann empfing ein einzelnes Gekrächz, wie der Ruf einer Schildwache, dann zogen die Alten die Köpfe unter den Flügeln langsam hervor, es gab vorgestreckte Hälse und ein wenig Flattern, im Ganzen jedoch blieb alles ruhig. Und als der Bauer näher hinzutrat und sich über die Schlafende beugte, sprang einer der beiden Alten auf einen tiefer hängenden Zweig, dicht vor den Mann, flatterte, wie sonst die Jungen thun, wenn sie von den Eltern Nahrung erwarten, verdrehte und wendete sich auf das Gefährlichste, schüttelte heftig den Kopf und schrie mit aller möglichen Heiserkeit und Jämmerlichkeit. Hans mußte unwillkürlich und trotz seines geheimen Grausens lachen, da diese Sprache selbst seinen Sinnen verständlich war. „Du bist uns zwar sehr willkommen und wir fürchten von dir nichts Arges für unsern Liebling," sagte die Dohle. „Allein thu' uns den einzigen Gefallen und bleib davon. Das Kind schläft hier ganz gut und sicher."

Ein andermal, und nicht gar lange nach der eben erzählten Scene, machte der Pfarrer seinen nachmittäglichen Spaziergang, kam mit dem auf dem Hofe arbeitenden Hans in ein zufälliges, freundliches Gespräch, fragte auch nach der Grete, und da diese wieder einmal nicht zu finden war, folgte er dem Bauern in den Garten zu den Bäumen, wo man sie, und auch nicht mit Unrecht vermuthete. Das Kind saß oben in der größten Esche, wo der Stamm in zwei starken Zweigen gabelförmig auseinanderlief, und theilte ernsthaft und wirthlich sein Vesperbrod mit den rings versammelten Vögeln. Sie bemerkte die Suchenden nicht; der Bauer wollte sie herabrufen, allein der Pastor, der dieses seltsame Treiben zum erstenmal in seiner Vollständigkeit bemerkte, gab es nicht zu, sondern achtete gespannt und mit großem Interesse auf den Verlauf. Den einen Vogel streichelte sie, den andern stieß sie zurück mit den Worten: „Du gehst, du bist schlecht. Du hast dem Kleinen das Stück weggeschnappt, du alter häßlicher Peter. Du kannst sehen, wo du was kriegst. Geh, ich mag dich nicht." Und das Thier flog davon und hockte anscheinend höchst betrübt in der Ferne. Endlich war das Brod verzehrt und nun wurde die Kleine lebendig und lustig. „So!" rief sie und schlug die Hände aneinander ab, „nun ist's all und zu End'. Pfutsch! Es ist aus! Und nun fort mit euch — husch!" — Und wie sie dabei die Hände erhob und durch die Luft schwang, stob der Schwarm lärmend und lustig empor und verbreitete sich überall, während nur Einzelne noch zurückblieben, sich streicheln ließen und nach und nach den übrigen nachzogen.

Der Magister lachte laut und herzlich. „Oh, oh!" sprach er hustend, „das ist ja wie eine Königin über das Gethier! Regina monedularum — das heißt Dohlenkönigin, ihr Leute. Oh! Ha! Eine ganz neue Species! Regina monedularum — avis rarissima!" Nachher, als die Grete auf Seitensprossen und abgestorbenen Aesten hurtig und gewandt herabgeklettert war, den weißköpfigen Alten munter begrüßt hatte und in rührigster Lebendigkeit bereits wieder zu einem andern Spiele fortschoß, sprach er zu dem Bauern und seiner Frau: „Hört, Kinder, ihr müßt mir ehrlich, christlich und treu nach der Kleinen sehen und auf dieselbe achten. Unser Herrgott legt so besondere Eigenschaften nicht umsonst in ein menschlich Wesen, nicht für nichts gibt er so viel von seiner besondern Macht und Herrschaft an ein so armes einfaches Würmchen auf. Es ist vielmehr ein Zeichen, daß er sie zu mehr und Größerem bestimmt hat, als unsere blöden Augen sehen. Verhätschelt sie nicht; seyd liebevoll gegen sie, aber auch streng, laßt sie nie aus den Augen. So wird sie mit Gottes Hülfe für alle Lagen und Verhältnisse fähig und geschickt werden. Was an mir ist, was ich vermag, will ich gleichfalls gern für sie thun. Das versprech' ich euch."

Die Eltern handelten nach den Worten des ehrlichen Alten, er selbst ließ niemals nach in Aufmerk-

samkeit und Liebe. Er gewöhnte sie zu sich und ließ sie halbe Tage lang in seinen Zimmern, im Gärtchen umherspazieren und tollen, er sprach oft recht vertraulich und belehrend mit ihr, und als sie später, während der Vorbereitung zur Konfirmation, wöchentlich ein oder zweimal mit den andern Kindern seinen Unterricht genoß — man nennt das dort zu Lande wohl: zum Beten gehen — widmete er ihr seine ganz besondere Aufmerksamkeit. Und so wuchs sie denn heran und ward groß zum Preis Gottes, zur Freude des Alten und der Dörfler. Es war nur Eine Stimme über die „Dohlenkönigin;“ denn den Namen hatte sie behalten, er gefiel dem Volk wie alles Eigenthümliche und recht Bezeichnende. Die Grete war die Königin ihrer Thiere, sie fand sie immer gleich anhänglich, gehorsam und lustig. Die Eltern liebten sie wie ihr eigenes Kind. Sie hatten, wie alle, es schier vergessen, daß sie ein fremdes Kind, daß sie im Wald gefunden sey. Daran dachte damals vielleicht nur Einer noch, und dieser Eine war des Bauern Sohn, der Stoffer.

Schon als Kind hatte er die Grete geneckt und gequält, gezerrt und gescholten, er hatte sie niemals leiden können, und sie war daher vor dem wilden, störrischen Knaben scheu zurückgewichen, hatte sich weinend und schreiend vor ihm und seinem Ungestüm in die Arme der Mutter geflüchtet. Und das ward mit den Jahren nicht besser, es ward schlimmer; ein näheres geschwisterliches Verhältniß entstand, obgleich so natürlich, doch nie zwischen ihnen. Sie standen sich feindlich gegenüber. Die Eltern versuchten umsonst zu vermitteln, der Stoffer ward nur herber und herber, die Grete nur stolzer und scheuer. Der Stoffer, da der Vater ihn einmal mit Schelten und Vorstellungen gereizt hatte, sagte mit Hohn: er möge die Zierpuppen und Milchgesichter nicht; die gehörten in die Stadt; aufs Land paßten sie nicht. Es sey einmal ein thörichtes, heidnisches Ding, bei dem sicher der Teufel und seine Großmutter Gevatter gestanden. Die Alten möchten für sie thun, was sie wollten, er habe nichts darein zu reden. Aber sündlich sey's von ihnen, ihre Liebe und ihre Batzen dem eigenen Kinde zu entziehen und sie einem solchen Dinge zuzuwenden, von dem niemand wisse, ob es ein rechter Mensch sey, oder nicht etwa nur eine Popanz, ein Wechselbalg. „Wart!“ rief der entrüstete Bauer und faßte den Jungen beim Kragen, „den Wechselbalg will ich dir anstreichen!“ Aber daß er ihn windelweich klopfte, machte die Sache nicht besser, und es ward nicht anders. Es wirkte nichts auf das störrische, widerspenstige Herz.

Den Alten machte das alles viele Sorge, und der Bauer schüttete oft sein schweres Herz vor dem Prediger aus. „Wir haben uns das so gut gedacht, meine Alte und ich, Herr Magister,“ sagte er einmal seufzend. „Die Grete wird ein bildsauberes Weibsstück, es steckt ein Engelsgemüth in dem Kinde und auch ein wacker und wirthschaftlich Wesen. Wer die einmal kriegt, braucht nicht viel nach Geld und Gut zu fragen. Solch Weib ist mehr werth, das bringt Geld und Gut in sich und mit sich. Und der Stoffer braucht auch gar nicht darauf zu sehen. Er wird Gottlob so viel haben, um als ein ehrlicher Bauer durch die Welt zu kommen. Wenn er nur die Grete nehmen möchte!“

Es war in des Pfarrers Garten, in der Laube vor dem kunstlosen hölzernen Tisch, und der Alte hatte den Mann freundlich sich setzen lassen. Der Pastor stützte das weißlockige, mit dem schwarzen Käppchen bedeckte Haupt und schaute während der Worte des Redenden gedankenvoll in die grünen Räume, auf die weißen und blauen Blumen des üppig blühenden Flieders. „Es ist brav von Ihm und Seiner Frau,“ sagte er endlich, „daß ihr so denkt. Viele Euresgleichen thäten das nicht. Recht hat der Stoffer: die Grete, wie sie seyn mag, ist doch nicht euer, — sie ist niemandens Kind. Wer weiß wo sie hingehört?“ — „Das ist wohl so, Herr Magister,“ versetzte der Bauer eifrig und wirbelte den dreieckigen Hut zwischen den Händen. „Allein schlechter Leute Kind ist die nicht, man sieht das; Art läßt nicht von Art. Und von unehrlicher Geburt ist sie auch nicht. Was von dem Schlage ist, läßt* anders.

Der Pfarrer schüttelte lächelnd den Kopf. „Er ist richtig vernarrt in das kleine Ding,“ sprach er. „Aber ich will nichts dagegen sagen: sind wir es doch alle, mit Ausnahme Seines Sohns. Und nun hör' Er, Nonnenküster,“ fuhr er fort und stand auf und ging in dem beschränkten Raume nachdenklich auf und ab. „Diese Verbindung will mir nicht zu Kopf. Sie passen nicht zu einander. Sein Sohn ist ein wilder, jähzorniger Patron, ein ungeschlachter Bursch, der nirgends viel Freunde hat, und die Thiere gehen ihm aus dem Weg, sie laufen vor ihm.“ — „Ja, der Herrgott weiß, woher er's hat,“ schob der Bauer seufzend ein. „Von mir und meiner Alten einmal nicht, wir haben ein ander Gemüth.“ — „Da seh' Er einmal die Kreaturen, die Dohlen an,“ sprach der andere weiter. „Die fliegen vor ihm, was sie können, und schreien aus Leibeskräften, wenn er ihnen oder der Grete nahe tritt. Das ist kurios, wird Er meinen. Nein, es ist mehr. Die Geschöpfe, die ihr so hold sind, daß die ihrem Widersacher auch so ganz besonders feind seyn müssen — das ist kein Zufall; es ist Gottes Finger. Es heißt: die beiden sollen auseinander bleiben. Und ich kann nicht davon los, Hans, mir ist immer, als müsse es noch einmal ein Unglück zwischen

* „Läßt anders,“ so viel wie: sieht anders aus, hat ein anderes Aeußere.

den beiden geben. Wenn Er sie lieb hat, so halt' Er sie aus einander und drück' Er dem Burschen den Daumen aufs Aug. Noch mag es vielleicht Zeit dazu seyn."

Es war die letzte Unterredung, welche die zwei mit einander hatten. Wenige Tage darauf starb der alte Herr plötzlich, während er einem Pfarrkinde die Leichenrede hielt. Es war ein schwerer Verlust für die Gemeinde, und auf keiner Stelle empfand man ihn schwerer als in der Familie Nonnenküsters.

Inzwischen verging Jahr und Tag, ohne daß sich in dem Kreise der uns bekannten Persönlichkeiten etwas verändert hätte. Seit der Zeit, wo Hans die Kleine damals im Walde gefunden, waren jetzt achtzehn Jahre vergangen, und Umgebung, Verhältnisse und Lage des Mädchens waren dieselben. Grete selbst lebte weiter, wie sie immer gelebt, arbeitsam und heiter, sorglos und mit Gott, der Welt und sich in Frieden. Daß sie nicht das Kind der Pflegeeltern sey, wußte sie, daß sie aber im Wald gefunden worden, daß niemand von ihrer Herkunft und Heimath wisse, davon hatte sie bisher nie erfahren. Denn man hatte es, wie gesagt, im Lauf der Jahre ziemlich vergessen, und wo ihr Verkehr mit den Thieren allenfalls an ihr besonderes Wesen erinnert hätte, war ihr sonstiges Thun und Treiben so einfach, freundlich und herkömmlich, daß die Leute dabei nicht an die Vergangenheit dachten. Und so lebte sie denn ruhig fort im stillen jungen Leben, und Augen und Herz waren noch immer die eines Kindes.

Der Bauer hatte um diese Zeit ein neues Werk begonnen. Ein Hof im Dorf war durch den Tod des bisherigen Pächters frei geworden. Hans Nonnenküster war ein wohlhabender Mann; mißtrauisch und geizig wie ein ächter Bauer, mochte er sein Geld nicht ausleihen, aber — und darin wich er von den Gewohnheiten seiner Standesgenossen ab — liegen lassen wollt' ers auch nicht. Daher wünschte er den offenen Hof zu erhalten, um ihn entweder mit seinem eigenen zugleich zu bewirthschaften, oder ihn seinem Sohne zu überlassen, der ihm allgemach daheim etwas unbequem wurde. Das Amt gab ihm auch die Erlaubniß und stellte die Pachtbedingungen billig genug. Und da damals die Pachtverträge fast immer wieder erneuert und die Pachtungen ohne die unumgänglichste Nothwendigkeit nie der alten Familie entzogen wurden, so hoffte der Bauer auf diese Weise seinen Nachkommen einen guten und langwährenden Vortheil zugewendet zu haben.

Es läßt sich begreifen, daß bei der doppelten Wirthschaft, und zumal bei dem Beginn derselben Menschen und Thiere überaus in Anspruch genommen wurden und keine Minute über das Nöthige feiern durften. Da begab es sich eines Tags, daß Stoffer zur Nachmittagszeit vom Felde nach Haus und in den Garten kam, wo er Greten, wie meistentheils zu dieser Stunde, mitten zwischen ihren Dohlen fand, lustig und schäckernd, wie gewöhnlich, und ihr Vesperbrod mit den Thieren theilend. Bei des Burschen Annäherung stob der Schwarm wie immer mit großem Geschrei auseinander, Grete aber blieb ruhig auf dem Backofen sitzen, denn seit sie älter geworden, hatte sie allerdings die kindische Scheu verloren, die sie ihm früher gänzlich aus dem Wege trieb. Die Dohlen hockten krächzend in der Höhe auf den weitausgestreckten Zweigen oder schwirrten unruhig um die Wipfel. Stoffer meinte nachher, nicht ein einziges paar Augen von den vielen hätte ihn oder die Grete verlassen.

„So!" sagte er mit gerunzelter Stirn, da er heran war, „also noch immer die alten Alfanzereien im Kopf! Dazu hast du Zeit und weißt doch, wie die Arbeit pressirt und die Mutter sich schier zu Tode quält." Sie rutschte langsam von ihrem Sitz herab. „Ich weiß genau, was zu thun ist, und weiß, daß ich jetzt gerade feiern konnte, wie auch du und die Leute," versetzte sie gleichgültig. „Brauchst nicht zu fürchten, daß es zu lang würde. Ich wäre schon von selbst gekommen, ohne daß du mir die armen Kreaturen verscheuchtest." — „Ich sollt' ihnen nur anfönnen!" rief er, und drohte zu den Thieren hinauf, die ihm mit Geschrei antworteten. „Das eklige Zeug sollte bald ein Ende nehmen, das uns das Obst stiehlt und zu nichts nutz ist, als Lärm und Unreinlichkeit zu schaffen. Das ist wie mit dir, o du stolze Königin, die du auch nur ein Nichtsnutz bist." Sie klopfte sich gleichmüthig den vom Sitz staubigen Rock ab. „Schon gut," sprach sie. „Inkommodire dich nicht und ärgere dich nicht, Stoffer. Es hilft dir nichts. Ich hör' doch nicht nach dir. Gottlob hast nicht du über mich zu kommandiren." — „Ja, leider Gott's!" entgegnete er. „Sonst wär's auch anders. Dann würde dir wenigstens der Kopf nicht ganz verdreht und du solltest dein Brod verdienen, wie sich's schickt, wenn ich dich überall auf dem Hofe ließe, du Findling!"

Ein Wort macht oft vieles schlimm in der Welt, und noch mehr und leichter im Herzen des Menschen. Die Grete fuhr auf, wie von einer Schlange gestochen. Sie schien noch größer zu werden als sonst; sie warf den kleinen Kopf in den Nacken, über das gebräunte Gesichtchen zuckte eine jähe, heiße Röthe und aus den Augen brach auf den erschrockenen Stoffer ein wilder, stolzer Blick. Er meinte nachher, der Stern des Auges sey schwärzer geworden und der Strahl selbst, der auf ihn gefallen, sey wirklich dunkler gewesen in diesem Augenblick.

„Du!" sagte sie und trat ihm näher und dicht vor ihn hin. „Du! Findling? ich? Was heißt das?

Das will ich wissen! Hörst du? Zucke nicht und lüge nicht! Heraus mit dem Wort!" — „Nun, mein Herr und Jesus!" versetzte er, — ihm war ganz bang zu Muth vor dieser plötzlichen Veränderung des lustigen Mädchens — „was wird's denn weiter seyn als die Wahrheit? Der Vater hat dich vor Zeiten im Tann gefunden und mit nach Haus gebracht, behalten und aufgezogen."

„Das ist so? Du lügst nicht?" fragte sie, ohne ihre Stellung, ohne den scharfen, stolzen Ton zu ändern. „Geh doch hin und frage," meinte er und wandte sich von ihr ab. Es ward ihm immer wunderlicher und unheimlicher in ihrer Nähe. Sie sah ihn noch einmal durchdringend an, ging dann in den engen Steig, ohne die großen starren Augen zu senken, wickelte Hände und Arme mechanisch in die Schürze und schritt dem Hause zu. Stoffer schaute ihr lange nach. Als sie aus dem Steige in einen andern trat und ihm entschwand, schüttelte er den Kopf, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und murmelte vor sich hin: „Na prost — ist das eine Geschichte!" Dann sprang er über den Zaun und lief übers Feld, wo er gerade den Pferdejungen mit einem Gespann den gewöhnlichen Weg entlang kommen sah.

Grete indessen ging zur Mutter, die im Hause beschäftigt war; die Frau erschrack übrr ihren Anblick. Vor einer Stunde noch war sie als das schöne und lustige junge Mädchen von ihr weggesprungen, und jetzt kam eine ernste stolze Gestalt, mit düsterem Aug, mit bleicher hoher Stirn, mit fast streng geschlossenen Lippen zurück. Sie ließ das Geschirr stehen, das sie gerade in Händen hatte, sie trat ihr entgegen und hielt ihr die Hand hin. „Was hast du, Kind?" fragte sie liebevoll, „was ist dir geschehen, daß du so verstört daher kommst?" — „Ist das wahr, Mutter, daß ich ein Findling bin?" sprach Grete und sah ihr starr ins Gesicht. Die Frau schlug die Augen nieder. Sie fühlte, wie unrichtig man gehandelt, als man dem Kinde nie von seinem Herkommen gesagt. Den Findelkindern hing etwas Unehrliches an, man machte ihnen aus diesem Beginn ihrer irdischen Laufbahn immer Vorwurf und Tadel. Die Frau ahnte, daß ein Kind sich wohl mit dem Gedanken an das Unglück vertraut gemacht, sich hineingefunden, sich drüber weggesetzt hätte. Jetzt aber fiel der Vorwurf plötzlich in ein erstarktes, reines, unverletztes Fühlen und mußte bis in die Seele dringen.

„Wer hat dir das vorgeworfen?" fragte sie endlich nach einer langen, gedankenvollen Pause. — „Der Stoffer, Mutter. Wer denn sonst? Und ist es wirklich so?" lautete Gretens Antwort. Die Frau ward zornesroth und ihre Hände ballten sich. „Jesus, Gottes Sohn!" rief sie, „was soll nur daraus werden! Wird der Junge mir denn nie etwas anderes als Aerger machen, als Ungelegenheit und Noth!" Sie setzte sich auf die rohe Bank, sie zog das starre Mädchen zu sich und auf ihren Schooß, wickelte ihr die Arme und Hände aus der Schürze, strich ihr über das Haar. Die Grete ließ das alles mit sich geschehen ohne ein Wort, ohne eine Bewegung; sie verwandte die starren Augen keinen Augenblick von der Frau.

„Was nimmst du dir des ungeschlachten Buben Rede nur so zu Herzen?" fuhr die Bäuerin fort. „Ja, der Vater hat dich im Wald gefunden, es werden im nächsten Frühling neunzehn Jahr." — „Aber wo gehör' ich denn hin?" rief das Mädchen. „So hab' ich ja mit Euch nichts zu thun, Mutter, und nichts mit dem Vater! Ich bin gar nicht aus eurer Freundschaft!* Ein Findling, ein Zigeunerkind, ohne Eltern und Freunde, ohne Anhang, allein in der Welt und allein unter der Sonne! O du Gott, o du Gott!" Sie schlug verzweiflungsvoll die Hände zusammen und vor die Augen des gesenkten Kopfes. Die Mutter schlang die Arme fest um die zitternde, schmerzerschütterte Gestalt und preßte sie zärtlich an sich. Sie hatte die Augen voll Thränen. „Kind," sprach sie, „wie kannst du das alles nur so sagen? Was hättest du keinen Anhang? Hast du nicht den Vater und mich? Sind wir dir nicht immer gute Eltern gewesen? Haben wir dich nicht so lieb, als seyest du unser leibeigen Kind? Hast du nicht den Herrn Magister gehabt — Gott habe ihn selig! — hast du nicht das ganze Dorf, den Herrn Amtmann, wer dich kennt? Du ein Zigeunerkind? Was red'st du doch! Schau dich doch an im Spiegelglas, ob man zu dem lotterigen Gesindel gehört, wenn man so hell ist wie du. Gestohlen haben sie dich, du armes Wurm,** das ist einmal gewiß, und dich dann schändlich liegen lassen. Du gehörst gewiß zu hohen Stadt- oder Herrenleuten. Aber nun bist du mein, du mein Herzblatt, und bei deiner leiblichen Mutter kannst du nicht mehr Liebe finden als bei mir und dem Hans, der auch immer nach deinen Augen aussieht."

Die Grete legte die Arme um den Hals der ehrlichen Frau, drückte das Gesicht auf ihre Schulter und brach in ein leidenschaftliches, lautes und langes Weinen aus. Von Jugend auf war sie reizbar gewesen, heftig in Schmerz und Freude, leicht gereizt zu Liebesbezeugungen, ebenso leicht aber auch zum Zorn und zur schnell folgenden Versöhnung. Jetzt freilich war es nicht allein der Schmerz, der in ihr Haus hielt. Der riß ihr nur die Pforten auf, die sie bisher noch von Welt und Leben geschieden; der

* Freundschaft — Verwandtschaft. Freunde — Verwandte.

** Wurm als Neutrum, oft und viel gebraucht zur Bezeichnung eines geliebten, bemitleideten Wesens, oder in anderer Verbindung auch wohl verächtlich.

Mensch rang sich aus dem Kinde. Daher redete die Mutter auch lange vergebens. Endlich sprach sie wie zu einem Kinde von den einfachen Begebenheiten, welche die Auffindung Gretens begleitet hatten; es schlossen sich daran ganz zufällig und wie von selbst Erinnerungen aus ihren ersten Jahren, aus der damaligen Zeit. Das wirkte sehr gut, und wie ein Kind weinte und lauschte Grete zugleich, bis sie nach einer geraumen Zeit ziemlich beruhigt auseinander und an die drängende Arbeit gingen.

Als der Bauer das Geschehene erfuhr, suchte er alsbald eine ernstliche Unterredung mit seinem Sohn und stellte ihm sein Unrecht, das Ungehörige im Benehmen gegen das arme Mädchen noch einmal mit derben Worten vor Augen. „Du bist zu alt," sprach er. „Ich kann dir nicht mehr wie einem Kinde auf die Jacke kommen, allein das sage ich dir, dein Brummen und Tückischseyn, das ist umsonst, Stoffer, und lieber magst du in die weite Welt gehen, als daß ich durch deine Schuld Unfrieden ins Haus kriegte. Die Grete haben und behalten wir. Sie wird von uns erben wie du, denn sie hat uns das Glück daher gebracht; ohne sie hätt' ich nicht halb so viel. Das solltest du bedenken und vernünftig seyn. Brauchst dich ihrer nicht zu schämen, sie ist ein gut Theil besser als du. Könntest du sie zum Weibe haben, wolltest du sie christlich und rechtschaffen halten und lieben nach Gottes Gesetz, ich wollte dir meinen besten Segen geben, denn es gibt kein besser Gemüth, kein tüchtiger Weib. Aber du bist ein Talps und es wird nichts draus."

Stoffer ließ sich das alles, sehr gegen seine Gewohnheit, ohne ein Wort der Erwiederung sagen. Seit jenem Nachmittag war er überhaupt auffallend verändert und still; bei der Grete strich er schweigend vorüber und streifte sie hin und wieder mit fast scheuem Blick.

Einige Tage sah Hans es mit dem Mädchen still an, darauf sprach er auch zu ihr. „Das ist nun geschehen," sagte er, „und es ist nicht zu ändern. Erfahren mußtest du's doch einmal. Du stehst darum nicht anders da, wir haben dich alle noch justement so lieb wie sonst. Was schiert dich der Stoffer? Auf den hört keiner als er selbst. Also schlag dir das Ding aus dem Kopf und werde mir nicht hinterstnnig.* Das mag ich nicht. Bleib' so wie du warst, Grete, lustig und fidel, freundlich und von gutem Gemüth. Darum hab' ich dich so lieb. Laß das Heulen!" — „Vater," entgegnete sie und fiel ihm um den Hals, „es ist ja nicht das Wort allein und die Sache. Mir ist seitdem auch so ganz anders, so kurios zu Muth. Ich weiß nur nicht zu sagen wie. Es ist bald, als ob ich gar keinen Boden unter den Füßen hätt', in der Luft stänb', — so schwindlig ist mir. Und wenn ich schlafe, träum' ich stets, daß ich hoch, hoch herunterfalle." — „Das kommt vom Geblüt, Kind," meinte der Bauer. „Du bist auch was bläßlich. Am Sonnabend kannst du mit zur Stadt fahren und mit dem Bader reden." Sie schüttelte den Kopf. „Vom Geblüt kommt das nicht. Ich bin auch nicht krank. Ich meine fast, es ist, weil ich nun gar keinen Anhang habe, weil mir alles weg ist, weil ich niegends sagen kann, da gehör' ich hin." — „Das ist Thorheit!" sprach der Vater. „Du hast uns noch alle und hier ist der Platz, da du hin gehörst. Schlag' dir die kranken Faseleien aus dem Kopf. Bist zu gesund dazu." Er ging in den Stall.

Das Mädchen schwieg auch, wie der Stoffer. Sie ging langsam und nachdenklich zu der Eichenhöhe, setzte sich dort und sah schweigsam und in Gedanken vor sich hin über Feld und Rain, ungestört von dem Treiben der Dohlen. Von einem muntern Scherz und Lachen vernahmen die Vögel nichts mehr und schienen die veränderte Stimmung der Gebieterin recht gut zu bemerken. Ob sie auch noch so zahm und zutraulich waren, so lebendig, so lustig und rührig wie früher zeigten sie sich bei Gretens Anwesenheit nicht mehr.

Damals war es Sommer; der verging. Im Herbst zog der Stoffer ins Dorf auf den neugepachteten Hof als sein eigener Herr. Dann kam der Winter, darauf blühte der Frühling ab und der neue Sommer brachte neue Früchte. Die Grete war aus einem lebensfrohen, heitern Kinde zu einem lebensernsten, stillen und bewußten Weibe geworden. Ihr Körper war nicht mehr weich und schlaff, ihre Haltung nicht mehr nachlässig, sie schritt mehr, als sie ging, sie hielt sich gerade, stark und kalt, wie denn ihr ganzes Wesen ein wenig schroff, kühl und besonnen geworden. Das war kein Hochmuth, daß sie viel für sich blieb, das war kein Schmollen, daß sie meist schweigsam und oft untheilnehmend erschien. Es war wirklich ihre Natur, die sich so gewissermaßen concentrirt hatte. Auch ihre Lippen schlossen sich fester, ihre Sprache war tiefer geworden, ihr Haar hatte gedunkelt und ihre Augen —

Sie hatte seltsame Augen. Immer waren sie groß und dunkelblau, von eigenthümlicher Macht, von besonderem Glanze gewesen. Aber seit dem Gespräch mit Stoffer nahmen sie, wenn Geist oder Seele erregt war, eine andere Färbung an. Man wußte nicht recht, waren sie dann braun oder schwarz, so verdunkelten sie sich, und der Blick, der dann aus ihnen hervorbrach, war auch wunderſam tief und wirklich dunkel. Das Volk sagte von diesen Augen und Blicken,

* Hinterstnnig — tiefsinnig, melancholisch.

es könne einem davor grausen und es sey mit ihr nicht richtig. Wir nennen das wohl magisch, geheimnißvoll, magnetisch, und Gott weiß wie noch sonst. Wir nehmen an, daß aus solchem Auge etwas von einer innern, verborgenen, gewissermaßen nächtigen Seite der Natur hervordämmere, die vielleicht in uns allen schlummern, aber nur bei einigen zum Vorschein kommen mag. So scheint es mit der Grete gewesen zu seyn.

Der Stoffer aber wohnte einsam mit ein paar Knechten und Mägden im Dorf und wirthschaftete still. Zu den Eltern kam er wenig und auf die Grete warf er noch immer nur scheue Blicke. Gesprochen hatte er kaum wieder mit ihr. Was er im Herzen hatte und im Sinn, wußte niemand, vielleicht er selbst nicht. Ich aber will es euch sagen. Einerseits beneidete er das Mädchen und mißgönnte ihm seine Lage und Stellung; andererseits hatte an jenem Nachmittag ihr plötzlich verändertes Aeußere einen tiefen, gefährlichen Eindruck, nicht auf sein Herz — wer möchte das sagen! — aber auf seine Sinne gemacht. Das war's.

Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine.

Aus dem dritten Bande des Kosmos.

So eben ist die zweite Abtheilung des dritten Bandes des Kosmos erschienen. Wie in der ersten Abtheilung der Fixsternhimmel, so wird in der vorliegenden zweiten das System unserer Sonne abgehandelt. Der uranologische Theil der physischen Weltbeschreibung ist damit geschlossen und ein neuer Abschnitt eines Werks vollendet, das gleich außerordentlich erscheint, ob man zunächst die Persönlichkeit des Verfassers, oder die ungeheure Masse des vereinigten Materials und die Weise der Verarbeitung desselben in's Auge faßt; ob man mit Bewunderung an diesem Denkmal des heutigen Naturwissens hinauf sieht, oder in Hochachtung bei dem Gedanken verweilt, daß es durch die unermüdliche Kraft und Ausdauer eines Mannes errichtet worden, der sich schon vor vollen sechzig Jahren, in einer für die Wissenschaften ewig denkwürdigen Epoche, in die vorderste Reihe der Forscher gestellt hat.

Wie bei den früheren Bänden, so ist es uns auch dießmal gestattet, unsern Lesern einen Abschnitt im Auszug mitzutheilen. Wir wählen dazu das Capitel von den Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteinen.

* * *

Seit dem Frühjahr 1845, in dem ich das Naturgemälde oder die allgemeine Uebersicht kosmischer Erscheinungen herausgegeben (im ersten Band des Kosmos), sind die früheren Resultate der Beobachtung von Aërolithenfällen und periodischen Sternschnuppenströmen mannigfaltig erweitert und berichtigt worden. Vieles wurde einer strengeren und sorgfältigeren Kritik unterworfen: besonders die, für das Ganze des räthselhaften Phänomens so wichtige Erörterung der Radiation, d. h. der Lage der Ausgangspunkte in den wiederkehrenden Epochen der Sternschnuppenschwärme. Auch ist die Zahl solcher Epochen, von welchen lange die August- und die Novemberperiode allein die Aufmerksamkeit auf sich zogen, durch neuere Beobachtungen vermehrt worden, deren Resultate einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit darbieten. Man ist durch die verdienstvollen Bemühungen, zuerst von Brandes, Benzenberg, Olbers und Bessel, später von Erman, Boguslawski, Quetelet, Feldt, Saigey, Eduard Heis und Julius Schmidt, zu genaueren correspondirenden Messungen übergegangen, und ein mehr verbreiteter mathematischer Sinn hat es schwieriger gemacht, durch Selbsttäuschung einem vorgefaßten Theorem unsichere Beobachtungen anzupassen.

Die Fortschritte in dem Studium der Feuermeteore werden um so schneller seyn, als man unpartheiisch Thatsachen von Meinungen trennt, die Einzelnheiten prüft, aber nicht als ungewiß und schlecht beobachtet alles verwirft, was man jezt noch nicht zu erklären weiß. Am wichtigsten scheint mir Absonderung der physischen Verhältnisse von den, im ganzen sicherer zu ergründenden, geometrischen und Zahlenverhältnissen. Zu der lezteren Classe gehören: Höhe, Geschwindigkeit; Einheit oder Mehrfachheit der Ausgangspunkte bei erkannter Radiation, mittlere Zahl der Feuermeteore in sporadischen oder periodischen Erscheinungen, nach Frequenz auf dasselbe Zeitmaaß reducirt, Größe und Gestaltung, in Zusammenhang mit den Jahreszeiten oder mit den Abständen von der Mitte der Nacht betrachtet. Die Ergründung beider Arten von Verhältnissen, der physischen wie der geometrischen, wird allmälig zu einem und demselben Ziele, zu genetischen Betrachtungen über die innere Natur der Erscheinung, führen.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß wir im ganzen mit den Welträumen und dem, was sie erfüllt, nur in Verkehr stehen durch licht- und wärmeerregende Schwingungen, wie durch die geheimnißvollen Anziehungskräfte, welche ferne Massen (Weltkörper) nach der Quantität ihrer Körpertheilchen auf unsern Erdball, dessen Oceane und Luftumhüllung ausüben. Die Lichtschwingung, welche von dem kleinsten telescopischen Fixsterne, aus einem auflöslichen Nebelflecke ausgeht, und für die unser Auge empfänglich ist, bringt uns (wie es die sichere Kenntniß von der Geschwindigkeit und Aberration des Lichtes mathematisch darthut) ein Zeugniß von dem ältesten Daseyn der Materie. Ein Lichteindruck aus den Tiefen der sterngefüllten Himmelsräume führt uns mittelst einer einfachen Gedankenverbindung über eine Myriade von Jahrhunderten in die Tiefen der Vorzeit zurück. Wenn auch die Lichteindrücke, welche Sternschnuppenströme, Aërolithen schleudernde Feuerkugeln oder ähnliche Feuermeteore geben, ganz verschiedener Natur seyn mögen, wenn sie sich auch erst entzünden, indem sie in die Erdatmosphäre gelangen, so bietet doch der fallende Aërolith das einzige Schauspiel einer materiellen Berührung von etwas dar, das unserem Planeten fremd ist. Wir erstaunen, „metallische und erdige Massen, welche der Außenwelt, den himmlischen Räumen angehören, betasten, wiegen, chemisch zersetzen zu können;" in ihnen heimische Mineralien zu finden, die es wahrscheinlich machen, wie

dieß schon Newton vermuthete, daß Stoffe, welche zu einer Gruppe von Weltkörpern, zu einem Planetensysteme gehören, großentheils dieselben sind.

Die Kenntniß von den ältesten, chronologisch sicher bestimmten Aërolithenfällen verdanken wir dem Fleiß der alles registrirenden Chinesen. Solche Nachrichten steigen bis in das Jahr 644 vor unserer Zeitrechnung hinauf, also bis zu den Zeiten des Tyrtäus und des zweiten messenischen Krieges der Spartaner, 176 Jahre vor dem Fall der ungeheuren Meteormasse bei Aegos Potamoi. Eduard Biot hat in Ma-tuan-lin, welcher Auszüge aus der astronomischen Section der ältesten Reichsannalen enthält, für die Epoche von der Mitte des 7ten Jahrhunderts vor Chr. bis 333 Jahre nach Chr. 16 Aërolithenfälle aufgefunden, während daß griechische und römische Schriftsteller für denselben Zeitraum nur 4 solche Erscheinungen anführen.

Merkwürdig ist es, daß die ionische Schule früh schon, übereinstimmend mit unsern jetzigen Meinungen, den kosmischen Ursprung der Meteorsteine annahm. Der Eindruck, welchen eine so großartige Erscheinung als die bei Aegos Potamoi (an einem Punkte, welcher 62 Jahre später durch den, den peloponnesischen Krieg beendigenden Sieg des Lysander über die Athener noch berühmter ward) auf alle hellenische Völkerschaften machte, mußte auf die Richtung und Entwickelung der ionischen Physiologie einen entscheidenden und nicht genug beachteten Einfluß ausüben. Anaxagoras von Clazomenä war in dem reifen Alter von 32 Jahren, als jene Naturbegebenheit vorfiel. Nach ihm sind die Gestirne von der Erde durch die Gewalt des Umschwunges abgerissene Massen. Der ganze Himmel, meint er, sey aus Steinen zusammengesetzt. Die steinartigen festen Körper werden durch den feurigen Aether in Gluth gesetzt, so daß sie das vom Aether ihnen mitgetheilte Licht zurückstrahlen. Tiefer als der Mond, und noch zwischen ihm und der Erde, bewegen sich, sagt Anaxagoras nach dem Theophrast, noch andere dunkle Körper, die auch Mondverfinsterungen hervorbringen können. Noch deutlicher, und gleichsam bewegter von dem Eindruck des großen Aërolithenfalles, drückt sich Diogenes von Apollonia, der, wenn er auch nicht ein Schüler des Anaximenes ist, doch wahrscheinlich einer Zeitepoche zwischen Anaxagoras und Democritus angehört, über den Weltbau aus. Nach ihm bewegen sich mit den sichtbaren Sternen auch unsichtbare (dunkle) Steinmassen, die deßhalb unbenannt bleiben. Letztere fallen bisweilen auf die Erde herab und verlöschen: wie es geschehen ist mit dem steinernen Stern, welcher bei Aegos Potamoi gefallen ist.

Die „Meinung einiger Physiker" über Feuermeteore (Sternschnuppen und Aërolithen), welche Plutarch im Leben des Lysander (cap. 12) umständlich entwickelt, ist ganz die des cretensischen Diogenes. „Sternschnuppen", heißt es dort, „sind nicht Auswürfe und Abflüsse des ätherischen Feuers, welche, wenn sie in unseren Luftkreis kommen, nach der Entzündung erlöschen; sie sind vielmehr Wurf und Fall himmlischer Körper, dergestalt, daß sie durch ein Nachlassen des Schwunges herabgeschleudert werden." Von dieser Ansicht des Weltbaues, von der Annahme dunkler Weltkörper, die auf unsere Erde herabfallen, finden wir nichts in den Lehren der alten ionischen Schule, von Thales und Hippo bis zum Empedocles. Der Eindruck der Naturbegebenheit in der 78ten Olympiade scheint die Ideen des Falles dunkler Massen mächtig hervorgerufen zu haben. In dem späten Pseudoplutarch (Plac. II. 13) lesen wir bloß: daß der Milesier Thales „die Gestirne alle für irdische und feurige Körper" hielt. Die Bestrebungen der früheren ionischen Physiologie waren gerichtet auf das Erspähen des Urgrundes der Dinge, des Entstehens durch Mischung, stufenweise Veränderung und Uebergänge der Stoffe in einander, auf die Processe des Werdens durch Erstarrung oder Verdünnung. Des Umschwungs der Himmelssphäre, „welcher die Erde im Mittelpunkt festhält", gedenkt allerdings schon Empedocles als einer wirksam bewegenden kosmischen Kraft. Da in diesen ersten Anklängen physikalischer Theorien der Aether, die Feuerluft, ja das Feuer selbst die Expansivkraft der Wärme darstellt, so knüpfte sich an die hohe Region des Aethers die Idee des treibenden, von der Erde Felsstücke wegreißenden Umschwunges. Daher nennt Aristoteles (Meteorol. 1. 339 Bekker) den Aether „den ewig im Lauf begriffenen Körper", gleichsam das nächste Substratum der Bewegung, und sucht etymologische Gründe für diese Behauptung. Deßhalb finden wir in der Biographie des Lysander: „daß das Nachlassen der Schwungkraft den Fall himmlischer Körper verursacht"; wie auch an einem andern Orte, wo Plutarch offenbar wieder auf Meinungen des Anaxagoras oder des Diogenes von Apollonia hindeutet, er die Behauptung aufstellt: „daß der Mond, wenn seine Schwungkraft aufhörte, zur Erde fallen würde, wie der Stein in der Schleuder". So sehen wir in diesem Gleichniß nach der Annahme eines centrifugalen Umschwunges, welchen Empedocles in der (scheinbaren) Umdrehung der Himmelskugel erkannte, allmählig als idealen Gegensatz eine Centripetalkraft auftreten. Diese Kraft wird eigens und deutlicher bezeichnet von dem scharfsinnigsten aller Erklärer des Aristoteles, Simplicius. Er will das Nichtherabfallen der Weltkörper dadurch erklären: „daß der Umschwung die Oberhand hat über die eigene Fallkraft, den Zug nach unten". Dieß sind die ersten Ahndungen über wirkende Centralkräfte; und, gleichsam auch die Trägheit der Materie anerkennend, schreibt zuerst der

Alexandriner Johannes Philoponus, Schüler des Ammonius Hermeä, wahrscheinlich auch aus dem 6ten Jahrhundert, „die Bewegung der kreisenden Planeten einem primitiven Stoße" zu, welchen er sinnig mit der Idee des „Falles, eines Strebens aller schweren und leichten Stoffe gegen die Erde", verbindet. So haben wir versucht zu zeigen, wie eine große Naturerscheinung und die früheste, rein kosmische Erklärung eines Aërolithenfalles wesentlich dazu beigetragen hat, im griechischen Alterthume stufenweise, aber freilich nicht durch mathematische Gedankenverbindung, die Keime von dem zu entwickeln, was, durch die Geistesarbeit der folgenden Jahrhunderte gefördert, zu den von Huygens entdeckten Gesetzen der Kreisbewegung führte.

Von den geometrischen Verhältnissen der periodischen (nicht sporadischen) Sternschnuppen beginnend, richten wir unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das, was neuere Beobachtungen über die Radiation oder die Ausgangspunkte der Meteore, und über ihre ganz planetarische Geschwindigkeit offenbart haben. Beides, Radiation und Geschwindigkeit, charakterisirt sie mit einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit als leuchtende Körper, die sich als unabhängig von der Rotation der Erde zeigen, und von außen, aus dem Weltraume, in unsere Atmosphäre gelangen. Die nordamerikanischen Beobachtungen der Novemberperiode bei den Sternschnuppenfällen von 1833, 1834 und 1837 hatten als Ausgangspunkt den Stern γ Leonis bezeichnen lassen; die Beobachtungen des Augustphänomens im Jahr 1839 Algol im Perseus, oder einen Punkt zwischen dem Perseus und dem Stier. Es waren diese Radiationscentra ungefähr die Sternbilder, gegen welche hin sich etwa in derselben Epoche die Erde bewegte. Saigey, der die amerikanischen Beobachtungen von 1833 einer sehr genauen Untersuchung unterworfen hat, bemerkt, daß die fixe Radiation aus dem Sternbild des Löwen eigentlich nur nach Mitternacht, in den letzten 3 bis 4 Stunden vor Anbruch des Tages, bemerkt worden ist; daß von 18 Beobachtern zwischen der Stadt Mexico und dem Huronensee nur 10 denselben allgemeinen Ausgangspunkt der Meteore erkannten, welchen Denison Olmsted, Professor der Mathematik in New-Haven (Massachusetts), angab.

Die vortreffliche Schrift des Oberlehrers Eduard Heis zu Aachen, welche zehn Jahre lang von ihm daselbst angestellte, sehr genaue Beobachtungen über periodische Sternschnuppen in gedrängter Kürze darbietet, enthält Resultate der Radiationserscheinungen, welche um so wichtiger sind, als der Beobachter sie mit mathematischer Strenge discutirt hat. Nach ihm „ist es eigenthümlich für die Sternschnuppen der Novemberperiode, daß die Bahnen mehr zerstreut sind als die der Augustperiode. In jeder der beiden Perioden sind die Ausgangspunkte gleichzeitig mehrfach gewesen; keineswegs immer von demselben Sternbilde ausgehend, wie man seit dem Jahre 1833 voreilig anzunehmen geneigt war." Heis findet in den Augustperioden der Jahre 1839, 1841, 1842, 1843, 1844, 1847 und 1848 neben dem Hauptausgangspunkt des Algol im Perseus noch zwei andere: im Drachen und im Nordpol. „Um genaue Resultate über die Ausgangspunkte der Sternschnuppenbahnen in der Novemberperiode für die Jahre 1839, 1841, 1846 und 1847 zu ziehen, wurden für einen jeden der 4 Punkte (Perseus, Löwe, Cassiopeja und Drachenkopf) einzeln die zu demselben gehörigen Mittelbahnen auf eine 30zöllige Himmelskugel aufgezeichnet, und jedesmal die Lage des Punktes ermittelt, von welchem die meisten Bahnen ausgingen. Die Untersuchung ergab, daß von 407 der Bahn nach verzeichneten Sternschnuppen 171 aus dem Perseus nahe beim Sterne η im Medusenhaupte, 83 aus dem Löwen, 35 aus der Cassiopeja in der Nähe des veränderlichen Sternes α, 40 aus dem Drachenkopfe, volle 78 aber aus unbestimmten Punkten kamen. Die Zahl der aus dem Perseus ausstrahlenden Sternschnuppen betrug also fast doppelt so viel als die des Löwen."

Die Radiation aus dem Perseus hat sich demnach in beiden Perioden als ein sehr merkwürdiges Resultat erwiesen. Ein scharfsinniger, acht bis zehn Jahre mit den Meteorphänomenen beschäftigter Beobachter, Julius Schmidt, Adjunkt an der Sternwarte zu Bonn, äußert sich über diesen Gegenstand mit großer Bestimmtheit in einem Briefe an mich (Juli 1851): „Abstrahire ich von den reichen Sternschnuppenfällen im November 1833 und 1834, so wie von einigen späteren der Art, wo der Punkt im Löwen ganze Schaaren von Meteoren aussandte, so bin ich gegenwärtig geneigt, den Perseuspunkt als denjenigen Convergenzpunkt zu betrachten, welcher nicht bloß im August, sondern das ganze Jahr hindurch die meisten Meteore liefert. Dieser Punkt liegt, wenn ich die aus 478 Beobachtungen von Heis ermittelten Werthe zum Grunde lege, in RA. 50°,3 und Decl. 51°,5 (gültig für 1844,6). Im November 1849 (7ten—14ten) sah ich ein paar hundert Sternschnuppen mehr, als ich seit 1841 je im November bemerkt hatte. Von diesen kamen im ganzen nur wenige aus dem Löwen, bei weitem die meisten gehörten dem Sternbild des Perseus an. Daraus folgt, wie mir scheint, daß das große Novemberphänomen von 1799 und 1833 damals (1841) nicht erschienen ist. Auch glaubte Olbers an eine Periode von 34 Jahren für das Maximum der Novembererscheinung. Wenn man die Richtungen der Meteorbahnen in ihrer ganzen Complication und periodischen Wiederkehr betrachtet, so findet man, daß es gewisse Radiationspunkte gibt, die

immer vertreten sind, andere, die nur sporadisch und wechselnd erscheinen."

Ob übrigens die verschiedenen Ausgangspunkte mit den Jahren sich ändern, was, wenn man geschlossene Ringe annimmt, eine Veränderung in der Lage der Ringe andeuten würde, in welchen die Meteore sich bewegen, läßt sich bis jetzt nicht mit Sicherheit aus den Beobachtungen bestimmen. Eine schöne Reihe solcher Beobachtungen von Houzeau (aus den Jahren 1839 bis 1842) scheint gegen eine progressive Veränderung zu zeugen. Daß man im griechischen und römischen Alterthum schon auf eine gewisse temporäre Gleichförmigkeit in der Richtung der am Himmelsgewölbe hinschießenden Sternschnuppen aufmerksam gewesen ist, hat sehr richtig Eduard Heis bemerkt. Jene Richtung wurde damals als Folge eines in den höheren Luftregionen bereits wehenden Windes betrachtet, und verkündigte den Schiffenden einen bald aus derselben Weltgegend eintretenden und herabsteigenden Luftstrom in der niedrigeren Region.

Wenn die periodischen Sternschnuppenströme sich von den sporadischen schon durch häufigen Parallelismus der Bahnen, strahlend aus einem oder mehreren Ausgangspunkten, unterscheiden, so ist ein zweites Criterium derselben das numerische: die Menge der einzelnen Meteore, auf ein bestimmtes Zeitmaaß zurückgeführt. Wir kommen hier auf die vielbestrittene Aufgabe der Unterscheidung eines außerordentlichen Sternschnuppenfalles von einem gewöhnlichen. Als Mittelzahl der Meteore, welche in dem Gesichtskreis einer Person an nicht außerordentlichen Tagen stündlich zu rechnen sind, gab von zwei vortrefflichen Beobachtern, Olbers und Quetelet, der eine 5 bis 6, der andere 8 Meteore an. Zur Erörterung dieser Frage, welche so wichtig als die Bestimmung der Bewegungsgesetze der Sternschnuppen in Hinsicht auf ihre Richtung ist, wird die Discussion einer sehr großen Anzahl von Beobachtungen erfordert. Ich habe mich deshalb mit Vertrauen an den schon oben genannten Beobachter, Herrn Julius Schmidt zu Bonn, gewandt, der, lange an astronomische Genauigkeit gewöhnt, mit der ihm eigenen Lebendigkeit das Ganze des Meteorphänomens umfaßt, von welchem die Bildung der Aërolithen und ihr Herabstürzen zur Erde ihm nur eine einzelne, die seltenste, und darum nicht die wichtigste Phase zu seyn scheint. Folgendes sind die Hauptresultate der erbetenen Mittheilungen.

„Als Mittelzahl von vielen Jahren der Beobachtung (zwischen 3 und 8 Jahren) ist für die Erscheinung sporadischer Sternschnuppen ein Fall von 4 bis 5 in der Stunde gefunden worden. Das ist der gewöhnliche Zustand, wenn nichts Periodisches eintritt. — — Bei den periodischen Meteorfällen kann man im Mittel in jeder Stunde über 13 oder 15 erwarten. Seit dem Jahre 1838 sind die Novemberfälle weniger glänzend. (Am 12. Nov. 1839 zählte jedoch Heis noch stündlich 22 bis 35 Meteore, ebenso am 13. Nov. 1846 im Mittel 27 bis 33.) Sehr verschieden ist der Reichthum in den periodischen Strömen der einzelnen Jahre; aber immer bleibt die Zahl der fallenden Meteore beträchtlich größer als in den gewöhnlichen Nächten, welche in der Stunde nur 4 bis 5 sporadische Fälle zeigen. Im Januar (vom 4ten an zu rechnen), im Februar und im März scheinen die Meteore überhaupt am seltensten zu seyn."

„Obgleich die August- und die Novemberperiode mit Recht die berufensten sind, so hat man doch, seitdem die Sternschnuppen der Zahl und der parallelen Richtung nach mit größerer Genauigkeit beobachtet werden, noch fünf andere Perioden erkannt:

Januar: in den ersten Tagen, zwischen dem 1sten und 3ten; wohl etwas zweifelhaft.

April: 18te oder 20ste? schon von Arago vermuthet. (Große Ströme: 25. April 1095, 22. April 1800, 20. April 1803.

Mai: 26ste?

Juli: 26ste bis 30ste; Quetelet. Maximum eigentlich zwischen 27. und 29. Juli. Die ältesten chinesischen Beobachtungen gaben dem leider früh hingeschiedenen Eduard Biot ein allgemeines Maximum zwischen 18. und 27. Juli.

August, aber vor dem Laurentiusstrome, besonders zwischen dem 2ten und 5ten des Monats. Man bemerkt vom 26. Juli bis 10. Aug. meist keine regelmäßige Zunahme.

August: der Laurentiusstrom selbst. Entschiedenes Maximum am 10. August; seit vielen Jahren beobachtet. (Einer alten Tradition gemäß, welche in Thessalien in den Gebirgsgegenden um den Pelion verbreitet ist, öffnet sich während der Nacht des Festes der Transfiguration, am 6. August, der Himmel, und die Lichter, κανδήλια, erscheinen mitten in der Oeffnung).

October: der 19te und die Tage um den 26sten. — — Die Vermuthung von Boguslawski, daß die chinesischen Meteorschwärme vom 18.—27. Juli und der Sternschnuppenfall vom 21. Oct. (a. St.) 1366 die, jetzt vorgerückten August- und Novemberperioden seyen, verliert nach den vielen neueren Erfahrungen von 1838—1848 viel von ihrem Gewicht.

November: 12te—14te, sehr selten der 8te oder 10te. Der große Meteorfall von 1799 in Cumana vom 11—12. Nov., welchen Bonpland und ich beschrieben haben, gab in so fern Veranlassung, an zu bestimmten Tagen periodisch wiederkehrende Erscheinungen zu glauben, als man bei dem ähnlichen großen

Meteorfall von 1833 (Nov. 12—13) sich der Erscheinung vom Jahre 1799 erinnerte.

December: 9te—12te; aber 1798 nach Brandes Beobachtung Dec. 6—7, Herrick in New-Haven 1838 Dec. 7—8, Heis 1847 Dec. 8 und 10."

„Acht bis neun Epochen periodischer Meteorströme, von denen die letzteren 5 die sicherer bestimmten sind, werden hier dem Fleiß der Beobachter empfohlen. Die Ströme verschiedener Monate sind nicht allein unter einander verschieden, auch in verschiedenen Jahren wechseln auffallend die Reichhaltigkeit und der Glanz desselben Stromes."

„Die obere Grenze der Höhe der Sternschnuppen ist mit Genauigkeit nicht zu ermitteln, und Olbers hielt schon alle Höhen über 30 Meilen für wenig sicher bestimmt. Die untere Grenze, welche man vormals gewöhnlich auf 4 Meilen (über 91,000 Fuß) setzte, ist sehr zu verringern. Einzelne steigen nach Messungen fast bis zu den Gipfeln des Chimborazo und Aconcagua, bis zu einer geographischen Meile über der Meeresfläche herab. Dagegen bemerkt Heis, daß eine am 10. Juli 1837 gleichzeitig in Berlin und Breslau gesehene Sternschnuppe nach genauer Berechnung beim Aufleuchten 62 Meilen und beim Verschwinden 42 Meilen Höhe hatte; andere verschwanden in derselben Nacht in einer Höhe von 14 Meilen. Aus der älteren Arbeit von Brandes (1823) folgt, daß von 100 an zwei Standpunkten wohl gemessenen Sternschnuppen 4 eine Höhe hatten von nur 1—3 Meilen, 15 zwischen 3 und 6 M., 22 von 6—10 M., 35 (fast $\frac{1}{3}$) von 10—15 M., 13 von 10—20 M., und nur 11 (also kaum $\frac{1}{10}$) über 20 M., und zwar zwischen 45 und 60 Meilen. Aus 4000 in 9 Jahren gesammelten Beobachtungen ist in Hinsicht auf die Farbe der Sternschnuppen geschlossen worden, daß $\frac{2}{3}$ weiß, $\frac{1}{7}$ gelb, $\frac{1}{17}$ gelbroth, und nur $\frac{1}{37}$ grün sind."

Olbers meldet, daß während des Meteorfalls in der Nacht vom 12. zum 13. November im Jahr 1838 in Bremen sich ein schönes Nordlicht zeigte, welches große Strecken am Himmel mit lebhaftem blutrothen Lichte färbte. Die durch diese Region hinschießenden Sternschnuppen bewahrten ungetrübt ihre weiße Farbe, woraus man schließen kann, daß die Nordlichtstrahlen weiter von der Oberfläche der Erde entfernt waren als die Sternschnuppen da, wo sie im Fallen unsichtbar wurden. Die relative Geschwindigkeit der Sternschnuppen ist bisher zu $4\frac{1}{2}$ bis 9 geogr. Meilen in der Secunde geschätzt worden, während die Erde nur eine Translationsgeschwindigkeit von 4,1 Meilen hat. Correspondirende Beobachtungen von Julius Schmidt in Bonn und Heis in Aachen (1849) gaben in der That als Minimum für eine Sternschnuppe, welche 12 Meilen senkrecht über St. Goar stand und über den Lacher See hinwegschoß, nur $3\frac{1}{2}$ Meile. Nach andern Vergleichungen derselben Beobachter und Houzeau's in Mons wurde die Geschwindigkeit von 4 Sternschnuppen zwischen $11\frac{1}{2}$ und $23\frac{3}{4}$ M. in der Secunde, also 2- bis 5mal so groß als die planetarische der Erde, gefunden. Dieses Resultat beweist wohl am kräftigsten den kosmischen Ursprung neben der Stetigkeit des einfachen oder mehrfachen Radiationspunktes, d. h. neben dem Umstand, daß periodische Sternschnuppen, unabhängig von der Rotation der Erde, in der Dauer mehrerer Stunden von demselben Sterne ausgehen, wenn auch dieser Stern nicht der ist, gegen welchen die Erde zu derselben Zeit sich bewegt. Im ganzen scheinen sich nach den vorhandenen Messungen Feuerkugeln langsamer als Sternschnuppen zu bewegen; aber immer bleibt es auffallend, daß, wenn die ersteren Meteorsteine fallen lassen, diese sich so wenig tief in den Erdboden einsenken. Die, 276 Pfund wiegende Masse von Ensisheim im Elsaß war (7. Nov. 1492) nur 3 Fuß, eben so tief der Aërolith von Braunau (14. Juli 1847) eingedrungen. Ich kenne nur zwei Meteorsteine, welche bis 6 und 18 Fuß den lockeren Boden aufgewühlt haben; so der Aërolith von Castrovillari in den Abruzzen (9. Febr. 1583) und der von Hradschina im Agramer Comitat (26. Mai 1751).

Ob je etwas aus den Sternschnuppen zur Erde gefallen, ist vielfach in entgegengesetztem Sinne erörtert worden. Die Strohdächer der Gemeinde Belmont (Departement de l'Ain, Arrondissement Belley), welche in der Nacht vom 13. Nov. 1835, also zu der Epoche des bekannten Novemberphänomens, durch ein Meteor angezündet wurden, erhielten das Feuer, wie es scheint, nicht aus einer fallenden Sternschnuppe, sondern aus einer zerspringenden Feuerkugel, welche (problematisch gebliebene) Aërolithen soll haben fallen lassen, nach den Berichten von Millet d'Aubenton. Ein ähnlicher Brand, durch eine Feuerkugel veranlaßt, entstand den 22. März 1846 um 3 Uhr Nachmittags in der Commune von St. Paul bei Bagnère de Luchon. Nur der Steinfall in Angers (am 9. Juni 1822) wurde einer bei Poitiers gesehenen schönen Sternschnuppe beigemessen. Das, nicht vollständig genug beschriebene Phänomen verdient die größte Beachtung. Die Sternschnuppe glich ganz den sogenannten römischen Lichtern in der Feuerwerkerei. Sie ließ einen geradlinigen Strich zurück, nach oben sehr schmal, nach unten sehr breit, und von großem Glanze, der 10 bis 12 Minuten dauerte. Siebzehn Meilen nördlich von Poitiers fiel unter heftigen Detonationen ein Aërolith.

Verbrennt immer alles, was die Sternschnuppen enthalten, in den äußersten Schichten der Atmosphäre, deren strahlenbrechende Kraft die Dämmerungserscheinungen darthun? Die oben erwähnten, so verschiedenen Farben während des Verbrennungsprozesses lassen

auf chemische, stoffartige Verschiedenheit schließen. Dazu sind die Formen jener Feuermeteore überaus wechselnd; einige bilden nur phosphorische Linien, von solcher Feinheit und Menge, daß Forster im Winter 1832 die Himmelsdecke dadurch wie von einem schwachen Schimmer erleuchtet sah. Viele Sternschnuppen bewegen sich bloß als leuchtende Punkte und lassen gar keinen Schweif zurück. Das Abbrennen bei schnellem oder langsamerem Verschwinden der Schweife, die gewöhnlich viele Meilen lang sind, ist um so merkwürdiger, als der brennende Schweif bisweilen sich krümmt, und sich wenig fortbewegt. Das stundenlange Leuchten des Schweifes einer längst verschwundenen Feuerkugel, welches Admiral Krusenstern und seine Begleiter auf ihrer Weltumseglung beobachteten, erinnert lebhaft an das lange Leuchten der Wolke, aus welcher der große Aërolith von Aegos Potamoi soll herabgefallen seyn nach der, freilich wohl nicht ganz glaubwürdigen Erzählung des Damachos.

Es gibt Sternschnuppen von sehr verschiedener Größe, bis zum scheinbaren Durchmesser des Jupiter oder der Venus anwachsend; auch hat man in dem Sternschnuppenfalle von Toulouse (10. April 1812) und bei einer am 23. August desselben Jahres in Utrecht beobachteten Feuerkugel diese wie aus einem leuchtenden Punkte sich bilden, sternartig aufschießen und dann erst zu einer mondgroßen Sphäre sich ausdehnen gesehen. Bei sehr reichen Meteorfällen, wie bei denen von 1799 und 1833, sind unbezweifelt viele Feuerkugeln mit Tausenden von Sternschnuppen gemengt gewesen; aber die Identität beider Arten von Feuermeteoren ist doch bisher keineswegs erwiesen. Verwandtschaft ist nicht Identität. Es bleibt noch vieles zu erforschen über die physischen Verhältnisse beider: über die vom Admiral Wrangel an den Küsten des Eismeeres bezeichnete Einwirkung der Sternschnuppen auf Entwickelung des Polarlichtes und auf so viele unbestimmt beschriebene, aber darum nicht voreilig zu negirende Lichtprocesse, welche der Entstehung einiger Feuerkugeln vorhergegangen sind. Der größere Theil der Feuerkugeln erscheint unbegleitet von Sternschnuppen und zeigt keine Periodicität der Erscheinung. Was wir von den Sternschnuppen wissen in Hinsicht auf die Radiation aus bestimmten Punkten, ist für jetzt nur mit Vorsicht auf Feuerkugeln anzuwenden.

Meteorsteine fallen, doch am seltensten, bei ganz klarem Himmel, ohne daß sich vorher eine schwarze Meteorwolke erzeugt, ohne irgend ein gesehenes Lichtphänomen, aber mit furchtbarem Krachen, wie am 16. Sept. 1843 bei Klein-Wenden unweit Mühlhausen; oder sie fallen, und dieß häufiger, geschleudert aus einem plötzlich sich bildenden dunkeln Gewölk, von Schallphänomenen begleitet, doch ohne Licht; endlich, und so wohl am häufigsten, zeigt sich der Meteorsteinfall in nahem Zusammenhange mit glänzenden Feuerkugeln. Von diesem Zusammenhange liefern wohlbeschriebene und unzubezweifelnde Beispiele die Steinfälle von Barbotan (Dep. des Landes) den 24. Juli 1790, mit gleichzeitigem Erscheinen einer rothen Feuerkugel und eines weißen Meteorwölkchens, aus dem die Aërolithen fielen; der Steinfall von Benares in Hindostan (13. Dec. 1798); der von Aigle (Dep. de l'Orne) am 26. April 1803. Die letzte der hier genannten Erscheinungen — unter allen diejenige, welche am sorgfältigsten (durch Biot) untersucht und beschrieben ist —, hat endlich, 23 Jahrhunderte nach dem großen thraeischen Steinfall, und 300 Jahre nachdem ein Frate zu Crema durch einen Aërolithen erschlagen wurde, der endemischen Zweifelsucht der Akademien ein Ziel gesetzt. Eine große Feuerkugel, die sich von Südost nach Nordwest bewegte, wurde um 1 Uhr Nachmittags in Alençon, Falaise und Caen bei ganz reinem Himmel gesehen. Einige Augenblicke darauf hörte man bei Aigle (Dep. de l'Orne) in einem kleinen, dunkeln, fast unbewegten Wölkchen eine 5 bis 6 Minuten dauernde Explosion, welcher 3 bis 4 Kanonenschüsse und ein Getöse wie von kleinem Gewehrfeuer und vielen Trommeln folgten. Bei jeder Explosion entfernten sich einige von den Dämpfen, aus denen das Wölkchen bestand. Keine Lichterscheinung war hier bemerkbar. Es fielen zugleich auf einer elliptischen Bodenfläche, deren große Axe von Südost nach Nordwest 1,2 Meile Länge hatte, viele Meteorsteine, von welchen der größte nur 17½ Pfund wog. Sie waren heiß, aber nicht rothglühend, dampften sichtbar, und, was sehr auffallend ist, sie waren in den ersten Tagen nach dem Fall leichter zersprengbar als nachher. Ich habe absichtlich bei dieser Erscheinung länger verweilt, um sie mit einer vom 13. Sept. 1768 vergleichen zu können. Um 4½ Uhr nach Mittag wurde an dem eben genannten Tage bei dem Dorfe Luce (Dep. d'Eure et Loire), eine Meile westlich von Chartres, ein dunkles Gewölk gesehen, in dem man wie einen Kanonenschuß hörte, wobei zugleich ein Zischen in der Luft vernommen wurde, verursacht durch den Fall eines sich in einer Curve bewegenden schwarzen Steines. Der gefallene, halb in das Erdreich eingedrungene Stein wog 7¼ Pfund, und war so heiß, daß man ihn nicht berühren konnte. Er wurde von Lavoisier, Fougeroux und Cadet sehr unvollkommen analysirt. Eine Lichterscheinung ward bei dem ganzen Ereigniß nicht wahrgenommen.

Sobald man anfing periodische Sternschnuppenfälle zu beobachten und also in bestimmten Nächten auf ihre Erscheinung zu harren, wurde bemerkt, daß die Häufigkeit der Meteore mit dem Abstande von Mitternacht zunahm, daß die meisten zwischen 2 und 5 Uhr Morgens fielen. Schon bei dem großen Meteorfall zu Cumana in der Nacht vom 11. zum 12. Nov. 1799 hatte mein Reisebegleiter den größten

Schwarm von Sternschnuppen zwischen 2½ und 4 Uhr gesehen. Ein sehr verdienstvoller Beobachter der Meteorphänomene, Coulvier-Gravier, hat im Mai 1845 dem Institut zu Paris eine wichtige Abhandlung sur la variation horaire des étoiles filantes übergeben. Es ist schwer die Ursache einer solchen stündlichen Variation, einen Einfluß des Abstandes von dem Mitternachtspunkt zu errathen. Wenn unter verschiedenen Meridianen die Sternschnuppen erst in einer bestimmten Frühstunde vorzugsweise sichtbar werden, so müßte man bei einem kosmischen Ursprunge annehmen, was doch wenig wahrscheinlich ist, daß diese Nacht- oder vielmehr Frühmorgenstunden vorzüglich zur Entzündung der Sternschnuppen geeignet seyen, während in andern Nachtstunden mehr Sternschnuppen vor Mitternacht unsichtbar vorüberziehen. Wir müssen noch lange mit Ausdauer Beobachtungen sammeln.

Die Hauptcharaktere der festen Massen, welche aus der Luft herabfallen, glaube ich nach ihrem chemischen Verhalten und dem in ihnen besonders von Gustav Rose erforschten körnigen Gewebe im Kosmos (Bd. I. S. 133—137) nach dem Standpunkt unseres Wissens im Jahr 1845 ziemlich vollständig abgehandelt zu haben. Die auf einander folgenden Arbeiten von Howard, Klaproth, Thénard, Vauquelin, Proust, Berzelius, Stromeyer, Laugier, Dufresnoy, Gustav und Heinrich Rose, Boussingault, Rammelsberg und Shepard haben ein reichhaltiges Material geliefert; und doch entgehen unserem Blicke ⅔ der gefallenen Steine, welche auf dem Meeresboden liegen. Wenn es auch augenfällig ist, wie unter allen Zonen, an den von einander entferntesten Punkten, die Aërolithen eine gewisse physiognomische Aehnlichkeit haben in Grönland, Mexico und Südamerika, in Europa, Sibirien und Hindostan, so bieten dieselben doch bei näherer Untersuchung eine sehr große Verschiedenheit dar. Viele enthalten $^{96}/_{100}$ Eisen, andere (Siena) kaum $^{2}/_{100}$; fast alle haben einen dünnen schwarzen, glänzenden und dabei geäderten Ueberzug; bei einem (Chantonnay) fehlte die Rinde gänzlich. Das specifische Gewicht einiger Meteorsteine steigt bis 4,28, wenn der kohlenartige, aus zerreiblichen Lamellen bestehende Stein von Alais nur 1,94 zeigte. Einige (Juvenas) bilden ein doleritartiges Gewebe, in welchem krystallisirter Olivin, Augit und Anorthit einzeln zu erkennen sind; andere (die Masse von Pallas) zeigen bloß nickelhaltiges Eisen und Olivin, noch andere (nach den Stoffverhältnissen der Mischung zu urtheilen) Aggregate von Hornblende und Albit (Chateau-Renard), oder von Hornblende und Labrador (Blansko und Chantonnay). — —

Ein Neujahrswunsch.

Einbricht die Scheidenacht des Jahres,
Begraben ist sein Glück und Leid,
Darüber wallt der Sterne klares
Und ewig stilles Feierkleid.

Doch solches friedevolle Schweigen,
Die Erde nimmt es nicht in Acht,
Ein lauter, wildbewegter Reigen
Begeht des Jahres lezte Nacht.

Das ist die Zeit mit ihrem Tosen,
Die Zeit mit ihrem Zwist und Krieg;
Sie trägt im Haar zerpflückte Rosen,
Und hofft noch einen Jugendsieg,

Und will im Kampf das Feld behalten,
Als lebten Helden ihr genug,
Und will das Leben neu gestalten,
So viel man Kinder ihr erschlug. —

Wer möchte schelten solches Ringen?
Es ist so göttlich, frei zu seyn!
Und langverwehrte Siege bringen
Noch oft die lezten Streiter ein.

Wohl manchen Feind hast du zu schlagen,
Wenn täglich neue auferstehn,
Doch besser ein verlornes Wagen,
Als feig und müßig untergehn.

Zwar hat an deine Ritterspornen
Viel schlimmes Unkraut sich gehängt,
Und geht das Feld für dich verloren,
So war's die Spreu, die dich verdrängt.

Drum eine Stärkung in der Dürre
Hätt' ich dir gerne dargebracht,
Und eine Leuchte in der Wirre,
Und einen Stern in deiner Nacht.

Es geht ein Gott vor jedem Volke
In einer Feuersäule her;
Du sähst ihn wandeln in der Wolke,
Wenn nicht dein Aug' verschlossen wär'.

Doch eine Kraft will ich dir nennen,
Ein Hephatha in deine Nacht,
Und diese Macht mußt du bekennen:
Des Glaubens unerschöpfte Macht,

Die, wenn ihr Haupt zum Untergange
Schon seine lezten Blicke neigt,
Wie eines Morgens junge Wange
Empor zu neuen Flammen steigt,

Die, wie so tief es auch zerrüttet,
Den Gott im Menschenbild erkennt,
Und, wie so tief sein Strahl verschüttet,
Für dieses Eine Kleinod brennt,

Die in des Kriegs Gewitterwagen
Wie Gottes Blize niederfährt,
Die falschen Gözen zu erschlagen,
Die ihr das Heiligthum entehrt. —

Wirf ab, wirf ab von deinen Sohlen,
Was dich beschwert in solchem Lauf,
So wirst du ein die Freiheit holen,
So hältst den Untergang du auf!

Und gäbe nach den Wetterschlägen
Die Erde nimmer ihren Raub,
Nicht neuer Frühlingslieder Segen,
Nicht Blumen aus der Todten Staub,

Getrost! du hast dir wohl gebettet,
Dein besser Theil hast du befreit,
Der Menschheit reines Bild gerettet
Und es der Ewigkeit geweiht.

J. G. Fischer.

Literatur.

Der electro-magnetische Telegraph.

1) Steinheil. Beschreibung und Vergleichung der galvanischen Telegraphen Deutschlands, nach Besichtigung im April 1849 rc. (Aus den Abhandlungen der bayerischen Akademie). 4. München. 1850.
2) l'Abbé Moigno. Traité de télégraphie électrique, renfermant son histoire, sa théorie e la description des appareils. Paris 1849.
3) Schellen. Der electro-magnetische Telegraph in den einzelnen Stadien seiner Entwicklung und in seiner gegenwärtigen Ausbildung und Anwendung. Für Freunde der Physik, Telegraphenbeamten, Ingenieure, Techniker und Mechaniker. Braunschweig. 1851.
4) Drescher. Die electro-magnetische Telegraphie oder leichtfaßliche und specielle Beschreibung der vorzüglichsten electro-magnetischen Telegraphenapparate und der Anwendung derselben in der Praxis. 4. Cassel. 1849.
5) v. Pelchzrim. Der electro-magnetische Telegraph. Allgemein verständlich dargestellt. Berlin. 1848.
6) Petrina. Der electro-magnetische Telegraph auf den österreichischen Bahnen. Beschrieben und leichtfaßlich erklärt. Prag. 1848.
7) A. Poppe. Die Telegraphie von ihrem Ursprung bis zur neuesten Zeit, mit besonderer Berücksichtigung der ausgeführten telegraphischen Systeme. Frankfurt. 1849.
8) Breyssinger. Versuch einer kurzen, leichtfaßlichen und zugleich gründlichen Darstellung des electro-magnetischen Telegraphen. 4. Augsburg. 1850.
9) Gundolf. Der electro-magnetische Telegraph, aus den physikalischen Grundlehren allgemein faßlich dargestellt. Paderborn. 1850.
10) F. Kohl. Der optisch-mechanische und electro-magnetische Telegraph. Dargestellt zur Selbstbelehrung. Leipzig. 1850.
11) Buerbaum. Die electro-magnetische Telegraphie mit besonderer Berücksichtigung der ausgeführten Telegraphensysteme. Berlin. 1851.
12) Vail. Gründliche Darstellung des electro-magnetischen Telegraphen nach dem System des Prof. Morse. Uebers. von C. Gerke. Hamburg. 1848.

Als Lamoral von Thurn und Taxis den ersten Postdienst einrichtete, war die Welt gerade so voll Wunder wie heutzutage, da das jüngste Wunder einer merkwürdigen Zeit, der electrische Telegraph, die alte Reichspost vollends ganz zum Mährchen gemacht hat. Aber der Begriff und die Empfindung des Menschen vom Unbegreiflichen und Wunderbaren war damals ein ganz anderer als heutzutage, ein umgekehrter. Wir wüßten zwar nicht, daß die Leistungen des fürstlichen Hauses Taxis je für Hexerei wären gehalten worden; als aber um dieselbe Zeit, wo der Depeschendienst auf Landstraßen aufkam, der Bücherdruck erfunden wurde, erhoben sich ganz ernstliche Bedenken, ob nicht in Wahrheit bei diesem schwarze Kunst im Spiele sey. Als dagegen in neuester Zeit eine Compagnie von Naturkräften mit dem Generalreichspostamt belehnt werden mußte, da waren Locomotive und electrischer Telegraph für die meisten freilich etwas völlig Unbegreifliches, durchaus Wunderbares; aber es gab kaum ein altes Weib, welches bezweifelte, daß es dabei mit rechten Dingen zugehe.

Der menschlichen Brust ist das Bedürfniß des Außerordentlichen und der Glaube an das Wunder tief eingepflanzt. Dieser Trieb hat aber zwei Seiten, zwei Richtungen, zwei Pole, wie die neuere Wissenschaft den Dualismus der Naturkräfte bezeichnet. Der eine ist zur Nachtseite, der andere zur Tagseite der Natur gekehrt, und beide stoßen einander ab, und das wache Leben des einen bedingt den Schlummer des andern. In jedem Menschen, in jeder Nation, in jedem Abschnitt der Geschichte hat einer der beiden Pole, der übernatürliche, mystische, oder aber der natürliche, faßliche, das Uebergewicht. Wo der eine glüht, ist der andere nothwendig erkaltet, und dieß ist ein guter Theil dessen, was Individuen, Völker und Zeitalter einander unähnlich und die Widersprüche ihrer Anschauungen unausgleichbar macht.

Mit dem Bücherdruck begann die geistige Bewegung, die sich in neuester Zeit so außerordentlich beschleunigt hat, daß die Zeitgenossen selbst darüber erschracken, und alles, was noch von Autorität in der Welt übrig ist, alle Kraft aufbietet, um das Rad, das auf seinem Fluge zu einem unbekannten Ziel zertrümmert was es berührt, zu einigem Stillstand zu bringen. Seit jenem Zeitpunkt ist nun aber die Campaßnadel des menschlichen Glaubens von ihrer mittelalterlichen Weisung auf das Mystische und Zauberische mehr und mehr abgewichen, und wie der Blitz den Südpol des Magneten zum Nordpol umwandelt, so haben die überraschenden Thaten des Dampfes und der magnetischen Kraft die Pole der Weltanschauung vollends umgekehrt. Das natürlich Außerordentliche ist an die Stelle des aus einer Uebernatur Hereinragenden getreten; aber die nüchterne Einbildung führt in ihrer Weise mit den Wundern der Wissenschaft dasselbe Puppenspiel auf, wie die Phantasie einer befangeneren Zeit mit den Schauern des Uebersinnlichen.

Einst traute man Gott oder den Göttern, den guten und den bösen Geistern, dem Ausfluß des Gestirns und dem Einfluß des gestempelten Worts alles zu, dem Menschen an sich nichts, und wenn dieser dennoch etwas Auffallendes leistete, so brachte er es eben durch einen Bund mit jenen geheimen Mächten zu Stande. Wem die Astrologie eine exacte Wissenschaft und ein Comet eine Zuchtruthe war, der blieb ganz in seinem Ideenkreise, wenn er den Mann, der ihn durch ein Glas in der dunkeln Kammer einen Baum verkehrt sehen ließ, als Schwarzkünstler verklagte. So kam es, daß noch im siebzehnten Jahrhundert mancher Forscher seine Entdeckungen, theils aus ächt menschlicher Lust am Geheimniß, theils aber auch aus gerechter Furcht vor der Zauberriecherei der Menge, in Anagrammen und Worträthseln versteckte.

Aus diesem Grunde stellt heute keiner mehr sein Licht unter den Scheffel; denn der Glaube an irgend etwas, das in den festen Naturzusammenhang eigenwillig eingreift, ist in demselben Maaße gesunken, in dem sich das Vertrauen auf des Menschen selbsteigene Kraft und seine legitime Gewalt über die Natur riesenhaft gesteigert hat. Ist es nicht natürlich, daß die Philosophie der Zeit in dieser Richtung dahin getrieben wurde, den Menschen selbst zu vergöttern, da in einer Natur mit unverbrüchlichen, einander bedingenden und sich von selbst vollziehenden Gesetzen fur das Amt eines Regierers kein Platz schien? Und nur dem Laien in Weltweisheit und Physik kann es sonderbar erscheinen, daß die Wissenschaft auf demselben Wege dazu kam, den Gott in der menschlichen Seele zu materialisiren, daß sie die geistige Thätigkeit als einen chemisch-electrischen Prozeß faßt, oder daß die nüchterne Schwärmerei der Phrenologie dem gebildeten Publikum die Seele so überzeugend als eine Drehorgel darstellt, auf der sich ein nothwendiges Lied abspielt.

Wissenschaft und Industrie, das Organ, mit dem der Mensch die Natur zwingt ihm ihre Gesetze und Handgriffe zu verrathen und seinen immer weiter ausschweifenden Zwecken und Wünschen dienstbar zu seyn, das ist die natürliche Magie der jetzigen Welt, die eines unermesseneren Kredits genießt als je der Stein der Weisen und die Kunst auf Kosten seiner Seligkeit im Bund mit dem Teufel ein lustiges Leben zu führen. Gespenster, Kobolde, Hexen, Pakte mit dem Bösen, Besprechungen, Universalarzneien, pestkündende Cometen, Meerfräulein und Basilisken, Riesen- und Zwergvölker, der Vampyr, das Einhorn, der Phönix — solches waren die Dinge, welche einst das höchste Interesse und die lebhafteste Neugier in Anspruch nahmen, nicht etwa nur des Pöbels, sondern des Publikums, das heute sein Bedürfniß der Verwunderung dadurch befriedigt, daß es populäre Vorlesungen über die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften besucht und sich durch halbwissenschaftliche Lectüre die Fähigkeit erwirbt, nicht etwa dem Gang der Naturforschung und ihrer praktischen Anwendungen bescheiden zu folgen, sondern denselben in träumerischen Vorstellungen lustig voranzueilen. So ist einmal die unveränderliche Anlage des menschlichen Gemüths. Ob es dem idealen oder dem realen, dem mystischen oder dem natürlichen Pole zugekehrt ist, beidemal weist die Campaßnadel unseres Innern in ein Unendliches hinaus: dort in eine unfaßliche zauberische Tiefe der Natur und unseres eigenen Wesens, hier in eine unendliche Ferne menschlicher Entwicklung, in eine unabsehbare Perspektive natürlicher Wunderwerke, durch die sich all der zauberhafte Comfort verwirklicht, mit dem das Mährchen von jeher einem Bedürfniß des menschlichen Herzens so liebenswürdig entgegen gekommen ist. — Es gab eine Zeit, wo manche schwache Weiberseele mit dem nachweislichen Kitzel kämpfte, auch einmal im Sabbat auf der Heide des Brockens jener unaussprechlichen schaurigen Entzückungen theilhaftig zu werden. Und die Enkeltochter dieser Fürwitzigen bleibt nach dem Geiste des Jahrhunderts im selben Ideenkreise, wenn sie nach Vollendung der Paris-Straßburger Bahn den Traum ihres Lebens zu verwirklichen, Paris zu sehen und den Ball der großen Oper zu besuchen hofft. Im schlimmen Fall ist der Unterschied nur der, daß die Hexe auf den Scheiterhaufen kam und der Mann der Touristin auf die Gantliste kommt.

Die Heckpfennige, die Siebenmeilenstiefel, die Wünschhüte der alten Zeit, sind sie nicht durch californische Goldgruben, durch Eisenbahn und magnetischen Telegraphen im Grunde zur Wirklichkeit geworden? Aber wie es Zeiten gab, wo sich die Heiligen in Wundern und die Hexen und Hexenmeister in Tollheiten überboten, so scheint immer eine große wissenschaftliche oder industrielle That eine noch

größere herauszufordern, und mit der Beschleunigung des Weltverkehrs steigert sich auch der Schwung der Einbildungskraft der Menge. Im Publikum, das die Eisenbahn zu Beruf und Vergnügen benützt, finden nur Wenige Zeit, sich davon Rechenschaft zu geben, was dieses neue Verkehrsmittel für die Gegenwart und die Zukunft der Welt eigentlich zu bedeuten habe. Und wozu auch sich darum kümmern? Sehr viele, indem sie, ein Theil einer ungeheuern Last, an der Erdfläche hingleiten, fahren bereits noch lustiger mit der ganzen Gesellschaft durch die körperlose Luft. Denn daran kann wohl kein Zweifel seyn, daß die Erfindung der Luftschifferei nunmehr nicht lange auf sich warten lassen kann, und die Eisenbahnen wären ja dann doch nicht umsonst gebaut, in Betracht, daß die Tunnels, auf beiden Seiten zugemauert, die fertigsten und vortrefflichsten Bierkeller abgäben. Seit das Außerordentlichste gelungen, wovon vor zwanzig Jahren kein Entdecker des Perpetuum Mobile sich hätte träumen lassen, seit man vom Castell zu Dover eine Kanone in einer Batterie zu Calais abgefeuert, mag die telegraphische Verbindung der alten mit der neuen Welt keine Chimäre mehr seyn; es gibt aber Leute genug, welche nach all dem Fabelhaften, das die Engländer jüngst geleistet, es ihnen gar wohl zutrauten, daß sie die Erde wie eine Paternosterkugel durchbohrten, um den galvanischen Draht zu ihren Colonien bei den Antipoden zu ziehen.

Geister und Gespenster gingen von jeher im Dunkeln um, und das, was man den wissenschaftlichen Vorspuk nennen könnte, treibt sein Wesen im Zwielicht des Halbwissens und der encyclopädischen Bildung. Das Organ der Leichtgläubigkeit, um phrenologisch zu reden, ist zu allen Zeiten dasselbe und hat immer den nämlichen Bezug zur übrigen Verfassung der Seele; aber Richtung und Aeußerung sind sehr verschieden nach den Anschauungen der Zeiten. In der Chronik einer gewissen Reichsstadt ist zu lesen, daß ein Comet am Firmament erschienen, der die bösen Händel, so zwischen Rath und Bürgerschaft ausgebrochen, „sichtbarlich und erschrecklich verkündet habe. Es ist im Grunde das Nämliche, so verschieden es auch aussieht, wenn vor etwa zehn Jahren die wissenschaftliche Aufklärung unserer gebildeten Welt durch die Mystifikation einer amerikanischen Zeitung auf eine komische Probe gestellt wurde. John Herschel auf dem Cap sollte durch einen ganz neuen optischen Apparat Menschen im Mond entdeckt haben, Menschen mit Fledermausflügeln. Eine solche Geschichte, wenn sie nur ein wenig geschickt eingeleitet wurde, war der Verwunderung und sofort des Glaubens der gemeinen Zeitungsleser gewiß; aber das erschien denn doch etwas auffallend, daß selbst viele halbwegs Unterrichtete die sinnreiche Verbindung von Telescop und Mikroscop, die man Herschel bei diesem Handel zuschrieb, ganz plausibel fanden. Die Herren, die einem eleganten Publikum beider Geschlechter wissenschaftliche Vorträge halten, so wie die Schriftsteller, welche das Erz der Wissenschaft in populären Schriften zu Scheidemünze ausprägen, konnten sich nach dieser Erfahrung ein Urtheil über den absoluten Werth ihrer Leistungen bilden. Es ist aber wohl zu glauben, daß sich die Klügeren derselben durch diesen Blick in die geistige Verfassung ihres Publikums aufgemuntert fühlten, es noch weniger genau zu nehmen als bisher, und gleich in Stücken zu geben, was ihnen das Publikum ja doch zerpflückt.

Die Schriften, deren Titel wir diesem Artikel vorgesezt haben, zum Theil an das wissenschaftliche, zum Theil an das große wißbegierige Publikum gerichtet, werden, wenn sie an die rechte Adresse gelangen, meist dankbare Leser finden. Aber bei manchen ist uns eben die Adresse nicht deutlich. Wir meinen, sie geben dem Wissenden zu wenig, und dem Wissenslustigen viel zu viel, und damit eben auch zu wenig.

In welches Verhältniß zur Wissenschaft sich die sogenannte allgemeine Bildung zu setzen habe; in welcher Weise, in welcher Mischung und Abkochung wissenschaftlicher Unterricht als Ferment edler geistiger Gährung dem intellektuellen Durcheinander der Gesellschaft zuzusetzen sey, darüber ist viel, und nicht viel Kluges, geschrieben worden. Gott bewahre uns, daß wir diese Frage hier officiell besprechen. Es ist uns aber immer vorgekommen, als ob es bei aller populären wissenschaftlichen Schriftstellerei und Vorleserei vor Allem darauf ankäme, dem Publikum den augenblicklichen lebhaften, und wenigstens bei gewissen Naturen allerdings bildenden Genuß des Lernens und Erfahrens zu verschaffen, den Leuten die Empfindung zu geben, als ob sie allen Ernstes etwas lernten, mögen sie hinterher wirklich etwas, das der Rede werth ist, gelernt haben oder nicht. Mancher halb unterrichtete Mann, manche bildungslustige Frau, sie mögen sich grämen, wenn sie das Gold der Wissenschaft so vergnügt nach Hause getragen haben, und, greifen sie des andern Tags darnach, es in ihrem Innern in dürre Blätter verwandelt sehen, gleich Rübezahls Gaben. Aber das thut nichts; sie kommen doch wieder, um mit den goldenen Rechenpfennigen zu spielen; und dieses Spiel ist ja so viel unschuldiger als so manches andere, und auch ganz nützlich, vorausgesezt, daß man es nicht übertreibt, daß man nicht von einer Vorlesung, von einer popularisirten Wissenschaft zur andern eilt und so in seinem Innern ein wirres Netz ausspannt, in dem die Seele rathlos zappelt.

Die Bildung, wie man auch den Begriff derselben fasse, kann nie darin bestehen, daß man sein Hirn zur Camera obscura macht, in der alle Erscheinungen der Zeit in verjüngten Bildern verkehrt durcheinander laufen. Wir sehen ja nur zu gut, was bei solchem Mißbrauch der Geisteskraft herauskommt. Wenn die heutige Gesellschaft sich oft selbst so bitter anklagt, wenn sie sich Haltlosigkeit, Charakterlosigkeit, sogenannte Zerfahrenheit — ein eigens von ihr für sich erfundenes Wort — zum Vorwurf macht, so rührt dieß ja nur daher, daß die so außerordentlich beschleunigte geistige Strömung der Zeit viel zu viel und zu vielerlei durch die Köpfe treibt, als daß die meisten es aushalten könnten, ohne jenes Gleichgewicht zwischen Geist und Gemüth einzubüßen, das, auf einer wenn auch beschränkten, doch fest umschriebenen Weltanschauung ruhend, die Grundlage dessen bildet, was man Charakter nennt. Wenn unsere Zeit wirklich zu viele Vielwisser erzöge, so wäre das Uebel wohl zu ertragen, daß aber die Vielwisser ja oft nur Viellerner und Nichtskönner sind, das macht es gar nicht schwer, jenes „Problem zu lösen, das unsere Literaten unsern Philosophen nachsprechen, das Problem, warum eine so große Zeit so kleine

Menschen hervorbringt. Mäßigkeit im körperlichen Genuß schützt nicht sicherer vor der Cholera, als verständige geistige Diät vor jener Seuche verwahrt, die wir mit der Luft der Zeit einathmen, vor jener Verwirrung der Eindrücke und Begriffe, welche die Seele durch Verwunderung aller Art so abstumpft, daß sie des Bewunderns nicht mehr fähig ist. Manches Frauenzimmer, mancher Salonsmann ist gewöhnt, mit den interessanten Figuren englischer, französischer, oder gar deutscher Romane vertrauten Umgang zu pflegen, sich den Eindrücken des Schauspiels, des Concerts, der ästhetischen und wissenschaftlichen Vorlesung auszusetzen, sich von der Politik des Tages positiv oder negativ electrisiren zu lassen und an einem halben Dutzend Wissenschaften herumzukosten, aus dem triftigen Grunde, weil sie sich von keiner zu nähren haben. Wird nun eine neue erstaunliche Erfindung gemacht, z. B. der electrische Telegraph, so geht es freilich in Einem hin, wenn die Leute nun auch noch Polarisation, positiven und negativen Strom, Erdleitung, Umkehrung der Pole, Induktion, Multiplikation, Anker, Relais, Ausschaltung, Zeiger- und Druckapparat u. s. w. in den Wirrwarr ihrer Vorstellungen werfen. Aber welches auch das Resultat sey, sicher ist nur so viel, daß sie nie dazu kommen das Werkzeug zu bewundern, daß sie immer auf dem Standpunkt der Verwunderung stehen bleiben.

Kein Mensch zweifelt daran, daß man in rein mathematische Wissenschaften nicht eindringen kann, ohne die Elemente zu erlernen, daß man hier nimmermehr auch nur zu einigem Verständniß gelangt, ohne von der Pike auf zu dienen. Wenn es bei den physischen induktiven Wissenschaften anders scheint, so ist dieß nur optische Täuschung, weil diese in der gemeinen, landesläufigen Sprache vorgetragen werden oder vorgetragen werden können, während einem dort die Ziffern und Quadratwurzelzeichen vor den Augen durcheinander wimmeln und ein undurchdringliches Dorngestrüpp vor den Pforten der Wissenschaft bilden. Alles Wissen wird für den Menschen erst von dem Punkte an eigentlich fruchtbar, wo er im Fortgang des Lernens erfährt, was man *nicht* weiß, und warum man es überhaupt oder vorläufig nicht wissen kann. Und ja mag man es dem wißbegierigen Publikum auf mancherlei Weise wohl äußerlich faßlich machen, wie der menschliche Geist den electro-magnetischen Telegraphen zu Stande gebracht, obgleich er, vielleicht gar weil er entfernt nicht weiß, was Electricität und Magnetismus ist. Aber es gibt nur einen einzigen Weg, auf dem solche Kenntniß ein inneres Gut, ein Stück ächter Geistesbildung wird. Diesen weiten und mühseligen Weg schlägt nur ein, wessen Beruf es ist; die andern, wenn sie Lust haben, wenden sich an einen Cicerone, der die *Fremden* durch die Merkwürdigkeiten führt. Es ist ihnen zu gönnen, wenn sie einen guten finden, einen, der weiß, wie er auf den Seelentasten zu spielen hat, damit im Leser oder Zuhörer eine faßliche und singbare Melodie ertöne. Zu einem guten Cicerone ist aber erforderlich, daß er sich über den Werth und die Bedeutung seiner Leistung nicht selber täusche, und der zeitgemäße Schriftsteller, der, indem er den Herrschaften das wunderliche Spiel der Batterien und Magnete weniger erklärt als explicirt, des naiven Glaubens wäre, daß er damit zur Vervollkommnung der unsterblichen Seele vieler seiner Leser etwas Beträchtliches thue, erregte gerechte Zweifel an seiner eigenen Wissenschaftlichkeit.

Unter diesen natürlichen Umständen braucht sich kein Mann und keine Dame von Welt — wie man sich früher ausdrückte — im geringsten zu schämen, wenn sie sich von den wissenschaftlichen Wundern der Zeit Begriffe machen, die weder die klarsten noch die richtigsten sind. Sie müssen bedenken, daß es so vieles in der Welt gibt, das, vor einem oder mehreren Jahrhunderten, das heißt am gestrigen oder vorgestrigen Tag der Geschichte entdeckt oder erfunden, noch immer durch unser ganzes Leben hindurchwirkt, und um das sie sich dennoch niemals bekümmert haben, ohne deßhalb eine Lücke in ihrer Bildung zu empfinden. Nur Ein Beispiel. Die Presse ist die Mutter der heutigen Kultur, aber wie viele unserer Dilettanten in den Modewissenschaften der Physik und Mechanik haben in ihrem Leben keine Druckerei gesehen! Sie denken nicht daran, sich mit einem Ding abzugeben, das sich im Getriebe unseres Lebens von selbst versteht, ohne das aber der Baum der Wissenschaft gar nicht gewachsen wäre, der in unsern Tagen so riesenhafte Blüthen und Früchte treibt, die sich wohl begaffen, betasten und verkosten, aber gar nicht so leicht pflücken und in Saft und Blut verwandeln lassen. Noch ehe die Schreiber und Miniatoren ihren Grimm ganz verwunden hatten, war das Publikum an das Erzeugniß der Presse gewöhnt wie an das liebe Brod. Ebenso wird es mit dem Telegraphen gehen, der dazu bestimmt ist, das Werk der Presse als Organ der Kultur auf höherer Stufe aufzunehmen und fortzuführen. Wenn einmal das Haus Taxis ohne Wehmuth an die Zeit der reitenden Staffetten zurückdenkt, so wird der Telegraph für die Bildung des Individuums geworden seyn, was ein Buchstabe beim Lesen ist, ein nothwendiges Element im Zusammenhang des geistigen und leiblichen Lebens, mit dem jeder geläufig buchstabirt. Und ob dann die Wissenschaft weiß oder nicht, was Electricität eigentlich ist, das Publikum wird in seiner Weise ganz gut wissen, was der electrische Telegraph ist, weil es fühlt, ohne es zu wissen, was er bedeutet und was es davon hat. Und auf die Bedeutung des Werkzeugs in *diesem* Sinn sollten, unserer Meinung nach, die populären Schriftsteller mehr Gewicht legen als auf das krause Spiel der Polaritäten u. s. w., das ja mit allem, was darum und daran ist, in Kurzem von selbst zur gangbaren Begriffsmünze werden muß, an deren Gepräge und Legirung kein Mensch im täglichen Verkehr denkt.

Vorläufig aber wird es allerdings darauf ankommen, daß man in Sachen der Telegraphie mit Anstand unwissend sey, daß man sich nicht durch vorschnelle Aeußerung eigener, selbstständiger Gedanken bloßstelle, wie jene keineswegs ungebildete Frau, welche nicht anders meinte, als die Depesche, das heißt das beschriebene Papier, werde durch die galvanische Kraft am Drahte hingetrieben, und nur nicht begreifen konnte, wie das Papier über die Steingutkappen auf den Stangen hinweg komme. Geläutertere Vorstellungen werden sich unschwer beibringen lassen; aber der Schriftsteller, der für den *allgemeinen* Leser arbeitet, wie der Engländer es nennt, sollte sich vor Allem Rechenschaft davon geben, was für sein Publikum utile und was dulce ist. Es scheint uns, als ob in

diesem Fall beides so ziemlich auf Einer Seite läge, auf der praktischen. Er hätte den Gegenstand mehr vom lebensphilosophischen als vom eigentlich wissenschaftlichen Standpunkt aufzufassen. Wir meinen, seine Hauptaufgabe wäre, einerseits jenes Bedürfniß des Außerordentlichen, von dem oben die Rede war, jenen Trieb zum Wunderbaren verständig zu befriedigen, andererseits den Flug der Einbildung, der der Wirklichkeit und Möglichkeit gedankenlos vorauseilt, ebenso verständig zu mäßigen. — Wir denken das eine und das andere je durch ein Beispiel an.

Vor Kurzem noch wurde das Pflaster unserer Städte nur aufgerissen, um Kanäle zu legen, welche den Unrath hinaus und frisches Wasser hereinführten. Neuerdings verbindet sich in immer mehr Orten die Gasröhre mit der Cloake und der Wasserröhre. Seit es nun aber durch die Verknüpfung der magnetischen mit der galvanischen Kraft möglich geworden ist, durch physikalische Wirkung in beliebiger Entfernung, und augenblicklich, eine mechanische Veränderung hervorzubringen, wird man sich bald daran machen, durch die Straßen und Gebäude galvanische Drähte zu ziehen, deren mannigfache Nutzbarkeit man noch gar nicht absieht. Daß man so das Wort, die Frage, den Befehl, den Auftrag, die Warnung in die Ferne fortpflanzen kann, davon hat ja der Telegraph den Namen. Man kann aber auch an den Enden einer galvanischen Leitung einen Funken wecken, der brennbare Körper entzündet; man kann ferner auf diese Weise die Zeit durch die ganze Stadt leiten, dergestalt, daß viele tausend, und noch dazu höchst einfache Thurm- und Hausuhren, wenn sie mit einer Central- und Normaluhr elektrisch in Verbindung stehen, Jahr aus Jahr ein mit derselben durchaus gleichförmig den Pendel rühren. Und auf Solches wird sich die Fruchtbarkeit des neuen Kulturorgans nicht lange beschränken; denkt man sich aber auch nur das durchgeführt, was bis jetzt zu leisten ist, so ergeben sich Umgestaltungen des öffentlichen und des bürgerlichen Lebens, die sich jeder in seiner Weise und im Kreise seiner Vorstellungen ausmalen mag.

Treten wir nur in Ein Gemach, in eine Bodenkammer, wo ein nützliches und interessantes Glied der Gesellschaft von des Tages Last und Arbeit ruht, ein Dienstmädchen. Der Raum ist schon viel sauberer und wohnlicher, als er zur Zeit seyn mochte, wo die Bewohnerin bei der Nachbarschaft vielleicht im Geruche stand, daß sie auf dem Besen durch den Schornstein den Weg zu gewissen verbotenen Lustbarkeiten suche. Eine Zauberin ist die Magd der nächsten Zukunft nicht; aber die Zauber der Wissenschaft werden ihr den Dienst, und damit der Herrschaft das Leben feenhaft leicht machen. In der Frühe, zu der auf dem Telegraphenamt bestellten Minute, wird sie geweckt durch die Glocke ihrer, wohl gar electrisch beleuchteten Uhr; sie kann sofort ihrerseits jeden im Hause, der es verlangt hat, electrisch wecken, und es bedarf nur eines Drucks ihrer Hand, um von ihrer Kammer aus in allen Oefen das Feuer anzuzünden. Und so fort. Man ermißt leicht, oder vielmehr schwer, welch ein Strom von Comfort sich durch ein Haus ergießt, in dessen Giebel es sich so leicht lebt.

Handelt es sich dagegen davon zu zeigen, daß die Bäume, wenn sie noch so rasch aufschießen, nicht in den Himmel wachsen, so läßt sich bequem an den Traum von der alsbaldigen Luftschifferei anknüpfen. Mit naturwissenschaftlichen Beweisen wird wenig gegen den modernen Wunderglauben auszurichten seyn, der sich ja eben auf die erstaunlichen Thaten dieses Naturwissens stützt. Es wird wenig helfen, darzuthun, daß der Ballon, weit entfernt der Keim eines Luftschiffs zu seyn, nichts ist und nie etwas anderes seyn wird als ein umgekehrter Tauchapparat, daß nach allen Gesetzen der Physik, der Statik und eines halben Dutzends anderer Disciplinen auf ein künftiges mögliches Luftschiff eher jede andere Gestalt haben mag als die eines gewaltigen Balls. Dagegen könnte einige geschichtliche Demonstration dazu beitragen, den Zeitpunkt der Luftpromenaden in den Köpfen etwas hinauszurücken.

Man meint, seit der Mensch gelernt habe, sein Wort blitzschnell über die Länder zu versenden, und sich und seine Güter mit passabler Geschwindigkeit am Erdboden hinzutreiben, werde es ihm ein Kleines seyn, vollends gar fliegen zu lernen. Ganz im Gegentheil, und ganz abgesehen von allen technischen Bedenken, liegt aber in der Einführung, besser gesagt in der Entstehung von Telegraph und Eisenbahn vielmehr eine Bürgschaft, daß der Mensch, wenn er je fliegen lernt, dieß noch eine gute Weile unterlassen muß. Jene Werkzeuge sind offenbar desselben Ranges wie die Buchdruckerkunst, gleich dieser ganz dazu angethan, das äußere wie das innere Leben umzugestalten und mit ihren Wirkungen, gut und schlimm, genehm den einen, widrig den andern, mit ihrem Segen und ihrem Fluch einen ganzen langen Zeitraum zu beherrschen. Der Geist, der die Geschichte regiert, ist ein viel zu großer Nationalökonom, als daß er sich, das heißt die Völker in die ungeheuern Kosten des Eisenbahnbaus hätte stürzen sollen, wenn er nicht seiner Spekulation ganz sicher wäre. Bleibt die Geschichte ihrem ewigen Gange treu, so wird sie durch Dampf und galvanisch-magnetische Kraft eine ganze Reihe von Entwicklungen aus einander hervortreiben, bis der natürliche, uns jetzt nur oberflächlich erkennbare Gedankeninhalt dieser Organe so weit erschöpft ist, daß ein allermittelst im Keime angelegtes frisches Werkzeug der Kultur aus der Knospe brechen kann. Wie weit es bis dahin nach historischen Meilen seyn mag, davon wissen wir gerade so viel als von den Leuten im Mond, obgleich man diese schon vor zehn Jahren gesehen und abgebildet hat. So viel ist aber sicher, wenn dereinst die Eisenbahnen unter das alte Eisen der Geschichte geworfen sind, wenn ihre Riesenmauern in den Gebirgen öde und traurig herunterblicken, wie jetzt die Trümmer mittelalterlicher Burgen, wenn ihre Viadukte, munter behangen mit den Guirlanden der die Gräber schmückenden Natur, so wehmüthig malerisch dastehen wie die Aquädukte der Römer, dann wird die politische Karte des deutschen Bundes, ja Europas ganz anders calorirt seyn als heutzutage. Man sieht, dieß ist ein Orakel, durch dessen Fassung sich kein deutsches Cabinet beunruhigt fühlen kann, wenn es sich auch um die ungelegten Eier der Geschichte kümmert, was kaum zu erwarten, da die Gegenwart der Kümmernisse genug hat.

Dieselben Menschen, welche an den fabelhaften Fortschritten der Wissenschaft ihr Bedürfniß des Wunderglaubens befriedigen, erbleichen nun aber, wenn sie zu anderer Stunde und in anderer Stimmung in die Gesellschaft hineinblicken, die sie so lustig einem Paradies des Comforts entgegenführen; sie sehen den bevorstehenden Untergang aller Dinge, nachdem sie sich so eben mit der Aussicht in die Ferne einer zauberhaften Zukunft die Langeweile vertrieben. Der geistige Uebermuth der Zeit, das unbegrenzte Vertrauen in die Allmacht des menschlichen Geistes steht in scheinbar sonderbarem Widerspruch mit der moralischen Verzagtheit dieser nämlichen Zeit, in der ihr Gefühl auf demselben Wege, der vor ihrem Verstande so herrlich hingebreitet liegt, grenzenlosem sittlichen Verderben entgegen zu gehen fürchtet. Die mannigfachen Parteien, in die sich unsere Gesellschaft spaltet, sondern sich zu zwei Hauptgeschlechtern, je nachdem sie Blick und Bestrebung vorzugsweise der einen oder der andern dieser Seiten zugekehrt haben. Oft genug aber und ganz natürlich spricht aus demselben Individuum, wie in ihm durch die wirren und widerspruchsvollen Erscheinungen und Ereignisse der Zeit jezt der denkende und wollende, jezt der beschauliche und fühlende Mensch angeregt wird, hinter einander die Stimme der Zuversicht und des Kleinmuths, des Triumphs und der Verzweiflung.

Die einseitige Geistesentwicklung der lezten Jahrhunderte hat, indem sie das Wissen des Menschen so erstaunlich steigerte, das Gewissen in ihm zerrüttet; sie hat, indem sie ihm eine berauschende Gewalt über die Natur verlieh, die sittlichen Gewalten in seinem Innern gelähmt. Während die Wissenschaft immer tiefer in die Gesetze der Natur und alles Menschlichen, der Geschichte, des Staats, der Gesellschaft eindrang, und am Ende die ethischen und historischen Grundlagen aller Religion bloßlegte, während der Geist so that, was er nicht lassen konnte, brach in der Gesellschaft aus, was er mit derselben Nothwendigkeit geschehen lassen mußte, eine solche Verwilderung des religiösen Gefühls, eine solche Schwächung der natürlichen Scheu vor der Autorität, ein so grelles Mißverhältniß in der Vertheilung der Güter, eine solche Masse sittlicher und socialer Uebel, daß man den Tag mochte kommen sehen, wo der Bestand aller Dinge sammt aller geistigen Errungenschaft der Jahrhunderte in einem Wirbel der Zerstörung unterging. Allerdings, die Besten müssen sich sagen: es steht sehr schlimm um unsere Zukunft, wenn die einseitige Geistesbildung der herrische Meister beim Werk der Entwicklung bleibt. Leicht möchte ein babylonischer Thurmbau daraus werden, bei dem die eingerissene Verwirrung der Begriffe und Gefühle vollends zur Catastrophe führt. Und würde Gott heutzutage nur propter imperium, nur polizeilich gesucht, so möchte er sich leicht gar nicht finden lassen und die Catastrophe, statt auch nur hinausgeschoben, bloß beschleunigt werden.

Die sittliche und religiöse Reaktion der neuesten Zeit gegen den Geist der lezten Jahrhunderte ist aber wirklich eine innerliche und sehr ernste; sie ergreift immer mehr Kreise und Gemüther, die vor kurzem noch an die Möglichkeit einer solchen Umstimmung nicht glauben mochten. Der Kampf der beiden Richtungen ist auf allen Seiten entbrannt, und die Sache ist so ernst, daß man selten Lust und Muße hat, über die oft närrischen Geberden der Streitenden und die Blößen, die sie sich geben, den Mund zu verziehen. An eine Verständigung ist aber noch lange nicht zu denken, da die zwei Parteien die beiden Hälften der menschlichen Seele vertreten, die durch die einseitige Bildung des Zeitalters einander entfremdet worden sind, so daß keine die Sprache der andern versteht, noch ihre Rechtsansprüche begreift. Daß die Compaßnadel der menschlichen Brust unverrückt nach der Tagseite der Natur, in der Richtung schrankenloser geistiger Entwicklung weisen müsse, wenn die Welt nicht stillestehen und zur Barbarei zurücksinken solle, das ist die optische Täuschung des Verstandes; es ist aber sein Glaube, sein Dogma, und daher sein Zorn gegen die, welche heutzutage bemüht sind, in sich und ihrem Nächsten die Nadel im Halbkreise herumzuführen. Gleicherweise täuscht sich das religiöse Gefühl, wenn es so viele Gebote der Vernunft und Ergebnisse des sichtenden Verstandes als absolute Gegensätze seiner selbst, als nothwendige, ewige Verneinung seiner Rechte, als Zersetzung seiner Substanz empfindet, und daher der Grimm aller, welche Gott so oder so ernstlich suchen, gegen die, welche die Welt ohne ihn bauen. Die einen können sich keine gotterfüllte Zukunft denken ohne neue Finsterniß, die andern kein Wiederaufflammen des innern Lichts neben den sengenden Strahlen des wachen Geistes.

Der Geschichte ist es aber schon mehr als einmal gelungen, solche für die Handelnden auf der Bühne unentwirrbaren Widersprüche durch eine Peripetie zu lösen, die, vorher für unmöglich gehalten, hinterher als natürlich und nothwendig erscheint. Es wird ihr auch dießmal gelingen, obgleich wir nicht entfernt absehen, durch welchen Kunstgriff, und wir nur so viel lebhaft empfinden, daß die gegenwärtig so hitzig betriebenen Vorkehrungen gegen das Hauptgebrechen der Zeit, die literarischen, die geistlichen und polizeilichen, die arzneilichen wie die chirurgischen, statt Heilmittel zu seyn, vielmehr nur das dringende Bedürfniß der Heilung beweisen.

Der electrische Telegraph ist die Spitze und der bedeutendste Vertreter zahlreicher geistiger Schöpfungen der jüngsten Zeit, die wir nur als providentielle Keime eines neuen Zeitalters begreifen. Sie sind uns die sichersten Pfänder, daß die Welt nicht nur nicht untergehen, sondern zu neuen Entwicklungen fortschreiten will. Sehr bedeutungsvoll ist nun aber gerade in dem Zeitpunkt, wo der Geist der Forschung seine glänzendsten Siege feierte und sein aufgeklärter Despotismus mehr als je die nothwendige Regierungsform der Welt schien, gegen ihn die ernstlichste Empörung der sittlichen und religiösen Gefühle ausgebrochen. Sollen jene göttlichen Wahrzeichen einer Zukunft der Kultur nicht dennoch Lügen seyn, so kann dieser innere Krieg zwischen den Gewalten der Seele nur zu einem freien Vertrag führen, zu einer Verfassung, in der sie zu einer neuen Weltanschauung verschmelzen. Der so hitzig entbrannte Kampf zwischen Begriff und Gefühl, zwischen kecker Selbstsucht und werkthätigen Menschenliebe, zwischen innigem religiösen Drang und gleich tiefem Bedürfniß der Vernunftbefriedigung, dieser Kampf der zwei so sonderbar verwachsenen und auseinanderstrebenden Naturen in unserem Wesen kann unmöglich mit der Niederlage und Erstickung der einen enden; er muß sich in einem Gleich-

gewichte beiter lösen, mit dem die stürmische Bewegung der Zeit zu einem relativen Ruhepunkt gelangt.

Wir wüßten keinen bessern Trost in der Angst dieser Tage als die Ueberzeugung, daß der Magnet der menschlichen Brust im einzelnen Menschen und in einem Zeitalter sehr wohl und sehr kräftig zur geheimnißvollen Tiefe der Natur und unseres eigenen Wesens weisen kann, ohne daß der Geist von dem, was er erkannt und begriffen, etwas, was es sey, zu vergessen oder zu verleugnen braucht, was ihm ja auch nur im Rückschreiten möglich wäre. Wie kann aber einer an die Zukunft glauben, dem aus diesem oder aus jenem Grunde der Gedanke eine Thorheit ist, daß die christlichen Völker über kurz oder lang — und was ist kurz und lang in der Geschichte? — ein Gottesgefühl durchdringen kann, das die ganze Masse unseres Naturwissens — und wenn sie noch so groß ist, wie groß ist sie denn? — zur Grundlage und zur Voraussetzung hat!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 2. 11. Januar 1852.

— You, that are polluted with your lusts,
Because you want the grace that others have,
You judge it straight a thing impossible,
To compass wonders, but by help of devils. —
This maiden blood, thus rigourously effus'd,
Will cry for vengeance at the gates of heaven.

Shakespeare.

Die Dohlenkönigin.

Eine Erzählung.

II.

Eines Nachmittags war es auf dem Hofe recht still, Menschen und Vieh waren auf den Feldern bei der Arbeit. Die Bauersfrau war allein daheim geblieben, denn sie ward allgemach alt und kränklich. Solch anhaltende, immer strenge und harte Arbeit nuzt bald ab. Sie sah wie eine Sechzigerin aus und das Haar scheitelte sich schneeweiß unter der engen schwarzen Kappe. Nach Beendigung ihrer häuslichen Arbeiten hatte sie sich zum Spinnen in die Sonne gesezt und dachte dabei an dieß und jenes, an ihr Hauswesen, ihren Viehstand, an den Hans, den Stoffer und die Grete. Das war ein weitläufiger Stoff.

Es war todtenstill auf dem Hofe, man konnte das Zirpen der Heuschrecken im Felde vielstimmig vernehmen. Die Hühner wühlten sich in den Staub oder schlichen auf der Dungstätte suchend umher, Hund und Katze lagen nicht fern von der fleißigen, nachdenklichen Frau im Schatten des Hauses. Es war eine schwebende Hitze, man glaubte fast die Luft sehen zu können, so breitete sich ein feiner bläulicher und zitternder Duft über das reifende Getreide hinaus. Die Sonne strahlte und blizte an den noch blanken Halmen des neuen Strohdachs auf dem Stall und der Himmel war so einförmig blau. Die Frau ward müde und nickte ein.

Ob und wie lange sie geschlafen, wußte sie nicht, als sie sich durch eine leise Berührung ihres Rocks geweckt fühlte. Der Hund drückte sich an sie und die Rückenhaare standen scharf gesträubt, aber er knurrte und bellte nicht, obgleich dicht vor ihnen ein altes Zigeunerweib stand, schmutzig und lumpig, braun und runzelvoll. Die kleinen schwarzen Augen richteten sich scharf und stechend bald auf die Erwachende, bald flogen sie wild und rastlos umher auf die nähere und weitere Umgebung. Die Bauersfrau erschrack und war sogleich hell wach. Früher hatte man viel von dem streifenden Gesindel gehört und gesehen, seit Gretens Auffindung war keine Bande in der Nähe des Dorfs bemerkt worden, und die Frau hatte sie nie leiden können. Sie fühlte sich gegen ihre Gewohnheit ängstlich, denn sie war mutterseelenallein mit dem Weibe, auf den Hund konnte sie sich nicht verlassen und der Hof lag so weit vom Dorf. Sie blieb daher, obgleich sie aufsprang, hinter dem Spinnrade stehen und sprach so barsch und muthig wie sie vermochte: „Was will Sie hier? Hier ist nichts für Sie zu holen! Mach Sie, daß Sie fort kommt!"

Sie hätte sich die Angst ersparen können; die Zigeunerin bat nur um einige Lebensmittel und fragte nach Arbeit für die Männer der im Holz lagernden Bande. Dann erbot sie sich auch zu prophezeien, und die Frau widerstand nicht. Gerade die einfachsten Leute sind in Betreff ihrer vermuthlich ereignißlosen Zukunft die neugierigsten. Aber sie erfuhr nichts weiter als das Gewöhnliche von einer langen Lebenslinie, von vielem Glück, welches sie finden und haben werde, wenn sie zuvor ein drohendes Unglück vermieden oder überstanden, und was dergleichen mehr ist. Es genügte auch selbst der Bäuerin nicht recht und sie unterbrach den strömenden Redefluß der Alten mit den Worten, wenn sie weiter nichts wisse, könne sie's auch für sich behalten. Das könne jeder prophezeien, das nütze weder noch schade es. Und obgleich die Alte jetzt noch dieß und das Besondere einfließen ließ, blieb die Bauerfrau doch ziemlich unaufmerksam und gleichgültig und wünschte nur heimlich, daß das Weib erst davon seyn möge. Solche kühle, einfache Naturen brauchen starke Reizmittel. Die Anne Marie dachte nur: „Das ist lauter dummes Zeug. Gott, es ist doch nichts mehr mit der Welt! Es wird alles schlechter. Vor Zeiten, da wußten die Zigeunerinnen doch noch was, worauf man hören konnte; die verstanden's."

Indem that sich die Nebenpforte auf, die in der Steinmauer nahe am Hause angebracht war und auf die Felder führte. Die Grete kam von der Arbeit zurück und brachte frischen Klee für die Kälber im Stall. Wie sie näher kam, fuhr die Zigeunerin schier erschrocken zusammen. „Ist das Kind doch wie die Sonne!" flüsterte sie der Mutter zu. „Was das für Augen hat!" Und als Hund und Katze sich an die Grete schmiegten, als die Hühner laufend herbei kamen, die Tauben ihren Ruheplatz an der sonnigen First der Scheune verließen und gurrend niederflatterten, als ein paar Dohlen durch die Luft schossen und sich auf's Dach senkten, da ward die Alte immer betroffener, ihr Blick immer verwunderter und aufmerksamer. Sie beugte sich tief vor dem jungen Mädchen und sprach: „Du bist eine hohe Prinzessin. Wie kommst du zu diesen Eltern? Du gehörst gar nicht hieher!" Dann ergriff sie die kleine harte Hand, sah hinein und rief: „Aber ich seh's auch, du bist gar kein Kind des Hauses. Du hast auf Sammt und Seide gelegen und nachher auf Moos und Schnee." Dann schwieg sie, und als die beiden neugierigen Zuhörerinnen sie aufforderten fortzufahren, lehnte sie es mit dem Vorgeben ab, die Hand des Mädchens sey noch wenig ausgebildet, sie könne nichts weiter sehen. Ihre Zeit sey auch um, ihre Leute erwarteten sie im Walde. Sie bat nochmals um einige Eßwaaren. Dann aber, als die Bäuerin hineingegangen, näherte sie sich Greten und flüsterte eilig: „Horch, Kind, mit dir steht's übel. Ich sehe zwei Köpfe auftauchen, die dir Böses sinnen; einer ist gelb wie Flachs, der andere weiß wie Mehl. Hüte dich!" — „Was kann mir das nützen?" fragte das überraschte Mädchen. „Wen meinst du? Sage mir mehr." — „Willst du mehr wissen," flüsterte die Alte, „so komm heut Abend, wenn der Mond aufgeht, dort zu den Eschen. Ich will dort seyn. St!" machte sie dann, da die Bauerfrau wieder herauskam. Sie nahm dankend das Gegebene und schlich davon.

Als am Abend die Männer und Mägde vom Felde kamen, erzählte Anne Marie dem Hans von diesem Begegniß. Er schüttelte mißmuthig den Kopf und schalt über die Neugier der Weiber, die sich nicht bei dem Bekannten beruhigen könnten, sondern auch darnach verlangten, was unser Herrgott weislich verborgen hätte. „Und für die Grete taugt es nun gar nicht," schloß er. „Die verstört das Teufelszeug nur noch mehr. Sie ist so schon anders und gar nicht wie sie war und seyn sollte."

Ob die Grete bei den Eschen gewesen, hat man nicht erfahren. Es verbreitete sich freilich davon ein Gerücht im Dorf, man wußte nicht recht wie und woher; allein gesehen hat sie niemand und sie selbst erzählte nichts darüber. Im Gegentheil, als sie gegen die Mutter der heimlichen Worte der Zigeunerin erwähnte und Anne Marie sie erschrocken fragte, ob sie denn wirklich dort gewesen, sagte sie: „Was denkt Ihr, Mutter! Wie sollt' ich!" Aber freilich, ihre Augen waren gesenkt und ihre Wangen geröthet.

Man hatte damals viel zu thun, ward am Sonnabend spät fertig und schlief spät in den Sonntag hinein. Sie wollten ernstlich ruhen, denn sie bedurften dessen. Als aber das Mittagessen verzehrt war, hatte der Bauer daheim keine Geduld, sondern ging hinaus, um nach seinem und seines Sohnes Sommerkorn zu sehen, das ihm in den letzten Tagen nicht recht zu Gesicht gekommen war. Es währte lang, bis er seine Besichtigung beendet; hie und da hatte er auch mit einem Begegnenden geredet und geplaudert, und als er heimwärts ging, war es, wie man dort zu sagen pflegt, etwa um den halben Nachmittag, der letzte Windhauch verweht und die Luft schwül und drückend. Auf der Eschenhöhe fühlte er sich müd, hinter einigen Dornbüschen legte er sich in den geringen Schatten, deckte sich mit dem ausgezogenen Rock zu und schlief ein.

Nicht lange darauf kam Grete nachdenklich und träumerisch daher und setzte sich auf ihrer gewöhnlichen Stelle. Unter einer Esche ist eine kleine natürliche Erhöhung, mit dichtem frischen Rasen überwachsen und in der Gestalt eines Grabhügels. Das Volk nennt sie auch noch bis auf den heutigen Tag das Armesündergrab; denn vor langen Jahren soll dort ein Unschuldiger hingerichtet und eingescharrt worden seyn.

Das war ein anmuthiger Platz. Ein kleiner Bach, der ein wenig weiterhin hervorbrach, rieselte vorbei und erfrischte den Rasen, ein paar niedrige Bäume gaben auch einigen Schatten. Da saß die Grete und war still, wie jezt fast immer. Es ging ihr viel durch den Kopf, gleichgültiges und besonderes, was alle Welt wissen mochte und was sie für sich behalten wollte. Lustiges war nicht dabei. Sie dachte, Leben und Welt und Geschick hätten ihr eigentlich doch nur Schweres und Trübes aufbewahrt. Sie hätte jeden fragen mögen: ist dir's denn auch so zu Muth, so voll, so bewegt, so trüb? Weßhalb lebt denn alle Welt so lustig, so gleichgültig hin, und nur ich muß jezt immer in Sorgen, Gedanken und Träumen seyn? Und ich möchte so gern glücklich und gedankenlos hinleben wie ihr! Was hängt gerade mir das Seltsame und Wunderbare an? Was will das von mir?

Da fiel ein dunklerer Schatten auf ihr in die Hand gestüztes Gesicht, und wie sie aufsah, stand der Stoffer vor ihr. Sie hatte ihn nicht kommen hören.

Was die beiden dort verkehrt und geredet, weiß Niemand. Die Dohlen und die andern Vögel, die bei Stoffers Erscheinen unruhig wurden, aber doch blieben und lauschten, die konnten's nicht weiter erzählen; das Laub, das so still stand, als horche es, das vermocht' es auch nicht, und die Heuschrecken weiterhin und die Grillen hatten genug mit ihrem eigenen Plaudern zu thun. Ja, wenn die Natur und die Kreaturen darin einmal reden könnten! Die erhorchen viel, die wissen weit mehr als die neugierigen Menschenkinder.

Der Bauer ward durch ein wildes Lärmen und Flattern der Dohlen erweckt, mochte auch sonst wohl ausgeschlafen haben. Nun aber hörte er eine drohende Männerstimme, sammelte rasch seine noch verwirrten Gedanken, und da er sich leise aufrichtete und durch den Busch lauschte, sah er das Paar. Die Grete saß auf der angegebenen Stelle und hatte sich mit gekreuzten Armen an den Stamm der Esche gelehnt. Der Hund, der ihr vom Hofe nachgelaufen war, legte den Kopf auf ihren Schooß, allein seine Augen richteten sich ernsthaft und stetig auf den vor seiner Herrin stehenden jungen Bauern, welcher drohend und mit wilder Geberde beide Arme gegen die krächzenden und umherschwirrenden Dohlen emporgeworfen hatte. „Hei!“ schrie er gerade, „hei! die vermaledeiten Vögel! Wollt ihr still seyn, Kanaillen! Sein eigen Wort kann man nicht mehr hören vor dem satanischen Lärm!“ Es war eine seltsame, bewegte, unheimliche Scene. Das leztere lag freilich nur in den Augen und Mienen der beiden Menschen, die finster und zornig einander gegenüber waren, im schroffen Gegensatz zu der Natur, wo alles von Licht und Heiterkeit strahlte.

Die Vögel schrieen, Stoffers Geberden schienen sie nur noch mehr aufzureizen. Die Grete sah sich das alles schweigend an; ein schier höhnisches Lächeln zuckte um den kleinen Mund. — „Stoffer,“ sagte sie dann mit spöttischem Ton, „laß das gut seyn. Sie hören nicht auf dich, so wenig wie ich. Das sind meine Trabanten, die sind mein. — Seyd still!“ rief sie dann und richtete das blitzende Auge zur Höh und erhob gebieterisch den Arm. Eine von den großen dunkelblauen Libellen, die sich auf ein Blatt in ihrer Nähe gesezt hatte, flog auf und schwebte leise hinauf zur Höhe, und droben stillte sich der Lärm fast zauberhaft schnell, die unruhigen Thiere suchten sich eilig ein Plätzchen und drängten sich zusammen auf den schwanken Zweigen. Nur die regten sich noch, die hier und dort herausgedrängt wurden und über die andern wegschwebend sich eine andere Stelle erspähten. Und als es in der Höhe ruhig war und die Grete selbst wieder den Arm auf den Schooß gesenkt hatte, kehrte auch die Libelle zurück, flatterte von Blatt zu Blatt wie spielend näher und sezte sich wieder auf den frühern Platz. Den Hans hinter den Dornen überlief es, zumal von dem dunkeln Insekt konnte er kein Aug verwenden; es sah gar zu wundersam, gar zu geheimnißvoll aus; der Stoffer sah auch mit düsterer Stirn und gepreßtem Mund bald auf die Thiere droben, bald auf die Libelle, bald auf das junge, spöttisch lächelnde Mädchen.

„Siehst du,“ fuhr sie jezt fort, „mir gehorchen sie. Es sind gute Geschöpfe. Also du meinst, ich dächte an einen andern, der hätt' mich dir abspenstig gemacht? Du bist gewiß sehr klug, Stoffer, gewiß. Aber du müßtest mehr als Brod essen können, wenn du aus mir herausfindest, was gar nicht da ist. Sieh, ich bin dir nie gut gewesen, leiden hab' ich dich nie können; denn du bist schlecht gegen mich gewesen immerdar, hart, rauh, tückisch. Das ist's, was mich dir abspenstig gemacht. Und wenn das alles auch nicht wäre, dein Weib wär' ich doch niemals worden, denn du bist du und ich bin ich, und wir passen nicht zu einander.“ — „Ja,“ sagte er finster, „ich merk's, die Zigeuneralte hat dir noch mehr Tollheiten in den Kopf gesezt.“ — „Die!“ Sie lachte und schüttelte verächtlich das Haupt. „Thor, was und wie ich bin, weiß ich lang schon ohne die. Daß ich zu dir nicht gehöre, fühl' ich längst, denn du bist schlecht und falsch.“

Er war blaß geworden, in seinen Augen leuchtete es wild und jäh und um die schmalen Lippen zuckte ein böses Lächeln. „Nein,“ sprach er und fuhr sich mit der Hand in's wilde, mattblonde Haar und strich's nach hinten und athmete tief auf, „nein, zu mir gehörst du nicht; das ist richtig: du gehörst dem Teufel; das merk' ich jezt wieder wie vordem. Ich bin nur verblendet durch dieß gleie * Gesicht, das dir der

* „Glei“ — glatt.

Schwarze mitgegeben. Geh hin, du Hexe! Ich hasse dich! Geh hin, aber hüt' dich!"

Das war wieder einmal ein böses Wort. Die Grete zuckte zusammen und ihr Blick ward unheimlich düster und funkelnd. Der Bauer sagte nachher zu seiner Frau, sie sey wie ein Gespenst gewesen mit diesen starren, todtenhaften Zügen, mit diesen tiefen, blitzenden und funkelnden Augen. „Hör du," sagte sie langsam und nicht laut, „also eine Hexe wär' ich, meinst du? Und mit dem Teufel hätt' ich Umgang? Hör', Stoffer, glaub' das nur immerhin. Und du wolltest mich doch zum Weibe haben? Soll ich dir sagen warum? Weil du mir nicht gönnst, was die Eltern mir etwa dereinst zuwenden möchten, du falsches Herz; weil du meinst, mit mir könntest du das alles haben und mich würdest du schon einmal los, du heimtückischer Wicht. Ist's nicht so? Ja, du Lügner, das weiß ich alles. Und für dich möchte ich eine Hexe seyn, denn ich hasse dich, so lang ich Leben in mir habe, und deine Schlechtigkeit muß und soll dir vergolten werden." Sie schüttelte ihm drohend den erhobenen Finger entgegen. Stoffer sprang zurück und schlug ein Kreuz. Dann aber rief er: „O du sollst mich nicht bestricken! Ich bin ein ehrlicher Christenmensch und trotze dir. Und mein wirst du doch, denn ich will dich, und ich weiß, wie ich dich bändige."

Er trat einen Schritt auf sie zu. — „Stoffer!" — sie schnellte empor wie eine Stahlfeder — „reize mich nicht, oder —" Er lachte ihr nur wild entgegen, er faßte sie am Arm. „Ei, es ist einsam genug hier und schöne, schöne Zeit!" Aber sie riß sich kraftvoll los und stieß ihn hart zurück, der Hund stürzte sich auf ihn, die Dohlen senkten sich mit schier wahnsinnigem Geschrei und umschwirrten wie rasend sein Haupt. Da prallte er entsetzt zurück, sah sich erbebend um und stürzte fort über das Feld, den Graben entlang, der zu seinem Gehöft hinüberstrich. Er sah seinen Vater nicht, der hinter den Dornen aufgefahren, er hörte nicht seinen Ruf, er floh. Und die Grete stand drohend und stolz, finster und glühend, den Arm erhoben, die Lippen zitternd wie von unausgesprochenen Worten.

„Grete, Kind, was ist denn geschehen?" rief der Bauer und fuhr durch die Dornen und faßte die Abgewandte an der Schulter. „Was schwatzt der Tollkopf? Was stehst du selbst wie verhext? Was soll all dieser Teufelskram?" Sie wandte sich erschreckend um und sah ihn verwirrt an. „Ihr da, Vater? Ich hab' Euch nicht kommen sehen." — „Dort hinter dem Busch hab' ich geschlafen, Kind, schon lange. Und nun, wie kam der Zank? was wollt' er?" — „Zum Weibe," versetzte sie. — „Und du willst nicht?" fragte der Bauer. — „Nein. Wenn ich auch jemals gewollt, kann ich noch, Vater? nach dem Spektakel?" — „Grete, es ist mein Sohn, und die Ehe mit dir ist mein und der Mutter Wunsch. Es wär' sein Glück. Er kann sich noch ändern und bessern. Abbitten soll er dir alles." — „Ich kann nicht, Vater, ich will nicht. Er ist tückisch und falsch, Ihr saht es selbst." — „Leider Gottes, ja!" seufzte der Bauer. — „Ihr hättet früher einschreiten sollen," sprach sie weiter. „Dieß alles kann zu nichts Gutem führen. Er ist wie ein wüthend Thier. Und wenn man mich wild macht, kann ich mich auch nicht mehr halten. Es ist noch in mir, was ich nicht kenne. Gut ist es aber nicht."

Hans schüttelte still den Kopf. Es war alles, wie die Grete sagte. An seines Sohnes Aenderung glaubte er selbst nicht, und daß die Grete ihn nicht wollte, konnt' er ihr kaum verdenken. Aber es war immer sein Sohn. Endlich forderte er sie auf, mit ihm nach dem Hofe zurückzukehren, allein sie weigerte sich und meinte, für Menschen sey sie noch nicht, sie müsse sich erst in der Stille fassen. „Wenn aber der Stoffer wiederkäme?" meinte er. „Du sagst selbst, er sey ein wüthendes Thier." Sie lachte höhnisch und schüttelte den Kopf. „Der kommt nicht wieder; er ist zu feig. Und wenn auch, ich fürcht' ihn nicht, ich halt' ihm Widerpart. Ich hab' auch den Hund und die Vögel. Geht nur; ich komme bald nach." Und der Bauer ging; er fühlte sich schwer und bang.

Einige Zeit nachher, die Sonne war schon tief herunter, gingen zwei Männer auf dem Wege, der nicht weit hinter den Eichen vorbeiführte, zum Dorf zurück. Auf der Höhe sahen sie eine hohe, schlanke Gestalt, auf dem goldenen Hintergrund scharf abgezeichnet, mit leidenschaftlichen Geberden gegen Westen gewendet. Sie erkannten sie sogleich für die Grete. Sie blieben stehen. „Was hat die nur? was treibt die?" sprach der eine. — „Das sieht ja aus, als ob sie toll wäre oder was Böses triebe," sagte der andere. — „Du — guck doch! Ei, guck doch!" rief wieder der erste und deutete gegen Westen, wo in der Gegend, der Grete sich zugewendet hatte, aus dem bisher ganz klaren Himmel schwere Gewitterwolken emporbrängten, die um so unheilvoller drohten, je voller die Sonne darüber hinstrahlte. „Donner!" sprach der zweite und schüttelte sich; „das sieht ja bös aus! Sollte die Grete doch ein Teufelskind, eine Wetterhexe seyn? Gefallen hat mir ihr Wesen und Treiben nie. Auch noch andere sagen so, und der Pastor will nichts von ihr wissen. Der alte freilich —" — „Ach, das war ein gutmüthig Schaf," meinte der erste, „dem konnte jeder Narr mit sanften Worten ein X für ein U machen. Nein, mit der Grete ist's nicht richtig." So sprachen sie noch viel hin und her und gingen weiter.

An dem Abend zog ein schweres Unwetter über das Dorf. Ein Kossätenhaus, welches dem Stoffer gehörte, und der Thurm der Kirche wurden vom Blitz in Brand gesteckt. Die gänzliche Windstille allein rettete

das enggebaute Dorf, der heftige Regen löschte mehr als die Menschen; allein der Hagel, der zugleich fiel, schlug das Sommergetreide nieder und ruinirte besonders Stoffers Felder, die in einer Reihe lagen, fast gänzlich.

Die Stimmung gegen die Grete änderte sich urplötzlich; die beiden Männer hatten von dem auf der Eschenhöhe geschauten erzählt, anderes tauchte hie und da auf, ohne daß man wußte, woher es kam. Schon in der Nacht fielen böse Worte. Am andern Morgen, als man die Größe des Unglücks erkannte, als der Stoffer sich wie rasend geberdete, flüsterte man überall von der unheimlichen bösen Macht des Mädchens. Laut sprach man nicht. Grete nahm sich der armen Familie, deren Wohnung verbraunt war, auf's Thätigste an, sie pflegte die Frau und sah nach den Kindern; das war umsonst. Hans Ronnenküster und der Schulz, wie sie zuerst von diesen Beschuldigungen hörten, fuhren mit Lachen und Spott, mit Ernst und Vernunft, mit Zorn und Hohn dazwischen, redeten und beruhigten; das war vergebens. Dem Stoffer drohte der Bauer mit Fluch und Enterbung, er sagte ihm: die Grete kriege er nicht mehr, selbst wenn sie noch wolle. Er sehe jezt ein, was er für ein Schuft sey. Und der Stoffer schwieg; er schalt sogar über sich selbst, daß er in der ersten Raserei die Grete beschuldigt habe. Es sey aber alles auch so kurios zu einander gekommen, daß ein Christenmensch wohl habe irren können. Das war öffentlich. Heimlich aber sprach er zu einigen seiner Krugbrüder und zu ein paar alten Weibern: „Ich werde schweigen, denn ich will kein Narr seyn und mir wegen der Hexe all das Meinige nehmen lassen. Die Alten sind einmal von ihr behert. Sie ist eine Hexe, ich hasse sie und will dereinst schon mit ihr fertig werden. Denn es ist schändlich, daß solch Hexenwerk so ungestraft hingeht, und daß die Obrigkeit selbst dafür redet."

Der Amtmann nämlich, der zur Untersuchung und Taxirung des Schadens in's Dorf gekommen, war nicht nur von dem unterrichtet worden, was man der Grete plötzlich zur Last legte, sondern man hatte auch ihre Bestrafung von ihm verlangt. Es war ein gebildeter, vorurtheilsfreier Mann und er redete den Leuten ernstlich zu, sich dergleichen Albernheiten aus dem Kopf zu schlagen. Es gebe keine Hexen, und er werde die Grete beschützen, wenn sie unvernünftig genug wären, sie zu molestiren. Das sey Recht und Pflicht der Obrigkeit. Die Männer, welche seine Worte vernahmen, ließen sich beruhigen; die Grete war im Grunde viel zu gut und hübsch, um ihr solche Teufeleien zuzutrauen; aber die Weiber waren entrüstet und aufgeregt, die flüsterten und schwazten fort und fort. Die Schönheit war eine weitere Inzicht gegen das Mädchen, ihre Güte war nur Heuchelei. Das seltsame Treiben der Thiere kam wieder zur Sprache. Früher sey sie unschuldig gewesen, seit Jahr und Tag sey das Böse in ihr wach geworden. Das sehe man ihr an den Augen an. Man fand mehr als einen Fall, wo sie sicher auch gehert. Man redete von der Zigeunerin, man wußte, was die zur Grete gesagt. Der Ruf der Bauerfrau litt bei alle dem allgemach auch.

Als die Grete sich vermieden sah, als sie herbe, wenn auch leise Worte der Begegnenden und Nachsehenden vernahm, war sie zuerst verwundert, dann ward sie betrübt und zornig. „Vater," sagte sie zu Hans, „warum sind die Menschen gegen mich so schlecht? Was hab' ich ihnen gethan? Sie können doch unmöglich an all das dumme Zeug glauben, was sie von mir sagen." — „Sie sind einmal toll, Kind," versezte der Bauer. „Laß sie reden; die Worte beißen nicht. Du mußt Geduld haben, ein ander Kraut gibt es nicht dagegen. Es läuft alles Wasser zu Thal und dieß wird sich auch verlaufen."

Aber die Worte bissen doch. Troz seiner Reden war dem Bauer gar wild und zornig zu Muth; das Dorf war in Aufruhr, sein Gesinde fing an mit scheuen Blicken auf das Mädchen zu sehen, die Frau weinte und schalt abwechselnd, die Grete selbst ward immer ernster, stiller und schroffer und zog sich mehr und mehr in die Einsamkeit mit ihren Dohlen zurück. Seine Häuslichkeit ging ihm zu Grunde. Aber zu thun war nichts, denn wer allein mit der Gewißheit eines günstigen Erfolgs dagegen auftreten konnte, der neue Prediger — der that es nicht. Er hatte einen Streit mit dem Consistorium gehabt und sah diese Stelle, auf die er aus der Stadt versezt war, wie eine Verbannung an. Er und seine Frau waren verbittert. Ronnenküster gefiel ihnen noch weniger als die andern Leute. Er war, an die gütige Art des alten Pfarrers gewöhnt, zu frei, zu gerade; er kroch nicht und schenkte nichts in die Küche. Er war ein gottesfürchtiger Mann, wie all die Seinen, allein im Sommer erschien ihm im Nothfall und bei wechselvoller drohender Witterung die drängende Feldarbeit wichtiger als der Kirchenbesuch. Das verstand der Pfarrer nicht, dem waren die Geschäfte des Landmanns ziemlich unbekannt; er hatte nur für seine Bücher Augen und für die damalige Unzahl der Streitschriften. Um sich zu sehen, hatte er weder Zeit noch Lust.

Als der Amtmann ihn bat, sich Ronnenküsters und seiner Familie anzunehmen, meinte er, die Leute gefielen ihm nicht; sie hätten die Gottesfurcht im Mammon verloren. In der Kirche habe er sie lange nicht gesehen. Der Amtmann versezte: das sey in dieser Jahreszeit und in einem so nassen Jahr nicht anders. „O die andern Leute finden alle die Zeit, so sie dem Herrn schuldig sind," sprach der Pastor. „Aber der Ronnenküster hält nichts von Gottes Wort." —

„Da irren Sie sich," entgegnete der Amtmann. „Er ist ein gottesfürchtiger, braver Mann, hält die Seinen schicklich, kommt vorwärts, während die andern zurückgehen. Er feiert aber auch nicht und die andern lungern umher und gehen ihren alten Schlendrian und denken, der liebe Gott werde sorgen. Es ist Gesindel hier im Dorf, man sieht es jetzt. Ich hätte nie geglaubt, daß zu unserer Zeit noch solch ein wüster Aberglaube herrschen könne. Reden Sie den Leuten zu, Herr Magister; die Grete verdient es."

„Was nennen Sie Aberglauben, Herr Amtmann?" fragte der Pastor salbungsvoll. „Den Glauben an Hexen und Zauberei? Den hab' auch ich; die Bibel sanctionirt ihn. Ich will die Dirne nicht beschuldigen, behüte mich Gott, allein seltsam und unerklärlich bleibt dieses Wesen doch. Hören Sie nur, was man davon im Dorf spricht." — „Sie, ein gebildeter Mann, werden doch nichts auf des Altweibergewäsch geben?" rief der Amtmann. — „Es sind nicht alte Weiber, es sind glaubwürdige Leute, die die Wahrheit, den Herrn und seine Diener ehren!" sprach der Schwarze und rückte sich die stattliche weißgepuderte Perrücke gerade. „Und übrigens, Herr Amtmann," fuhr er fort, „ist sie ein hochmüthig, verzogen Ding, das gänzlich vergessen, wie es nur hinter dem Zaun gefunden ist, und Gott danken sollte, wenn anständige Leute sich sein erbarmen wollen. Meine Frau begehrte sie zum Mädchen, in die Stube, allein sie kriegte von Nonnenküster und seiner Frau und der Dirne selbst einen spröden, spöttlichen Abschlag. Sie habe nicht nöthig zu dienen."

„Daher!" murmelte der Amtmann. „Daher!" Aber der Prediger war im Zuge: „Und wollte der Stoffer sie nicht zur Frau und hat sie ihm nicht mit harten Worten einen Korb gegeben? Er ist doch ein ehrenwerther Mann, den nur die Eltern unnatürlicherweise des Findlings wegen zurücksetzen. Da könnte ein Gläubiger an Zauberei glauben, er müßte es eigentlich. Und es ist nur eine Dirne ohne Anhang und Namen. Wenn ich sie nun morgen aus der Gemeinde stoße, wie ich es sollte, wer kann mich hindern?" — „Ich, Herr Magister, ich!" sagte der Amtmann und stand auf. „Ihr Herr Vorfahr und ich haben sie hier aufgenommen und ich werde sie hier zu schützen wissen. Und ich mache Sie ernstlich darauf aufmerksam, daß eine hohe Regierung dergleichen Albernheiten und Alfanzereien im Lande nicht dulden will und zumal die Herren Prediger dazu bestellt, ihnen entgegen zu treten. Sie können einschreiten und im Unterlassungsfall mach' ich Sie für ein etwaiges Unglück verantwortlich." — „Ich kenne meine Pflicht," sprach der Prediger wichtig und mit gerötheter Stirn, „und die werd' ich überall verantworten können." — „Das wünsch ich," versetzte der Amtmann und öffnete die Thür; „dann werden wir niemals in Streit gerathen können. Gott befohlen, Herr Magister. Inkommodiren Sie sich nicht." — „Ich bitte sehr," antwortete dieser und begleitete seinen Besuch vor die Thüre.

Er that, wie gesagt, nichts für die Grete, im Gegentheil schien er für die Ankläger gestimmt. Die Leute merkten das bald; sie erzählten seiner Frau, sie berichteten bei Gelegenheit ihm selbst. „Ich habe nichts damit zu thun," sagte er. „Hexen und Zauberei gibt's, das steht in der heiligen Schrift. Ob die Grete schuldig ist, weiß ich nicht. Klagt bei eurer weltlichen Obrigkeit. Die steht freilich auf schwachen Füßen in diesem armen Lande," setzte er seufzend hinzu.

Einmal, da er am Sonntag Nachmittag mit seiner Frau spazierte, traf er den Hans mit den Seinen beim Einfahren. „Du sollst den Feiertag heiligen," sprach er zum Bauern, der mit einem vollen Fuder zum Hofe wollte. Hans entschuldigte sich mit dem drohenden Regen; er stieg vom Pferde und trat zu dem Pfarrer, er sprach von den Gerüchten und Beschuldigungen, er klagte und bat, er rief Greten herbei und fragte, ob so ein junges, gutes, treuherziges Wesen sich wohl mit dem wüsten, unheimlichen Werk befassen könne? Der Prediger zuckte die Achseln, er meinte, hier sey weder Zeit noch Ort zu dergleichen. Er könne nicht beschuldigen, nicht freisprechen, nicht angreifen noch vertheidigen. Möglich sey viel, was gewiß, wisse er nicht.

„Was hab' ich denn aber gethan?" fragte das bleiche Mädchen. „Ich habe nie ein Wesen gekränkt, wo ich's wußte." — „Fasse Sie in Ihre Brust und frage Sie sich selbst nach Ihrer Schuld," gab er zur Antwort und hob den Fuß zum Weitergehen. „Prahle Sie nicht mit Ihrer Unschuld, Hochmuth kommt vor dem Fall. Wir sind allzumal sündige Menschen. Von Ihr aber sehe, von Ihr weiß ich nichts, weder Gutes noch Böses. Sie kommt nicht hin, wo ich Sie sehen sollte." — „Nein," versetzte das Mädchen und richtete sich auf und ihr Auge blitzte. „Mit Ihnen hab' ich auch nichts zu thun. Dort werden Sie mich nicht sehen, wo Sie wollen." — „Was soll das heißen, unverschämte Dirne?" fragte der Prediger heftig, aber doch mit unsicherer Stimme, und seine Wange ward roth. „Das werden Sie schon wissen, Herr Magister," entgegnete sie mit scheler spöttischem Lächeln. „Erinnern Sie sich nur an den Stein im Kamp. Sie sagen mit Recht: wir sind allzumal Sünder." Des Predigers Lippen zitterten, er war keiner Antwort fähig. Seine Frau zog ihn hastig weiter. „Laß die Tollhäuslerin stehen, das schlechte Mensch weiß selbst nicht, was es faselt."

„Was bedeutet das?" fragte Hans, als die beiden Gehenden hinter den Hecken verschwanden. „Was gab es beim Stein im Kamp?" — „Nichts," versetzte

die Grete. „Wir wollen's ruhen lassen. Der Herr Magister nahm mich nur einmal für eine andere, als die ich bin. Ich meine, er wird mich zufrieden lassen."

Das that er freilich, anscheinend kümmerte er sich nicht um sie, aber er war ihr bitterster Feind. Und diese Begegnung selbst schadete ihr auch; denn Knechte und Mägde, die es gehört, erzählten davon im Dorf, aber sie berichteten nur des Predigers Worte. Und als dann der von Hans prophezeite Regen am Abend kam und des Pfarrers Sommerfrüchte, die noch draußen lagen, gänzlich durchnäßte, schrieb man dieß Gretens Bosheit zu. Die Stimmung ward immer übler, man schalt und drohte, und die Grete selbst schwieg nicht immer. Sie ward wohl einmal höhnisch und bitter, sie fuhr auf, sie blickte drohend und stolz auf die Lästerer, sie lachte sie auch aus und verspottete sie mit ihrem Hexenglauben. Wer mag in solcher Lage niemals irren, immer den richtigen Weg einschlagen?

Hinter dem Garten auf dem Grasrain gegen die Sandgrube hin hatte die Anne Marie ihre Bleiche angelegt. Bei Tag ward das Leinen von irgend einem kleinen Knaben bewacht, Nachts aber blieb ein Erwachsener draußen und eine leichte Strohhütte war zu seinem Aufenthalt bestimmt. Das Wächteramt traf abwechselnd alle Bedienstete des Bauern, und selbst Grete durfte sich niemals ausschließen, wenn die Reihe an sie kam. So traf es sich auch zu Anfang Septembers. Nach dem Abendessen ging sie hinaus und schickte den Knaben hinein, überzählte die Leinenstücke, sah nach den Schleifen an den Pflöcken und setzte sich dann vor der Hütte in's Gras. Der Hund lag zu ihren Füßen, ein paar Dohlen, die noch durch den dämmernden Abend herbei flogen, ruhten noch über ihr auf der First und waren aufmerksam wie ächte Wachen.

Da sie hinging, war es eine wundervolle Nacht, lau und mild, still und ruhig, tief und klar; Mond und Sterne breiteten ihr weiches Licht dämmernd über die weiten Felder und blinkten durch das Schilf und die Sumpfpflanzen in den kleinen Wellen des Bachs, der dort vorüber fließt. Im Dorf war alles längst zur Ruh, es rührte sich dort nichts als das Laub der Bäume, welche die Gehöfte beschatten. Hin und wieder bellte auch einmal ein Hund kurz und abgebrochen auf, oder ein Hahn krähte, eine der Dohlen in den Eschen stieß einen heisern Schrei aus. Da mochte die Grete auch wohl an's Schlafen denken, zeigte dem Hund seinen Platz vor der Thür und zog sich in die enge Hütte, auf das dürftige Strohlager zurück.

Hinter dem nächsten Gehöft des Dorfes selbst lag auch eine Bleiche und auch dort saß eine Wache. Es war eine arme Frau aus dem Dorf, die hier neben dem Leinen des Grundbesitzers auch ihr eigenes bewachte. Um Mitternacht sah sie in der Ferne einen Mann über des Stoffers Gartenzaun steigen und sich auf dem Ufer des hier vorüberführenden Grabens langsam nähern. Als er nicht weit von ihr stehen blieb und nach den Sternen sah, fiel der Mondschein auf sein Gesicht und sie erkannte den Stoffer. Er war im kurzen Zeuge,* ohne Jacke und Hut, und in der Hand hielt er einen Stock und einige Stricke. „Guten Abend," sagte die Frau. „Er ist noch spät im Gang, Nonnenküster." Er fuhr erschreckt herum, da er sie bisher im Schatten der Strohhütte nicht gesehen, er murmelte, was wie ein Fluch klang, trat näher, beugte sich sie zu erkennen und sprach: „Na, Sie könnte sich auch wohl auf die Seite legen. Ihren Bettel wird keiner stehlen." — „Ich will auch zur Ruh," antwortete sie. „Was hat Er denn noch?" — „Ich? Ich hab's im Geblüt und kann nicht schlafen. Wollte nur nach den Sternen sehen, was es an der Zeit sey." — „Mitternacht ist vorüber," meinte die Frau. — „Das merk' ich," entgegnete er gähnend. „So kann man sich wohl wieder auf's Ohr legen. Es mag besser gehen als vorhin." — „Was will Er denn aber mit den Stricken und dem Stock?" fragte sie. — „Hm," sagte er ärgerlich, „das hat das nichtsnutzige Volk draußen liegen lassen. Ich fand es am Zaun dort. Die denken, daß Geld nichts ist. Gute Nacht, Frau." Und er ging so langsam zurück, wie er gekommen, und stieg über seinen Zaun. Die Frau dachte dem nicht weiter nach, aber schlafen mochte sie nicht. Sie wickelte sich in eine alte Pferdedecke, denn die Nacht ward kühl und der Wind wachte auf. Im Westen zog Wolke auf Wolke leise herauf und drängte den Mondschein sacht vom Felde.

Als sie so vor sich hinsah und neben dem Garten und Gehöft vorbei auf die Straße des Dorfs, war es ihr, als schlüpfe der Stoffer dort wieder vorüber, und wie sie aufstand, um besser sehen zu können, erblickte sie ihn bald darauf wieder, als er aus dem Dorf kam und den Weg nach seines Vaters-Hof verfolgte; seine weißen Hemdärmel schienen hell durch die Nacht. Gleich darauf zog eine Wolke vor den Mond, es ward dunkel; der Stoffer war auch bereits im Schatten der Weiden, die damals den Weg dort säumten. Die Frau setzte sich wieder und schüttelte den Kopf; das alles ging sie nichts an, aber es gefiel ihr auch nicht. Was schlich der Mensch und machte Umwege, wo er offen und geradezu gehen konnte? — Es ward aber immer trüber und dunkler, einige Tropfen fielen und der Wind kam schärfer und in rascheren Stößen über die Stoppeln.

Nach einiger Zeit — vielleicht nach einer halben Stunde — fuhr die Frau plötzlich auf. Ein Hund bellte drüben bei Nonnenküsters Hof wüthend und

* Ohne Rock, entweder in der Jacke oder auch nur in Hemdärmeln, wie man bei der Arbeit ist.

anhaltend und brach dann mit einem grellen Laut jäh ab. Darauf krächzten die Dohlen dort und die von der Eschenhöhe antworteten, dann kam ein lauter Schrei wie von einer menschlichen Stimme. Nach einer Pause glaubte sie den leztern noch einmal zu hören, allein er war schwächer und undeutlicher, der Wind mochte ihn auch verwehen; denn es war eine wilde Nacht geworden, es regnete und windete, zwischendurch fiel auch ein schneller Mondstrahl durch die fliegenden Wolken. Aber die Frau ging nicht in die Hütte, sie lauschte; sie konnte vor Angst nicht schlafen. Sie erwog, ob sie in's Haus laufen und Lärm machen solle. Dann aber dachte sie wieder: „Was geht's dich an? Sie lachen dich aus. Du machst dir vielleicht Feinde. Und wenn da was passirt ist, nun ist's doch zu spät zur Hülfe." Sie lauschte, allein sie hörte durch den Wind nichts als hin und wieder das Schreien der Dohlen, und das war wie tausendstimmig. Als während dieser Zeit einmal der Mond hervortrat, war es ihr, als liefen vier oder fünf dunkle Gestalten hastig den Weg zum Außenhofe entlang. Es schienen Frauen zu seyn. Sie schauerte, schlug ein Kreuz und sprach ein kurzes Gebet. Dann war nichts mehr zu sehen; die Dohlen aber schrieen fort und fort.

Als sie am Morgen gegen fünf Uhr — es dämmerte kaum und regnete schwer — ihre Wache verließ, erzählte sie ihrem Bauern von dem, was sie gehört und gesehen. Es war der Schulz des Dorfs, Hansens Freund und Gretens Vertheidiger. Auf den Bericht der Frau ward er nachdenklich, schalt nur, daß sie ihn nicht geweckt, zog still Stiefeln und Rock an und eilte zum Außenhof. Im Haus fand er nur die sinnlose Frau und eine heulende Magd; als er durch den Garten zur Bleiche kam, stieß er auf den Bauern, der schier verzweifelnd daselbst umhertaumelte. Denn das Leinen war fort, der Hund lag mit zerschlagenem Kopf vor der zerrauften Hütte, drinnen war das Strohlager auseinander gerissen, der Rasen umher vielfach zertreten; die Grete war verschwunden. Knechte und Mägde suchten rings im Garten und Feld nach der Verlorenen, verwirrt und planlos. Und die Dohlen waren alle da, sie schwirrten durch die Luft, sie flatterten durch die Bäume, sie schossen und kreisten wie rasend um die nahe Sandgrube, hockten auf dem Rande, kreischten und krächzten wild und ohrzerreißend.

Hans merkte von alle dem nichts, er suchte fast stumpfsinnig umher, faßte hier einen Halm vom Lager auf, sah da nach einer Fußspur. Aber der Schulz sah es, finster und aufmerksam. „Komm!" sprach er zum Hans, rief auch einen Knecht herbei und ging mit ihnen zur Grube, wo ihnen die Vögel kaum Platz machten. Sie fanden den Rand zertreten und abgebröckelt, das Wasser drunten dick und trüb. Der Schulz schickte den Knecht nach dem Feuerhaken ins Haus und erzählte inzwischen dem Hans von dem, was das Weib berichtet. „Dein Sohn hat sie umgebracht, Nachbar," schloß er. „Da drunten liegt sie. Die Thiere zeigen's uns. Sieh, wie sie fast ins Wasser schießen und gar so melancholisch schreien!" Hans war still.

Als der Knecht mit dem Haken zurück kam, brauchten sie nicht lange zu suchen; bald genug lag das arme Kind vor ihnen auf dem Sande, die Kleidung zerrissen, Hals und Brust voll blauer Flecke, das Haar zerrauft, Arme und Beine gebunden. Und dennoch — wie sie so dalag und einigermaßen von Schlamm und Schmutz gereinigt war, da zeigte sich recht ihre wunderbare, geheimnißvolle Schönheit; die brach trotz der schmachvollen Behandlung siegreich hervor, der Todesschmerz war längst von ihr gewichen und es lag wie ein leises spöttisches Lächeln auf den starren Zügen. „Menschen! Kinder!" murmelte der Schulz und drückte die Augen zu und ballte die Fäuste. „Ists denn möglich, daß solche hundsfött'sche Bestien in der Welt sind?" Dann trug er sie mit Hans ins Haus. Sie konnten's kaum vor den Vögeln, die sie in dichten Haufen umflogen. Nachher hackten und drängten sich die Thiere vor den Fenstern des Zimmers, wo die Leiche auf dem großen Klappentisch lag. Da saß Hans und hatte sich über sie gebeugt und die Thränen flossen lautlos, aber stromweis über seine gefurchten braunen Wangen. Die Frau lag stumm über das Bett gestreckt, hatte den Kopf in die Kissen gepreßt, wußte von nichts und war wie todt. Der Schulz ließ sich vom Knecht einen Strang geben und ging ins Dorf.

Eine Magd vom Außenhof hatte die Nachricht von Gretens Verschwinden dahingebracht; die Leute liefen zusammen und sprachen darüber, und als der Schulz daher kam, fragte ihn mehr als Eine höhnische, neugierige Stimme: „Nun, ist's wahr? Hat der Teufel über Nacht die Hexe geholt?" — „Nein," versezte er, „der Teufel nicht, der Stoffer. Das ist aber alles einerlei, nur daß dafür ich jezt den Stoffer hole, und noch den und jenen dazu, ihr Bestien." Da wurde mehr als Ein Gesicht schneebleich. Es waren einige Weiber, die am meisten gegen die Grete geschrieen. Der Schulz sah es, aber er schwieg, ging zu seinem Hause und schickte einen Boten mit der Anzeige in die Stadt aufs Amt. Dann eilte er mit ein paar andern Männern zum Stoffer und traf ihn mit seinem Gesinde beim Frühstück. Der junge Bauer, da er die Männer eintreten sah, fuhr vom Tisch auf und seiner Hand entfiel das Messer.

Als der Schulz ihm die Beschuldigung ins Gesicht sagte, spielte er einige Augenblicke den Verwunderten und Verlezten. Dann fing er an zu weinen und lamentirte über die Schlechtigkeit der Welt, daß sie ihn, den Unschuldigen, mit solchem Verdacht

molestire. „Feiger Hund!" sprach der Schulz und riß ihn vom Stuhl, auf den er zurückgesunken war. „Eine arme schwache Dirne zu mißhandeln und mit andern Bestien zu morden, bist du kühn genug; aber nun es die That zu vertreten gilt, heulst du wie ein Weib! Halt's Maul! Bind ihm die Arme, Nachbar Jobst! Da sehe einer den Riß über Stirn und Wange! Das arme Geschöpf hat sich doch gewehrt. Ich wollte, sie hätte dir die gottlosen Augen ausgekratzt. Allein hättest du sie auch nicht gekriegt. Aber vorwärts! Bindet ihn und damit hinaus!" Da ward der Stoffer trotzig. Er sey unschuldig, mitgehen wolle er, aber nicht gebunden seyn; er laufe nicht weg. Aber nach kurzem Ringen banden sie ihn doch und nahmen ihn zwischen sich fort.

In der Thür des Pfarrhauses stand der Prediger, fragte nach der Ursache des Lärms und was sie mit dem Stoffer vorhätten. Der Schulz gab kurz und rauh das Geschehene an; der Gefangene lamentirte von seiner Unschuld und seiner Liebe zu der Grete, von der mehr als einer und sein eigener Vater wisse. Der Prediger meinte: sie thäten dem Mann vielleicht schweres Unrecht, sie sollten ihn glimpflich behandeln; das sey Christenpflicht. Die Dirne sey ja in der lezten Zeit so wunderlich gewesen; sie möge sich selbst ein Leid angethan haben. „Und den Hund todt geschlagen?" fragte der Schulz spöttisch, „und das Leinen gestohlen? und sich selbst mißhandelt?" — Nun, so seyen's Diebe gewesen, bemerkte der Pastor; die hätten sie getödtet. Der Stoffer werde doch nicht seinen Eltern Leinen stehlen. „Gewiß nicht!" rief der Genannte dazwischen. — „Ja," sprach der Schulz, „darauf ist's angelegt. Aber wir sind keine Kinder. Ehrendiebe waren es. Davon steht da auf dem Gesicht des Teufels mancherlei zu lesen. Aber ich will nicht rasten, bis ich ihn am selben Strick baumeln sehe, mit dem er das arme Kind gebunden. Und die ihm geholfen, sollen auch dran, und der das zusammengehezt, Herr Magister, der kriegt auch, was ihm zukommt. Ich kenn' euch alle, wie ihr gebacken seyd!" — „Unverschämter Mensch!" murmelte der betroffene Prediger und drehte sich um.

Die Männer gingen mit dem schweigenden, zitternden Gefangenen weiter. Fast das ganze Dorf folgte ihnen zu Hansens Hof. Da hatte sich nichts verändert. Die Frau lag auf dem Bett, Nonnenküster saß bei der Leiche. Als sie seinen Sohn hereinbrachten, sah er nicht auf, er fuhr nur zusammen. Es drängten sich viele mit herein, horchten und sahen. Wie sie die Leiche erblickten, die nicht weiter verdeckt, sondern nur mit den zerfezten Kleidern nothdürftig verhüllt war, fing manche Frau an zu schluchzen und die Augen mehr als eines Mannes wurden feucht und seine Fäuste ballten sich, seine drohenden Blicke richteten sich auf den bleichen Stoffer.

„Und die hast du nicht so zugerichtet? die hast du nicht im Wasser ersäuft, du Satan?" rief der Schulz und packte ihn beim Genick und drückte ihn zur Todten nieder. „Nein!" stammelte er und drängte leichenblaß zurück. Da sprang der Bauer auf, riß ihn aus des Schulzen Händen, schleuderte ihn gegen die Wand und trat und schlug wie blind auf ihn los. „Du willst noch leugnen, du Teufel?" schrie er. Die Umstehenden konnten ihn kaum mit aller Kraft zurückreißen, auf den Stuhl drücken und niederhalten. Der Stoffer richtete sich wieder auf, sein Blick war wirr, er stieß ein wahnsinniges Lachen aus. „Ich hab' sie ja nur gebändigt," lachte er. „Die und die —" er nannte einige Weiber aus dem Dorf — „haben sie in's Wasser geworfen. Und der Herr Magister hat gesagt, sie sey eine Hexe, die zu tödten sey löblich; das müßte das Gericht thun, aber das sey schwach und verblendet. Da haben wir's gethan. Wie sie schrie, die Kreatur! wie sie zappelte! O hu!"

Und damit brach er durch die zurückschreckende Menge zur Thür hinaus über den Flur, durch den Garten, an ein paar Mägden vorüber, die dort schwazten. Da warfen sich die Dohlen wie wüthend auf den Tollen, umhüllten ihn wie eine Wolke und hakten und schlugen nach ihm mit Schnäbeln und Flügeln. Taumelnd, und indem er vergebens mit den Händen seinen Kopf zu schirmen suchte, stürzte er weiter durch die Steige, über den Zaun, über die Bleiche zu der Sandgrube; da stürzte er sich hinein, immer lachend. Der Mägde Schreien zog die Menschen aus dem Hause schnell herbei. Der Schulz unter den ersten sah noch den Sturz. „Laßt ihn liegen!" sprach er kalt. „Der läuft nicht mehr weg. Wir wollen die Weiber holen."

Die Frauen waren bereits halb todt vor Angst; sie gestanden sogleich alles ein. Sie seyen davon überzeugt, daß die Grete eine Hexe gewesen; der Stoffer habe sie aufgehezt, der Prediger habe gesprochen, wie jener erzählt. So hätten sie die Nacht erkundet, wo das Mädchen auf der Bleiche wachen sollte; der Stoffer sey vorausgegangen, weil er dem Hund bekannt gewesen. Der hab' ihn aber doch gebissen und sey dann von ihm todtgeschlagen worden. Nachher wären sie dazu gekommen und sie hätten dann die Hexe ertränkt. Denn das sey sie gewesen, solche Kraft habe kein gewöhnlicher Mensch. — Das Volk war rasend und wollte sie zerreißen. Die Stimmung hatte sich blizgleich gewendet.

Als der Amtmann am Nachmittag kam, hatte er leichte Arbeit. Er nahm die Gefangenen und auch den leugnenden Prediger troz alles Protestirens mit sich in die Stadt. Die Gerechtigkeit war dießmal schnell, Urtheil und Strafe erfolgten bald. Der Prediger ward seines Amtes entsezt, sein Vermögen eingezogen, er selbst als ein im fremden Lande Geborener

über die Grenze gejagt; dort ist er verschollen. Und obgleich die übrigen nach den damaligen noch barbarischen Gesetzen bestraft wurden, schien den Dörflern die Strafe noch lange nicht streng genug.

Hans, nachdem er die Grete in die Erde gebracht, zog mit seiner Frau in's Dorf auf des Stoffers Hof. Draußen in den Räumen, wo die Grete gehaust, so nah dem Ort, wo die Schandthat geschehen, konnten die beiden Alten es nicht aushalten. Sie lebten still und finster weg; nur mit dem Schulzen und seiner Familie verkehrten sie zuweilen.

Eines Tags, es mochten etwa vier Wochen seit der Mordnacht verstrichen seyn, ward Hans zum Amt in die Stadt beschieden. Dort fragte ihn der Amtmann noch einmal nach allen Umständen bei der Auffindung der kleinen Grete. Der Bauer erzählte was er wußte. „Und hatte das Kind gar kein Zeichen an sich, wie man's von der Mutter mitbringt?" fragte der Amtmann endlich. Hans dachte nach, er war etwas stumpfsinnig geworden und sein Gedächtniß wurde ein wenig schwach. „Ja," sagte er nach geraumer Zeit, „ich erinnere mich, sie hatte als ein kleines Kind zwischen den Schultern einen großen blaurothen Fleck, der sah aus wie eine Zwetsche, die recht reif ist. Aber meine Alte muß das besser wissen als ich."

Eine schöne stattliche Frau stürzte aus dem Nebenzimmer. „Und wo ist das Kind?" rief sie und faßte des Bauern Arm und sah ihm mit leidenschaftlicher Angst in die Augen. „Wo ist das Kind? Das ist das meine! O, das ist meine Marie!" — „Die ist ja todt, Euer Gnaden," stotterte der betroffene Mann; „das ist ja eben mein Elend, daß sie todt ist." Die Dame fiel mit einem Wehruf dem Amtmann und einem andern herbeieilenden ältlichen stolzen Mann in die Arme.

Hans erfuhr darauf, daß das einzige Kind eines vornehmen Herrn im Nachbarlande vor etwa zwanzig Jahren plötzlich verschwunden sey. Die Eltern suchten und forschten vergeblich, endlich hielten sie es für todt und ergaben sich in ihr Geschick. Ihnen schien es am wahrscheinlichsten, daß das Kind von Erbvettern, denen es im Wege stand und mit denen sie selbst in Feindschaft lebten, geraubt und auf die Seite gebracht worden sey. Jetzt, da die in jenem Bauerndorf erfolgten Begebenheiten weit umher Aufsehen machten und auch ihnen zu Ohren kamen, hatte sie die Nachricht von dem früher im Wald gefundenen Mädchen mächtig ergriffen. Sie forschten nach, sie fanden die Gewißheit, daß hier ihr Kind gelebt habe und ermordet worden. Die Anhänglichkeit der Dohlen und die Zuneigung der übrigen Thiere sprach noch mehr als alles übrige dafür, daß die Grete ihre verlorene Kleine gewesen. Der fremde Mann wußte, daß seinem Vater die Dohlen gerade so gehorsam und anhänglich gewesen, und er selbst besaß oder erwarb sich die Zuneigung der scheuesten Thiere auf's leichteste.

Die Eltern wünschten irgendwie zu vergelten, was Hans und seine Frau an ihrem Kinde gethan. Hans aber wollte nichts annehmen. „Es ist ja auch unser Kind gewesen," sagte er. „Was man dem thut, läßt sich gar nicht bezahlen." Im Grunde seines Herzens jedoch schmerzte ihn ihr Tod jetzt fast weniger. Seine Frau sprach dieses leise Gefühl sogar wirklich aus, als sie auf seinen Bericht am Abend entgegnete: „Es ist gut. Hätte sie noch gelebt, so hätten wir sie abgeben müssen. An die Comtesse durften wir dann nicht einmal im Traum denken. Aber das hättest du nicht ausgehalten, Hans, und ich nun gar nicht." Hans nickte. — So ist der Mensch.

Als Hans und seine Frau einige Jahre nachher starben, vermachten sie ihre Besitzungen, so viel davon ihnen gehörte, dem Schulzen. Dieser gab den Hof im Dorf seinem zweiten Sohn, und dessen Nachkommen wohnen noch darauf. Den Außenhof wollte er nicht, und so viel Termine das Amt zu seiner Verpachtung auch ansetzte, Pächter fand es nicht. Die Leute glauben, an einem solchen Ort könne niemand weilen, wenn nicht die Geister der Todten; die Grete gehe dort um, wähnen sie, und der Stoffer folge ihr ruhlos und rastlos.

Der Hof verfällt, der Garten verwächst, das Feld liegt öde. Nur die Dohlen hausen in den Eschen; sie nisten auch in der alten Sturmweide, die auf dem Kirchhof über Gretens Grabe rauscht. Von dem allen aber wissen nur wenige, und die davon wissen, sprechen nicht gern davon. Sie meinen, es sey eine Schmach für die Menschheit.

Edmund Hoefer.

Das Fest in St. Cloud im Sommer 1851.

Jetzt, da der Erwählte vom 10. Mai durch den lang erwarteten und doch für alle überraschenden Streich der Löwe des Tages geworden, jetzt wird begreiflich auch die persönliche Erscheinung und das Gebahren des Tageshelden mehr und mehr Gegenstand des Fragens und des Gesprächs. Ein Mann, der, so wie er, mit starker Hand an die eisernen Pforten der Geschichte angeklopft, der mit seinem Leben um eine Krone spielt, hat einen festen Platz in der Geschichte errungen, mag nun die Pforte ein gähnendes Grab oder die glänzenden Hallen des Kaisersaales verbergen.

Die fast minutiöse Nachahmung jeder Einzelnheit in der Geschichte des glänzenden Vorbildes fordert zur Vergleichung auch der persönlichen Erscheinung von Oheim und Neffen heraus. Der Oheim, der Kaiser, ist uns allen aus tausend Bildern, Beschreibungen und Anekdoten bekannt; den Neffen haben nur wenige von uns gesehen, noch wenigere sprechen hören. Es dürfte daher eben in diesen Tagen gleichsam als Ergänzung der politischen Zeitungslectüre nicht uninteressant seyn, den „Kronprätendenten," wenn auch nur als galanten Wirth bei einem „Hoffeste," kennen zu lernen.

Die Stadt Paris hatte die Commission der Londoner Industrieausstellung zu einer Reihe glänzender Feste geladen, welche Samstag den 2. August mit einem Bankette begannen und Dienstag den 5. mit einem großartigen Ball im Stadthause beschlossen wurden. Von den Gästen, die sich in großer Anzahl eingestellt, erregten der Lordmajor und die Aldermen der Stadt London natürlich am meisten Aufmerksamkeit. Sie fanden sämmtlich im Stadthause ein gastliches Unterkommen. Die Stadt bestrebte sich ihren Gästen zu gefallen, und sie hat, so viel wir wissen, ihre Aufgabe glorreich gelöst. Nach den Behauptungen der Pariser Journale soll nie seit den üppigen Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts solcher Luxus im Stadthause entfaltet worden seyn, und der republikanische Charakter des ganzen Unternehmens wurde da und dort mit Wohlgefallen hervorgehoben. Man war daher auch gespannt auf das Verhalten des Präsidenten, und da derselbe die Gäste der Stadt nach St. Cloud eingeladen hatte, war man begierig, wie er mit der Stadt in Pracht und Luxus wetteifern werde. Man hatte sich getäuscht.

Montag den 4. August versammelte sich eine glänzende Gesellschaft in St. Cloud. Der Präsident der Republik bewirthete die Gäste aus London und hatte die gesammte Commission der Industrieausstellung, die Municipalität von Paris, das diplomatische Corps, die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung, mit wenigen Ausnahmen,* und die Offiziere der gesammten Pariser Garnison zu sich gebeten. Die Einladung lautete auf drei Uhr Nachmittag, und um diese Zeit belebten sich die Alleen des Boulogner Gehölzes mit mehr oder weniger glänzenden Equipagen, meist aber mit einfachen zwei- und selbst einspännigen Stadtwagen, denn seit der Februarrevolution wurde alle auffallende Pracht in Equipagen vermieden.

Es war ein herrlicher klarer Sommertag, das Waldesgrün, üppig genährt durch viele Regentage, hob sich frisch und kräftig vom tiefblauen, wolkenlosen Himmel ab, das nette Städtchen St. Cloud und das herrliche Schloß, der Lieblingsaufenthalt des Präsidenten, blickten friedlich und reizend wie immer aus ihrem grünen Rahmen hervor und lockten die Stadtbewohner, die vom drückenden Qualm der Pariser Straßen, der dumpfigen Theater und Säle sich in belebender Waldluft erholen wollten.

In langer Queue — ästhetischer: Filière — nahten sich die Wagen und entluden ihre Gäste, die sich in den weiten Sälen des Schlosses verloren oder gleich hinaus in den Park traten, dessen innerer Theil für die Gesellschaft des Präsidenten abgeschlossen war. Wohl seit langer Zeit hat sich keine so zahlreiche Gesellschaft in den berühmten Prachtsälen des Lustschlosses versammelt. Gewöhnlich werden dieselben nur von neugierigen Touristen besucht, die geleitet vom Schloßwärter, gewöhnlich einem ergrauten Invaliden aus der Kaiserzeit, die Säle durcheilen, mehr gestört als belehrt durch das gedankenlose Geplapper des Cicerone. Bei solchen flüchtigen Besuchen ist es nicht möglich, den vollen Eindruck vom Plan des Baumeisters, von der Absicht des Ganzen zu erhalten. Heute aber war das Lustschloß wieder zu seiner Bestimmung zurückgekehrt, es war der Schauplatz eines großartigen Festes. Die vollendete Anordnung des Gebäudes, die Ausschmückung mit dem Schönsten und Reichsten, was Frankreichs Künste und Gewerbe hervorbringen, die glückliche Lage des Schlosses an einem Waldhügel,

* Diese Ausnahmen betrafen Mitglieder der Linken, die sich beim jüngsten Kampfe um die Revision der Verfassung ausgezeichnet, so Victor Hugo, der am 12. Juli seine fulminante Rede gegen die Monarchie gehalten hatte.

dessen Fuß von den blauen Fluthen der Seine bespült wird, die herrliche Aussicht auf ein paradiesisches Land und die reiche Weltstadt mit ihren Kuppeln und Thürmen im Hintergrunde, das alles gab, in Ruhe genossen, das befriedigendste Bild vom Schönheitssinn und Geschmack der Gründer dieses Palastes.

Hier feierten einst die Bourbons glänzende Feste, hier hielt der Kaiser seinen Hof, der in militärischer Etikette die höchsten Herrschaften Europas mit Parvenus aus dem untersten Bürgerstande verband. Hier versammelte heute sein Neffe eine sehr gemischte Gesellschaft. Auch er hielt Hof, es fehlte nur der Titel, es fehlte nur die Herrscherin und mit ihr die Reinheit des Ceremoniels. Aber schon war's dem Präsidenten heimisch geworden in diesen Räumen, die, wie seine ganze Lebensgeschichte lehrt, der ehrgeizige Traum seiner Jugend mit dem Gepränge des Kaiserhofes belebt, und konnte man glauben, daß er die einmal errungene Beute gutwillig wieder aus den Händen geben werde? Wir haben ihm diese republikanische Entsagung nie zugetraut, und gerade damals, als wir den Präsidenten in Mitten seines spärlichen Hofes sahen, der eben groß genug war, um Geschmack am Herrschen zu erregen, drängte sich uns dieß am lebhaftesten auf.

Schon waren viele der Eingeladenen versammelt, und selbst Damen waren anwesend, als der Beginn der Musik, die in der Treppenhalle aufgestellt den Palast mit kräftigem Trompetenschalle durchdröhnte, uns den Eintritt unseres Wirthes ankündigte. Die ganze Schaar der Gäste, die sich bereits in den Gemächern vertheilt hatten, Kunstwerke prüfend oder die Reliquien aus den besten Zeiten Frankreichs begaffend, drängte sich nun, gelockt durch die majestätischen Accorde der brittischen Nationalhymne, im Empfangssaale zusammen, und bald erschien der Präsident im schlichten schwarzen Frack an der Spitze eines mäßigen Gefolges von Offizieren der Linie und der Nationalgarde, Freunden und Hausbeamten des Elysée. Kein Minister, kein Repräsentant begleitete ihn, da die gesetzgebende Versammlung bis fünf Uhr fortarbeitete, wie gewöhnlich.

Der Präsident ist ein hübscher Cavalier, wie die Französinnen zu sagen pflegen. Am vortheilhaftesten nimmt er sich zu Pferde aus, da er gut und schön reitet, eine Kunst, die ihm bekanntlich sein Oheim nicht vererben konnte, und die er eben so wenig von den Spazierreitern der Boulevards und der elyseischen Felder gelernt hat; denn letztere reiten in der Regel wie die Metzgerjungen. Der Gesammteindruck Louis Napoleons ist ein angenehmer, kein imponirender. Ein kleiner schlanker Mann von wohlproportionirter Körperbildung, drückt er in Gang und Geberden Ruhe und militärische Gesetztheit, mehr Ernst und Ueberlegung als Gravität und Würde aus. Sein dunkles Auge scheint keine durchbohrenden Blicke zu haben wie das seines Oheims; es haftet auch nicht lange auf einem Gegenstande, selbst im Gespräch ist es meist vom Sprechenden abgewendet und blickt wie gleichgültig zur Seite. Die etwas groben italienischen Züge des wohlerhaltenen Vierzigers haben keine Aehnlichkeit mit denen des Kaisers, dichte schwarze Haare begrenzen die ziemlich niedrige Stirn, die Augen sind klein und tiefliegend, das Mienenspiel wenig sichtbar, da ein dichter schwarzer Bart den Mund verhüllt. Die schlichte Frisur mit militärisch nach vorne gebrehten Seitenlocken, der Zuschnitt des Bartes nach Art der afrikanischen Generale, die militärische Gravität des Ganges bezeichnen eben so gut die Sinnesart des Kronprätendenten, als die vielen Paraden und die offenbare Bevorzugung des Soldatenstandes bei seinen Festen sie verriethen, und die Folgezeit wird lehren, daß er auch so oder so den Kriegsruhm seines Oheims suchen wird. Mit was sonst könnte er auch seine Prätorianer belohnen? — Heute sprach aus der Miene des Präsidenten Ernst, zerstreutes Sinnen, ja selbst etwas Gedrücktes, Unbefriedigtes, was nur verschwand, wenn er sich zur Begrüßung an einen seiner Gäste wandte.

Der Wirth trat in den Kreis der Gäste, nach allen Seiten in freundlicher, gutmüthiger Weise grüßend. Bekannte bewillkommte er mit herzlichem Händedruck und wußte leutselig und ungezwungen jedem etwas Angenehmes zu sagen, wobei er als zuvorkommender Wirth abwechselnd deutsch, englisch und französisch sprach, je nachdem es die Höflichkeit erforderte, denn er bedient sich dieser Sprachen mit gleicher Gewandtheit. Bei der großen Zahl der Eingeladenen — es sollen deren über zweitausend gewesen seyn — wurde von einer förmlichen Vorstellung stillschweigend Umgang genommen.

Die vornehmste der schon anwesenden Damen war die Gemahlin des griechischen Gesandten Maurocordato, eines der bekanntesten griechischen Freiheitskämpfer, dessen charakteristisches Gesicht allen, die München besucht haben, aus zahlreichen Fresken in den Arcaden wohl bekannt ist. Diese Dame, eine noch jugendliche Griechin mit lebhaftem, dunkelm Auge, wurde vom Präsidenten langsamen, gravitätischen Schrittes durch die Säle geführt, und die Masse der übrigen Gäste drängte sich nach, wohl erwartend, es werde jezt durch einen besondern Akt der Anfang des Festes bezeichnet werden. Es erfolgte nichts und man begann sich wieder zu zerstreuen, als die englische Nationalhymne von neuem kräftig angestimmt wurde. Sie kündigte diesesmal die Ankunft des Lordmajor, der Aldermen, Sherifs und andern Londoner Obrigkeiten an, denen das Fest vorzüglich galt. Wohlgenährte, wenig bedeutende Gesichter, Gevatter Schneider und Handschuhmacher zogen mit ihren Frauen, Töchtern und

Richten beim Präsidenten ein, der sie höflichst willkommen hieß. Manche spöttische Bemerkung wurde laut im Kreise der Umstehenden über das täppische Auftreten der Beefsteaks, über die wenig festliche, chiffonirte Toilette ihrer Damen. Die Männer erschienen in Amtstracht; faustgroße goldene Medaillen, oft drei, vier und mehr, baumelten an schweren Ketten auf Brust und Bauch der biedern Aldermen herab und vermischten ihr blechartiges Geklapper mit dem Summen und Zischeln des Gesprächs und den Klängen des God save the Queen, so daß man an einen schnurrigen Fastnachtsaufzug erinnert wurde. Unbehülfliche, breitschößige Fräcke, an deren kurzem Kragen ein Miniatursurrogat des obligaten Haarbeutels angeheftet war, kurze Beinkleider und seidene Strümpfe stellten die Amtstracht der Stadtältesten vor, die sich, neugierig umhergaffend, zwischen modernen Fräcken und geschmackvollen Uniformen hindurchdrängten. Die Engländer waren mit Frauen und Kindern herbeigezogen, und mancher Aldermanssohn, der den Frack in London vergessen zu haben schien, stellte sich im gelben Paletot als Gast des Präsidenten ein.

Dieser bot nun der Lady Normanby, der Gemahlin des englischen Botschafters und seines Freundes, einer korpulenten Matrone mit äußerst wohlwollendem Ausdruck, den Arm und führte sie dem unendlichen Schwarme der Gäste voran ben Parke zu. Abermals war die Gesellschaft gespannt, was wohl der Präsident zur Unterhaltung so zahlreicher Gäste ausersehen haben möge. Militärmusiken spielten in den Hauptalleen des Parks, die Springbrunnen leisteten ihr Möglichstes zur Ergötzung des Auges, aber außerdem wars einem jeden anheimgestellt, sich so gut oder schlecht zu unterhalten, als er eben mochte. Es zeigte sich, daß der Soirée der Mittelpunkt fehlte, und man machte sich darauf gefaßt, wie bei so manchem Feste, ein paar Stunden lang grausamer Langeweile preisgegeben zu seyn.

Aber die Hundstagssonne beschwor noch andere Feinde herauf, die namentlich auf das schöne Geschlecht heftige Angriffe machten: glühende Hitze und austrocknender Durst. Die anfangs lebhaften Gespräche stockten, nicht weil der Stoff ausging — wie wäre das in so bunter Gesellschaft möglich gewesen? — aber die Hitze drückte und machte schläfrig, und der trockene Mund that nur unwillig seinen Dienst. Immer lauter wurden die anfangs heimlichen und verstohlenen Fragen nach einer Erfrischung. In der Orangerie und in einem besonders errichteten Zelte sollte nach den Ankündigungen der Journale für alles Wünschenswerthe aufs Beste gesorgt seyn. Jenes Zelt wurde entdeckt, aber es zeigte sich menschenleer, und die Orangerie bot den begierigen Blicken nur verschlossene Thüren und Fenster. Endlich erfuhr man von den Lakaien, daß sie Befehl haben, vor sechs Uhr nichts zu reichen, und den galanten Rittern wurde selbst ein Glas Wasser verweigert, das sie ihren Damen als Labsal kredenzen wollten. — Langeweile, Durst und Abspannung malten sich auf den Gesichtern der Gäste des Präsidenten, die nach langem Umhergehen sich endlich theils im Schatten der Alleen, theils, heroisch den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, vor den Gartensälen des Schlosses gesammelt hatten.

Ich nahm die Gelegenheit wahr, mich in dieser seltsam gemischten Gesellschaft umzusehen. Da waren alle Nationen vertreten, von welchen die Weltindustrieausstellung beschickt worden war; eine Menge zufällig in Paris anwesender Fremden waren geladen, und unter ihnen Notabilitäten ersten Ranges. So saß nicht weit von mir, umgeben von einem Kreise junger Männer, ein kleiner, ältlicher Herr, mit schlauer Miene plaudernd: es war der General und Expremierminister Narvaez. Da waren Sterne, Kreuze und Bänder von allen Formen und allen Farben des Regenbogens. Man hätte glauben sollen, eine Ehrenlegion der Welt habe sich hier Rendezvous gegeben, in solcher Fülle drangen die bunten Farben auf's Auge ein. Sterne und Kreuze schimmerten im Glanze der Sonne, wie das Firmament in heller Winternacht.

Kenner behaupteten, es möchte wohl nicht ein Orden der Welt hier unvertreten seyn, und dieser Satz gewann sehr an Wahrscheinlichkeit, als der letzte der Gäste, der vornehmste, da er am weitesten her war, langsam und gravitätisch herankam, ein chinesischer Mandarin, der seinen Orden, einen großen Krystallknopf, auf der Spitze seines Hutes trug. Mürrisch und theilnahmlos schritt er durch die Säle und seine kleinen Aeuglein blickten stumpf aus dem flachen Vollmondgesichte hervor. Er ahnte nicht, der harmlose Mann, daß die böse Welt auch ihn verfolgte. Die Journale führten einen lebhaften Krieg, indem einige allen Ernstes seine Mandarinschaft bestritten und behaupteten, der dicke Chinese sey ein Lohgerber aus Peking. Schon sann das beleidigte Publikum auf exemplarische Bestrafung einer so kühnen Mystifikation von ganz Europa, als endlich ein Hauptjournal durch ein kategorisches „sicherem Vernehmen nach" den Streit schlichtete und die mandarinischen Rechte des guten Alten wahrte, der vom herannahenden Sturm keine Ahnung gehabt hatte. Ein anderes Tageblatt fügte vernünftig genug hinzu: „Warum könnte er nicht Lohgerber und Mandarin zugleich seyn, da ja der Lordmajor auch nur Tuchhändler ist?"

Aber auch der Chinese und seine lebhaft besprochene Mandarinschaft konnte nur kurze Zeit die Aufmerksamkeit ablenken von den immer gebieterischer sich meldenden irdischen Bedürfnissen. Die Wirkungen der Sonnenhitze steigerten sich sichtbar und riesen sogar

bei gewissen Herrn einen beklagenswerthen Paroxysmus hervor. Dieselben hatten sich, vom Durste gepeinigt, um das vielversprechende Zelt im untern Parkraume gesammelt, und als auch vor dieser Festung wie vor der Orangerie alle Parlamentäre abschlägig beschieden wurden, brach die Noth das Eisen der Rücksichten, es wurde Sturm gelaufen und die von Truppen fast entblößte Festung erobert. Bei diesem tumultuarischen Staatsstreiche soll mancher Verlust zu beklagen gewesen seyn, wenn auch nicht von Menschenleben, so doch von werthvollem Porzellan von Sèvres und andern Herrlichkeiten, die in Trümmer gingen, nicht gerechnet leichte Verwundungen auf Seiten der Angreifer, die beim Drängen und Stolpern über Barrièren vorgefallen waren. Das Traurigste aber war, daß sich die Eroberer völlig getäuscht sahen; es fanden sich nur die Vorbereitungen zu einer Mahlzeit, Servietten und Geschirr.

Diese Episode, die als neueste Neuigkeit im obern Theile des Parkes erzählt wurde, klang wie eine Fabel; aber sie wurde von den Journalen bestätigt und von den dem Elysée feindseligen Blättern mit Nasenrümpfen erzählt. Ueberhaupt diente leztern das Fest des Präsidenten, der an einem Hochsommertage seine Gäste drei Stunden lang in einem engen Parke spazieren geführt habe, zum Gespötte; man nannte das Fest eine Soirée péripatétique.

Doch Sie fragen nach dem Benehmen unseres Wirthes bei solchen Ereignissen? Der hatte sich, nachdem er lange im Garten umhergewandelt, am Arme eine schöne Dame oder allein, aber stets einem Cometen gleich von einem riesigen Gefolge umgeben, an einem stillen Platze im Schatten zur Ruhe gesezt. Er schien die auf den Gesichtern gemalte Ungeduld nicht zu bemerken und unterhielt sich unbefangen und huldreich mit den Engländern.

Die ersehnte sechste Stunde kam endlich heran, und die Orangerie wurde nun Gegenstand der lebhaftesten Aufmerksamkeit. Durch die weitgeöffneten Fenster war den Schmachtenden der trostreiche Anblick einer langen schmalen Tafel vergönnt, die von einem Ende des Raums zum andern sich erstreckend, sich unter der Last von Leckerbissen aller Art bog. Hinter dieser Tafel, die ein Riesenbüffet darstellte, waren eine Menge Aufwärter geschäftig, die Ausstellung all der Herrlichkeiten dem Auge so reizend als möglich zu machen. Der improvisirte Speisesaal ist ein langes schmales Blumenhaus, zum Empfang anderer Gäste von seinen gewöhnlichen Bewohnern verlassen, schlichte weiße Wände, der Fußboden aus stark staubendem Sande bestehend. Schon lange waren die Eingänge von dichten Haufen Harrender umlagert. Schwarze Fräcke, bunte Uniformen und jene oben erwähnten gelben Paletots in buntem Gemisch, jeder wollte der Erste am Tische seyn, und wäre das Gebäude nicht aus festerem Materiale gewesen, wer weiß ob es nicht das Schicksal jenes Zeltes getheilt hätte. Mit dem Glockenschlage sechs öffneten sich endlich die Thore, der Präsident, am Arm eine Dame, drang durch den dichten Haufen und trat ein; dann an der Tafel hinabschreitend forderte er seine Gäste zum Mahle auf, während er selbst mit seinem Gefolge sich zurückzog, damit jeder sichs in seiner Weise wohl seyn lassen könne.

Bald war das stille Blumenhaus in die bewegteste Schaubühne umgewandelt. Der lange verhaltene Groll der Harrenden hatte ein Objekt gefunden, an dem er sich mit voller Kraft auslassen durfte, und bei sehr vielen war er nur zu bald gestillt, um in die heiterste Stimmung überzugehen. Das speisende und trinkende Publikum in der Orangerie bot einen in der That malerischen, wilden Anblick. Hunderte von Schmachtenden, die mit erhizten Gesichtern und gerötheten Augen sich herbeidrängten, und Platz nur für wenige! Niemand war bereit, wenn er einmal Posto gefaßt hatte, von den Fleischtöpfen Egyptens so bald wieder zu weichen, und höchstens ging seine Gefälligkeit so weit, den hinter ihm Stehenden von seinem Ueberflusse mitzutheilen. In vielfacher Reihe zusammengepreßt standen die Männer an der Tafel, mit emporgestreckten Armen in allen Tonarten vom sanften Flehen bis zum gebieterischen Verlangen von den Lakaien Speise und Wein begehrend. — Das Dargereichte verschwand mit erschreckender Schnelligkeit; mancher schien in der Eile des Trinkens den Gebrauch des Glases vergessen zu haben, und die Champagnerflaschen, die wie Feuereimer von Hand zu Hand gingen, waren im Nu geleert und wurden in einen Winkel geworfen, wo gebrauchte Teller, silberne Bestecke und ähnliche Utensilien sich in Haufen sammelten.

Bald war unter den Vorräthen eine schreckliche Verheerung angerichtet, riesenhafte Braten, ungeheure Melonen waren bis auf unkenntliche Trümmer vertilgt, große Schüsseln mit Hummersalat geleert, und der stürmisch genossene Champagner und starke Burgunder hatten statt zu kühlen die Erhitzung der Durstenden nur gesteigert. — Nun nahte sich der bescheidenere Theil der Gäste, die sich bisher zurückgehalten, und die nun von den Resten das Genießbarste aussuchend, für die draußen harrenden Damen und für sich einige Erquickung herbeischafften. Wenig war mehr übrig, und ich sah einen Offizier aus der Verborgenheit, in der er bisher gelebt, hervortreten und um das lezte Stück Melone bitten, das noch einsam des Erlösers harrte.

Eine Stunde war so verflossen; die Abendkühle äußerte ihre wohlthätige Wirkung und die Dämmerung begann einzubrechen. Da trat unser Wirth aus dem Schlosse hervor und deutete, indem er mit einem kleinen Gefolge von Damen und Herrn durch die fast verlassene Orangerie schritt, die Aufhebung der Tafel

und das Ende des Festes an. Ein großer Haufen junger Leute, besonders Engländer und Offiziere, folgten ihm auf Schritt und Tritt. Man wünschte dem hohen Wirthe den gebührenden Dank darzubringen; niemand aber wußte das Ding recht anzugreifen, bis endlich der Ruf: vive le président! dem allgemeinen Drang einen Ausdruck verlieh. Huldreich sich verneigend dankte der Gefeierte, aber die etwas stürmischen Aeußerungen der Dankbarkeit vermeidend, zog er sich rasch zurück. Der Hause verfolgte ihn indessen, die Rufe: vive Napoléon! anfangs nur gelegentlich eingemischt, erhielten bald die Oberhand, und so wurde unser wohlmeinender Wirth bis zum Eingang der Gartensäle von begeisterten, prophetischen Rufen begleitet. Aerger und Beschämung glaubte ich durch das Lächeln hindurch in der Miene Louis Napoleons zu lesen, der sich durch die täppische Begeisterung vor dem ernsteren Theile der Gesellschaft bloßgestellt fühlen mochte. Er entzog sich derselben, indem er in den Gemächern des Schlosses verschwand.

Rasch löste sich der Knäul der Eingeladenen, eilig wurden die Wagen aufgesucht, und bald war der Schauplatz der Soirée péripatétique still und öde.

Die sonderbar unzweckmäßige Anordnung des Festes war natürlich der Gegenstand aller Gespräche. Manche schrieben sie dem Mangel einer geübten, erfahrenen, leitenden Person zu, andere aber sahen Absichtlichkeit darin, und meinten, eben der republikanische Charakter der Einladung, die von der Stadt Paris an die Londoner Commission ergangen war, und wobei sich der Präsident als solcher zu einer untergeordneten Rolle verurtheilt sah, habe diesen veranlaßt, die Gäste der Stadt zwar einzuladen, aber so gleichgültig als möglich zu behandeln.

Die genuesischen Weiber.

Je länger ich hier verweile, desto mehr überzeuge ich mich, daß das bekannte italienische Sprüchwort, nach welchem mein theures Genua ein Gebirg ohne Bäume, ein Meer ohne Fische, eine Bevölkerung ohne Treue und Glauben und Frauen ohne Zucht und Schamgefühl haben soll, aus der Luft gegriffen und ein Schimpf ist, durch welchen sich die Pisaner an ihren mächtigen und stolzen Nachbarn rächen wollten, und den vielleicht die Marmorgruppe in der Compera di S. Giorgio mit dem genuesischen Greifen, welcher den kaiserlichen Adler und die pisanische Löwin derb faßt, und die übermüthige Inschrift: »Grifus ut hos angit, sic hostes Genua frangit.« hervorgerufen hat.

Wir wollen dieses »si dice« näher in das Auge fassen. Das Gebirg, welches Genua in malerischen Umrissen umkränzt und es dem Norden fast unzugänglich machen zu wollen scheint, ist bis zu einer gewissen Höhe in eine Fülle von Laubwerk gehüllt, und die Oliven- und Pinienwälder, welche die Riviera di Levante in so hohem Grade schmücken, ziehen bis in die Nähe der Stadt heran. Jenseits des Bisagno, ganz in der Nähe der Küste und des Lazaretto ist ein Felsvorsprung, von welchem aus der östliche Theil von Genua von dem üppigsten Grün eingerahmt erscheint, und vom Polceverathal bis hinüber zur Madonna degli Angeli weht der laue Abendwind durch Wälder von Orangen, Citronen, Oliven, Cypressen und Ulmen; die höhern Kuppen des Apennins aber würde der Maler ungern mit Urwald bedeckt sehen, da er die kühnen Umrisse, die schwarzen Schluchten, die bunt gefärbten Steinstufen, die auf hohen Zinnen gleichsam in der Luft schwebenden Kapellen und Kirchen und die wie weiße Atlasbänder von den Höhen flatternden Bäche vermissen würde.

Eben so ist es mit dem »mare senza pesce.« Ein kurzer Morgenspaziergang dem Molo entlang, besonders in der Frühstunde, wenn die Fischerboote bei der Riviere einlaufen, reicht hin, dem Sprüchwort seinen Stachel zu nehmen. Die Sardina (Sardelle) z. B. ist, wie schon ihr Name zeigt, in diesen Gewässern heimisch und zahlreicher als an der Küste der Bretagne; sie ist der ärmern Klasse Genuas und der Riviere, was der Hering den Bewohnern der Hebriden und den Küsten der schottischen Hochlande ist, und gilt frisch, getrocknet, geräuchert und in der Lake als ein Leckerbissen. Nicht minder häufig und beliebt sind die Rothbartarten, wie der Seehahn, die Meerbarbe u. a., so wie es denn leicht wäre, mit Hülfe der Speisekarte des Hotels Feder zwanzig Fischarten zu nennen, welche Morgens noch in der „feucht verklärten Fluth" spielen und Abends auf der Tafel dampfen.

Was die »gente senza fede« betrifft, so bin ich ziemlich geneigt, den Genuesern vor den Bewohnern der übrigen großen Städte Hesperiens das Zeugniß eines zuverlässigen Charakters zu geben. Ich habe hiermit Menschen aller Art, von dem armen Schuhflicker an dem Gangfenster meines Hotels, und dem gran sbracato, dem Bootführer an, welcher sich ein Boot leihen mußte, wenn er mich Abends zum Bade in die See hinaus ruderte, bis zu der Blüthe des Aristokratismus und Patricierthums hinauf verkehrt und bei dem Manne mit der verwaschenen geblümten Zitzjacke Biederkeit und Wohlwollen, wenn auch mit einer guten Dosis Schlauheit und Habsucht versetzt, bei den Höhergestellten wohl öfter Schlaffheit des Geistes und der Sitten, zuweilen gehaltlosen Stolz, fast überall aber Ehrenhaftigkeit, einfache Höflichkeit und jene uneigennützige Zuvorkommenheit gefunden, welche den Italiener von ächtem Schrot und Korn charakterisirt und der er sich inmitten der entsittlichenden Einflüsse der Neuzeit nicht entfremdet hat. Die große Masse des Mittelstandes ist achtbar, äußerst thätig und rührig, mäßig und so gut königlich gesinnt, als ein geborener Genueser dieß nur immer seyn kann, und wenn der gute „Andrea" in den Stunden der Noth ein wenig zaghaft und nachsichtsvoll gegen das klassische Gesindel der Lastträger, Gondelführer u. s. w. war, so hätten wohl die übrigen italienischen so wie unsere deutschen Städte am wenigsten ein Recht, ihm Vorwürfe zu machen.

Der letzte Theil des Sprüch- und Schimpfwortes — proverbio wird von den Italienern in diesem doppelten Sinn gebraucht — ist der herbste und zumal der ungerechteste. In einer Stadt, welche weit über hunderttausend Seelen zählt, über der sich der blaue italienische Himmel ausspannt, die in den Duft einer üppigen Pflanzenwelt gehüllt ist, die, durch die Apenninen vom rauhen Norden geschieden, fast das ganze Jahr von lauen Seewinden gefächelt wird, deren Golf allein von einer Bevölkerung von beinahe 40,000 Menschen wimmelt und in deren Hafen sich Matrosen und Reisende aller Länder der Welt tummeln, findet sich natürlich eine nicht geringe Anzahl weiblicher

Geschöpfe, auf welche das Sprüchwort passen mag; allein selbst diese leichte Waare stammt ihrer Mehrzahl nach nicht aus Genua, und wenn diese Phrynen Nachts in den engen dunkeln Gassen schnatlern und, um mich eines Dante'schen Ausdrucks zu bedienen, »lor lai« absingen, hört man leicht die verschiedenen Dialekte Oberitaliens, besonders den von Turin und Mailand heraus, denn wenn die Glücksgöttin Wesen dieser Art dort nicht mehr lächelt, kommen sie hierher, um die stärkende Seeluft zu genießen. Wie man mir erzählt hat, bestand die Hälfte des Gesindels, welches den lezten Februar des Jahres 1848 am hellen Tage den Palast Doria Tursi in der Straba nuova plünderte, aus den Megären der Volksbevölkerung; ja, ein glaubwürdiger Mann versicherte mich, er habe selbst gesehen, wie eine flitterhaft herausgepuzte Dirne zuerst auf die Gartenmauer des Palastes kletterte und dem raublustigen Haufen den Weg zur Hinterthüre des Hauses wies, durch welche sie, wie er meinte, wohl schon öfter gekommen war.

Ich will nicht in Abrede stellen, daß es auch jenseits des Hafengebiets weibliche Wesen gebe, welche in die Klasse der »perduta gente« gehören; der Anstand wird aber hier sorgfältig gewahrt, und unsaubere Scenen, wie man sie Nachts in der Nähe des Wassers zuweilen wohl zu sehen bekommt, sind hier selten. Die in ihren „Mezzaro“ gehüllte Schöne, welche ein Auftrag aus dem Hause ruft, eilt geflügelten Schrittes durch die Straße, die engen Gäßchen auf und ab, und es wäre kaum räthlich, sie durch eine Ansprache, selbst der höflichsten Art, in ihrer Eile zu hemmen. Man gibt den jungen hübschen genuesischen Dirnen von der Kanzel herab förmlichen Unterricht, wie sie sich auf solchen fährlichen Wegen zu benehmen haben. Ein alter Kapuziner, welcher troz seines dreifachen Gelübdes eine nicht unbedeutende Summe von Welterfahrung gesammelt zu haben scheint und seiner stets zeitgemäßen und oft kecken Ausfälle wegen berühmt ist, klassifizirte in einer seiner lezten Sonntagspredigten mit systematischer Schärfe die Gefahren, welche in dieser sündigen Stadt die weibliche Tugend bedrohten, und deutete die Mittel an, wie ein ehrbares Mädchen sich dagegen zu schützen habe. Die züchtige Verhüllung durch den „Mezzaro,“ welche er lebhaft empfahl, gab ihm Veranlassung, den Mißbrauch, welcher mit dem Schleier getrieben wird, in kaustischer Weise zu schildern und die Koketterie zu geißeln, die, wie er sich ausdrückte, den „Mezzaro“ zum „Mezzano“ (Kuppler) mache. Die schönen Signorine saßen so ruhig da und hörten so andächtig zu, als gälten alle diese Dinge den Chinesinnen, und nur zwei oder drei mal bei sehr kühnen Anspielungen bewegten sich die lang herabfließenden Spitzenschleier und die weißen getupften und gestreiften Mezzari ein wenig, als höbe die Brust der hübschen Genueserinnen sich unruhiger und rascher.

Der Schluß der Predigt des Frate Barnabà ließ mich die große Verschiedenheit zwischen dem weiblichen Charakter im Norden und Süden Italiens recht lebendig gewahren. Wenn ein Missionär in den Straßen von Neapel oder Palermo auf die improvisirte Kanzel, d. h. auf einen wackeligen Stuhl oder Tisch steigt und in der heimischen Mundart und dem leidenschaftlichen Vortrage des Südländers gegen die Schwächen des schönen Geschlechts donnert, wird nicht selten ein Schluchzen in dem gedrängten Kreise laut, man drängt sich an den Prediger heran, wirft sich zerknirscht vor ihm auf die Knie und folgt ihm in die nächste Kirche, wo sein Beichtstuhl von reuigen Sünderinnen umlagert ist. Hier war eine Erregung dieser Art nicht zu bemerken und man ging aus der Kirche, wie man aus dem Theater geht; ja es kam mir vor, als hätten einige dieser jungen Wesen erst von dem guten Frate gelernt, welche Zauberkraft dem Schleier inne wohne, und als wären sie nicht abgeneigt, sofort einige kleine Versuche zu machen, ob in jedem, folglich auch in ihrem Mezzaro die magische Anziehungskraft liege, von welcher der fromme Frate Barnabà gesprochen hatte.

Wenn aber die Genueserinnen für das Heil ihrer Seele weniger besorgt sind als ihre südlicheren Schwestern, so sind sie auch bei weitem weniger für Eindrücke empfänglich, welche jene Besorgnisse rechtfertigen. Die Gewalt eines fieberhaft raschen Gefühls reißt die Neapolitanerin in den Strudel der Sinnlichkeit, und wie sie hier kein Maaß kennt, ist ihre Reue auch ein Schrei, der aus ihrem tiefsten Herzen kommt und die Brust zu zersprengen scheint. Die Sicilianerinnen sind nicht minder genußsüchtig als die Neapolitanerinnen, aber sie sind wählerischer, raffinirter: es scheint noch etwas von dem alten atheniensischen Blute in ihnen zu seyn; sie sind bezaubernde, gefährliche Geschöpfe; dem Wahnsinn ihrer Liebe gesellt sich eine Art geistigen Adels, eine Selbstaufopferung bei, welche keine Grenzen kennt. Die Genueserinnen sind eher kokett als sinnlich, eher berechnend als hingebend, eher Opfer fordernd als deren fähig. Wie sie sich aber sonst von ihren südlichen Schwestern unterscheiden mögen, sie haben, was körperliche Schönheit betrifft, den entschiedensten Vorzug vor ihnen, vor den Italienerinnen überhaupt. In keiner italienischen Stadt wird man so viele schöne Frauen finden wie in Genua. Man gehe durch die Straßen, in das Theater, in die Kirchen, auf Aqua verde oder Aqua sola, und man wird mit Bewunderung diese Menge zierlicher, schlanker Gestalten leicht und graziös dahin schweben sehen, mit Entzücken diese feinen, antik geschnittenen Physiognomien, diese zarte Gesichtsfarbe, diese glänzend schwarzen Augen und Haare und diese Anmuth in Haltung und Bewegung schauen. Schade, daß diesen schönen Wangen, diesen stolzen reizenden Lippen, wie denen der

Italienerinnen fast durchgehends, die frische Farbe der Pfirsichblüthe fehlt; ein rosiges Mädchengesicht ist hier so selten wie in England.

In frühern Tagen trugen sich die Genueserinnen schwarz, und es bestanden hier, wie in unsern Reichsstädten, strenge Gesetze gegen den Luxus in Bezug auf Kleidung, Goldschmuck und Juwelen. Diese Einförmigkeit der Farbe, diese Einfachheit der Toilette hatte schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts dem Einflusse weichen müssen, welchen das Ausland, besonders Frankreich, über die Republik ausübte. Als endlich die Franzosen sich zu Beherrschern Genuas aufwarfen, verschwanden die einfachen Sitten mit den alten Gesetzen und die vornehme Frauenwelt fügte sich, vielleicht nicht ungern, dem launenvollen Geschmacke der Pariser Putzmacherinnen. Dieser Einfluß macht sich heute noch geltend, und da Genua selbst den feinsten, zartesten Sammt, den schönsten Atlas und wundervolle Seidenzeuge aller Farben fabricirt, und da der Geschmack und die „saubere Hand" der genuesischen »crestaje« selbst in Paris anerkannt sind, ist es kein Wunder, wenn man in den Straßen, auf der Piazza amorosa, auf Aqua verde, in den Theatern Toiletten sieht, welche an Schönheit, Eleganz und Pracht dem Glänzendsten, was man der Art in Paris sieht, ganz gleich stehen. In den untern Schichten der Bevölkerung hat die Laune der Mode nur geringen Einfluß geäußert. Der mehr oder weniger feine, hier weiße, dort geblümte, oder getupfte, oder gestreifte Mezzaro bedeckt noch heute wie auf Familienportraits, die vor hundert Jahren gemalt worden, das Haupt, die Brust, den Nacken, und seine beiden Enden fließen anmuthig bis zu dem Knie herab. Gewöhnlich bedeckt er einen Theil der Stirne und umrahmt zierlich das Oval des Gesichts. Ist der Morgen kühl, oder weht der Libeccio, der Südwestwind, rauh durch die Gassen und Gäßchen, oder ist sonst ein Grund vorhanden, um die schwarzen Augen spielen zu lassen, dann weiß die linke Hand das Schleiertuch eben so geübt über der Brust zusammen zu ziehen und festzuhalten, als sie es versteht, das leichte Gewebe zu öffnen und das hübsche Gesicht und die schlanke, volle Taille der Bewunderung des Beschauers preiszugeben. Daß in dem Theater neben dem Schleier auch der Fächer eine wichtige Rolle spielt, daß er, wie der Schleier, wie das Auge, wie der Blüthenstrauß vor der Brust, sprechen kann, versteht sich bei den italienischen Fächern, Schleiern, Augen und Blüthensträußen von selbst. Wenn es aber für den Ausländer bereits schwer ist, das „zeneisische" vollkommen zu verstehen, so dürfte er auf jene Hieroglyphensprache noch weit mehr Zeit und Mühe verwenden müssen, um nicht in Irrthümer zu verfallen, welche oft bedenkliche Folgen haben. Vor ganz kurzer Zeit machte ein junger dänischer Cavalier, welcher eben in Genua angekommen war, in dem Opernhause einen Versuch, die Augensprache einer schönen vornehmen Dame zu seinen Gunsten zu deuten; ob er sich nun gänzlich geirrt oder seine Sache ungeschickt angefangen hatte, mag dahingestellt bleiben, gewiß ist es, daß zu seinem Glück der Dampfer Dante mit dem ersten Morgenstrahl nach Civita vecchia abging und ihm Gelegenheit bot, eine Stadt zu verlassen, deren reizende Bewohnerinnen man, vielleicht nicht mit Unrecht, der Kokketterie zeiht, die aber, wie Polonius sich ausdrückt:

»Set their entreatments at a higher rate,
Than a command to parley.«

Man muß übrigens bei einer feierlichen Gelegenheit in diesem Opernhause gewesen seyn und diesen reichen Blüthenkranz von Schönheiten gesehen haben, um es zu entschuldigen, wenn ein junger Mann sich von dem Zauberglanze geblendet fühlt, wenn ihm der Kopf schwindelt und sein Blut fieberhaft brennt; denn selbst das kühlere Alter schaut nicht ohne lebhafte Erregung auf die Fülle des Schönen, das hier vereinigt und von einem Lichtglanz umstrahlt ist, welcher weniger von dem flammenden Gas als von den flammenden Diamanten herzurühren scheint, die in den schwarzen Haaren und an den weißen Armen funkeln. „Sollte man nicht glauben," sagte mir ein Landsmann, welcher zum erstenmal Zeuge dieses Schauspiels war, „die Perlen und Diamanten, welche der Springbrunnen in dem Garten des Prinzen Doria seit Jahrhunderten in die Luft wirft, seyen von Feen gesammelt und unter den Genueserinnen vertheilt worden? und dennoch scheinen diese Augen mehr Licht und Glanz an diesem Himmel zu verbreiten, als aller künstliche Schmuck, dessen Kälte man selbst in dieser heißen Atmosphäre zu fühlen glaubt."

Möglich, daß hier manches Auge, in welchem sich die Lust am Leben spiegelte, bittere Thränen vergossen hat, ehe es wieder ruhig in eine Welt blickte, die ihm reizlos geworden schien; möglich, daß kostbare Perlenschnüre sich auf mancher Brust wiegten, welche dem Glück, ehe sie es recht gekannt, Lebewohl sagen mußte; denn nicht Amor, sondern Merkur führt hier die Brautpaare an die Schwelle des Tempels, in welchem das wichtige Wort für das ganze Leben gesprochen wird. Um das, was in so hohem Grade prosaisch ist, prosaisch zu sagen, — die Harmonie der Herzen hat hier bei ehelichen Verbindungen selten eine Stimme; alles hängt hier von der Harmonie des Vermögens und der Stellung in der Gesellschaft ab, und die Berechnung faßt diese beiden Punkte heute noch wie vor zwei hundert Jahren haarscharf in das Auge. Sind die Eltern und Verwandten einig, dann wird die Sache als abgemacht betrachtet und die Braut findet sich gewöhnlich sehr leicht in ihr Schicksal, da sie den Hergang dieser Dinge nie anders hatte schildern hören und da sie rechnen gelernt hat; denn, wie

verwahrlost die Bildung einer jungen Genueserin auch seyn mag, auf die Rechenkunst versteht sie sich gewiß vortrefflich. Ich will dadurch den geistigen Befähigungen der Töchter Genuas nicht zu nahe treten; sie sind in der Regel bei weitem besser und vielseitiger unterrichtet, als die Bewohnerinnen anderer italienischen Städte, wie denn überhaupt in dem Königreich Sardinien für die Jugenderziehung mehr gethan wird, als man bei uns anzunehmen scheint. Nach dem, was ich oben von der Gefallsucht der Genueserinnen gesagt habe, wird man es nicht auffallend finden, daß sie mit der wenn auch kleinen Summe ihres Wissens gern kokettiren und die Bewunderung, des Ausländers besonders, freundlich hinnehmen.

Wenn die Zeit in der eben erwähnten Beziehung fast nichts geändert, nur die rauheren Außenseiten ein wenig geglättet hat, ist sie auch in vielen andern, das weibliche Geschlecht berührenden Sitten ohne wesentlichen Einfluß geblieben; man hat höchstens die Namen geändert, die Sache selbst aber ist dieselbe geblieben. Man würde für »gottico« — altmodisch — gelten, wenn man von dem Cicisbeat oder einem Cicisbeo sprechen wollte; etwas ganz anderes ist es, wenn man von dem „Patito," von dem, welchen man gern um sich „dulden" mag, spricht. Der Cicisbeo war seiner Dame sozusagen an die linke Hand getraut, und da in diesem Lande alles leicht in Extreme übergeht, machte auch dieses Verhältniß keine Ausnahme von der Regel. Die Cicisbea war entweder seine Sklavin, welche seinen Besuch unter keiner Bedingung abweisen, sich ohne ihn nirgends öffentlich zeigen durfte, der er als ihr Schatten folgte, als deren Beschützer er sich stets erwies, während er nicht selten als ihr Tyrann auftrat und sich das Recht anmaßte, ihr Moral zu predigen oder gar eifersüchtig zu seyn; — oder er war der blinde, stets gehorsame Diener ihrer Befehle, ihrer Launen, mußte jeden Augenblick zu ihrer Verfügung seyn und durfte es nicht wagen, eine andere Dame auch nur freundlich anzusehen. Der Cicisbeo war in den größern Städten des nördlichen Italiens fast dreihundert Jahre hindurch ein nothwendiges Uebel, das Spielwerk, der Zeitvertreib der Frauen, deren Männer ihren Geschäften obliegen oder als Handelsleute weite Reisen zu Land und zur See machen mußten; er war die Krücke des lahmen Eheherrn, die Stütze der verlassenen Dame, der Hüter ihrer Tugend, der Deckmantel ihrer Schwächen, der Haus-, Hof- und Ceremonienmeister, und nicht selten mußte er mit seiner Börse für die Ehre der Cicisbea einstehen. Die Cicisbeatura hatte ihre durch das Herkommen geheiligten Gesetze, auf deren Beobachtung streng gehalten wurde.

Der „Patito" ist zwar an die Stelle des Cicisbeo getreten, allein er hat den Einfluß der Zeit und der hier so lange heimischen Franzosen zu seinem Vortheile benüzt, die lästigen Fesseln des Verhältnisses gelockert und sich eine freiere und freundlichere Existenz geschaffen. Daß die Damen bemüht waren, bei diesem Wechsel nicht zu verlieren, versteht sich von selbst. Der Patito ist der bevorzugte Hausfreund, welcher seine freien Stunden der Unterhaltung der Dame widmet, zu welcher ihn verwandtschaftliche Bande, freundschaftliche Beziehungen zu dem Gatten oder geistige Affinität hinziehen; er begleitet sie „gelegenheitlich" auf dem Spaziergange, führt sie in das Theater oder in Gesellschaft, ohne sich in dieser Hinsicht einen Zwang anzuthun oder den etwaigen Launen der schönen Herrin in irgend einer Weise entgegen zu treten. Seine Nähe ist keine Nothwendigkeit und seine Entfernung keine Schande, wie dieß bei dem Cicisbeo der Fall war. Ein anderer tritt an seine Stelle, ohne daß halb „Jena" einen ganzen Abend davon spricht; sie mag, selbst nach ihrem Noviciat, wie man früher das erste Jahr nach der Vermählung, oder die Zeit bezeichnete, in welcher die Sitte dem jungen Paar erlaubte sich öffentlich Arm in Arm zu zeigen, in Begleitung ihres Gemahls an öffentlichen Orten erscheinen, ohne daß man darüber glossirte oder gar auf den altmodischen Einfall käme, ihnen den Spottnamen „Paciugo" und „Paciuga" nachzuflüstern.

Ich hatte diese zwei Namen so oft nennen hören, ohne zu einer einleuchtenden Erklärung ihres eigentlichen Sinnes gelangen zu können, daß ich mich bereits mit der Auskunft begnügte, es sey eben »quarche espression zeneize,« welche mit »gente di paglia« — Strohleute — gleiche Bedeutung habe. Ein alter Geistlicher, welcher eines Tags mein Tischnachbar war, löste mir endlich das Räthsel. „An den Festtagen unserer heiligen Jungfrau," sagte er, „stellte man über dem Eingange in die Kirche di nostra Signora coronata zwei reich und bunt gekleidete Figuren auf, welche vielleicht in früherer Zeit Maria und Joseph vorstellten, später aber nur als Wahr- und Mahnzeichen galten, daß der Tag in dieser Kirche feierlich begangen werde. Da diese »fantocci« (Puppen) mit Stroh, hier »paggiû« genannt, ausgestopft waren, nannte man sie gewöhnlich »paggiû,« was zu der jezt gebräuchlichen Benennung Paciugo und Paciuga Veranlassung gab."

Man wird es nicht auffallend finden, wenn sich in einer Stadt, in welcher die Cicisbeatura zuerst in einer geregelten Form auftrat und im Verlaufe der Zeit so tiefe Wurzeln schlug, stets noch Spuren dieser Sitte finden; ich fand sogar, daß die bejahrten Dienerinnen und Kammerfrauen nur mit Widerwillen den Namen Patito aussprachen, während der Ausdruck Cicisbeo wie eine liebe alte Erinnerung die halb erstarrten Züge belebte und erheiterte. Eines Nachmittags besuchte ich eine Dame in ihrem nahen Landhause; der Knabe, welcher mir an der Thüre den

Staub von den Stiefeln wischte, sagte mir, die Herrin sey allein und die alte „Madarenna" (genuesisch statt Madalena) harre ihres Dienstes im Vorzimmer. Die alte Madarenna sang gerade, wie der Knabe gezwitschert hatte: „meine Herrin ist allein." — „Ich höre aber in dem Gemache sprechen, meine gute Frau," sagte ich. — „Thut nichts," versetzte die Zofe, „der Cicisbeo — ich sage der Hausfreund ist nur drinne, und der ist so gut wie niemand." Madarenna sagte dieß mit einem so seligen Lächeln, als erschlösse sich eben der ganze Himmel ihrer Jugend vor dem innern Auge. Als die in das Besuchzimmer führende Thüre sich öffnete, sah ich sogleich, daß hier eine Störung unbedenklich sey, denn Cicisbea und Cicisbeo hatten ein Alter erreicht, das gegen alle Thorheiten des Herzens schirmt. — Ich war nicht lange in dem Gemache, als ein zweites Anhängsel angesehener Familien, das ehedem nie fehlen durfte und seine Rechte auch jezt noch zuweilen geltend macht, sich uns zugesellte. Schwarz »from top to toe,« kurz und rund, behaglich und mit sich selbst zufrieden, war der alte »prete di casa« nicht zu verkennen. Der genuesische „Hauspriester" alter Schule entspricht vollkommen dem ehemaligen Hauskaplan unserer adeligen Familien; wie dieser leitete er den häuslichen Gottesdienst, sorgte für den Unterricht der Kinder, hatte seinen Platz am Tische, sein Kämmerlein in dem Stadtpalast und auf dem Landsitze, und gab sich unter Umständen wohl auch zu kleinen Geschäften, die zunächst nicht in sein Amt einschlugen, zuweilen selbst zu Intriguen her. Noch im vorigen Jahrhunderte erhielten manchmal selbst Bettelmönche die Erlaubniß, für eine bestimmte Zeit ihr Kloster zu verlassen und die Stelle eines Hauskaplans und Erziehers zu versehen.

Noch muß einer Person gedacht werden, welche für alle Glieder der Familie, nur nicht für die Dame, im tiefsten Hintergrunde steht und von deren Daseyn höchstens die Kammerfrau unterrichtet ist. Dieses mysteriöse Wesen ist »il favorito.« Es soll nämlich in dieser guten Stadt der Fall zuweilen vorkommen, daß eine schöne „Zeneize" weder an dem Gemahl, den ihr die Eltern gegeben, noch an dem Patito, welchen der Herr Gemahl ihr octroyiet hat, großen Gefallen findet, während ein dritter Gnade vor den schwarzen Augensternen findet. Die Intrigue wird natürlich an den feinsten Fäden geleitet, denn die Ehre des Gemahls und die des Patito zumal steht hier auf dem Spiele und die italienische Eifersucht ist keine leere Erfindung der Novellen- und Romanschreiber.

Ich freue mich sagen zu können, daß man bei den mittlern und untern Ständen Genuas von all dieser Sittenverfeinerung der vornehmen Welt keine Spur findet; die Männer sind eifersüchtig auf ihre Rechte und die Frauen zeigen sich pflichtgetreu und ergeben, bei den untern Klassen oft abhängiger und unselbstständiger, als die Sitten des Occidents dieß mit sich bringen. Dafür sind sie, wie alle Frauen des Südens, Freundinnen der „Oeffentlichkeit und Mündlichkeit;" denn man kann bei einem Morgenspaziergang durch die Straßen Zeuge jeder Art Toilette seyn, und wenn zwei Schwestern oder Nachbarinnen sich die glänzend schwarzen Haare vor der Thüre des Hauses, oft inmitten der Straße flechten, fließen die Worte wie ein Waldbach von den reizend geformten Lippen. Wenn der Italiener des Südens wie des Nordens einfach lebt und fast ohne alle Bedürfnisse ist, so scheint diese Tugend in Genua vorzugsweise geübt zu werden, und die Genueserin steht noch über den sprüchwörtlich als Muster der Sparsamkeit gepriesenen Florentinerinnen, die überhaupt nicht so arbeitsam und umsichtig thätig sind, wie die Töchter Genuas, dafür aber desto emßiger — Taback schnupfen, eine Gewohnheit, welche die hiesigen Frauen mit Recht verabscheuen.

An Justinus Kerner.

O Sänger aus dem Schwabenlande,
Wo gern die deutsche Muse lebt,
Ich grüße dich vom Pregelstrande,
An dem sich kein Parnaß erhebt;
Nicht Trauben glüh'n, nicht Most man trinkt,
Nicht weich des Volkes Sprache klingt,
Der Fluß von spätem Eise starrt,
Dem spröden Lenz entgegenharrt!

Wie oft schon lauscht' ich den Gesängen,
Die stets uns süßer du beginnst,
Es ist, als ob in jenen Klängen
Du dich auf's Ursein froh besinnst,
Das Hellgeschaute dich durchzittert,
Auch uns magnet'sche Strömung faßt,
Und wenn's elektrisch auch gewittert,
Bald rollt vorbei die schwüle Last.

Wie jenem Sänger beim Homeros
Die Muse Gut' und Böses gab,
Und doch geliebt den Dichterheros,
Dem Blinden lieh den Zauberstab
Der Poesie, das süße Plektrum,
Mit dem er hold die Saiten schlägt,
So hast auch du das ganze Spektrum
Des Geisterreichs uns aufgeregt.

Ob auch dein Auge will erblinden,
Wer weiß wie du so seelentief
Den Weg in jenes Land zu finden,
Zu dem gelangte noch kein Brief!
Du weißt sogar auf Dichterschwingen
In jene Fernen einzudringen,
Und lenkest treu zurück den Schritt,
Und bringst uns frohe Botschaft mit.

Obwohl du, gern den Kranken hegend,
Wo's Leiden gab, stets hingeeilt,
Und mit getreuer Liebe pflegend,
Als Arzt bewährten Rath ertheilt:
Du wartest nicht allein der Kranken,
Auf Himmels-Warte, sonder Wanken,
Vermählst du Aeskulap Uranien,
Den Schmelz des Dichters mit Bethanien.

So zürne nicht, du heil'ger Seher,
Der dort auf günst'gen Höhen steht,
Wenn ich, auf eb'nem Land' ein Späher,
Dir sende, was auch ich erspäht;
Die Muse hat auch mich erfreut,
Schon oft im allerherbsten Leid,
Und sind's auch nicht des Südens Reben,
So hat doch Liebe sie gegeben.

Alexander Jung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Rauchs Skizze zu einem Denkmal für Goethe und Schiller. — Kunst. — Literatur. — Musik.

Unser greiser Meister Rouch, dessen Phantasie den Gipfel ihrer schaffenden Kraft noch immer glorreich behauptet, hot eine Skizze zu einem gemeinsamen Denkmal für die beiden Heroen unserer Poesie, für Goethe und Schiller, gearbeitet. Die Gruppe hat bis jezt noch keine Bestimmung ötlicher Aufstellung; sie befindet sich in der Werkstott des Künstlers und scheint aus dessen Geiste entsprossen zu seyn wie ein Erinnerungsklong, der om Abend des Lebens noch einmal das Herrlichste zurückführt, was den Lebensmorgen, die Jugend erfreute und erhob. Sinnig schuf die künstlerische Phantosie dem ongeregten schönen Gedanken der selbsterlebten Vergangenheit einen sichtbaren Körper, und zwar in einer Weise, welche uns zugleich so neu und doch so wohr und nothwendig anmuthet, als hobe uns ein solcher Ausdruck jenes dichterischen Dioskurendaseyns längst gefehlt. In den Geburtsländern Goethes und Schillers hat man bereits jedem von ihnen ein Standbild errichtet; Rauch aber fesselt in seinem Denkmol den Höhepunkt ihrer poetischen Existenz, ihr geistig, durch Gedankenverkehr wie durch persönliche Freundschaft innig verbundenes Zusammenwirken, zugleich mit ihren Gestolten an den Stein. Mon lese den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe und mon wird empfinden, wos der Künstler empfunden, als er seine Gruppe schuf. Die gegenseitige Einwirkung beider großer Männer auf einander war es, welche den Dichter des Götz und Werther noch einmal jugendlich erglühen machte und den Dichter der Räuber schneller und sicherer seiner klossischen Höhe entgegen trug; sie war es, welche der pedantischen Trockenheit wie der verhimmelnden Ueberschwänglichkeit siegreiche Schlachten lieferte und die edelste Kunstform in reiner Schönheit über alle Irrthümer empor trug. Diesen hochbedeutenden Entwicklungsmoment unserer nationolen Kultur sehen wir in der Rauch'schen Skizze verbildlicht. Die Gestolten Goethes und Schillers treten uns hier in antikem Gewande entgegen: die Statuen beider Dichter zu Frankfurt und zu Stuttgort sind dagegen im Costüm ihrer Zeit gebildet, und dos eine wie das andere scheint mir wohl motivirt zu seyn. Bei den Einzelstatuen handelte sich's vorzugsweise um die Persönlichkeit; es durfte daher das Porträtartige des geschichtlichen Costüms, so weit es für die Individualität charokteristisch war, nicht ausgeschlossen werden. In der Rauch'schen Skizze aber handelt sich's um einen Höhepunkt ihres geistigen Wirkens, und zwar um den Moment des erreichten Zieles, um diejenige Lebensperiode, in welcher beide Dichter Eins geworden waren mit der reinsten Idealität ihres künstlerischen Schoffens. Hier wird das ideale griechische Gewond, in ganz anderem Sinne als in der willkürlichen Benutzung des antiken Costüms durch den Roccocostyl, zu einem plastischen Symbole des Gedankens, zu einem Mittel der Charakteristik für jene Zeit und ihre beiden höchsten Genien. Unbekümmert, frei und leicht hat die hohe Gestolt des älteren Goethe, wie ein vom Leben und von der Welt erzogener Mann, der sich der Würde eigener Natur unbefangen überlößt, den Mantel um die Schultern geworfen; hoch aufrecht, den Kopf sogor ein wenig in den Nacken geworfen, steht er in freier Hoheit da. Schiller zeigt im Faltenwurfe des Gewandes eine strengere Ordnung nach Grundsätzen plastischer Repräsentotion, wie ja auch seine Poesie stets nach dem Erhobenen strebte. Sein etwas vorgebeugtes Haupt deutet ouf den geistigen Drang rostlosen Weiterschreitens; über seine Züge fliegt ein Hauch schwärmerischer Begeisterung. Goethe hat mit der rechten Hand die Rechte des jüngeren Gefährten am Gelenke leise ergriffen, und hinter des Freundes Schulter erhebt er die Linke, in der ein Lorbeerkranz ruht. Es ist wunderbar, wie es der Künstler verstanden, eine Art von Führerschaft in die Gestalt Goethes zu legen, als führe gewissermoßen der ältere Freund den ebenbürtigen Genossen seinem Volke, der Zukunft entgegen, und doch in beiden Gestolten die freieste Selbstständigkeit zu bewahren, die bei Schiller nomentlich in der begeisterten Genioltät seines Antlitzes sich ausspricht. Der Lorbeerkronz, mit welchem Goethe den Freund krönen zu wollen scheint, schwebt in der Hond des ersteren gerade zwischen beiden, des Preises gleich würdigen Häuptern. Die feine Auffassung, die sich in allen Intentionen des Kunstwerks bekundet, gibt demselben einen unbeschreiblichen Reiz und läßt auf dos Lebhofteste wünschen, daß die Skizze bold zur größeren Ausführung in Marmor gelange und einen geeigneten Standort finde.

Der treffliche Landschafter Mox Schmidt ist von seinem Herbstausfluge nach den jonischen Inseln mit einer Mappe der interessantesten Ansichten heimgekehrt. Namentlich sind es die Inseln Korfu und Thiaki, deren Schönheiten er studirt und in Aquarell und Sepia dovongetragen hat. Die herrlichen Küstenportien, der Hafen von Korfu, die Quelle Arethusa auf Ithaka, die wundervolle Vegetation jenes milden Himmelsstrichs und die malerischen Bergformen der Inseln sowohl wie des Albaner Gebirges an der gegenüber liegenden türkischen Küste geben prächtige und immer wieder neue Motive, denen sich das Leben der Bewohner als hübsche Staffage anschließt. Auf der Kunstausstellung im nächsten Herbste werden wir manches davon in die Oeffentlichkeit treten

sehen. — Eine andere Kunsterscheinung brachte uns das Weihnachtsfest im Gebäude der königlichen Akademie der Künste. Der ältere Verein von Berliner Künstlern hatte wieder zum Besten seines Unterstützungsfonds eine Ausstellung von Transparentgemälden veranstaltet, dießmal nicht, wie früher, nach Werken älterer Meister, sondern nach eigenen Compositionen der damit beauftragten Personen, der Maler v. Klöber, Julius Schrader, Adolf Menzel, C. Cretius, Becker und Adolf Eybel. Sämmtliche Bilder waren mehr oder minder reich an Vorzügen; die schönste Composition gab Schrader in seiner Anbetung der heiligen drei Könige, das Eigenthümlichste Menzel in seinem Christus im Tempel lehrend. Auf dem lezteren Gemälde übte zunächst die bewundernswerthe Verbindung von kindlicher Naivetät und geistiger Klarheit in Antlitz und Gestalt des Christusknaben eine außerordentliche Anziehungskraft. Merkwürdig war ferner die durchaus historisch nationale Auffassung, in welcher die Gruppe der jüdischen Schriftgelehrten sich darstellte, die Wahrheit des Ausdrucks und die Treue des Costüms bis auf die umgebende Baulichkeit des Winkels der Synagoge, in welchem der Vorgang sich ereignet. Ob das Bild, so wie es ist, in den Cyklus der übrigen paßte, die alle den idealen Schimmer des Heiligen in Anordnung, Gestaltung und Beleuchtung wirken ließen, mag fraglich erscheinen, indessen ist die realhistorische Darstellungsweise im Menzel'schen Bilde jedenfalls an sich und durch sich selbst vollständig berechtigt. Die Gegenstände der noch nicht genannten vier Bilder waren die Verkündigung bei den Hirten, die Taufe Christi, Christus den Sturm beschwichtigend, und Christi Einzug in Jerusalem. Vereint mit der schönen Gesangbegleitung des königlichen Domchors, bieten diese seit einiger Zeit alljährlich wiederkehrenden künstlerischen Ausstellungen einen der erhebendsten Weihnachtsgenüsse für die Berliner gebildete Welt. — Das Menzel'sche Gemälde erinnert mich übrigens an eine Lücke unserer kunstwissenschaftlichen Literatur, die bald auf sehr erfreuliche Weise ausgefüllt werden soll. Schnaase äußert einmal in seiner Geschichte der bildenden Kunst sehr richtig, daß der Kunstwissenschaft immer noch als eine der wesentlichsten Aufgaben die Abfassung einer Geschichte des Costüms übrig bleibe. In der That wird ein Werk, das den Künstler in die anschaubaren Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Kulturperioden einführt, gegenwärtig um so mehr zum Bedürfniß, je entschiedener die Kunst, und namentlich die historische Kunst, einem bewußten Realismus sich zuwendet. Wir können geschichtliche Vorgänge in willkürlichem Theaterputze nicht mehr genießen, weil eine mindestens oberflächliche Kenntniß durch alle gebildeten Klassen der Gesellschaft auch in dieser Beziehung sich verbreitet hat. Dem früheren ausschließlichen Idealismus unserer nationalen Kunst ist jezt eine entgegengesezte Periode mit dem Triebe nach historischer und individueller Charakteristik gefolgt, welche zwar nach manchen Seiten hin in das Barocke, ja selbst in die Karrikatur ausschweift, andererseits aber sehr wichtige und bedeutende Elemente wahrer Darstellung in sich trägt. Diese lezteren, als der Boden, auf dem ein neues Ideal hoffentlich einst erwachsen wird, zu kultiviren, dürfte für unsere Zeit ein um so fruchtbareres Bestreben seyn, je weniger selbstschöpferische Kraft in der Atmosphäre der Gegenwart zu gedeihen scheint. Auf dieser Bahn ist denn auch eine Geschichte des Costüms von großer Wichtigkeit. Angeregt durch solche Betrachtungen, beschäftigt sich der hiesige Maler Hermann Weiß seit Jahren schon mit den gründlichsten Studien der Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker, um auf dem Grunde des darzustellenden allgemeinen Kulturganges in der Weltgeschichte dessen anschaubare Resultate in Wohnung, Tracht, Lebensart, Sitten und Gebräuchen, Gefäßen u. s. w. vorzuführen. Ich hatte Gelegenheit, aus den Anfängen des Werkes einige Mittheilungen zu erhalten, und kann versichern, daß es ohne Nebenbuhler dastehen wird. Es ist von einem klar denkenden Künstler, der in der Malerei Treffliches geleistet, in Kupferstich und Holzschnitt sich umgethan und wissenschaftliche Studien nie vernachlässigt hat, für Künstler gedacht und wird mit einer Menge von Abbildungen von des Verfassers eigener Hand ausgestattet werden. Den ersten Band dürfen wir im nächsten Jahre erwarten.

Ein fünfaktiges Lustspiel von Max Ring und Robert Bürkner: „Alle spekuliren!“ wurde vor einiger Zeit auf der königlichen Bühne gegeben. Es sucht der wahren Aufgabe des Lustspiels, ein Spiegel des Lebens zu seyn, dadurch zu genügen, daß es den Spekulationsgeist der Gegenwart in seiner allgemeinen Verbreitung und lügenhaften Hohlheit lächerlich macht. Neue und frische Einfälle tragen diesen an sich anerkennenswerthen Gedanken, aber statt mit diesen Elementen die Idee schnell und munter durchzuführen, tragen die Verfasser andere, sehr veraltete Figuren, wie einen hungrigen Literaten, eine heirathssüchtige alte Jungfer u. dergl. m. herbei, um das Ganze zu fünf Akten auszuspinnen. Das Stück büßt auf diese Weise die Einheit und das fortschreitende Leben der Entwicklung ein, erhält eine episodenhafte Form und bedarf in jedem Augenblick neuer Effektstriche, um über dem Wasser erhalten zu werden. Man kann wirklich nur bedauern, daß so hübsche Lustspieleinfälle wie sie uns hier begegnen und im Grunde doch bei uns Deutschen nicht eben häufig sind, durch die Lockerheit der Composition, das Schlotterige der technischen Arbeit in ihrer Wirkung verkürzt werden. Die deutsche Kritik hat lange genug gegen die genialisirende Willkür gekämpft; die Autoren, welche sich der Wirklichkeit des Lebens zuwenden, sollten nun auch die Wichtigkeit strenger Kunstform und durchdachter Technik zu schätzen wissen. Nirgends ist die leztere von wesentlicherem Einfluß als in der dramatischen Kunst. — Ein eigenthümliches Interesse nimmt ein dramatisches Gedicht in Anspruch, das hier so eben unter dem Titel „Judas Ischariath“ anonym im Druck erschienen ist. Man weiß jedoch, daß es von der Verfasserin des Schauspiels „der Genius und die Gesellschaft“ herrührt. Theile davon waren früher in den dramaturgischen Jahrbüchern des Professor Rötscher abgedruckt. Das Gedicht gibt uns nicht den Judas der Bibel, es macht ihn zum Repräsentanten einer Idee, welche mit so bestimmtem Bewußtseyn wie hier zu jener Zeit noch gar nicht auftreten konnte. Er wird zum Träger unseres Skepticismus; die Verfasserin wählt ihn zum Gefäß der modernen Theorien eines philosophischen Egoismus, während sie im Munde ihres Christus dem Worte der Liebe die bestimmte Form Feuerbach'scher Aussprüche verleiht.

Hiemit ist der Grundmangel des Gedichts bezeichnet, das von der historischen Wahrheit absehend die Gestalten des Christus und Judas nicht etwa zu allgemein menschlichen Typen, sondern zu individualisirten Theoremen macht. Der mit der Welt zerfallene Judas, der die jüdische Nation sittlich verwelken und ihrem völligen Untergange entgegenschwanken sieht, der selbst einmal Retter seines Volks werden wollte, aber gleich darauf an sich selber wie an der Nation verzweifelte, und in dem nun diese verzweiflungsvolle Stimmung zur egoistischen Verachtung der Menschen, zur Selbstironie und zu unmächtigem Trotze erstarrte, dieser Judas zeigt allerdings menschliche Züge gewaltiger Art. Hätte die Verfasserin in seinem Conflikt mit dem Volk den Angelpunkt ihres Gedichtes finden können, so würde er den Stoff zu einem dramatischen Charakter geliefert haben. Da jedoch der wirkende Gegensatz in dem Erlöser gegeben werden soll und in einen rein theoretischen Kampf zweier im Grunde gar nicht handelnden, sondern nur sich aussprechenden Persönlichkeiten sich auflöst, so hört das Drama auf, bevor es begonnen. Der ganze Gegenstand war überhaupt nur episch zu behandeln; in der gewählten Form mußte er Fragment und Studie bleiben. Daß Judas im Gefühle des geistigen Besiegtseyns erst sich selber den Tod geben will, und, als er von Christus am Selbstmorde verhindert wird, aus unmächtigem Trotze diesen verräth, dann sich tödtet, ist nichts weniger als tragisch, denn ein krankhafter Paroxysmus kann unmöglich die Grundlage eines wahrhaft tragischen Eindrucks bilden. Judas ist als der Zwitter zwischen den beiden einander feindlich berührenden Weltanschauungen seiner Zeit gedacht. Mit dem alten Judenthum zerfallen, weil er dessen Fäulniß erkennt, stemmt er sich gegen den Verkünder des Evangeliums der Liebe aus Zorn über die eigene Ohnmacht, welche ihn verhindert, selber die Rettungsthat zu vollziehen. Er ist also ein rechter Mann unserer Zeit, kräftig in zersetzender Reflexion, unkräftig zum Handeln, der Blasirte, welchem die fremde Größe lästig ist und der mit dem Selbstmorde spielt. So wenig die dramatische Anlage des Gedichts mich zu befriedigen vermochte, so entschieden muß ich dagegen die geistige und zum Theil auch poetische Bedeutung desselben anerkennen. Die gewaltigen Uebergänge in den Seelenstimmungen des Judas sind vom Hauche wilder Gluth und einer merkwürdigen Dialektik des irrenden Gemüthes furchtbar eindrucksvoll belebt und wachsen nur mitunter zu sehr in die Abhandlung; die klare Geistesruhe des Erlösers ist in schöner Einfachheit des Wortes gehalten, wenn auch die biblische Form allzu bestimmt vom Feuerbach'schen Wesen des Christenthums erfüllt wurde. Die am meisten poetische Gestalt ist die zwischen beiden individualisirten Principien stehende Maria Magdalena, weil sie mehr als Beide Mensch und Weib geblieben. Ihre tiefe sittliche Versunkenheit unter dem Einfluß des Judas hätte wohl der grellen Farben, mit denen sie aufgetragen worden, einigermaßen entbehren können. Ihre Bekehrung und sittliche Läuterung durch das erhebende Gefühl einer keuschen Liebe ist sehr schön und in ächt weiblichem Sinne gedacht. Man bedauert um so mehr, daß die poetische Darstellung selbst sich zuvor nicht in etwas keuscheren Formen bewegt hat. Das Gedicht ist ein Kind unserer Zeit und zeigt deren Stärken wie deren Schwächen im Spiegel einer genialisch begabten, aber von der überspannten Kraftgeistigkeit des modernen Selbstbewußtseyns schwärmerisch afficirten Frauennatur. An die Bühne hat die Verfasserin des „Judas Ischariath“ natürlich nicht gedacht; sie hätte darum aber auch besser gethan, die dramatische Form, welche theoretischen Entwicklungen, wie der breiten Auslegung lyrisch bewegter Stimmungen ungünstig ist, gar nicht zu wählen.

Einen der schönsten musikalischen Genüsse bot uns das Dombauconcert im königlichen Opernhause. Ein Prolog von Franz Kugler schilderte die Bedeutung des Concerts. Die Höhepunkte desselben bildeten das Finale des ersten Aktes aus Mendelssohns halbvollendet hinterlassener Oper „Loreley,“ zu der Emanuel Geibel das Buch verfaßt hat, und Beethovens großartige Symphonie mit den Chören aus Schillers Ode an die Freude. Außerdem haben die berühmten Symphoniesoireen der königlichen Kapelle ihren alljährlichen Cyklus wieder begonnen; die Gebrüder Müller aus Braunschweig ließen uns an drei Abenden ihr herrliches Quartettspiel bewundern, und zwei hiesige junge Musiker, der Violinist Grunwald und der Pianist Seidel, eröffneten eine Reihe von Soireen für Kammermusik, welche aus den nationalen Schätzen unseres musikalischen Besitzes einige der schönsten Perlen durch würdige Ausführung neu befestigen in der Liebe aller Freunde der Musik. Ein heiteres Intermezzo war das Spiel zweier jungen Mädchen, mit Namen Dulcken, von denen die ältere das Piano ganz leidlich handhabt, während die jüngere, ein Kind von vierzehn Jahren, auf einer vervollkommneten Art von Akkordion nicht nur eine im Grunde leicht zu erringende Fertigkeit, sondern vorzugsweise auch ein Empfindungsleben von überraschender Zartheit und graziösem Geschmack entwickelte. Sie nennt ihr Instrument die Concertina. Die Kinder fanden im Publikum, und ganz besonders am Hofe eine sehr freundliche Aufnahme. Der König und die Königin zogen sie wiederholt in ihren engsten Familienkreis und erfreuten sich an dem Spiel wie an der kindlichen Anmuth beider Mädchen, welche die heiterste Laune um sich her verbreiteten. Diese musikalische Erscheinung paßte so recht in die Weihnachtszeit; eine künstlerische Bedeutung kann man ihr nicht beilegen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 3. **18. Januar 1852.**

> A trim exploit, a manly enterprise,
> To conjure tears up in a poor maid's eyes,
> With your derision! None of noble sort
> Would so offend a virgin, and extort
> A poor soul's patience, all to make you sport.
>
> Shakespeare.

Cilli und ihre Anbeter.

Eine Wiener Geschichte.

I.

Des Greißlers dickes Weib nahm in aller Gemüthsruhe ihre Jausen zu sich. Mit bedächtiger Langsamkeit löffelte sie die Kipfelstücke aus dem Milchkaffee und schmazte auf beiden Wangen, ungestört von des Ladens mannigfachen Düften. Und der Himmel weiß, wie mannigfach diese Düfte in dem engen Gewölb sich kreuzten. Der Handel des Greißlers ist eine Welt im Kleinen. Vor allem ist darin für des Leibes Nothdurft gesorgt. Schmalz, Butter, Käse, Selchfleisch, Eier, Mehl, Hausbrod, Semmeln, Kipfel, Obst und gedörrte Früchte machen sich den engen Raum streitig. Im geschlossenen Blechkessel brodeln über dem Kohlenbecken die Würstel; von der Decke herab hängen in Bündeln die Unschlittkerzen, bereit Licht und Aufklärung zu verbreiten, so hell sie für eine kleinbürgerliche Haushaltung nützlich und ersprießlich sind. In winzig kleinem Gestell ruht verjüngtes Scheiterholz für den schwedischen Ofen des Junggesellen, der Morgens und Abends nur auf kurze Frist eines erwärmten Zimmers bedarf, und allenfalls den Brennstoff unter seinem Mantel selber nach Hause bringt.

Eine Oellampe warf ihr ungewisses Licht auf alle die verschiedenen Gegenstände, welche in ihrer bunten Ueberfülle dem ohnehin engen Raum das Aussehen einer Rumpelkammer verliehen. Ein solches Halbdunkel hätte sich allenfalls geeignet, die zweifelhaften Reize einer verblühenden Schönheit in wohlthätige Dämmerung zu hüllen; bei der waltenden Fee dieses Reiches jedoch waren derlei Künste verloren, da ihr massenhafter Umfang selbst in der vollständigsten Dunkelheit keine Täuschung zuließ. Auch hatte die Frau Kathi alle Ansprüche, selbst der erlaubtesten Gefallsucht längst fahren lassen und gehorchte kaum zur Noth mehr den Vorschriften der gebotenen Rücksicht für die Augen ihrer Mitgeschöpfe. Die regellosen Ungleichheiten der Haube bezeugten, daß sie kein gescheiteltes und geflochtenes Haar den Blicken entzogen; keine ordnende Hand hatte versucht dem schlotternden Gewand irgend einen gefälligen Faltenwurf zu verleihen.

„Küß' die Hand, gnädige Frau," sagte ein Mann, in das Gewölb eintretend. Frau Kathi empfing den Ankömmling in der That sehr gnädig und musterte ihn mit wohlgefälligem Blick. Er sah auch verhältnißmäßig sehr anständig aus. Die hohe, wohlgewachsene Gestalt von unverkennbar soldatischer Haltung war angethan mit einem braunen Quäker, der, obschon

nicht mehr in jenem unnennbaren Schmelz der Neuheit und der modischen Frische prangend, wenigstens doch eigens für ihn gemacht schien, gleichwie die tadellosen Pantalons, die mit Stegen sich um die musterhaft gewichsten Stiefel spannten. Das ernste, ehrenfeste Gesicht mit den treuherzigen blauen Augen und dem stattlichen Schnurrbart mochte seiner Zeit unter dem Helm oder unter der Bärenmütze sich trefflich ausgenommen haben; auf die Nachfrage aber, weßhalb dieses kaum dreißigjährige Gesicht des kriegerischen Schmuckes bar sey, gab das eine Bein Bescheid, das mit steifem Knie sich nicht mühsam, aber doch etwas unbeholfen nachschleppte.

„Guten Abend, Herr von Fuchs," antwortete die Greißlerin; „warum so aufgedonnert? Wollen's vielleicht zum Tanz gehen?" — „Die Frau von Blaufisch braucht mich just nicht auszuspotten," antwortete der junge Mann; „sammt meiner krummen Haren geht's mit dem Tanzen noch alleweil vorwärts." — „Aber lieber Mundi," fiel ihm Kathi in's Wort, „wie mögen's nur gleich so aufbegehren? Soll ich nicht merken, daß Sie nicht Ihr gewöhnliches Gewand anhaben? Schon recht, so will ich mir die Ohren zuhalten, Sie g'schnappiger Herr, Sie."

Edmund Fuchs fing an zu lachen. „Seyn's stad," sagte er, „wir zwei wollen doch mit einander nicht raufen? Ich habe mich nicht zu meiner eigenen Unterhaltung angelegt. Ich muß heut aufwarten helfen. Die gnädige Frau von . . ." — „Richtig, ich weiß, im zweiten Stock!" rief Kathi. „Die Meinige ist auch eingeladen, aber viel höher hinauf. Na, ich denke, sie soll zeigen, daß ich das schwere Geld für die Meister nicht beim Fenster hinausgeworfen habe. — Nicht wahr, Reserl?" wandte sie sich zu einer geputzten Dame, die eben aus den innern Wohngemächern von der Hofseite her in das Gewölbe trat.

Die eintretende Gestalt war eine dralle und pralle Vollblut-Wienerin vom guten alten Schlag, leidlich hübsch von Zügen, weiß und roth im Gesicht, derb von Formen und dennoch voll natürlicher Anmuth in allen Bewegungen. Lachend zeigte sie eine wohlgeordnete Doppelreihe blanker Zähne, und ohne der Mutter verfängliche Frage zu beantworten, hob sie an: „Für dasmal soll mich die gnädige Frau von Niedermoser nicht wieder drankriegen. Bitt' die Frau Mutter gar schön um ein Dejeuner à la Fourchette. Mit hungrigem Magen wird eine Abendunterhaltung gar zu fad."

Ohne einen Bescheid abzuwarten, streifte Resi den Handschuh von der Rechten, langte in den Wurstkessel, und indem sie mit der Linken ihren Spitzenkragen fest unter dem gewölbten Busen an das seidene Gewand drückte, begann sie mit eingebogenem Nacken und weit vorgestrecktem Kopf das herausgefischte Würstelpaar zwischen die schon erwähnten blanken Zähne zu nehmen. Die kunstfertige Sicherheit, womit sie das Geschäft verrichtete, bewies, daß sie lange über die ersten Versuche hinaus war.

„Scham' dich!" brummte die Mutter. — „Das gnädige Fräulein haben Recht," bemerkte Mundi; „bei den Niedermoser'schen gibt's nicht einmal einen ehrlichen Kaffee mit Kipfeln, sondern nichts, schon gar nichts als einen gar zu christlichen Holländerthee, ein paar Biscotten und eine Apothekerlimonadi. Dafür müssen Fräulein singen und auf dem Flügel trommeln, daß Ihnen alle Knochen weh thun, als ob's zehn paar Stiefel gewichst hätten, und sich erst noch den Hof machen lassen von dem ausgestopften, gemalten und gefärbten Herrn Baron mit dem falschen Haar, den falschen Waden und der ächten Fußgicht; ich bitt', von so einem G'schwuf, der aus dem Leim geht!" — „Geh der Mundi zu!" antwortete Resi; „der Mundi mag den Herrn Baron nicht leiden, weil der Herr Baron durch seine goldene Brille das saubere Stubenmadel alleweil so gewiß anschaut."

Der Hieb ärgerte den Fuchs, aber weil er seinen Namen nicht umsonst trug, ließ er sich nichts anmerken, sondern suchte Gleiches mit Gleichem zu vergelten, weßhalb er mit scheinbarer Gelassenheit entgegnete: „Bitt' gar schön, Fräulein, vor der Vogelscheuche wär' mir lange noch nicht bang; aber der falsche Engländer, der dem Cillerl die Schuh von den Fersen tritt, der macht mir Aengsten. Wenn der nicht wäre, so wär' die Cilli gewiß nicht so hoppedaschig mit mir." Jezt war's gut für Resi, daß sie ihre Würstel schon untergebracht hatte, sonst wäre ihr etwa ein Zipfel im Hals stecken geblieben. Sie wurde bleich wie eine weiße Lilie, dann roth wie eine Feuerlilie und bekam urplötzlich Geschäfte mit ihrem Schuhband. Mundi lachte auf den Stockzähnen, doch war er in seiner Gutmüthigkeit selber froh, daß die Ankunft einer vierten Person die Strafe Resis abkürzte. Ihre grimmige Verlegenheit schien ihm hinlänglich zur Genugthuung für die leichte Schuld.

Der Schutzengel des Greißlerschen Fräuleins war eine vierschrötige Böhmin. Wlasta hat gewiß unter ihren reisigen Mägden keine stattlichere gesehen. Ein dicker Kopf mit apfelrundem Gesicht saß auf kurzem Hals über mächtigen Schultern. Die füllreichen Formen des Oberkörpers ruhten über der schlanken Mitte sicher auf umfangreichen Hüften und derben Beinen, auf deren Massenhaftigkeit die bloßen Arme, stramm und voll, einen schwerlich trügerischen Schluß erlaubten. Diese gewaltige Erscheinung war bei aller Fülle ebenmäßig gut geformt. In jedem Muskel zuckte schnellkräftige Lebendigkeit, wie sie auch aus den kleinen schwarzen Augen zu beiden Seiten der aufgestülpten

Stumpfnase blizte und auf den korallenrothen Lippen des breiten Mundes glänzte.

Lenerl hatte etwas einzukaufen. Während Frau Kathi ihr das Begehrte verabreichte, sagte Neſt: „Jezt hab' ich alle Zeit, zur Frau von Niedermoser hinaufzugehen. B'hüt Gott, Frau Mutter. Der Mundi hat ja heute Aufwartung im zweiten Stock, da kommt's ihm nicht darauf an, auch einmal vier Stiegen zu erklettern, und er trägt mir hernach die Noten hinauf; nicht wahr? Es schickt sich besser, und die Frau Mutter will ja alles auf's Allernobelste haben." — „Ich warte grad nur noch auf meine Schuhwichs," versezte der junge Mann. — „Die hat der Mundi ehrlich verdient," meinte das Fräulein und eilte zu der Abendunterhaltung, deren Wechselfällen sie, auf das genossene Würstelpaar gestüzt, mit Gleichmuth entgegensah. — „Gut," sagte Fuchs, „so brauch' ich sie nicht erst zu zahlen und nehme gleich ein paar Schachterl mehr." — Er war nämlich seines Zeichens ein Kleiderreiniger, und die Wichse gehörte zu den Betriebsmitteln seines Geschäftes.

Inzwischen hatte die böhmische Bratspießschwingerin ihr eigentliches Anliegen vorgebracht; sie begehrte nach einem „fäschen" Begleiter „für in's Elysium." — „Laſſ' ich mich's schönes Stück Geld kosten, muß aber saubres Mannsbild seyn und nobel angelegt." — „Wird schon seyn können," antwortete Frau Kathi; „ich habe heuer die jungen Herrn grad zum Herausfangen. Einen Schuhmacher wird die Lenerl nicht mögen ..." — „Bin ich Köchin!" warf die Czechin mit Selbstgefühl dazwischen. — „Ein fäscher Schneidergesell," fuhr die Greißlerin fort, „heh? Ich hab' sie bis zu zwei Gulden Münz'." — „Gut für Trampel!" sagte Lenerl abweisend. „Will ich Gebildetes. Nix Bügeleisen!" — Die Blaufisch fuhr fort: „Solch ein Schneider ist auch zu klein für die Fräulein Lenerl. Eigentlich wüßte ich ihr keinen so passenden, als den Herrn von Fuchs hier mit seiner ausgiebigen Länge."

Lenerl und Mundi maßen einander mit unbeschreiblichen Blicken voll spöttischem Haß und verachtungsvollem Grimm. Angenscheinlich hatten diese zwei Wesen, welche der äußern Gestalt nach sich gut neben einander ausgenommen hätten, in diesem Stück unwiederbringlich ihre Bestimmung verfehlt. — „Bin ich derjenige, welcher sich aushalten läßt?" brummte er. — „Wenn ich Grenadier will," belferte sie, „nehm' ich's aus Kasern', aber in weißem Röckel und gradbeiniges. Will ich 'Potheker, Balbier oder Student, nicht groß, aber reizende Zärtlichkeit, feine weiche Pratzerl und Bildung, etwas für Herz. Großer Bursch, grober Dalk." — „Schon recht," beschied Kathi, „die Lenerl braucht ja nur zu schaffen. Sie soll einen haben, wie frisch aus dem Ei geschält."

Mit ihrem holdseligsten Lächeln nahm die Köchin Abschied. Auf der Schwelle kam ihr ein junges Mädchen entgegen, und jezt fand ein Auftritt statt, der stumm und rasch vorübergehend dennoch an ausdrucksvoller Beredtsamkeit manche stundenlange Unterhaltung überbot. Die Eintretende war ein überaus zierliches Geschöpf Gottes, wohlgerathen vom Wirbel bis zur Ferse. In dem länglichrunden Angesicht leuchteten ein paar große schwarze Augen von sanfter, aber nachhaltiger Gluth, gemildert durch lange seidene Wimpern. Die Gestalt war schlank ohne Magerkeit, gerade hoch genug, um nicht für klein zu gelten, voll unbefangen kindlicher Anmuth in allen Bewegungen bis zu den feinen Fingerspitzen der schmalen Hände, bis zu den Zehen der nieblichen Füßchen. Die scheidende Köchin und das eintretende Stubenmädchen musterten einander von oben bis unten mit jenem rasch prüfenden, sicher auffassenden und eine Welt von Feindseligkeit ausdrückenden Blick, welcher nur den Weibern zu Gebote steht, den sie aber auch alle ohne Ausnahme in steter Bereitschaft haben.

Kathi wünschte „der Fräulein Cillerl" einen guten Abend. Diese dankte mit trübseliger Freundlichkeit und erwiderte Mundis Gruß so verbindlich, daß ihm ob der ungewohnten Huld das Herz weit aufging. — „O du mein Gott!" sagte die Greißlerin, „was treiben's denn? Sie haben ja ganz rothe Augen." — „Weil ich just geweint habe," antwortete Cilli mit jenem Freimuth der übeln Laune, welche nicht mehr der Mühe werth findet, sich irgend einen Zwang anzuthun, weil ihr das Leben überhaupt verleidet ist, und des Lebens Rücksichten nicht mehr für sie bestehen. „Ich kann's nimmer aushalten bei der Gnädigen," fuhr das Mädchen fort; „grad hab' ich sie angelegt, und weil ich sie nimmer jung anziehen kann, sekirt sie mich auf's Blut. Wenn ich nur weg könnte von der Z'widerwurzen!"

„Nun, und warum sollen's nicht wegkönnen von ihr? Sind Sie vielleicht mit den Niedermoser'schen verheirathet?" — „So drum herum. Ich gehöre weitschichtig in die Freundschaft vom gnädigen Herrn, und mein Vormund hat mich zu ihm in's Haus gethan. Ich soll nur bei Verwandten dienen, sagt er, weil die mehr auf mich Acht geben und mich besser behandeln. Küss' die Hand! Worin besteht der Vortheil? Daß ich weniger Lohn bekomme und tapfer ausgemacht werde. Wo ein gewöhnlicher Dienstbot' nur ausgescholten wird, bekommt das Kind aus der Freundschaft seine Watschen. Grad hab' ich wieder ein paar gefangen."

Sie begann auf's Neue zu weinen und hob die Schürze vors Gesicht. Kathi redete ihr gütlich zu, Mundi ergriff ihre Hand, die sie ihm fast wider sein Erwarten überließ. Dieses Zeichen von Freundlichkeit

vollendete die herzhafte Stimmung, in welche der aufmunternde Blick von vorhin ihn zu versetzen begonnen hatte. So hob er denn nach kurzem Zögern an: „Ich habe eigentlich die Frau Kathi bitten wollen, für mich das Wort zu führen, und schon zu der Bitte habe ich mir das Herz nicht fassen können; aber weil sich die Gelegenheit trifft, so will ich in Gottes Namen einen rechten Anlauf nehmen und meine Sache selber vorbringen. Wissen's, Fräulein Cilli, ich bin jezt bloß zufällig ein Kleiderputzer und nur dabei geblieben, weil ich auf dem Geschäft in Wien bleiben kann und erst noch etwas erspare. Aber einmal muß es doch ein Ende nehmen. Ich habe mir schon so viel zurückgelegt, daß ich etwas damit anfangen kann. Mein Herr Vetter in Rodaun hat mir schreiben lassen, wenn ich tausend Gulden Schein einlegen kann und ein braves Weib mitbringen will, so will er sich auf den Auszug setzen. Er hat das größte Einkehrwirthshaus weit und breit und den Stall voller Milchkühe. Das Geld vermag ich schon, aber ob ich das Weib mitbringen kann, das hängt grade nur von der Fräulein Cilli ab."

„Von mir?" fragte die Schöne mit meisterhaft gespielter Unwissenheit, doch überzogen mit verrätherischer Röthe. — „Von wem denn sonst?" entgegnete Mundi. „Sie werden mir doch längst angemerkt haben, daß ich in meinem ganzen Leben keine andere haben will, wie Sie allein? Mein Herr Vetter hat ein schönes großes Anwesen, so recht gemacht für einen, der, wie ich, mit Viechern und Fuhrleuten umzugehen versteht. Seine Kinder, Gott tröste sie! sind ihm alle gestorben, und er kann unter seinen Geschwisterkindern zum Erben nehmen, wen er will. Auf mich hat er's gepackt. Aber was hilft mir Haus und Hof, wenn ich kein Weib habe? Ich könnte ohne Weib die Wirthschaft erstens gar nicht führen, wie der Herr Vetter ganz richtig schreiben läßt, und als lediger Mensch habe ich schon so mein Auskommen; dafür hat unser allergnädigster Kaiser gesorgt. Wenn ich die Cilli nicht bekomme, so heirathe ich gar nicht, also ist's grade als ob die Cilli das Haus hätte, auf das ich heirathen möchte. In ihrer Hand liegt das ganze Schicksal meines Lebens; sie kann mich glücklich machen, und zu allem Ueberfluß von Glück auch noch reich."

Mundi athmete hoch auf, gleich einem, dem ein schwerer Stein vom Herzen gefallen ist. Der Anlauf war ihm viel gefährlicher vorgekommen, als der Sturm auf ein kartätschenspeiendes Stückgeschwader. Cilli erröthete wo möglich noch mehr, über die Stirn bis in die Haare hinauf und in den Nacken hinunter. Sie war verwirrt, aber nicht erzürnt. Ein vielverheißendes Lächeln spielte auf dem feinen Mund, und wenn ihre Hand sich auch den Fingern des Werbers entzog, so geschah es erst, nachdem sie das Pfand der Wiederkehr, einen leisen Druck hinterlassen.

Erwartungsvoll und höchlich erstaunt über die eigene Kühnheit schwieg Mundi, den beredten Blick aus seinem treuherzigen Augenpaar auf Cillis gesenkte Wimpern gerichtet. Indessen ließ seine natürliche Bundesgenossin, die alte Frau, ihn nicht im Stich. Es wäre auch in der That gegen alle hergebrachte Ordnung gewesen, wenn Kathl nicht mit geläufiger Zunge nachgeholt, was sie eigentlich von allem Anfang an hätte sagen sollen. Sie stellte dem Mädchen in gründlicher Ausführung alle guten Eigenschaften des biedern jungen Mannes vor, und wenn Cilli dabei auch nichts Neues vernahm, so ließ sie die Fürsprecherin doch gerne gewähren; was sie hörte, schmeichelte ihrem Ohr, und sie gewann dabei Zeit sich von dem angenehmen Schrecken zu erholen.

„Jezt eingeschlagen und frischweg ja gesagt!" schloß die Greißlerin endlich die lange Rede, doch war das lezte Wort noch nicht ganz heraus, als der hoffnungsvolle Zögling eines Fußbekleiders mit dem liebenswürdigen Ungestüm seines Alters und Standes in den Laden stürmte, um einen Auftrag der Frau Meisterin zu vollziehen. Vielleicht drängte sich dem schönen Stubenmädchen die Bemerkung auf, daß ein offenes Gewölb nicht der bestgewählte Platz für eine Brautwerbung sey, doch ließ sie nichts davon laut werden, sondern vertagte, dem jungfräulichen Drange folgend, die anziehende Verhandlung. Während der Schusterbub mit gellender Stimme einen Vierling Käse, eine Kerze, einen Wecken und ein Salzstangerl begehrte, zog Cilli in aller Stille sich durch die Hofthüre zurück und eilte flüchtigen Schrittes die Stiege hinauf.

Unterwegs sprach sie in ihren Gedanken zu sich selber: „So lob' ich mir's! Der Mundi ist freilich nicht so sauber, wie der junge Herr Practicant, der mir immer die Hände fangen will, und sich dabei verschwört und Akten macht, als spielte er auf dem Theater; auch ist er nicht so keck, wie der Herr Baron, der mir alleweil Bussert anträgt; aber er ist eine redliche Seele und denkt gleich mit dem Heirathen anzufangen. Er hat mich niemals im Dunkeln angesprochen, als ob er sich an mir schämte; jezt redet er mich gar vor der Greißlerin um's Heirathen an, und das ist just, als ob er die ganze Stadt zur Zeugschaft gerufen hätte. Der will mich nicht anplauschen, und das nächstemal geb' ich ihm das Wort, — wenn's ihn unterdessen nicht wieder gereut hat."

Cilli war gerade dabei, den Nachsaz lächerlich zu finden, als sie auf den Baron stieß, der beim Erklimmen der steilen Höhe auf einem Treppenabsaz Athem schöpfte. Der alte junge Herr war nicht derjenige mehr, welcher zum vierten Stock in Einem Zuge

hinaufgerannt wäre; auch im übrigen paßte so ziemlich die Beschreibung, welche der Stiefelputzer von dem „aus dem Leim gehenden G'schwuf" gegeben, nur daß Mundi in seiner eifersüchtigen Verdrießlichkeit vergessen hatte, auch den Vorzügen des Barons Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenigstens so weit als er sie zu würdigen vermochte. Malcolm von Rabenegg war ein Mann von sehr anständigem und feinem Aussehen, gebildeten Geistes und von so überaus gewählter Erziehung, daß er in der Anwendung höflichen Benehmens die genauesten Abstufungen je nach Rang und Würden seines Gegenübers einzuhalten verstand. Sein Wesen hatte im Ganzen viel Einnehmendes und Gewinnendes.

„Schatzerl, wohin so eilig?" redete Rabenegg die Jungfrau an, indem er ihre Hand ergriff. — „Lassen's mich aus!" antwortete Cilli, und sprach dießmal die hergebrachte Bannformel mit einer ganz besondern Zuversicht aus, welche dem unwillkommenen Gönner nicht entging. — „Nur nicht gar so hantig!" sagte der Baron; „ich habe etwas ganz Ernsthaftes und Wichtiges mit dir zu reden. Höre zu." — „Wenn's mich auslassen, will ich zuhören," beschied Cilli; „aber die Hände müssen's im Sack behalten." — „Wenn du mir versprichst, nicht davon zu laufen, lass' ich dich los," sprach er dagegen. Beide wurden nun Handels eins, daß sie neben einander langsam die Treppe hinaufsteigen wollten, wobei das Mädchen zuhören würde, ohne davon zu eilen; worauf Rabenegg fortfuhr: „Ein steinalter Oheim hat endlich eingesehen, wie überflüssig er auf der Welt war, und sich schlafen gelegt. Von seinem Nachlaß ist auch mir ein erklecliches Stück zugefallen, und nachdem ich redlich meine kleinen Schulden getilgt habe, ist gerade so viel übrig geblieben, daß ich damit ein schönes Mädchen, wie du bist, auf Zeit Lebens glücklich machen kann — auf Zeit Lebens, verstehst du mich?"

Cilli gab keine Antwort, doch fühlte sie sich geschmeichelt. „Der Baron ist im Grunde so übel nicht," sprach eine Stimme in ihrem Herzen. — „Deine edlen Glieder sollen sich fortan nur in die edelsten und kostbarsten Stoffe kleiden," redete er weiter; „du sollst in der prachtvollen Wohnung eines ersten Stockes als Gebieterin schalten und walten, Winters in der Stadt, Sommers auf dem Land. Du mußt Kutsche und Pferde haben und, mit Einem Wort sey es gesagt, eine vornehme Dame vorstellen. An meiner Hand trittst du dergestalt in die Welt."

„Ich weiß die Ehre zu schätzen, die Sie mir erweisen, Herr Baron," unterbrach ihn Cilli, und wollte hinzufügen, daß sie sich nicht würdig fühle, die Gemahlin eines Cavaliers zu werden. Er ließ sie nicht zu Wort kommen, sondern sprach rasch weiter: „Ich habe mit der Frau von Niedermoser darüber gesprochen und sie ist mit mir einverstanden. In einem halben Jahre mußt du in meiner Schule deine Bildung vollenden. Der Lehrer versteht das Leben, die reizende Schülerin hat natürlichen Verstand und das Herz auf dem rechten Fleck, so daß sie wohl auch nach vollendeter Lehrzeit dem Lehrer ein dankbares Gefühl bewahren und bewähren wird. Wenn wir uns dann äußerlich auch trennen müssen, so bleiben wir dennoch im Stillen gute Freunde."

Das unschuldige Mädchen verstand eigentlich nicht, was der Baron sagte. Selbst eine erfahrene Schönheit hätte nicht so leicht die ganze ruchlose Leichtfertigkeit einer solchen Berechnung durchschaut. Bei aller Unschuld jedoch merkte Cilli, daß der, welchen sie so eben noch für einen ehrlichen Freier gehalten, ihr die Livree der Schande anbot. Sie erachtete sich nicht für verpflichtet, die Verabredung des Zuhörens länger zu halten, da sie bereits mehr als genug vernommen. Ihren Verdruß auf den kürzesten Ausdruck zurückführend, stieß sie ein sehr offenherziges „Pfui Teufel!" aus und flog mehr als sie sprang die Stiege hinauf.

„Dummes Ding!" brummte Rabenegg ihr nach. „Die Stubenmadeln werden von Tag zu Tag einfältiger. Vor dreißig Jahren hätte sich keine so gesperrt und gespreizt." — Er unterbrach sich selbst, um hinzuzufügen: „Freilich war ich damals auch noch viel jünger als jezt. Ich bin jezt ungefähr in den Jahren des Vetters Pepi, den die allerliebste Netti einen verliebten alten Affen nannte; damals kam mir's vor, als hätte die Netti Recht."

Cilli war noch nicht am Ende der Anfechtungen. Als sie durch das Vorgemach auf den Gang hinaustrat, der auf der Hofseite draußen in luftiger Höhe zur Küche führte, kam ihr ein junger Herr in schwarzem Frack entgegen — der Practicant, einer der „Zimmerherren" in der Niedermoser'schen Wohnung. Er fürchtete vielleicht für seine buttergelben Handschuhe, wenn er Cillis Hände fing, wie gewöhnlich, und ging daher mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. „Schämen Sie sich, Herr von Buck!" schalt das Mädchen, unsanft sich des Zudringlichen erwehrend. „Goddam!" rief er, „ich sterbe vor deinen Augen!" — „Hören Sie nicht im Salon das Clavier schlagen?" fuhr Cilli fort; „die Greißlerische ist schon drinnen. Machen Sie der Ihre Akten vor. Die Fräulein Reserl wird nicht so undankbar seyn wie ich." — „Dir aber gehört mein Herz," hob er wieder an; „Goddam, dir allein bin ich ewig zugethan." — „Wollen Sie mich vielleicht heirathen?" fragte Cilli mit einem Ton, als ob es ihr völliger Ernst wäre. — Der junge Herr erschrack nicht übel vor dieser einfachen und doch so inhaltschweren Frage. Es war ihm überaus gelegen, daß ein kräftiger Ruck an der Schelle ihn der

Antwort überhob. Er ließ das Mädchen los, und während Cilli dem Baron öffnete, schlüpfte Hans Buck, oder wie er sich selbst zu nennen pflegte, „John Böck" in den Salon.

Das Gemach war geräumig genug und sehr hübsch eingerichtet. Gegen die Straße hinaus gingen drei Fenster zwischen ziemlich breiten Pfeilern; eine Glasthüre öffnete sich gegen ein kleineres Zimmer, und weil diese so wie die Eingangsthüre vom Vorzimmer her nicht in der Mitte ihrer Wand angebracht waren, so fand sich überall hinlänglicher Raum auch für die großen Einrichtungsstücke, wie Pianoforte und Divans. Die Fensterbrüstungen prangten im reichen Faltenwurf schwerer Umhänge, an den Pfeilern glänzten in vergoldeten Rahmen hohe und breite Spiegel, auf dem kostbaren Tischteppich verbreitete eine Lampe von auffallender Höhe ihr mildes Licht; kurz, alle einzelnen Stücke, große wie kleine, waren von hübschem Aussehen, und die ganze Zusammenstellung nahm sich wohnlich aus. Am Flügel saß Resi, einstweilen nur noch bewundert vom gastlichen Herrn des wohnlichen Gemaches, einem Mann vom Alter aller Leute, und der auch sonst wie alle Leute sich ausnahm. Auf dem Sopha thronte die Gebieterin, eine Frau von dreißig eingekannten Jahren, heftig geschnürt, mit Vorsicht geschminkt und ganz leidlich anzuschauen.

„Haben Sie den Baron nicht gesehen, Mister John?" fragte die Gnädige den Practicanten, während er ihr die Hand küßte. — „Eben ist er nach Hause gekommen," antwortete der junge Mann; „ich denke, er wird sich in den Staat werfen und gleich erscheinen." — „So hat er auch verheißen," sprach die Hausfrau; „gleich nach Tisch, sobald seine Cigarre geraucht sey, werde er sich auf den Heimweg begeben, hat er gesagt, und der Baron ist ein Mann von Wort." — „Die Cigarre muß weiter keine schöne Länge gehabt haben," bemerkte Resi dazu, „es ist ja schon sieben Uhr vorbei." — Die Gnädige lachte, und dann hob sie belehrenden Tones an: „Mein Kind, ich habe Ihnen ja schon öfters gesagt, daß anständige Herren, die nicht durch Familie und Geschäft an die kleinbürgerliche Tischzeit gebunden sind, zu später Stunde speisen. Sie halten's ja auch so, Mister John." — „Gewiß," antwortete der Practicant; „um zwei Uhr nehme ich, ganz wie in London, mein Luncheon oder Gabelfrühstück, und um acht Uhr pflege ich zu Mittag zu speisen — manchmal auch noch viel später," setzte er sich besinnend hinzu. „Ich gehe der Gesellschaft, der Unterhaltung nach und lasse mich nicht von den niedern Bedürfnissen beherrschen, wie unser Freund, der Baron." — „Kommen Sie nur erst in unsere Jahre," sagte der Hausherr dazu, „da fängt man an seine Ordnung zu lieben, wenn sie auch in einer gewissen Unordnung bestehen sollte." — „Der Baron ist viel, sehr viel jünger wie du," herrschte ihm seine Ehehälfte zu, „und auch viel ordentlicher." — „Freilich," antwortete Niedermoser, „er ist ja ledig und es geht niemand was an, daß er Nachts vor zwei Uhr nie nach Hause kommt."

Die Gnädige drohte ziemlich ungnädig mit dem Finger, nahm aber ohne Verzug ihr Salongesicht wieder vor, da eben Rabenegg eintrat, dem in schneller Reihenfolge andere Gäste folgten, worauf die Unterhaltung ihren regelmäßigen Verlauf nahm. Im kleinen Zimmer wurden die Spieltische besetzt, das junge Volk, Herrn von Rabenegg mit inbegriffen, schaarte sich um den Flügel, sprach in den Pausen vom Theater, nämlich von den Brettern, welche die Welt bedeuten, und vielleicht nebenbei auch vom Theatrum Europäum, das für so viele Leute ein Stoff ausgiebiger Unterhaltung ist.

Um neun Uhr erschien Cilli mit dem Thee und blieb zögernd inmitten des Zimmers stehen. Sie wußte nicht, an wen sie zuerst sich wenden sollte, und war ohnehin von den Vorgängen des Abends noch befangen. — „Einfältiger Trampel!" rief ihr die Hausfrau zu, „sollen die Herrschaften zu dir kommen? Ich werde dir Beine machen!" — Ueber und über roth trat Cilli mit ihrem Theebrett zu dem Practicanten, ohne in der Verlegenheit zu merken, vor wem sie stand. Buck fühlte sich im tiefsten Herzen geschmeichelt, denn seine Eitelkeit deutete den Mißgriff sehr günstig für ihn selbst; dieselbe Eitelkeit aber lehrte ihn den giftigen Blick verstehen, welchen Resi dem armen Stubenmädchen zuwarf, und in seiner Herzensangst brummte er: „Dumme Gans! den Damen zuerst!" — Rabenegg, welchem der Zusammenhang des Auftritts nicht entgangen war, fühlte seinen geheimen Verdruß über Cilli dadurch noch erhöht, und fügte hinzu: „Bevor die ein bischen Lebensart lernt, kommt die Donau von Ungarn zurück." — „Voran, dalketes Ding!" mahnte mit grober Stimme der Hausherr, „oder ich wende die Schopfbeutelmethode an!"

Das Zimmer begann mit der erschrockenen Cilli zu tanzen, und das war kein Wunder. Der falsche Engländer, ihr sonst so rücksichtsvoller Verehrer, hatte sie mit dem Schimpfwort gleichsam zu Resis Füßen geopfert, und wenn sie auch den Herrn selbst von ganzem Herzen jeder andern gönnte, so empfand sie darum die Kränkung und Demüthigung der weiblichen Eitelkeit nicht minder tief. Mit Ingrimm erfüllte sie die schnöde Rede des Barons, die, wie sie recht wohl verstand, der Unterredung auf der Stiege galt, so daß der Wüstling noch Recht behalten wollte, statt in Beschämung Reu und Leid zu machen. Niedermosers grober Zuruf endlich war der Tropfen, welcher das volle Maaß zum Ueberlaufen brachte. Das Verhängniß brach unaufhaltsam herein, indem es Cillis erbebenden Händen das Theebrett entriß

und mit seiner ganzen Befrachtung von Porcellan und Krystall klirrend zu Boden warf.

Wenn Strahl und Donner in das Haus geschlagen, Entsetzen und Gezeter hätten nicht furchtbarer seyn können. John Buck wetterte auf Englisch, und man brauchte dennoch kein Englisch zu verstehen, um zu begreifen, daß er Cilli nichts Schönes dafür sagte, weil sie seine schwarzen Unaussprechlichen mit „Obers" gefärbt und seine Glanzstiefeln mit heißem Wasser verbrüht hatte. Der Baron sprach Französisch, Herr Toni Niedermoser aber Italienisch in gleich verständlicher Weise, während Frau Toni Niedermoser auf gut Niederösterreichisch allerlei anzügliche Redensarten vorbrachte, welche nicht sowohl da vernommen zu werden pflegen, wo man Aepfel und Birnen verspeist, als wo man sie verkauft. Die erboste Frau hätte etwa auch ohne Rücksicht auf die Umgebung das Mädchen geschlagen, gezaust und zerkratzt, wäre nicht Resi dazwischen gesprungen, um mit starker Hand die Wüthende zurückzuhalten. Cillis schlimme Lage hatte den eifersüchtigen Zorn der Greißlerstochter entwaffnet und die angestammte Gutmüthigkeit wieder zum Vorschein kommen lassen.

„Verlorene Dirne!" kreischte die Frau, in Resi's kräftigen Armen sich windend und reckend und streckend wie eine Schlange, und die langen dürren Finger gleich gefährlichen Krallen ausgestreckt. „Ich will dir die Larve zerreißen, auf welche du dir so viel einbildest, daß du völlig im Kopf verwirrt bist! Das hat man davon, wenn man aus Barmherzigkeit und Menschenliebe so ein Lumpenpack in's Haus nimmt! Zu Grunde wird man gerichtet. In deinem ganzen Leben kannst du den Schaden nicht ersetzen, und wenn du dich selber verkaufst!" — Sie sagte noch viel mehr und übertönte mit ihrer gellenden Stimme den ganzen Lärm. Draußen ging die Thürglocke. Niemand hörte darauf, bis endlich ein wahres Sturmläuten begann, und Niedermoser, aufmerksam geworden, hinauseilte, um dem ungestümen Gast zu öffnen. „Wer reißt draußen nur den Klingelzug ab?" fragte die tobende Frau, welche zuletzt ebenfalls auf das Schellen zu merken begann; „ich verbitte mir den unanständigen Lärm! Die Ohren thun mir eh' weh genug. O du heilloser Trampel!"

Niedermoser kam herein, einen großen Siegelbrief in der Hand. — „Was bringst du, Toni?" fragte die Frau. „Das Ding sieht ja aus wie eine Staffetten." — „Depetschen," verbesserte die Greißlerische, doch lachte niemand über den Schnitzer der Frau und über die abenteuerliche Berichtigung ihrer jungen Freundin, weil Niedermoser mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt antwortete: „Die Depesche ist für unser Stubenmadel. Ein fescher Bedienter hat sie gebracht, und die Aufschrift heißt: „Ihrer Hochwohlgeboren, Fräulein Cäcilie von Pachleitner."

Dieser vermeintliche Spaß schlug die zwei vorhergegangenen Lächerlichkeiten vollständig todt. Die Gesellschaft brach in eine wahre Koboldslustigkeit aus, die nur Cilli und die gnädige Frau nicht theilten. — „Da haben wir's!" rief Frau Toni; „ein Livreebedienter, ein gesiegeltes Schreiben und ein „Fräulein von!" Die Diene hat sich dem bösen Feind verschrieben. Das Bewußtseyn der Schande war es, das böse Gewissen, welches sie das Unglück anrichten ließ. — Nun," setzte die Frau mit giftig kaltem Hohn hinzu, „jetzt wird sie wenigstens den Schaden ersetzen können."

Vor wenigen Stunden noch würde die unschuldige Cilli die schmähliche Verdächtigung gar nicht verstanden haben. Rabenegg hatte seitdem ihre Unbefangenheit zerstört, so daß sie begriff, was die boshafte Anspielung zu bedeuten hatte, und die Entrüstung gab ihr die Fassung in so weit zurück, daß sie mit ruhigem Ton zu entgegnen vermochte: — „Lesen's doch selber, was in dem Brief steht." — „Das wollen wir auch!" rief die Frau; „lesen Sie vor, Mister John!"

Der Practicant ließ sich das nicht zweimal heißen. Mit hastiger Hand langte er nach dem Briefe, riß den Umschlag ab und begann zu lesen: „Verehrtes gnädiges Fräulein ..." — „Ein schöner Anfang für einen Liebesbrief!" unterbrach ihn der Baron, über Johns Schultern in das entfaltete Papier blickend; „und wenn ich nicht irre, sehe ich auch Zahlen mit vielen Nullen. Man bietet dem gnädigen Fräulein große Summen." — „Was habe ich gesagt!" rief Frau Toni, mit bedeutsamer Geberde die Hände in einander verschränkend und mit dem Stolze der selbstbewußten Tugend die Sünderin von oben bis unten betrachtend.

„Um des Himmels willen," rief der Practicant, der indessen für sich die Zeilen überflogen hatte; „seyen Sie doch still! Die gnädige Frau befinden sich im Irrthum. Der Herr Doctor Flechner schreibt an das gnädige Fräulein ..." — „Sind Sie verruckt, Mister John?" unterbrach ihn Niedermoser, „das gnädige ..." — „Freilich gnädig, Odds body!" versetzte Buck; „wenn man eine Million hat, ist man auch gnädig." — „Eine Million?" fragte es rings im Kreise. „Herr von Böck, sind Sie übergeschnappt?"

Ohne darauf zu achten, nahm der Practicant mit süßlächelnder Freundlichkeit die erstaunte Cilli bei der Hand, führte sie vor den Augen der nicht minder erstaunten Gesellschaft zu dem Ehrensitz auf dem Sopha und hob feierlich an: „Mein gnädiges Fräulein von Pachleitner, möge der Bote Ihnen nicht weniger willkommen erscheinen, als ohne allen Zweifel

die Botschaft seyn wird, welche Ihnen zu überbringen ich mir eben so sehr zur Ehre wie zur Freude anrechne." — „Heraus mit der Sprache!" mahnten die Umstehenden, welchen der Boden unter den Füßen zu brennen schien. — „Der Himmel ist gerecht," fuhr John unbeirrt von den Drängern fort, „er gibt dem kostbaren Edelstein auch die kostbare Fassung. Hören Sie, mein Fräulein. Ein Bruder Ihres seligen Herrn Vaters, Gott tröste ihn! ist zu Cadix in Spanien gestorben und hat Sie zur Erbin seines gesammten Nachlasses eingesetzt, der, wie dem Herrn Doctor Flechner durch ein Handelshaus aus England gemeldet wird, in hunderttausend Pfund Sterling besteht. Ein Pfund Sterling, müssen Sie wissen, ist seine zehn Gulden Zwanziger werth. Sie sind also die glückliche Besitzerin einer Million."

Engländer und Franzosen.

Eine Parallele.

I.

Engländer und Franzosen — Franzosen und Engländer! Sind nicht schon ganze Bibliotheken über diese „Westufer-Herzoge" Europas geschrieben worden? — Zugegeben, aber lassen sich denn nicht auch den abgenutztesten Gegenständen immer noch neue und eben nicht die am wenigsten interessanten Seiten abgewinnen? Und zudem, besitzen wir denn in den tausenden von Bänden, die über englische und französische Zustände und Dinge handeln, von der Pariser Glanzwichse an bis zum Londoner Krystallpalaste, auch nur ein einziges, das eine gründliche, tiefer gehende und erschöpfende Vergleichung der Eigenthümlichkeiten beider Völker enthielte? Ganz gewiß, H. L. *Bulwer's* „Frankreich in socialer, literarischer und politischer Beziehung," so wie die Schrift seines jüngeren und berühmteren Bruders Edward Lytton: „England und die Engländer," sind reich an feinen Bemerkungen und in einzelnen Punkten zutreffend, oft schlagend; ein anschauliches, lebendiges Bild der beiden Nationen in ihrem Verhältniß zu einander, mit richtiger Abwägung der jedem Theile eigenthümlichen Tugenden und Mängel enthalten sie nicht, und ich wüßte in der That nicht, wo wir eine solche Charakteristik zu suchen hätten.

Bei Beurtheilung von Völkern heißt *interessant* seyn noch nicht *gerecht* seyn, und aus einem noch so genauen Sündenregister kann man eine Nation am allerwenigsten kennen lernen. So hat ein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung in Frankreich, *Raudot*, ein Buch „über den Verfall Frankreichs" abgefaßt, das selbst mit den für unwiderleglich gehaltenen Zahlen nichts beweist, wenigstens das nicht, was damit bewiesen werden soll. Um übrigens die Franzosen richtig zu beurtheilen, ist es wohl der Mühe werth, sich das Raudot'sche Werk etwas genauer anzusehen.

Dasselbe beginnt mit den *Bevölkerungsverhältnissen*. Im Jahre 1789 zählte Frankreich 30 Millionen Einwohner, eben so viele im Jahr 1816, und 1848 waren es 35,700,000. In denselben Jahren weist die Statistik Rußlands 33, dann 50 und zuletzt 70 Millionen auf. Oesterreich, das 1789 28 Millionen und 1816 etwa 29 zählte, hatte sich im Jahr 1848 bis zu 39 Millionen vergrößert. England begann mit 14 Millionen, erfreute sich sodann einer Zunahme bis zu 19 und in dem letzten Zeitraum bis zu 29 Millionen. Preußen, das im ersten Jahre 6,500,000, im zweiten 10 Millionen Einwohner hatte, zählte beim Ausbruch der Februarrevolution 16 Millionen. Daraus ergibt sich, daß 1789 die Volkszahl in Frankreich um $\frac{1}{10}$ niedriger war als in Rußland, 1815 bereits um $\frac{1}{3}$, und 1848 nur etwas über die Hälfte der russischen betrug. Im Vergleich zu England hatte Frankreich 1789 mehr als doppelt so viele Einwohner, jetzt hat es nur noch $\frac{1}{5}$ mehr. Während im Jahre 1816 108 Millionen Preußen, Oesterreicher, Russen, Engländer gegen 30 Millionen Franzosen waren, sind es nunmehr 154 Millionen gegen 35.

Außerdem müßte Frankreich im Fall eines Krieges, wenn die Nachbarn die Ausfuhr von Pferden aus ihren Ländern verböten, in zwei Jahren ohne Reiterei seyn, so schlecht ist die französische Pferdezucht beschaffen. Vor 1789 betrug das *Soldatenmaaß* in Frankreich beim Fußvolk 5' 1", bei der Reiterei 5' 3". Im Jahre 1818 konnten die Ersatzmannschaften nicht mehr in hinreichender Zahl von dieser Größe gestellt werden; das Maaß wurde auf 4' 9" herabgesetzt; im Jahre 1830 mußte es abermals niedriger genommen werden, und 1848 zum dritten male. Wäre das Soldatenmaaß gegenwärtig noch das nämliche wie vor 1789, so hätten nicht weniger als 120,000 Mann, die unter den Waffen stehen, nicht eingekleidet werden können. Dasselbe Mißverhältniß in der Marine. Gegen Ende des Jahres 1851 hatte die französische Handelsmarine einen Tonnengehalt von 683,298 Tonnen, die englische dagegen von 3,400,809, die Schiffe der Kolonien, die 1846 allein 617,000 Tonnen zählten, nicht mitbegriffen. Im Jahre 1788 hatte England 1,200,000 Tonnen, Frankreich 500,000, von 1840—1846 (incl.) baute Frankreich 6051 Schiffe von 276,288 Tonnen Gehalt, England 10,857 Schiffe mit 1,587,742 Tonnen. Das französische Schiff enthält durchschnittlich $45\frac{1}{3}$ Tonnen, das englische $146\frac{1}{4}$. England hat sonach $5\frac{1}{2}$mal so viel gebaut als Frankreich, und überdieß sind die brittischen Schiffe der Mehrzahl nach zu langen Fahrten eingerichtet, die französischen bloße Küstenfahrer. Ergänzend füge ich hinzu, daß in den drei letzten Jahren sich das Verhältniß für England noch günstiger gestaltet hat. So bitter sich auch Schiffseigner und Schiffsbauer daselbst über die Abschaffung der

Navigationsakte beschwerten, so hat bennoch die Tonnenzahl der englischen Schiffe seither bedeutend zugenommen.

Auch an Flächeninhalt ist Frankreich seit seinen Revolutionen hinter den übrigen Großmächten zurückgeblieben. Ein Land, viel größer als Frankreich und Frankreichs treuester Bundesgenosse, Polen, ist 1794 von der Landkarte Europas verschwunden und hat zur Vergrößerung der andern Mächte gedient. Preußen ist durch das Großherzogthum Polen, Schwedisch-Pommern, die Insel Rügen, das Herzogthum Sachsen und die Rheinprovinzen fast noch einmal so groß geworden; Oesterreich wurde für den Verlust von Belgien in Polen, Italien und durch Salzburg reichlich entschädigt; Rußland erwarb weite Reiche; unermeßlich sind die Gebiete, die England in allen Welttheilen sich zugeeignet. Und Frankreich? Frankreich besitzt keine Geviertmeile mehr als es 1789 besaß und hat überdieß seine reichen Kolonien fast alle verloren. Nur einem Narren könnte es einfallen, in Algier dafür einen Ersatz zu erblicken — in Algier, das seit zwanzig Jahren enorme Summen kostet, dessen Kolonisation gleich Null ist, wo die französische Armee verhungern müßte, sobald eine feindliche Flotte die Verbindung mit dem Mutterlande unterbräche.

Dasselbe Mißverhältniß in Betreff des Nationalreichthums. Seit 1816 hat derselbe sich in Oesterreich um 34 Procent, in Rußland, ungerechnet die Bergwerke im Ural, um 40 Procent, in England, nach Abzug Irlands, um 59 Procent, in Preußen um 64 Procent vermehrt, in Frankreich nur um 19 Procent.

Durch die Centralisation hat die französische Regierung die Existenz einer zahllosen Menge von Menschen in ihrer Hand. Allein wenn sie auf diese Weise auch über eine Masse Stellen verfügt, ist doch die Zahl der Bewerber noch größer, und darum macht sie Jahr aus Jahr ein eine Unzahl Mißvergnügter. Die, welche draußen bleiben müssen, sind jeden Augenblick bereit, die Thüren einzuschlagen, und die Subalternen, welche drinnen sind, wollen wo möglich Oberbeamte werden und öffnen den Andrängenden die Thüren. Im Augenblick der Gefahr, auf wen kann die Regierung zählen? Man kann sich nur auf etwas stützen, das widerstandsfähig ist. Servilität ist keine Hingebung. Das Leben ist nur in der Centralstelle, überall sonst sind nur Werkzeuge: darum haben die Feinde der Regierung stets Aussicht auf Erfolg, weil es hinreicht die Maschinisten zu verjagen und sich an ihre Stelle zu setzen. Das ganze Volk warf sich auf die höhere Staatskunst, während es unangefochten die Regierung durch ihre Präfekten und Beamten für den niedern Haushalt Sorge tragen und die Ordnung, so gut es eben geht, handhaben läßt. Jeder Pariser Arbeiter dünkt sich ein Staatskünstler und muß dafür den Brutalitäten der Polizeidiener anheim fallen. In Frankreich existirt eigentlich nur Paris: nach Paris strömen alle Staatseinnahmen, und von 1329 Millionen Franken, die im Jahr 1848 in den Staatsschatz flossen, wurden in Paris allein 613 verausgabt. Alle großen Industrien, von denen der Staat das Monopol besitzt, befinden sich in Paris; Paris ist die erste Industriestadt Frankreichs, nach Paris führen alle Straßen, hier münden alle Eisenbahnen, Paris macht die Revolutionen und heckt den Communismus aus; ist Paris erobert, so ist Frankreich verloren.

Man rühmt als das Werk der Centralisation die polytechnische Schule, aus der die ersten Ingenieure Europas hervorgegangen. Allein die Einrichtung dieses Instituts ist von der Art, daß nur den vorzüglichsten Zöglingen bei ihrem Abgang zwischen den verschiedenen Berufsarten frei zu wählen vergönnt ist; den übrigen weist man die ihrige zu, und wer seinen Anlagen und Neigungen zufolge Genieoffizier werden möchte, kommt wohl gar in die Tabaksadministration; wer dem Bergbau sich widmen will, wird in die Marineuniform gesteckt. Ohne alle Beziehung zwischen den Polytechnikern und dem Boden ihrer Wirksamkeit müssen alle öffentlichen Arbeiten von Zöglingen der Schule ausgeführt werden; denn nur der Staat baut, Privatunternehmungen kennt man kaum. Nicht besser steht es mit dem Monopol der Universität, die, eine Pflanzschule der Irreligiosität, das gesammte Unterrichtswesen des Landes unter sich hat und den lokalen Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten gar keine Rechnung trägt. Nur für die bessern Köpfe ist gesorgt, der große Haufe lernt unter dem Drucke eines geisttödtenden Mechanismus nur das Nothdürftigste, ergibt sich dafür aber um so rückhaltsloser den Ausschweifungen. Die endlose Zerstückelung des Bodens macht Verbesserungen des Feldbaus und die Herstellung eines genügenden Viehstandes unmöglich. Daher schlechte Nahrung und fortschreitende Entartung der Bevölkerung. — —

Selten wohl hat jemand die Wunden und Schäden seiner Heimath so rücksichtslos aufgedeckt, wie dieser Franzose, und unter uns Deutschen wird man dadurch allein an Heeren erinnert, der im Jahr 1810 das „deutsche Museum“ mit dem Todesurtheil Deutschlands und der Prophezeihung eröffnete, unser Trost werde bleiben, gleich den alten Griechen wenigstens mit unserer Sprache und Wissenschaft im Gedächtniß der Menschen noch einige Jahrhunderte fortzuleben.

Alles dieß klingt freilich fast noch wie Lob, wenn man die würgerische Kritik damit zusammenhält, die Ledru Rollin am Strand der Themse in den beiden dicken Bänden »de la décadence de l'Angleterre« an England und englischen Zuständen geübt hat. Man mag indessen darüber denken wie man will,

verschwiegen oder mit Achselzucken abgefertigt darf die herbe Anklage schon darum nicht werden, weil sie zum größern Theile aus authentischen Quellen, namentlich den berühmten Parlamentsberichten geschöpft ist.

Während Frankreich, hebt der Verfasser an, vier Millionen Grundbesitzer zählt, sind 5/6 des englischen Bodens das Eigenthum von 30,000 Familien; und während in Frankreich der zwanzigste Theil des Grundes und Bodens alljährlich den Besitzer wechselt, ist dieß in Großbritannien nur mit 1/300 der Fall. Keine Scholle, die nicht zu einem Lehen gehörte, und selbst von den 183 incorporirten Städten gehört der Boden immer einem der benachbarten Grundherrn. Die städtische Bourgeoisie, neben dem skandalösen Reichthum des Feudaladels und dem bodenlosen Elend der ländlichen Bevölkerung, in die alten Formen des fünfzehnten Jahrhunderts eingezwängt und durch Cromwells Navigationsakte feudalisirt; Zünfte für die innere Industrie, Gesellschaftsmonopole für die Ausbeutung Amerikas und Ostindiens; die ostindische Compagnie Besitzerin von 500,000 Geviertmeilen und Schutzherrin von weiteren 600,000, mit 150 Millionen Einwohnern und einem Kriegsbudget, das 1842 mehr als 340 Millionen Franken betrug; in London 29 Bankiers, die für 24,050 Millionen jährliche Geschäfte machen, während der Arbeitslohn fortwährend im Sinken begriffen ist; ein Fünftel der Bevölkerung, das fast Hungers stirbt; zwei- bis dreimal mehr Geisteskranke als in den übrigen Ländern unseres Welttheils; 300,000 Ausgehungerte, die Jahr um Jahr über das Meer fliehen.

Das Haus der Lords mit den exorbitantesten Befugnissen ausgestattet; das Parlament ein rein aristokratisches Institut, eine Succursale des Oberhauses. Des ungeheuern Stempels wegen keine Volkspresse; das Zeitungswesen ein bloßes Handwerk und nicht ein „Apostolat," wie in Frankreich; die Jury ein ausschließliches Vorrecht der kleinen Aristokratie und illusorisch gemacht durch die sogenannte Specialjury, die aus den nichtigsten Gründen den prozessirenden Parteien aufgenöthigt wird; das Vereinsrecht durch das Gesetz so definirt, daß jede öffentliche Versammlung für aufrührerisch erklärt werden kann; in London jährlich 100,000 Schuldner in's Gefängniß gesteckt; eine Million Wähler auf 28 Millionen Einwohner; ein rein politisches Kirchenregiment mit einer Jahreseinnahme von 240 Millionen, mehr als alle Geistlichen der Welt zusammen einnehmen; der nichtsthuende Theil des Clerus von den fettesten Präbenden schwelgend, die des Amtes wartende Geistlichkeit in einer dem Elend nahekommenden Lage; die Bischöfe, mit Ausnahme eines einzigen, Mitglieder des Oberhauses und die alleinigen Richter in allen Ehe- und Testamentssachen; eine Universität, die keine Dissenter zuläßt und durch und durch aristokratisch organisirt ist; Pfarrer, die von der Willkür der Krone und der Gnade von 7000 Baronen Amt und Brod haben; das Volk ohne allen Unterricht; Recht, Richtergewalt und Gerichtsverfahren ein wüstes Chaos, aus den buntesten Flicken zusammengestoppelt und voll der plumpsten Widersprüche; eine Nation ohne Ideen, und deren Blick, trotz aller puritanischen Heuchelei, niemals über ihre Segelmasten hinausreicht, beseelt von dem gemeinsten Utilitarismus, der den Werth des Menschen ausschließlich nach dem Vermögen bestimmt; blinder Respekt vor der todten Tradition; eine Sprache ohne alle Grammatik, keine Literatur, keine Kunst.

Irland, Amerika, Indien unbarmherzig mit Füßen getreten und bis auf's Blut ausgesaugt; eine dem schauderhaftesten Elend gleichkommende sittliche Verwilderung der untern Klassen; ganze Legionen zu Verbrechern gewordener Knaben; Matrosen, die auf amerikanische Schiffe desertiren und mit Freuden die Gelegenheit wahrnehmen würden, die Waffen gegen ihr undankbares Vaterland zu tragen; schlecht geschützte Küsten; eine ungenügende Kriegsmarine; die Taglöhner auf dem Lande weit unglücklicher als Sklaven und auf's Stehlen geradezu angewiesen; Manufakturstädte, wo Tausende neugeborner Kinder im Schmutz, durch abscheuliche Nahrung und Opiate zu Grunde gehen; die heranwachsenden siechen Kinder an erbarmungslose Fabrikherrn verkauft; eine allbeherrschende Bank ohne einen Heller, um ihre Effekten zu bezahlen; ein künstliches Kreditsystem; eine Armentaxe von 145 Millionen; Werkhäuser, wo der Mann von der Frau, die Kinder von den Eltern gewaltsam getrennt werden — mit *einem* Worte: ein durch und durch fauler, verzweifelter Zustand, noch verzweifelter gemacht durch den politischen Atheismus des Freihandelssystems, das, noch ehe sieben Jahre vergehen, die Hälfte der englischen Handelsschiffe überflüssig macht; schon in nächster Zukunft allgemeiner Bankerott und Ruin. — —

In der That, wenn man diese beiden Schilderungen *Raudots* und *Ledru Rollins* zusammenhält, möchte man fast versucht seyn, mit dem Pharisäer im Evangelium zu sprechen: „Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie diese Zöllner und Sünder, die Engländer und Franzosen." Allein auf Ledru Rollin paßt recht eigentlich die Advokatenregel, daß man von jemand nur drei Zeilen braucht, um ihn an den Galgen zu bringen. Wer nur Schatten und kein Licht sieht, kann unmöglich sich zum Beurtheiler eines Gemäldes aufwerfen. Wenn man dagegen den englischen Nationalcharakter in seiner geschichtlichen Entwicklung etwas genauer prüft, so kann einem die glückliche Homogeneität der nationalen Elemente nicht entgehen, aus denen das englische Volk sich gebildet. Als Besieger der einheimischen celtischen Bevölkerung

fanden die Sachsen, gemischt mit Angeln und Friesen, auf der britischen Insel, lange Zeit im unbestrittenen Genusse ihrer Eroberung, Muße und Gelegenheit, sich nach der ihnen angestammten Rechtsidee staatlich zu gliedern. Als später die Dänen kamen, waren sie kein fremdes Volk, vielmehr ein Zweig desselben Germanenthums, dem dann auch Wilhelm der Eroberer und seine Normannen angehörten. So konnte das Naturell des Volkes naturgemäß aus seinen eigenen Wurzeln hervorwachsen.

Die Franzosen zwar sehen die Sache anders an. Als neulich zu Falaise in der Normandie, wo das Stammschloß des normannischen Eroberers in malerischen Ruinen steht, eine Reiterstatue des tapferen Herzogs eingeweiht wurde, hielt Guizot die Rede, in der er dem Selbstgefühl seiner Zuhörer reichlichen Weihrauch streute, indem er ohne weiteres die Versicherung gab, alle großen Männer, so wie alle löblichen und preiswürdigen Einrichtungen Englands, seyen normannischen Ursprungs. Dem ist nicht so, und mit Fug und Recht konnten die Times den französischen Geschichtschreiber mit der Bemerkung abfertigen, die Normannen, die ohnedieß in den brudermörderischen Kämpfen der weißen und rothen Rose fast gänzlich aufgerieben wurden, haben zur Größe Englands um kein Haar mehr beigetragen als Dänen und Sachsen. So wie die britische Nation nach und nach aus den verschiedenen Stoffen zu einem homogenen Körper heranwuchs, bewundern wir an ihr zumeist die Energie einer ganz unberechenbaren Expansivkraft. Das englische Volk repräsentirt, individuell betrachtet, das Willensvermögen, die praktische Thatkraft, wie wir sie in der Urgeschichte der Völker an jenen sagenhaft erscheinenden Heldengestalten anstaunen, die als die größten Wohlthäter der Menschheit in der dankbaren Erinnerung der spätern Geschlechter fortleben. Von Seiten seiner ganz unbewältigbaren Willensstärke angesehen, ist das englische Volk ein ächtes Heldenvolk, insofern das wahre Heldenthum seine Lorbeeren keineswegs bloß auf dem Schlachtfeld pflückt, vielmehr überall, wo sich dem Willen Hindernisse in den Weg stellen. Und da zum Handeln überhaupt Charakter gehört, wie zum Denken Vernunft, oder richtiger: da der Charakter nichts anderes ist als der lebendig ausgesprochene Wille, so müssen wir den Engländern vor allen andern Eigenschaften Charakter zuerkennen, jene elastische Stahlkraft des Willens, die wir an den alten Römern so hoch achten, diesem ächten Brudervolk der Engländer.

Die nationale Expansivkraft, für deren zähen Muth und unbiegsame Ausdauer es keine andere Grenze gibt, als die den Erdball umschließende, die Frucht gediegenster Charakterstärke, die das Wort „unmöglich" nicht kennt, verleiht den Engländern ihr festes, bis in das Einzelnste gehendes Gepräge. Im Bewußtseyn dessen, was sein Volk werth ist und zu leisten vermag, gibt der Britte sich überall als Engländer und nur als Engländer. Seine Individualität ist die seines Volkes; er ist, was er ist, als lebendiges Glied an dem gewaltigen Organismus seiner Nation. Wenn er ganz und gar Engländer ist, dann und nur dann weiß und fühlt er sich als Mensch und Individuum.

Für das Verhältniß des Ganzen zum Theil, des Staates zum einzelnen Staatsbürger hat dieß die Wirkung, daß die Nation als solche sich nur um den kümmert, der dieselbe Expansivkraft aus sich entwickelt, wie sie selbst. Jedermann weiß, daß es in England allgemeine Sitte ist, bergab gegen das Ende der Senkung recht rasch zu fahren und die Pferde sodann auch bergan im Galopp zu erhalten. Nur ein starkes, wohlgebautes Thier hält dieß aus; das schwache geht darüber zu Grunde. Für jenes aber ist die augenblickliche Anstrengung der Beine eine wesentliche Erleichterung darum, weil der einmal in Schuß gebrachte Wagen durch seine eigene Bewegung eine gute Strecke aufwärts rollt, wobei das Pferd nur der raschen Bewegung zu folgen oder diese durch schwaches Anziehen im Gange zu erhalten braucht. — Wie der englische Kutscher sein Pferd, so behandelt die englische Nation ihr Individuum. Wer es zu etwas dringen, ein Ziel erreichen will, der muß alle seine Kräfte zusammennehmen; bleibt er bei dem allgemeinen Wettrennen nach Geld und Ehre keuchend auf halbem Wege stehen, oder stürzt er kraftlos zusammen, unbarmherzig eilen die Nachfolgenden über seinen Leib hinweg und keiner fragt lange, was aus dem Unglücklichen werden soll. „Tummle dich oder du bist verloren!" lautet der englische Wahlspruch; ein Engbrüstiger mag lieber gleich in's Bettelhaus gehen. Hat aber einer sich erst einmal tüchtig in Lauf gesezt und seinen Glückswagen auf die halbe Weghöhe emporgeschleppt, so ist er geborgen. Sein Fuhrwerk geht von selbst, weil die ganze Nation fortan ihre Kraft für ihn einsezt, dem rastlos Voranstrebenden alle ihre Hülfsmittel zur Verfügung stellt.

Vor dem Richterstuhl einer strengen Sittlichkeit mag diese britische Maxime nicht Stich halten und ihre Rechtfertigung nur in einem stets opferbereiten Wohlthätigkeitssinn finden; so viel ist jedoch gewiß, daß im bisherigen Verlauf der Weltgeschichte Völker sich nur auf diesem Wege zu jener Höhe nationaler Großheit emporgeschwungen haben, die dem Staatsbürger das durch nichts zu ersetzende Bewußtseyn seiner ungeschmälerten Menschenwürde verleiht. Der Engländer, der sich überhaupt fühlt, d. h. sich eine Stellung im Leben erkämpft oder ererbt hat, fühlt sich ganz; er hat den Schwerpunkt nur in sich selbst, weil er das Bewußtseyn, das Selbstgefühl der ganzen

Nation mit sich herumträgt. Dieß ist die preiswürdige Seite republikanischer Gesinnung, wie sie ganz unzweifelhaft, trotz aller aristokratischen Satzungen, bei dem englischen Volke sich vorfindet und Veranlassung gab zu dem geistreichen Worte, es gebe keine demokratischere Aristokratie und keine aristokratischere Demokratie als die englische. Es eignet der Nation eine so feste, gedrungene Solidarität der Gesinnungen und Interessen, daß Angesichts der allen gemeinsamen Nationalität, bei aller Verschiedenheit der Stände, im Grunde jeder dem andern gleich ist. Daher mag es kommen, daß die Engländer in äußerer Erscheinung auf so überraschende Weise sich ähnlich sehen. Einer kleidet sich fast wie der andere und der Schuster trägt die Stiefeln bloß darum nicht offen über die Straße, damit man ihn nicht als Schuster erkenne. Eben so ist die englische Küche mit geringen Abwechslungen überall dieselbe, und oft mußte ich, wenn das unvermeidliche Rostbeef auf den Tisch kam, an die schwarze Suppe der Spartaner denken. Der Arbeiter, der sich gehörig nährt, kauft von demselben Ochsen, dessen Lendenstück auf dem Tische eines Herzogs duftet; lederzähes Kuhfleisch, wie in Berlin, oder in Kaninchen verwandelte Katzen, wie in Paris, bekommt man in London nicht. Wer wollte aber auch schlechterdings leugnen, daß Großbritannien durch das Rostbeef, dem Altengland eine besondere Volkshymne gewidmet, groß geworden? Starke, wohlgenährte Leiber und ein eben so starkes Nationalgefühl, durch dieselben Substanzen genährt, können schon etwas ausrichten.

Und diese so arg geschmähte Erbaristokratie, trägt nicht auch sie ein sehr bedeutungsvolles demokratisches Moment in ihrem Schooße? Der älteste Sohn des Lords erhält den ganzen Besitz seines Vaters und es ist ihm die Zersplitterung des Erbguts durch gesetzliche Bestimmungen unmöglich gemacht. In dem gleichen Falle befindet sich der Erstgeborene der Baronete und unbemittelter, aber landbesitzender Gentlemen. Es ist dieß allerdings eine durch und durch aristokratische Einrichtung, aber ist sie nicht zugleich die Mutter der demokratischen Anordnung, daß die jüngeren Kinder ohne Unterschied in den bürgerlichen Stand zurücktreten und, nicht begünstigt durch Erbansprüche, wie andererseits nicht belästigt durch unnütze Titulaturen und kostspielige Standesvorurtheile, sich eine ehrenhafte Existenz zu erringen haben? Es mag manchem Ohre widerlich klingen, wenn den reichen Lord X., der eben behaglich an der Feuerseite seine Verdauung einleitet, sein ältestes Söhnchen fragt: „Vater, wo ist denn der Onkel?" und die trockene Antwort erfolgt: „In Calcutta, oder auf dem Cap der guten Hoffnung, mein Kind, wo der Oheim tüchtig arbeitet, um reich zu werden, wie du dereinst es werden wirst, ohne zu arbeiten" — es mag, sage ich, dieß vielen als schreiender Mißbrauch erscheinen; ich frage aber, ob dieses Mißverhältniß nicht ohne Vergleich besser ist, als wenn der deutsche Graf oder Baron einem halben Dutzend Knaben außer dem Wappen mit der Grafenkrone oder dem Baronstitel nichts hinterläßt als ein verschuldetes Stück Land? Die englische Aristokratie hängt nicht gleich dem deutschen Adel zwischen Thür und Angel, zwischen Thron und Bürgerthum, mit halbem Einfluß und halbem Besitz: von Geschlecht zu Geschlecht verjüngt sie sich in dem bürgerlichen Blute, in das alle nachgeborenen Kinder eingetaucht werden, und die Bürgerstochter, die einen Lord heirathet, tritt vor ihre neuen Standesgenossen mit denselben Ansprüchen auf Achtung, als wenn ihr Urahn zu der Tafelrunde König Arthurs gezählt hätte. Daher das hohe Ansehen und die bedeutende Macht, deren sich das englische Patriciat bis zu dieser Stunde erfreut, unbeneidet von dem Bürgerstande und ein schützendes, nicht bloß verbindendes Mittelglied zwischen Thron und Volk. Scheint die Krone in ihren Vorrechten bedroht, so hält der Adel seinen starken Schild den Pfeilen der Demokratie entgegen; zeigt aber der Thron Gelüste, die ihm von der Verfassung eingeräumten Befugnisse zu überschreiten, dann stellt sich eben dieser Adel auf die Seite des Volks und hilft dessen Rechte schützen und wahren.

Seinerseits hat der Bürgersohn nicht nöthig, scheu zu dem Adel, als zu etwas unerreichbarem, hinauf zu blicken. Der Weg steht auch ihm offen und der Bürgerliche, der nicht von Geburt, sondern durch sein eigenes Verdienst eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft einnimmt, tritt in das Haus der Lords und hat Sitz und Stimme neben dem ältesten Pair des Königreichs. Und nicht allein das: in England hat jeder das Recht, über freies Eigenthum, sey es ererbt, sey es erworben, habe der Besitzer Kinder oder habe er keine, unbeschränkt zu verfügen. Da nun eines Britten Lieblingsstreben nach Gründung einer Familie geht, so wird derselbe, im Fall er auf irgend eine Weise in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen ist, seinen ältesten Sohn begünstigen und dem Hauptstock seines Eigenthums die Bestimmung geben, daß derselbe immer nur vom Erstgeborenen seiner männlichen Nachkommen, oder, falls diese fehlen sollten, von dem nächsten männlichen Verwandten ererbt werden kann. Der Vater Robert Peels, der durch Baumwollenspinnerei sich ein riesenhaftes Vermögen erworben, so wie der große Wundarzt Sir Astley Cooper können als sprechende Belege für die Richtigkeit des Gesagten dienen. Die uralte Sitte und die allen Klassen gemeinsame Liebe zur Familienauszeichnung lassen derartige Bevorzugungen jenseits des Kanals ganz anders beurtheilen, als wir es thun. Wahrlich, der Continent handelt nicht liberaler, wenn

es unter republikanischer Verfassung daselbst Gemeinwesen gibt, wo sogar dem kinderlosen Großsohn nicht erlaubt ist über selbsterworbenes Vermögen testamentarisch zu verfügen, so lange seine Großeltern noch leben!

Dank diesen natürlichen, gesunden und festen Banden, bedarf es in England keines künstlichen Kittes, keiner gewaltsamen Hantirung, um Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung in die Massen zu bringen. Die englische Nation braucht nicht zusammengehalten zu werden, sie hält sich selbst zusammen, vermittelst der Ganzheit aller ihrer lebensfähigen Bestandtheile. Selbst die natürliche Lage des britischen Insellands möchte man geneigt seyn bei dieser Homogeneität in Rechnung zu bringen, und ich will es mir nicht versagen, hierorts an ein gutes Wort C. Ritters zu erinnern. „Das oceanische Gebiet," sagt er, „wirkt als gleichförmig anregende Kraft auf die Menschen als eine Masseneinheit, auf den Leib wie auf den Geist der Völker. Daher bedingt es überall, wo es wirkt, Entwicklung der untergeordneten Geistes- und Körperkräfte, schärft die Sinne, führt zu Fertigkeiten, Industrie, wirkt Handel" (Ritter, Erdkunde. Asien. Bd. III. S. 776, zweite Auflage).

Die Erdrückung der Provinzen durch die Hauptstadt, die Ausmerzung provincieller Eigenthümlichkeit durch die launischen Moden der Residenz ist in England eine Unmöglichkeit; wobei nicht außer Acht zu lassen ist, daß dazu auch der Umstand das Seinige beiträgt, daß der Hof seinen Aufenthalt meist auf längere Zeit in einer mehr oder weniger beträchtlichen Entfernung von London nimmt. Obgleich in London noch ganz andere Interessen als in der französischen Hauptstadt sich concentriren, so übt jenes doch einen viel kleineren Einfluß auf die socialen und politischen Verhältnisse der Insel aus, als der ist, den sich Paris über Frankreich anmaßt und anmaßen darf. Was die Londoner wollen oder nicht wollen, was ihnen gefällt oder mißfällt, was sie loben oder tadeln, das ist den Bewohnern der Grafschaften ganz einerlei; diese urtheilen und handeln nach eigenem Ermessen und dulden keine hauptstädtische Vormundschaft. Der Grund, warum sie nicht immer mit dem Winde, der von London her bläst, segeln, nicht kinderartig das Losungswort der Hauptstadt nachlallen, liegt wiederum hauptsächlich in der eigenthümlichen Organisation des Adels und der Menge Herrensitze, die sich an dieselbe knüpfen. Durch ganz England lebt eine große Anzahl selbstständiger, urtheilsfähiger und gebildeter Männer, welche die Bedürfnisse ihrer Grafschaften sowohl wie die des ganzen Landes wenigstens eben so gut, wenn nicht besser als die Hauptstädter kennen und eben darum sich die Freiheit nehmen, ihre öffentlichen Angelegenheiten selbst in Ordnung zu bringen und zu denen des Landes auch ein kräftiges und entscheidendes Wort zu reden.

Wie ganz anders ist dieß in Frankreich! Hier haben die Provinzen zu Gunsten der Hauptstadt ihre Selbstständigkeit völlig dahingegeben und sich ihr in allen Dingen vollkommen untergeordnet. Paris ist es gelungen, allen politischen und socialen Verstand, alle Weisheit und allen Geschmack in Pacht zu nehmen, und so weit ist es mit dieser Stadt gekommen, daß Frankreichs Schicksale in ihr allein bestimmt werden. Wie die Pariser mit diktatorischer Gewalt die Moden in die Departements schicken, so auch die Revolutionen. Niemand leidet mehr unter der neu aufgekommenen Lehre von den vollendeten Thatsachen als Frankreich. Nur was den Pariser Stempel trägt, gilt in Frankreich als ächte Münze. Selbst wissenschaftliche Leistungen, die freiesten Erzeugnisse des menschlichen Geistes, haben nöthig, bevor sie Geltung erlangen, vom Pariser Papstthum geprüft und gebilligt zu werden, und das größte Genie, das sonst nirgends in der Welt zu seiner Werthung fremden Zeugnisses bedarf, muß erst von den Kreisen der Hauptstadt als solches anerkannt seyn, ehe das Land es beachtet.

Zur Entschuldigung dieses unnatürlichen Verhältnisses muß allerdings angeführt werden, daß, während die englische Nation durch sich selbst zusammenhält, Frankreich nur mit Gewalt zusammengehalten werden kann. Der zähen, thätigen, schroff auftretenden Expansivkraft der Engländer gegenüber finden wir bei den Franzosen eine sinnlich geistige Beweglichkeit mit einer unberechenbaren Zerstreuungsfähigkeit, als das Grundwesen ihrer Nationalität. Ohne Zwang müßte Frankreich auseinander fallen; eine naturgemäß gegliederte Volksfreiheit erscheint als unmöglich, und die Despotie wird in der demokratischen Toga eben so zuverläßig oben thronen als im absolut monarchischen Aufzug. Der Franzose wird von einem ganz maßlosen Drange beherrscht, sich aus sich selbst herauszuwerfen, in einem beständigen Sprühregen zu zersplittern. Wie er hastig anfaßt, so vollführt er auch eben so hastig und gleicht dem Irrlicht, das nicht bloß für sich nie Weg hält, sondern auch andere von der rechten Straße abführt.

Glaube man darum nicht, daß es die gallisch celtische Blutwelle allein und zumeist ist, die in leichtem Tanze durch den Leib des französischen Volkes sprudelt. E. M. Arndt in dem „Versuch einer vergleichenden Völkergeschichte" (1843) hat gut nachgewiesen, wie im Südwesten zwischen der Gironde und Garonne die mit Basken gemischten Westgothen, im reizenden Languedoc das gothische Germanenthum, in der Provence die alten romanischen Einwohner, in Burgund die Burgunder, in Nordfrankreich die Franken mit den starken Leibern und entschlossenen Gesichtern,

in der Normandie die stämmigen Nordmänner, in der Bretagne die durch ihre Vasallentreue ausgezeichneten Britten noch immer den Grundstock der Bevölkerung bilden. Auch hat die alles nivellirende Revolution das bunte Netz von volksthümlichen Gebräuchen, Sagen und Erinnerungen, das ehedem über Frankreich gebreitet war, noch nicht ganz zerstückt. Alfred de Nore, der in seinen »Coutumes, Mythes et Traditions des Provinces de France« (1846) dieses reiche Thema mehr gelehrt als geschmackvoll behandelt hat, erinnert mit Recht daran, daß im Süden das Romanische, im Norden das Germanische und im Westen das Celtische in den Sagen, Sitten und Gebräuchen sich erhalten haben. Allein alle diese noch so verschiedenen Elemente sind für den eigentlichen französischen Nationalcharakter ohne Belang und ohne nachhaltigen Einfluß geblieben. Die Mitte Frankreichs, über Senlis, Paris und Orleans, ein gerader Strich in einer Länge von etwa 70 deutschen Meilen bei einer Breite von 30 bis 40 Meilen — dieß ist der französische Kern, das gallische Füllsel des französischen Fladens, wie Arndt in seiner derben Weise sich ausdrückt.

Ganz Frankreich würde ein anderes Frankreich seyn, wenn irgend eine Stadt an der Rhone, der Loire oder unmittelbar am Ocean seine Hauptstadt geworden wäre. Mit Paris sind alle Franzosen zu sehr in das gallische Element eingetaucht, und wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß die gallische Leichtfertigkeit in dem Jahrhunderte lang geführten Kampfe zwischen den aus sächsischem Stamme entsprossenen Capetingern und den in England thronenden Normannenherzogen gar manches von der normannischen Eigenthümlichkeit sich angeeignet hat, wie dieß in ähnlicher Weise bei den Angelsachsen der Fall war, so läßt sich andererseits eben so wenig verkennen, daß das Verhältniß des Normännischen zum Angelsächsischen ein ganz anderes war als zum Gallisch-Fränkischen. Die Normannen auf ihren Wikingerfahrten werden uns meistens geschildert als greuliche, unwiderstehliche und unbesiegbare, fast riesenhafte Recken, die mit Schwertern, Streitärten und Enterbeilen einhieben. Sie erschienen den Angelsachsen, Franzosen und Deutschen jener Tage fast unter dem Bilde, unter welchem die Römer des Julius Cäsar und Germanicus die Krieger des suevischen Ariovist und des cheruskischen Arminius, oder die Soldaten Julians die Sachsen und Franken des vierten Jahrhunderts erblickt und den Menschen ihrer Heimath ausgemalt hatten. Aber diese blutdürstige, frische alte Heldenkraft ward durch das Christenthum gar bald mürbe gemacht; die Waghälse und Abenteurer verwandelten sich an der französischen Westküste in aufgeweckte, muntere, prahlhafte, aber immer noch abenteuernde Seemänner, die der Pariser bis zu dieser Stunde Fanfarons nennt. Als solche eroberten sie England und brachten in den zähen, schwerfälligen, derben Stoff der Angelsachsen ein leichtes, ritterliches Element, das eine weckende und treibende Wirkung haben mußte. Dagegen mit dem von Hause aus leichten gallischen Blute gemischt, konnte die normannische Abenteuerlichkeit nur ein leichtfertiges, keiner selbst in keinem Augenblick sicheres Geschlecht erzeugen. Indem die Franzosen von Paris sich tyrannisiren lassen, sind sie der gallisch normannischen Flüchtigkeit und Beweglichkeit verfallen, die vom Bedürfniß nach neuen Gedanken und Thaten gestachelt, von einem Extrem auf das andere überspringend, sich im Wechsel selbst überstürzt, und weil zu keinem Ruhepunkt, auch zu keinem festen Standpunkt gelangt.

Verglichen mit den Engländern, erscheinen die Franzosen als charakterlos; was ihnen jedoch an Charakter abgeht, das ersetzen sie durch Geist, durch jenen unübersetzbaren Esprit, der nichts anderes ausdrückt, als den ins Französische übersetzten, auf Schmetterlingsflügeln sich wiegenden Verstand, einen geistigen Duft, der eben so schnell berauscht als verschwindet. Was bei dem Engländer das aus dem Charakter stammende Selbstgefühl, ist die Einbildung des Franzosen, als ein Kind des esprit français. Der Engländer steht so fest im Leben, namentlich auch im Ausland und im Mißgeschick, weil er die ganze englische Nation nicht bloß hinter sich, sondern in sich hat; der Franzose umgekehrt fühlt sich als den Franzosen par excellence, als den reinsten und vollendetsten Ausdruck des französischen Nationalgeistes. Der englische Nationalstolz ist patriotisch, der französische eitel. Der Franzose liebt Frankreich über alles, weil er Franzose ist, der Engländer liebt Altengland, weil es Altengland ist. Das englische Selbstgefühl entspricht der französischen Selbstgefälligkeit. Wenn bei den Engländern der Stolz hervortritt, so gründet er sich in der Regel auf ihre Geschichte, Macht, Volksthümlichkeit, und sie spielen sich mit diesen Trumpfen als Zubehör aus; gar viele Franzosen stellen sich aber selbst in den Mittelpunkt und la France wird als hors d'oeuvre behandelt, oder ein ganz kleiner Ausschnitt des Französischen als das Ganze ausgeboten, daher man so oft von Franzosen hört, die Gesellschaft bedürfe keiner Personen, sondern bloß Grundsätze; es sey Schwäche und Aberglaube, Personen zu vertrauen und sie zu ehren, was eigentlich im Munde mittelmäßiger Personen weiter nichts besagt, als: die großen Männer vor uns können uns nicht verdunkeln; die Hauptsache sind doch die Principien, für deren Träger sich der naseweiseste commis voyageur hält.

Frankreich ist republikanisch, wie Frau von Staël sagte, weil Frankreich toute marquise ist. Wo alle nach Ehren lechzen, darf keiner ein Vorrecht besitzen. Français, soyez Français! klingt wie ein Zauberton den französischen Ohren, und wenn, was

kaum bestritten werden kann, das Talent in Frankreich mehr geehrt, d. h. ausgezeichnet, wenn auch nicht geachtet wird als in England, so hat dieß seinen Grund einfach darin, weil jeder Franzose in dem Hohlspiegel der nationalen Berühmtheiten sein eigenes Bild in vergrößertem Maßstab erblickt. Deßhalb, bemerkt H. Bulwer ganz richtig, wird in Frankreich eine starke und glückliche Regierung wenig Schwierigkeit finden, was ihr beliebt durchzusetzen. Anstatt über ihre Gewalt besorgt oder eifersüchtig zu werden, ist der Franzose eitel darauf. „Ich kehrte," erzählt ein englischer Tourist, der ungefähr vor achtzig Jahren Frankreich bereiste, „in einem Gasthause in der Provinz ein. Der Hof war mit den Equipagen, die Küche mit dem Gefolge eines Grand Seigneur angefüllt, der nach seiner Gouverneursstelle im Süden unterwegs war. Mein Zimmer lag nahe bei dem Gemache des französischen Edelmanns, und als ich mich eben zu Bette legen wollte, hörte ich einen furchtbaren Lärm im Durchgang, laute Drohungen, mit Bitten untermischt. Was ist das? dachte ich und eilte, in meinen Mantel gehüllt, dem schwach erleuchteten Corridor zu. Nicht lange sollte ich im Ungewissen seyn. Vor mir stand in brokatenem Schlafrock mein erlauchter Nachbar und maß dem Rücken seines unglücklichen Bedienten ein elastisches Meerrohr an. Bei meinem Erscheinen endete der hochadelige Herr seine Operation mit einem lezten schrecklichen Hiebe und zog sich in sein Zimmer zurück. Ich konnte mich nicht enthalten auf den armen Geprügelten loszugehen, der heulend und zitternd vor mir stand. „Beruhige dich, mein guter Bursche," redete ich ihn an; „dein Gebieter hat dich abscheulich mißhandelt, aber sey versichert, das Gesetz wird dich für die erlittene Brutalität schadlos halten." — „Mein Gebieter, Herr," entgegnete sofort der Bediente, indem er sich mit Würde in die Brust warf, „ist ein viel zu großer Mann, als daß ihn das Gesetz erreichen könnte; auch versichere ich Sie, daß alle Herrn, bei denen ich bisher in Diensten gestanden, so oft sie wollten, eine lettre de cachet haben konnten." Der Kerl war stolz darauf, daß sein Herr ihn ungestraft prügeln durfte.

Troz dieser Einseitigkeiten bin ich aber ganz und gar nicht gemeint, die duftende Blüthe des französischen Geistes gering anzuschlagen. Ganz im Gegentheil. Wenn die Charakterhaftigkeit des Engländers eine sehr merkliche Verwandtschaft mit den welterobernden Römern beurkundet, so trifft die geistige Versatilität des Franzosen in gar vielen Beziehungen mit den Eigenthümlichkeiten der alten Hellenen zusammen, und über diese, dächte ich, urtheilt kein Gebildeter gering. Eine gleichmäßige Mischung aller natürlichen Anlagen und Fähigkeiten machte die Griechen geschickt, sich nach allen Seiten hin frei zu entwickeln. Es war ihnen eine hohe Reizbarkeit angeboren, durch welche bei äußerer Anregung die entsprechende Kraft erwachte und sich, sey es in den heimischen Fehden in Reibungen mit den Nachbarn oder in Wanderungen und Seefahrten versuchte. Der Hellene weinte leicht, war aber eben so schnell auch wieder getröstet. Die bewegte Freudigkeit des Daseyns, die Lust am Schaffen, am Sinnen und Dichten war ihm Lebenszweck. Was er genoß, genoß er mit vollem und immer gegenwärtigem Bewußtseyn. Daher lebt und webt, treibt und drängt im hellenischen Geiste das lebendigste Gefühl der Individualisirung des Objekts, die nur durch das Eindringen in alle Einzelheiten der sinnlichen Auffassung und durch die höchste Anschaulichkeit der Darstellung erreichbar ist.

Wer wollte leugnen, daß diese gewiß nicht gering zu achtenden Vorzüge in gewissem Betracht auch den Franzosen zukommen und namentlich in französischer Kunst und Wissenschaft zu Tage treten? Der geistigen Frische hat man es sicher zum großen Theile zuzuschreiben, daß, wie dem Hellenen jeder Nichtgrieche als Barbar erschien, so der Franzose gar zu gern jeden zu den Ungebildeten zählt, der nicht Franzose ist, wenigstens nicht französisch spricht, in welcher Beziehung er nur bei den ihm sprachverwandten romanischen Völkern spärliche Ausnahmen zuläßt. Bei dem Engländer ist dieß ganz anders. Je mehr er Engländer und nichts als Engländer ist, desto weniger fällt es ihm ein, die andern Völker neben sich zu verachten; in seiner Abgeschlossenheit nimmt er nur keine Notiz von ihnen und fordert bloß, daß man ihn als Engländer und auf englische Weise behandle. So lange es ungestraft geschehen kann, wird er sich wohl auch in seiner Art ausgelassene, d. h. derbe und matrosenmäßige Streiche erlauben; indessen nicht, weil er die Ausländer, unter denen er lebt, verachtet, sondern weil diese es sich gefallen lassen brutalisirt zu werden, und dem Unartigen nicht den Perseusschild englischer Gesetze entgegen halten. Umgekehrt ist der Franzose zwar auch begehrlich, jedoch nicht in so fern er auf französischem Fuße behandelt seyn will, sondern indem er sich über den Fremden lustig macht und in sprudelndem Witze seinen Aerger, wie seine Mißachtung kund gibt. Der Franzose zankt, der Engländer befiehlt. Ist der Franzose in einem Wirthshause übervortheilt worden, so läßt er alle Schleusen seiner schmälenden Beredsamkeit los; sind diese leer, ist er der bon garçon wie zuvor. Der Engländer, wenn er nicht in ähnlichem Falle bei der Polizei Schutz sucht gegen die kolossalen Rechnungsfehler der Wirthe, macht sich bezahlt durch ein insolentes und impertinentes Benehmen und rächt sich wohl auch bei Gelegenheit nicht in Schimpfworten, wohl aber auf empfindlichere Weise.

Der geistigen Regsamkeit des französischen Volkes

hat Europa Großes und Schönes zu verdanken: in allen Gebieten menschlicher Thätigkeit hat sie fördernd und anregend gewirkt. Haben die Franzosen auch nicht, wie ihre eitle Selbstgefälligkeit gerne versichert, in allen geistigen Bestrebungen den Reigen geführt, so gebührt ihnen wenigstens der Ruhm, der Humanität und Bildung weite Bahnen gebrochen zu haben. Bei der Wiedergeburt der Wissenschaften namentlich, an der Pforte der Neuzeit, trug die französische Gelehrsamkeit nicht wenig zur Erweckung und Fruchtbarmachung der klassischen Studien bei. „Der französische Genius, sagt ein Schriftsteller dieser Nation, seiner Natur nach nicht gewinnsüchtig, durchwühlte weit weniger die Wiege der neuentdeckten Welt, als das Grab der untergegangenen alten, Peru nicht, wohl aber Griechenland, und zog aus Rom und Athen reichere Schätze, als die eines Vasco, Albuquerque und Pizarro waren. Die französische Sprache, schon mächtig und gelehrt, reinigte sich in den frischen, lebensvollen Quellen der klassischen Literatur, ihr Ideenkreis bereicherte sich mit dem Gesammtbesitz des heidnischen Alterthums und die französischen Schriftsteller wetteiferten gar bald mit dem Vaterland des Perikles und des Augustus."

Leider wetteiferte die französische Literatur eben so bald mit den leeren Phrasen und sophistischen Spitzfindigkeiten der griechischen Verfallsperiode. In demselben Zeitalter Ludwigs XIV., wo Frankreich neben seiner territorialen Größe den Höhepunkt seiner Sprachbildung und Sprachherrschaft erreichte, spitzte sich die geistige Begabung des Volkes zu dem esprit français zu, dem ein bon mot mehr gilt als der markigste Sittenspruch, und der, zum Frivolen entartet, auf die Form allein, auf den Inhalt fast keinen Werth legt. Einem geistreichen Witzwort vermag der Franzose nicht zu widerstehen, er läßt sich davon fasciniren wie der Vogel von dem stechenden Basiliskenblicke. »C'est très bien, très bien, et tout ce qu'il faut maintenant, ce sont les feux d'artifice et un bon mot pour le peuple.« Mit dieser Aeußerung soll Talleyrand eine der Revolutionen geschlossen haben. Un bon mot pour le peuple — in diesem Witzwort liegt das ganze Räthsel der französischen Politik. Ja, das bon mot war in der revolutionären Martergeschichte der letzten sechzig Jahre für das französische Volk dasselbe, was für den auf das Siechbett gestreckten H. Heine der Glaube an Unsterblichkeit — ein Markknochen, den der Fleischer dem Kunden unentgeltlich in den Korb schiebt (Romanzero. 1851). In der Küchensprache heißt dieser Knochen réjouissance und in der Herenküche der französischen Revolutionäre warf man solche Knochen zu Dutzenden dem mißbrauchten Volke hin, daß es sich daran letzen (réjouir) sollte. »Je ne veux pas être un cochon à l'engrais dans le château royal de Versailles« rief Napoleon aus, als er nicht bloß die spekulative Staatsmaschine des Abbé Sieyes, sondern überhaupt jeden Verfassungszwang in seiner Titanenhand zermalmte. »Il n'y a qu'un Français de plus,« soll der Graf von Artois geäußert haben, als er an der Spitze der Restauration nach langjähriger Verbannung wieder in Paris einzog. Allein aus dem Einen Franzosen mehr wurde gar bald ein tyrannischer Skorpion, der mit giftigem Zahn am constitutionellen Leben Frankreichs so lange zehrte, bis die Revolution ihm den Kopf zertrat. „Ein Nationalgardist besucht seinen alten General," sagte Louis Philipp, als er nach der Julirevolution zu Lafayette auf das Stadthaus ritt, um aus der Hand des greisen Republikaners die Königskrone in Empfang zu nehmen. Wiederum war es ein Witzwort, das Lafayette in den Stand setzte, so freigebig gegen seinen „Kameraden" zu seyn; er soll den Herzog von Orleans auf dem Balkon der Stadthauses mit den Worten umarmt haben: „Das ist die beste Republik!"

Eine Nation, die nach Witzworten jagt, wie die französische, mag in Gesellschaft sehr liebenswürdig, im Leben muß sie frivol seyn. Auch die geistreichste Witzmacherei frißt den gesunden Kern einer gediegenen sittlichen Gesinnung an, und wahrlich mit dem politischen Rechtsgefühl muß es schlecht bestellt seyn, wenn ein Liederdichter, wie Béranger, und ein Carrikaturenzeichner, wie Johannot, einen Königsthron in Gefahr bringen können. Nachdem das erste Fieber der Revolution ausgetobt hatte, bahnte den Weg zu der Geliebten, wie zu Aemtern und Würden nichts sicherer als der glänzende Conversationston, die gefällige und pikante Fassung der Ideen, die heitere und lebendige Weise, satyrisch und ernsthaft zu scheinen. Der Mann von Talent und Ehrgeiz ging damals mit Absicht, durch seinen Witz zu glänzen, zu einer Soirée oder einem Souper, gerade wie der englische Redner in das Haus der Gemeinen, um durch seine Beredtsamkeit die Hörer hinzureißen. Dieselbe Stellung, welche Pym im langen Parlament durch seine Reden einnahm, verdankte Larochefoucauld zur Zeit der Fronde seinen Epigrammen. Wo eine Wortwendung zum Glücksfund wurde, kamen tausende ausgesuchter Phrasen zur Welt, was den Sprachschatz unaufhörlich bereicherte und demselben eine epigrammatische und sententiöse Form gab, so daß man schon für einen witzigen Mann gelten konnte, wenn man gut Französisch sprach.

Unter der Restauration gestaltete sich dieß allerdings besser und Charles Dupin rühmte es schon im Jahr 1828 als eine glückliche Wirkung der französischen Institutionen, daß der Sinn für das Frivole dem Geschmack an ernsteren Studien habe weichen müssen. Man kann dieß vielleicht noch mit größerem Rechte auch von der Regierungsperiode Louis Philipps rühmen. Allein daneben darf man den höchst fatalen Umstand nicht vergessen, daß das wuchernde Unkraut

einer, allen sittlichen Gehaltes ermangelnden Zeitungslektüre und der Schwindel einer tendenziösen Romanliteratur in den Spalten des Feuilletons die guten Früchte einer ernsteren Beschäftigung mit der Wissenschaft neutralisirte und die Frivolität in veränderter, aber nur um so gefährlicherer Gestalt wieder ins Daseyn rief. Hatte sie früher mehr nur das gesellschaftliche Leben beherrscht, so vergiftete sie nunmehr die staatlichen Ideen und untergrub systematisch die sittlichen Grundlagen, auf denen die politische Rechtsverfassung Frankreichs ruhte. Die Revolution wuchs unter dem Pesthauch communistischer Vorstellungen heran und droht fortan nicht mehr bloß das Staatsgebäude, sondern zugleich die ethischen Rechtsbegriffe, auf die sich seit Anfang der Welt jedes entwickelte Gemeinwesen stützte, zu vernichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Th. Gauthier. — Das neue Stück von G. Sand. — Der Bildermann von Haarlem.

Die Chronik der Bühne, der Musik, der Mode, der Geselligkeit, kurz all der heitern und leichten Dinge, mit denen Paris Jahr aus Jahr ein, vor allem aber, gleich der übrigen Welt, im Winter sich vergnügt, hat mit dem Schluß des abgelaufenen Jahres nicht viel zu thun. Neben den Staatsstreichen konnten die Theaterstreiche nicht aufkommen; der lärmende Fall einer Verfassung, das geräuschvolle Entstehen eines neuen Zustandes nahmen selbst den feurigsten Musikfreunden einen Theil ihrer Aufmerksamkeit für Rossini und Boieldieu; eine aufgeregte Stimmung taugt nicht zum Urtheil über Gegenstände der Plastik; kurz man hatte nur für die Politik ein gespanntes Ohr und ein scharfes Auge, und der Besuch von Theatern und Concerten konnte während dieser bewegten Wochen wohl eine Erholung oder eine Sache der Gewohnheit, aber nicht ein ästhetisches Bedürfniß seyn.

Wie abgezogen von dieser Richtung die Geister waren und es noch sind, das geht unter anderem daraus hervor, daß die wöchentlichen Theaterrecensionen in den durch die Unterdrückung der freien Presse und das Verbot aller unabhängigen Besprechung der Staatsangelegenheiten wenigstens um die Hälfte ihres Stoffes ärmer gewordenen Blätter in der ersten Zeit nach dem zweiten December nicht mehr regelmäßig erschienen. Auch Veränderungen in dem literarischen Personal der Zeitungen traten in Folge der politischen Ereignisse ein, und so war unter andern Theophile Gauthier mit Emile de Girardin einen Augenblick von der Presse zurückgetreten. Theophile Gauthier ward von den Liebhabern einer ungezügelten und schnurrigen Belletristik sehr vermißt. Seine Aussprüche genießen keines großen Ansehens; er ist zu sehr literarischer Parteimann, um einen gewichtigen, einflußreichen Richter abzugeben; man kann zu gut voraussagen, wie in einem gegebenen Falle sein Gutachten lauten werde; die Häupter der romantischen Schule sind ihm zu unverletzlich und mit den Größen, die dem entgegengesezten System angehören, geht er zu ungeschlacht und höhnend um, als daß seiner Kritik eine große Bedeutung beigelegt werden könnte. Allein als Würze zum Frühstück, wenn man gerade nicht gelaunt ist, sich auf den Ernst des Lebens oder die Tiefe der Forschung einzulassen, ist er sehr willkommen; seine barocken Ideen und stylistischen Sonderbarkeiten läßt sich jeder, weil er ihnen keinen Werth beilegt, gern gefallen; wir können selbst über seine heftigsten Angriffe auf die Leitsterne unseres Geschmacks nicht recht böse werden; wenn er auch noch so ungezogen ist, scheint er doch nie hart, er theilt seine Hiebe mit einem komischen Pathos aus, dem eine unverkennbare Gutmüthigkeit zu Grund liegt, und weil er immer drollig bleibt, wenn er noch so absprechend sich geberdet, so wird kein Mensch beleidigt. Wie uns in den närrischen Plaudereien eines Kindes oft ein kluges Wort oder eine tiefsinnige Frage überrascht, so begegnet man in Gauthiers barocksten Einfällen und übermüthigsten Phantasiespielen manchem gesunden Ausspruch, mancher treffenden Beobachtung und mehr als Einem Laut aus der vollen Brust. Er haut oft über die Schnur, aber er ist nie krankhaft; das Saftige, das Fleischige und Nackte sagt ihm mehr zu als das Zarte und Geistige; die Wollust hat in seinen Augen größere Rechte als die Scham, und wenn er Duft und Schleier als Mittel romantischer Darstellung nicht verschmäht, so schreibt sich das daher, daß, wie die Seele, auch die Sinne den Reiz des Geheimnisses empfinden. Theophile Gauthier, der es in seinen eigenen Schöpfungen an Tempeln und Altären für die Eleusinien der Liebe nicht fehlen ließ, hat außerdem vorzüglich in seinen kritischen Arbeiten über bildende Kunst der hier angedeuteten Neigung gehuldigt. Diese Arbeiten werden auch von Fachleuten, die sonst Laienurtheile mit ziemlicher Geringschätzung beurtheilen, im Ganzen anerkennend besprochen, und zwischen Theophile Gauthier und den andern Literaten, die über die Hanthierungen des Pinsel- und Meißelvolkes zu berichten sich erdreisten, ward von gedachten Fachleuten immer ein bedeutender Unterschied gemacht. Gauthier hat aber auch seine Jugend mit praktischen Studien in dieser Sphäre hingebracht und ist daher mehr Dilettant als Laie. Obgleich lang kein so schroffer Parteimann auf diesem Gebiete als auf dem Felde der Literatur, verhehlt er doch auch hier seine Sympathien und Abneigungen nicht im mindesten, und er sezt sich über die allgemein herrschenden Meinungen, wenn sie seiner Anschauungsweise widersprechen, keck hinaus. Titian gilt ihm für den Meister der Meister seit dem Untergang der antiken Welt, und er hat schon mehr als ein Feuerwerk von technischen Ausdrücken, die er bis zum schreiendsten Mißbrauche anwendet, zu dessen Ehre abgebrannt. Daß die Verehrung von ganz Europa Raphael den ersten Platz anweist, bringt ihn durchaus nicht in Verlegenheit; es wird ihm nicht einfallen, den Schöpfer der sixtinischen Madonna mit Mißachtung zu behandeln, allein da ihm zufolge die Pracht der Farben, die Energie des Impasto und die Fülle der Sinnlichkeit ausgemachter Weise die Hauptbedingungen eines guten Bildes sind, so fallen ihm ein paar respektwidrige Bemerkungen über ein allzuschwaches Grün oder Roth in den Gemälden Raphaels nicht sehr schwer. So vertheidigt er auch häufig gegen die Entrüstung von Groß und Klein und das Halloh von

Alt und Jung die unverantwortlichsten Keckheiten Eugens Delacroix, dessen Farbenglut und schwungvolle Pinselführung, um außerordentliches Lob zu verdienen, seiner Ansicht nach, die Vortheile der Sorgfalt leicht entbehren können. Mit einem solchen Geschmack und einer solchen geistigen Verfassung konnte Gauthier, obgleich ein Bewunderer der Dame Sand, deren excentrische Ansichten, Gestalten und Schicksale bei niemanden leichter Gnade finden mußten als bei ihm, das neueste Theaterstück dieser fruchtbaren Schriftstellerin seinem Gaumen unmöglich angemessen finden. Die Sand hat in diesem Erzeugnisse sowohl die Irrgänge des romanhaften Abenteuers als die Gesellschaft verklärter Bauern und Bäuerinnen verlassen und in das Geleise des bürgerlichen Schauspiels eingelenkt. Ihr Drama „Victorinens Heirath“ ist eine Fortsetzung des „unbewußten Philosophen“ von Sedaine, einem prosaischen Dichter, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts blühte und von den Franzosen, die sich mit Literaturgeschichte beschäftigen, als der Vater des Singspiels (opéra comique) betrachtet wird. Zu jener Zeit kam auch, durch Diderots Lehre und Beispiel, so wie unter dem feindlichen Epigrammenfeuer Voltaires, das bürgerliche Schauspiel in Aufnahme und ward, wie so manches andere, was damals Mode wurde, als eine Errungenschaft der Philosophie, als ein Sieg des voranschreitenden Zeitgeistes über veraltete Zustände und Formen angesehen. Natur, Natur war in jenen Tagen, wo die Natur unter schöngeistigen Schäferinnen und in gemachten Hainen so völlig vergessen wurde, das allgemeine Losungswort, wie heutzutage mitten in der anarchischen Zerrüttung aller gesetzlichen Verhältnisse Ordnung das allgemeine Kriegsgeschrei geworden ist. In allem möglichen wurde die Rückkehr zur Natur gefordert, und Rousseau pries die Urzustände der wilden Menschheit als Muster eines vollkommenen Erdenlebens. Heldengestalten und Königshäupter wurden in die Acht erklärt; sie ständen zu hoch, ward behauptet, über den gewöhnlichen Zuständen der bürgerlichen Gesellschaft; die Größen einer fernen Vergangenheit wurden als ohne Interesse für die Zeitgenossen in Verruf gethan; die gebundene Rede, die freilich der einzige Racine in den ernsten Bühnengattungen mit wahrer Meisterschaft gehandhabt hatte, als eine schreiende Abweichung vom gewöhnlichen Umgangstone verdammt, die schwungloseste Prosa, der man höchstens mehr oder weniger deklamatorisch zu seyn erlaubte, allein für theatralische Darstellung anempfohlen, kurz das Alltägliche zum Gegenstande der Kunst und die gemeine Wirklichkeit zum Ideal erhoben. Es paßte diese Aesthetik vortrefflich zu der Philosophie, die damals sich geltend machte und die erhabensten Probleme des Menschengeistes, die dunkelsten Räthsel der Ideenwelt entweder als unnützen Plunder beseitigt wissen wollte, oder mit den Hülfsquellen eines nüchternen und auf seine Nüchternheit sich etwas einbildenden Verstandes lösen zu können vorgab. Diese Philosophie hatte außerdem den schmeichelhaften Glauben zu verbreiten sich bemüht, daß der Mensch von Natur aus ein höchst reines und edles Wesen sey, und daß nur die Gesellschaft seine ursprünglich guten Triebe verderbt habe. Diesen Glauben, der, wie sich von selbst versteht, schnellen und vielfachen Eingang fand, der heutzutage, allen Erfahrungen zum Trotz, noch in voller Blüthe steht und den socialistischen Hirngespinnsten zu Grunde liegt — an diesen Glauben machten die Stifter und Beförderer des bürgerlichen Schauspiels durch Theorie und Praxis eifrigst Propaganda. — Verfolgte Tugend und hausbackener Edelmuth gehörten zu den hauptsächlichsten Triebrädern der dramatischen Leistungen auf diesem Felde.

Der geniale Diderot, der in Rameaus Neffen so keck und sprudelnd ist, in seinen Briefen so viel Geist und Beredtsamkeit an den Tag legt, in seinen kritischen Schriften sich so treffend und lebendig zeigt, hat dieser aschgrauen Gattung mit großem Feuer das Wort geredet; aber in den zwei Versuchen, mit denen er seine Ansichten durch das eigene Beispiel zu bekräftigen strebte, in dem natürlichen Sohn und dem Hausvater, herrscht ein so völliger Mangel an Mark, an Würze und Bewegung, daß man es sich zum Verdienst anrechnen kann, wenn man diese saftlosen und ermüdenden Stücke bis zu Ende durchzulesen vermag. Die Schilderungen häuslicher Tugend konnten einem Manne nicht gelingen, dem keine schöpferische Ader zu Gebot stand, um den Gehalt zu ersetzen, den ihm zur Entwerfung solcher Gemälde seine Persönlichkeit versagte, und der von den Grundsätzen, die er auf der Bühne verherrlichen wollte, so wenig durchdrungen war, daß er seine angetraute Gattin im Elend darben ließ und seiner Maitresse allen Gewinn, der ihm zufloß, mit leichtfertiger Selbstsucht opferte.

Auch Beaumarchais, der beißende, gewandte, feine Beaumarchais, ohne den Mozart nicht seine Hochzeit Figaros, Rossini nicht seinen Barbier von Sevilla geschaffen hätten, Beaumarchais, dessen verwickelte und geistsprühende Lustspiele von dem ganzen Reichthum Thalias im achtzehnten Jahrhundert einzig und allein neben den Meisterwerken Molières auf der Bühne eine häufig wiederkehrende Erscheinung geblieben sind, Beaumarchais ist gleichfalls mit einer Abhandlung und zweimal mit fünf Akten für das bürgerliche Drama in die Schranken getreten, und der witzigste Kopf Frankreichs jener Zeit nach Voltaire, der auf allen möglichen Gebieten mit Glanz und Erfolg auftrat, hat es in dieser Sphäre nur zum Ruf eines mittelmäßigen Aesthetikers und eines langweiligen Bühnendichters gebracht.

Großen und dauernden Beifall hat in diesem Bereiche nur Sedaine mit seinem „unbewußten Philosophen“ sich erworben, indem er durch eine damals überraschende, noch anerkannte und immer wohlthuende Natürlichkeit des Dialogs, durch die Grazie einzelner Auftritte, Stellen und Motive, und die oft wahre, oft freilich auch von dem weltlichen Predigerton der Zeit verfälschte Sprache die Gebrechen der Gattung zum Theil milderte, zum Theil aufhob. — Trotz der außerordentlichen Gunst, die dem genannten Stücke ward, fand man doch, daß es nicht vollkommen befriedige, indem das Schicksal zweier Hauptpersonen, eines Mädchens, dessen Liebe zu dem Sohne des Hauses einen Augenblick zum Vorschein kommt, aber weder zu einer glücklichen Entwicklung gedeiht, noch durch ein unwiderrufliches Verhängniß gebrochen wird, so wie des Mannes, dem sie ihr Herz geschenkt, beim letzten Fallen des Vorhangs keineswegs entschieden ist. — Diese Lösung hat nun Georges Sand in einem dreiaktigen Drama unternommen und sich bei Durchführung ihrer Aufgabe

so genau als möglich nicht bloß an die Charaktere, sondern auch an den Ton des älteren Stücks gehalten. Diese Lösung ist, wie sich jedermann leicht denkt, eine fröhliche Heirath, welcher der Vatersegen so wenig, als die priesterliche Weihe fehlte. Da diesem Endergebniß keine ernsten, äußeren Hindernisse entgegenstehen und alles auf die Frage ankommt, ob sich die Leute wirklich lieben, und die Verwicklung keinen andern Zweck haben kann, als diesen Punkt ans Licht zu bringen, so ist die Handlung des Stücks nicht sehr labyrinthisch und ereignißreich. Der Zuschauer darf sich nicht auf Spannung und Erschütterung gefaßt machen, allein er wird durch einen lebhaften Wechsel von Stimmungen und Seelenzuständen beständig angezogen; Naturen, denen eine ruhige Gemüthsbewegung zum dramatischen Genusse hinreicht, lassen sich von diesem sanften Gemälde einer gedämpften Leidenschaft einen halben Abend lang beschäftigen, und das Gymnase, das dergleichen Erzeugnisse förmlich in Pacht genommen hat und in Mad. Montagny aber, um volksthümlicher zu reden, in Rose Chéry eine hiefür vorzüglich begabte Schauspielerin besitzt, macht damit keine schlechten Geschäfte. „Victorinens Heirath“ wurde wenige Tage vor den jüngsten Ereignissen aufgeführt, im Ganzen wohlgefällig aufgenommen, von der Kritik freundlich besprochen und hat sich seitdem mitten in den Stürmen der Politik auf dem Repertaire erhalten. — Dem älteren Werke, dem unbewußten Philosophen von Sedaine, wird im Allgemeinen größere Frische und Einfachheit zugesprochen; es wird minder absichtlich in Schilderung der Personen und Gefühle, und auch im Dialage anspruchsloser gefunden. Die Sand hat sich von den stylistischen Gewohnheiten der Gegenwart nicht loszumachen vermacht; wohl ist die empfindsame Rhetorik des vorigen Jahrhunderts ihrem Genius nicht entgegen und sie hat nicht erst nöthig in die Deklamation sich hinein zu arbeiten; allein sie bedient sich dabei jener zugleich gemeißelten, farbigen und vielbetonten Prosa, von der Sedaine nichts wußte die dagegen den heutigen Franzosen übermäßig werth ist und in Deutschland sehr richtig und vielleicht nicht ohne Ironie Kunstprosa genannt wurde.

Nicht um dieser Prosa willen mißfiel das Stück Theophile Gauthiers, der unterdessen seine Montagsfeder von neuem ergriffen hat. Er hat seine Auferstehung als Feuilletonist nach kurzem Tode mit einem Berichte über ein fanatisch-philosophisches Bühnenwerk, „der Bildermann von Harlem“ kund gegeben. Dieser Bildermann von Harlem heißt Coster, und eine holländische patriotische Sage schreibt ihm die Erfindung Guttenbergs zu. Dieß reichte den Verfassern des neuen Dramas hin, um ihn zu einem Genie zu erheben, eine Auszeichnung, welche die Literatoren schon aus Respekt vor sich selber den unbekannten Größen der Vergangenheit äußerst bereitwillig gewähren. Sie bringen ihn mit zwei andern Genies, mit Christoph Columbus und dem Teufel, der ihm allen möglichen Schabernack spielt, zusammen, lassen ihn durch eine Menge von Drangsalen hindurchgehen, bald an einem deutschen Fürstenhofe, bald im Palaste der großen Isabella erscheinen, bald auf dem Blocksberg Zauberei, Alchimie und Geisterwirthschaft treiben, bald in Paris mit Faust, Guttenberg und Ludwig XI., der seine Kunst erst beschützt, dann, vom Teufel bethört, verfolgt, zusammentreffen, und endlich in Rom durch die Liebe einer Courtisane und das Gebet seiner Tochter, die zwar das Gewand einer Hetäre trägt, aber rein geblieben ist, von allen Aengsten und Nöthen, in die der böse Feind ihn verstrickt hatte, befreit werden. Die Fabel, der Gang und die Zwischenfälle dieser dramatisirten Allegorie und Spukgeschichte sind gleichsam ein Abriß und Abglanz des literarischen Nomadenlebens, das die beiden Verfasser geführt. Gerard de Nerval hat sich durch eine Uebersetzung des Faust und die unfreiwilligen Abweichungen vom Urtext in derselben bemerklich gemacht, und die Einmischung des sich Blocksberg nennenden Teufels in die Angelegenheiten des Helden, der Akt, der auf dem Blocksberg spielt, die Begegnung mit Faust, die Grundidee des Ganzen endlich, die mährchenhafte Auffassung und Behandlung einer Gestalt wie Coster sind offenbar Reminiscenzen aus dem Goethe'schen Gedichte. Christoph Columbus scheint durch Méry, der für Felicien David, dessen neueste Musik unter den Kanonen der Decembertage und dem Lärmen von hundert Krawallen, so wie den Vorbereitungen zu einer neuen Ausübung des allgemeinen Stimmrechts fast spurlos verhallt ist, ein Gedicht, das den Entdecker von Amerika feiert, geschrieben hat, in das Drama eingeführt worden zu seyn, und namentlich die Sprache überströmenden Selbstbewußtseyns, die diesem einfachsten und bescheidensten aller großen Männer in den Mund gelegt wird, rührt offenbar von jenem redseligen Improvisator her, dessen Poesie häufig die Wirkung einer Kunstreitermusik macht, wenn sie auch zuweilen die Farbenpracht des Paradiesvogels entfaltet, oder die berauschende Fülle der tropischen Pflanzenwelt zu theilen scheint. Die italienischen Scenen dürften gleichfalls der Einbildungskraft Mérys, der lange auf der Halbinsel sich herumtrieb und zumal in Florenz sich heimisch machte, zuzuschreiben seyn; der Einfall dagegen, das Bild Aspasias, das Coster nach einer alten Gemme sticht, durch Satans Bemühung dem armen Künstler in den Zügen einer Menge von Verführerinnen vor die Augen zu bringen, möchte eher von Gerard herrühren, der sinnige Grazie und Zartheit der Phantasie besitzt, und der aus der Vertiefung in den zweiten Theil des Faust eine Liebhaberei für die Verschmelzung von antiken Typen und modernen Figuren geschöpft haben mag. Wie dem auch sey, derlei Verbindungen von sich ferne liegenden Gegenständen und Begriffen haben allerdings etwas, was manche Geister anzieht, allein sie thun weder auf die Masse der Seelen eine große Wirkung, noch zeugen sie von einer bedeutenden Kraft des schaffenden Verstandes. Es gehört durchaus kein außerordentlicher Kopf dazu, um Don Juan und Faust, Columbus und Copernicus, Machiavel und Luther an einem gelegenen Orte in Berührung zu bringen; ein Shakespeare dreißigsten Rangs stellt so etwas stehenden Fußes her; aber diese Männer reden zu lassen, wie sie reden sollen, ihrem Charakter gemäß und ihres Geistes würdig, das ist eine Kunst, die selbst den Meistern der Gegenwart nicht gegeben ist. Daher auch die Herbeiziehung von phantastischem Mischmasch, der als Poesie dienen und die Livrée der Vorzeit, die man sich in lauter Gespensternebel eingehüllt denkt, vorstellen soll; daher der Philosophenmantel,

mit dem das bunte Fetzengewand überhängt ist, und der dem Ding das Aussehen von etwas Tiefgedachtem verleihen soll. Das alles ist leichter als eine einfache, anspruchslose, freie Schilderung von wirklichen Menschen und greifbaren Dingen, und wirkt auch besser, wenn es auch nicht lange hält. Aber um dieses leztere ist es heutzutage und war es wohl immer nur den wenigsten zu thun. — Der Bildermann von Harlem ist, wie die englischen Dramen, theils in Prosa, theils in Versen geschrieben, ein System das schon früher hie und da angewendet wurde, aber eben so wenig als die frei verschlungenen Reime in Voltaires Tancred eingriff und Sitte ward. Die Franzosen sind nicht in allem so neuerungssüchtig und neuerungstüchtig als in der Politik, und namentlich in der Literatur halten sie fest am alten Schlendrian oder gehen doch nur widerstrebend und mit Schneckenschritten aus demselben heraus. Der Wechsel von Vers und Prosa ist übrigens der französischen Sprache bei weitem nicht so angemessen als der englischen. Die fünffüßigen Jamben, wie sie die Engländer bauen, stehen von der Prosa nicht sehr ab, während sich der tragische Vers der Franzosen so sehr von ihr unterscheidet, daß eine Mischung beider einem höchst unbequemen Hinundhergehen zwischen dem Olymp, wo die Götter wohnen, und der flachen Erde, wo die schwachen Sterblichen sich aufhalten, gleichen muß. Außerdem erscheint eine solche Mischung im Französischen um so weniger erwünscht, als der Alexandriner durch die komischen Dichter für den Ausdruck von Regungen und Gemälden, die gar nichts von tragischem Pathos an sich haben, abgerichtet werden, und das Ineinanderspielen von heitern und ernsten Versen dieser Gattung, wie mehrfache Proben darthun, von glücklicher Wirkung ist.

Der Bildermann von Harlem ist nicht das einzige phantastische Drama, das der nebelreiche Monat December uns gebracht hat. Wie in der Politik macht sich auch auf den Brettern das Wunderbare breit. Alexander Dumas hat mit seinem langjährigen Gehülfen A. Maquet die Vampyrsage für die Bühne zubereitet und ein ziemlich haarsträubendes Melodram daraus verfertigt. Auch in seinen Denkwürdigkeiten, die er in der „Presse" erscheinen läßt, geht es sehr spukhaft, freilich auch sehr possenhaft her, und sein Vater, der in den bis jezt veröffentlichten Kapiteln die Hauptrolle spielt, wird eben nicht mit dem Takt und dem Zartgefühl der kindlichen Liebe geschildert. Alexander Dumas nimmt gern alles auf die leichte Achsel, und wenn er mit seinem Vater nicht sehr gravitätisch umgeht, so nimmt er es auch seinem Sohn nicht übel, wenn dieser unter lustigen Gesellen nicht immer ganz hochachtungsvoll über ihn sich ausdrückt. Dumas hat schon mehr als Einen Anlauf zum großen Mann genommen, er bleibt aber immer ein Bajazza. Nach den Februartagen unter andern bestieg er die Bretter der Politik, allein bei dem ersten Schritt schon war das Fiasko fertig. Es ist ein literarischer Abenteurer, dem alles gelingt, so lang er den Abenteurer nicht verleugnet, und jedermann findet es in der Ordnung, daß er eine Reise in Californien nach authentischen Noten eines Reisenden ankündigt. Die Ankündigung verräth den Marktschreier und Authentisches erwartet man nichts; man verspricht sich Zeitvertreib, und genügt er dieser Anforderung, so ist man zufrieden. Leider werden seinen Denkwürdigkeiten, troz ihrer schnurrigen Natur, die hiezu nöthigen Eigenschaften vielfach abgesprochen. Es sollen die Klagen, die hierüber laut werden, ihm zu Ohren gekommen seyn und er das bekannte Wort der Madame Maintenon wiederholend ausgerufen haben: »Le roi n'est plus amusable,« worauf geantwortet wurde: »Le roi est toujours amusable, mais son bouffon n'est plus amusant.«

König Publikum bedarf aber um so mehr eines belustigenden Hofnarren, als seiner Neugierde, seinem Müßiggange, seiner Keif- und Plaudersucht die Victualien der Tagespolitik abgeschnitten worden. Es sind schon alle Aussichten vorhanden, daß der Feuilletonroman, die Blüthe, welche durch die Februarrevolution zerstört wurde, wieder gewinnen wird. Ueberhaupt dürfte die leichte Literatur den Raum, den die publicistische Thätigkeit gezwungenerweise leer läßt, überschwemmen, die geistige Tageskost von allem ruhestörenden Gährungsstoff sich reinigen und mehr und mehr den Charakter unschuldiger Neujahrskonfekte annehmen. Da indessen die Zeitungen vom Schlage, der sie getroffen hat, überrascht wurden und daher auf Ersatzmittel für ihren politischen Theil nicht vorbereitet waren, so mußten sie vorerst zum Wiederabdrucke schon herausgegebener und, als sie Neuigkeiten waren, gut aufgenommener Sachen ihre Zuflucht nehmen. Die Unmasse von Dichtung und Wahrheit, die während der Krawalltage aus den Provinzen einlief, kam ihnen zur Ausfüllung ihrer Spalten gleichfalls zu statten, die amtlichen Mittheilungen des Moniteurs, die Chronik der Gerichte und der stets gut versehene Anekdotenmarkt halfen für den laufenden Bedarf aus, und die Festbeschreibungen der lezten Tage waren zu diesem Zweck ein willkommenes Intermezzo. Es wurden, um das Material zu vermehren, Erinnerungen und Parolleien zu der jetzigen Feier aus allen Jahrhunderten der französischen Geschichte hervorgeholt, und alle Einzelheiten der Dekoration und des Hergangs fleißig aufgezählt. Das größere Publikum bekam während des Tags von der Herrlichkeit nichts anderes zu hören als Militärmusik und Kanonendonner. Es war ihm dieß kein neues Spektakel; dagegen bot die Beleuchtung am Abend einen durchaus eigenthümlichen Anblick. Paris war in einen dicken Nebel gehüllt und das Lichtspiel nahm sich durch den Dunst hindurch wie das rothe Feuer eines Brandes aus. Ich hatte an jenem Abend im Faubourg St. Marceau zu thun, und als ich aus den dunkeln, schmutzigen, verworrenen Straßen dieser Vorstadt, wo in großen Zwischenräumen einzelne Lämpchen wie verlorene Posten der napoleonischen Begeisterung flimmerten, heraustrat und beim Pantheon anlangte, glühte dieser Tempel, der, in einer schönen Sommer- oder Frühlingsnacht festlich erleuchtet, die Blicke trunken macht und die Seele gleich einer majestätischen köstlichen Musik bewältigt, wie von verzehrenden Flammen angefallen, und wie ein Vorzeichen künftigen Unglücks stand dieses erhabene Haus, um das sich die Asche Voltaires und die Schutzheilige von Paris schon so lange streiten, vor meinem Geiste da.

* Berlin, Januar.

Eisenbahn um die Stadt. — Weihnacht.

Fast um die ganze Peripherie unserer Stadt schlängelt sich jezt, halb außerhalb, halb innerhalb der Mouern, eine Eisenbohnlinie, bestimmt zur Verbindung der Eisenbahnhöfe unter sich. Was früher schon aft in Anregung gekommen, aber on nicht zu überwältigenden Hindernissen gescheitert wor, steht jezt fertig da auf ein Commandowort. Mon wünschte die Bohn, um den Woarentronsport von einer Bahn zur andern zu erleichtern, und der Grund ward auch lezthin für gut genug gehalten, als es galt, dos Werk zu einem ondern Zwecke in Ausführung zu bringen. Die Verbindungsbahn ward bekanntlich beim Drohen des Krieges decretirt, um die Militärtransporte zu beschleunigen; sie ist alsa eine der mittelbaren Errungenschaften der Revolution. Die Wirkung blieb, während dos Motiv verschwunden ist. Was mon besorgte, daß sie den friedlichen Verkehr vor den Tharen, namentlich die Spaziergänger belästigen werde, ist nicht eingetreten, denn die Züge werden mit solcher Vorsicht geleitet und die schnaubende Lakomative muß an den Uebergangspunkten sa longsam keuchen, daß ein rüstiger Spoziergänger ihren Schritt überhalt. Aber gerade diese Langsamkeit hat etwas peinliches. Minuten lang varher tönt ein Glöcklein, in einem Thürmchen am Thore gezagen, monotan kläglich wie Sterbegeläut oder Armesünderglöcklein, und was darauf folgt, entspricht dieser Warstellung. Lautlos und bescheiden weisen die Beomten das Publikum vom Geleise fart, und eben so lautlos treten die Umstehenden zur Seite, um den Spuk vorübergleiten zu sehen. Das ist kein Brausen eines stalzen Feuerrosses; die glühenden Augen der Lokomotive vor dem schwarzen Zuge haben hier nur etwas schreckenvoll melancholisches, und unwillkürlich wird mon an einen graßen Leichenzug gemahnt, denn die dunkeln hohen Packwagen dahinter sind noch nicht von munterer gefärbten Persanenwagen unterbrachen, wie es überhaupt zweifelhaft bleibt, ob ein einzurichtender Persanenverkehr um unsere Ringmauern lahnen wird. Es ist do nichts zu sehen und die Mauern selbst sind keine römischen. Möchten diese überhaupt bald fallen, wenigstens da, wa sie jezt nur die neuen Stadttheile van der alten Stadt ohne Zweck und Nutzen trennen.

Ein Fremder, der in der Abenddämmerung bei einer salchen Gelegenheit Berlins Thore beträte, könnte einen eigenen Eindruck von unserer Stodt gewinnen, wenn er, nur etwa durchpassirend, om andern Thore demselben Schauspiel begegnete. Aber wir sind keine Leichenstadt, es herrschen keine Seuchen, bis auf eine, die geistige Ermattung, und nichts außergewöhnliches wird zu Grabe getragen, als eine Haffnung, die allüberall auf dem Continent einzusargen unsere neuen Varmünder Sarge tragen, und das gute Volk glaubt ihnen blindlings, wie es blindlings vor drei Jahren den Demagogen glaubte. Nein, wir sind lustig und freuen uns des Lebens, und Louis Bonaparte hot dafür gesorgt, doß wir eine frohe, glückliche Weihnachtsbescheerung hatten und aller Aengste baar ein glückliches Neujahr sogar zum Jahre 1852 wünschen konnten. Der Weihnochtsmarkt wor reicher und größer denn je, in den glanzerfüllten Läden fonden die Käufer nicht Platz, die Ladendiebe trieben ihr Geschäft munter fort, in der Hoffnung, daß die Geschworenengerichte aufhören werden, die Straßen waren grün von den „Tangerbäumen,“ die mon in solcher Menge noch nicht gesehen hat. Der große Kurfürst aber ist in der Neujahrsnocht nicht umgeritten; die Constabler würden es ihm verboten haben. Zu den Zeiten der Censur machte ihm der nächtliche Ritt allerdings einige Schwierigkeiten, ober er ist doch fast regelmäßig erfalgt. Mit wie Wenigem begnügte er sich domals, wie beobochtete er dos Geringfügigste! und wos wäre heute zu betrachten! Aber er muß schweigen, und dos ist gut; besser für ihn, wenn er es nicht sieht. Aber er könnte allerdings ouch große Fartschritte sehen. Berlin ist an's Meer gerückt und wetteifert mit den Seestädten in der Vertilgung frischer Austern. Einige industriöse Kaufleute hoben es ermöglicht, doß die Ostender und holsteinischen Austern täglich in erster Frische den Gourmands sich darbieten. Jeder Eisenbahnzug, der von Cöln und Hamburg ankommt, wirft die Körbe den bereitstehenden Commis entgegen; in Droschken fliegen sie nach den Weinstuben und in wenigen Stunden ist der Vorrath verschwunden. So etwas hat Berlin noch nie gesehen und es hat nie so billige Austern gegessen.

Dem Weihnachtsfeste seinen kirchlichen Chorokter wieder zu geben, thut die Kunst das ihre, theils auf höhere Weisung, theils freiwillig. Die musikalischen Exhibitionen Abends in der erleuchteten Damkirche und die Tronsparents der jungen Künstler in der Akodemie waren immer sehr stork besucht. Leztere waren und sind auch im vergangenen Jahre das beste gewesen, was an Weihnachtsvarstellungen dem Publikum geboten ward; die jungen Künstler thäten aber besser, wenn sie die eigenen Compositianen unterließen und zur Reproduktion der älteren historischen und heiligen Bilder zurückkehrten. So wenigstens lautete dießmal das allgemeine Urtheil. Der Kreis des Gegebenen und Darstellbaren wird zwor immer kleiner, indeß ist doch noch reicher Staff varhanden; das Publikum, das diese Varstellungen besucht, verlangt die gläubige Anschauung unserer Vorsohren und meint doch wohl, daß unsere Künstlergenerotian zu andern Aufgoben mehr berufen sey. Die Kritik schweigt jedoch gern oor der zauberhaften Wirkung und der begleitende Gesang der Sänger des königlichen Damchars wirkt immer in wundervoller Weise ouf die Sinne.

(Schluß folgt.)

Nachruf an Henriette Sontag.

Coblenz, im December 1851.

Was Gott so reich und klangvoll Dir verliehen,
Was Du mit Liebe meisterhaft gepflegt,
Was Dir des Beifalls Kränze läßt erblühen,
Die Jeder freudig Dir entgegen trägt,
Muß über Viele mächtig Dich erheben
Und blendend strahlen durch das äuß're Leben.

Doch bei der Anerkennung reichster Fülle,
Die so entflammt und würdig zu Dir spricht,
Bleibt es in Deines Herzens Tiefe stille;
Dein Inn'res theilt den äußern Jubel nicht.
Schon oft erlebt, füllt er die weiten Räume,
Um sich zu lösen, wie die schönen Träume.

Denn wie die Töne walten und verhallen,
Nur dem Moment gehörend, der sie schuf,
So pflegt die Gunst zu steigen und zu fallen,
So folgt Vergessen bald dem Beifallruf.
Vergänglich ist, was nur der Erde eigen:
Auch Deine Zauberlieder werden schweigen! —

Doch wer wie Du erkannt hat und gefunden
Den Stern der Gabe, der zum Himmel zieht;
Der hat sich selbst den schönsten Kranz gewunden,
Der immer frisch und leuchtend grünt und blüht.
Ihn berge treu im Herzen Dir, dem warmen,
Du Sängerin der Dürftigen und Armen!

Du hast aus edelm eigenem Bewegen
Das Beste und das Höchste Dir gewahrt;
Mit äuß'rer Freude hast Du innern Segen,
Das Irdische mit Ewigem gepaart.
Wo so vereint die reichen Kräfte walten,
Muß sich des Lebens Würdigkeit entfalten.

Wenn Deine Töne, die jetzt hoch entzücken,
Wenn Deine Melodien längst verweht,
Perlt Dankgefühl für Dich in vielen Blicken,
Blüht noch für Dich das flehende Gebet;
Und Harmonien die zum Himmel steigen,
Sie werden freudig dankbar für Dich zeugen.

Und diese Perlen, die Dich fürstlich schmücken,
Und diese Kränze, die man betend wand,
Sie werden unaussprechlich Dich beglücken,
Wenn Dir der letzte Silberton entschwand.
Dann wird Dir's lohnend in der Seele tönen,
Wie Du gedient dem Göttlichen und Schönen.

O! mögtest Du an jenen Kammern lauschen,
Wo Dein Gesang des Mangels Gram verscheucht,
Jetzt Dank und Freude in Gebeten rauschen,
In Zähren über bleiche Wangen schleicht!
Dahin darfst Du Dich, leise athmend wenden;
Da blühen Deiner Nächstenliebe Spenden!!

Ein Denkmal hast Du seelengroß gegründet,
Wo Dich des Lebens erster Tag begrüßt:
Die guten Herzen bleiben Dir verbündet,
Auch wenn Dein reicher Liederquell sich schließt,
Und fromme Wünsche werden Dich umschweben,
So weit der Kraft des Beters Raum gegeben.

Und fordert Deine Meisterschaft der Lieder
Gott, der sie Dir vertraute, einst zurück:
Du knie'st gewiß dann kindlich vor Ihm nieder,
Und flüsterst mit der Demuth heiterm Blick:
Dank, daß in Deinem Geist ich Deine Gabe,
Durch Deine Führung recht verwendet habe!

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 4. 25. Januar 1852.

> Look here upon this picture and on this,
> The counterfeit presentment of two brothers.
>
> Shakespeare.

Engländer und Franzosen.

Eine Parallele.

II.

Das ist das Gefährliche bei dem französischen Volke, daß, während die englische Charakterfestigkeit durch die ihr inwohnende Anziehungskraft die einzelnen Bestandtheile ruhig gewähren und naturgemäß gravitiren läßt, dem französischen Esprit ein maßloses Assimilationsvermögen eigen ist, das die heterogensten Stoffe sich aneignet und gleich dem Herzmuskel durch mechanische Gewalt in die äußersten Blutgefäße des Organismus hinaustreibt. Kaiser Napoleon hatte darum allen Grund, den „Ideologen“ so gram zu seyn. So sinnlich der Franzose auch im guten, wie im schlimmen Sinne des Wortes organisirt ist, so wenig ist sein Sinn auf das wahrhaft Reale gerichtet.

Der Engländer meint es ernst und redlich mit sich und mit den andern. Er sucht eben so sehr selbst deutliche Begriffe zu erlangen, als andern sie mitzutheilen. Zuverlässigkeit und Treue steht allem voran. Seyn, nicht Scheinen — Handlungen, nicht Worte — so lautet sein Wahlspruch. Zwar wo es auf Verständigung, Erläuterung, Erwärmung ankommt, liebt und versteht der Engländer das Reden. Er wird dazu erzogen und besizt darin auch eine physische Kraft und Ausdauer, über die man erstaunen muß. Aber außerdem ist er kurz, kalt, trocken. Er liebt die erschütternden theatralischen Scenen nicht; diese überläßt er dem Schauspieler; was er fühlt, das bethätigt er in einfacher, gehaltener Weise. Seine Selbstbeherrschung zeigt er nicht durch Niederhalten und Verleugnen, sondern durch Mäßigen der Empfindungen. Der Händedruck der Männer und Frauen zeigt deutlicher als Wort und Blick, wie es gemeint sey, was der Mund spricht, das ist so, man kann sich darauf verlassen. Der Ausruf: »he is a liar!« übt Acht und Aberacht. Anvertrautes Gut ruht nirgends sicherer als in englischen Händen; dem nächsten besten Eisenbahnbeamten übergab ich in der Hast der Abfahrt mein Gepäck, um es oft Hunderte von Meilen vorauszuschicken, ohne Adresse, ohne Empfangsschein, ohne die geringste Remuneration, und nie ist mir auch nur ein Gegenstand abhanden gekommen.

Bei dem Franzosen das gerade Gegentheil. Bei ihm ist alles auf den Schein berechnet; durch den Schein sucht er zu wirken; er täuscht, wie er getäuscht seyn will. Der Inhalt ist ihm gleichgültig, wenn nur das Aeußere, die Form gewahrt wird. Jedem ist er freundlich, vorausgesezt, daß es ihn kein Opfer kostet. Allen weiß er etwas Schmeichelhaftes zu sagen, nicht um zu hintergehen, sondern weil seinem leichten

Sinn nichts angemessener ist, als wenn alles glatt abgeht. Ueber dem feinen Firniß vergißt er absichtlich und gerne was darunter ist. Der Franzose ist ganz und gar Formmensch; seine Versatilität bewegt sich immer nur auf der Oberfläche. Eindrücke will er haben, angenehme, gefällige Eindrücke, daher die unersättliche Gier nach Neuerungen, weil das, was gestern neu war, heute schon alt für ihn ist. Der Franzose hat nicht Zeit, sich irgendwo aufzuhalten, und selbst sein Wort ist nicht bindend für ihn. Einer Lüge bezüchtigt zu werden, hat nichts auf sich, auch wenn die Beschuldigung so klar ist wie die Sonne am hellen Tage, sobald der Angeschuldigte ein förmliches Dementi gibt und dieses mit der Pistole in der Hand aufrecht hält. Das fatale Duell des Herrn Thiers mit dem Abgeordneten Birio läßt keinen Zweifel darüber. Hat einer nur den Schein, die glatte Tünche gerettet, so ist er gerechtfertigt, folglich unschuldig. So wird die Lüge selbst, und in demselben Verhältniß auch die Wahrheit, zu etwas bloß Conventionellem, zu einem geselligen Pfänderspiel, wobei der auf der That Betroffene mit einer anmuthigen Buße sich loskauft. Es sind keine Schlangenwindungen einer berechneten, tiefangelegten Heuchelei oder Verstellung, nicht die auf ihren Vortheil lauernde Unaufrichtigkeit, was den Franzosen unzuverläßig macht, wohl aber die heitere Lebenslust, die nichts mehr scheut als die scharfen Ecken, und daher auch lieber alles verspricht, um hinterher nichts zu halten. Bevor der Engländer sein Wort gibt, überlegt er genau, ob er es auch halten kann; der Franzose überlegt gar nicht, weiß sich aber um so besser zu drehen. Aus der sichern Ueberlegung stammt das praktische Geschick des Engländers, aus der Unbeständigkeit des Franzosen seine unerreichte Formgewandtheit. Der Scythe Anacharsis, der sämmtliche Stämme der Griechen besucht und unter ihnen gelebt hatte, urtheilte, daß es ihnen allen an Ruhe und Muße fehle für die gesammte Weisheit, mit Ausnahme der Lacedämonier, denn mit diesen allein könne man besonnener und verständiger Rede pflegen. Während die englische Bedächtigkeit sehr oft in plumpe Schwerfälligkeit und stockenden Spleen ausartet, hat der französische Leichtfuß manchmal mit einem einzigen Sprunge Schwierigkeiten überwunden, vor denen selbst ein ernster Wille und ein starkes Gemüth zurückschrickt. Gilt es durch besonnene Ueberlegung und zähe Ausdauer ein Ziel zu erreichen, das in unabsehbarer Ferne und hinter zahllosen Gräben und Wällen aufgesteckt liegt, so ist der Engländer der Mann.

Zeichnet Würde das Betragen des Engländers, Anmuth das Benehmen des Franzosen, so folgt daraus, daß letzterer ohne Vergleich umgänglicher ist als jener. Es liegt ein wahrhaft bezaubernder Reiz in der gefälligen Plauderei einer liebenswürdigen Französin. Der Salon der Madame Recamier, den Gans uns so ansprechend beschrieben hat, und die Briefe der Frau v. Sevigné gehören der Geschichte an. Aber dieselbe schwer zu definirende Anmuth liegt in der musterhaft durchsichtigen Weise, in der z. B. Cousin das Gespräch zu führen versteht. Bewegt sich die französische Anmuth innerhalb der ihr durch die Sitte gesteckten Grenzen in dem Tone jenes unbeschreiblichen Sichgehenlassens, das mit dem sichern Instinkt einer gesunden Organisation spielend an den zahllosen Klippen des Langweiligen und Anstößigen vorbeigleitet, so gestaltet sich das Gespräch fast zu einem Kunstwerk, von dem Schelling so schön sagt, es sey die einzige und ewige Offenbarung, weil die einzige Anschauung, in welcher das Ich für sich selbst bewußt und bewußtlos zugleich sey.

Damit zusammengehalten befindet sich die englische Würde, auf den ersten Anschein, jedenfalls im Nachtheil. Sie hat etwas Abgeschlossenes, Schwerfälliges, einen Beigeschmack des Schroffen und Herben, der nicht immer durch die bekannte Schilderung jenes Gesandten des Königs Perseus erträglich gemacht wird, der um seinem Herrn die Würde des römischen Senats recht anschaulich zu machen, voll Bewunderung ausrief, er habe eine Versammlung von Königen gesehen. Dieser würdevolle Ernst läßt bei einem ersten und zufälligen Zusammentreffen keine gesellige Berührung aufkommen, wie sie in Frankreich und unter Franzosen an der Tagesordnung ist. Das Eis, das gemeiniglich um die Brust des Engländers sich legt, schmilzt nicht bei dem ersten warmen Sonnenblick einer freundlichen Anrede. Wo der Charakter so gewaltig über die andern Seelenvermögen vorwiegt, kann unmöglich der erste Blick entscheiden, wogegen die vorherrschende Beweglichkeit des Geistes gerne und überall solche flüchtige Knoten schürzt. Versteht man unter gutmüthig weniger die aus tieferen sittlichen Motiven stammende Herzensgüte, als jene rasch aufgeschlossene Freundlichkeit, die auf ein gutes Wort hin sich gefällig erweist, so ist der Franzose gutmüthig. Von dem Engländer gilt nicht dasselbe, ohne daß man darum sagen könnte, er sey bösartig. Kalt ist er, aber nicht herzlos, weil die unaufgeschlossene Tiefe seiner Gemüthswelt nicht so unaufgefordert und behaglich heraustritt, wie die Schnecke aus ihrem Gehäuse. Er läßt die Welt und die Menschen erst an sich herankommen, ehe er sein Inneres erschließt, daher sein gemessenes Benehmen gar sonderbar absticht gegen den tändelnden Scherz des Franzosen.

Die römischen Geschichtschreiber wissen von den röthlich blonden Haaren, blauen Augen, hohen Leibern und langen Armen der alten Germanen zu erzählen, und der Minister Stein sagte von den Bauern der Marken: sie gucken mit finstern Augen wie der Wolf aus der Sandgrube. Der kalte, trotzige Ernst ist dem

Engländer auf das Gesicht geschrieben und er wird darum auch seine niedersächsische Abkunft nie verläugnen können. Der Britte steht da stolz, fest, still und abgeschlossen in seinem Daseyn; er geht ruhig durch die Welt hin, ohne sich umzuschauen, wer und ob jemand ihn bemerkt. Nichts Unbestimmtes, Schäumendes, Ueberflirßendes und Mittheilsames der gewöhnlichen Landratte, sondern das Harte und Herbe des Seemanns. Man sagt, die ungeheuer große und eben so gefräßige Ratte, die aus Deutschland zugleich mit dem Hause Hannover in England eingewandert, habe die weit schmächtigere eingeborene Ratte fast gänzlich aufgerieben; ähnlich hat der derbe niedersächsische Menschenschlag die andern Racen daselbst bewältigt und seinen Stempel der britischen Körperbildung aufgedrückt.

Der Engländer hat ein strammes, ausdrucksvolles Aeußere, mit einem unverwischbaren Zug aristokratischer Würde. Der Kutscher, der in stattlicher Tracht vom hohen Bocksitz aus die vier Pferde einer Postkutsche oder das Zwiegespann eines Londoner Omnibus lenkt, fühlt sich in dem ganzen Ansehen eines Pferdelenkers, der durch den Staub von Olympia seine Rosse treibt. Nichts gleicht der vornehmen Nachlässigkeit, mit der er Zügel und Peitsche dem herbeieilenden „Hostler" zuwirft. Er hat das Mienenspiel eines Lords. Die stierartige Kopfbildung, der John Bull seinen Namen verdankt, das volle runde Kinn, der von Natur zum Schweigen geschlossene Mund, der würdevolle Blick des scharfgeschnittenen Auges, die regelmäßige Stirne sind in England keineswegs ein aristokratisches Privilegium, vielmehr Gemeingut aller Klassen, bei denen Noth und Nahrungssorgen nicht von Kindesbeinen an das göttliche Ebenbild verwischt haben. Dem Engländer steht seine Geschichte auf der Stirne geschrieben. Der glorreiche Kampf, den er Jahrhunderte lang um der Menschheit höchstes Gut, um Recht und Freiheit, um Besitz und Macht gekämpft hat, hat seine Gesichtszüge so fest, so gedrungen, so geschlossen gemacht. England ist das Land freier Männer.

Und was soll ich erst von den englischen Frauen sagen? „Die Haut der englischen Frauen," bemerkt ein deutscher Naturforscher (Mittheilungen aus dem Reisetagebuche, 1842), der einen scharfen Blick besitzt, „ist so rein, so durchsichtig, so frisch, daß das verwöhnteste Künstlerauge sie als tadellos anerkennen muß; der Wuchs des Haares ist häufig üppig und selten sieht man es überblond; die Zähne wetteifern durchschnittlich mit der Weiße des Elfenbeins, sind dafür aber auch Gegenstand ganz besonderer Pflege; das Gesicht hat in der Regel einen ovalen Schnitt und nur selten sieht man hervorstehende Backenknochen; sein Ausdruck ist eigenthümlich weich und zart, obgleich im Ganzen gehalten und gemessen. Blaue und braune Augen sind die vorherrschenden und Mangel an Lebhaftigkeit kein Fehler derselben; es ist aber ihr Feuer durch eine gewisse Sanftheit gemildert. Die Augenlieder sind oft auf's feinste geschnitten, deren Wimpern zarter Seide gleich und die Brauen gerade stark genug, um in das lichte Antlitz einen angenehmen Schatten zu zeichnen. An Korallenlippen ist kein Mangel und der durch sie gebildete Mund drückt oft die größte Anmuth und den bezauberndsten Liebreiz aus. Hals und Nacken sind häufig von vollendeter Schönheit, die Büste anerkannt eine der größten körperlichen Vorzüge, deren sich die Engländerinnen erfreuen." — Daß Hände und Füße nicht immer im rechten Ebenmaß zu den übrigen Körpertheilen stehen, wird man einräumen müssen, wie dem Gange der britischen Frauen die Leichtigkeit und Grazie abgesprochen werden muß.

Außer der gesunden Blutmischung und dem feuchten Klima, das der menschlichen Haut ebenso frische Durchsichtigkeit verleiht, wie dem englischen Rasen das saftige, sammtartige Grün, hat gesunde Nahrung und reinliche Haltung zu der englischen Körperbildung wesentlich beigetragen. In Bädern und Waschungen, in Leibwäsche und guter, bequemer Kleidung ist der Engländer verschwenderisch; die Luft der Wohnungen ist gesund und durch die Bewegung im Freien recht wirksam gemacht. Nirgends wird mehr geritten, gefahren, gegangen als jenseits des Kanals. Und welche körperliche Uebung gewähren nicht die Jagd, das Rudern, die gymnastischen Spiele, die in England füglich eine Nationalleidenschaft heißen können! Auch als Fußgängerinnen sind die englischen Frauen ausgezeichnet.

In Frankreich half die Einführung deutschen Blutes wenig oder gar nichts: die Neufranken sehen ihren celtischen Urvätern noch so ähnlich, als wären sie vollblutige Gallier. Kleine, ovale Kopfbildung mit dunkeln Augen und Haaren, lebhaftem Blick und beweglichem Mienenspiel, zierlich elastischer Körperbau und feine Gliedmaßen — dieß ist der französische Typus im Gegensatz zu dem blonden Gevierkopf, der den Germanen verräth. Die Rothhaarigen sind durch das ganze Celtenland hindurch berüchtigt und in Irland sowohl als in Schottland hört man den oft bitter ernsten Scherz, sie wollen alle ihre Rothköpfe nach Dänemark zurückschicken. „Komme nicht zwischen den rothen Mann und den Fels" — ist ein schottisches Sprüchwort, das ungefähr so viel bedeutet als: hüte dich vor der Scylla wie vor der Charybdis.

Unschön kann die französische Körperbildung so wenig heißen, daß man vielmehr überrascht ist, in Paris in den Theatern, in den Hörsälen, an öffentlichen Vergnügungsorten so vielen ausdrucksvollen Köpfen zu begegnen, deren meist südliche Farbe, gehoben durch einen kräftigen Bartwuchs, den Gegensatz zu dem englischen Typus vollständig macht. Drückt

sich in dem Aeußern des Britten eine gesunde Charakterkraft, eine würdevolle Haltung aus, so kann sich der Franzose einer wohlproportionirten und zierlichen Leibesbeschaffenheit rühmen. Seine Erscheinung ist selten schön im classischen Sinne des Worts, aber in der Regel anmuthig, und den Französinnen wird es wohl schwerlich irgend ein anderer Bruchtheil des schönen Geschlechts in der bezaubernden Geschicklichkeit gleich thun, in jeder Bewegung, jeder Biegung des Körpers graziös zu seyn. Aber trotz dieses sylphenartigen, gazellenhaften Ganges, trotz der weichen Geschmeidigkeit der zierlichen Gliedmaßen, ist das französische Weib von dem Mangel nicht freizusprechen, daß in ihrer Erscheinung etwas Unvollendetes, Unreifes liegt. Das Niedliche ist überhaupt meist mit dem Mangel behaftet, das Organische nicht rein darzustellen, und wenn es auch fraglich seyn kann, ob der ideale Typus der griechischen Kunst als schlechthin maßgebend für die Linien menschlicher Schönheit betrachtet werden muß, so wird das griechische Ideal sein absolutes Recht wenigstens darin behaupten, daß es organische *Reife* voraussezt. Jedes Lebendige muß, um vollendet zu erscheinen, *gezeitigt* seyn, und die Grazien der Griechen waren keine in Knospen verschlossene Schönheiten.

Eine ungünstige Einwirkung auf die Entwicklung der Menschen mag in Frankreich auch die *Küche* haben, die den gaumenkitzelnden Wechsel der Speisen der dem Magen förderlichen Nahrhaftigkeit vorzieht und das unruhige Temperament mit erzeugt, dessen zehrende Glut es selten zu einer derben, gedrungenen Menschengestalt kommen läßt. Unter der schlechten und oft ungenügenden Nahrung aber, wie sie bei sehr wenig entwickelten Agrikulturverhältnissen an der Tagesordnung seyn muß, verkümmert zumeist auch der französische Landmann, dessen Größenmaß immer mehr zusammenschrumpft. Saurer Wein und schlechtes Bier sind gerade nicht geeignet, den Menschenleib zu strecken, so wenig als wir Deutsche durch den maßlosen, oft ausschließlichen Kartoffelgenuß die starken, nervigen Leiber unserer Voreltern wieder erlangen werden. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist, lautet ein bekanntes Sprüchwort; auf Völkerindividuen angewendet könnte man mit demselben Rechte behaupten: Sage mir, wie du lebst, und ich will dir sagen, wie du aussiehst.

Mit der französischen Reinlichkeit ist es gleichfalls nicht weit her, und wenn man den Bildungsstand eines Volkes nach dem Verbrauch der Seife bemessen darf, wird die Kultur der Franzosen ziemlich problematisch.

Man sagt wohl, daß das *Ehrgefühl* vor und nach der Verdauung ein anderes sey, überhaupt in der Nähe des Magens seinen Sitz habe; verschieden genährt müssen sich sonach Engländer und Franzosen auch im Ehrenpunkt von einander unterscheiden. „Unter den Zopf spuken," wie man zu sagen pflegt, läßt sich der eine eben so wenig als der andere; während jedoch der heißblütige Franzose gleich vom Leder zieht, zieht der phlegmatischere Engländer bloß seinen Rock aus, um mit seinem Beleidiger zu boxen. Das Duell hat diesseits des Kanals eine ganz andere Bedeutung als jenseits desselben. Für den Franzosen ist der Zweikampf ein gefährlicher Spaß, der Ableiter einer leidenschaftlichen Aufwallung; bei dem Engländer ist das Klingenkreuzen mit Testamentmachen und religiösen Skrupeln verbunden. Der Franzose unterscheidet zwischen seinem *privaten* und seinem *öffentlichen* Leben nicht; hält er seine Ehre auf die eine oder die andere Weise für gekränkt, so schlägt er sich. Der Engländer läßt geduldig über seinen öffentlichen Charakter eine ganze Sündfluth von Schmähungen ergehen und ist auch sonst wohl zur Verständigung und friedlichen Beilegung geneigt. Ist aber sein Blut einmal im Steigen, so fällt es nicht so leicht auf gemäßigte Temperatur. Auch ändert sich die Sache, wenn er Streit mit einem Fremden bekommt; dann ist er spröder mit Entschuldigungen und bereiter sich zu schlagen. Die Besonnenheit verläßt ihn dabei selten, wogegen der Franzose sich von seinen Nerven beherrschen läßt. Die berufene Frage Falstaffs: „Kann Ehre mir ein Bein ersetzen?" gehört nicht als Feigheitskatechismus in den britischen Charakter; wohl aber drückt sie sehr gut die leidenschaftslose Ruhe aus, die nicht sinn- und zwecklos das Leben auf's Spiel setzt.

Der Mann von Charakter ist der Mann von *Grundsätzen*, und der Muth erscheint in einem ganz andern Lichte, wenn er Temperamentsache und wenn er bewußter Grundsatz ist. Wo den Franzosen der *Ehrgeiz*, da spornt den Engländer das *Pflichtgefühl*, und während Napoleon in seinem ägyptischen Tagsbefehl auf die viertausendjährigen Pyramiden hinwies, die auf seine Grenadiere niederblickten, schrieb Nelson in seinen Tagsbefehl vor der Schlacht von Trafalgar die lakonischen Worte: „England erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thut." In der Napoleonischen Armee gehorchte der niedrigste Soldat keinem Marschall, kaum seinem Kaiser, ohne den weitesten Spielraum für persönlichen Ehrgeiz vor sich zu haben; wenn in dem Gehorsam, den er leistete, die Gefahr unermeßlich war, so war es auch der Lohn. Ein Gemeiner in der Armee Wellingtons konnte es höchstens zum Feldwebel bringen; er konnte nicht Hauptmann, wohl aber fürchterlich gepeitscht werden, und doch focht er mit demselben Muth wie der Franzose, im Bewußtseyn seiner Pflicht als Engländer und Soldat. Dafür, daß sein König ihn gut bezahlte und noch besser nährte, hielt er sich für *verbunden*, seinem Offizier in den augenscheinlichsten Tod zu folgen. Die französische Ehre ist reizbar, die englische gemessen, der französische Muth verwegen, der englische kühl besonnen.

In diesem Stücke ist ganz besonders der **Irländer** der ächte Milchbruder des Franzosen. Vor den letzten Heimsuchungen durch die Hungerseuche und bevor Pater Matthews seine Mäßigkeitsmedaillen austheilte, war in Irland fast jeder ländliche District in zwei Hauptfaktionen zerrissen, und nicht bloß die Faktionen selbst, sondern der ganze Bezirk würde eine Art von Schande darin gesehen haben, wenn nicht jeder Jahrmarkt in der Umgegend zum Schauplatz für die erbittertsten, blutigen, aber meist ganz grund-, zweck- und gegenstandslosen Kämpfe der Faktionen geworden wäre. Man gehörte zu der und der Faktion, weil man den und den Namen trug; auch konnten die Leute oft Jahr aus Jahr ein ganz gute Nachbarn seyn, und doch bekämpften sie sich auf dem Jahrmarkt mit einer Wuth, als wenn sie Todfeinde wären. Eine Faktionsschlacht gehörte einmal zu dem unerläßlichen Programm der Lustbarkeiten eines Jahrmarkts, wie Whisky, Dudelsack und Tanz. Kein tüchtiger Bursche dachte daran zu Markt zu gehen, ohne sich mit seinem besten Staat für den Tanz und mit seinem besten Knotenstock (Sheliaiagh) für die Faktionsschlacht zu rüsten. Wie viele Weiber sind dabei zu Wittwen, wie viele Kinder zu Waisen geworden! In der Hitze des Kampfes fehlte es sogar nicht an Amazonen, welche die Rücksicht für das schöne Geschlecht, die der Irländer selten aus den Augen setzt, oft auf's Aeußerste mißbrauchten. So sah man einmal ein großes, starkes Weib, mit einem Strumpf bewaffnet, in den sie einen Stein gebunden, ein halbes Dutzend Männer niederschlagen, ohne daß ihr einer ernstlich entgegentrat. (Huber, Skizzen aus Irland, 1850.) In der Stadt Galway gibt es bis zu dieser Stunde einen Raufanger (sod), wo die Bewohner von Galway ihren Nachbarn aus den Grafschaften Mayo, Sligo und Tipperary den Ruhm streitig machten, die gefürchtetsten Duellanten Irlands zu seyn. Die Hähne von Galway wollten die besten Fechter, die von Tipperary die besten Pistolenschützen seyn, während die Raufbolde aus der Grafschaft Mayo in beiden Waffengattungen gleich stark zu seyn behaupteten. Vom Jahr 1780 bis zu Anfang dieses Jahrhunderts drohte eine wahre Duellwuth Grün-Erin zu decimiren. Nicht weniger als dreihundert „berühmte" Zweikämpfe fanden in dieser Zeit statt und die Duelle eines Curran, Grady, Grattan, Sheridan machten diese Namen eben so populär, als sie es durch ihre Beredsamkeit waren. In Galway gab es einen Club, in den man nur aufgenommen wurde, wenn man seinen Mann getödtet hatte, und wie der deutsche Student seine Paukereien auf dem Verbindungsbande verzeichnet, so bewahrt man in Irland Familienpistolen, auf deren Schaft ein Strich für jedes Duell, das damit ausgefochten wurde, eingekerbt ist. Diese, wie jede andere volksthümliche Kraftäußerung ist in der Erschöpfung des allgemeinen Elends und Hungers vollends untergegangen. Als spärliches Ueberbleibsel kann man nur noch die eigenthümliche Liebhaberei der irischen Pächter anführen, auf ihren unansehnlichen Kleppern mit den stattlichsten Pferden des Postwagens in die Wette zu traben.

Cilli und ihre Anbeter.

Eine Wiener Geschichte.

II.

Cilli riß die Augen weit auf. Die Gesellschaft stand eine geraume Weile wie versteinert rings umher. Rabenegg ermannte sich zuerst in so fern, daß er die sonderbare Botschaft aus Johns Händen zu nehmen vermochte, um sie mit eigenen Augen zu lesen. „Da steht es schwarz auf weiß," hob er dann an, „und Flechner ist nicht der Mann des Scherzes. Bevor der einen Spaß sich erlaubte, würde Nestroy zum Anschütz. Fräulein Cäcilie soll am nächsten Mittwoch, ausgerüstet mit ihren Papieren, in die Kanzlei zum Herrn Doctor kommen, um ihre Vollmachten zu ertheilen. Wenn es ihm irgend möglich, wird er im Vorbeigehen selber noch bei ihr in der Zwischenzeit vorsprechen. Das Geld liegt zur Verfügung bei Rothschild in London und kann durch den Rechtens bei Rothschild in Wien vermittelst einer Anweisung baar erhoben werden, sobald die gesetzlichen Förmlichkeiten vollzogen sind. Die Sache ist so einfach als möglich." — „Und doch so wunderbar!" fiel ihm Niedermoser in die Rede, um dann einen Glückwunsch anzuschließen, den er mit feierlicher Miene überaus salbungsvoll vortrug. Ein Gefühl war über ihn gekommen von so erhabenem Ernst und so hinschmelzender Demuth, als stände er vor demjenigen Manne, welcher für ihn „der" Herr Hofrath war und den er allenfalls auch unter vier Augen mit seiner Frau in holdem Selbstvergessen „seinen" Hofrath nannte. Er pries des grundgütigen Gottes weise Vorsehung, die, indem sie der Tochter seines würdigen Vetters Pachleitner ein glänzendes Loos bereite, ihr zugleich einen liebreichen, lebensklugen Verwandten an die Seite gestellt habe, um zu verhüten, daß der ihr so unversehens zu Theil gewordene Reichthum ihrem besseren Selbst gefährlich werde, nachdem derselbe Verwandte mit seiner würdigen Gattin ihre Jugend und Schönheit bisher vor dem Wurm zu hüten verstanden hätten, so lange sie den Gefahren der Niedrigkeit preisgegeben gewesen.

Cilli und die Gesellschaft waren über diese Ansprache gleichmäßig erstaunt. Keine Seele hatte bisher jemals vernommen, daß Niedermoser sich der Verwandtschaft mit Cillis Vater besonders gerühmt hätte, und die meisten der Hörer hatten sogar bis zur Stunde keine Ahnung davon gehabt, daß überhaupt ein verwandtschaftliches Verhältniß zwischen den Niedermoser'schen und ihrem Dienstboten bestehe. Die näheren Hausfreunde wußten aus ganz oberflächlichen Andeutungen, daß Frau Toni die Waise aus besondern Rücksichten zu sich genommen. Als aber Herr Toni von der würdigen Ehrenhüterin zu reden begann, da umspielte Rabeneggs Lippen ein so spöttisches Lächeln, schoß durch seine goldumfaßte Brille ein so vielsagender Blick auf die Hausfrau, daß diese in ihrer Verlegenheit etwas that, das ihr lächelnder Gemahl im Stillen als einen Zug von feinem Takt auslegte; sie las nämlich ohne Geräusch die Scherben zusammen und sagte dann zu Resi: „Sperren Sie dort den Kasten auf, mein Kind. Ich habe noch mehr Schalen und wir brauchen wegen des kleinen Unfalls nicht zu fasten. Nehmen Sie das Service mit dem blauen Grunde. Ich mache indessen frischen Thee. Nicht wahr, Sie leisten mir hülfreiche Hand?"

„Bin ich denn todt oder lahm?" fragte Cilli, sich erhebend, um der hinausgehenden Hausfrau zu folgen. Sie wäre gar zu gern draußen gewesen, aber so gut sollte es ihr nicht werden. — „Was fällt Ihnen ein, Fräulein?" rief Niedermoser, indem er sie auf den Sitz zurück drückte. „Sie haben ganz andere Dinge zu bedenken, als diese kleinen Sorgen der Häuslichkeit. Mein Gott, Sie ahnen nicht, welche Anstalten Ihre neue Lage erheischt. Man muß für eine große Wohnung sorgen. Im ersten Stock wird eine zu Georgii frei. Sie besteht freilich nur aus zwölf Zimmern, doch die reichen im Augenblick vollkommen aus. Wir sind ja nur drei Personen und brauchen für's erste nicht mehr als fünf bis sechs Dienstboten." — Nach einer Pause fuhr er fort: „Morgen in aller Früh lasse ich den Hausinspektor herauf kommen und nehme die Wohnung. Dann bestellen wir die Einrichtung, ertheilen Aufträge, um Pferde und Wagen kaufen zu lassen. Einstweilen begnügen wir uns mit einem Pantschky, doch muß es sein allerzauberstes Zeugerl seyn. Doch halt, Toni, nicht so geschwind, alter Knabe, sondern sein erst das Nächste bedacht! Muß das gnädige Fräulein nicht vor allem ein menschliches Aussehen gewinnen? Der Haarkräusler und die Putzmacherinnen bekommen da eine Aufgabe, welche der größten Künstler würdig ist. Und heren müssen sie können, sonst kommen wir morgen Abend gar nicht in's Theater. Dann muß ein Tanzmeister her, ein französischer Sprachmeister. Ich weiß nicht wo mir der Kopf steht, ich bin völlig verrückt." — Der armen Cilli ging's nicht besser. Gar zu gern hätte

sie gesagt: „So laßt mich doch aus mit dem Geplausch!“ Aber das Wort erstarb ihr auf der Zunge und die Welt drehte sich mit ihr im Kreise, wie vor Kurzem, als sie das Theebrett hatte fallen lassen.

„Ich freue mich schon auf den ersten Mai,“ fuhr Riedermoser wie in Fieberträumen fort. „Wie wollen wir da aufziehen bei der Praterfahrt! Ich will nicht Toni getauft seyn, wenn wir nicht das größte Aufsehen machen. Wenn man fragt: wer ist mit dem allersaubersten Zeugerl gekommen? soll es dießmal nicht heißen: der Graf Sandor, sondern man muß sagen: Fräulein Cäcilie von Pachleitner!“

„Wollen's nicht lieber eine Eislimonadi nehmen, mein lieber Herr von Riedermoser?“ spottete Rabenegg. „Sie müssen arg in der Hitzen seyn, um sich einzubilden, daß die Erbin von Pachleitner bis zum ersten Mai den plebejischen Namen behalten wird. Ich denke, sie wird bis dahin einen Titel führen, der viel besser zu ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit paßt, und auf ihrem Kutschenschlag wird ein Wappen prangen, etwa ein schräggetheilter Schild von Silber und Azur mit einer Lilie in verschränktem Schmelzwerk.“ — „Und ich denke,“ fiel ihm John Buck in die Rede, indem er sich selbstgefällig in die Brust warf, „ich bilde mir ein, daß weder der heraldische Schnickschnack, noch sonst irgend welcher Firlefanz aristokratischer Anmaßungen das Fräulein bestechen wird. Sie ist unabhängig und wird nach ihres Herzens Eingebungen den Lebensgefährten wählen. Sie wird nur einen schönen und geistreichen jungen Mann ihrer Hand für werth erachten.“

Ein kaum wahrnehmbares und dennoch sehr deutlich wahrgenommenes Lächeln auf Cillis Lippen belohnte das Wort des Practicanten, um diesen mit stolzer Siegesfreude zu erfüllen. In dieser Stimmung war nichts erklärlicher, als daß er sich ermuthigt fühlte, einen Hauptsturm vorzunehmen. — „Ich bin Ihnen,“ hob John Buck an, „noch die Antwort auf eine Frage schuldig, die bei Ihnen übrigens keine eigentliche Frage vorstellte, da sich die Antwort von selber versteht. Sie waren vor zwei Stunden nämlich gütig genug, mich zu . . .“

„Mister Böck,“ rief durch die haldgöffnete Eingangsthüre die Stimme Resis. — „Goddam, was soll's?“ brummte er sich umdrehend, höchst verdrießlich ob der Störung bei einem Angriff, von dessen Erfolg er sich Wunder verheißen hatte, und zwar mit dem besten Anschein wohlbegründeten Rechtes, da Cilli schwerlich hätte leugnen dürfen, daß sie selber ihn in dürren Worten gefragt, ob er sie heirathen wolle? Indessen war aufgeschoben ja nicht aufgehoben, und gute Miene zum schlimmen Spiel machend flatterte der Schmetterling auf die Rose zu, die ihm jezt sehr armselig vorkam. Vor wenigen Augenblicken noch, da war freilich die Greißlerische eine gute Partie gewesen mit ihrer feinen Erziehung, ihrer musikalischen Begabung und — um es gerade herauszusagen — ihren zwanzigtausend Gulden.

„Die Gnädige nimmt Ihre Ritterdienste in Anspruch,“ sagte Resi draußen im Vorgemach zum Practicanten; „wir wollen ein kleines Fest aus dem Stegreif veranstalten, und ich habe über mich genommen, Sie zur Mitwirkung zu bestimmen.“ — John blieb ganz gegen seine Gewohnheit und vielleicht auch zum Erstaunen der Schönen so steif und fremd vor Resi stehen, als würden sie von einem Dutzend alter Muhmen belauert. „Mit dem größten Vergnügen!“ rief er aus; „ich soll gewiß ein Gedicht machen? O, ich werde die Heldin und Huldin des Abends in begeisterten Worten zu preisen wissen, um ihr unsere Gefühle auszudrücken.“ — „Nicht doch, Herr von Böck,“ versezte Resi mit lachendem Mund und zerrissenem Herzen, „heben Sie die Begeisterung für den Ausdruck selbsteigener Empfindungen auf. Wir wollen unser Vergnügen nicht wie närrisch ausdrücken, sondern auf gut Wienerisch. Wir wollen einen Punsch trinken und etwas zu essen dazu haben. Sie sollen die Bestellung machen. Verstehen's? Wenns aber nicht mögen, so geh' ich schon selber.“ — „Ich fliege,“ betheuerte John, dem am Ende dieser Auftrag eben so lieb war als jener, welchen er erwartet hatte. Die Verse konnte er, wie das Fräulein ganz richtig bemerkt, dann im eigenen Namen machen. — „Für's erste fliegen Sie in die Küche zur Gnädigen,“ sagte Resi und ließ ihren Treulosen ohne Umstände stehen.

Während droben im vierten Stock die Wunderkraft des Geldes die eben noch verachtete und mißhandelte Magd in eine angebetete Dame verwandelte, war im zweiten der wackere Edmund Fuchs seelenvergnügt. Er wartete bei einem fröhlichen Abendessen den Gästen auf. Leuerl hatte ihre ganze Kunstfertigkeit entwickelt und dabei nicht etwa die Masse geringer ausfallen lassen, sondern mit der ausgesuchten Trefflichkeit auch einen verschwenderischen Ueberfluß im Auge behalten. Sie vergaß nicht, nach gethaner Arbeit den stolzen Mann reichlich mit kostbaren Bissen zu bedenken, denn wenn ihn auch zu ihrem Mißvergnügen ihre Reize kalt gelassen, und seine Sprödigkeit ihre frühere geheime Neigung in Abneigung verkehrt hatte, so hielt sie darauf, daß er wenigstens ihre Kunst achten und bewundern lerne. Er hatte den Meisterwerken der Küche alle gebührende Ehre erwiesen, und dazu, freilich ganz im Stillen, auf seiner schönen Braut Wohlergehen manchen guten Humpen geleert. Die scheidenden Gäste waren nicht karg mit Trinkgeldern, und als der lezte derselben zu mitternächtiger Stunde den Rücken gekehrt, suchte Mundl die Köchin, um den Ertrag des Leuchters mit ihr zu theilen. — „Die Leuerl ist noch unten bei der Greißlerin,“ sagte das Küchenmädchen. — „So spät? Die Blaufisch liegt

ja längst in den Federn." — „Behüte! Die Fräulein Resi ist noch droben bei Riedermosers, wo großes Halloh los ist, als gäb's eine Hochzeit."

Mundi eilte hinab. Er fand Kathi und Lenerl bei einer Flasche edeln Ungarweins neben feinen Leckerbissen, womit die Köchin ihre dicke Gönnerin überreichlich bedacht hatte. — „Armer Mundi!" sagte die Blaufisch mit stark aufgetragenem Mitleid zu dem Eintretenden. — „Daß ich nicht wüßte," entgegnete der in fröhlicher Weinlaune. „Ich bin niemand etwas schuldig, außer der Lenerl die Halbscheid vom Trinkgeld, und die will ich ihr grad bringen. Gegessen und getrunken hab' ich auch, Gott weiß wie gut. Und wie's sonst um mich steht, das weiß ja die Frau von Blaufisch noch besser wie ich." — „Mancher ist todt und merkt es nicht," hob die Greißlerin mit unheilschwangerer Miene wieder an. „Der Mundi ist halt ein Pechvogel; hätte der Mundi ein paar Tage früher das Maul aufgethan, ja dann säße er wie in Abrahams Schooß. Jetzt aber ist's zu." — „Was denn, um Gottes willen? Was ist zu?" — „Geh der Mundi hinauf und frag' er um die Cillerl. Er wird sauber aufsitzen. Wir sind jetzt ein gnädiges Fräulein, wir haben eine Million geerbt, wir heirathen den Herrn Baron von Rabenegg."

Bis zum Tod erschrocken mußte der arme Mundi sich auf die erste beste Kiste niederlassen, um nicht umzufallen. Mit unerbittlicher Geläufigkeit berichtete nun Kathi in sehr vergrößertem Maßstab, was Resi, eine gute und getreue Tochter, der Mutter zu erzählen eigens von der olympischen Höhe herabgestiegen war. Schon war ein geräumiges Haus in aller Geschwindigkeit gekauft, schon ein Schwarm von Dienern, Zofen und Mägden angeworben, und wenn man die Beschreibung der Greißlerin wörtlich nahm, so war die sprichwörtliche Pracht des Hauses Liechtenstein nahe daran überglänzt zu werden. Und Mundi nahm das alles wörtlich; was hätte es ihm geholfen, mit kalter Berechnung an den Einzelheiten zu mäkeln, wo ihm die zerschmetternde Wahrheit sich aufdrängte, daß Cilli für ihn verloren sey? Er fand wie die Greißlerin selbst die Untreue Cillis ganz natürlich und den Verhältnissen angemessen, seitdem sie reich geworden; das Wundersame und Unerhörte lag auch für ihn nur in dem Reichthum, der so unversehens aus den Wolken gefallen war.

„O du mein Gott!" hob er an, als er zu Worte kommen konnte, „das ist ein spottschlechtes Ende für einen so vergnügten Abend! Mir liegt's in allen Gliedern. Ich werde morgen meinen Kameraden zum Kleiderputzen herschicken. Dort hinauf steig' ich nimmer." — „Wird auch nicht nöthig seyn," fiel ihm Kathi in die Rede; „der geschupfte Baron und der Lord Practicant ziehen in den dritten Stock. Ihre Zimmer muß die Fräulein Cilli haben, der Herr von Riedermoser thut's nicht anders und hat alles gleich in Ordnung gebracht. Ueberhaupt fährt er herum wie der Irrwisch in der Latern', und es ist völlig aus mit ihm." — „Meinetwegen," rief Mundi, sich erhebend, „mir ist jezt schon alles eins. Der Baron soll sich einen andern Fuchs-Mundi suchen, mich bekommt er nimmer zu sehen. B'hüt Gott!"

„Sey der Mundl gescheit!" hob Kathi an. — „Ist Mundi gescheit," fiel ihr Lenerl in's Wort, indem sie der Greißlerin einen bedeutsamen Rippenstoß versezte; „lassen wir es gehen. Hat es geweint, wird es schon wieder lachen." — Zu Mundi gewendet, fuhr die Köchin fort: „Uebermorgen kommt es wieder daher zu Greißlerin in Gewölb, Nachmittags um vier Uhr oder sechs. Dann hat es genug geweint, und ich sag' ihm erst noch Gutes. Verspricht es zu kommen?" — Mundi nickte Gewährung, nicht sowohl verführt durch den vielverheißenden Blick aus der Böhmin Schelmenaugen, als weil er im Augenblick nicht zählen und rechnen mochte. — „Die Hand drauf!" rief Lenerl, ihre derbe Rechte ausstreckend. — Mundi gab ihr die Hand und ging. Lenerl sagte zur Greißlerin, noch bevor er die Schwelle erreicht hatte: „Soll ihn Ungetreue nicht auslachen, was an mir liegt."

Wenn der Kleiderreiniger diese Worte nicht vernahm, so war er taub, und gar zu dumm, wenn er ihren Inhalt nicht begriff. Er zuckte zusammen wie ein getroffenes Wild, und indem er in die stille Nacht hinaustrat, sprach es in seinem Herzen: „Sey nicht unglücklich, sonst wirst du ausgelacht! Tröste dich, damit die Leute nicht deiner spotten. Vergilt Gleiches mit Gleichem, sonst heißen sie dich einen Narren. Verzweifeln ist eine Kleinigkeit, so lange niemand die Verzweiflung dir anmerkt."

Armer Mundi! — aber auch arme Cilli mit dem vielen Gelde! Der Kopf brannte ihr und war so schwer, als trüge sie im Schädel statt des Gehirns flüssiges Erz. In den Ohren spürte sie ein Sausen und Brausen, als vernähme sie das Toben der Windsbraut und das Brüllen der brandenden Wogen; was zu ihr gesprochen wurde, klang wie aus weiter Ferne kaum vernehmbar durch den Lärm. Sie wußte keinen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. Wie im Traume ließ sie sich bis in die späte Nacht hinein von Jung und Alt, von Mann und Weib den Hof machen, vergleichbar dem goldenen Kalb, welchem das Volk Israel in der Wüste seine Verehrung bezeugte; vor dem Golde werden wir ja alle zu Götzendienern. Wie eine Schlafwandlerin ließ sie am nächsten Tage sich nach den Anweisungen des Toni und der Toni unter den Händen des Haarkräuslers, der Kleidermacherin, der Modenhändlerin zurechtmachen, und nimmer hat eine Gliederpuppe sich mit größerer Bereitwilligkeit zu dergleichen hergegeben. Sie that, was ihr geheißen ward, sie sagte so ziemlich zu allem

Ja, und wußte am Morgen drauf nicht mit Bestimmtheit, was eigentlich mit ihr vorgegangen war; denn obschon sie sich zu entsinnen glaubte, daß sie in einem bauschigen Seidengewande in einer prachtvollen Kutsche umhergefahren, Abends im hellerleuchteten Opernhaus einer festlichen Vorstellung beigewohnt und die Nacht hindurch unter vielen geputzten Leuten getanzt, gespeist, Champagner getrunken hatte, umgeben von einem Hofstaate der feinsten jungen Herren, so konnte sie das alles eben so gut geträumt haben, als die übrigen abenteuerlichen Vorstellungen, welche ihren sonst so gesunden Schlaf beunruhigt hatten. Es war Mittagszeit vorüber, bevor sie, die Augen aufschlagend, sich von den fieberhaften Morgenträumen befreit fühlte; sie athmete hoch auf, aber die Freude dauerte nicht lange, denn den Schreckbildern der Einbildung folgte das Bewußtseyn der vergoldeten Sklaverei, in welche sie urplötzlich gefallen. Sie war krank an Leib und Seele, doch schon begann ihre kräftige Natur nach Besserung zu ringen, und ein Zeichen des wiederkehrenden Selbstbewußtseyns war es offenbar, daß sie die Hülfe der Kammerjungfer von sich wies und allein zu bleiben begehrte, nachdem sie eigenhändig sich das Haar geordnet und ein einfaches Hauskleid angelegt, ohne des kostspieligen Plunders zu achten, der ringsum sich ihr darbot. Sie verriegelte die Thüre hinter der abgehenden Zofe und bald begann ein Strom von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Ein paar Stunden waren vergangen, bevor Cilli gestört wurde. Niedermoser, ohnehin auch unter den gewöhnlichsten Umständen ein Mann von Quecksilber, hatte jezt vielerlei auswärts zu besorgen, und Frau Toni war nicht minder durch häusliche Angelegenheiten in Anspruch genommen. Sie hatte, da das Fräulein nicht ausgehen zu wollen erklärt hatte, den Baron zu Tische geladen, natürlich auf fünf Uhr, denn Niedermosers waren urplötzlich so vornehm geworden, wie es sich für die ehemalige Herrschaft des reichgewordenen Stubenmädchens ziemte. Rabenegg kam lange vor der anberaumten Stunde und traf nach Wunsch die Hausfrau allein. Das Zusammentreffen hatte etwas von einer stillschweigenden Verabredung.

„Ich komme etwas früher," hob er an, „weil ich mit Ihnen zu reden habe. Erlauben Sie, meine Gnädige, daß ich ohne Umschweife meine Sache vorbringe. Wir kennen und verstehen uns ja wie alte Freunde." — „Die wir sind," antwortete Toni, „und ich will Ihnen auf halbem Wege entgegen kommen. Ich begreife, daß ich und mein Mann das Mädel weder selber heirathen, noch vom Heirathen abhalten können." — Rabenegg küßte zärtlich der klugen Freundin Hand. „Sie wollen also," meinte er, „wenigstens etwas davon haben, und nicht erst abwarten, daß ein kühner Jason das goldene Vließ mit der schönen Medea entführe. Was sagen Sie, meine holdselige Gönnerin, zu zehntausend Gulden?"

Toni lachte verächtlich. „Mein Mann müßte ein Stümper seyn," fügte sie hinzu, „wenn er nicht in den ersten vier Wochen das Doppelte dieses Betrages an der goldenen Gans verdiente. Leben und leben lassen, lieber Baron. Machen wir das halbe Hundert voll, und ich rufe die Cilli gleich herüber. Ich denke, uns beiden zusammen wird sie nicht auskommen, besonders jezt in der ersten Betäubung." — „Allerdings muß man sie nicht zur Besinnung kommen lassen," antwortete Rabenegg, „und noch weniger zur Rücksprache mit den alten Bekanntschaften. Also keine Zeit verloren! Ich füge mich der harten Bedingung, doch nur unter der Gegenbedingung höchster Eilfertigkeit." — Die Frau ging, um Cilli herbeizuholen. Still in sich hineinlachend sprach der Freiersmann in seinen Gedanken: „Das Weib ist dummer, als ich fürchtete. Ich hätte ihr den doppelten Betrag zugestanden und immer noch einen guten Handel gemacht."

Cilli sah reizend aus in dem einfachen, aber dennoch sehr kostbaren Hauskleid, mit ihren übernächtig bleichen Wangen und den überwachten Augen, die beinahe aussahen als hätten sie Thränen vergossen, wenn — wie der weltkluge Baron überaus scharfsinnig bemerkte — das Weinen unter den gegebenen Umständen nicht eine baare Unmöglichkeit gewesen wäre. — Das junge Mädchen fand nicht für angemessen, seinen Worten zu widersprechen, sondern ließ ihn gewähren, der sofort ohne Zaudern mit kecker Zuversicht das Feuer eröffnete, von seiner Bundesgenossin nicht minder eifrig unterstützt, wie zwei Tage zuvor Mundi von der dicken Greißlerin.

„Herr Baron," unterbrach Cilli plötzlich die Werbung, „auf wie lange meinen Sie's denn dießmal?" Rabenegg fühlte den blutigen Hieb, doch verbiß er den Schmerz und antwortete gelassen: „Ich schätze mich heute überaus glücklich, in der Lage zu seyn, Ihnen Namen und Rang einer Freifrau von Rabenegg anbieten zu können. Vorgestern durfte ich das nicht, weil ich immerdar nur Ihr Wohlergehen als das oberste Gesetz anerkenne. Es sollte mir unendlich leid thun, wenn Sie nicht die hohe Selbstverleugnung verständen, in welcher ich meine heißesten Wünsche stets Ihrem Besten unterordne. Ich für mein Theil würde nichts verlangen als eine Hütte und ein Herz, aber ich halte es für meine Pflicht, zu sorgen, daß die herrlichste Perle der Schöpfung auch ihrer würdig in die glänzendste Fassung gebracht werde. Zu diesem Behufe bot ich Ihnen an, was in meinen eigenen Kräften stand. Ich war bereit, für den kurzen Traum des schönsten Glückes hinzugeben, was ich von Erdengütern mein nenne; nicht minder zeigte ich, um Ihre irdische Wohlfahrt zu fördern, mich zu der opfermuthigen

Entsagung bereit. Jezt leuchtet meinen Hoffnungen ein freundlicherer Stern, und obwohl ich für meine Person von Ihrem Reichthum nichts, gar nichts, weniger als nichts begehre, so preise ich dankbar Gottes Güte, welche Ihnen die Mittel verlieh, an meiner Seite das höchste Glück der Welt zu finden. Ich bin der Mann, Sie zu dem Range einer stolzen Edelfrau zu erheben, und verlange dafür nichts als der erste Ihrer Sklaven zu seyn."

Der Löwe von ehedem trug seine Worte in einer wahrhaft jugendlichen Begeisterung vor, mit einem solchen Gepräge von Gesinnungstüchtigkeit und Ueberzeugungstreue, daß Cillis redliches Herz jeden Argwohn fahren ließ. Das Mädchen hörte mit sichtlicher Theilnahme zu, wie Rabenegg, ermuthigt durch den günstigen Eindruck, die süße Pein seiner Liebe, die Höllenqualen seiner eifersüchtigen Zweifel, die Seligkeiten seiner wiedererwachten Hoffnungen schilderte. Er rührte durch seine lebhafte Schilderung Toni bis zu Thränen und auch Cillis Augen schimmerten in feuchtem Glanz. Freilich weinte das junge Mädchen nur zur Gesellschaft mit, doch auch dieses Mitweinen war den Absichten des Freiers förderlich, indem es Cillis ohnehin weich gewordene Stimmung noch weicher werden ließ. — Toni fiel ihrer ehemaligen Magd um den Hals, bethaute die Wangen derselben küssend mit ihren Thränen und schluchzte: „Machen Sie ihn glücklich, den edelsten aller Männer, und werden Sie selber glücklich an seiner Seite, die beneidenswertheste der Frauen!"

Der Anlauf war heftig und die bedrängte Festung wußte kaum mehr, wie sie widerstehen sollte. Nur mit halbem Bewußtseyn betete Cilli zum himmlischen Vater, ihr jezt zu rechter Zeit wieder den Schusterbuben zu senden, der vor fünfundvierzig Stunden zu unrechter Zeit in das Greißlergewölb gedrungen war. Und richtig sandte der Vater einen Schutzengel, wenn gleich nicht in der erflehten Gestalt. Der Practicant stürmte in das Gemach wie toll. „Verrath!" rief er, indem er die Thüre aufreißend mit dem ersten Blick überschaute, was vorging. Stracks eilte er auf Cilli zu, warf sich ihr zu Füßen und rief mit gellender Stimme: „Mir diese Hand, die du mir verheißen hast!" — Der Baron stieß ihn heftig weg. „Wer hat Ihnen etwas verheißen?" rief er dazu aus. „Sie Lügner!" — »Lyar you self!« antwortete Buck. „Cäcilie, sage selbst, ob du nicht vorgestern Abend von mir verlangt hast, daß ich dich heirathe? Sprich, schöne Verrätherin! Du bist vor Gott meine Braut, du sollst es auch vor den Menschen werden, und stände eine Welt in Waffen dagegen auf."

Die Herren waren im Begriff unter großem Geschrei handgemein zu werden, da sprang Toni zwischen die erbitterten Nebenbuhler, und im selben Augenblick trat Niedermoser herein, nicht minder stürmisch, wie eben noch sein junger Freund, und mit dem Hut auf dem Kopf. „Was gibt's denn da?" fragte er; „ist meine Wohnung ein Bierhaus geworden?" — „Schier sollte man's meinen," versezte die Gnädige. „Wollen der Herr von Niedermoser nicht den Hut abnehmen? Da sizt das Fräulein von Pachleitner." — „Was thut der Trampel auf dem Canape?" rief er grob. — „Bist du verrückt?" antwortete die liebreiche Ehehälfte. — „Ich war es," lautete sein Bescheid; „ich habe tausend Gulden durch's Fenster geworfen und mich für Zeitlebens lächerlich gemacht. Was hilft mir's nun, daß Aechner seinen Schreiber durchgewichst hat wie einen Tanzbären? Aber wenigstens mein Geld will ich zurück! Mit ihrem Leibe muß es die schlechte Person wieder verdienen, die mich um meine blutigen Ersparnisse betrogen hat. Ich verkaufe sie — licitando!"

Den Anwesenden ging ein Licht auf, doch wurden sie dadurch nur um so neugieriger und drangen mit Fragen in Niedermoser. Nun gehörte der gute Mann zu denjenigen Leuten, welche mit fortwährend brennendem Kopfe weder gründlich zu hören noch verständlich sich zu erklären verstehen; er war, wienerisch gesagt, ein „Schußdarthl." Er hatte unterwegs durch den Ausläufer Aechners vernommen, daß es in der Kanzlei des Anwalts einen Höllenlärm gegeben wegen eines falschen Briefes an das Fräulein Pachleitner. — Mit Mühe waren diese Einzelheiten aus dem tobenden Niedermoser herauszubringen. Noch größere Mühe erheischte es, endlich zu der Erkenntniß zu kommen, der „Schußdarthl" wisse nichts Näheres mehr, als daß der Schreiber verschiedene Ohrfeigen erhalten habe. Sich nach den weiteren Umständen zu erkundigen oder gar sich zu Aechner zu bemühen, war Herrn Toni auch nicht von weitem zu Sinne gekommen. — —

Während dergestalt im vierten Stock der Sturm wüthete, fand zu ebener Erde im Hofzimmer hinter dem Greißlergewölb eine gar friedfertige Unterredung statt. Das Gemach war weder hell noch besonders geräumig, aber dennoch überaus wohnlich mit seinen hübschen weißen Vorhängen und feinen reinlichen Einrichtungsstücken. Das Schreinwerk von Kirschbaumholz, die einfachen Sessel, das kleine Tafelpiano, der gebohnte Boden und der schmale Zugofen, alles das war sauber gehalten und passend geordnet. Am Piano saß Resi, mit leichtem Finger nur leise über die Tasten gleitend. Hinter ihr hatten Lenerl und Mundi sich ziemlich lange schon unterhalten, und eben sprach der Kleiderputzer: „Lenerl, Sie besitzen ein vortreffliches Herz, das ich schwer verkannt habe. Wir wollen in jedem Fall gute Freunde bleiben." — „Recht," antwortete sie, „hernach aber auch mehr. Will ich für Herz." — „Fräulein Lenerl," fuhr Mundi fort, „ich habe nur ein Herz, und das ist zerrissen. Ich werde nie mehr lieben, aber wenn ich jemals eine andere lieben könnte, als die Cilli, so müßte es Lenerl seyn.

Es thut mir schier leid, daß ich die Lenerl nicht gleich von Anfang lieb gewonnen habe."

Die Böhmin lachte mit dem ganzen Gesicht. Vermuthlich wußte sie, wie schnell verliebte Verzweiflung zu heilen pflegt, und darum antwortete sie rasch: „Gilt es, Mundi, wenn du jemals andere nimmst, wie Cilli, bin ich's? Hand drauf, Schatzerl!" — Sie drückte fest die dargereichte Hand.

Horch, was ist das? Im Gewölb werden Stimmen laut, ein schluchzendes Weib, scheltende Männer. „Schützen Sie mich, Frau Kathi!" fleht es unverkennbar aus Cillis Mund. Fuchs reißt die Thüre auf, in demselben Augenblick als die Greißlerin ausruft: „Was stehen's mir denn da herum? Gehn's in's Zimmer eini!" — Die Gesellschaft quillt in das Gemach; zur höchsten Verwunderung der Anwesenden kommen Cilli, Riedermoser, der Baron und der Practicant, allesammt mit erhitzten, feuerrothen Gesichtern.

„Lassen Sie mich, meine Herrn," rief Cilli, fast außer Athem, „ich will nichts von Ihnen wissen. Ich habe ja keine Million, Gott Lob und Dank! es war nur ein Irrthum. Hinweg von mir, unbarmherzige Dränger!" — „Ein Irrthum?" fiel ihr der Kleiderputzer in die Rede; „da sag' ich auch Gott Lob und Dank. Zu mir, Cilleri, ich schütze dich!" — „Du?" fragte sie entgegen; „du hast mich sauber im Stich gelassen bei der verzweifelten Million." — Mundi hätte die besagte Million nicht genommen, wenn sie ihm einer für diesen Vorwurf geboten. — „Zu mir!" wiederholte er, indem er Cillis Hand ergriff.

Riedermoser drängte sich dazwischen. „Mein Geld will ich!" polterte er. „Ich habe ganz unsinnige Auslagen gehabt. Voller Ersatz muß mir werden, oder ich lasse die Dirne einsperren!" — Rabenegg half Riedermoser die Schranke zwischen Cilli und Mundi aufführen, indem er dazu sprach: „Ich löse dich aus, mein Kind. Mit vierhundert Gulden ist der Bettel abgethan." — „Sechshundert Gulden Münz, keinen Kreuzer weniger!" schrie Riedermosee dazwischen; „sechshundert!" — „Die zahl' ich," sagte Mundl, zu dem bebenden Mädchen gewendet. „Ich habe vier Jahre gebraucht, um das Geldl zu ersparen. Jetzt fangen wir halt wieder von vorn an, du als Stubenmadel, ich als Stiefelwichser, und dann heirathen wir in zwei, drei Jahren frischweg. Der Herr Vetter kann schon so lang warten, bis wir nach Rodaun kommen. Schlag' ein, Dirndl!"

Mundi schloß die Liebste in seine Arme, zu derselben Frist, als ein wohlgenährter Herr mit glattem Antlitz vom Hofe her in das Zimmer trat. Riedermoser hatte diesen Herrn durch das Fenster erblickt, ihn hereingerufen und redete ihn nun an: „Sie haben uns weiter keinen sauern Salat angerichtet, Herr von Flechner. Hören Sie 'mal —" — „Ist Fräulein von Pachleitner zugegen?" unterbrach ihn der Anwalt kurz ab, und nachdem Riedermoser ihm mit stummer Geberde Cilli bezeichnet, fuhr er zu dieser gewendet fort: „Mein verehrtes Fräulein, ich habe meines Schreibers Ungeschicklichkeit bei Ihnen zu entschuldigen." — „Das nennt er eine Ungeschicklichkeit!" warf Riedermoser giftig dazwischen. — „Beschäftigt, wie ich bin," sprach Flechner gelassen weiter, „wurde ich heute erst auf den Verstoß aufmerksam gemacht, da ich vernahm, daß Sie sich benähmen, als hätten Sie wenigstens über eine Million zu verfügen. Ich forschte nach und entdeckte den Fehler." — „Lassens gut seyn, gnädiger Herr," versetzte Cilli; „ich bin von ganzem Herzen froh, daß ich das Geld verloren und meinen rechten Schatz wieder gefunden habe. Mir ist's schon recht, wissen's, daß ich ein armes Madel bin." — „Arm?" rief der Doktor, „was nennen Sie arm? Mein Schreibvieh hat allerdings eine Null zu viel gesetzt und sich Pfund Sterlinge eingebildet, weil der Brief aus London kam. Doch darum ist die Erbschaft nicht zu verachten, die aus zehntausend spanischen Thalern besteht. Ich denke, Sie können sich damit für reich halten in Ihren Verhältnissen." — „Schatzerl," lispelte Cilli, das Gesicht an Mundis Brust verbergend, „jetzt brauchen wir erst nicht zu warten, und das ist doch gescheidter. Bei dem Zuwarten könnte wieder etwas dazwischen kommen."

Glückwünschend trat Kathl zu dem glücklichen Paar. Auch Lenerl blieb nicht zurück, obschon sie nicht ohne große Selbstüberwindung zu sagen vermochte, daß sie gut Freund mit den beiden zu bleiben gedenke, und sich „für Herz" darauf verlasse, was der Frau Kathi kluge Vermittlung ihr schaffen werde. Resi stattete ihren Glückwunsch einige Augenblicke später ab, weil sie vorher ein kleines Geschäft mit dem falschen Engländer abzumachen hatte. Der vielbeschäftigte Anwalt empfahl sich nämlich mit kurzem Abschiedswort, während Riedermoser und Rabenegg davon schlichen wie Marder vom Taubenschlag. Mister John aber, der zurückblieb, mußte sich erst belehren lassen, daß er sich zwischen zwei Stühlen niedergesetzt, was ihm die schöne Tochter der dicken Greißlerin zwar kurz und bündig auseinandersetzte, aber mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Ein Ausflug nach Hale.

I.

Der erste Strahl der Morgensonne röthete eben den Rauch, welcher aus dem Hochofen zu Seaforth emporstieg, als ich auf dem nach Liverpool gehenden Omnibus Platz nahm; der Nordwind blies uns »outsiders« so rauh in die Augen, daß nach den ersten zwei Minuten nur vierzehn Nasenspitzen von dem Daseyn eben so vieler menschlichen Wesen auf dem Dache des vergoldeten Rollhäuschens Zeugniß ablegten. Die Rosse flogen aber wie Möven vor dem Sturme und nach drei viertel Stunden hielten wir auf dem schönen Williamson-Square der „zweiten Stadt Großbritanniens." Von einer Unterhaltung war natürlich nicht die Rede gewesen und die einzigen Worte, welche ich meine zwei Nachbarn wechseln hörte, waren: „Auf Wiedersehen in dem Childe of Hale." Als ich in die Nähe des Theatre-royal kam, sah ich einen noch halb schlafenden, schmutzigen Burschen eben den ellenlangen Theaterzettel an eine der Säulen kleben, und das erste, was mir in die Augen fiel, waren die Worte: „Ein neues Ballet, betitelt: The Childe of Hale." Außer den Bäckerladen, in welchen die langen, gelben Brode, eben aus dem Ofen kommend, dufteten und dampften, waren noch alle Shops geschlossen und ich schlenderte an den Mersey hinab, wo bereits alles lebendig und thätig war. Reisefertige Dampfer pusteten schwarzen Rauch in die blaue Luft empor; schneeweiße Segel flogen, vom Morgenwind angeschwellt, an den Masten der Küstenboote in die Höhe; in Fischduft gehüllte Kähne suchten ihre gewohnten Ankerplätze und zierliche kleine Jachten luden zur Lustfahrt auf dem blauen Wasser ein; die niedlichste dieser niedlichen Wassermuscheln trug in goldenen Buchstaben den Namen »Childe of Hale.« In die jetzt allmählig sich belebenden Straßen der Stadt zurückgekehrt, fesselte in der Lordstreet das glänzende Geschäftslokal des Schneiders aller Schneider, Herrn Hyams, meine Blicke und die goldene Ueberschrift »Pantechnetheca« kam mir vielleicht noch räthselhafter vor als zwei Lancashirer Bauern, die nach langem Buchstabiren zu dem Schlusse kamen, Hyam müsse auf Irländisch Pantechnetheca heißen. Während wir mit diesen Studien beschäftigt waren, rollte ein Omnibus heran und hielt vor der „Allerweltsschneiderei," wie ich mir in der Eile das Wort frei übersetzte, und siehe, um drei Seiten des Omnibus lief ein glänzend weiß lakirter Streifen, in welchem dreimal die Worte »The Childe of Hale« zu lesen waren.

Die Sache begann aufregend zu werden. Diese Engländer müssen stets irgend ein Fieber haben, dachte ich; zu London herrscht jetzt das Great-Exhibitionfieber, und alle Symptome deuten auf ein nahes Kossuthfieber; sollte Liverpool mit dem Childe of Halefieber behaftet seyn? Frage ich, so lacht man ohne Zweifel über meine Unwissenheit oder fertigt mich mit einer sehr prosaischen Antwort ab. Ah, »the play is the thing!« rief ich mit Hamlet; das Ballet muß dieses Räthsel lösen; vielleicht tritt die schöne Miß Crushnie als Childe of Hale auf; vielleicht — — „Nach Hale, Herr?" rief mir der Omnibusführer zu, der jetzt seine Pakete aus der Pan — ich mußte noch einmal nach dem Namen sehen — aus der Pantechnetheca beigestaut hatte und seinen Scepter, die Peitsche, in die Höhe hob. Hätte Hale hinter den Rocky Mountains gelegen, ich wäre mit dem Childe of Hale gefahren. Im Nu war ich dem Himmel um zwölf Fuß näher und zwischen zwei massigen Körpern, die einem walisischen Quäker und einem schwarz gekleideten Herrn, augenscheinlich einem Dissenter-Landgeistlichen angehörten, sicher eingepfercht. Als die Höhe, auf welcher Neu-Liverpool sich mit seinen prachtvollen Gebäuden hinzieht, in leichten Nebelduft versank, als wir außer dem Bereiche des der Stadt zueilenden Wagengewimmels waren, als wir nichts mehr von den Feuer und Flammen speienden Hochöfen, den donnernden Dampfmaschinen, von dem erstickenden Chlorgeruch der Färbereien und den sehr bedenklichen Mienen der zur Arbeit eilenden Fabrik-Gentry zu besorgen hatten, durfte ich erwarten, die Unterhaltung werde sich nun lebendig gestalten; dem war jedoch nicht so. Der Quäker sprach nur walisisch und der Dissenter schien sich in irgend eine dogmatische Frage so verstrickt zu haben, daß er für das, was um ihn war und vorging, weder Auge noch Ohr hatte. Es fehlte indessen nicht an Unterhaltung anderer Art. Die Luft wurde, nachdem wir Fabriken und Landhäuser, Kohlenschuppen und Gin-Läden hinter uns hatten, reiner und durchsichtiger; die Gegend nahm den ländlich idyllischen Charakter an, der englischen Landschaften in so hohem Grade eigenthümlich ist; zierliche Cottages, von Rosen oder Geisblatt

überspannt, von schönen Gärtchen umgeben, tauchten rechts und links auf; auf den saftig grünen Wiesenabhängen weideten gefleckte Stiere oder trieben sich junge Pferde in tollen Sprüngen herum, und da und dort drängte sich der Silberspiegel des Mersey in das Gemälde, um ihm Abwechslung und neuen Reiz zu verleihen, während die Lancashirer Mädchen in ihrer niedlichen bunten Tracht eine frische, lebendige Staffage abgaben. Zu Aigburth namentlich, wo wir einige Minuten anhielten, sah ich zwei Mädchen, welche als Ideale von „Lancashire-Witches" gelten konnten.

Nach einer Fahrt von zwei kleinen Stunden hatte ich die Gewißheit, daß Hale nicht jenseits der Rocky Mountains, nicht einmal jenseits des atlantischen Meeres oder des irischen Kanals, sondern in Lancashire, und zwar auf der südlichsten Landspitze dieser Grafschaft und an dem Mersey liege, welcher hier schon den stärkenden Duft des Meeres ausathmet und fast zwei Stunden breit ist. Eine rasche Wendung des Omnibus brachte uns nämlich Angesichts eines Dörschens, das keck in den Mersey hinaussprang und auf seinen zwei Seiten von den blauen Wellen umspült wurde, so daß es sich in dem Wasser zu schaukeln schien. Dieß war jedoch, wie so vieles an diesem und manchem andern Tag, eine Täuschung, welche dadurch gesteigert wurde, daß die auf sicherm Fels sich erhebenden weißen Häuschen mit den Wellen kokettirten und mit Wohlgefallen auf ihr Bild niederschauten, welches nach dem Takt der Wellen tanzte. Unsere dampfenden Pferde wußten, wo ihrer eine ruhige Stunde harrte, denn sie flogen jezt, als jagte sie der alte Nick, und ehe ich mich umsah, hielten wir vor dem Dorfwirthshause, über dessen Eingang ein riesenhafter, altmodisch gekleideter Bursche äußerst frisch und bunt gemalt war, während die Ueberschrift »Childe of Hale« den Namen des Dorfwirthshauses und zugleich den des Dorfhelden anzugeben bestimmt schien.

Ich sah mich plötzlich in eine andere Atmosphäre, in ein anderes Land, unter andere Menschen versezt. Das Schweigen, welches mich vom frühesten Morgen an umgeben hatte, war wie durch einen Zauber gebrochen, und wenn ich von den Bekanntschaften, welche ich in dem Dorfe Hale machte, auf dessen übrige Bewohner schließen darf, wird man kaum in einem Städtchen des südlichen Frankreichs dieses zuvorkommende Streben nach Mittheilung, diese ansprechende Gabe der Rede wiederfinden. Die Wirthin war die Einfachheit und Liebenswürdigkeit selbst; sie unterhielt mich während dem Frühstück auf das angenehmste und wir hätten wahrscheinlich den ganzen Morgen verplaudert, wäre nicht Bruder Jonathan mit zahlreicher Sippschaft, zu Wagen und zu Pferd, gekommen, um die Aufmerksamkeit der guten Frau in ganz anderer Weise, als es sich mit meiner Börse vertrug, in Anspruch zu nehmen. Ich hatte bereits von der Wirthin erfahren, daß die Yankees eine wahre Leidenschaft für das Dörfchen Hale gefaßt hatten. „Es ist eine große Seltenheit," sagte sie, „daß ein Amerikaner nach Liverpool kommt, ohne unsere Township zu besuchen, denn Hale steht jenseits des Meeres in dem gewiß auch wohlverdienten Rufe, das beste, das einzige Muster eines altenglischen Dorfes in seiner ganzen ursprünglichen Schönheit abzugeben, und es vergeht, besonders in diesem gnadenreichen Jahre der Weltausstellung, kein Tag, an dem nicht eine größere Anzahl unserer Vettern und Basen von der andern Seite der See hier vorsprechen und mehr oder weniger von ihren niedlichen Goldknöpschen" — Anspielung auf die in der That eben so bequemen als zierlichen Ein-Dollar-Goldstückchen der Amerikaner — „zu Hale sitzen lassen."

Als der Waiter das Frühstück wegbrachte, fragte ich ihn, ob etwas merkwürdiges in dem Dorfe zu sehen sey. Das Bürschchen machte ein fast entrüstetes Gesicht, und es war als wollte er sagen: „Herr, eine solche Frage ist mir noch nicht vorgekommen; die alte und die neue Welt strömen hier zusammen, dieses merkwürdige Dorf zu sehen, und Sie fragen" — Ehe er jedoch Zeit hatte, mich auf diese Art zurecht zu weisen, wurde ein wiederholtes „Tom! Tom!" von der Küche her laut. — „Hale wimmelt von Merkwürdigkeiten aller Art," sagte Tom viel gutmüthiger, als ich erwartet hatte; „schon unser Garten hinter dem Hause ist in einer so abgelegenen Gegend eine Merkwürdigkeit, und während Sie ihn in Augenschein nehmen, werde ich einen Mann rufen lassen, der das „Geschäft" kennt und zu sprechen weiß." Sprachs und verschwand. Ich aber begab mich, dem Winke folgend, in den an das schmucke, schweizerartige Haus stoßenden Garten, welchen ich geschmackvoll angelegt und sorgfältig unterhalten fand. Im Vordergrund das unerläßliche Bowling-green, der kurz geschorene, saftig grüne Rasenplatz, auf welchem sich bereits ein Halbdutzend hübscher Yankeekinder tummelten; dann der Küchengarten, welcher von der Kraft des „Guano von Hale" zeugte, und endlich die pleasure-grounds, das farbige Gebüsch und die schönen Baumgruppen, auf deren frischgrünem Laubwerk die Sonne ihr Morgenschläfchen zu halten schien, während in den dunkelblauen Schatten Goldfliegen an unsichtbaren Fäden auf und nieder tanzten. Wie ich später hörte, thun sich heitere Gesellschaften aus der „Stadt" in diesen schattigen Räumen oft an Sommerabenden gütlich, sagen den steifen Förmlichkeiten des Ballsaals Valet und bringen, als hätte die schöne kleine Königin Titania ihr »Now a roundel

and a fairy song« hören lassen, die Stunden mit Tanz und frohem Gesange hin.

Ich war eben im Begriff, den bezaubernden Dämmerschatten, in welchem ich auf und nieder ging, mit Puck und Consorten zu beleben, als ein alter Mann auf mich zukam und sich als den »called-for guide« ankündigte, wobei er seinen nicht mehr ganz neuen Hut gerade so weit rückte, daß ich mich überzeugen konnte, der obere Theil des Schädels sey auch jedes Härchens baar. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, einen so hochbejahrten Mann nach seinem Führerlohn zu fragen, sondern legte meine Bereitwilligkeit, sein Geleit anzunehmen, dadurch an den Tag, daß ich den kürzesten Weg, der auf die Gasse führte, einschlug. Mein Schlenderschritt schien dem alten Burschen nicht zu gefallen. „Wir werden wohl ein wenig rascher gehen müssen, wenn es dem Herrn beliebt," sagte er höflich, „denn wir haben einen ziemlich weiten Weg vor uns. — Ah, ich sehe," setzte er mit gutmüthigem Lächeln hinzu, „Sie überschätzen meine Jahre, und allerdings habe ich den Mersey schon mehr als einmal ebben und fluthen sehen. Wie hoch schlagen Sie mein Alter an, Herr?" — „Nehmen wir eine runde Zahl — siebzig," war meine Antwort. — „Fast auf den Tag gerathen, Herr. Dieß ist jedoch zu Hale noch kein Alter; mein Vater zum Beispiel zählt siebenundneunzig Jahre und ist fast noch so rüstig wie ich. Kein Township in England hat so viele „frische" alte Leute aufzuweisen wie Hale; wir zählen gegen siebenhundert Köpfe hier und es vergehen oft sechs bis sieben Monate, ohne daß ein Sterbfall vorkommt. Kein Geschäft geht hier schlechter als das des Todtengräbers; vor einigen Jahren hatte er neun volle Monate nicht ein einziges Grab zu graben. Das weibliche Geschlecht ist jedoch in dieser Hinsicht am meisten begünstigt, denn wir haben wenigstens ein halbes Dutzend junge Weibchen hier, welche sämmtlich auf die runden Hundert lossteuern. Dieß kommt ohne Zweifel von der Thätigkeit mit Maaß, dem einfachen Leben und der gesunden Luft, lieber Herr. Der Mersey schwemmt alle Krankheiten in die See hinab und diese sendet uns stets ihre milden und doch kräftigenden Lüfte herauf und mäßigt mit ihren frischen Kühlen die Hitze des Sommers, mit ihrem warmen Athem die Strenge des Winters."

Der alte Bursche schien alles Ernstes gewillt, mich in das neue Schulhaus, in das alte Pfarrhaus, in die Kirche, das Town-hall und Market-house, und der Himmel weiß wohin alles zu führen, und sah mich ganz verblüfft an, als ich ihm sagte, ich sey heute nicht gestimmt, viel Neues zu sehen, desto geneigter aber, recht viel Altes von ihm zu hören. — „Da hat man mir," fuhr ich fort, „diesen Morgen wenigstens zehnmal einen gewissen Childe of Hale genannt, und ich bin fast allein seinetwegen von Liverpool herab gekommen, und nun ich zu Hale bin, muß ich der erste seyn, der seinen Namen ausspricht. Wer war oder ist dieser euer Childe? Ich wette, er ist ein Zauberer oder Seeriese, der zuweilen aus seinem Krystallpalast in der Tiefe der Gewässer hierher kommt, eure hübschen Mädchen ängstigt und dann mit kostbaren Perlenschnüren beschenkt, denn man hört in euern drei Königreichen immer noch von solchem alten Spuk." — „Der Herr würde seine Wette verlieren. Wenden wir uns hier rechts dem Gottesacker zu, wo ich Ihnen das Grab des Childe of Hale zeigen und von ihm erzählen werde, was ich weiß."

John Blackburne, mein Begleiter, führte mich auf die Südseite des Kirchhofs und zeigte mir in deren Mitte einen noch ganz gut erhaltenen Grabstein, auf welchem folgende Worte zu lesen sind: »Here lyeth the bodie of John Middleton the Childe. Borne 1578. Dyede 1628.« Das klang sehr prosaisch. John Middleton klang nicht viel besser als John Smith, und alle Welt heißt in England John Smith. „Also John Middleton hieß der Mann," sagte ich äußerst kleinlaut, „und war ohne Zweifel Leichenschauer des Townships, oder, was man zuweilen durch „Childe" auszudrücken pflegt, ein „Dorflümmel," dem die schönen Hexen von Lancashire nachstellten und der auf den Hale Wakes (Kirchweihen) bei Tanz und Schlägereien den Helden spielte, wenn er nicht gar ein Seeräuber gewesen ist und gegen das Ende seiner Tage hier als Einsiedler Buße that?" — „Nichts von all dem," sagte Johnny mit dem Gleichmuth, der John Bull in so hohem Grade eigen ist. „Unser Childe stammt von armen Eltern und zeichnete sich bis zu seinem sechzehnten Jahre vor andern Knaben des Dorfes nur dadurch aus, daß er an den herkömmlichen Spielen entweder gar keinen Antheil nahm und einsame Wege aufsuchte, um seinen Träumereien nachzuhängen, oder mit leidenschaftlichem Ungestüm in die Reihen des jungen Volkes trat und alle an Kraft, Gewandtheit und Kühnheit übertraf. Mit dem Eintritt in sein sechzehntes Jahr ging eine auffallende Veränderung mit John Middleton vor. Er war zu dieser Zeit eher kleiner denn größer, als ein solches Alter es mit sich brachte; im Verlaufe von drei Monaten aber, nach einigen sogar während wenigen Tagen, ja selbst Stunden schoß dieses Bürschchen zur Höhe eines Riesen empor und seine Glieder dehnten sich in gleichem Verhältnisse aus, so daß sein Anblick jeden mit Staunen und Bewunderung erfüllte. Besonders war Sir Gilbert Ireland, der damalige Gutsherr von Hale, entzückt von diesem mächtigen Gesellen, welcher auf seiner Besitzung entsprossen war und auf den er, wie das Herkommen und die Ansichten jener Zeit dieß noch zuließen, eine Art Anrecht hatte. Sir Gilbert berief ihn nach Hale-hall, noch

heute der Wohnsitz dieser Familie und ganz in der Nähe unseres Dorfes gelegen, und nahm ihn unter seine Dienerschaft auf. Schon der Anblick des neun Fuß drei Zoll großen Burschen flößte Schrecken ein und seine Anwesenheit in dem Schlosse war stets ein hinreichender Schutz gegen nächtliche Ueberfälle und Plünderungen, wie sie in jenen unruhigen Tagen nicht selten waren. Der wackere Diener stieg von Tag zu Tag in der Gunst seines Herrn, der ihn nur seinen »childe« (Knappen) zu nennen pflegte, ein Name, unter dem er noch heute weit und breit bekannt ist."

Korrespondenz-Nachrichten.

* Berlin, Jonuor.

(Schluß)

Weihnacht. — Die Singakademie. — Spielhöllen. — Industrieritter.

Oeffentliche Weihnachtsbescherungen für arme Kinder, zusommengebrocht durch milde Beiträge des Publikums, deßgleichen in den Kinderwarteschulen, und verabfolgt In den Palästen von Ministern, hohen und höchsten Personen, gehören jezt zur Weihnochtsordnung. Manche unterlaufende Irrthümer über die Personen der eigentlichen Geber verlohnte sich wohl nicht zu berichtigen. Den Spenden der Wohlthätigkeit thut übrigens die Einkommensteuer bedeutend Abbruch. Dir Abschätzungskommission war, wir Sir wissen, in Berlin zu gewissenhoft und scharf, und die Getroffenen sind nicht alle so gewissenhoft sich nicht davon erholen zu wollen, indem sie ihre freiwilligen Beiträge für die Armuth vermindern. Einstweilen ist es wohl nur Trotz, aber es steht drouf und dran, doß dir Kinderworteschulen eingehen. — Plötzlich hebt aus dem Schutt der Revolutionen und den zuckenden Wetterschlägen der Contrerevalution der fast vergessene Gustov-Adolph-Verein auch hier wieder sein Houpt empor. Gewiß zur Zeit; ob aber die Zeit fein Angesicht vertragen, feine Stimme hören wird? Bescheiden hot er sich zum mittelbaren Organ ein Collegium achtungswerther, musikolischer Domen erwählt, welche eine Reihe von Concerten zu feinem Besten veronstalten werden. Es herrscht obee eine solche Begriffsverwirrung, Donk der politischen Verwireung der drei Jahre, daß viele die Sammler erschreckt zurückwiesen, weil der Gustoo-Adolph-Verein jo wohl ein revolutionörer sey; andere wollten nichts doron wissen, weil jo wohl Muckerthum, Pietismus und Reoktion dahinter lauren. — Dos riesenhofte Hospital Bethonien mit seinen Diaconnissen, rine Stiftung, welche oor dem März manches Kopfschütteln in der friedericionischen Houptstodt rrregte, prosperirt notürlich jezt. Grund und Boden sind ihm feierlich geschenkt, und eine feierliche Urkunde verbürgt ihm seine Dauer in Ewigkeit. Möchte die Urkunde für das wirklich wohlthätige Institut auf festerem Pergomente geschrieben seyn, als die, auf welche unsere Verfassung geschrieben ist. Vor dem März schüttelten selbst ehrwürdige Magisteatspersonen zu den Diaconnissen den Kopf; heute fällt das niemond mehr ein.

Der Direktor der Singokademie, Rungenhogen, ist in Alter und Ehren gestorben. Die Singokademie ist ein auf Aktien begründetes republikanisches Institut. Ihre Constitution hat den Wondel vieler Johrzehnte ausgeholten ohne Erschütterungen und Revolutionen, ja selbst ohnr das Verlongen noch merklichen Reformen. So steht ouch ihr Wahlrecht, durch welches sie sich ein Oberhoupt gibt, noch heute unangefochten fest, und selbst der Umstand, doß ihrr Räume durch die Nationolversammlung einst entweiht worden, hot die Restourotion nicht oeronloßt disciplinarisch in diese Republik einzugreifen. Sa steht ihr ein großer Akt bevor, die Wohl eines Direktors. Als Rungenhogen vor langen Jobren gewählt ward, hotte er einen gefährlichen Conkurrenten, der ihm domols erlag, weil er zu jung war; heutr wird er keinem Rivalen einr Stimme entziehen, weil er nicht mehr unter den Lebendigen ist — Felir Mendelssohn. Domols wor es ein Streit zwischen dem Genius und der Ancienuität der Verdienstr und Dienste; heute wird es nur ein Kompf werden in der leztern Bronche. Wo es zum Dirigiren überoll so wenig bedarf, als Orenstierno in dem bekonnten Briefe feinem Sohne ongab, bedarf es auch zur Direktion einer Singakademie keines Genius. Zu jener Zeit freilich woren viele onderer Meinung, und es gab sogar solche, welche aus der Republik oustraten, weil sie dem Genius dir Kronr verweigerte. Tempora mutantur.

Wenn ouch unsere Diebe im Hinousblick auf Fronkreich und Oesterreich auf dos Eingehen der Geschwornengerichte hoffen, so möchte ihre Erwartung einstweilen doch noch getäuscht bleiben. Es sind zu oiele Vernunftgründe da, in den Criminaloerhondlungen dem Publikum ein tägliches Schouspiel und der Neugier Stoff zur Unterholtung zu geben, ols doß man nicht wünschen sollte, den Verhandlungen über gemeine Verbrechen so viel Oeffentlichkeit zu lossen ols möglich. Mit etwas muß das Publikum sich beschäftigen können. — Neulich wurden in einer Nacht mit großem Geräusch einige Spielhöllen aufgehoben. Spielhöllen — dos sind verschlossene und verhängte Zimmer, wo Spieler von Metier Bank halten und Spieler von Leidenschoft entweder herbeigelockt werden, oder sich freiwillig zudrängen — hoben von je existirt und werden existiren, so lange Berlin eine große Stodt bleibt. Die Polizei kennt sie, die Orte, wo sie umschichtig obgeholten werden, die Personen, welche aktio, und zum Theil auch die, welche possio dabei bethätigt sind, und läßt sie gewähren, bis es ihr gelegen kommt, eine oder die andere einmal oufzuheben. Dann schützen weder verschlossene Thüren, verhängte Fenster, noch ousgestellte Wochen; der Rächer des Gesetzes steht plötzlich in ihrer Mitte, und rin Schlag ouf den Tisch verkehrt Freud in Leid, bei monchem Leid in Freud, und Personen und Sachen, nämlich das Geld, werden arretirt und durch die nächtlichen Stroßen noch der Stodtvoigtei geschleppt. Das

Wunder, wie die Thüren plötzlich aufspringen, erklärt sich sehr einfach, wenn man annimmt, daß der Verräther in keiner dieser Höllen fehlt. Es ist immer ein Zeichen, daß es an politischen Verschwörungen und großen Verbrechen fehlt, wenn die Polizei Zeit hat auf Spielhöllen ihre Razzias zu machen. Uebrigens steht jezt ein für die Spieler sehr gefährlicher Mann an der Spitze ihrer Verfolger, der Polizeirath Stieber, welcher ihre Personen und Verbindungen eben so genau kennt als die der früheren Demokraten; denn wie er seiner Zeit ein public character als Demokrat gewesen, war er später der gerichtliche Vertheidiger der Bankhalter. — Einer eigenen Industrie kam man neulich auf die Spur. Seit langen Jahren werden unsere Straßenecken mit feuerrothen Zetteln beklebt, auf welchen Uhrmacher zu unglaublich billigen Preisen die radikale Reparatur aller und jeder Uhren versprachen. Vergebens warnte das Uhrmachergewerk dagegen und bewies, daß Reparaturen um diesen Preis unmöglich wären; die rothen Zettel dauerten fort, und das Geschäft bewies sich als solid trotz der bewiesenen Unmöglichkeit. Die Polizei fand den Schlüssel; den betreffenden Uhrmachern kam es nicht sowohl auf die Reparatur, als auf den möglichst langen Besitz der Uhren an; sie reparirten gründlich und gaben die ihnen anvertrauten Uhren dabei probeweis den Pfandleihern zur Verwahrung. Das Schwindelgeschäft soll sich gut interessirt haben. — Eine Dame entnimmt für einige hundert Thaler Seidenwaaren für ihren Bruder, einen hiesigen berühmten Arzt, und der Handlungsdiener ihr folgend trägt dieselben bis ins Vorzimmer des Arztes. Aber statt dieses mit der Bezahlung in Händen tritt derselbe mit einem Gehülfen heraus und bewillkommt den jungen Mann allerdings wie eine längst erwartete Erscheinung, nur in völlig anderer Art, als dieser erwarten konnte. Er richtet an ihn Fragen, wie man sie einem Geisteskranken vorlegt, denn als solcher war ihm der Commis von seiner innigst besorgten Schwester dringend empfohlen worden; es dauerte einige Zeit, ehe die Aufklärung erfolgte, so geschickt hatte die Unbekannte dagegen vorgearbeitet, und bei der traurigen Entdeckung der Wahrheit war nicht allein das Seidenzeug, sondern auch die Ladendiebin spurlos verschwunden. Auch hat man See- oder Flußräuber entdeckt; auf einem Kahn umschiffte eine Diebsbande die Ufer des alten Stadtgrabens und wußte durch Abzugskanäle in verschiedene Waarenlager zu dringen. — Vor einigen Monaten machte das Verschwinden eines der fashionabelsten Bankiers großes Aufsehen. Die Sache war einfach; er war durchgegangen, und nur zweifelhaft ist noch heute, ob mit dem anvertrauten Gelde oder nur mit Schulden. Mehr Aufsehen machte, daß Phillippi, ein Mann, der doch auf solche Dinge vorbereitet seyn mußte, sich in London, nein schon auf dem Schiffe, das ihn nach Amerika tragen sollte, also wo er im völligen Asylrechte war, von den Justizbeamten, die ihm nachgeschickt worden, bereden und nach Berlin ohne Widerstand zurückführen ließ. Die Sünde mußte schon alle moralische Kraft in ihm erschöpft haben, wie sich jezt zeigt; er ward vor Kurzem wahnsinnig und ist vor einigen Tagen gestorben, wie verlautet, ohne Enthüllungen gemacht zu haben.

Hamburg, Januar.

Winter und Ueberschwemmung. — Bloomercostüm. — Aus der Gesellschaft.

Wir leben in den trüben, melancholischen Tagen, die bei uns oft, wie in England, fast den ganzen Winter anhalten. Selten nur dringt ein Sonnenstrahl durch den Wolkenschleier, tagelang anhaltende Regengüsse und Schneeschauer lassen die Straßen und Regenschirme nicht mehr trocken werden, und es wehen die heftigen Nordweststürme, die so vielen Schiffen in der Nähe der Küsten den Untergang bringen, in Hamburg aber das Uebertreten der Elbe und der mit ihr zusammenhängenden Kanäle verursachen. Steigt die Fluth bis zu einer bestimmten Höhe, so werden die Bewohner der bedrohten Stadttheile durch Schüsse, welche sich bei dem ferneren Steigen des Wassers wiederholen, gewarnt, und alsbald sieht man Küchen, Keller und Unterhäuser in höchster Eile ausräumen. Am schlimmsten ergeht es dabei den zahlreichen Kellerbewohnern, welche nicht selten genöthigt sind, mitten in der Nacht mit allen ihren Habseligkeiten aus ihrer Behausung zu flüchten, um nicht alles der Zerstörung preisgegeben zu sehen, und auf der Diele des über dem Keller liegenden Hauses ein augenblickliches Asyl zu suchen, das der Besitzer ausdrücklich verpflichtet ist, ihnen in diesem Fall zu gewähren. Für diejenigen, welche die überschwemmten Straßen passiren müssen, stehen außer den gewöhnlichen Droschken große Blockwagen, welche die Leute für einen oder wenige Schillinge aufnehmen, so wie auch Arbeitsleute mit hohen Wasserstiefeln, die hier die Rolle des großen Christoph übernehmend, ihre Schultern für Geld und gute Worte zur fliegenden Brücke hergeben. Doch erreicht mitunter die Fluth eine solche Höhe, daß diese Beförderungen nicht ausreichen und man genöthigt ist in Booten durch die Straßen zu fahren. Nach einigen Stunden, wenn die Ebbe eingetreten ist, fängt das Wasser an abzulaufen, und sogleich sind tausend Hände beschäftigt, die Spuren der Verwüstung zu vertilgen und das Wasser auszuschöpfen, worauf die nassen Keller ohne weiteres sogleich wieder bezogen werden. Die armen Leute, welche nach so viel Unruhe und Anstrengungen nicht einmal ein trockenes Obdach finden, sind sehr zu bedauern; indessen ist der Hamburger zu seinem Glück eine wahre Amphibie, und was andern Krankheiten aller Art bringen würde, zieht ihm höchstens einen Schnupfen zu. Je stärker es vom Himmel gießt, um so wohler fühlt er sich und erträgt deßhalb auch ruhig sein „hoch Wasser," wie er es nach altem Brauch unabänderlich nennt, so viel auch schon über diesen Uebelstand geschrieben und zur Abhülfe aufgefordert worden ist, welche ungefähr eine Million Mark, eine für Hamburg geringe Summe, kosten würde. Ein weit größeres Mißgeschick ist in Hamburg ein strenger und anhaltender Winter; denn sobald die Elbe zufriert, stockt der Handel und damit auch der Erwerb, in Folge dessen sich bei der ärmeren Volksklasse bald Noth einstellt. Dazu kommt, daß selbst der reiche Kaufmann, sobald er nichts verdient, auch nichts für Vergnügungen und Luxusgegenstände ausgibt, und daher sogar Theater und Weihnachtsmarkt die Wirkung des Frostes empfinden müssen. Dann seufzt und klagt alle Welt, als stände der Feind vor den Thoren, und verwünscht die natürliche Blokade, welche mehr Schaden verursacht, als zu ihrer Zeit die dänische.

Das Bloomercostüm ist hier bereits ein Gegenstand der Spekulation geworden. Die Wirthe der Reunions und anderer Tanzsäle kündigen Bälle im Bloomercostüm an, wobei es sich indessen schon ereignet hat, daß die zahlreich dadurch herbeigezogenen Herren arg getäuscht wurden, indem statt der angekündigten hundert Damen — man erräth aus welcher Klasse — nur etwa sechs bis acht erschienen. Uebrigens findet die neue Tracht — mit Ausschluß der Pantalons — schon vielen Anklang, und zwar ist es vorzugsweise der weibliche Beaumonde, der sie angenommen hat, so daß das elegante Magazin von Printz und Gerlach auf dem Neuenwall, in dem die neuen Anzüge zuerst ausgestellt waren, kaum den zahlreichen Bestellungen zu genügen im Stande ist. Sonst pflegen die Hamburger Damen sich mit der Annahme der neuen Moden nicht zu beeilen, wie überhaupt alle Neuerungen hier schwer Eingang finden. Eine gewisse, der Bevölkerung eigenthümliche Schwerfälligkeit, eine dem Hamburger angeborene Nüchternheit und Phantasielosigkeit hält ihn ab, das Neue mit Eifer zu ergreifen, auf welchem Gebiet sich dieses auch zeigen möge. Diese Nüchternheit äußert sich sowohl im geringen Kunstsinn, wie in der ganzen Lebensweise der Hamburger. So findet man selbst in den Häusern der Millionäre wohl viel gediegene Pracht in der Einrichtung, aber alles ist etwas massiv und plump, und umsonst würde man sich nach jenen graciösen Erfindungen des Luxus umsehen, durch welche ein ächt aristokratischer Geschmack seine Umgebung zu verschönern weiß. Dasselbe gilt von den Festen, die von diesen Geldmännern veranstaltet werden, wobei es sich am Ende fast immer nur um's Essen handelt. Als besondere Curiosität kann in dieser Beziehung ein Diner gelten, das voriges Jahr im Hôtel de l'Europe stattfand, wobei das Couvert acht Louisd'or kostete. Alle Seltenheiten und Kostbarkeiten der Gastronomie waren da zu finden, aber der Wirth glaubte damit seinen Verpflichtungen und seinem Ehrgeiz nicht genügt zu haben, und um sich selbst zu übertreffen, ließ er — so erzählt wenigstens das Gerücht — als der Nachtisch verzehrt war, von neuem auftafeln, und ein zweites Diner aus eben so viel Gängen, aber andern Gerichten bestehend, serviren. Die Damen sind freilich weniger materiell und mögen ihren Männern immerhin „himmlische Rosen in's irdische Leben" flechten,

ja, man muß es den Hamburgerinnen der höheren und mittleren Stände ausdrücklich nachrühmen, daß sie sich durch Sittlichkeit und häusliche Tugend auszeichnen; aber liebenswürdig sind sie im Ganzen genommen auch nicht, und wie man alles Gute übertreiben kann, wird die Beobachtung der Sitte und des Anstandes bis zu ängstlicher Prüderie gesteigert, welche sich im geselligen Verkehr als störendes Hemmniß geltend macht, den Gesichtskreis beengt und keine freiere Auffassung der Welt und des Lebens zuläßt. Selbst an die Erzeugnisse der Kunst wird dieser kleinliche Maßstab gelegt und führt manchmal zu den lächerlichsten Extremen. So war ich eines Tags sehr überrascht, als eine Dame, welche mehrere schöne Gypsabgüsse der berühmtesten Antiken besizt, mir ihre Sammlung zeigte. Da ihr Schicklichkeitsgefühl am Costümmangel der griechischen Götter und Helden Anstoß nahm, hatte sie ihnen Kleider von weißem Calico machen lassen, aus denen die armen Epigonen einer großen Vergangenheit wie hülfeflehend herausschauten.

Im Allgemeinen herrscht gegenwärtig große Stille, sowohl im öffentlichen als künstlerischen Leben, und die Tageblätter nehmen in der Verlegenheit um Stoff ihre Zuflucht zu den kleinen Vorfällen, welche sich in jeder großen Stadt täglich ereignen, wie man denn z. B. das Vergnügen hatte, eine ganz gewöhnliche uninteressante Diebsgeschichte mit höchster Ausführlichkeit die Runde durch alle Blätter machen zu sehen. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eines alten Brauches zu erwähnen, der sonst wohl in keiner deutschen Stadt bestehen dürfte. Ist ein Diebstahl mit Einbruch verübt worden, und es gelingt den Schuldigen zu ergreifen, so wird er unter polizeilicher Escorte an den Ort geführt, wo er die That begangen, und muß hier das Experiment des Hineinkletterns, Ueberspringens und Durchschlüpfens gleichsam zum erbaulichen und lehrreichen Beispiel für die Straßenjugend wiederholen, welche natürlich nicht verfehlt in Schaaren diesem interessanten Schauspiel zuzuströmen, wenn es heißt: „Ein Dieb macht die Probe.“ Einmal geschah es aber, daß der Uebelthäter bei diesem Experiment, als er eben auf einer Leiter eine hohe Planke erstiegen hatte, mit den Worten: „darauf zog ich die Leiter herauf und suchte das Weite,“ zum Schrecken der Polizeibeamten und unter dem Gelächter des Volks wirklich das Weite suchte.

Von der Wupper, December.

Der Dom zu Altenberg. — Elberfelder Gesellschaft. — Literatur.

Nicht weit von Remscheid und Solingen, einige Stunden weiter im Thale der Dhün, liegt eine der berühmtesten und merkwürdigsten Kirchen des bergischen Landes. Es ist der bergische Dom zu **Altenberg**, eine Klosterkirche im reinen gothischen Styl, die, nachdem man sie am Ende des vorigen und im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts der Vergessenheit und der Zerstörung überlassen hatte, in den lezten Decennien wiederum ein Gegenstand der Bewunderung geworden ist. Die ehemalige Cisterzienserabtei Altenberg war weit und breit berühmt durch Reliquien und Wunder. Gegründet wurde die Abtei im zwölften Jahrhundert vom bergischen Grafen Eberhard. Dieser Fürst hatte sich mit seinem Bruder Adolf einem Heerzuge des Herzogs von Limburg gegen den Herzog von Brabant angeschlossen. Die Fehde nahm einen so blutigen Auszang, daß Eberhard dadurch auf's tiefste erschüttert wurde, im Jahr 1133 das Kloster zu Altenberg stiftete und hier, wie später sein Bruder Adolf, seine Tage als Klosterbruder beschloß. Als im Jahr 1248 der Grundstein zum Kölner Dom gelegt wurde, faßte der dort gegenwärtige Abt von Altenberg, Eberhard, den Entschluß, eine ähnliche Kirche in Altenberg erbauen zu lassen; im Jahr 1255 legten Adolf von Berg, sein Bruder Walram III. von Limburg und sein Schwager Konrad von Hochsteden, Erzbischof von Köln, den Grundstein zu dieser Kirche. Am Ende des Mittelalters sank das einst durch Reichthum und Frömmigkeit berühmte Kloster in Schulden und üppiges Leben; 1467 wurde der damalige Abt, Freiherr von Schlebusch, abgesezt und zum Nonnenbeichtvater in Liebesberg ernannt, »quin magis saeculo addictus quam religioni;« im Reformationszeitalter brachen die Mißhelligkeiten auch unter den Unterthanen des Klosters aus, indem schon 1534 die Einwohner von Solingen verlangten, man solle „den Kirspelslüyden des heren wort treulich vysdeilen und vürtragen." Der dreißigjährige Krieg und die Raubkriege Ludwigs XIV. verschonten auch Altenberg nicht; aus der Zeit des siebenjährigen Krieges klagt die Chronik, daß die Landleute die Preußen als ihre Freunde empfangen und sie mit großem Jubel in das Kloster Altenberg zur Verpflegung geführt hätten. Im Jahr 1803 wurde die Abtei aufgehoben, die Besitzungen für bayerisches Staatseigenthum erklärt, die Kostbarkeiten fortgeschleppt, die prachtvollsten Glasgemälde durch gewöhnliches Glas ersezt und im Klostergebäude eine Fabrik angelegt. Diese ging 1815 in Feuer auf; das Klostergebäude wurde gänzlich, die angrenzende Kirche zum Theil zerstört. Mehrere Besuche preußischer Prinzen retteten den Dom in der folgenden Zeit vor gänzlicher Zerstörung; 1834 gab Friedrich Wilhelm III. die Summe von 22,000 Thalern zur Wiederherstellung der Kirche unter der Bestimmung, daß sie fortan eine Simultankirche seyn solle. Die Summe reichte nicht aus; Schinkel hatte den Kostenanschlag vermuthlich so niedrig gemacht, um den sparsamen König nicht von vorne herein abzuschrecken. Erst nach Aufwendung einer Summe von ungefähr 100,000 Thalern konnte am 22. September 1847 im Dom das Fest der Wiederherstellung gefeiert werden, zu dem sich der König von Preußen mit mehreren Prinzen und der König von Bayern einfanden. Dem Gottesdienst ist die Kirche bis jezt nicht übergeben; Ursache davon ist die erwähnte Anordnung des vorigen Königs, daß die Kirche eine Simultankirche seyn solle. — Es ist hier nicht der Ort, auch bin ich nicht im Stande eine ausführliche Charakteristik der Kirche zu geben, erwähne jedoch, daß dieselbe auf einer Grundfläche von 27,000 Quadratfuß in der Form eines Kreuzes erbaut ist. Die Kirche im engeren Sinne besteht aus einem Mittelschiff und zwei Seitenschiffen; das Mittelschiff ruht auf vierzehn schlanken und 82 Fuß hohen Säulen. Von den nördlich und südlich heraustretenden Kreuzflügeln hat nur der nördliche ein Mittelschiff von gleicher Höhe mit dem Hauptschiff der Kirche, während der südliche, der sich früher an die Klogebäude lehnte, nur Ein Schiff hat. Das Mittelschiff des Chors wird von zwölf ähnlichen Säulen wie das Mittelschiff der Kirche getragen; der Circuitus neben dem Chor korrespondirt mit den Seitenschiffen der Kirche. Die Länge des Kirchenschiffes beträgt 125, die Breite 81 Fuß. Merkwürdig sind die zahlreichen Grabschriften von Leichen, die in der Kirche beigesezt sind. Es ruhen dort die früheren Landesfürsten, die Grafen und späteren Herzoge von Berg, eine Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles und mehrere Erzbischöfe von Köln. Montanus, ein Pseudonymus, hat in seiner Beschreibung von Altenberg die Grabschriften zusammengestellt. Unter denselben ist mir besonders die von Adolf VIII. aus dem Jahr 1348 aufgefallen, weil sie ein so inniges Naturgefühl athmet, wie selten Gedichte aus dem Mittelalter. Es beginnt nämlich die Inschrift nach der Uebersetzung aus dem Lateinischen:

„In der ergötzlichen Zeit, als mild aufsproßte der Frühling.
Nachtigallengesang viel liebliche Weisen der Welt gab,
Stürmt' aus ödem Gebiete daher und drängte der Ostwind
Alle das blühende Land, dort fördernd Verwirrung und Aufruhr."—

läßt dann die Erzählung vom Tode Adolfs folgen und die Aufforderung an den Abt:

„Stimme das Klagelied an vor allen den Ordensgenossen
Klaghall breche hervor, es umfange das Leid die Gemüther,
Freudengetöne verhalle, es sing' Grablieder der Uhu;
Jedes Geschöpf, tiefsenkend das Haupt, schleich winselnd umher jezt,
Alles, was lebt, wehklage; der Tod jezt schrecket das Weltall."

Die Inschriften der folgenden Zeit sind pure Prosa gegen dieses Klagelied, in welchem der Frühling, die Thiere und die Menschen trauern sollen um den Helden, der vom wilden Kriegsgetümmel dahin gerissen wurde.

Das gesellige Leben in **Elberfeld** concentrirt sich zur Zeit in den geschlossenen Gesellschaften; Regen und Schmutz verhindern das Spazierengehen. Die Zahl jener Gesellschaften ist im Verhältniß zu andern Städten bedeutend. Im Casino versammeln sich überwiegend die reicheren Kaufleute und Fabrikanten, spielen Karten und trinken vielleicht gar Zuckerwasser. Rheinisches Leben dürfte verhältnißmäßig am meisten in der „Erholung" anzutreffen seyn, eine Gesellschaft, die sich bereits im vorigen Jahrhundert unter dem Titel „Elberfelder neue Lesegesellschaft" gebildet hat. Man pflegt dort nur Wein zu trinken, wie in einer dritten Gesellschaft, der „Genügsamkeit," überwiegend Bier getrunken wird. Die Auswahl der politischen und belletristischen Zeitschriften ist in diesen Gesellschaften fast durchweg schlecht. Das Casino hält z. B. nicht einmal die Augsburger Allgemeine Zeitung, nicht die Neue preußische Zeitung, nicht das Morgenblatt, anderer Blätter nicht zu gedenken; Erholung und Genügsamkeit haben etwas mehr Verstand, daher Sie dort auch die Neue preußische Zeitung und das Morgenblatt finden; ja, es scheint sogar, daß in der Erholung die Allgemeine Zeitung im nächsten Jahre Eingang finden wird. Ein Börsenblatt, die Elberfelder, die Kölnische Zeitung und etwa noch die „Elegante" reichen für die Bedürfnisse aus. Man kann nicht sagen, daß gerade sehr wenige Blätter gehalten werden, aber es sind vielfach solche, die niemand liest. So werden in der Erholung die Breslauer Zeitung, der Wanderer, der Lloyd u. s. f. gehalten, Zeitungen, um die sich niemand kümmert, während die Allgemeine Zeitung, wenn auch ihr politischer Theil der hiesigen Bevölkerung nicht mundet, ihrer Vollständigkeit und ihrer Beilagen halber die Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte. Die Berliner Zeitungen werden hier wenig beachtet; die Spenersche ist mir seit meinem hiesigen Aufenthalte nur ein einziges mal, die Vossische noch gar nicht zu Gesicht gekommen. Das Morgenblatt scheint nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande viel gelesen und von kleineren Lokalblättern benuzt zu werden. Kladderadatsch ist überall zu finden, obwohl er seit geraumer Zeit nicht mehr das ist, was er früher war. Dieselbe Verbreitung haben die Münchener fliegenden Blätter.

Die Aenderungen in der rheinischen Presse, wovon ich in meinem lezten Briefe berichtete, sind nicht durchgeführt worden, abgesehen von dem Umstande, daß die Kölnische Zeitung alles aufbietet, um die verscherzte Gewogenheit der Regierung wieder zu gewinnen. Die Neue preußische Zeitung hat richtig geweissagt, als sie bei der Versetzung des Herrn v. Kleist-Retzow nach der Rheinprovinz behauptete, daß der neue Oberpräsident die Kölnische Zeitung nicht auf den Mund, sondern auf das Porte-Monnaie klopfen werde; das sey die alleinige verwundbare Stelle dieser Zeitung. Der Redaktionswechsel bei der Elberfelder Zeitung ist am Ministerium gescheitert, der Plan zur Gründung einer neuen Zeitung in Köln gänzlich aufgegeben; nur die Bethman-Hollwegsche Partei hat, wie Sie wissen, ihren Plan, wenn auch in bescheidener Weise, ausgeführt. Die früher erwähnte rheinisch-westphälische Zeitschrift von Günther wird einschlafen. Günther hat ein Buch über weibliche Erziehung geschrieben: „Briefe an eine Mutter über die wichtigsten Mängel in der jetzigen Erziehung der Töchter höherer Stände." Es wird dasselbe vielfach gelobt, namentlich von solchen, die ein Gewicht auf das religiöse und sittliche Moment in der Erziehung legen. Von dem Direktor des Gymnasiums, Bouterwek, ist ein angelsächsisches Glossar mit Wörterbuch erschienen; zur Zeit arbeitet derselbe, wie ich höre, an einer neuen Ausgabe des Beowulf, eines angelsächsischen Heldengedichts, das bekanntlich im Jahr 1839 zuerst von Leo herausgegeben wurde. Von dem Direktor der Realschule, Philipp Wackernagel, ist bereits im Anfang dieses Jahrs erschienen: „Edelsteine deutscher Dichtung und Weisheit im dreizehnten Jahrhundert." Die Vorrede verlangt, daß der alleinige Gegenstand des Unterrichts in der Muttersprache die Nationalliteratur sey, und daß der Unterricht in der Muttersprache auf höheren Schulen die Einführung des Schülers in die germanistischen Studien zum Zweck habe. Vortrefflich ist die Bearbeitung des Nibelungenliedes. Die Ihnen vielleicht bekannte „Tröst-einsamkeit in Liedern," gesammelt von Philipp Wackernagel, hat die zweite Auflage erlebt. Hinzugekommen sind mehrere schöne Lieder; ich erwähne z. B. das herrliche Weinlied: „Was schiert mich Reich und Kaiserprunk mit all den bösen Plagen," von Drunborn. Ich kenne kein Volkslied aus neuerer Zeit, dem man dieses Gedicht nicht ebenbürtig an die Seite stellen könnte. Wie überraschend ist es schon, daß der Dichter dem Kaiser Wenzeslaus eine so poetische Seite abzugewinnen weiß! Und wie naiv und rührend ist der Uebergang von dem Berichte Ruprechts von der Pfalz, daß auch der Bacheracher nicht schlecht schmecke:

> „Und als der Kaiser Wenzel das
> Und all die Herrn vernommen,
> Da ließen sie von dort ein Faß
> Des edlen Weines kommen;
> Und sezten sich früh Morgens dran
> Und schenkten ein und stießen an."

Bei dem Namen Wackernagel fällt mir noch ein, daß derselbe mit dem Gemeinderathe der Stadt Elberfeld in Conflict über die deutsche Orthographie gekommen ist, ein Conflict, der zur Zeit in ähnlicher Weise in Newyork in Bezug auf die Orthographie Websters ausgebrochen ist. Wackernagel will nämlich das ß überall da gebraucht wissen, wo nach dem Gesetze der deutschen Sprache und der Lautverschiedung die Aspirata stehen muß, ss aber nur, wenn die Verdoppelung der Spirans s eintritt. Das Wort edo lautet im Niedersächsischen „äten," im Hochdeutschen also „eßen," und nicht „essen." Ferner soll der Genitiv die ihm gebührende Spirans erhalten, man soll also schreiben deßwegen, deßhalb u. s. f.; das h als Dehnungszeichen soll möglichst beschränkt werden und ebenso endlich die Herrschaft der großen Buchstaben, lezteres namentlich bei adverbial gebrauchten Substantivis. Das will Wackernagel, das will aber nicht der Gemeinderath von Elberfeld, so daß gegenwärtig die Sache dem Provinzialschulkollegium in Koblenz zur Entscheidung vorliegt.

Neuerdings hat sich hier ein Schachclub gebildet, der mit dem Schachclub zu Crefeld alsbald feierlichst einen Wettkampf eingegangen ist. Der wissenschaftliche und der naturwissenschaftliche Verein suchen die wenigen wissenschaftlichen Capacitäten unserer Fabrikstadt ab und zu zu vereinigen. Der Kunstverein, über dessen Entstehen und Gedeihen ich zu seiner Zeit sorgfältig Bericht erstattet habe, hat vor einigen Wachen zum erstenmal Gemälde verloost, und zwar für 2500 Thaler, die auf 500 Actien vertheilt worden waren. Wenn der Verein jährlich für mehrere tausend Thaler Gemälde ankaufen kann, so läßt sich erwarten, daß außerhalb Elberfelds wohnende Künstler ihre Arbeiten mit größerer Bereitwilligkeit als bisher nach Elberfeld schicken. Ueber den Absatz der Fabriken wurde in der lezten Zeit sehr geklagt; mehrere tausend Hände sollen ohne Beschäftigung seyn. Die lezten Ereignisse in Frankreich scheinen indeß das Vertrauen wieder heben zu wollen, daher auch die Pariser Nachrichten von unsern Geldmännern mit großer Befriedigung vernammen wurden. Man lebt von der Hand in den Mund: gut alsa, daß das Jahr 1852 varüber ist. Der Besitzer des Johannisberges hat var einiger Zeit zum zweitenmal fallirt; ein anderer Wirth hat mittlerweile auf einer andern der die Stadt umgebenden Anhöhen ebenfalls ein Lakal für Cancerte eröffnet. Der Saal dieses neuen Vergnügungslokales mag nach ungefährer Schätzung fünfzehn bis achtzehnhundert Menschen fassen. Die Creditoren des Besitzers des Johannisbergs haben, um diesem Concurrenten entgegen zu treten, mit der Madame Welß unterhandelt, in Falge dessen dieselbe hier mit 48, schreibe acht und vierzig Balletttänzerinnen erscheinen wird, um den Elberfeldern etwas vorzutanzen. Achtundvierzig Ballettänzerinnen in Elberfeld in der Christzeit, das ist starker Tabak!

Dresden, Januar.

Neujahrsfeier. — Theater. — Aus der Gesellschaft. — Städtisches

Der Jahreswechsel hat uns dießmal außer dem neuen Zeitdatum auch manches andere Neue gebracht, das wir bisher bei der Neujahrsfeier selbst nicht gewohnt waren. Kaum hatte in der Silvesternacht die weittönende Uhrschelle des Kreuzthurms, um deren Klang uns andere Großstädter beneiden, ihre langsamen zwölf Schläge nachsummend beendet, als sich aus allen Theilen der Stadt, vielen unerwartet, das harmonische Glockengeläute der gesammten Kirchen erhob, und hier die lauten Freudenrufe auf der Straße, dort die aus den Fenstern schallenden Gesänge feiernder Schülerchöre oder Gesellschaftszirkel in erhaben ernsten Tönen begleitete. Der Eindruck war erbaulicher, als bei mancher der verordneten Predigten, die nun schon seit etlichen Jahren stiftungsmäßig am Silvesterabend in der evangelischen Hauptkirche gehalten worden sind. Die helle Beleuchtung des großen Gotteshauses zog dabei immer eben so viel Schaulustige als Andächtige herbei, und die Feier hätte für alle wohlthätig erhebend oder anregend werden können. Aber die Reihenfolge der bei unsern Gottesdiensten nun einmal unentbehrlichen Kanzelredner hat natürlich nicht jedesmal günstig getroffen, und ihre Aufgabe, die Hauptereignisse des Jahres in christlichem Geiste zu besprechen, ist nicht immer mit gehörigem Takte gelöst worden. Hatte man doch z. B. im Jahr 1832 Goethe's Tod mit dem Ableben eines hiesigen Pfarrers unvermittelt zusammengestellt. Aehnliche Mißgriffe werden noch manche erzählt; sie haben dem Ruf dieser Jahresschlußfeier geschadet, und die wohlgemeinte, anfänglich mit Freuden aufgenommene Anordnung noch nicht den gehofften Segen bringen lassen. Dagegen fand jenes neueingeführte mitternächtliche Glockengeläut allerseits dankbare Anerkennung; selbst einzelnes unartige Gebaren auf der Straße that seiner überwältigenden Wirkung keinen Eintrag. — Auch der Neujahrscour bei Hofe, die dießmal ohnehin des Landtags und anderer Zeitverhältnisse wegen ungewöhnlich zahlreich und glanzvoll war, soll noch ein neuer Zuwachs bestimmt gewesen seyn. Der Bürgermeister der Stadt, früher erst nach so langem Zögern von der Regierung bestätigt, hatte schon bei der Christbescheerung der armen Schulkinder unserer gewöhnlich dabei anwesenden Königin und Landesmutter, als sie den Saal verließ, ein Vivat zugerufen, das sich nach der gottesdienstlichen, mit Predigt und Gesang verbundenen Abendfeier etwas seltsam ausnahm. Passender wurde von Seiten des Stadtraths und der Stadtverordneten zum erstenmal eine Neujahrsbeglückwünschung des Königs eingeleitet. Aber die dazu Ausersehenen, je drei aus beiden Collegien, erhielten, da der Zeitung zufolge für den Neujahrstag das Hofprogramm schon geschlossen war, nicht bei der allgemeinen Cour der Hoffähigen sondern Tags zuvor besondern Zutritt, und mit der Huldigungsrede, die den Kerngehalt eines Vivat etwas schwerfällig entwickelte, hatte der Wortführer den meisten Hörern und Lesern wieder nicht zu Dank gesprochen. Man ist nun begierig, wie die patriotischen Vorträge der Gymnasialrektoren und erlesener Klassenschüler ausfallen werden, da künftig nach einer nächstens erwarteten und schon lange besprochenen Ministerialverordnung der Geburtstag des Königs (18. Mai) auch in Sachsen wie in dem großen Nachbarlande in allen höhern Lehranstalten mit Schulactus gefeiert werden soll.

Unser Hoftheater, neben einem Puppenspiel in der entlegenen Antonstadt jezt die einzige Schaubühne in Elbflorenz, hat sich ebenfalls berufen gefühlt, das neue Jahr mit neuen Unternehmungen zu begrüßen. Shakespeares Comödie der Irrungen war schon im November vorigen Jahrs mit großem Erfolg (die Wiederholungen dauern noch jezt fort) in Scene gesezt worden. Die beiden Zwillingspaare könnten nirgends glücklicher dargestellt werden als hier von den Gebrüdern Devrient und zwei Komikern, deren einer den andern recht gut copirt. Von andern gelungenen Griffen in den dramatischen Schatz des Britten habe ich schon früher geschrieben. Ob man sich aber nach diesen Successen (»successus allicit improbos«) auch an Shakespeares „Antonius und Cleopatra" wagen durfte, bleibt auch nach dem erträglich gerathenen Versuche noch immer sehr die Frage. Es ist zum Erstaunen, wie jezt einem noch wenig bewährten Günstling des Theaterintendanten manches gelingt, womit früher Ludwig Tieck, als er noch der Unsrige war, nimmermehr durchgedrungen wäre. Dr. Julius Pabst, ein von der Theologie zur schönen Literatur übergegangener Candidat, Verfasser des früher beschriebenen Vermählungsfestspiels und der auch schon erwähnten Kritik Ammons, seit Kurzem durch den Text zur Oper seines Bruders August Pabst: „die lezten Tage von Pompeji," in den hiesigen Kreisen etwas bekannter geworden, am bekanntesten aber seit einem von ihm geschilderten Naturereigniß als sogenannter „Pillnitzer Plinius —" dieser Mann also hat es unternommen, nach Baudissius (von Tieck aufgenommener) Uebersetzung jene dialogisirten Plutarch-Anekdoten Shakespeares, die ja auch bei den Bewunderern des Meisters nicht zu seinen kanonischen Werken zählen, troz der 38 Scenenwechsel, mit Abzug einiger Personen und Partien, in sechs Akte vertheilt, bühnengerecht zuzurichten. Auf dem Theaterzettel war der Diaskeuast neben dem gleichfalls nicht unerwähnten Decorationsmaler auch als Vorzeichner des „Mausoleum" genannt. Die Bayer als Cleopatra und E. Devrient als Marcus Antonius sollen hauptsächlich das Stück gehalten

und oft auch Beifall hervorgerufen haben. Aber die Stimmen der davon Zurückkehrenden blieben getheilt. Ich habe die Aufführung nicht mit ansehen, auch die Kritiken der Blätter nicht lesen können. Die leztern müssen aber scharf und bitter gewesen seyn, da im Anzeiger eine (vielleicht halbofficielle) Vertheidigung erschien, die sich auf beifällige von Berlin und andern Orten schon ergangene Anfragen berief.

Die große Weltbühne Frankreichs scheint auch für unser sächsisches Stillleben nicht ohne vorbildlichen Einfluß zu bleiben. Wir führen hier Einiges von den Tänzen im Kleinen auf, die dort im Großen zu schauen sind. Die für die französischen Jaherrn nun entschiedene Soldatenherrschaft kann zwar unter unserer anerkannt milden Regierung nicht aufkommen. Auch benehmen sich unsere Offiziere in den geselligen Cirkeln ganz bescheiden und machen sich nur überall zahlreicher als jemals sichtbar. Aber Excesse des höhern und niedern Militärs gegen Civilisten wollen wenigstens auf der Straße noch immer nicht aufhören. Vor Kurzem wurde wieder von einem solchen erzählt, wobei ein schuldloser Bürger nur mit einer starken Hiebwunde entkam, und seit Ende 1849 ist dieß schon das vierte oder fünfte Beispiel. Mehr Lachen aber als Unwillen erregte der brutale Angriff eines unserer Zeitungsredaktoren, des selbst den Regierungsbeamten beschwerlichen und verdächtigen Advokaten E., auf die bei uns (wie schon Th. Hell's sächsische Großmeisterschaft darthun mag) gewiß sehr harmlosen Freimaurer. Merkwürdig genug ergingen diese Angriffe der „Freimüthigen Sachsenzeitung" ganz gleichzeitig mit denen des französischen ultramontanen Univers. Es entspann sich ein Kampf darüber, der auch zu den uneingeweihten Lesern des Anzeigers hinaus drang. Einzelne angesehene und hochgestellte Glieder des Bundes fanden sich veranlaßt auszutreten, zu „decken," wie die Maurersprache sagt. Aber das Publikum und die Künstlerlaune nahmen die Sache leichter. Seit Kurzem liegt in den Buchladen mit der Unterschrift „der Freimüthige" das Bild eines wilden Stieres aus, der mit dem Brett vor der breiten Stirn gegen das Geländer und die Sphinxe der Loge in Ostra anrennt. — Von der wiedergekehrten Fröhlichkeit und Lebenslust soll nächstens ein großer Maskenball in der „Harmonie" Zeugniß geben, zu welchem man auch die jüngeren Prinzen und Theilnehmer oder Theilnehmerinnen aus andern Cirkeln der Mittelklasse eingeladen hat. Merkwürdig erscheint mir dabei eine Geschmacksverirrung, worin sich die Bequemlichkeitsliebe sprechend ausdrückt. Zu den leichten und darum beliebten schwarzatlassenen Halbmasken wollen nicht bloß die Dominos, sondern auch, wo man nur hinhört, fast alle Charakterfiguren erscheinen. Welch einen Anblick muß das geben, wenn diese buntfarbigen Gestalten sämmtlich mit dem einförmigen schwarzen Klecks vor dem Gesichte zusammenströmen!

Wichtiger aber als dieß alles, wenn auch zunächst nur von städtischem Interesse, ist die jüngst angekündigte, lang ersehnte Vollendung einer Gemeindeanstalt, die eine große Wohlthat für die Stadt werden kann. Der geniale Techniker, Commissionsrath Blochmann, Bruder des bekannten Pädagogen, hat sich auch dadurch, wie früher durch die Gasbeleuchtung und manche von ihm eingeführte Bequemlichkeiten in den Privathäusern, so sehr um uns verdient gemacht, daß man die vielbeseufzte Erhöhung der Stadtabgaben (die Landessteuern sind uns schon wieder gedoppelt auf drei Jahre hinaus angekündigt) endlich wird verschmerzen können. Seit mehreren Jahren schon war am Elbufer ein Bohrwerk für Steinröhren angelegt, dessen Einrichtung die Bewunderung aller Kenner erregt haben soll. Aus diesem ist das nun fertige Steinröhrenlager hervorgegangen, das statt der bisherigen Holzröhren, deren häufiges Schadhaftwerden oft mit Pflasteraufreißen u. dgl. belästigte, die Wasserleitung der ganzen Stadt aufnehmen wird. Das Werk ist zu 140,000 Thaler veranschlagt gewesen, hat aber nach schließlicher Berechnung über 400,000 gekostet.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 5. 1. Februar 1852.

So hallow'd and so gracious is the time,
Wherein our Saviour's birth is celebrated.
Shakespeare.

Lübeck in der Weihnachtszeit.

Jeder Narr hat seine Kappe, jedes Volk seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche. In Deutschland, dem allzuviel gegliederten, gibt es, wie fast zu viele eigenen und Eigensinn beherbergende Köpfe, so noch mehr Sitten und Gebräuche, deren Nichtvorhandenseyn uns jedenfalls weniger schaden würde als der Mangel einigen Wollens, einigen Handelns und vernünftigen, sich selbst besiegenden Unterordnens unter ein machtgebendes höchstes Gesetz. Zu diesem großen Sitten- und Gewohnheitschaos zähle ich auch die in der freien und Hansestadt Lübeck übliche Weihnachtsfeier, d. h. die Tage, welche zwischen dem 23. December und dem 6. Januar mitten inne liegen.

Außerhalb der lübischen Grenzpfähle hört man nicht immer Löbliches von den Bewohnern des alten Hansasitzes sprechen. Es ist die Meinung ziemlich weit in Deutschland verbreitet, daß, was da wohl lautet, was in das Gebiet feinerer geistiger Genüsse gehört, innerhalb der Ringmauern der freien Reichsstadt mindestens nicht immer heimathberechtigt sey. Ob dieß ein böser Leumund ist, oder ob nur irgend ein schadenfroher Schalk sich einen Scherz mit den guten Bewohnern der Travestadt hat machen wollen, kann hier des Weiteren nicht erörtert werden. Behaupten nur läßt sich mit Fug und Recht, daß durch volle eilf Monate im Jahre die Solidität in dieser Stadt solider nicht wohl zu denken ist; daß Jedermann fein ehrbar und bescheiden als Staatsbürger seine Tage so zubringt, wie es besser die krittlichste Regierung nicht beanspruchen darf, und daß ob solchen musterhaften bürgerlichen Lebens manches Kräutlein, das anderwärts im deutschen Vaterlande längst verwelkt und als Staub dem Weltall zurückgegeben worden ist, hier gleichsam als antediluvianische Pflanze zum Erstaunen Vieler noch grünend und blühend anzutreffen ist.

Der Geist des modernen Fortschritts, den ich als volksbeglückenden Weltheiland nicht unbedingt preisen, noch weniger anbeten mag, nennt ein derartiges Leben in alten Geleisen veraltet, unzeitgemäß, wohl auch philisterhaft, und es darf zugegeben werden, daß sich von allem etwas recht wohl erhalten bis heute in Lübeck vorfindet. Nur einen, freilich kurzen Abschnitt im Jahre gibt es, wo die Lübecker frei von jeglichem Zwange, welcher Art derselbe auch sey, frei, nicht etwa bloß wie gewöhnliche Republikaner, sondern frei wie Abkömmlinge der seligen Götter dahin leben. Diese Zeit maßlosen Glücks, ungeahnter

Freuden, über- und unterirdischer Genüsse beginnt am 23. December jeden Jahres Nachmittags Glocke vier Uhr, und dauert mit sehr kurzen Momenten der Ruhe bis tief in die Nacht des 5. Januar hinein.

Der Eingeborene sagt mit streng ernster Miene, wer Lübeck gesehen und die Weihnachtszeit nicht mit erlebt habe, mache sich eines eben so unverzeihlichen Fehlers theilhaftig als der wißbegierige Reisende, der seinen Fuß nach Rom setzt und der heiligen Stadt wieder den Rücken kehrt, ohne den Papst persönlich bewundert zu haben, und wirklich hat er recht, der zufriedene, glückliche Sohn des milch-, butter-, fisch- und weinreichen Travelandes.

Aber was gibt es denn so Außerordentliches in Lübeck um Weihnachten und Neujahr? hör' ich ungeduldig fragen. Man hat ja nie etwas davon vernommen; keiner Menschenseele ist es jemals eingefallen, von den Wundern der Stadt zu erzählen, welche nach der Behauptung der Geographen an der Trave, nach andern an der Wette liegt.

Darauf antworte ich: Weißt du nicht, lieber Leser, daß diejenige Frau die beste ist, von der am wenigsten gesprochen wird? Von Staaten und Städten läßt sich häufig dasselbe behaupten. Ist etwa Frankreich glücklich im Besitz einer Republik, vor deren Freiheit selbst einem Deutschen die Gänsehaut überläuft? oder gar Paris, das mehr Revolutionen und Emeuten gesehen hat, als es Tage im Jahr gibt? Und doch bringen alle Zeitungen aller Farben, von der schwarzweißen bis zu der blutrothen, täglich spaltenlange Berichte über das Leben jenseits des Rheins. Dagegen kannst du lange Zeitungen und Bücher lesen, bevor du einmal auf Lübeck stößt und erfährst, was da gekocht, gebraut, gesprochen und gedacht wird. Das kommt allein von dem seltenen Glücke her, in dessen Besitz sich diese wundersame Stadt befindet oder zu befinden gemeint ist. Dieses Glück aber schenkt ihr wieder ganz allein ihre nicht weniger wundersamen Weihnachtsfreuden, und weil nun diese anderswo in und außerhalb Deutschland in solcher Weise eben nicht für Geld zu haben sind, bin ich erbarmungslos genug, dieses Asyl stiller Freuden zu entweihen und es so profan wie irgend einen andern Ort von politischer oder socialer Bedeutsamkeit in die Spalten einer Zeitung zu bringen.

Man darf nicht vergessen, daß die lübischen Weihnachtsfreuden zugleich mit dem Markte der alten Freistadt beginnen. Das gewöhnliche, sich überall gleich bleibende Markttreiben stellt sich also auch in Lübeck ein, nur ist merkwürdigerweise der Handel auf öffentlichen Plätzen höchst kümmerlich. Weniger Buden, als der Marktplatz in Lübeck während der Weihnachtsschwärmerei aufzeigt, habe ich nie, auch in dem unbedeutendsten Marktflecken, nicht gesehen; nur die Schuster finden sich ziemlich zahlreich aus der Umgegend, besonders aus Holstein ein, und machen auf dem furchtbar zugigen Marienkirchhofe, wo sie ihren Verkaufsplatz haben, dem Anschein nach ein gutes Geschäft.

Eine große Anziehungskraft muß der lübische Weihnachtsmarkt ganz besonders für die Mecklenburger haben. Sie bilden unbedingt die Mehrzahl der ländlichen Besucher und sind, wenigstens die Frauenwelt, leicht kenntlich an ihrer Tracht. Die festen, bisweilen feisten Gestalten in den langen dunkeln Tuchröcken mit purpurrothem, gold- und silberdurchwirktem Saume und dem am Halsausschnitt eben so verzierten Mieder sind leicht kenntlich, wenn sie zu zwei, drei und mehr die „Breitestraße" entlang schlendern, die aufgeputzten Kaufmannsladen beschauen und länger noch an den blitzenden Gewölben der vielen Goldschmiede unter dem Rathhause stehen bleiben. In der Regel kleidet die Frauen so ziemlich jede Tracht, eine freilich besser als die andere; außer der ganz unästhetisch zu nennenden Tracht der Altenburgerinnen aber wüßte ich doch einer Frau oder einem Mädchen keinen Kopfputz weniger zu empfehlen als den der Mecklenburger Dorfschönen. Diese plump geformten Strohhüte mit den dicken Strohkrausen, welche sowohl den Schirm des Hutes als dessen nach hinten gekehrtes Ende umsäumen, müssen auch ein fein geschnittenes Gesicht verunstalten. Es klingt daher wie eine contradictio in adjecto, wenn man in solchen Hüten einherschreitende Mädchen oder Frauen schön nennen will.

Märkte und Messen ohne Mordgeschichten, ohne Darstellungen von Schlachten, ohne Harfenistinnen und Drehorgeln, richtiger „Leierkasten" genannt, wie die Mittel- und Süddeutschen sagen, sind nicht denkbar in deutschen Landen; allein solch ein Zusammenfluß, namentlich von Drehorgeln, wie der lübische Weihnachtsmarkt ihn herbeiführt, ist mir in meinem Leben nirgend vorgekommen. Es besteht nun zwar ein Gesetz, nach welchem nur gestimmte Orgeln für Unterhaltung und Zerstreuung des Publikums sorgen sollen, mit diesem Gesetz geht es aber genau so wie mit allem, was in moderner Welt Gesetz heißt. Die Leierkastenmänner brechen es so frisch und frank, als hätten sie bei dem Neffen des Oheim geheimen Unterricht genossen. Folge davon ist, daß die Straßenmusik in ganz Lübeck so mißtönend, so verstimmt klingt wie der Ausdruck „französische Republik." Und doch ist Lübeck vergnügt dabei! Ein Beweis, daß die innerste Natur der Völker sich ewig gleich bleibt und die Geduld derselben auf keine Weise zu erschöpfen ist. Unbeschreiblich ist der musikalische Genuß in den halsbrecherisch gepflasterten Straßen des fröhlichen Lübeck, wenn ein glücklicher Zufall zwei so recht kunstreich verstimmte Drehorgeln auf beiden Seiten hinstellt und nun die in blaue Hosen und Jacken eingenähten Waisenknaben singend zwischen beiden aus allen Kräften arbeitenden

Musikmaschinen hindurch führt. Ich weiß nicht, wem die Pflicht obliegt, die Stimmen der lübischen Waisenkinder in der erquickenden Kunst des Gesanges zu üben, so viel jedoch ist mir sonnenklar geworden, daß Shakespeare nie und nimmer das Wort: „Musik mit ihrem Silberklang," niedergeschrieben hätte, wäre ihm das Glück zu Theil geworden, ein einziges mal in seinem Leben nur Einen Tag während des Weihnachtstaumels in Lübeck zuzubringen.

Diesen im wahren Sinn des Wortes öffentlichen Genüssen, denen es nie an Zuhörern fehlt, schließen sich die häuslichen an. Eine wahrheitgetreue und erschöpfende Beschreibung derselben zu geben, möchte unmöglich seyn, denn ihre Anzahl ist Legio. Auch läßt sich das Wort des seiner Zeit für groß geachteten Haller:

„In's Inn're der Natur dringt kein erschaffener Geist,"

mit einer unbedeutenden Veränderung auf Lübeck anwenden, wenn man etwa sagt:

In's Inn're lüb'scher Welt dringt nie ein fremder Gast."

Ich will damit nicht etwa der lübischen Gastfreundschaft zu nahe treten, sondern nur andeuten, daß die eigentlichen höheren Freuden des Hauses den bekrittelnden Augen der profanen fremden Welt gewöhnlich verborgen bleiben. Es ist nämlich allgemein hergebrachte Sitte, daß die in Lübeck sehr sorgfältig gepflegte Gastlichkeit für gewöhnlich nur gewisse Kreise umfaßt, die sich zwar erweitern, jedoch nur innerhalb verwandter Regionen. Im Süden sagt man: „die Freundschaft kommt zusammen," im Norden sind es die Verwandten, die Familie im engeren Sinne. Erwägt man die abgegrenzte, auf sich selbst basirte Welt Lübecks, so wird man diese Sitte leicht begreiflich finden, obwohl ich gestehen muß, daß sie etwas kastenartiges hat, das nicht zu empfehlen ist.

Mit dem Weihnachtstaumel beginnen denn selbstverständlich die größeren Feste innerhalb der großen und kleinen Familien Lübecks. Wer nicht Zulritt zu denselben hat, würde nie erfahren, daß hinter den stets dunkel der finstern Nacht zugekehrten Giebelseiten dieser langen Häuserreihen fröhliche Menschen sich am Spieltisch, bei Speise und Trank oder im Tanz gütlich thun; denn die klugen Vorfahren dieser wunderlichen Republikaner waren so schlau, alle den geselligen Freuden gewidmeten Räume des Hauses möglichst weit von der Straße zu entfernen. Ich habe die längst heimgegangenen pfiffigen Handelsherren stark im Verdacht, daß just die Liebhaberei, recht ungestört, gemüthlich und ungeahnt von der splitterrichtenden Welt die Freuden der Tafel genießen zu können, Anlaß geworden ist zu der sonderbaren Bauart der hiesigen Häuser.

Wer diese Bauart nicht kennt, wer nie einen wenn auch nur flüchtigen Blick gethan hat in die Geheimnißwelt der langen schmalen Flügelwohnungen, in denen mit sehr geringen Ausnahmen die schwelgerischen Familiengastmähler abgehalten werden, der kann die stille Hansestadt für ein Nonnenkloster von der strengsten Observanz halten. Gibt man aber ein wenig Acht, namentlich in der Weihnachtszeit, dann sieht man verwundert, wie in tiefer Nacht, wenn die Geisterstunde längst vorüber ist, bald da, bald dort in den hochgegiebelten Häusern eine Pforte zwischen den gewaltigen Karyatiden, welche die Thürumrahmung bilden, ganz leise geöffnet wird, und in rascheInde schwarze Seidenmäntel gehüllt kichernde Mädchen und lachende Frauen die Stufen herabtrippeln, gefolgt von bepelzten Männern. Dunkle Kutschen, mit wohlgenährten Rossen bespannt, fahren vor, oft sehr viele an Zahl, um die glücklichen, jetzt müden Gäste aufzunehmen, und dann in raschestem Trabe wie das wilde Heer durch die langen, höchst spärlich beleuchteten Straßen fortzubrausen. Dieses allnächtlich in der Weihnachtszeit von zwei bis gegen vier Uhr Morgens anhaltende Wagengerassel ist ein untrügliches Zeichen, daß die ächten lübischen Kinder den heitern Göttern des Lebens opfern, aber immer fein ruhig, ohne Ostentation, in der heiligen Stille prunkender Flügelzimmer, wo außer dem hereinlauschenden Monde kein Sterblicher die Schmausenden beobachten kann. Gewiß eine nachahmungswürdige Sitte für alle Bewunderer des Lucullus und wohlerzogene Enkel lebenslustiger Phäaken.

Lübeck nennt sich Republik und besitzt auch wirklich eine Verfassung, die für republikanisch gelten kann. Nichtsdestoweger herrscht im Schooße dieser Republik ein aristokratischer Stolz, um nicht zu sagen Hochmuth, ein exclusives Wesen, das jeder absoluten Monarchie Ehre machen würde. Dieser Aristokratismus präponderirt zu jeder Stunde im ganzen Jahre und bringt eben die kastenartige Gliederung hervor, welche im Gesellschaftsleben dem Nichtlübecker so auffällig ist. Nur in der Zeit vom 23. December bis zum 6. Januar fallen diese von der Sitte gezogenen Schranken und die streng aristokratische Republik wird auf vierzehn Tage ein wirklich demokratischer Freistaat. In dieser Zeit gibt es keine Kaste, keine Schranke, die Freiheit steigt auf über dem Travethale und faltet ihre leuchtenden Fittiche um dessen Metropole, alles mit Liebe verhüllend, mit unverwüstlicher Gutmüthigkeit entschuldigend. Dann ist den Lübeckern alles erlaubt, auch das Seltsamste. Der solideste Mann in gesetzten oder schon vorgerückten Jahren darf thun, was man ihn zu jeder andern Jahreszeit als Verstoß gegen die Sitte sehr schwer würde empfinden lassen; ja selbst das schöne Geschlecht genießt das Recht, sich eine Ahnung von den Freuden zu verschaffen, deren es

theilhaftig wurde, falls die Frauenwelt wirklich einmal gleich den Kindern Israels unter die emancipirten Bewohner dieses unvollkommenen Erdballs mitgerechnet werden sollte.

Das Männervolk, dem alles erlaubt ist, oder richtiger, das sich alles erlaubt, geht auch außer der Weihnachtszeit manchen nichthäuslichen Vergnügungen nach, so allgemein jedoch und so durch alle Stände verbreitet wie zu Ende und zu Anfang des Jahres ist der Besuch öffentlicher Orte auch bei den Männern zu keiner andern Zeit. Lübeck ist an elegant eingerichteten, für gesellige Zusammenkünfte bestimmten Lokalitäten, die jedermann offen stehen, unglaublich arm. Dieser Uebelstand läßt sich auch für die Dauer des Weihnachtstaumels nicht abändern, indeß hilft man sich, wie man kann, und weil in mancher Hinsicht Genügsamkeit auch den Republikanern an der Trave von Mutter Natur geschenkt worden ist, so freut man sich auch an kümmerlichen Orten recht herzlich mit den Fröhlichen.

Wie die Drehorgeln auf den Straßen von früh bis in die Nacht hinein die Vorübergehenden mit ihren pfeifenden Tönen erquicken, so sorgen zahlreiche musikalische Freischaaren, darunter viele unächte oder „nachgemachte“ Tiroler und sonstige Jünger der Gesang- und Jodelkunst in einer Unzahl von Lokalen für steten Genuß der ab- und zuströmenden Gäste. Und merkwürdig, diese sonst kaum genannten, von vielen nicht einmal gekannten Lokale werden dann von den Anständigsten besucht, selbst von Frauen und Mädchen.

Der interessanteste und renommirtste Ort öffentlichen Verkehrs ist unstreitig der Rathsweinkeller, ein Zusammenhang von Räumlichkeiten, die es mit dem berühmten Bremer Rathskeller wohl aufnehmen können. Unter den Schwibbogen des unglaublich malerischen, obwohl völlig styllos gebauten Rathhauses drängt und schiebt sich bei gutem und schlechtem Wetter, bei Frost und Schnee stets ein Menschenknäuel hin und her, unter dem die hoffnungsvolle Straßenjugend der freien Reichsstadt stark vertreten ist. Ein Strom gemischter, oft auch geputzter Menschen fluthet die breite Treppe auf und nieder, denn der lübische Rathsweinkeller hat mit dem Naturwunder des Malstroms eine Eigenthümlichkeit gemein; er speit alles, was er verschluckt, nach einiger Zeit wieder aus, und zwar, genau wie jener Meeresstrudel der Nordsee, häufig in recht herabgekommenem Zustande. Nur Todte soll er, geht die Sage, niemals ausgeworfen haben.

Die Treppe dieses Weinkellers hat eine merkwürdige Anziehungskraft. Ich weiß nicht, hat der spekulative Pächter vielleicht unsichtbar irgendwo einen kolossalen Magnet angebracht, der alles Metallische, wenn nicht an sich reißt, so doch festhält, oder ist es die bunte Wappenzier, diese charakteristische Harlekinsjacke, in welcher Deutschland seit tausend Jahren zum Ergötzen anderer Nationen herumläuft, welche von unten heraufglänzend die Neugier der Menschen reizt; genug, der dunstige Abgrund, aus welchem Hornmusik, Harfen- und Zitherklang, Geigengetön und Jauchzen frohen Gesanges verworren heraufzittern zur Oberwelt, reißt alles Volk, Jung, Alt, Vornehm, Gering, Männlein und Weiblein hinab in die Tiefe, wo Hunderte in den weiten, etwas spärlich beleuchteten Räumen schnell verschwinden.

Man darf nicht glauben, daß Ungewöhnliches in den alten Kellergewölben vorgehe. Gott bewahre! Was jeder andere Tag im Jahre bringt, geschieht hier auch in der Weihnachtszeit, nur daß jetzt Hunderte und Tausende fröhlichen Herzens zechen, während sonst nur wenige, ganz in der Stille, in wohl verschlossenen Räumen dem Bacchus opfern. Nur in sofern ist ein wesentlicher Unterschied zu bemerken, als in der Weihnachtszeit Männer und Frauen, außer derselben nur Männer den Keller betreten. Selbst Fremde nehmen ihre weibliche Begleitung nicht immer mit.

Wer sich an den Hauptverkehrstagen, als welche der 24. und 31. December zu bezeichnen sind, im Keller ein paar Stunden unterhalten will, muß Plattdeutsch verstehen; noch besser wird er sich amüsiren, wenn ihm verschiedene Dialekte der plattdeutschen Sprache, besonders aber der mecklenburgische, geläufig sind. Mecklenburg-Schwerin ist nun einmal am stärksten von allen Grenznachbarn Lübecks auf der Straße wie im Keller vertreten, und in der That, diese handfesten Gestalten mit den stark gerötheten, vierkantigen Gesichtern verstehen da unten bei Hornmusik und Gläserklang tüchtig zu leben. Ohne einige Dutzend Austern, wozu die mecklenburger Dorfschöne statt des üblichen Rheinweins lieber Malaga oder Muscat Lünel trinkt, thut es ein fröhliches Pärchen aus dem Lande der Obotriten sicherlich nicht. Die Munterkeit bleibt, da dem alten noch immer zutreffenden Sprichworte zufolge, der Wein des Menschen Herz erfreut, nicht lange aus, und da auch die Mecklenburger in erregterem Zustande einen gesunden Mutterwitz entwickeln, dem sie auf gut Platt ohne den geringsten Zwang Worte leihen, so gibt es unaufhörlich zu lachen. Bisweilen kommt es auch vor, daß ausgelassenen Weihnachtsgästen die grauen Gewölbe plötzlich zu hoch oder zu niedrig werden, und Boden und Wölbung mit allem, was darin ist, einen infernalischen Tanz beginnen. In so kritischen Fällen hat man es schon erlebt, daß mancher Weinselige auf einige Zeit ein stiller Mann wurde und erst später ziemlich schwankend und abgemattet zur Oberwelt wieder emporklomm.

Den Glanzpunkt aller Weihnachtsfreuden in Lübeck außerhalb des Hauses bildet die Silvesternacht. Auch in andern Städten des deutschen Vaterlandes schlagen

in dieser immerhin verhängnißvollen Nacht die Pulse aller fühlenden Menschen voller. Das Einsenken eines Jahres in die nie zu sättigende Gruft der Zeit erweckt ernste Gedanken und erfüllt zugleich das Herz mit Hoffnungsfrische. Ob die schwärmenden Tausende in der alten Hansestadt den Ernst bei Seite lassen im Augenblick, wo der Pendel zum lezten mal im alten Jahre schwingt, und sich nur der Freude ungestört hingeben, kann ich nicht entscheiden, so viel nur weiß ich, daß in den unterirdischen Räumen des Rathskellers in des Jahres Schreibestunde der Gott der Freude absoluter Herrscher ist.

Schon eine Stunde vor Mitternacht füllen sich die Gewölbe des Kellers mehr und mehr mit Menschen aus allen Ständen, mit Einheimischen und Fremden, mit Stadt- und Landvolk. Kurz vor zwölf Uhr kann buchstäblich kein Apfel mehr zur Erde. Um diese Zeit steigt, mit Jubelruf begrüßt, der Obernachtwächter die Treppe hinab, arbeitet sich mühsam durch die Menschenwoge, die hüben und drüben um ihn zusammenschlägt, bis in die Mitte des Hauptzimmers vor und singt hier die zwölfte Stunde ab. Darauf stimmt er den Vers: „Des Jahres lezte Stunde ꝛc." an. Die Anwesenden fallen mit gewaltigem Stimmengebraus ein in den Gesang, der auch übel und böse zu Ende gebracht wird. Nachdem dieß geschehen, klirren hunderte von Römergläsern, die ersten Minuten des neuen Jahres begrüßend, zusammen, wobei denn manches zerbricht, ähnlich dem Glücke dieses und jenes in jenem Moment ausgelassenen Jauchzenden, und nun beginnt das bekannte „Prost Neujahrrufen," das auch anderwärts üblich ist, in Lübeck aber fast bis an den frühen Morgen dauert. Der Jubel verpflanzt sich aus dem Keller und manchem andern öffentlichen Lokale auf die Straßen, und weil die Köpfe der meisten zur Ehre des seltenen Festes gewöhnlich glänzend illuminirt sind, achtet die schwärmende Menge in ihres Glückes Hochgefühl nicht des rauhen Wetters oder heftigen Windes, sondern stürmt so lange Straß' auf Straße ab, bis die Gluth im Kopfe langsam verglimmt und endlich als Rest der übergroßen Lustigkeit die graue Asche überbotenen Lebensgenusses für den ersten Tag im neuen Jahre zurückbleibt.

Mit dem Neujahrsmorgen sind die lübischen Weihnachtsfreuden zwar lange noch nicht zu Ende, wohl aber werden sie geräuschloser. Wie der Mensch, hat er den Höhepunkt vollster Lebenskraft erreicht, noch lange fortlebt und fortwirkt, nur weniger hastig, stiller, in sich abgeschlossener, so geht es auch mit den Freuden in gewissen festlichen Zeiten. Mehr als in der Silvesternacht kann der Lübecker nicht leisten. Da schäumt der Becher über, so weit es überhaupt möglich ist. Er wird aber geleert bis auf den Grund, und wem es da gelüsten sollte, die Nagelprobe zu machen, er würde nicht einmal einen Tropfen trüber Hefe dem Lustkelch entlocken. So lahmt denn in den nächsten Tagen bis zum Abend des fünften Januar die Freude, so weit sie sich öffentlich zeigt, flackert nochmals in den Nachtstunden dieses Tages auf und verschwindet bis zum nächsten Morgen gänzlich. Die Sonnenstrahlen des sechsten Januar beleuchten wieder wie ehedem die alte, ehrwürdige Hansestadt mit ihren ehrbaren, an Privilegien so reichen, höchst soliden, auf strenge Sitte und reinen Lebenswandel streng haltenden Staatsbürgern.

E. W.

Beiträge zum Verständniß der poetischen Formen.

VII.

Die Gliederung der Lyrik.

Die Lyrik als die Poesie der Subjectivität kann einmal das innere Empfindungsleben unmittelbar aussprechen; sie kann dann eine objectivere Form annehmen und die Stimmungen der Seele in Bildern der Natur und der Geschichte symbolisiren und deren eigenen musikalischen Gehalt offenbaren, oder die Stimmung des Dichters dadurch in dem Hörer hervorrufen, daß die Gegenstände geschildert werden, die ihn in dieselbe versetzt haben; endlich kann sie die Ideenwelt des Geistes darstellen, wie dieselbe zugleich das Eigenthum und die bewegende Macht des Gemüthes ist. Wir dürfen demgemäß wohl von einer Lyrik des Gefühls, der Anschauung und des Gedankens reden. Ich hoffe hiemit den ganzen Kreis dieser Dichtungen zu umspannen und die Fülle derselben zu ordnen, während die seitherige Poetik gerade in diesem Gebiet ganz besonders rath- und planlos war, und die Rücksichten auf den Inhalt und auf die äußere Form des Gedichts völlig durcheinander werfend in ihren Eintheilungen Lied und Sonett, Madrigal und Ode neben einander stellte, ohne irgendwie die Nothwendigkeit dieser Ausdrucksweisen oder den Sinn dieser Formen anzugeben.

Die erste, und ich möchte sagen die Grundweise der Lyrik ist das eigentliche Lied. Es spricht die Melodie der Seele als solcher aus, es ist reiner Gemüthsklang, es will darum gesungen seyn. Es ist der eigene Zustand, den der Dichter anschaut, und während er in der Empfindung steht, macht er durch den Gesang selbst sie sich gegenständlich, befreit er sich aus der Beschränkung derselben. Hier im Ausdruck der eigenen Innerlichkeit ist es, wo viele momentan zu Poeten werden, die sonst ein Bild der Welt weder geben noch beleben können. Immer aber bedarf die Wahrheit und Kraft des Gefühls, die Stärke und Frische derselben der Form, der allgemein gültigen Form, durch welche der individuelle Zustand zu einem solchen gesteigert wird, in welchem jeder Mensch ein auch ihn Mitberührendes gewahren kann, wie in dem ganz individuellen Liede Mignons: „Kennst du das Land," die Paradiesessehnsucht des Menschengemüthes mitklingt; bei gleicher Stimmung ist das Gedicht vorzüglicher als das Schiller'sche: „Ach aus dieses Thales Gründen," weil es individueller auftritt, weil das Allgemeingültige in ihm größere sinnliche Bestimmtheit erlangt hat. Die Schöpferfreude des Geistes, die ruhige Seligkeit, mit der er in der Darstellung seiner selbst genießt, bildet einen Gegensatz zu den dunkeln Bebungen auf- und abwogender Gefühle, und im Wechselspiel von beiden hat Arthur Schopenhauer den lyrischen Zustand überhaupt erkennen wollen. Mit Recht, denn indem ich mir meinen eigenen Zustand veranschauliche, mache ich mir ihn zum Object, stelle ich ihn vor das betrachtende Auge des Geistes und scheide mich als thätiges Subject von ihm ab; zugleich aber ist dieser Inhalt die eigene Natur der Seele, und wird durch das Gefühl in seiner Untrennbarkeit vom Ich empfunden.

„Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll seyn,
Langen und bangen
In schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzen
Zum Tode betrübt:
Glücklich allein ist
Die Seele, die liebt!"

Diese Verse erscheinen mir fast wie eine Definition der Stimmung des Liederdichters. Die große herrliche Marienbader Elegie desselben Dichters ist die vollendete Durchführung dieses Kampfes schmerzlicher Gefühlsbewegungen und seligen Friedens der Betrachtung in der künstlerischen Befreiungsthat des Gemüths. Es kommt hinzu, daß die Außenwelt in ihrer Ruhe und das unruhige Gefühl der Innenwelt, daß die reine Anschauung und der Wechsel innerer Erregungen ineinander spielen und sich ihre Farbe mittheilen, wie dieß mit wunderbarer Klarheit aus Goethes Liedern „Auf dem See" und „An den Mond," oder aus „Wanderers Nachtlied" erhellt, so daß, wer hier das Angedeutete erkannt hat, bald das Mitleben und bald den Contrast der Natur mit dem Herzen auch in den Minneliedern und in den Volksliedern gewahren wird, wie wenn es heißt:

Küsset dir ein Lüftlein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer seyn,
Die ich zu dir sende:
Tausend schick ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus,
Weil ich dein gedenke.

Das Lied beginnt im Gemüth und fliegt nicht von Gegenstand zu Gegenstand fort, sondern es haftet im

Gemüth, um seine Freude oder seinen Schmerz zu offenbaren, und wenn die Seele außer sich hinausblickt, so will sie immer doch nur sich selber zum Bewußtseyn bringen und aussprechen. Deßhalb ist das Lied einfach, die melodische Entfaltung einer bestimmten Situation, die ohne Ungleichheit des Affekts eine in sich abgeschlossene Stimmung oder Gefühlsbewegung mit sich führt; ein gefälliges Gleichgewicht, Ebenmaß und ein faßlicher Grundton kommen ihm zu. Zugleich aber stellt es nothwendig die eine Empfindung so dar, daß darin das ganze Herz des Dichters aufgeht, sein ganzes Bewußtseyn darin sich erschöpft und sie somit als etwas Universelles und Göttliches erscheint. Und da wiederum jede Persönlichkeit ihre eigenen Erlebnisse, jedes Herz seine eigene Geschichte hat, so sprießen aus dem Gemüth der Menschheit immer neue Lieder hervor, gleich den Blumen des Frühlings, und nie verstummt die Sprache des Lieds. Sehr schön sagt Walther von der Vogelweide:

Verzagte Zweifler sprechen, alles sey nun todt,
Und niemand mehr, der Schönes singe:
Sie sollten doch bedenken die gemeine Noth,
Wie alle Welt mit Sorgen ringe.
Kommt Sangestag, so hört man Singen wohl und Sagen,
Man kann noch Lieder:
Ich hört' ein kleines Vöglein jüngst dasselbe klagen,
Das barg sich wieder:
„Ich singe nicht, erst muß es tagen."

Und was ist der Inhalt der Lieder?

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Redlichkeit;
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

Der Männermuth, der da weiß, daß ein Gott, der Eisen wachsen ließ, keine Knechte wollte, und das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, wie das Vertrauen auf ihn, der Schmerz der Sünde und die Freude der Erlösung, gesellige Lust beim Becherklang, Wandertrieb, Scheiden und Wiedersehen, Todtenklage und Hochzeitjubel, alles erklingt im Lied; der Soldat, der Jäger, der Handwerksbursch, der Student spricht seine besondere Lage in ihm aus; die Gelegenheit ruft es hervor; vor allem aber und zumeist ist es die Stimme der Liebe, weil diese selbst, der Armuth und des Ueberflusses Kind, in ihrem Sehnen und Verlangen, in ihrem Haben und Genügen, an sich schon genau dem entspricht, was wir oben als lyrische Gemüthslage bezeichnet, und weil sie als das glückliche Gefühl der Ergänzung und Lebensvollendung durch eine andere Persönlichkeit nothwendig dieser sich kundgeben muß.

Die mehr objective Lyrik der Anschauung zeichnet sich zunächst dadurch aus, daß der Dichter die Empfindung, den Gedanken, der sein Gemüth bewegt, auch als das in andern Regionen Mächtige darstellt und dadurch klar macht, oder daß er die Gegenstände, welche ein Gefühl in ihm wecken, in dieser ihrer Beziehung zum Gemüthe schildert. Dort ist die Subjectivität mehr thätig, hier ist sie mehr leidend; dort wird der dichterische Ausdruck zur Ode, hier zur Elegie. In der Ode ergreift der Dichter den großen Gehalt des Lebens, um sich als dessen Träger darzustellen, durch seine Begeisterung ihn zu bemeistern und dann dieß als das Leben der eigenen Seele Empfundene zugleich als das auch andere Gebiete des Daseyns Durchdringende durch Einführung in diese zu veranschaulichen. Indem aber Natur und Geschichte nur herangezogen werden, um jene das Gefühl bewegende Idee zu zeigen, wird von ihm nur dasjenige aufgenommen, was hiezu förderlich ist; zugleich wird diese Idee als die Seele der Dinge oder der Ereignisse ausgesprochen, so daß diese dadurch in das Licht der Ewigkeit gerückt werden und in dem Endlichen eine unendliche Bedeutung sich enthüllt. Würde und Erhabenheit, kühner Schwung und Stärke der Empfindung walten in der Ode; eine vielfach bewegte und doch zu festem Maß geordnete Rhythmik ist ihr eigen und sagt ihrer Anschaulichkeit mehr zu als der gefühlselige Reim, innerhalb dessen aber auch Treffliches geleistet worden, wie denn einige Moallakats der Araber wetteifernd mit Griechen, Römern und Deutschen in die Schranken treten, oder an die „Macht des Gesanges" von Schiller erinnert werden kann. Aeschyleische, Sophokleische, Euripideische Chöre, Pindar in seinen Epinikien, Horaz in den Gedichten, in welchen der alte Römersinn noch einmal ein Echo in der Brust des Sängers gefunden hat, Klopstock und Platen haben den Odencharakter am reinsten dargestellt; auch manche Psalmen und Prophetenstellen des alten Testaments tragen ihn, während die sogenannten homerischen Hymnen zu sehr in den epischen Styl fallen, immerhin aber im Preis und der Feier der Thaten der Götter eine religiöse Stimmung durchscheinen lassen.

Als Gegenpol der Ode hat die Elegie einen sanften, schmelzenden Grundton: die Ereignisse gewinnen Macht im Menschen, er wird an sie hingegeben, er sinnt ihnen nach und versenkt sich in die Bebungen der Seele, die der Schlag des Schicksals erregt. Sie ist ruhig und mild, sie unterscheidet sich indeß vom Liede durch ihre größere Objectivität, aber das gegenständliche Leben dient hier nicht der Phantasie, um bereits für sich bestehende Empfindungen zu symbolisiren, wie in der Ode, sondern es wird geschildert, wie es als das Erste oder das Active die Empfindungen der Seele erweckt und ihr die eigenthümliche Stimmung gibt. So entwirft Hölderlin uns ein ausführliches Bild von Hellas, um dadurch die schmerzliche Sehnsucht zu motiviren, die am Ende hervorbricht:

Mich verlangt in's beßre Land hinüber,
Nach Alkäos und Anakreon,
Und ich schlief im engen Hause lieber
Bei den Heiligen von Marathon.
Ach, es sey die letzte meiner Thränen,
Die dem schönen Griechenlande rann;
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an.

Die Elegie weilt gern in der Erinnerung, weil sie eben von dem gegenwärtigen Gefühl aus auf die Gegenstände hinblickt, die dasselbe veranlaßt haben, und sie in dieser stets inniger werdenden Verschmelzung mit dem Herzen schildert; sie klagt über das entschwundene Glück, sie sinnt mit leiser Sehnsucht über die genossene Lust. Sie ist keineswegs bloß klagend und trauernd, weder bei den Alten noch bei den Neuern; es ist nur die passive Stimmung des Gemüths, die ihr eignet, und da sie anschauend und erinnernd bei den Bildern verweilt, die in jener walten, so ziemt ihr auch ein Versmaß der Anschauung: die Griechen nahmen den Hexameter, gaben ihm aber eine größere Ruhe, indem sie jedesmal im zweiten Vers nach der männlichen Cäsur des dritten Fußes eine Pause eintreten und gleich die accentuirte Länge des vierten folgen ließen, und auch die absinkend hinaustönende Schlußsylbe des sechsten Fußes ausschieden, und somit durch eine betonte Länge endigend dem Ganzen eine in sich geschlossene Form verliehen. Daß aber Tyrtäus in dieser Form seine Kriegslieder dichtete, macht diese noch nicht zu Elegien. Dagegen wird der Charakter der Dichtungsart vortrefflich von Mimnermos ausgesprochen, wenn er die Schönheit der Jugend und Liebe mit dem Gefühl ihrer Vergänglichkeit singt und durch den Schatten der Wehmuth den Bildern der Lebensfreude einen dunkeln Grund gibt, auf dem sie um so anziehender sich erheben. Beides ist ächt elegisch, wenn Ovid den Schmerz der Trennung von Rom und durch das Gemälde seiner letzten Nacht in der Weltstadt versinnlicht, und wenn er in der Erinnerung an die Freuden einer Mittagsstunde, die ihm Korinna gewährt, durch die Schilderung ihrer Reize verkündigt, was ihn so glücklich gemacht. Goethes römische Elegien tragen ebenfalls bei derselben weichen Gemüthsstimmung dasselbe plastische Gepräge der Darstellung; ganz Rom tritt in ihnen vor die Seele des Lesers. Gelungene Elegien Schillers sind die Götter Griechenlands und der Spaziergang.

Zu noch größerer Objectivität schreitet der Lyriker fort, wenn er sich zur Natur und zur Geschichte wendet, um entweder einzelne Gegenstände oder Begebenheiten in ihrer Bedeutung für's Gefühl darzustellen und dabei gerade den lyrischen Gehalt der Sache auszulegen, oder durch jene eine subjective Empfindung symbolisch auszusprechen. So wird in Heines Nordseebildern das Meer mit seinen Stürmen und seinen ruhig heitern Wellenspielen, seinen Sonnenuntergängen und klaren Sternennächten zu einem Symbol des Dichtergemüths, und die herrlichen Gesänge alle sind die Entfaltung der reizenden Strophe:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

Daß Goethes „Harzreise im Winter" den Ton angeschlagen, sollte man kaum zu erinnern brauchen. — Oder der Dichter trägt seine Geliebte auf Flügeln des Gesangs nach Indien hin, um in der Schilderung des dortigen Naturlebens seine Sehnsucht nach Ruhe in der Geliebten darzustellen. Freiligrath führt uns mit seinem ausgewanderten Dichter in die Urwälder Amerikas, Byron mit seinem Child Harold fast durch ganz Europa, ja er läßt in der Mitte des Gedichts die epische Maske fallen; es sind die Stimmungen seiner eigenen Seele, die er durch Schilderung der Natur am Rhein wie in den Alpen oder in Rom auch in uns erwecken will, oder als deren Reflex er jene Gegenstände selber erscheinen läßt, gerade wie ein guter Landschaftsmaler die Außenwelt nicht abschreibt, sondern bald die Stimmungen des Naturlebens, bald seine eignen Gefühle in Formen und Farben ausdrückt.

Ja der Dichter auch braucht das Gefühl als solches gar nicht direkt zu singen, er kann es durch ein Naturbild ahnen lassen. Heine taucht seine Seele in den Kelch der Lilie, daß diese nun ein Lied von seiner Liebsten duftend haucht, schaurig süß, wie der erste Kuß ihres Mundes gewesen. Er malt die Lotosblume, wie sie vor der Sonne Pracht sich ängstigt, aber dem Mond ihr frommes Angesicht entschleiert, er malt den Fichtenbaum, der unter Eis und Schnee von der Palme im heißen Morgenlande träumt, und wir ahnen darin die Eigenheit der Menschenbrust, die nur dem wahlverwandten Herzen sich erschließt, oder die dunkle Sehnsucht eines in fremder, widerstrebender Umgebung schmachtenden Gemüths, gleichwie wir, ohne daß Muhammed es sagt, in seinem Gesang bei Goethe die Ausbreitung seiner Lehre in dem Quell erkennen, der aus dem Fels entspringt und zum gewaltigen Strom heranwächst, freudebrausend in den erwartenden Erzeuger, den Ocean, sich zu ergießen. Rückerts schönes Gedicht: „die sterbende Blume," leiht dagegen einem Naturgegenstande die melodische Menschenstimme, um durch ihn selbst ein Naturgefühl aussprechen zu lassen.

Gleiche Bewandtniß hat es mit den lyrischen Lebensbildern. Der Dichter hebt hervor und schildert empfindungsvoll, was seiner Empfindung dient und eine ähnliche bei andern erwecken kann, er singt, was ihn schwermüthig und jubelnd gemacht, er hebt den Gefühlsgehalt und die Wirkung eines Ereignisses hervor, und verweilt mit Nachdruck auf den Zügen, die

mit seiner Stimmung zusammenklingen, während er über anderes rasch dahineilt oder es überspringt. In dieser Art ist Schillers Siegesfest gedichtet und das Lied von der Glocke. In dieser Art sind die historischen Volkslieder der Araber; der Held ist oft selbst der Sänger, und das Lied wächst dort unmittelbar wie eine Blüthe aus dem Stamm der Wirklichkeit, der Begebenheit hervor, sie voraussetzend, auf sie zurückblickend, stets von ihr getragen. In dieser Art sind viele Volkslieder der Serben, der Neugriechen, und schon jener alte Mosaische Lobgesang beim Uebergang der Juden über das rothe Meer trägt dieses Gepräge. In dieser Art sind viele deutsche Kriegs- und Siegsgedichte von Veit Weber, von Arndt, von Rückert. „Mein Herz ist aller Freude voll," beginnt Veit Weber seinen Streit von Murten, und dieses Gefühl athmet jede Zeile, er schildert die Schlacht in diesem Ton, nicht wie der Epiker um der Schlacht willen, sondern weil die Siegeslust der Tapfern ihrer selbst genießen will.

Ebenso drückt in der lyrischen Ballade der Dichter durch eine Begebenheit eine Stimmung aus, und malt darum in seiner Erzählung nicht sowohl den äußern Hergang mit epischer Stetigkeit, sondern die innere Bewegung, als deren Folge das äußere Ereigniß oft nur angedeutet wird, so daß die menschliche Subjektivität als der Grund der Entwicklung erscheint. Hier liegt darum der Keim des Drama innerhalb der epischen und lyrischen Poesie, und es läßt sich auch historisch nachweisen, wie die alten Volksballaden einen Ausgangspunkt des Volksschauspiels bilden; sie lieben deßhalb auch den Dialog, durch welchen die Charaktere ihre Gefühle selbst aussprechen. Uhlands Graf Eberhard ist ganz episch, und in der epischen Strenge meisterhaft, der Schiller'sche ist lyrisch. Dagegen sind der gute Kamerad, der Wirthin Töchterlein, der Schäfer und die Königstochter Uhlands durchaus lyrisch. Goethe's Balladen sind lyrisch, es sind Stimmungsbilder, sein Heideröslein, sein Veilchen, so gut wie sein Fischer, König von Thule und Erlkönig; es sind Naturlaute, während Schiller die That und die Macht des sittlichen Selbstbewußtseyns in epischen Bildern veranschaulicht: die Freundestreue, die alle Hindernisse besiegt und durch ihre Opferlust auch den Tyrannen überwindet, das Pathos der Ehre und Liebe, das den Knappen in die Strudel des Meeres muthvoll sich stürzen läßt, die geistige Kraft, welche durch List und Gewandtheit den Drachen schlägt, und nach diesem Sieg über die äußere Natur durch Selbstüberwindung den noch schwereren über die eigene innere davonträgt. Im Gott und der Bajadere dagegen ist es nicht der innere Kampf des Geistes, der die Wiedergeburt und Errettung herbeiführt, sondern die beseligende Nähe des Gottes weckt eine wahre ewige Liebe in ihrer Brust. So richtig und tiefgreifend war jener Ausspruch Goethes, daß er die Rechte der Natur vertrete, während Schiller das Evangelium der Freiheit predige. Auch Heine hat einige lyrische Balladen ersten Ranges gedichtet, die beiden Grenadiere und den Olaf; er hat in der Loreley das subjektive Element direkt hervorgehoben und es ausgesprochen, daß nicht die Begebenheit an sich, sondern die sich darin spiegelnde Gemüthslage des Dichters die Hauptsache ist, wenn er anhebt:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Mährchen aus alten Zeiten,
Das will mir nicht aus dem Sinn.

Die Ballade rückt darum alles in die Gegenwart, während Homer niemals im Präsens spricht. „Dein Schwert, wie ist's von Blut so roth!" beginnt jenes gewaltige schottische Gedicht, wir sind sogleich in die Mitte der Begebenheit versetzt, aus dem Munde des Mörders hören wir die That des Vatermords, die Schrecknisse des Gewissens in seinem Innern werden uns vorgeführt durch ihn selbst, und gleich dem von Gott gezeichneten Kain sehen wir ihn ruhelos in die weite Welt, in's Dunkel hinwandeln und verschwinden. Der lyrische Charakter erscheint auch im Refrain, im Kehrreim der nordischen Balladen, der ein und denselben Stimmungsausdruck nach jeder Strophe hervorklingen läßt, z. B. „hüte dich, schönes Blümelein!" — „schau dich um, Held Vonved!" — „der Wald steht herrlich und grün!" Ursprünglich drückt sich im Kehrreim der lyrische Grundton des ganzen Gedichtes aus, den dann die einzelnen Bilder veranschaulichen, die der Dichter nicht sowohl im strengen Anschluß an objektive Hergänge und Zusammenhänge gibt, sondern wie das in seinem Gemüth Lebendige nach der Association der Vorstellungen sich verkündigt.

Ich kann mich nicht enthalten als Gewähr meiner ästhetischen Ansicht das übereinstimmende Zeugniß der Geschichte anzuführen, das Gervinus im dritten Band seines Werks über die deutsche Nationalliteratur gegeben hat. England und Spanien, sagt er, sind die großen Heimathen der Volksbücher und des historischen Volkslieds; kein Name, der in englischen Balladen gefeiert ist, fehlt auf der englischen Bühne, und ein so echt nationales Volksstück wie der Flurschütz von Wakefield ist fast nichts als eine Reihe dialogischer Balladen selbst mit epischen Anklängen; und so ist Lope de Vega reich an Stücken, die ihren Inhalt aus spanischen Romanzen entlehnen. Die englische Ballade und das englische Nationaldrama unterscheiden sich von der spanischen Romanze und dem spanischen Volksschauspiel wie Nord von Süd, wie Gemüthlichkeit von Sinnlichkeit, wie Innerliches vom Aeußerlichen; beide Paare unter sich liegen in ganz genauer Beziehung auf einander. Die Romanze des Spaniers

erzählt das Erscheinende, die englische Ballade stellt die Wirkung des Erscheinenden dar. Der Vater Cids bindet seinen Söhnen die Hände, ohne zu sprechen, man erräth Rede, Absicht und Gefühl; die Ballade von dem König in Dumpferlingschloß und Sir Patrik Spence theilt die Reden und Empfindungen des Herrschers und des Seefahrers, auch die Gefühle des Dichters mit, läßt aber das Faktum errathen. So geht auf der spanischen Bühne nichts oder wenig hinter der Scene vor. Alles ist Effekt und Intrigue, worin Goethe den Calderon bewundern mußte; es geht auf der Bühne vor selbst was sich nach unsern Begriffen nicht darstellen läßt, eben wie in der Romanze Jahrzahlen und Data vorkommen, was sich nach unsern Begriffen nicht dichten läßt. Daher sind die spanischen Dramen reicher, geputzter, oft beschreibend, die englischen aber einfach, springend, hinter den Coulissen fortgehend, innerlich, oft geisterhaft.

Endlich noch ein Wort über die Gedankenlyrik. Das Gefühl spricht sich nicht bloß als solches oder durch die Dinge aus, die es geweckt haben, es symbolisirt sich nicht bloß in entsprechenden Anschauungen, sondern es erhebt sich zur Allgemeinheit des Gedankens, es ist zugleich Träger der Ideen, die es zum Eigenthum der Seele macht, die dann die Lyrik offenbart, nicht lehrhaft, nicht nach ihrem logischen Zusammenhang unter Hervorhebung desselben, sondern nach ihrem Leben im Gemüth, so daß sie aus Empfindungen hervorblühen und wieder Empfindungen wecken. Der Gedanke ist hier nicht wissenschaftlich verbunden, sondern künstlerisch frei, nicht dialektisch vermittelt, sondern unmittelbar in der Seele geboren, und wird ausgesprochen je nach und mit dem Echo, das er im Herzen findet. Reflexionen oder Kenntnisse werden nicht zur Belehrung als ein für sich Bestehendes mitgetheilt, sondern für das Gemüth werden die Gedanken zur Einheit der Empfindung gebracht, und die Idee erleuchtet und erwärmt zugleich, indem sie in ihrer Wirkung auf das Innere dargestellt wird. In prächtigen, volltönenden Worten breitet der selbstbewußte, seines Gegenstands mächtige Dichter den Reichthum seines Geistes aus, aber so daß derselbe als die Entfaltung seines Gemüths erscheint, nicht als ein äußerliches Besitzthum, sondern als eigenstes innerstes Seyn. Wie wir früher im ächten Lied bei aller Individualität eine universelle Bedeutung gewahrten, so wird jezt eine allgemein gültige, alldurchwaltende Idee zum Pathos eines Individuums, oder sie wird als dessen Lebenserfahrung und Vision ausgesprochen und dann wieder in einzelne Bilder eingekleidet. Die Poesie drückt immer das ganze ungetheilte Wesen der Menschheit aus; wie sie, nach Wilhelm von Humboldts Wort, mitten in der Sinnenwelt lebend und webend alle sinnliche Regung in rein ideale Anschauungen auflöst, so verweilt sie zugleich im Himmel der Ideen, und die Geheimnisse der Götter schauend macht sie jene zugleich zu Mächten des Gemüths und begleitet ihre Darstellung mit der Musik, welche die von ihnen berührten Saiten des Herzens geben. Es sind Ideen, die der Dichter schaut, nicht Abstraktionen des trennenden Verstandes, sondern ewige Lebenskeime und Musterbilder der Dinge, schöpferische Mächte des Daseyns, wie sie als Mittel- und Brennpunkte der Erscheinungswelt, als naturgestaltende Gottesgedanken vor der Phantasie stehen. So sind sie an sich poetisch; aber sie werden hier nicht um ihrer selbst willen, wie im Epos, sondern so ausgesprochen, wie sie aus einer individuellen Gemüthslage geboren werden, wie sie eine besondere Gemüthsstimmung erregen; der Gedanke des Zweifels erscheint zugleich als ein schmerzvolles Ringen, die gewonnene Wahrheit als eine Beseligung der Seele. Schiller redet in der Resignation von der Kluft zwischen Himmel und Erde, zwischen Glauben und Genuß, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, wie ihm dieß in eigener Lebenserfahrung zum tiefen Seelenschmerz geworden; er ringt sich im „Ideal und Leben" aus diesen Gegensätzen zur Anschauung der Schönheit empor, in der Ewiges und Zeitliches sich versöhnt, Sinnliches und Geistiges zu einem Idealbilde verschmilzt, in deren Lande die Göttin der Jugend dem irdischen Helden den Becher der Unsterblichkeit reicht. Und in der Freude dieses Friedens singt er im Glück einen Triumphgesang von der Wirklichkeit des Schönen, wie es als eine freie Offenbarung göttlicher Gnade und Herrlichkeit die reine Blüthe der Natur darstellt. Der Dichter folgt ganz dem lyrischen Schwung seiner Empfindungen, er veranschaulicht sie hier durch einen Anklang an die olympischen Spiele, dort durch die Mythe von Herakles, hier durch ein Wort Cäsars, dort durch ein Bild des Achilleus, aber um den Gedanken des Seyns dieser Helden und damit den Gedanken des Gedichts zu entschleiern. So steht er da in der Siegeskraft des Genius, und es gilt von ihm so voll und ganz wie von irgend Einem, was er selbst in den Weltaltern vom Sänger singt:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Drin die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt.
Er saß in der Götter urältestem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Die Hymne des Stoikers Kleanth (übersezt in den „Religiösen Reden eines deutschen Philosophen für das deutsche Volk"), viele Ghaselen Dschelaleddin Rumis, das Schicksal von Hölderlin, Lamartines Meditationen und Harmonien gehören in dieses Gebiet. Auch Goethe war darin thätig, und zwar so, daß er in trefflicher Weise die allgemeinen Ideen individualisirte und als Herzensgefühl darstellte; so in den „Grenzen der Menschheit" das Gefühl der Abhängigkeit vom Unendlichen, diesen Grund der Religion, als sein eigenes, die Ideen der Freiheit und Selbstkraft des Geistes als das Pathos des Prometheus, die zu Gott emporführende Liebe als Ganymeds Seelenjubel.

Die Lyrik ist allerdings die musikalische Poesie, wie das Epos die plastische; aber wie wir bei diesem auf den Unterschied der bildenden Kunst von der dichtenden hinwiesen, so müssen wir auch jezt festhalten, daß die Poesie nicht das reine Empfindungsleben als solches geben kann, sondern daß sie von dem allgemeinen Empfindungsausdruck des Tons zur Bestimmtheit des Wortes fortgeht, daß sie durch klare Bilder auf die Phantasie wirkt und dann durch diese die eigene Stimmung des Dichters auch im Hören hervorruft. Die Musik gibt den melodischen Wellenschlag des Gefühls und deutet dadurch Ideen an, die Poesie spricht Ideen aus und erweckt dadurch unser Gefühl. Das Geheimniß der Lyrik beruht darauf, daß die Stimmung des Dichters sich durch das ganze Gedicht ergießt, daß sie die Wahl der Bilder und der metrischen Form bedingt, so daß auch im Tonfall der Worte, im Rhythmus oder der Reimweise die innere Melodie dem Ohr vernehmlich wird; aber zur Vollendung gehört, daß auch unser Auge eine plastisch klare Klangfigur erblickt. Wie die wohllautendsten Reime ohne geistigen Gehalt ein bloßer Klingklang, so sind gestaltlose Gefühlslieder einem Gemälde gleich, das durch Pracht und Harmonie der ineinander schillernden Farben reizt, aber bei dem Mangel von Zeichnung kein bleibendes Wohlgefallen erwecken kann, es sey denn, daß der Dichter eben die Stimmung aussprechen und erregen wollte, die uns ergreift, wenn wir in einem stillen blauen Bergsee den Abendhimmel sich spiegeln und in seinen sanftgekräuselten Wellen stets Formen entstehen und wieder zerrinnen, Licht und Farbe aufleuchten und wieder verlöschen sehen. So schließt Clemens Brentano ein Schwanenlied:

> Stille wird's, es glänzt der Schnee am Hügel,
> Und ich fühl' im Silberreif den schwülen Flügel,
> Möcht' ihn hin nach neuem Frühling zücken,
> Da erstarret mich ein kalt Entzücken. —
> Es erfriert mein Herz, ein See voll Wonne,
> Auf ihm gleitet still der Mond und sanft die Sonne;
> Unter den sinnenden, denkenden, klugen Sternen
> Schau ich mein Sternbild an in Himmelsfernen;
> Alle Leiden sind Freuden, alle Schmerzen scherzen,
> Und das ganze Leben flecht aus meinem Herzen:
> Süßer Tod, süßer Tod
> Zwischen dem Morgen- und Abendroth!

Brentano und Arnim sind gleich den Sängern mancher Lieder im Wunderhorn Herr der Stimmung, aber es mangelt oft das deutliche und entsprechende Bild; Platen ist anschaulich und gestaltenreich, aber es fehlt oft ein alles umspielender und durchdringender Hauch und Duft, ich möchte sagen die sich selbst singende Melodie der Empfindung und der Worte; wo sie aber mitklingt, da leistet er Vollendetes, wie in der Ode „Neujahrsnacht," im Ghasel: „Wie, du fragst warum vor allen Mich erwählt dein Wohlgefallen," in dem Liede: „Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht." Daß Goethe bei aller Gluth der Leidenschaft, bei aller Tiefe des Gefühls und bei allem melodischen Stimmungsausdruck doch so lebendige Bilder schafft, seine Gestalten doch mit so sichern Linien umschreibt, dieß macht ihn eben auch zum größten Lyriker.

Ein Ausflug nach Hale.

II.

Wir hatten den Kirchhof verlassen und schritten die Hauptgasse des Dorfes entlang. Als wir die Pfarreiwiese erreichten, zeigte mir John eines jener malerischen altenglischen Wohnhäuser, einstockig, mit hohem, abschüssigem, vorspringendem Dache, die nicht hohen, aber desto breiteren Fenster von Epheu und Rosen umwebt, ein Bild ländlicher Behaglichkeit. „Diese Cottage," sagte John, „hat der Childe bewohnt, ehe er in Sir Gilberts Dienste trat." — Ich konnte nicht umhin, John eine kleine Bedenklichkeit mitzutheilen. „Wenn der Childe in der That neun Fuß und drei Zoll hoch war, konnte er in dieser Cottage unmöglich aufrecht stehen," bemerkte ich meinem Führer, fand ihn aber auf diesen Einwand bereits gefaßt. — „Der Aufenthalt mag für den Childe nicht sehr bequem gewesen seyn," sagte er, „indessen ist in der Mitte des Ganges noch heute eine Stelle, wo er aufrecht stehen konnte. Die gute Frau, welche die alte Hütte bewohnt und die selbst zu den Alterthümern unseres Dorfes gehört, ist stets bereit, Fremden das Innere der merkwürdigen Cottage zu zeigen, und wenn es beliebt einzutreten —" Ich lehnte den Besuch ab, denn der prachtvolle Sonnenschein lockte in's Freie und der Nordwestwind streifte, mit dem Duft des Meeres beladen, über die Landspitze, an deren südlichem Ende sich ein schlanker Leuchtthurm an dem wolkenlosen Himmel abzeichnete. Während wir diese Richtung verfolgten, fuhr John fort, mir manches Anziehende von dem Childe zu erzählen. Als ich ihn fragte, warum der Maler des Wirthsschildes den Helden in ein so hanswurstartiges Costüm gesteckt habe, sagte er: „Wir haben hier zwei Porträts des Childe, eines in Hale-Hall und eines im Town-Hall (Rathhaus), und auf beiden ist er in dieser bunten Tracht abgebildet. Man erzählt nämlich, Sir Gilbert Ireland, welcher bei dem König Jakob in großer Gunst stand, habe in der Gegenwart seines Monarchen von dem riesigen Childe gesprochen und der König habe ihn zu sehen verlangt; Sir Gilbert habe sofort seinem Knappen befohlen, in die Hauptstadt zu kommen, und dort sey er in der Tracht, wie er auf dem Schilde zu sehen ist, nämlich in einem gestreiften Wamms mit grünem, goldgesticktem Gürtel, weißen Plüschbeinkleidern, grünen Strümpfen, Schuhen mit rothen Absätzen, weißer Spitzenkrause um Hals und Handgelenke und einem mächtigen Schwerte, das an einem breiten blauen gestickten Bandelier hing, vor den König gebracht worden, der Zeuge seiner Körperkraft und Gewandtheit seyn wollte. Serope, der königliche Wrestler (Ringer) wurde gerufen und der Wettkampf ging auf dem Bowling-green hinter St. James vor sich. Der Childe blieb Sieger und riß dem Ringer des Königs den rechten Daumen aus, worauf ihm der König ein Geschenk von zwanzig Pfund machte. Als er auf dem Heimweg durch Oxford kam, waren die Gown-men (Studenten) vom Brazennose-College mit den Town-men — den sogenannten Philistern — eben in Streit gerathen; der Childe schlug sich, da in jenem College viele junge Leute aus Lancashire waren, auf die Seite der Studenten und theilte so furchtbare Streiche aus, daß die Stadt sich eine lange Reihe von Jahren des ungestörtesten Friedens erfreute. Die Studenten ließen den neuen Goliath malen, und noch heute hängt dieses Bild in der Bibliothek des erwähnten Collegs."

Da die Fluth in vollem Steigen war, beeilten wir unsere Schritte, um den Leuchtthurm zu erreichen, und bald breitete sich auf der Höhe des Lamp-tower oder Lighthouse eine Scene vor mir aus, deren Pracht und Schönheit weit und breit nicht ihres Gleichen hat. Rechts auf der Cheshire-Seite des Wassers erheben sich aus dunklem Laubgrün, da in stolzen, dort in zierlichen Formen die Landsitze der Liverpooler Handelsfürsten und Geldkönige, kunstreich geschnittenen Edelsteinen ähnlich, zwischen welchen an einzelnen Punkten eine geschmückte Cottage als Perle eingesezt ist. Im Hintergrunde baut sich ein reizender Gebirgszug auf, der sich bald in schroffen und zerrissenen, bald in den anmuthigsten Umrissen am Himmel abhebt und welchen das altergraue, mit einem Obelisken gekrönte Haupt des Moel Foema beherrscht. Seine rechte Seite liegt im vollen Sonnenglanz und er scheint auf das sanfte Grün der Auen, die sich um seinen Fuß ausbreiten, lächelnd niederzublicken,

während er ernst und düster auf die schwaezen Helsby- und Obertonkuppen schaut. „Viele Gentlemen," bemerkte John, „welche das gelobte Land bereist haben, finden eine auffallende Aehnlichkeit zwischen diesen und den Berghöhen, welche vom Oelberge auslaufend sich gegen Bethania und Bethphage erheben." Aeußerst anmuthig ist die Lage des Dorfes Alveuly, welches zwischen den eben erwähnten „Hills" liegt und sich wie ein Blumenbouquet an der Brust eines jungen Mädchens ausnimmt. Ah, me! die Eisenbahnen verfolgen mich allenthalben in diesem ruhelosen Lande und selbst dieses einsame Fleckchen bleibt nicht verschont. An jenem Hügel hin braust die Dampfmaschine und ihr Rauchwimpel flattert wie ein welliges Band hinter ihr; wie ein wildes Roß fliegt sie über den prachtvollen Viaduct und ist im Weaverthale verschwunden; es war, als hätte man mir nur zeigen wollen, daß man im Westlande mit Hülfe des Dampfes fliegt, nicht fährt.

Ein neues Bild stellt sich jezt dem Auge dar. Meer und Wind jagen die Fluth in das weite Becken, das sich vor mir ausbreitet. Wie bei Dante die Geizigen und Verschwender gewaltsam gegen einander rennen, bäumen sich die den Mersey herabkommenden Wellen gegen die, welche das Meer herein schickt; im Kampfe aber wächst die Kraft der leztern und unwiderstehlich stürmen sie stroman, fliegen, ihren weißen Schaum in die Luft verspritzend, über die Sandbänke und wälzen sich zischend bis an den Fuß unseres Leuchtthurms heran, der von ihren zornigen Schlägen zu beben scheint. Die Delphine sind aus ihrem Morgenschlafe erwacht und spielen, ihrer Beute gewiß, auf den brausenden Wellen; hier wälzen sie sich behaglich zwischen zwei Wellenhügeln, dort taucht ihr dunkelbrauner Kopf auf dem schaumgesäumten Kamm einer mächtigen Woge empor, welche ihn in dem nächsten Augenblicke mit sich in die Tiefe nimmt. Aber die weite leuchtende, blitzende, schäumende Wasserfläche ist noch in ganz anderer Weise belebt. Die zahlreichen Bridgewater Dampfschiffe kommen mit einem langen Schweife von Fahrzeugen aller Art stromauf; ihrer Kraft bewußt, halten sie stolz ihren Curs inmitten des tobenden Wassers ein, während hundert kleinere und größere Boote, in ihre rothen, braunen oder weißen Segel gehüllt, von dem erblühenden Rancorn herauskommen, die „Herrn vom Rauchfang" eine Weile wie Tirailleurs umschwärmen und sich dann nach allen Richtungen hin zerstreuen, um neuen Geschwadern Platz zu machen.

Es war in der That, als hätte Lord Feuerbrand mit den Liverpoolern ein Geschäftchen à la Don Pacifico abzumachen, so drängte sich Schiff um Schiff der mächtigen Handelsstadt entgegen, und ich trennte mich von dem lebendigen, erregenden Schauspiel, das gar nicht endigen zu wollen schien, nicht eher, als bis John alles Ernstes zur Fortsetzung unserer Reise um seine kleine Welt mahnte. Es war nicht leicht, John zu überreden, mir auch den Theil der Sehenswürdigkeiten des Township zu erlassen, welcher von dem Alter, dem Wohlstand und dem Geschmack des „Lord of the Maare" und seiner Familie Zeugniß ablegte. Die alte „Hutte," der ehemalige Sitz der Ireland, so wie Halewood wurden geradezu gestrichen; dagegen war ich erbötig, Halehall, das jetzige »baronial mansion« des Lord of the Maare wenigstens äußerlich in das Auge zu fassen, und ich hatte alle Ursache mich meiner Fügsamkeit zu freuen, denn Halehall ist wirklich eine entzückende Besitzung. Das Wohnhaus, stattlich und doch ohne allen Prunk, ist fast ganz in das frische Grün der schönsten Waldbäume gehüllt; nur die Südseite bietet eine freie Aussicht, und es gehört nur ein kleiner Aufwand von Phantasie dazu, um sich auf der Terrasse, wo die lilienweißen Blüthen und die goldenen Früchte des Südens duften und glühen, und der Silberspiegel des seeartigen Stroms das Bild der reizendsten Landschaftsscenen zurückgibt, an eine der zauberreichen Villen, welche die ligurische Küste schmücken, versezt zu glauben. Wenn John sich nicht irrt, ist das Gewächshaus von Halehall eines der merkwürdigsten in ganz England, und in der That enthält es eine große Anzahl tropischer Pflanzen, deren Namen jedoch in dem Munde meines Führers schonungslos englisirt erschienen.

John hatte in der lezten halben Stunde des „Lord of the Maare" so oft gedacht, daß ich ihn auf unserem Rückwege in das Dorf bat, mich zu belehren, ob dieß ein bloßer Titel sey oder ob er gewisse Rechte in sich schließe. Zu meinem großen Erstaunen hörte ich, daß man in diesem Lande der Freiheit, in diesem Lande, wo „der Fortschritt" Stich- und Losungswort ist, noch an Ueberbleibseln des alten Feudalplunders festhält, welche wir längst über Bord geworfen haben. „Der Gutsherr," sagte mein Begleiter, „hat in dem Bereiche seiner Besitzung das Recht auf herrenlose Dinge, auf gestrandete Schiffe und Güter, auf verlaufenes Vieh, auf die großen Seefische, welche der Sturm in diesen Theil des Mersey treibt, und was der Art mehr ist; er bezieht von jedem Schiff, das hier vor Anker geht, vier Pence; früher gehörte ihm der zehnte Theil der innerhalb des ihm zustehenden Gewässers gefangenen Fische, was jezt dahin geändert ist, daß ihm sämmtliche, am Freitag jeder Woche erbeuteten Fische anheimfallen. Manche Aemter, welche ihm zukommen, z. B. das eines Leichenbeschauers, läßt er durch Bevollmächtigte verwalten."

Auf dem Wege nach dem Hale-Head, wie man die Landspitze nennt, welche den Leuchtthurm trägt, war meine Aufmerksamkeit so sehr durch den Childe

in Anspruch genommen worden, daß ich außer den hellen, glänzenden Fensterscheiben, hinter denen sich da und dort ein rosiges Mädchengesicht zeigte, nichts auffallendes bemerkte. Als wir jezt in das Dorf zurück kamen, gewahrte ich sogleich die ungemeine Niedlichkeit der Cottages, die sauber übertüncht, von Epheu und Rosen umrankt, von herrlichen Blumengärtchen umgeben, sich in ländlicher Anmuth aneinanderreihten, und obgleich die Nähe von Liverpool, zahlreiche Fremdenbesuche und die Menge schöner Landsitze in den Umgebungen des Dorfes nicht ohne Einfluß auf das Township bleiben konnten, überzeugte man sich doch leicht, daß etwas näher liegendes hier den Wetteifer rege erhalte. John war bereit die gewünschte Auskunft zu geben. „Wir haben," sagte er, „seit einiger Zeit eine Floral und Agricultural Society hier, welche sich um unser Township im höchsten Grade verdient macht. Ihre edlen Gründer beabsichtigten vor allem, die ärmere Klasse an Fleiß und Ordnung, an Reinlichkeit und Sparsamkeit zu gewöhnen, in jedem den Wunsch, seinen Nachbar an Thätigkeit und guten Sitten zu übertreffen, rege zu erhalten, kurz, Frieden, Heiterkeit und Glück in die Hütten einzuführen. Zu diesem Ende wurden und werden jährlich Preise an die vertheilt, deren Cottages sich durch Reinlichkeit, deren Hausgärten sich durch Zierlichkeit auszeichnen, welche die schönsten Blumen, das vorzüglichste Gemüse, das beste Obst vorzuzeigen haben, deren Grundstücke den reichsten Ertrag liefern, welche sich langer treuer Dienste rühmen konnen u. s. w. Der Vorstand dieser Gesellschaft hat kaum etwas anderes zu thun, als möglichst viel Geld herbeizuschaffen, um einen so löblichen Wetteifer rege zu erhalten, denn für die beste Verwendung dieser Summen, zu welchen der Gutsherr und die wohlhabenden Familien in der Nachbarschaft stets reichlich beisteuern, sorgt der Sekretär, welcher keine angenehmere Beschäftigung und kein größeres Glück kennt, als die Wohlfahrt des Township zu fördern, und dem man es vorzüglich zu danken hat, daß Hale eines der freundlichsten Dörfer in Lancashire ist, daß sein Wohlstand sich von Jahr zu Jahr hebt und daß am Sonntage die Kirche zahlreich besucht ist, während die Branntweinschenken leer bleiben und hoffentlich nach und nach ganz verschwinden."

Nachdem ich das lezte „Wahrzeichen" von Hale, den dreihundert Jahre alten Weinstock — ein Seitenstück zu dem in dem Garten von Hamptoncourt, nur daß dieser in Glas eingeschlossen ist, während jener im Freien wächst — in Augenschein genommen und die Lebenskraft dieses alten Herrn, der seine schlanken Arme malerisch um vier bis fünf Hütten schlingt, bewundert hatte, fand ich mich mit meinem guten John Blackburne so gentleman-like, als es sich mit meiner Börse vertragen wollte, ab und kehrte zu „meiner Wirthin" zurück, welche, mit Beihülfe des geschäftigen Tom, rasch den bescheidenen Wünschen entsprach, welche ich in Betreff eines Mittagsmahls geäußert hatte. Mittlerweile war, mit Euphues zu reden, die Sonne ihres hier zu Land ganz ungewohnten Tagwerkes müde geworden und neigte ihr goldgelocktes Haupt auf die Purpurkissen des Abendgewölks, welches eben in den prachtvollsten Farben hinter dem Saum der Dünen verschwand, als unser sehr prosaischer Omnibus — der elegante Morgenwagen war längst nach Liverpool zurückgekehrt — an dem schönen neuen Schulhause von Hale vorüberrasselte und den Weg über Woolton und Allerton einschlug.

Dieser Weg soll nicht minder schön seyn wie der über Aigburth; über dem Mersey wogte aber bereits ein Meer von Dunst, Dampf und Nebel und der Nordost blies aus vollen Backen in diese lustigen Massen, die uns auf dem ganzen Wege in ihre graue Hülle nahmen. Für dieses kleine »mishap« entschädigte mich jedoch die ungemein heitere Stimmung meiner Reisegefährten, denen die Comforts, welche die freundliche Wirthin zu Hale gespendet hatte, vielleicht mehr noch als die ungewohnten Freuden eines arbeitsfreien sonnigen Tages und der Bewegung in der frischen, freien Luft, Herz und Mund erschlossen. Das Hauptthema war, wie man sich denken kann, der Childe of Hale und jeder hatte irgend eine Sage oder einen Schwank in Bereitschaft, die er über dieses Haleser Wunder gehört oder gelesen hatte. Wenn die meisten Stimmen nicht abgeneigt schienen, die ganze Geschichte in das Bereich der Volksmährchen zu verweisen, so übernahmen es doch einige, zu Gunsten der Sage von der Goliathgröße und Simsonstärke des Knappen zu sprechen, und ein alter Seemann, welcher lange schweigend zugehört hatte, wollte von einem Bruder Theer sogar genaue Kunde über die Art erhalten haben, wie der Childe zu einer so riesigen Körpergröße gekommen sey. „John Liddleton," berichtete er, „war als Knabe nicht größer oder stärker, als seine Jahre es mit sich brachten; da er aber Tag und Nacht von einer brennenden Begierde gequält wurde, vor der Welt als ein Wunderwesen zu erscheinen, zeichnete er eines schönen Tags die Umrisse eines Mannes von riesenhaftem Körperbau in den Sand, legte sich innerhalb der so gezogenen Linien nieder und schlief ein, indem er wünschte, er möchte, wenn er erwachte, so groß seyn wie die Gestalt, welche er in den Sand gezeichnet hatte. Sein Wunsch wurde erfüllt, denn er erwachte in dem mächtigen Gliederbau, der die ganze damalige Welt in Erstaunen sezte und noch lange nach seinem Tode einen Gegenstand der Bewunderung abgab; denn die Herrn müssen wissen, daß die Behörden des Township sich vor sechzig bis siebzig Jahren genöthigt sahen, das Grab des Childe zu öffnen und seine Ueberreste in die Town-

hall bringen zu lassen, da das Gerücht sich verbreitet hatte, ein Curiositätensammler habe eine beträchtliche Summe für den Erwerb des Riesenskelets geboten. Erst nach einer längern Reihe von Jahren wurde der Sarg der geweihten Erde zurückgegeben."

Da wir uns der großen Handelsstadt rasch näherten, trat das Interesse meiner Wagengenossen an den Merkwürdigkeiten des Dörfchens Hale in den Hintergrund und die Stocks, die Getreidepreise, die Dividende der Birkenhead, Lankashire and Cheshire Junction Company und ähnliche Betreffe, wie sie die Bewohner von Liverpool Tag und Nacht beschäftigen, wurden lebhaft besprochen, bis wir die Residenz der Merchant Princes erreichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Januar.

Gastspiel der Frau Henriette Sontag.

Die Leistungen dieser wunderbaren Frau sind auch hier im dichtbesezten Haus mit dem gebührenden Enthusiasmus aufgenommen worden, und besonders weiß ich von keinem Gast, dem eine solch allgemeine, eine solch ungetheilte Anerkennung des Publikums zugefallen wäre. Ich sage nichts von den Schwärmern; aber auch der Nüchternste von uns wird sein „Sontagsräuschchen" nicht wegzudisputiren im Stande seyn. Meine Freunde, welche nach der bravsten Theatervorstellung die Sache mit zwei Worten abzumachen pflegen, zeigten sich dießmal redseiig und lebhaft; sie wurden selber beinahe liebenswürdig, wenn sie in ihren Erzählungen vom Liebreiz dieses Gesangs, dieses Spiels, dieser Erscheinung kein Ende finden konnten.

Wir haben Frau Henriette Sontag an sechs Abenden in den Räumen unseres Theaters zu bewundern Gelegenheit gehabt: einmal im Concert, zweimal als Marie, die Tochter des Regiments, weiter als Lady in Flotow's Martha, als die Mündel des Doktor Bartolo, und endlich in Mozarts klassischer Oper als Figaros Susanne. Also nichts Hochtragisches, Nervenbezwingendes wurde gewählt; lauter Partien vom heitern, leichten Schlage. Unzweifelhaft hätte die Gefeierte auch auf entgegengeseztem Kunstgebiet recht Herrliches und Bedeutendes zu leisten vermocht; aber wie sollte ich zürnen, wenn sich bei uns Madame Sontag, ein paar Scenen in Martha abgerechnet, auf ihr eigenstes Feld, auf diese Darstellungen im Fache des Naiven und Scherzhaften beschränken wollte, in welchen sie unbestritten durch die entzückende Vereinigung aller Reize der Natur und der Kunst die Einzige, die Unübertroffene ist? Eine Göttin im Lande der Grazie und Anmuth wäre sie dort vielleicht nur Priesterin neben Priesterinnen gewesen.

Als Rosine im „Barbier" hat Henriette Sontag bekanntlich schon in jenen früheren Tagen ihres Ruhms die Hauptstadt Frankreichs ergözt; eine Rolle, für diese Persönlichkeit wie geschaffen: eine Sängerin, welche in die leeren Passagen solcher verkünstelten Musik, in die überflüssigsten Läufe und Triller den Zauber ihres lieblichen und schalkhaften Wesens zu legen weiß. Es sind mir einige Kritiken zu Gesicht gekommen, die uns versichern, die Künstlerin habe in diesem zu Sevilla spielenden Stücke mit glücklichem Erfolg die Tochter des Südens, die Spanierin zur Geltung gebracht. Ich gestehe, einen ähnlichen Eindruck nicht empfangen zu haben, und brauche mich auch wahrscheinlich nicht zu schämen, wenn ich bekenne, daß mir dieses seelenvolle Lächeln, diese herzgewinnende Freundlichkeit, wie sie der Madame Sontag eignet, recht vaterländisch und deutsch, und auf keinen Fall — spanisch vorgekommen ist. Noch größeren Anklang als mit dieser vollkommen abgerundeten Leistung fand der Gast in der Oper Donizetti's, in welcher die Heldin weiter in den Vordergrund der Handlung gestellt und in mannigfaltigere Situationen hineingeführt wird, als die Geliebte Almavivas, deren beinahe ausschließliche Aufgabe die Abwehr des zudringlichen Vormunds bildet. Wir haben vor einigen Jahren Fräulein Lind in dieser Regimentstochter gehabt. Die Kunst ihres Gesangs, durch welche auch sie die unbedeutenden Melodien des Componisten veredelte, ward anerkannt; aber es steckte doch zu viel Ossian in diesem nordischen Mädchen, als daß sie den Ansprüchen einer Rolle hätte genügen können, für welche die Grundbedingung natürliche Munterkeit, gesunde Laune ist. Hier war kein Boden für die elegische Jenny; dagegen um so günstiger erwies sich dieses Terrain dem Talente Henriettens, die denn auch den stürmischsten Beifall aller Schattirungen des Hauses erntete; wohl gemerkt, ohne nur ein einziges mal die zarten Grenzlinien weiblicher Schicklichkeit überschritten zu haben. Madame Sontag trug zwar freilich im ersten Aufzug, im Angesicht des Regiments, im Kleid der Marketenderin die Farben um ein Ziemliches schwächer auf, als von den gewöhnlichen Darstellerinnen zu geschehen pflegt; erst im zweiten Akt, im Gewand der Dame, im Salon der Tante, welche bereits mit der Zähmung der soldatischen Widerspenstigen begonnen hat, läßt sie dann ihrem Humor den freisten Lauf. Welch richtiger, feiner Takt spiegelt sich in dieser scheinbaren Inkonsequenz! Wenn nun aber in diesem musikalisch wenig besagenden Singspiel die Aktrice fast noch mehr als die Sängerin unsere Aufmerksamkeit fesseln mußte, so befanden wir uns im umgekehrten Fall an jenem Abend des Figaro, wo die himmlischen Weisen unseres Mozart so schön, so vollendet von den Lippen der klassisch gebildeten Künstlerin flossen. Beim Duett mit dem Grafen war es zum Beispiel in der That schwer, dem Sirenengesang einer solchen Susanne mit dem Ohr, und zugleich noch dem unvergleichlichen Spiel mit dem Auge zu folgen. Wie graziös und schelmisch gab sie die dem Pagen gewidmete Piece! und dann die Arie im Garten und das Briefduett! In süße Träume wiegten diese weichen Töne unser Herz, die sich senkten und haben, wie die Welle des Sees, wenn der sanfte Hauch des Nachtwinds sie berührt. So, schien

es mir, gerade so muß diese Musik einst im geistigen Ohr des göttlichen Meisters selbst geklungen haben; und nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth schlösse ich jezt meinen kleinen Bericht über den unvergeßlichen hiesigen Aufenthalt der großen Sängerin, wenn mich nicht eben die angenehme, hoffentlich auf keinem leeren Gerücht beruhende Nachricht überraschte, daß Madame Sontag in wenigen Monaten zu einigen weiteren Gastrollen nach Stuttgart zurückzukehren versprochen hat.

Wir schließen diesen Zeilen ein von J. G. Fischer verfaßtes Sonett an, das der Sängerin vom Stuttgarter Liederkranz überreicht wurde.

D. Red.

Ein edles Bild in so gemeiner Zeit,
Am düstern Tage eine helle Stunde,
Ein Himmelsklang aus tiefstem Herzensgrunde,
Ging uns vorüber Deine Lieblichkeit.

Wohl machst Du, Eilende, Dich schon bereit,
Nach fernen Landen Deines Ruhmes Kunde
Zu tragen mit dem sieggewohnten Munde,
Indeß wir nachschau'n Deiner Herrlichkeit.

Doch sey es! — ob am heimathlichen Rheine,
Ob fern von ihm erklingen mag Dein Name,
Er deutet nach demselben Sterne hin:

In aller Welt soll blühn des Schönen Same,
Die Kunst ist überall die ewig Eine,
Und Du gesandt als ihre Priesterin.

London, Januar.

Merry Christmas.

Weihnachten, Neujahr und der heilige Dreikönigstag (twelfthnight, zwölfte Nacht nach Weihnachten) sind nun glücklich vorüber, und ich bin überzeugt, manche brave Hausfrau und wohl auch mancher Magistrat wird dem Himmel dafür danken. Es ist eine tolle, ausgelassene Zeit, diese lezten Tage des alten und dieser Anfang des neuen Jahres. Es ist eine Zeit, wo der ächte Engländer nur ißt, um trinken zu können, wo er nur schläft, um den Kazenjammer zu verscheuchen, und wo es keine Schande für ihn ist, von einem Constabler nach Hause, oder gar auf die Polizeistation gebracht zu werden. John Bull ist zwar im Ganzen genommen ein so solider, ehrbarer Geselle, wie man ihn auf dieser unvollkommenen Welt nur finden kann, aber auch *ihn* hat die Natur nicht ganz vergessen, als sie ihre Dosis Tollheit unter die Menschenkinder vertheilte. Auch John Bull hat seine schwachen Augenblicke, und es ist ja bekannt, daß gerade die gesezten Leute sich an den fabelhaftesten Kreuz- und Quersprüngen ergözen, wenn sie einmal aus dem Geleise ihres Alltagslebens herausgeworfen sind. Der Engländer kommt freilich nur selten aus dem Geleise, aber es geschieht regelmäßig. Regelmäßig ist der Engländer selbst in seinen Unregelmäßigkeiten. In seiner wildesten Ausgelassenheit ist immer noch Methode. Er amusirt sich nicht, wie der Franzose, wie der Deutsche, aus Temperament, oder weil ihn die Gelegenheit hinreißt, nein, er amusirt sich — was er so nennt — aus Prinzip, weil ein Tag des Amusements im Kalender steht, er amusirt sich mit der Uhr in der Hand, oder doch wenigstens im Kopfe, und wenn ihm der Zeiger verkündet, daß die zugemessene Frist abgelaufen, so faltet er seine Lustigkeit zusammen, wie einen Regenschirm, und kehrt ernst und mit dem Bewußtseyn, eine Pflicht erfüllt zu haben, in das Comptoir oder den Laden zurück. Am andern Morgen wiegt er euch dann mit unerschütterlicher Grandezza seinen Kaffee oder Zucker vor, und ihr habt Mühe in diesem gesezten, würdigen Mann jenen Zecher zu erkennen, der gestern Abend bei seinem sechsten Glase hot brandy and water mit so großer Jovialität und nach größerem Kraftaufwande sang:

> We won't go home till morning, (bis)
> Till daylight does appear!

Zu keiner Zeit im Jahre ist ihm nun aber so viel Vergnügen erlaubt, ich möchte fast sagen, vorgeschrieben, als am Weihnachtstage und in den beiden darauf folgenden Wochen. Diese Zeit ersezt ihm, was dem Südländer oder dem deutschen Rheinländer sein Carneval ist. Er kennt freilich die lustigen Maskeraden, den heiteren Witz des Südens nicht, aber das ist nicht seine Schuld. In einem Lande, wo alles schwer ist, die Luft und die Speisen, die Getränke und die Steuern, kann auch das Blut nicht so leicht durch die Adern fließen, wie in den gesegneten Ländern des blauen Himmels und des Weins. Andere Völker, andere Sitten. Und nirgends findet sich so wenig öffentliches Leben, das heißt in *gesellschaftlicher* Beziehung, als gerade in England. Darum fällt es auch dem Ausländer so schwer, sich einheimisch zu machen. Namentlich der Franzose fühlt sich in der ersten Zeit seines Aufenthalts überaus unglücklich, und ich kenne mehr als einen frivolen Pariser, der ein ebenso klassisches Heimweh hat, wie nur ein Hirte aus den Schweizer Urkantonen. Freilich es gibt ja in London keine Kaffeehäuser, und was man mit diesem Namen zu bezeichnen pflegt, sind fast ohne Ausnahme schlecht erleuchtete, möglichst uncomfortable Säle, in enge Verschläge, sogenannte boxes abgetheilt, die uns genau so viel Raum geben, daß wir mit steifem Rücken und zurückgezogenen Beinen dasitzen können. Eine solche Anstalt sieht einem pennsylvanischen Zellengefängnisse ähnlicher als einem Vergnügungsorte, und was die Aehnlichkeit noch schlagender macht, ist das unerbittliche Schweigsystem, dessen Gebote mit eiserner Strenge aufrecht erhalten werden. Schweigend trittst du ein, schweigend sezst du dich nieder, schweigend den Finger auf die Karte gelegt forderst du, was deine irdischen Bedürfnisse erheischen, schweigend schlürfst du den schlechten Kaffee (der Kaffee ist in London durchweg schlecht), schweigend liesst du die Zeitung, und solltest du dich etwa durch einen Coup d'état oder durch die Anzeige eines unerwarteten Bankerotts aus der Fassung bringen und zu einem halblauten Ausrufe des Erstaunens verleiten lassen, so wird dich der Mann gegenüber, unfehlbar ein ältlicher Gentleman, mit einem Blicke anschauen, so vorwurfsvoll, so strafend, daß deine unüberlegte Aufwallung in sich zusammensinkt, als wäre ein Tropfen eisigkaltes Wasser hineingegossen worden, und daß du mit verlegenem Lächeln in deiner Lektüre fortfährst, froh, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu seyn, und fest entschlossen, den furchtbaren Bann nicht zum zweitenmal zu brechen. Es schaudert mir, wenn ich an ein Londoner Kaffeehaus denke, und doch muß man die Morgen- und Abendblätter lesen.

Doch wir haben es eigentlich mit der Weihnachtszeit in London zu thun. Vor dem Christfeste ist hier, wie überall, die günstigste Zeit für das kleine Geschäft. Die Handwerker haben Bestellungen für die kommenden Feiertage und in den Shops und Magazinen müssen neue „Hände" angestellt werden, um die Masse der Kauflustigen zu befriedigen. Einen Christmarkt gibt es allerdings nicht,

aber nur weil das ganze Jahr hindurch Markt ist. Es ist Christmarkt in allen Straßen, und wer sich entschließt, die Stadt am Tage vor Weihnachten zu durchstreifen, findet ein Schauspiel, das an Glanz und Großartigkeit gewiß alles übertrifft, was eine Stadt des Continents bieten kann. Unternehmen wir eine flüchtige Wanderung und wenden wir uns zuerst nach Coventgarden-Market, dem bekannten Centralpunkte, von welchem aus das ganze Westend mit vegetabilischen Nahrungsmitteln versorgt wird. Heute trägt der Markt ein anderes Gepräge als sonst. Er hat offenbar ein festtägliches Gewand angezogen. Die Früchte der verschiedensten Zonen, von der duftenden Ananas und der portugiesischen Traube bis zur prosaischen bescheidenen Kartoffel herab sind zwar wie immer in gewaltigen Massen auf einander gestapelt, aber zu den gewöhnlichen Handelsartikeln ist ein neuer hinzugekommen, der uns keinen Zweifel läßt, daß wir an der Schwelle der merry christmastime angekommen sind. Die geräumigen Hallen sind, wo sich nur Raum darbietet, mit Tannenreisern behängt, viele Wagenladungen mit Stechpalmenzweigen liegen aufgehäuft da, und die klassischen mistletoes (Mistelzweige) begegnen uns, wo wir unsere Blicke nur hinwenden. Sie üben, wie sich denken läßt, eine magnetische Anziehungskraft auf die Jugend aus, und an den schalkhaften Gesichtern der Käufer können wir schon sehen, daß der verhängnißvolle Zweig nicht ganz zwecklos in den Zimmern aufgehängt werden soll. Auch an Christbäumen fehlt es nicht, und der Eifer, mit welchem sich die Hausfrauen zu denselben hindrängen, beweist, daß sich unsere deutsche Sitte der Weihnachtsbescheerung auch unter den Engländern zahlreiche Freunde erworben hat. Noch vor zehn Jahren wurde, wie ich höre, in Coventgarden nicht ein einziger Tannenbaum verkauft, und jezt beläuft sich ihre Zahl schon auf tausende.

Durch einige winkliche, enge Gassen, in denen das Elend seine Wohnstätte aufgeschlagen hat und wo der Genius des Christfestes vorübergegangen ist, ohne eine Spur zu hinterlassen, eilen wir nach Charing Croß, der alten Grenzmarke zwischen den Städten London und Westminster. Wir treten in die Adelhaide Galerie ein. Es ist zwar erst drei Uhr Nachmittags und für die Jahreszeit ein ungewöhnlich heller Tag; trotzdem funkeln uns schon tausende von Gasflammen entgegen und ergießen einen blendenden Lichtstrom durch dieses Paradies der Jugend. Alles was ein Kinderherz nur erfreuen kann, ist hier in reichster Wahl zur Schau gestellt. Nürnberger Spielwaaren, französische Quincaillerien, englische Bronze- und Papiermachéarbeiten liegen und stehen in bunter, glänzender Mischung auf den Ladentischen und hinter den Spiegelfenstern. Die Frauen drängen sich geschäftig durch das Gewühl. Sie besorgen ihre Einkäufe mit auffallender Hast und markten weniger, als sie sonst zu thun pflegen. Man merkt es ihnen an, daß sie sich nach Hause sehnen, wäre es auch nur um die Zubereitung des gewaltigen Weihnachtsplumpudding zu überwachen. Auf den Gesichtern, die uns begegnen, strahlt die heiterste Freude. Die Leute fühlen sich glücklich, weil sie daran denken, andere glücklich zu machen. Aber freilich jeder denkt nur an das Glück der S e i n i g e n. Siehst du dort das zerlumpte Bettlerkind, das mit jauchzendem Entzücken seine magern Aermchen nach den Spielsachen ausstreckt? Ein junges Weib, in den ausgehungerten Zügen noch die Spuren ehemaliger Schönheit, steht mit Thränen in den Augen neben dem Kinde. Sie kann ihm keine Freude machen, wie die übrigen Mütter. Sie hat wahrscheinlich nicht einmal Geld genug, um sich Brod für merry christmas zu kaufen. Die Menge eilt unbekümmert an dieser Scene des Jammers vorüber. In England hat nur der Arme und der Fremde Mitgefühl für das Elend; der Reiche hat keine Zeit, sich darum zu bekümmern. Und zahlt er denn nicht seine Armentaxen? Und fehlt es etwa an Werkhäusern und Gefängnissen? Gehen wir weiter.

Ueber den Strand, an Haymarket vorbei, gelangen wir zu Regentstreet. Die Magazine, aus denen der Luxus in die Wohnungen des Adels und der Geldaristokratie strömt, glänzen in feenhafter Beleuchtung. Die feinsten, auserlesensten Produkte der gesammten Weltindustrie sind für heute aus den Waarenlagern hervorgeholt und in Massen aufgestapelt, von denen man sich nur einen Begriff machen kann, wenn man London gesehen hat. Hunderte von Straßenlaternen und die unzähligen Lichter, welche hinter den Ladenfenstern hervorblitzen, werfen einen tageshellen Schein auf die fashionable Welt, die sich in den Magazinen drängt und auf den breiten Trottoirs hin- und herwogt. In der Mitte der Straßen rollen die Fuhrwerke, glänzende Kutschen mit Wappenschildern und goldbetreßten Dienern, armselige, von Eseln gezogene Karren, die den Reichthum eines Costermongers enthalten, ungestalte Omnibus und träge Cabs. Alles wirbelt und rennt durcheinander. Jeder hat seinen besonderen Zweck, den er verfolgt, und trotz des Festes, das vor der Thüre ist, hat das ganze Treiben den gewöhnlichen Charakter des eiskalten Werktagsegoismus. Mitten im Gewühle ist man gerade so einsam wie auf seinem eigenen Zimmer; man beachtet sich nicht, man sieht sich nicht an. Und wenn uns etwa ein verirrter Blick trifft, so gleitet er sofort theilnahmlos weiter, um sich eben so theilnahmlos zu einem andern Gegenstande zu wenden. Aber wie wäre es auch anders möglich? Woher sollten die Beziehungen zu diesen Hunderttausenden kommen, die uns täglich auf der Straße begegnen? So schwer es Einem auch anfangs fällt, man gewöhnt sich allmählig daran, diese Menschenmassen mit Gleichgültigkeit zu betrachten. Das Individuum wird vor der Gesammtheit in den Hintergrund gedrückt. Wir lassen die einzelnen Wellen kommen und gehen und bewundern nur den gewaltigen Okeanos, der in Millionen Gestaltungen doch immer derselbe ist und seine Wogen in ewigem Kreislaufe zur Oberfläche treibt, um sie an den Felsblöcken zu zerschellen.

Wir biegen nun rechts in Oxfordstreet und von da in Tottenham-Court-Road ein. In der ersteren dieser Straßen springt der Contrast mit Regentstreet noch nicht so sehr in die Augen. Der Luxus hat auch hier seine Wohnsitze aufgeschlagen, aber er herrscht nicht mehr ausschließlich. Der Ueberfluß muß das Feld mit den Nothwendigkeiten des Lebens theilen. Neben dem reichen Waarenlager von Cashemirshawls drängt sich der Shop eines Fleischers hervor, neben dem Juwelierladen ein Käse- und Schinkenmagazin. Aber je mehr wir uns Tottenham-Court-Road nähern, desto mehr verschwinden

die Reste des fashionablen Anstrichs. Die „Million" tritt an die Stelle der vornehmen Welt. Man flanirt nicht, man will kaufen oder verkaufen. Der Straßenmarkt, von dem ich Ihnen früher einmal geschrieben, ist lebhafter als an irgend einem andern Tage des Jahrs, und was die Scene noch malerischer macht, alle Läden bis zur kleinsten Bretterbude herab sind mit grünen Zweigen geschmückt. Selbst das Orangenmädchen hat Tannenreiser über seine Früchte ausgebreitet. Ueberall wünscht man dir ein glückliches Christfest, um dich zum Kaufen einzuladen. Am tollsten treiben das, wie immer, die Fleischer, aber dießmal haben sie auch besondern Grund dazu. Die große Viehausstellung ist gerade zu Ende gegangen, und wer nur einigen Ehrgeiz besitzt, muß irgend ein Thier, das einen Preis erhalten hat, in seinem Shop hängen haben. Da sehen wir denn hier ein kolossales Schwein mit der lakonischen Inschrift: „Gefüttert von Prinz Albert" (wörtlich), dort einen ungeheuern Ochsen, „aufgezogen von dem Herzog so und so;" hier hängt ein mächtiger Hammel, der den ersten Preis erhalten, auf der andern Seite der Straße ein anderer Hammel, der ebenfalls — was einigermaßen sonderbar ist — den ersten Preis erhalten hat.

Es ist jezt wohl Zeit, nach Hause zurückzukehren. Wir könnten zwar noch das Theater besuchen, um eine oder die andere „Pantomime" zu sehen, aber das Schauspiel auf der Straße hat uns für den Augenblick die Lust an dem Schauspiel auf der Bühne benommen. In einer großen Stadt ist es überhaupt nirgends so interessant als auf der Straße. Die Theater, die Gasthäuser, die Wohnungen der Reichen sind sich überall so ziemlich gleich. Es sind überall dieselben Kleider, dieselben Sitten, ich möchte fast sagen dieselben Gesichter. Aber auf der Straße finden wir das Volk, auf der Straße lernen wir seine Eigenthümlichkeiten, seine Gedanken und Gefühle kennen; wir sehen seine Tugenden und seine Laster, seine Größe und sein Unglück, wir sehen es kämpfen und ringen, wir sehen es leiden und sterben. Auf der Straße hat sich Hogarth den Stoff für seine Gemälde und Shakespeare für seine unsterblichen Charakterbilder geholt. Und damals war London noch ein Dorf, wenn wir es mit dem London von heute vergleichen. Der Stoff für den Künstler, für den Sittenmaler hat sich jezt verhundertfacht, nur Schade, daß die modernen Hogarths und Shakespeares fehlen. Freilich, der Genius der Nationen hat sich jezt mit andern Dingen als mit der Kunst zu beschäftigen, und die Zeit der Auserwählten Carlyle's scheint vorüber zu seyn.

Am Weihnachtstage ist London gerade so still, wie an jedem Sonntag. Man bleibt im Familienkreise; die jungen Leute küssen sich unter dem Mistelzweige, man macht sich Geschenke, und wünscht sich eine merry christmas, man tanzt, singt und klimpert auf dem Klavier, man ißt Rostbeef und Plumpudding, und trinkt Sherry und Brandy. Zum Schlusse gehen die Männer in das Publichause und unterhalten sich in Gesellschaft der wohlbekannten Stammgäste, so gut als es ihnen möglich ist. Den folgenden Tag lebt man ungefähr in derselben Weise. Nur bringt die verwünschte Sitte der Weihnachtstrinkgelder einige unangenehme Abwechslung. Außerdem besucht man noch das Theater, welches am vorhergehenden Abend geschlossen war. In den Theatern werden um diese Zeit nur Lustspiele und die sogenannten Pantomimen gegeben. Die Pantomimen sind eine Art grotesker Operetten oder Vaudeville's, in denen gesungen, getanzt und, wo möglich witzig, auf Zeitereignisse angespielt wird. Das Publikum ist in einer so günstigen Stimmung, wie sie sich der dramatische Schriftsteller oder der Schauspieler nur wünschen kann. Die leiseste Andeutung eines Witzes wird mit ungeheuerm Applaus begrüßt, und für eine Sängerin ist es, glaube ich, unmöglich Fiasko zu machen. Man will sich amusiren, man hat dafür bezahlt und läßt sich den Abend nicht durch eine falsche Note verderben. Der Wein macht uns so nachsichtig.

Doch ich hätte es fast übersehen, daß ja nicht ganz London am zweiten Weihnachtstage ins Theater gehen kann. Sogar die größere Hälfte der Bevölkerung muß sich anderweitig ihre Unterhaltung suchen. — Der Wein und die übrigen geistigen Getränke bringen bekanntermaßen auf verschiedene Menschen verschiedene Wirkungen hervor. Während sie den einen in jenen heitern Zustand versetzen, der von den Dichtern aller Zeiten verherrlicht worden ist, regen sie in dem andern gerade die entgegengesezten Gefühle, und namentlich jene Leidenschaft auf, von der ein alter Philosoph behauptete, daß sie, zusammen mit der Liebe, ihrer direkten Negation, die Welt regiere. Um das Christfest wird nun in England mehr getrunken als gewöhnlich, und es ist sehr ominös, daß der zweite Weihnachtstag in der Volkssprache als boxing day figurirt. Ich weiß zwar sehr wohl, daß man diesen Namen von dem Brauch der sogenannten Christmas boxes ableiten will, aber mein philologisches Gewissen sträubt sich gegen diese Annahme, und nach sorgfältiger Abwägung des Für und Wider muß ich es als Gewißheit aussprechen, daß boxing day nichts anderes heißt, als ein Tag, an welchem man sich mehr oder weniger regelrecht prügelt. Man lese nur die Verhandlungen in den Polizeigerichtshöfen, und man wird finden, wie sehr die Praxis den Namen rechtfertigt.

Ich habe so eben von den christmas boxes gesprochen Zur Erläuterung einige Worte. In London herrscht die allgemeine Sitte, am zweiten Weihnachtstag ein Trinkgeld zu geben das häufig in einer geschmackvollen Büchse (box) überreicht wird. Morgens, noch ehe wir uns aus dem Bette erhoben haben, pocht der Postman mit dem wohlbekannten double knock an unsere Hausthüre an. Er tritt ein, und statt eines ersehnten Briefs bringt er uns einen Christtagswunsch und fordert ein Trinkgeld. Kaum hat er uns verlassen, so steht der Hausknecht mit ausdrucksvoller Miene vor uns, gratulirt und fordert sein Trinkgeld. Noch ehe wir uns losgekauft haben, erscheint auch das Stubenmädchen. Derselbe Wunsch, dieselbe Bitte. Wir eilen aus dem Hause, um der Hetzjagd zu entgehen. Es ist Essenszeit und wir treten in unsern gewöhnlichen Diningroom. Der Kellner überreicht uns die Karte, gratulirt, und der Rest versteht sich von selbst. Um den Aerger hinunterzuspülen, flüchten wir in das benachbarte Publichause und bestellen ein Glas brandy and water. Der Aufwärter bringt das Verlangte; wir zahlen, aber er geht nicht von unserer Seite. Mit bedeutsam geöffneter Hand flüstert er uns zu: »Something for the

waiter!« — Und so geht es fort den langen lieben Tag. Es gibt keinen Winkel, in den wir uns verkriechen können. Das Schicksal ist auf unsern Fersen, und wir können ihm nicht entfliehen. Das sind die idyllischen Weihnachtsfreuden.

Sie wundern sich vielleicht, daß ich nichts von den Christmascarols und den sonstigen Gebräuchen erzähle, welche die englische Weihnachtszeit verherrlichen, und die Washington Irving schon so hübsch beschrieben hat. Auch ich habe Washington Irving gelesen, und ich kann versichern, ich habe es an keiner Mühe fehlen lassen, um diese schönen Ueberreste der guten alten romantischen Zeit zu entdecken; aber alle meine Mühe war vergeblich. Seit König Dampf seinen Scepter über dieses Eiland ausstreckt, ist das Reich der Gemüthlichkeit zu Ende. Vor dem Stöhnen der Maschinen, dem Brausen der Locomotiven sind die Feen längst entflohen. Wenn wir sie noch finden wollen, müssen wir weit weg von London, in die abgelegensten Theile von Wales oder auf die Berge Schottlands, und auch dort wären wir nicht einmal sicher sie zu finden. — Indessen hat sich doch noch manches Alte erhalten, wenigstens dem Namen nach, und sogar die Christmascarols bestehen noch. Die Woche zwischen Weihnachten und Neujahr thun sich nämlich alle fahrenden Musikanten, Orgelspieler, Dudelsackpfeifer und Sänger zusammen und durchziehen haufenweise die Straßen der Stadt. Das Uebel tritt uns nicht, wie gewöhnlich, vereinzelt entgegen, es ist concentrirt. Alle Melodien und alle Instrumente werden zu gleicher Zeit gespielt. Unter die Marseillaise mischt sich God save tho Queen, unter die tolle Negermelodie das bescheidene „Schleswig-Holstein meerumschlungen.“ Dazu brüllen die Sänger ihre sogenannten Weihnachtslieder, und der gravitätische Hochländer marschirt mit dem Schritt eines spanischen Granden auf und ab und bläst auf der Sackpfeife, daß wir jeden Moment fürchten, seine Lunge und unser Trommelfell müssen platzen. — Es ist eine wahre Sündfluth van Disharmonien, und leider gibt es keine Rettung. Wir werfen unsern Verfolgern einige Pence hinunter; sie spielen weiter, um ihre Dankbarkeit zu bezeugen; wir verschließen unsere Fenster und unsere Börse; sie spielen weiter, um ihren Lohn zu erzwingen. Wie oft habe ich mir in dieser unseligen Zeit die Ohren eines Engländers gewünscht!

Ueber die Feier des Neujahrstages läßt sich so gut wie nichts sagen. Es ist ein Tag wie jeder andere und wird nicht einmal kirchlich gefeiert. Selbst die Silvesternacht geht unbemerkt vorüber. Etwas geräuschvoller wird dagegen der heilige Dreikönigsabend begangen. Der twelfthnightcake fehlt in keiner Familie. Es ist dieß übrigens ein gewöhnlicher Kuchen, dem sogar die französische Bohne fehlt und der ohne Ceremonien verspeist wird. Dieser Kuchen ist ziemlich der einzige Gebrauch, der sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Nur sollen sich die alten Jungfern noch hie und da im Spiegel oder in der Kaffeetasse ihre Geliebten suchen. Mit dem Dreikönigstage hat die Zeit der allgemeinen Aufregung ihr Ende erreicht. Am folgenden Morgen steht John Bull als ein veränderter Mensch auf. Er reibt sich die Augen, läßt die tolle Maskerade der lezten vierzehn Tage noch einmal in der Erinnerung vorüberrauschen, und ist dann wieder der alte, nüchterne, rechnende John Bull.

Sidney, 22. August 1851.

Der Freischütz in Australien.

Donnerstag den 7. August der Freischutz — wie auf den englischen das ü verschmähenden Zetteln stand. Der Leser wird sich denken können, daß ich mich auf den Abend freute. Wie lange hatte ich keine deutsche Oper gehört! und jezt sollte ich sie hier bei den Antipoden zuerst wieder finden. — Wir gingen, der Kapitän der Wilhelmine, F. Schmidt, und ich, früh genug hin, um die Ouvertüre nicht zu versäumen, und das Orchester begann denn auch, als wir eben unsere Sitze eingenommen. Aber traurig! die wunderherrliche Ouvertüre wurde auf eine wahrhaft gotteslästerliche, Samielsche Weise mißhandelt, und ein paarmal konnte ich die Melodie kaum wieder erkennen. — Endlich ging der Vorhang auf. Auf der Bühne stand eine Scheibe; die Schützen waren sämmtlich links aufmarschirt, Max trat zuerst an und fehlte, dann noch zwei andere Jägerbursche und endlich Kilian, worauf etwas von der Scheibe herunter fiel und er also den Meisterschuß gethan hatte. Max ging übrigens sehr stolz zwischen ihnen herum, bis endlich der Spottchor ihn ärgerlich machte ꝛc. — Max und Caspars Arien (ich muß hier übrigens bemerken, daß auch die Namen verändert waren: Max hieß Rodolph, Agathe hieß Linda und Annchen hieß Rose), Rodolphs und Caspars Arien also gingen so ziemlich und mir wurde weh und weich um's Herz. Die alten lieben Klänge riefen so alte und liebe Erinnerungen in mir wach, und ich hätte Stunden lang den bekannten Tönen lauschen mögen. Samiel rief mich zuerst wieder auf die australische Bühne zurück: er erschien während Marens Arie dicht hinter ihm in einem bengalischen Feuer — wenn ihn Max auch wirklich nicht sah, hätte er ihn doch riechen müssen — verschwand aber bei dem Ausruf: „Lebt denn kein Gott?“ bei dem sich Max vorsichtig auf ein Knie niederließ, auf eine so hübsche Art, daß ich wirklich davon überrascht war. Er warf sich nämlich auf die Erde und war durch dieselbe im Moment verschwunden. Die Versenkung war mit grauer Leinwand fest bezogen und durch einen Schlitz derselben schlenderte er sich im Nu außer Sicht.

Der zweite Akt begann außer einigen unbedeutenden Abänderungen wie in Deutschland. Agathe wie Annchen sangen und spielten ihre Rollen recht brav. Eines nur störte mich im Anfang ein wenig: Annchen, obgleich mit einer recht lieblichen Stimme begabt, sezte in den Ensembles und wenn sie allein sang, stets einen halben Ton zu spät ein, das Orchester richtete sich aber bald darnach, und wie wurden so nur ein klein wenig später fertig. Ehe aber Max erschien, trat Kilian zu den jungen Damen heran (Kilian war auch mehr als Passereißer gehalten und lief durch das ganze Stück) und erzählte ihnen spaßhaft, daß nicht Max, sondern er den Meisterschuß gethan habe. Sie waren darüber sehr erstaunt und Kilian ging ab. Jezt kam Agathens berühmte Arie, die auch von ihr ganz gut gesungen, von dem Orchester aber traurig begleitet wurde. — „Er ist's, er ist's, die Flagge der Liebe soll wehen!“ Max trat auf; herzliches Bewillkommen, ungemeine Freudigkeit von beiden Seiten. Das Orchester macht einige fremdartige, noch nie im Freischütz gehörte Uebergänge, Max ergreift Agathens Hand und führt sie vor, und — „War's vielleicht um eins, war's vielleicht um zwei, war's vielleicht eins oder zwei, daß du mir nit gewesen treu — Herzallerliebstes Schatzel denk' a Bissel nach!“ — Mir war, als ob mir einer, ohne vorherige Warnung, einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte. „Die Wiener in Berlin!“ rief der Kapitän, „bei allem was da schwimmt!“ und sah mich dabei mit einem so wehmüthig komischen Blick an, daß ich nicht mehr an mich halten konnte; ich plazte heraus und mußte die Loge verlassen, um mich draußen einigermaßen wieder zu sammeln.

Die Wolfsschlucht war gar nicht übel arrangirt und ich habe sie in Deutschland auf manchen kleineren und größeren Theatern schon viel schlechter in Scene gesezt gesehen. Nur machten die Teufel einen solchen Heldenlärm, daß Caspar bloß im Stande war sechs Kugeln zu gießen; gleich nach der sechsten fiel wenigstens der Vorhang und ich vermuthe, daß er die siebente noch nachher gegossen hat. — Das Publikum war übrigens entzückt und es entspann sich im nächsten Zwischenakt eine sehr lebhafte Unterhaltung zwischen der dritten Galerie und dem Parterre, die theils durch Gestikulationen und halbartikulirte Schreie, theils durch Orangenschalen geführt wurde. — Nach der Wolfsschlucht kam nun eine ganz eigenthümliche Scene, die, wenn ich mich nicht sehr irre, der moralisch christliche Sinn der Engländer diesem deutschen Teufelsspuke frommkindlich eingelegt hat. — Der Oberförster, Caspar, Kilian und die andern Jäger sitzen im Saale. Kilian will, wie der Casperl im Puppentheatre, fortwährend eine lange Geschichte erzählen, die anfängt: „Es war einmal ein König,“ wird aber nicht zu Wort gelassen. Der Oberförster theilt jezt mit, daß er sich nur Einer solchen Nacht erinnere wie die vorige, und das sey die, in welcher einst ein gottloser Jägerbursche sieben Freikugeln mit dem Satan gegossen habe. Er erinnerte sich noch seines Aussehens am nächsten Morgen: bleiche Wangen, hohle Augen; er sieht den Caspar an und fährt entsezt zusammen: derselbe entsetzliche Mensch steht vor ihm! Caspar wird wüthend, der Oberförster beschwichtigt ihn aber, erinnert ihn daran, wie gut er es immer mit ihm gemeint habe, und fällt endlich vor ihm auf die Knie und bittet ihn um Gotteswillen, doch wieder ein guter Mensch zu werden. Caspar wird gerührt und läßt sich sein Gewehr nehmen.

Da erscheint Samiel mitten zwischen ihnen, dießmal jedoch ohne bengalisches Feuer, und berichtet dem Caspar, daß er ihm unrettbar verfallen sey. Nichts desto weniger will Caspar, als Samiel wieder verschwunden ist, einen lezten verzweifelten Versuch machen und geht mit dem alten Oberförster auf die allermittelst im Hintergrund geöffnete Kapelle zu; an deren Schwelle erscheint ihm aber wieder der Feind und wirft ihn höhnisch lachend zurück. Caspar ist »a gone chicken.«

Hierauf kommt die Scene mit Caspar und Max. Wunderbarerweise hat aber Max noch zwei Kugeln übrig und gibt sie dem Caspar; dann singt Max ein sehr fideles Jagdlied, das mit einem Refrain des Jägerchors endigt, und nun kommt der Jägerchor und nachher der Probeschuß. Beim Probeschuß tritt aber Agathe auf, ehe der Schuß fällt, versichert auch nicht, daß sie die Taube sey, und überhaupt herrscht dabei eine so gräßliche Confusion, daß ich, wenn ich nicht vorher gewußt hätte, wie die Sache zusammenhängt, sicher nicht klug daraus geworden wäre. Nach dem Schuß kam Caspar auf die Bühne und fiel um, erholte sich aber augenblicklich und interessirte sich ungemein für Agathe, wie er denn auch, troz seiner Schußwunde und noch auf der Erde liegend, den Chor: „Sie lebt," ehrlich mitsang. Dem machte aber Samiel gleich darauf ein Ende; er trat auf, ging auf Caspar zu, packte ihn vorne an der Brust, schleppte ihn auf die nächste Versenkung und fuhr mit ihm ab. — Ein Klausner trat übrigens gar nicht auf; Max versicherte nur ganz einfach, der Caspar habe ihn zu der ganzen Sache verleitet, er habe nicht die geringste Schuld, und da ihm das alle auf das Wort glaubten, stand auch der augenblicklichen Verlobung mit Agathen oder Linda nicht das mindeste im Wege.

Aus der Pfalz, Januar.

I.

Die pfälzische Ludwigsbahn.

Die eleganten Berlines-Parisiennes, welche seit kurzem die Verbindung zwischen Paris und Frankfurt in 27 und 32 Stunden vermitteln, führen natürlich auch der pfälzischen Ludwigsbahn neue Züge von Reisenden zu. Ueberhaupt gewinnt diese Bahnstrecke von Tag zu Tag an Interesse, zumal die Vollendung der ganzen Linie von Paris bis Ludwigshafen und von da bis Mainz in ziemlich naher Aussicht steht. Es bedarf darum kaum einer Rechtfertigung, wenn ich die Leser dieser Blätter einmal auf diese Bahn führe, nicht um ihnen die Bedeutung derselben in technischer und statistischer Hinsicht zu erklären, sondern mehr um ihnen ein allgemeineres Bild derselben vor Augen zu führen, dessen Rahmen alles das umschließt, was dem Blicke des Reisenden vom Wagen aus erreichbar ist, aber auch von da aus ungesehen nahe liegt und nach einer und der andern Seite hin sein Interesse erwecken, ja ihn vielleicht auf einige Zeit zu fesseln im Stande ist. Bietet sich doch auf diesem Wege von kaum mehr als zwölf Meilen rechts und links des Schönen und Merkwürdigen gar mancherlei. Ist doch diese Bahn schon nach Anlage und Bau ein höchst sehenswerthes Stück jenes eisernen Netzes, das seine Fäden immer weiter, seine Maschen immer enger über die Länder des Continents hinzieht.

Beginnen wir die Fahrt auf der pfälzischen Ludwigsbahn an deren östlichem Ende. Da liegt Ludwigshafen, die im Werden begriffene Stadt, mit ihrem Freihafen jezt schon ein ansehnlicher Handelsplatz, auf den Mannheim nicht ohne eine Regung des Neides herüberschaut. Die Schiffbrücke mit ihren neuen eisernen Pontons aus der Keßlerschen Werkstätte zu Karlsruhe erinnert zunächst an jene stürmischen Tage des pfälzischen und badischen Aufstandes, besonders an den 15. Juni des Jahres 1849, an dem eine Abtheilung der preußischen Truppen die von badischer Volkswehr vertheidigten Barrikaden im Sturm nahm, worauf Corvin von Mannheim aus die Brücke und die Lagerhäuser in Brand schießen ließ. Von jenen Verwüstungen ist längst keine Spur mehr an den neuen stattlichen Gebäuden sichtbar, und die früher hölzernen Waarenschuppen haben neuen Platz gemacht, deren eiserne Dächer auf schlanken gußeisernen Säulen ruhen. Aber an mehreren der neuen großartigen und eleganten Bahngebäude sieht man Kanonenkugeln, die an den Stellen eingemauert sind, an denen sie in jenen Tagen des Schreckens und der Verwüstung in die verlassenen Wohnungen einschlugen. Auch große dunkle Flecken sind noch im Flur des Gasthauses zum deutschen Hofe bemerkbar. Sie bezeichnen die blutigen Stellen, auf denen jene Freischärler niedergemacht wurden, denen der Rückzug über die Rheinbrücke abgeschnitten war, und die sich kämpfend in dieses Haus zurückgezogen, oder zuvor schon aus demselben geschossen hatten. — Erquicklicher als diese düstern Erinnerungen der jüngsten, unheilvollen Vergangenheit ist der Anblick dessen, was der wiedergekehrte Friede Neues schafft. Während auf dem herrlichen Strome Dampfschiffe und Schleppkähne, Segelschiffe und Flöße kommen und gehen, rühren sich in den neu angelegten Straßen rüstig Hammer und Kelle, um neue Bauten aufzuführen. So ist unter andern im vorigen Jahre ein großes neues Gebäude entstanden, in dem ein Mannheimer Handlungshaus eine Alaun- und Schwefelsäurefabrik begründet, und bald werden sich noch andere Etablissements an dieses anschließen.

Doch eilen wir durch die kurze, aber äußerst stattliche Hauptstraße und an dem neuen Winterhafen vorüber nach dem Bahnhofe, dessen solides und einfach schönes Hauptgebäude das Auge recht wohlgefällig berührt. In dem eleganten Wartsaale haben wir noch eben Zeit, die von Münchener Künstlern gemalten Wappen sämmtlicher pfälzischen Städte zu betrachten, die das reiche Fries des heitern Raumes bilden. Unterdessen schnaubt die Locomotive heran, welche den nächsten Wagenzug entführen soll. Sie führt just den Namen Denis und ist das wandernde Denkmal des Erbauers und jetzigen Direktors dieser pfälzischen Bahn, der mit dem ganzen Verwaltungspersonale seinen Sitz in Ludwigshafen aufgeschlagen hat. Denis Name ist unaustilgbar mit der Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens verwebt. Hat er doch als Erbauer der Nürnberg-Fürther und der Taunusbahn die ersten Fäden zu dem großen deutschen Eisenbahnnetze gesponnen.

Die Stunde schlägt, das Feuerroß braust schnaubend der drei Meilen entfernten Bergkette zu, die den westlichen Rand der weiten rheinischen Ebene bildet. Malerisch schön ist hier die nächste Aussicht keineswegs, aber das sorgfältig angebaute Land, dessen schmale Ackerstücke mit ihren zahllosen Grenzfurchen sich unaufhörlich wie die Felder eines Fächers drehen, thut dem Auge wohl, und regt zudem die nationalökonomische Controverse über Vortheil oder Nachtheil der ins Unendliche gehenden Güterzerschlagung an.

Zu beiden Seiten fliegen einige Dörfer vorbei, zur Rechten schaut die Wallfahrtskirche von Oggersheim herüber, der zierliche Bau, den einst die Kurfürstin Elisabeth über dem getreuen Abbilde der lorettanischen Kapelle errichtet, und bei der König Ludwig wieder ein Mönchskloster, das einzige in der Pfalz, ins Leben gerufen hat. Etwas ferner bezeichnet ein weißer Thurm die Stelle, wo die ehemalige dritte Hauptstadt der Pfalz, Frankenthal, liegt, und hinter dieser steht der alte Dom von Worms wie ein grauer Schatten am Rande des Gesichtskreises. Den von Speyer würde das Auge nach links hin ebenfalls leicht erreichen, wenn nicht Bäume die Aussicht hinderten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 6. 8. Februar 1852.

Am Sarge fällt die Blüthe ab,
Zerrinnt der Glorie Zauberschemen;
Dein Lorbeerreis, es bleibt am Grab,
Du kannst es nicht hinübernehmen.
Doch vor dem Richter kannst du knien,
Die reinen Hände hoch gefaltet:
„Sieh, Herr, die Pfunde, mir verliehn,
Ich habe redlich sie verwaltet."

Annette v. Droste.

Das geistliche Jahr

von

Annette von Droste-Hülshoff. *

Annette von Droste-Hülshoff war eine sehr bedeutende Persönlichkeit, in der in seltenster Weise ein Zug männlichen Verstandes und Ernstes durch die schönste Weiblichkeit hindurchging. Dieß gibt ihren epischen Malereien nach Zeichnung und Färbnng einen Charakter, der sie von männlicher wie von weiblicher Arbeit auf's anziehendste unterscheidet; dieß gibt ihrer Lyrik den eigenthümlichsten Geschmack, streng, aber nicht herb, süß, und doch nie weichlich. Sie erscheint unter harten Leiden als eine geistig Gesnnde, in der das Gefühl viel zu ächt nnd geschlossen war, um sich je in Sentimentalität zu verziehen, und ihr ganzes poetisches Wesen ist daher auch vorzugsweise dazu gemacht, gesunde Menschen anzusprechen. Annette v. Droste gehörte auch nicht zu den geistreichen Weibern, welche sich mit ihrer poetischen Begabnng vor der Welt geberden wie andere mit ihren körperlichen Reizen oder gesellschaftlichen Talenten. Sie drängte sich nicht hastig anf den Carneval der Literatur, in dessen Anfregung der Geist nur zu oft seiner Reinheit und Frische verlustig geht. Sie genoß des herrlichen Glücks des geistigen Schaffens in Stille und Demnth, nnd erst in der Reife des Lebens und des Talents trat sie mit der Sammlung von Gedichten auf (1844**), mit der die deutsche Literatur um ein so eigenthümliches weibliches Charakterbild reicher geworden ist. Aus diesen Gedichten erfahen wir alle, daß ihr abging, womit ihre Schwestern noch ganz liebenswürdig seyn können, so lange sie nicht schreiben und dichten, Empfindsamkeit und Koketterie; wir erfahen anch darans, daß sie keine der Emancipirten war, in denen mit der Weiblichkeit auch die Religion untergeht; aber in die Tiefe ihres religiösen Gefühls ließ sie uns damit keineswegs blicken. Wenn sie sich lange sträubte, die Schönheit ihres Geistes überhaupt zn enthüllen, so schente sie sich noch weit mehr, sie scheute sich bis zu ihrem Tode, die innerste Geschichte dieses Geistes, seine religiösen Kämpfe und Siege, Schmerzen und Entzückungen vor der Welt auszubreiten.

Diese Geschichte liegt nnn vor uns als ihr Vermächtniß, werthvoll und fruchtbar für alle, die Gott suchen, welcher Kirche sie anch angehören. Die eine Hälfte des „geistlichen Jahrs" theilte sie im Jahr 1847 einigen Freunden handschriftlich mit, die andere Hälfte wurde erst nach ihrem Tode gefunden und beide vereinigt sind jezt von jenen Freunden heransgegeben worden. Aus diesen geistlichen Dichtnngen tritt uns die wohlbekannte poetische Persönlichkeit in neuer achtunggebietender Gestalt entgegen; und wer auch nicht im Stande ist, ihr mit dem Gemüthe durch die christlichen Feiertage zu folgen, und zunächst nur den poetischen Werth dieser Gesänge anerkennt, der muß doch begreifen, daß diesen für alle, deren Kirchenjahr das der Dichterin ist, noch eine ganz andere als bloß literarische Bedeutung zukommt.

* Das geistliche Jahr, nebst einem Anhang religiöser Gedichte, von Annette von Droste-Hülshoff. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1851.

** Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag, 1844.

Die folgenden Stücke mögen die Leser auf ein Buch aufmerksam machen, in dem das tiefe Bedürfniß unserer Zeit, den wachen Geist und die Sinnlichkeit mit dem religiösen Trieb und dem Gewissen in's Gleichgewicht zu setzen, so laut und rührend aus einem der edelsten Gemüther spricht.

* * *

Am fünften Sonntag nach Ostern.

„Aber solches habe ich zu Euch geredet, damit wenn die Stunde kommt, ihr daran gedenket, daß ich es Euch gesagt habe."

Erwacht! der Zeitenzeiger hat
Auf die Minute sich gestellt,
Dem rostigen Getriebe matt
Ein neues Rad ist zugesellt;
Die Feder steigt, der Hammer fällt.

Wie den Soldaten auf der Wacht
Die Runde schreckt aus dumpfer Ruh,
So durch gewitterschwüle Nacht
Ruft uns die Glockenstimme zu:
Wie nennst du dich? wer bist denn du?

Und Mancher, der im langen Traum
Den eignen Namen fast verschlief,
Der stieß von sich den schnöden Flaum
Und hastig die Parole rief;
So ernst die Glocke sprach und tief.

Wer möchte sich in solcher Zeit
Von deinem Heere schließen aus?
Was Lenz und Sonne hat zerstreut,
Das sucht in Stürmen wohl sein Haus,
Nur Vagabunden bleiben draus.

Dem Kleinsten ward sein wichtig Theil,
Umsonst hat keiner seinen Stand.
Mag, was da hoch, zu Kraft und Heil
Uns leuchten von der Zinne Rand;
Doch nur die Masse schützt das Land.

Ist es ein schwacher Posten auch,
Auf den mich deine Hand gestellt,
So ward mir doch des Wortes Hauch,
Das furchtlos wandelt durch die Welt,
Ob es nun dunkelt oder hellt.

Thu nur ein Jeder was er kann,
Daß hülfreich stehe Schaft an Schaft;
Der Niedre schließe treu sich an,
Der Hohe zeige seine Kraft:
Dann weiß ich wohl, wer Rettung schafft!

Am Frohnleichnamstage.

„Mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank."

O fasse Muth! er ist dir nah!
Du hast sein Fleisch, sein heilig Blut
Genossen ja.
O meine arme Seele, fasse Muth;
Er ist ja dein, er ward dein Fleisch und Blut!

Nicht, wie ich sollte, reich und warm,
Kam freilich ich zu seinem Mahl.
Ich war ein arm
Zerlumpter Gast; doch zitterte die Qual
In mir des Sehnens; Thränen sonder Zahl

Hab' ich vergossen in der Angst,
Die dennoch Freudeschauer war.
Sprich, warum bangst
Du vor der Arzenei so süß und klar,
Die Leben dir und Frieden bietet dar?

Wohl ist es furchtbar, seinen Gott
Zu einen mit dem sünd'gen Leib;
Es klingt wie Spott.
O Herr, ich bin ein schwach und wirres Weib,
Und stärker als die Seele ist der Leib!

Und hast Du des Verstandes Fluch
Zu meiner Prüfung mir gestellt:
Er ist ein Zeug.
Doch hast Du selber ja, Du Herr der Welt,
Hast selber den Verführer mir gesellt.

So weiß ich, daß Du dessen nicht
Vergessen wirst an jenem Tag,
Wo dein Gericht
Mir sprechen wird: Dem Irren seh ich nach;
Das Herz war willig, nur der Kopf war schwach.

Am fünften Sonntag nach Pfingsten.

„Seyd barmherzig, wie Euer Vater barmherzig ist."

Ein Abgrund hat sich aufgethan
Dem Auge meiner Seele;
Verdorrt steht meines Lebens Bahn,
Wie ich es mir verhehle.
Doch Wahrheit alle Schleier bricht,
Weh mir, die Liebe hab' ich nicht!

Hat sich mein Herz so manches mal
Verzweifelnd dran gehangen,
Wenn meine Sünden ohne Zahl
Gespenstisch auf mich drangen:
Es ist doch wahr, es ist kein Traum,
Mein Lieben ist nur Dunst und Schaum.

Ja soll noch Rettung dir geschehn,
Du mein unsterblich Wesen,
Mußt jetzt du in den Spiegel sehn,
Mußt ohne Zucken lesen
In deiner Brust die dunkle Schrift.
Viel besser Dolch, als schleichend Gift!

Wem thust du wohl? Ist es nicht nur
Dem Armen, so sich beuget?
Hast jemals freudiger Natur
Du milde dich geneiget?
Demüthig nur und kummervoll
Erpreßt man dir den schnöden Zoll.

Freiwillig hast du nicht gefühlt:
Wie dich die Nerven zwangen,
Wenn, wie elektrisch Feuer spielt,
Die fremden Schmerzen drangen
In deines Körpers schwachen Bau,
Zu schnöder ird'scher Thränen Thau.

Freiwillig kam es dir nicht ein,
Daß, ob die Lippe schweiget,
Ob unter süßer Demuth Schein
Sich mild die Rechte zeiget,
Es dennoch gibt kein stolzer Spiel,
Als eigner Güte Selbstgefühl.

Kalt wie der Tod kannst, wehe dir!
Die Hülfe du versagen,
Wo nur ein üppig Zweiglein dir
Zu frisch scheint aufzuragen;
Du, den des Nächsten Splitter sticht,
Und siehst den eignen Balken nicht!

Greif an, es ist die höchste Zeit,
Greif an mit muth'gen Händen!
Des Richters Wage liegt bereit,
Dein Lauf wird schleunig enden!
Zeigt jeder Athemzug nicht an,
Wie kurz gemessen deine Bahn?

Daß ich so elend bin und schwach,
Nie hab' ich es empfunden,
Als da die lezte Stütze brach
In diesen schweren Stunden.
Doch Eine gibt es, Eine doch,
Die Eine kann mich retten noch.

So laß, Du aller Sünden Damm,
Du treuster Freund von allen,
Mich nicht als modermorschen Stamm
So unversehens fallen!
O flöße einen Tropfen Saft
In meine Adern, höchste Kraft!

Daß nur zu den Lebend'gen ich
Darf ganz zulezt mich stellen,
Nur eben zu den Todten mich
Verzweifeind nicht gesellen,
Ein Tropfen für die Adern leer,
Du bist ja aller Gnaden Meer!

Am sechzehnten Sonntag nach Pfingsten.

„Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon."

Wer nur vertraut auf Gottes Macht
In allen seinen Nöthen,
Den hat kein Feind zum Fall gebracht,
Den kann kein Gegner tödten;
Und wo die Angst ihn überfällt,
Da wird der allerstärkste Held,
Der Retter zu ihm treten.

Er wird mit seinem scharfen Speer
Die Gegner ihm zerstäuben,
Und von dem allergrößten Heer
Kein Huf wird überbleiben;
Sey's äußrer oder innrer Feind,
Wenn nur der rechte Held erscheint,
Er kann ihm Grenzen schreiben.

Er ist der allerbeste Herr,
Den einer mag erlangen;
Glückselig ist der Fröhner, der
In seinem Dienst gefangen.
So süß ist seine Sklaverei,
Daß jeder, sey er noch so frei,
Mag tragen drum Verlangen.

Des Hungers Qual, der Blöße Schmach,
Die weiß er zu vergelten;
Es durft' ihn noch bis diesen Tag
Nicht Einer treulos schelten.
Er zahlt mit wucherndem Gewinnst
An Alle, die in seinen Dienst
Ihr Gut und Leben stellten.

Und aller Stärke Talisman
Den hält er in der Rechten;
Selbst aus den schärfsten Dornen kann
Er Rosenkränze flechten.
Er zeigt im wilden Kampfrevier
Die ächte Aaronsschlange dir,
Mußt du mit Vipern fechten.

Und rüttelt sich der grimmste Feind,
Da lehrt er dich ein Zeichen,
Vor dem, so schlimm er es auch meint,
Muß schnell der Drache weichen.
Nur sey es auch von deiner Hand
Mit rechtem Glauben angewandt,
Sonst mag es nimmer reichen.

Ja, wem der Glaube ächt und klar,
Den kann kein Leid bezwingen,
Der mag wohl aller Güter baar
Noch wie ein Vogel singen.
Schaut doch die Lilien in dem Feld,
Wie sind sie frisch und wohlbestellt,
Wie grün und guter Dingen!

Sie haben nicht des Webens Acht
Und sind so reich gezieret,
Daß Salomo in seiner Pracht
Viel minder Lob gebühret.
Schaut doch die jungen Raben an,
Wie sind sie satt und wohlgethan,
Wie blank und glatt geschnüret!

Er, der die jungen Raben nährt,
Er wird dich nicht versäumen,
Und müßt' er aus der Schlack am Herd
Auch Aehren lassen keimen.
Heil, daß ich einen Herrn erwarb,
Bei dem kein Diener noch verdarb!
Bei ihm auch will ich heimen!

Engländer und Franzosen.

Eine Parallele.

III.

Was den Gegensatz zwischen Engländern und Franzosen, in allen allgemeinen Lebensverhältnissen am besten anschaulich macht und erklärt, ist die ganz und gar verschiedene Bedeutung, in welchen die beiden Nationen den Begriff der Sitte fassen. Sitte heißt in England das System geschichtlich überlieferter Ordnungen, in Frankreich die wechselnde, in lauter willkürliche Einrichtungen zersplitternde Mode.

Sitte und Mode — welch eine Welt entgegengesetzter Begriffe, Vorstellungen und Beziehungen liegt für jeden vernehmlich schon in diesen beiden Worten! Nur darf man nicht glauben, daß die französische Mode von jeher dasselbe bedeutet habe. Ist die Ableitung von dem lateinischen modus die zunächstliegende, so muß das Wort nothwendig früher eine andere Bedeutung gehabt haben, als diejenige ist, die man jezt damit verbindet. Le mode, wie es anfänglich hieß, wich von la mode unserer Tage wesentlich ab, und wenn die Wandelung des Genus ungefähr in das Zeitalter Ludwigs XIV. zurückreicht, so kann man schon danach bemessen, welche Bewandniß es mit dieser Verweiblichung des Maßbegriffes — Modus — haben muß.

Der Maßbegriff ist vielleicht die inhaltreichste Kategorie für die sociale Philosophie. Die Geschichte eines Volkes wird eine durchaus andere, je nachdem die zerstreuten Elemente des Volkslebens durch die formgebende Thätigkeit des Nationalgeistes plastisch gestaltet und gegliedert werden. Der vielseitigste und kräftigste Inhalt eines Nationalbewußtseyns bleibt ohne weltgeschichtlichen Werth, wenn er sich nicht in allgemeinen Formen der Sittlichkeit ausprägt, und die ungeheure Bedeutung des Hellenenthums für die gesammte Kulturgeschichte liegt zumeist in jenem frischen und lebendigen Formsinn, der jeden beliebigen Inhalt des Nationallebens auswirkte und zu einem ächten Kunstwerk umschuf. In den Staaten des Orients ist durchaus die Masse vorherrschend, wie in allen Despotien; von wirklich geformten und organisirten Lebensverhältnissen kann bei ihnen nicht die Rede seyn. Das Leben ist hier stereotypirt, d. h. die Gesellschaft wird von einer todten Regel beherrscht, sey es daß der Despotismus eines Einzelnen dieselbe gewaltsam auf alle Lebensverhältnisse anwendet, sey es daß das Herkommen Sonderungen statuirt, die mit derselben Naturnothwendigkeit fortbestehen, womit im Pflanzen- und Thierreich die Artunterschiede von unvordenklichen Zeiten her aus einander gehalten werden. An allen diesen asiatischen Staaten erkennt man das Unfreie des blinden Naturtriebs, die Homogeneität der Sklaverei, wobei die Form, wo sie erscheint, nur den Werth einer Fessel hat. Gewiß, der freie Volksgeist bildet gleichfalls nach hergebrachten Regeln und Gesetzen; aber Regel und Gesetz sind für ihn nicht eine bleierne Schablone, in die der Arm des Stärkern die Volksmassen zwängt, keine Drillmaschine, die, anstatt zu bilden und zu erziehen, abrichtet und dressirt. Dieses Lebendige, sich aus sich selbst Entwickelnde und darum geschichtliches Leben Schaffende war der nationalen Formthätigkeit, dem sittlichen Bildungstrieb der Griechen im eminentesten Sinne eigen. Der Lapidarstyl des Orients macht gar nicht den Eindruck eines eigentlichen Bildungsprozesses, sondern erscheint höchstens wie eine Schachmaschine, auf der zwei Wachsfiguren immer dieselben Züge machen. Solchergestalt mußten selbst die bildsamsten Völker zu abgezirkelten Massen verknöchern. Wo der Hauch nationaler Freiheit weht, das Bewußtseyn eigener Selbstbestimmung sich geltend macht, da können Herkommen, Sitte und Gebrauch bei einem Volke unmöglich schiechthin stationär werden; die lebendige Sitte arbeitet sich aus den umhüllenden Windeln des Herkommens heraus und erscheint als die bestimmende, ordnende und gliedernde Idee des Maßes. Eben insofern sie auf freier Selbstbestimmung beruht, ist die Sitte ethischer Natur, wogegen das bloße Herkommen, das sich überall in einen blinden Naturgrund verliert, seinen naturwüchsigen Ursprung nie verleugnen kann und darum wohl bindet, aber niemals löst, wie dieß recht eigentlich der Zweck der Sitte ist. Das nicht durch die Sitte geweihte Herkommen ist keine geschichtliche Macht; eine solche bildet sich erst dann, wenn die Sitte den Menschen vom Naturzwang des Herkommens frei macht, wie Perseus die Ariadne, indem er dem Drachen der rohen Naturgewalt das Medusenhaupt geistiger Kraft entgegenhielt.

Es ist nun aber ein wesentlicher Unterschied, ob in dem durch die Sitte bestimmten Verhalten eines Volkes die *ethische* oder die *geistige* Freiheit vorschlägt. Bei den alten Griechen waren in den besten Zeiten ihrer Geschichte beide Momente vereinigt. Es erhellt dieß schon daraus, daß die Hellenen den Inhalt aller Wissenschaft in Physik und Ethik theilten. Das griechische „Ethos" bezeichnet den Inbegriff des im Denken und vermittelst der Erkenntniß frei handelnden Menschengeistes, also eben so wohl das theoretische als das praktische Verhalten. Das Bewußtseyn von dieser höheren und nothwendigen Einheit verleiht dem griechischen Leben in allen seinen Bildungsphasen seinen durchaus organischen Charakter. Wir Neueren, denen das Trennen überhaupt weit mehr am Herzen liegt als das Verknüpfen, haben die Besonderheit des Ethischen und Intellektuellen bis zum Gegensatz gespannt, und man darf sich daher auch nicht wundern, daß die Sitte nach dieser ihrer Doppelnatur die ursprüngliche bräutliche Verschmelzung gelöst hat.

Die *französische Sitte* ist der Ausdruck einer einseitigen geistigen Formthätigkeit, die, losgelöst vom Ethos, ihre Freiheit in willkürlichen *Geschmacksregeln* bethätigt. So wenig das Denkvermögen ein anderes Gesetz anerkennt als das logische, so wenig läßt die Sitte in Frankreich sich durch andere Bestimmungen binden, als durch den dem geistigen Gefühlsvermögen inwohnenden Instinkt oder Takt eines guten Geschmacks. Darum ist die französische Sitte bloße Geschmackssache, oder aber was wir *Mode* nennen. Das Herkommen kann über die Mode keine Gewalt ausüben, weil bei ihr bloß der Geschmack entscheidet, von dessen feineren oder gröberen Gefühlsnerven es abhängt, ob das Hergebrachte, Ueberlieferte im Gebrauch bleibt, oder modificirt, oder ganz beseitigt wird. Die französische Mode ist eine so große Tyrannin, weil es kein Gesetz für sie gibt: sie bewegt sich in beständigen Sprüngen, je nachdem auf das allgemeine Gefühl verschieden gewirkt wird. Wenn diese Mode nicht zu fratzenhaften Mißgestalten ausartet, so hat man dieß lediglich dem gesunden Formsinn zu danken, der das französische Volk auszeichnet, während in Zeiten, wo dieser Sinn durch politische Ereignisse erschlafft war, die französische Mode eben so geschmacklos wurde, als das Leben frivol. Das Direktorium und die Kaiserzeit liefern schlagende Beweise, wie unnatürlich, ja geradezu sinnlos die Mode sich gebart, wenn die Phantasie unter der Ungunst der Zeiten ihren durch den natürlichen Instinkt für das Gefällige bestimmten Schwerpunkt verloren hat. Namentlich die Frauentracht war dazumal ganz abscheulich und konnte nur vermöge des in allen Kreisen wieder zur Geltung gekommenen Autoritätsprincips von oben herab commandirt werden. Kann die Mode nicht mehr launenhaft seyn wie ein Kind, muß sie langweilig werden. Ihr einziger Zweck ist, zu gefallen. Was gefällt? fragt der Pariser Schneider eben so gut als der Pariser Staatsmann, der seinen Salon recht modemäßig herrichten möchte. Es ist unglaublich, welche Erfindungsgabe die Franzosen besitzen, in Kleinigkeiten gefällig und darum neu zu erscheinen; aber noch weit unglaublicher, wie andere Nationen sich der tyrannischen Willkür solcher Mode blindlings unterwerfen.

In der *englischen* Sitte schlägt das *Ethos* so sehr vor, daß von englischer Mode nur uneigentlich und beziehungsweise die Rede seyn kann. Auch der Britte, wie der Franzose, hat die blinde Naturnothwendigkeit des Herkommens hinter sich, ohne jedoch, gleich diesem, der sittlichen Regel und ihrer bindenden Gewalt sich zu entziehen. Der Engländer fragt nicht: was gefällt? sondern: *was schickt sich?* Das Schickliche aber hat für ihn die Bedeutung des von den Vätern Ererbten, Hergebrachten, aus dem sittlichen Gefühl der Nation Hervorgegangenen. Die englische Sitte ist darum nicht spielend oder tändelnd, vielmehr eine Zucht, wie alles, was als eine sittliche Vorschrift des Handelns sich geltend macht. Daher erscheint dem Engländer das Ueberschreiten des Herkömmlichen als ein wirkliches *Unrecht* (wrong), nicht wie dem Franzosen als eine jedem gestattete *Caprice*. Dasjenige Volk, das auf dem Continent den Sitten und Gebräuchen der andern Völker auch nicht die geringste Rechnung trägt; das Volk, das einen Stolz darein sezt, unter Fremden als Sonderling zu erscheinen, dasselbe Volk verlangt auf seinem eigenen Grund und Boden von jedem die strengste Beobachtung des Ueblichen in Tracht und Benehmen. »Il faut se conformer aux moeurs du pays,« sagte ein uns befreundeter Engländer in London zu meinem jungen Begleiter, einem Franzosen, der einen damals in Paris allgemein getragenen weißen Hut auf dem Kopf hatte. Und sollte man es für möglich halten, daß in London, wo man doch alle Trachten der Welt zu Gesicht bekommt, ohne daß dieselben dem gemeinsten Mob irgend auffallen, dieser weiße Pariser Hut solches Aufsehen machte, daß selbst gebildete Leute stehen blieben, um sich daran mit Bequemlichkeit zu scandalisiren? Was der Engländer *Fashion* nennt, der allgemeine Brauch, übt fast eine eben so starke Macht aus, wie die ihm nahe verwandte öffentliche Meinung. Hat etwas die Sanktion jenes Wortes erhalten, so unterwirft man sich ohne Murren seinen Geboten. Dieß geschieht bis in die untern Klassen hinab. Da es einmal so Brauch ist, werden sich Miethsleute niemals darüber beschweren, wenn der Einmiether noch so spät nach Hause kommt und sie warten läßt. Fragt man einen Bekannten, warum er denn mit so schwerem Geld einen Bedienten hält, welcher den ganzen Tag in schwarzen kurzen Beinkleidern und seidenen Strümpfen

die Geschäfte versieht, so lautet mit Achselzucken die Antwort: »that's fashion.«

Allein selbst in solchen Extravaganzen des Fashionabeln offenbart sich das Ethos, und wenn man genauer zusieht, wird man sich bald überzeugen, daß manches in Brauch und Herkommen, was den Eindruck des Steifen, Langweiligen und Nutzlosen macht, irgend einem sittlichen Grundsatz entsprang; der eine gesunde Zucht beabsichtigt und das Schickliche manchmal in sonderbare Formen kleidet. Bei einer Nation, deren Freiheit auf der „breitesten Grundlage“ ruht, ist es ganz und gar nicht gleichgültig, daß dem individuellen Freiheitsbewußtseyn durch die herkömmliche Sitte genügende Schranken gesetzt sind. Im andern Falle würde der Willkür in allen möglichen Gestalten Thor und Thür geöffnet. Es erwächst daraus der wesentliche Gewinn, daß die Polizei in demselben Maß weniger die Fuchtel zu schwingen braucht, in welchem die Sitte Zucht und folglich Ordnung aufrecht hält. Wer beim Eintritt in das englische Parlament über die altmodische Perrücke des Sprechers und vielleicht noch mehr über den langen Jonathan erstaunt, der sich hinter dem Stuhle des Sprechers in seiner ganzen Länge auf eine Bank hingestreckt hat, der bedenke, daß diese scheinbare Ungezogenheit eben nur darum geduldet werden kann, weil in der Hauptsache, hier in der Person des Sprechers, die strengste Form des Hergebrachten gewahrt wird. In der französischen Kammer legt sich zwar keiner auf seinen Platz und Herr Dupin präsidirt in demselben Frack, der selbst in den höchsten Reihen des Berges sich bemerklich macht. Dafür lassen sich aber die Herren Repräsentanten auch nicht durch das angestrengteste Klingeln der Präsidentenglocke zur Ruhe verweisen, und wenn sie es zu arg machen, schickt Louis Napoleon seine „Krapphosen,“ um die Störenfriede nach Hause zu jagen. Als Karl I. mit seinen Cavalieren in ähnlicher Absicht in Westminster Hall einen Besuch abstattete, erhob sich die ganze City zu Gunsten der bedrohten Volksvertretung und das Königthum hatte seine erste entscheidende Niederlage erlitten.

Solidität und innere Tüchtigkeit läßt sich selbst unbequemen Einrichtungen des englischen Lebens in der Regel nicht absprechen, während die französische Mode, auf der Oberfläche glatt und erfreulich, in ihrem Innern bloß den Keim zu neuen Wandlungen verbirgt. Die englische Sitte ist durch und durch volksthümlich, die französische Mode ein verwöhntes Schooßkind von Paris. Jene entstand am häuslichen Herde, diese im Tanzsaal. Man möchte fast sagen, die englische Sitte sey in einem ununterbrochenen Bildungsprozesse, ähnlich dem englischen Staatskörper, entstanden, die französische Mode aber stets improvisirt und ein Seitenstück der französischen Staatsverfassungen. Sich festankernd an seine Sitte hat das brittische Volk ein merkwürdiges Organisationsvermögen in sich entwickelt, weil dasselbe dem launigen und flatterhaften Spiel des bloß Neuen, Unterhaltenden, Augenreizenden abgeneigt, den Muth und die Ausdauer zum Vervollkommnen und Bessermachen besizt. Improvement — Verbesserung — ist ein Lieblingswort des Engländers, und sein größter Stolz, das, was ihm nach Beruf und Lebensstellung zunächst liegt, zweckmäßiger und brauchbarer gemacht zu haben.

Es würde mich zu weit führen, hier im Einzelnen nachzuweisen, wie das Schiffsahrtswesen, die Gewerbethätigkeit, der Landbau durch diesen organisirenden Verbesserungstrieb unter der Hand des englischen Volks eine Höhe der Vollkommenheit erreicht haben, mit der keine andere Nation sich messen kann. Von der systematisch angestrebten Veredelung der Hausthiere möge es mir gestattet seyn nur zwei Beispiele anzuführen. Das englische Pferd vereinigt in Folge zweckmäßiger Racenveredlung so viele Vorzüge in sich, daß man wohl sagen kann, dasselbe sey ein der Natur abgerungenes Muster eines dem Menschen dienenden und nutzbaren Thieres. Der Engländer hat sich, so zu sagen, sein Pferd geschaffen, und zwar ein anderes für jeden besondern Zweck. Das englische Zug- und Lastpferd, wahrscheinlich flandrischen Ursprungs, ist bis zu einem Grade vervollkommnet, von einer Kraft und Größe, daß es nichts zu wünschen übrig läßt. Ich rechne es sogar unter meine angenehmsten Reiseerinnerungen, einem eben nicht sehr bedeutenden Roßmarkte in Canterbury beigewohnt zu haben, wo diese stattlichen Mähren in ganzen Reihen aufgestellt waren. Das englische Vollblutpferd, ursprünglich arabischer Abkunft, wird zum Wettrennen, zum Jagen, zum Reiten, zum Fahren besonders gezüchtet und kann jedesmal in seiner Art als unübertrefflich gelten. Der fashionabeln Zunft der Nimrods ist es gelungen, die Jagdhunde so zu veredeln, daß ein guter Koppelhund und Hasenfänger bis zu fünfzig, sechzig Pfund Sterling und darüber zu stehen kommt. Und zwar ist der englische Jagdhund ein anderer als der schottische, dieser wiederum von dem irischen wesentlich verschieden, aber jeder in seiner Art ein Musterhund. Großbritannien benuzt seinen Welthandel dazu, das Trefflichste aus allen Ländern der Erde nicht nur überhaupt zu seinem Nutzen zu verwenden, nicht bloß auf englischen Boden zu verpflanzen, falls es überhaupt dort gedeihen kann, sondern, wenn immer möglich, mit Rücksicht auf Bedürfnisse und Klima noch zu veredeln.

Was für den Engländer the improvement. ist für den Franzosen le progrès — ein Wort von so schlangenhaft gewundener, vieldeutiger Natur, daß das Rückwärtsgehen eben so wohl darunter begriffen werden kann, als wenn einer sinnlos in den Abgrund

sich stürzt und den Hals bricht. Zu gehen, sey es vor-, sey es rückwärts, ist an sich überhaupt keine Kunst, wenn man nur Beine hat, Tanzen, Springen, Hüpfen eben so wenig. Eine Tugend oder ein Verdienst ist die fortschreitende Bewegung allein dann, wenn man damit zum Ziele kommt. Als die Pariser im Jahr 1789 die fluchbeladene Bastille niedergerissen hatten, lag ihnen nichts mehr am Herzen, sie hatten nichts Eiligeres zu thun, als an der Stelle, wo eben noch das verhaßte Zwinguri gestanden, einen Sonntagsball zu veranstalten. Ihre beweglichen Beine merkten aber nicht, daß sie bloß einer andern, wo möglich noch schrecklicheren Tyrannei entgegentanzten. Wir Deutsche, um von uns Stiefkindern der europäischen Völkerfamilie gelegentlich auch ein Wörtlein fallen zu lassen, lebten bisher der Einbildung, als hätten wir den wissenschaftlichen Fortschritt gepachtet; der Franzose dagegen hält sich für den personifizirten, leibhaften progrès selbst. Um von den andern nicht überholt zu werden, rast er über Stock und Stein, durch Dick und Dünn in die weite Welt hinein und schmeichelt sich alles Ernstes ein unsterbliches, menschenbeglückendes Werk gethan zu haben, wenn er etwas Nochniedagewesenes in die Welt setzt. Daher geschieht es, daß der vermeintliche Fortschritt sehr oft weiter nichts ist als ein Springen kreuz und queer, wobei einem der Athem ausgeht, ohne daß man dem Ziele um eines Haares Breite näher gerückt, wo nicht gar von demselben noch weiter abgekommen ist. Diese Art Fortschritt gleicht dem Schwindel und der unnützen Seiltänzerei wie ein Ei dem andern, und wer die französische Geschichte mit unparteiischen Blicken verfolgt, der muß sich sagen, daß dieselbe in Sprüngen sich bewegt, und daß ein zu rasches Vorwärts unfehlbar ein sehr unerwünschtes Rückwärts, eine übertriebene Aktion stets eine doppelt bedenkliche Reaktion zur Folge hatte. Ungeachtet oder vielmehr vermöge ihrer Fortschrittstheorie sind die Franzosen in einer Menge Dinge zurückgeblieben, in denen sie excelliren könnten, wenn sie nur ernstlich wollten, die ihnen zu Gebot stehenden Mittel gehörig zu benutzen verständen. So, um nur einiges anzuführen, im Eisenbahn- und Unterrichtswesen. Um twas weiter zu bringen, meinen sie stets wieder von vorne anfangen, das Gewebe auflösen zu müssen, und diese Penelopearbeit opfert nur einen Tag dem andern.

Die Schwägerin.

Ein Bild aus dem schwäbischen Volksleben.

I.

Die folgende kleine Skizze unternimmt es, dem Blick ein Bauernleben vorzuführen, das weder der heitern Naturfrische der Schwarzwälder Dorfgeschichten, noch der würdevollen Erhabenheit jenes westphälischen Bauernlebens sich rühmen kann, das uns Immermann so unübertrefflich geschildert hat. Sie ist einem Dorf entnommen, wo neben dem angeborenen protestantischen Ernst auch die äußern Verhältnisse eine strenge Nüchternheit der Bewohner erzeugen. Nicht arm genug zum Leichtsinn, sind sie vom abstumpfenden Druck der Lebenssorgen dennoch belastet genug, um weder Zeit noch Fähigkeit zum heitern Lebensgenusse zu behalten.

Das Dorf selbst liegt in einer waldbewachsenen Hügelgegend, die in hochgeschwungenen Wellenlinien nach allen Seiten sich senkt und wieder hebt, von den höheren Punkten die gegenüber liegende Albkette in ihrer ganzen Ausdehnung erblicken läßt, seitwärts aber einen der schönsten Berge des Landes zeigt, der in einsamer Majestät abgesondert aus dem Thalgrunde emporsteigt. Von all dieser Schönheit empfindet der Bauer nur, daß sein Boden rauher als der niedrigerer Gegenden und um seiner hügelichten Beschaffenheit wegen beschwerlicher zu bearbeiten ist, und hier, wo einst der Klang der kaiserlichen Harfen die glänzendste Blüthe der Poesie geweckt, kriecht heute das Leben der trockensten Prosa kümmerlich am Boden hin, der mehr nicht als Nahrung gibt.

Dem oberflächlichen Beobachter zeigen die Verhältnisse des Dorfes die ermüdendste Einförmigkeit, da sämmtliche Einwohner Hofbauern sind, deren jeder von den nöthigen Handwerken genug für den Hausbedarf versteht, um das Aufkommen eines zweiten Standes entbehrlich zu machen. Mit weniger Veränderung geht jeder Hof von Generation zu Generation über, indem ihn, je nach dem Alter und den Umständen der Eltern, ein älterer oder jüngerer Sohn zu billigem Anschlag übernimmt und die übrigen sich mit dem ihnen ausbezahlten Vermögenstheil in einer andern Landesgegend ankaufen, oder, wenn's hiezu nicht reicht, nach Amerika übersiedeln. Hiedurch ist jedoch der Armuthei oder dem Proletariat mit all seiner moralischen Verderbniß vorgebeugt, da es sich viel eher in dem, auf Erwerb des Augenblicks angewiesenen Handwerkerstand erzeugt, als bei einem, wenn auch noch so belasteten Grundbesitz.

Nicht einmal regeres religiöses Leben hat die einfachen Verhältnisse der Gemeinde mit einigen Schattirungen durchzogen. Das Gefühlsleben des heutigen Pietismus hat in den trockenen Gemüthern wenig Empfänglichkeit getroffen; aber eine mit Sittenstrenge gepaarte Gottesfurcht und von alter Zeit überkommene Kirchlichkeit mildert den Familienstolz, die einzige hervorstehende Eigenthümlichkeit des nüchternen Bauern, und verleiht seinem Wesen einige Würde. — So waren die Verhältnisse noch vor wenigen Jahren; die Stürme der Zeit sollen indeß auch an ihnen gerüttelt haben. Und doch, wenn man in Ermanglung des lieblichen Weideröschens des Waldes oder des majestätischen Enzian des Gebirges den Blick auf das einförmig blühende Heidekraut wendet, mag auch an ihm sich noch ein aufmerksames Auge erfreuen.

Der Beginn dieser Erzählung trifft das Dorf in einer ungewöhnlichen allgemeinen Aufregung. Eine Hochzeit wird vorbereitet. Da die Familien des Orts alle mehr oder weniger unter einander verwandt, verschwägert, durch Pathen- oder Nachbarverhältnisse verbunden sind, nimmt immer das ganze Dorf Antheil an einer solchen Begebenheit. Alle sind zur Hochzeit geladen und begleiten das Paar erst auf dem Kirchgange, so daß die Trauung nicht vor einzelnen Zeugen, sondern Angesichts der ganzen Gemeinde vollzogen wird; hernach aber finden sie sich, auf eigene Kosten, im Wirthshause ein, wo die älteren Leute des Zusammentreffens mit auswärtigen Bekannten sich erfreuen, die Jugend aber zum Tanze eilt, der bei der Kirchweihe hier nicht üblich und auf dem Jahrmarkt einer anständigen Bauerntochter nicht gestattet ist. Der Herr Schulmeister, in seiner Eigenschaft als Meßner, läßt die Kirche der vielen von auswärts erwarteten Gäste wegen lüften und fegen, und die Frau Schulmeisterin, eine geborene Städterin, hat mit Rath und That bei den Anzügen der Brautjungfern —

Hochzeitmägde — zu Hülfe zu kommen, und macht sich überdieß mit dem Verkauf von Rosmarinzweigen zu thun, die in Menge gebraucht werden. Die Kinder sind nicht minder erregt in Erwartung der seltenen Gaben, welche bei dieser Gelegenheit ihren Tisch erfreuen werden. Diese meiste Rührigkeit wird jedoch im Wirthshause, dem einzigen des Ortes, entwickelt, wo es außer einer solchen Gelegenheit das Jahr durch ziemlich stille zuzugehen pflegt. Es wird gebacken und geschlachtet, der Fruchtboden zum Tanzsaale geräumt und ein Dutzend junger Bursche und Mädchen mittelst weißer Schürzen zu Aufwärtern und Aufwärterinnen umgewandelt, die jedoch, wenn das Gedränge eben am größten, sich auf dem Tanzboden zu verlieren pflegen und dem Wirthe überlassen, so gut er kann, allein mit der Bedienung der zum Glück geduldigen Gäste zurecht zu kommen.

Dießmal war es der älteste Sohn eines der Hofbauern, zu dessen Hochzeit, mit der er den väterlichen Hof übernehmen sollte, solche Zurüstungen gemacht wurden. Seit dem vor längerer Zeit erfolgten Tode seiner Mutter hatte ihm die Erfahrung jedes Jahrs stärker die Nothwendigkeit gezeigt, dem Hauswesen eine neue Wirthin vorzusetzen, und nicht minder schien er zu wünschen, daß die durch mehrere Generationen angehäufte Schuldenlast des Gutes durch das Eingebrachte einer neuen Bäuerin etwas erleichtert würde. Nach langen Bemühungen war denn endlich durch einen auswärtigen Verwandten eine Partie ermittelt worden, die allen Anforderungen gerecht zu seyn schien. Das vorgeschlagene Mädchen besaß neben einigem Vermögen den Ruf außerordentlicher Wirthlichkeit. Als die Tochter einer wohlhabenden Familie, deren Vermögen nur durch große Kinderzahl zersplittert ward, möchte sie, wie man vermuthete, ein Unterkommen auf einem, wenn auch verschuldeten Hofe einem kleineren Anwesen vorziehen; zu höheren Ansprüchen reichte ihr Vermögen nicht hin.

Die Sache war im voraus durch Bekannte eingeleitet worden, ehe der Werber selbst auf die Brautschau kam. Und hier däuchte ihn, als ob er noch kein Mädchen gesehen hätte, das in allem, was sie that, in jeder Bewegung der hochgewachsenen, anmuthigen Gestalt solches Geschick zeigte, neben so sanftem Gemüthe und besonnenem Wesen, wie es aus ihren blauen Augen und ihrem blühenden Gesichte sprach. Auf das Mädchen aber machte der stattliche Bursche, der so gar nichts von der läppischen Weise der leichtsinnigen Jugend hatte, einen nicht weniger guten Eindruck. So, dachte sie, müsse ein Mann seyn, vor dem man Respekt haben und dem man sich und sein Gut anvertrauen wolle.

Unter so bewandten Umständen fand die eingeleitete Verbindung kein Hinderniß und die Hochzeit ward, da ohnedieß die geschlossene Osterzeit zu Ende ging, nach kurzer Frist vorbereitet. Das Zubringen der beiden Theile wurde festgesezt und Hansjörg, der Bräutigam, übernahm förmlich seines Vaters Gut. Dieser ließ seinen Ausbeding feststellen und den Vermögensantheil eines zweiten Sohnes ausscheiden. Bei dem verschuldeten Stand des Hofes konnte der leztere freilich nur klein ausfallen, und wenn auch Hansjörg einem sorgenvollen Hausstand entgegen sehen mußte, erschien er doch immer noch begünstigt im Verhältniß zu Jakob, dem jüngern Bruder, der mit seinem kleinen Vermögenstheil eine Existenz sich nicht leicht gründen konnte. Da er ohnedieß im Gegensatz zu seinem Bruder als lustiger Bursche bekannt war, der Kartenspiel und Kegelbahn mehr liebte als die Arbeit, so zweifelte man nicht, daß er sich eine Weile als Bauernknecht im Lande umtreiben und am Ende seinem Bruder zur Last fallen werde. Die Aussicht hierauf war's allein, was den Hausfrieden des jungen Paares dereinst zu stören drohte.

Indeß war die Hochzeit bestellt worden, wie es die Sitte verlangte, in der Heimath des Bräutigams, als dem künftigen Wohnorte des jungen Paares. Der Umzug der Braut mußte den Tag zuvor bewerkstelligt werden, und Morgens in der Frühe stand der hochgeladene Wagen mit ihrem Hausrathe reisefertig vor dem Hause. Die „Hochzeitmägde" im hohen Staate saßen schon zu oberst auf dem blau angestrichenen Kleiderkasten, dem Haupt- und Prachtmöbel; Nachbarn und Gefreundete standen unter Fenstern und Thüren, um die Abfahrt mit anzusehen, und der Bruder der Braut, als ihr Fuhrmann und Brautführer, gab wiederholt durch lautes Knallen mit der bunt verzierten Peitsche das Zeichen, daß alles zur Abfahrt bereit sey.

Die Braut nur zögerte noch. Dieser Augenblick, der sie von allem losriß, was ihr im Leben lieb und gewöhnt gewesen war, erschütterte all die Ruhe des Gemüths, die sie in der Schule harter Nothwendigkeit sich erworben hatte. Die Gewohnheitsbande aller Art sind für das einfache, mit seiner Beschäftigung und Umgebung innig verwachsene Gemüth des Bauern viel stärker als für den freieren Geist des Gebildeten, der allenthalb heimisch werden kann.

Margaretha war noch einmal im ganzen Hause umhergegangen; sie hatte Abschied genommen von all den Hausthieren, von der ältesten Kuh bis zum jungen Geflügel herab; zulezt war sie in das Gärtchen getreten, wo inmitten eines weitläuftigen Grasplatzes einige Nelken- und Rosenstöcke neben dem Salat gepflegt wurden. Sie wollte den lezten Strauß sich brechen, aber da sie der schönen Sonntagmorgen

dachte, an denen sie dirr sich den Strauß zum Kirchgang gebrochen, der Abendstunden zwischen Licht und Dunkel, wo die Mädchen nach heißer Tagesarbeit hieher gekommen waren, um im heitern Geplauder sich zu erholen, da fiel es ihr schwer auf's Herz, daß sie alles verlassen sollte, um einem ihr fast noch völlig Fremden sich hinzugeben. Im Gefühl namenloser Verlassenheit lehnte sie den Kopf auf die grüne Hecke und schluchzte bitterlich. So traf sie die Mutter, welche sie suchte. Auch sie hielt die Schürze vor die Augen und sprach: „Margarethe! als ich vor achtundzwanzig Jahren hirher kam und keine Seele im Ort kannte, war mir auch nicht anders; aber man gewöhnt sich an alles, und wenn ich nun in Jahr und Tag einmal in meine Heimath zurück komme, bin ich wie eine Fremde drin geworden.“

Das Mädchen richtete sich auf und folgte ihr zum Wagen. Zwischen den Hochzeitmägden nahm sie Platz, vor sich nach unabänderlichem Gebrauch die Kinderwiege und den Rocken. Der lustige Fuhrmann nahm seinen Platz ein, und die Eltern, die erst am andern Tage nachkommen sollten, winkten ein Gott geleit' euch! Vorwärts rollte der Wagen zum Heimathdorfe hinaus, wo aus jedem Hause noch ein herzliches: „Bhüet' Gott!“ nachgerufen ward und von allen Seiten Schüsse aus Schlüsselbüchsen knallten; denn Margarethe war dieser Ehre werth als ein sittsames Mädchen, und um ihrer friedlichen und dienstfertigen Gesinnung willen ward ihr auch von jedermann das beste Glück gegönnt. Margarethe aber unterschied die Grüßenden nicht mehr, und das Getöse der Abfahrt klang in ihren Ohren wie das Rollen der Seile, mit denen man den Sarg eines geliebten Familiengliedes in das Grab senkt. Als die lezten Häuser an ihrem Blicke vorüberflogen, ertönte das Glockengeläute, das nach dörflicher Sitte zum Morgengebete rief. Beten konnte sie nicht, aber sie faltete die Hände, und der Krampf des gepreßten Herzens löste sich in Thränen.

Nach mehrstündiger Fahrt hatten sie den Ort ihrer neuen Heimath erreicht. Fremde Gesichter, die aus allen Häusern schauten, beängsteten das Mädchen gar peinlich. Der Bräutigam war zum Empfang nicht zugegen, sondern mußte aus dem Wirthshause erst geholt werden, wo er noch Anordnungen getroffen hatte. Um nicht auffallenderweise unter der Thüre stehen zu bleiben, mußten die Ankömmlinge das Haus ohne den Bräutigam betreten, was die Braut der übeln Vorbedeutung willen nur zögernd that. Das Haus selbst, in dem verwahrlosten Zustand, in den es seit dem Tod der Bäurin verfallen war, konnte keinen heimischen Eindruck machen, und der Bräutigam, als er endlich herbeikam, zeigte sich verstimmt, weil sein Bruder, vermuthlich eine muthwillige Ueberraschung vorbereitend, an dem so geschäftvollen Tage nichts von sich sehen ließ. Darum mangelte es beim Abladen des Brautwagens an der üblichen Heiterkeit.

Margarethe ward überhaupt erst beruhigter, als der Abend herbeikam, wo das Brautpaar die Hochzeitkleider anzulegen hatte, um den gebräuchlichen Gang nach dem Pfarrhause zu machen und von den Gaben des Hochzeittisches den Tribut zu überbringen; der Bräutigam mit der Weinkanne und dem weißen Brode, wie es nur zu Hochzeiten gebacken wird, die Braut mit dem Fleische, das sie auf zinnerner Platte trägt, verziert mit einem Rosmarinstengel, wozu bei Vermögenden noch eine Citrone kommt.

Der Weg in's Pfarrdorf — denn der Wohnort des Paares war ein Filial — führte durch den stillen Wald, und hier ward endlich dem, von den Erlebnissen des Tages betäubten und zerstreuten Paare Zeit, sich zu sammeln. So befanden sie sich in der rechten Fassung, die herzliche Ansprache des Seelsorgers zu vernehmen, von der gewöhnlich mehr haften bleibt, als von der Predigt des geräuschvollen Hochzeittages. Ernst und nachdenklich der Bräutigam, mit verweinten Augen und sanfter Miene die Braut, traten sie aus dem stillen Studierzimmer und nahmen die leeren Gefäße von der Pfarrerin wieder in Empfang, um sich auf den Rückweg zu begeben.

Der Tag neigte sich stark, als sie wieder durch den Tannenwald gingen. Zwischen den dunkeln Zweigen der Tannen blickte der Abendhimmel in glühendem Golde hervor, und nur das Rauschen des Baches und das Gesumse der heimfliegenden Bienen belebte noch die feierliche Stille. Auch eine Sägemühle war noch im Gang, an der sie ihr Weg vorüber führte. Nahe an dieselbe grenzte ein Stückchen Wald, das dem Bräutigam gehörte. Waldbesitz aber ist ein Stolz für den Bauern, als ein Kapital, auf dessen Zinsen man Jahrzehnte zu warten hat, indeß der Acker alljährlich den nöthigsten Lebensunterhalt gibt. Margarethe hatte sich schon längst an dem Gedanken ergözt, daß ihr Bräutigam Wald besitze, ein Vorzug, der in der offenen Gegend ihrer Heimath noch seltener war. Darum, als Hansjörg ihr jezt bemerkte, wie nahe sie zu demselben hätten, äußerte sie den Wunsch, ihn zu sehen.

Der Mann, ihr willfahrend, betrat den Grund mit jenem besondern Hochgefühl, das ein Eigenthumsrecht auf Grund und Boden verleiht, und das kein Schatz in Gold oder Papieren erwecken kann; Margarethe folgte ihm mit scheuem Vergnügen. Alles dünkte ihr neu und schön, was sie im übrigen Walde gar nicht beachtet: das schwellende Moos zu ihren Füßen, das hier mit so üppiger Freiheit sich ausbreitete, indeß sonst alles, was nicht Nutzen bringt,

vom Boden des Bauern verbannt ist, die Gesträuche und jungen Bäume, die langsam Jahr für Jahr an ihrer Höhe zusetzen, ohne einer Pflege von Menschenhand zu bedürfen, während die Saat des Ackers keimt, reift und wieder abstirbt, von unablässiger Pflege behütet und begleitet, wie das träumende Leben eines Wiegenkindes; endlich die ältern Bäume, die, hoch über das Haupt des Menschen emporragend, ihre Krone frei in die Lüfte tauchten, und wohl schon mehr als ein Menschenalter an sich vorübergehen sahen, die wohl auch Margarethe noch überleben mochten, die ihre Kinder und Enkel noch sehen konnten.

Während diese Gedanken an ihrer Seele vorübergingen, ward ihr alles um so lebendiger, was ihr Seelsorger noch vor einer Stunde über ihren Bund und seine Bedeutsamkeit für Zeit und Ewigkeit gesagt hatte. Sie fühlte sich gehoben und gestärkt von dem Gedanken, daß, indem sie einem Menschen sich zu eigen gab, den sie erst seit so kurzer Zeit kannte, er doch durch die kirchliche Einsegnung und jenes Wort: „was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden,“ ihr näher und fester verbunden werde, als Eltern und Geschwister, mit denen sie die ganze Zeit ihres Lebens zugebracht hatte, und sie äußerte dieß gegen ihren Bräutigam. — „Der Mensch ist nur halb, so lange er für sich allein steht,“ antwortete dieser; „was Leben oder Tod angeht, wird einem wichtiger, wenn man zu zwei darauf zugeht.“

Während er sprach, hörte man den Schall der Abendglocke vom Dorfe herüber tönen; eine zweite und dritte stimmten von anderer Richtung ein. In stillschweigendem Einverständniß blieb das Paar in stiller Andacht stehen, bis die Glocken allenthalben verhallt waren. Margarethe hatte sich an den Stamm einer mächtigen Tanne gelehnt und den Blick zu ihrem Gipfel emporgerichtet, der das Waldbach weit umher überragte. — „Es ist der höchste Stamm im Walde,“ sprach der Bräutigam; „weil ringsum junger Wuchs ist, sieht man sie weit umher vom Felde aus.“ — „Das ist schön!“ äußerte das Mädchen; „so weiß ich, wenn ich sie sehe, allemal, daß hier unser eigener Grund und Boden ist.“ — Hand in Hand gingen sie heimwärts; die Abendglocken waren verhallt, nur das einförmige Geräusch der Sägemühle tönte ihnen noch ferne nach.

Im Dorfe trafen sie alle Zurüstungen für den kommenden Tag beendigt; die Hochzeitmägde und die Gesellen des Bräutigams waren schon zum üblichen Vorfeste im Wirthshaus versammelt, wo sich die gesammte ledige Jugend des Dorfes eingefunden hatte. Von weitem tönte dem heimkommenden Brautpaare aus den hellerleuchteten Fenstern der Wirthsstube ihr Gesang entgegen. Die wehmüthige Weise desselben that Margarethen wohl, da sie nach dem stillen Pfarrgange nur mit Widerwillen einer lustigen Gesellschaft entgegen sah. Im Eintreten vernahmen sie noch die letzte Strophe des eben gesungenen beliebten Volksliedes:

„Laß die drei Rosen stehn,
Die an dem Kreuzle blühn;
Hast du das Mädle kannt,
Die drunter liegt?“

Am Schluß stand die Gesellschaft auf, um die Ankommenden zu begrüßen. Die meisten jungen Leute sahen die Braut heute zum erstenmal. Hansjörg, so wenig er sonst in seiner selbstständigen Weise sein Thun vom Urtheil der lustigen Jugendgesellen abhängig machte, nahm heute nicht ohne Stolz den Beifall wahr, den seine Wahl fand. Selbst der Spott, mit dem herkömmlicher Weise an diesem Abend derjenige verfolgt wird, der vom lustigen Verbande der Ledigen sich lossagt, wurde zurückgehalten, und dem Paare mit mehr als gewöhnlichem Respekt begegnet.

Während nun der Bräutigam die Glückwünsche der Gesellen hinnahm, hatte einer derselben noch ferne gestanden und die Braut mit schärferem Blicke als die andern betrachtet; endlich näherte er sich und gab sich ihr als Hansjörgs Bruder, ihren künftigen Schwager, zu erkennen. Margarethe erschrack; sie hatte ihn noch nie gesehen, weil er das einzige mal, da sie vor der Hochzeit das Dorf besucht hatte, sich auswärts aufhielt. Er nahm ihre Bewegung wahr, aber so schlimm er auch anfangs auf die Heirath seines Bruders zu sprechen gewesen war, so überwand doch der Anblick des Mädchens in der leicht erklärlichen Befangenheit dieses Abends, neben der natürlichen, wohlwollenden Höflichkeit ihres Wesens seine feindlichen Gefühle.

„Die Leute haben dir gewiß Angst gemacht wegen meiner,“ äußerte er mit halb bitterem Lächeln. — „Es gibt überall böse Zungen; man muß nichts annehmen, was man nicht selbst bezeugen kann,“ antwortete sie ausweichend. „Du hast Recht,“ sprach er; „man hat auch bei mir wollen Unkraut säen; aber ich werd' euch nichts in Weg legen, und euch auch niemals zur Last fallen.“

Jetzt erst betrachtete das Mädchen, das sich allmählig gefaßt hatte, den vielbesprochenen Schwager näher. Sie fand ihn nicht so abstoßend, als sie erwartet hatte; vielmehr war er hübsch und hochgewachsen, aber ein unsteter Zug in seinem Gesicht und eine mißtrauische Bitterkeit im Blicke machte, daß sie das Auge von ihm ab auf Hansjörg wandte, und indem sie mit herzlichem Zutrauen in dessen besonnene Miene schaute, Gott dankte, daß sie seine und nicht seines Bruders Frau werden sollte.

Nachdem einige Stunden unter Scherz und Gesang verjubelt waren, brachen endlich die Gäste auf und das Brautpaar durfte mit Begleitung sich nach Haus begeben. Hier wollte Margarethe, froh, daß der vielbewegte Tag zu Ende sey, mit ihren Brautjungfern sich zurückziehen, aber Jakob, ihr Schwager, bat die ganze Gesellschaft, noch ein wenig zu verweilen, da er eine Mittheilung zu machen hätte. Man sezte sich also wieder um den Tisch, ziemlich gleichgültig, denn man erwartete wenig von Bedeutung. Jakob aber that kund, daß auch er eine Braut habe und sich demnächst häuslich neben seinem Bruder niederlassen werde. Dieß verhielt sich nun auf besondere Weise.

An den Hof des angehenden Paares stieß ein anderer, dessen Eigenthümer vor kurzem verstorben war und sein Gut schuldenfrei einer einzigen Tochter hinterlassen hatte. Sie war das einzige Kind, das ihm von vielen geblieben war, und auch ihr hatte die ängstliche Pflege der Eltern nur ein kränkelndes Daseyn erhalten. Nachdem man ihr von Kindheit auf durch ausschließende Aufmerksamkeit die angeborene Schwäche gesteigert hatte, stand sie nach dem Tode beider Eltern hülflos in der fremden Welt. Wäre das arme Geschöpf nur minder begütert gewesen, so hätte sie eine leichtere Zukunft vor sich haben mögen. Die Nächstenliebe und Wohlthätigkeit der Bauern, so ungerne sie, auch bei noch so dringender Anforderung, gemeinsam und mittelbar wirkt, wird nicht leicht einer unmittelbaren Ansprache widerstehen, besonders wenn sie von einer Person ausgeht, die im wirklichen und eigentlichen Sinne als Nächster anerkannt wird, das heißt von einem Ortsmitglied. Wer im Ortsverbande lebt, hat auch ein Recht auf alle Hülfe der Mitbewohner. Christine, die Waise, hätte darum als armes Mädchen ihr stilles Daseyn sorglos mit leichter Handarbeit unter der wechselnden Gönnerschaft der vermögenden Bäuerinnen zubringen mögen und wäre vor Kränkungen ziemlich geschüzt gewesen. Nun aber war sie die einzige Erbin eines Bauernhofes, der von Eltern und Großeltern auf sie übergegangen war und nicht in fremde Hände gebracht werden durfte. Die Unzulänglichkeit ihrer Geistes- und Körperkräfte war weder in ihres Pflegers, noch in anderer Augen ein hinreichender Grund, den Hof zu verkaufen, um ihr durch den Erlös ein ruhiges Leben zu sichern. Nein, sie mußte heirathen, mußte der rastlosen, unausgesezte Umsicht erfordernden Thätigkeit einer Hausfrau sich unterziehen, damit das Gut gehörig umgetrieben werde.

Diese „Gelegenheit“ war's, die Jakob in's Auge gefaßt hatte. Zu Hause war's ihm nicht heimisch gewesen, seit die Mutter fehlte; darum hatte er sich recht in's tolle, schwärmende Jugendleben hineingeworfen. Aber dieses bekam er endlich auch satt. Er sehnte sich nach Anderem, nach Neuem. Dazu kam noch die Uebergabe des väterlichen Gutes an den Bruder, über die er grollte. Nun fiel ihm ein, sich selbst häuslich niederzulassen; Haus und Herd, ein eigener Hof, reizte ihn jezt so sehr als zuvor die Ungebundenheit der Jugend, und wo möglich hätte er seinen Bruder an stolzem Besiz überbieten mögen. Sein heftiger Sinn kannte, wenn er etwas in's Auge gefaßt, keine andere Rücksicht; so kümmerte er sich auch jezt nicht um die Persönlichkeit der Braut, da er den Blick einmal auf's Gut geworfen hatte. Von den Ansprüchen, die man an ein Weib machen kann, von dem Einfluß, den ihr Walten auf das Glück des Hauses übt, ahnte er wenig, denn im eigenen verwaisten Hause konnte er denselben nicht kennen lernen, und den Mädchen überhaupt war er nie gewogen gewesen, weil die Scheu ihn beleidigte, die sie vor seinen wilden Launen zeigten.

Um zu desto größerem Triumphe die Seinen unvermuthet zu überraschen, hatte er im Stillen sein Wort bei dem Mädchen und ihrem Pfleger angebracht. Der leztere überlegte sich den Antrag. Jakobs Vermögen stand in keinem Verhältniß zu dem der Braut; aber seine Familie gehörte, wenn auch nicht zu den vermögendsten, doch zu den angesehenen; darum wäre die Verbindung immer noch keine Mißheirath für das Mädchen gewesen. Auf einen reichen Werber war bei ihrer auffallenden Reizlosigkeit ohnedieß nicht zu rechnen. Mehrere Versuche, einen passenden Mann für das Gut und die Braut zu finden, waren bereits mißlungen, und jeder Verzug bei dem weitläufigen Hofe ein Schaden. Was nun den Ruf des jungen Mannes betraf, so meinte der Pfleger als erfahrener Mann, mit dem schönen Besiz werde auch ein ernsthafter Sinn von selbst kommen, und im übrigen dürfe seine Mündel nicht über die Fehler eines Mannes rechten, da sie selbst deren so viele habe.

Dem Mädchen aber, das bisher unbeachtet hatte zuschauen müssen, wenn ihre Gespielen von den jungen Burschen gesucht und bewundert wurden, gefiel der stattliche, kühnblickende Werber so gut, daß sie in der Weise eines verzogenen Kindes sprach, „sie lasse von ihm nimmermehr, wenn auch der Pfleger und alle Leute dawider wären. Das war nun nicht einmal der Fall; der Pfleger, nachdem er für und wider alles erwogen, war der Meinung, die Verbindung mit bestem Gewissen fördern zu können. Ob der junge Mann auch verständig und wohlmeinend genug sey, um das arme Wesen, das so unumschränkt in seine Hand gegeben werden sollte, mit Schonung und Nachsicht zu behandeln — wem würde eingefallen seyn, darnach zu fragen?

So konnte denn Jakob den Seinigen versichern, daß die Sache schon völlig im Reinen sey. — „Wenn dem so ist, bekommst du's freilich leichter als ich.

Aber das Glück läuft immer denen nach, die's mit Füßen treten." So sprach Hansjörg mit einigem Mißmuth, als sein Bruder mit seiner Mittheilung zu Ende war. Das war's, was Jakob gewollt hatte; er lächelte in befriedigtem Stolze; Margarethe aber war hoch erröthet. Sie war ein Bauernmädchen und gewöhnt, den Werth der materiellen Güter den eingebildeten oder wirklichen Ansprüchen des Gemüths voran zu stellen; aber ihr richtiges Gefühl ließ sie dennoch eine bittere Demüthigung darin erkennen, daß ihr Bräutigam ihr Zugebrachtes mit dem ihrer künftigen Schwägerin verglich. Während sie hoch verlegen mit ihren Schürzenbändern spielte, füllte sich ihr gesenktes Auge unwillkürlich mit Thränen. Da wandte sich Hansjörg wieder an sie. „Wir werden uns auch noch emporbringen, Margarethe," sprach er; „wir sind nicht die ersten, die schwer angefangen haben und doch den andern nichts nachgaben." Margarethe war getröstet. „Mir ist's ganz gut so, wie wir's bekommen," versicherte sie; „ich wünsch' es nicht besser." Und in gutem Frieden endete der Vorabend der Hochzeit.

Die Meistersänger in Memmingen.

Wahrhaft tröstlich — oder manchmal auch zum verzweifeln — anzusehen ist es, wie lange Zeit es bedarf, bis in Deutschland etwas stirbt. Formen, deren Inhalt längst hundert andere durchgemacht hat, Richtungen, über deren Ziel man bis zur Vergessenheit desselben hinaus ist, werden erhalten und verfolgt; nach ein paar Jahrhunderten erfährt die Welt, daß irgendwo noch eine Lebensäußerung in irgend einem Gebiete menschlichen Thuns und Daseyns vorkommt, die ein schreiender Anachronismus heißen muß und trotzdem nachweist, daß sie nicht ein Posthumus oder ein Kunstprodukt sey, sondern sich ohne Unterbrechung bei Athem erhalten habe, nachdem schon längst ihrer Gattung der Todtenschein besiegelt worden. Die Kundigen haben die Sektion des Gegenstandes schon in unvordenklichen Tagen abgemacht, ja er liegt als Mumie in den dunkelsten Schatzgewölben der Wissenschaft; mit einem male wird es entdeckt, ganz sey der Todte nicht todt, ja man habe ihn leibhaftig da und dort vorgefunden, zwar sehr betagt, sehr entstellt durch des Alters Last und Leiden, aber unzweifelhaft der selig Verblichene vom Jahre so und so viel.

Diese Lebenszähigkeit einerseits und der unendliche Bildungstrieb andererseits verhilft denn doch zum gerechten Zweifel, als werde es für uns Deutsche in dem Drama der Geschichte in Bälde heißen: exeunt. — Wer hätte im Jahre 1851 in unserem Vaterlande noch gedacht, eine Gesellschaft der Meistersänger zu finden in gerader Abstammung aus den Tagen der holdseligen Kunst, noch nach bestimmter Satzung vereint und thätig, freilich ominös genug nur noch im Dienste des Todes? So wird vielleicht mit nächstem in irgend einem Schmollwinkel, am obscursten Orte unter'm deutschen Himmel, ein Ueberrest dester Gesinnung und Thatkraft aus germanischer Ehrenzeit unter hohen und niedern Hermannssöhnen erkundet werden, und dann läßt sich damit noch etwas besseres anfangen als mit den achtzehn Meistern in der alten Reichsstadt, welche um ein billiges ihre Mitwelt geringeren Standes zu Grab- singen.

In Memmingen wußte zwar jedermann von dem Daseyn dieser ehrenwerthen Genossenschaft, aber eben deßhalb hat sich keine Seele um sie bekümmert. Der Schreiber dieses hatte vor etlichen Monaten sich ex professo für vergangene und gegenwärtige Kundgebungen Memmingischer Lebensweise und Lebensweisheit zu interessiren, und er that es mit großer Wißbegierde und Befriedigung, nicht allein vielseitig angesprochen von der Geschichte, zumal der innern Verhältnisse dieser Republik, sondern auch behaglich getragen von dem Gefühle vegetativen Wohlbefindens, das in den Luftschichten der Gesellschaft obwaltet, mit welcher ihm zu athmen vergönnt war. Sattsam waren dem Forschenden Mittel und Anleitung zugewendet worden, die Analyse der öffentlichen Lebensluft zu versuchen, ohne welche ein Verständniß dessen kaum denkbar ist, was noch, höchst befremdend für einen Sprößling neuer Zeit, innerhalb der abschließenden Mauern Werth, Wirkung und selbst eine Zukunft hat, indessen man es längst der Vergangenheit, dem Verfall und dem Schutte überliefert glaubte. Memminger früherer und späterer Zeit schrieben die Verbriefungen für den Geist, der in ihrer Stadt regiert, und sie thatens mit strengem Fleiß und stolzer Vorliebe für ihr „Vaterland;" denn so hieß ihnen der Raum, dessen Grenzen die Schatten ihrer Thürme bezeichneten. Die Chroniken der Wintergerst, Greitler, Kerler, Schorer, Karrer, Anold, nebst Stadtbüchern, Rathsprotokollen und Zunftordnungen gaben die Unterschriften zu den Bildern von Häusern und Menschen. Zwei Bücher haben uns den Schlüssel in die Hand gedrückt, der die geheimsten Pforten öffnet in's Innere beider: des alten Dr. Christoph Schorers Lehren für seine Söhne, und jene trefflichen Stellen der Selbstbiographie des Patriziers Friedrich Lupin, wo derselbe für die Traditionen seiner Familie zwischen Rührung und Ironie schwankt.

Mitten im Genusse solcher Geistesfrüchte, unter'm Baum verzehrt, auf dem sie gewachsen, wurde der Lerneifrige eines Tages durch einen Gesang von der Straße herauf unterbrochen, der wenigstens nicht durch seinen Wohlklang zerstreuen konnte. Ein gewöhnliches Begräbnißlied ließ sich erkennen, und ein Blick durch's Fenster zeigte auch die Sänger: acht oder neun Männer in Klagemänteln — röthlich schwarz, „schier dreißig Jahre alt" — die einen Sarg begleiteten, müden Schrittes, als ließen sie am liebsten sich selbst zur Ruhe tragen. Es war ein Armer, den man bestattete; gewiß ein Mensch fünfter Klasse, nach der übersichtlichen Methode, nach welcher längst schon gerade in Städten dieser Art der kaufmännische Ordnungssinn der Oberherrn

die verfügbare Menschheit in etliche Colli verpackt und numerirt hat. Eine Frage nach der alten Rabenschaar, die um die Leiche krächzte, führte zur Antwort: „Das sind die deutschen Meistersänger," und wieder ein paar Fragen mehr gaben die Belehrung, man verstehe darunter ein gutes Dutzend alter, verrotteter Gesellen aus allen Handwerken, die sich um ein paar Groschen herbei ließen, auch den „schlechten Leuten" ein Schlaflied zu singen, während die „Bessern" von den „Lateinischen" um schwere Gulden mit schulgerechtem Gesange eingeschläfert werden. Diese Auskunft war so wenig wie Gesang und Amtstracht im Stande, von weiteren Forschungen abzuschrecken, sobald einmal der Name „Meistersänger" vernommen war. Der Choragos dieser wohlfeil Wehklagenden ward erkundet und ein Gang zu ihm nicht um eine Minute aufgeschoben.

In dem Nebenwinkel einer Hintergasse — der Name ward nicht erfahren oder vergessen, weil ein gefälliger Ortskundiger den Führer machte — steht ein Haus, fleischroth bemalt, mürb an Holz und Stein, eingesunken in den Grund, als wären ihm die Kniee gebrochen. Hier wohnt der Obmann des Meistersangs, seines Zeichens glücklicherweise ein Schuster, wie sein Vorbild in Nürnberg. Die niedere Thüre ließ uns, nachdem wir am niedern Fenster und Einlaß erbeten, in den „Husgang," der nach uraltem Brauch dem Herde Raum gab, dessen heilige Flamme der Eintretende zuerst segnend grüßen sollte. Wir verweisen die Küche nach hinten, ja unter die Erde, der Gast darf ihre Geheimnisse erst am Teller erfahren; das Vertrauen unserer Ahnherrn ließ ihn beim ersten Tritt in's Haus in den Topf schauen. Unseres Meistersängers Kartoffeln hatten gleichfalls keinen Grund sich zu verbergen. Zuversichtlicher traten wir darum rechts in die Stube, aus der uns eben der gesuchte Mann entgegenkommen wollte. Das Gemach, tiefliegend, erhielt eine ungewöhnliche Beleuchtung durch die Fenster, die so ziemlich mit dem Straßenpflaster eine Linie hielten. Die Bürgerstube alten Zuschnitts ließ sich trotzdem nicht verkennen, ja diese braunen Schattentöne und Reflexlichter gehörten zur Sache. Ofen und Werkbühne in zwei entgegengesetzten Ecken konnten nicht übersehen werden; viel anderes Geräthe suchte sich nebenher unterzubringen. Vor und auf den Gesimsen über der Werkstatt war's grün von Laubwerk; Blumentöpfe und Sträucher des Gärtchens gaben dem Sonnenlicht die Folie zu dem topasfarbenen Wiederschein; auf dem Gerüste wohnten Leist, Leder, Schuhwerk und ein arbeitender Lehrbube oder Geselle. Sie nahmen keine Notiz von den Eindringlingen, nur der Meister fragte nach dem Begehren. Man verständigte sich schnell und die freundlichste Geschäftigkeit des Wackern versah uns in Kürze mit einem Schatze von Dingen, die man nicht zu finden vermuthet hatte.

Nach Meister Mathias Westermairs Bericht lebt also noch die letzte Gesellschaft deutscher Meistersänger in dieser ehemaligen freien Stadt des Reichs Memmingen im Allgäu, und weiß ihre ächte Herkunft zu bescheinen mit den ererbten Schätzen ihrer glücklicheren, ruhm- und ehrenreicheren Vorfahren. Bis vor sieben Jahren hielten sie, so gut es ging, noch die Satzungen der alten Meister aufrecht und nahmen keinen in ihre Genossenschaft, der nicht seinen „Ton" schulgerecht zu singen wußte. Die Aufgabe aber, die ihnen die Unbilden der Zeit aufgebürdet, zwang sie, davon abzulassen, denn ihre Schaar sollte zum mindesten achtzehn zählen, und ob eines Leichenliedes und zweier Groschen wollte Niemand mehr sich in die Regeln der Tabulatur verwickeln. In alter Zeit hatten sie ihrer Gestaltung und Richtung gemäß die Begängnisse verstorbener Bürger mit ihrem Gesange begleitet gegen billiges Entgeld; der Hochmuth und Geschmack späterer Geschlechter wollte sich nicht mehr begnügen an ihren ehrbaren Mänteln und Dreispitzen, an ihren freilich etwas schmelzlosen Stimmen und kunstgerechten Trillern. Man überließ sie allmählig an die bescheidensten der Gesangsbedürftigen, bis sie die Polizei gesetzlich hinter den rauhen Sarg des Taglöhners und Spitalbruders wies, ihre Zahl auf die doppelte Neun festsetzte und dem „halben Meistergesang" zwei, dem „ganzen" vier Gulden Lohntaxe zusprach. So erließen sie denn gleichfalls den neu zugehenden das Erlernen der Meistertöne und sind zufrieden, wenn der Kandidat sein „Meinen Jesus laß ich nicht" christlich anzustimmen weiß. Wie ehedem ergänzen sie sich jedoch noch immer aus dem Handwerkerstande und halten auf bürgerliche Ehrenhaftigkeit, wie's einer Zunft gebührt.

Meister Westermair aber hatte noch schönere Tage gesehen. Vierzig Jahre waren es her, daß er seine „drei Töne": grün Veneris Lustgarten-Weis, den langen Mayenschein und die Härtelfelder Weis, vor den Merkern ohne Fehl abgesungen und so zum „Singer" geworden war, wie er denn jetzt in erinnerungsfroher Vergessenheit der Gegenwart einen dieser „Töne" anstimmte. Aufrecht stand er da, wie damals vor seinen Richtern, in dem scharfgeschnittenen, klugen Gesichte einzig den Ausdruck vollster Aufmerksamkeit auf den eigenen Vortrag der wunderlich verschnörkelten, zierlichen, aber gänzlich unmelodischen Weise, aufwärts blickend, mit gehobenem Finger leise den Takt andeutend. Es bedurfte nach Anhörung dieses urgroßväterlichen Gesangsstückes nicht mehr seiner Versicherung, daß es nichts leichtes gewesen, solche Künste sich anzueignen, abgesehen von der Wissenschaft jener, die sich auf das Gesetzstudium meisterlicher Dichtung einließen. Und doch erlernten in letzter Zeit viele nur mechanisch, ohne Notenbehelf, drei leichtere Töne,

um des ärmlichen Nebenerwerbs theilhaftig zu werden. Die äußere Form wurde auch im Verfalle zu retten gesucht, darum die Proben bei der Aufnahme; denn das Andenken der kunstreichen Altmeister, deren Ehrenbesitzthümer man geerbt hatte, verlangte diese Genugthuung. So blieb die Berechtigung sich zu nennen wie sie: „Meistersinger," und es schien nicht der geringste Schmerz des sangkundigen Schusters, daß man auf diese Würdigkeitsprüfung ob der schweren Noth der Zeit verzichten mußte.

Er erzählte noch viel von den Quartaltagen, an denen sie Schule hielten, beim Mahle ihren Pokal kreisen ließen, Rechnung und Statuten in Ordnung brachten. Als Belege dafür sollten wir alles einsehen, was die Gesellschaft urkundliches besaß. Aus der Oberstube wurde nun ein Pack Bücher groß und klein, in Druck und Handschrift herbeigeholt, ein Tisch oder Schrank abgeräumt und wir zur Einsicht aufgefordert; denn darin stehe alles zu lesen, wie es einstmal bestellt gewesen mit ihrer schönen, hochansehnlichen Kunst zu Memmingen in des Reichs Zeiten. Freilich beklagte er den Verlust werthvoller Habe, eines in Silber getriebenen Standbildes des Königs Davids, des Patrons der Zunft, das auf dem Tische der Vorsteher bei Schule und Schmaus geprangt hatte, und einer Spruchtafel, an welcher die Schildlein der neuen Meister befestigt wurden. Die Ereignisse, welche diese Schätze raubten, bezeichnete er nicht näher. Einen derselben wissen wir durch einen glücklichen Zufall gerettet. Den zierlich geschnitzten Schild mit dem Bilde des Psalmisten, umgeben von bunten Wappen unadeliger Handwerker und einigen Sinnsprüchen, besitzt jetzt schön restaurirt der Memminger Liederkranz. Der silberne Judenkönig entging kaum dem Geschicke, durch einen Abkömmling seines Volkes im Schmelztiegel einer reelleren Bestimmung zugeführt zu werden. Nur den großen krystallenen Tummler, den sie heute noch bei ihren Jahrtagen aus den kargen Pfennigen ihres Verdienstes immerhin zwei und dreimal mit einem Labetrunk füllen lassen, hat der Edelsinn der weinliebenden Sänger sich bewahrt und selbst schöne Angebote kauflustiger Antiquare mit Verachtung abgelehnt. Wo aber Krone und Kranz hingerathen sind, die Ehrenzeichen für die Sänger im Liederstreit, darüber fehlt alle Kunde. Die Druckwerke und Manuscripte konnten indessen unsern Wissensdurst besser stillen als die zersplitterten Kleinode, als selbst ein Trunk aus dem Bundeshumpen. Der alte Sängermeister begriff zuvorkommend unsere Wünsche und vertrauensvoll gewährte er eine bequemere Einsicht in die Papiere, als diese zwischen den Beheifen seiner prosaischen Thätigkeit möglich war. Es kann nur in seinem Sinne gehandelt seyn, wenn hier das Erfahrene mitgetheilt wird.

Die literärischen Besitzthümer der alten „Gesellschafter" reichen nicht über die ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts hinaus, obwohl die Singschule zu Memmingen sicher eines viel ältern Ursprungs ist und, wie einzelne Andeutungen und vor allem die Tradition unter den Sängern selbst vermuthen lassen, mit der Nürnberger, Ulmer und Regensburger ziemlich einen Geburtstag haben mag. Schon um 1600 scheint sie einen neuen Aufschwung genommen zu haben, und sechzig Jahre später fand wieder eine Erneuerung statt. Eine Druckschrift in Quart ging im Jahre 1640 von dieser Schule aus unter dem Titel: „Kurze Entwerffung des teutschen Meister-Gesangs, allen dessen Liebhabern zu gutem wolmeinend hervorgegeben und zum Truk verfertigt durch die gesampte Gesellschaft der Meistersinger in Memmingen. Stuttgart bei Rößlin 1640." Ihr Verfasser scheint der M. Michael Schuester, Bürger der Reichsstadt und damals Pfarrer in Hanpersbronn im württembergischen Amt Schorndorf. Er bekennt sich mindestens zum Dichter einer poetischen Einleitung, die unter anderm der Gesellschaft nachrühmt:

„— — kein Fleiß wird gespahrt,"
„Die rechte Muttersprach in gutem Werth zu halten."

Auf den Bericht über des Meistergesanges Ursprung und Gründer folgt die Tabulatur mit den Strafartikeln. Sie bringt die Satzungen, wie sie Adam Puschmann, Wagenseil und später Büsching, Beischlag u. a. mitgetheilt, den ganzen Apparat von Gemerk und Reim, Körnern, Weisen, blinden und schillernden Worten, Klebsylben, Pausen u. s. w. von falschen Gebäuden und Blumen in der Melodie. In den Bestimmungen über die „Töne" zeigt sich ein Streben nach strengeren Formen. Die Verszahl eines Gesatzes soll nicht zu kurz seyn, um drei aus einer Materie bilden zu können, denn so viele verlangt ein „guter Ton," der seinen ehrlichen Namen verdient und ins Meisterbuch geschrieben werden soll. Reinheit der Sprache wird dabei vor allem gefordert: „hochdeutsch" soll gedichtet und gesungen werden; mundartliche Freiheiten genießen dabei weitherziger Duldung. Man bemerke diese Anerkennung der Stammesindividualität! Latein soll beiseite bleiben, aber Virgils Name und Citate aus seinen Werken gelten als unstrafbar. Ein Einfluß der neuanbrechenden Periode deutscher Dichtung, der man Opitz's Namen voranstellt, darf bei dem gelehrten Verfasser der zünftigen Regeln kaum geläugnet werden, so weit sie Sprachreinheit und Versbau betreffen. Die äußeren Gebräuche beläßt er treulich in ihren Würden.

Zu ihrem Haupt- oder Kron- und Kranzsingen versammelten sich die Memminger Gesellschafter in der kleinen Kirche der heiligen Dreikönige, und zwar am Feste der Kirchenheiligen selbst; auch Schule hielten sie dort. Nach dem Verfall des Kirchleins, das jetzt ein

Heu- oder Wagenschuppen ist, übersiedelten sie in ein weltliches Haus, in die Herberge zum Lamm, wo sie, wie es scheint, ihren Trunk schon früher nach abgehaltener Schule zu suchen pflegten. Die feierlichen Meisterproben bewegten sich auf streng religiösem Gebiete. Die Bewerber bezeichneten vom Stuhl herab Buch und Kapitel ihres der heiligen Schrift entnommenen Vorwurfs; unten verglich ihn einer der Merker mit Dr. Luthers Bibel. Sektirer und Weltliederliche hatten „versungen." Vier Richter merkten auf Reinheit des Inhalts, der Sprache, des Reimes und der Melodie. Sie erkannten nach geheimer Berathung dem „Uebersinger," dem Besten, die Krone zu, welche, nicht zu „versetzen und zu verkaufen" derselbe unter Bürgschaft geloben mußte. Und dennoch entging sie nicht diesem Loose! Ein heiterer Kranz seidener Blumen lohnte den Würdigsten nach dem Kronenträger, dessen Schenk- und Tafelmeister er wurde, indessen dieser obenan bei Tische saß. Doch auch für weniger ideale Preise begeisterten sich Schüler und Schulfreunde, Dichter, Sänger und Meister: im Freisingen, wo zum Stoffe auch nach Profanhistorie und Moral gegriffen wurde, konnten sie die „Gabe" — 20 gute Groschen waren's, oder auch weniger, — erobern, doch nur Fremden gegenüber warben auch der Gekrönte und der Bekränzte um dieses „Honorar."

Das gedruckte Werk über die theure Genossenschaft genügte indessen, wie es scheint, dem Verfasser nicht mehr, seit er, nach seiner Vaterstadt übergesiedelt der eifrige Wiederhersteller und Förderer jener geworden war. Zwei Stamm- und Meisterbücher wurden auf seinen Betrieb und nach seinen Angaben mit künstlerischer Ausstattung angelegt; denn „Michael Schuster, Bürger und Steuerschreiber" vom Jahr 1660, scheint beinahe Eine Person mit dem Pfarrer zu Haupersbronn, wenn nicht der leztere ein gleichgesinnter Sohn des sangeifrigen Vaters war. Schon 1626 ist das größere Album durch den Steuerschreiber gefertigt, 1628 erfindet er „die liebhabende Singer- und die kurze Schreiberweis," 1660 erscheint er im kleineren Buche als Obmann. Zu diesem Büchlein schrieb zweifelsohne auch er die Einleitung, abermals eine Geschichte der Zunft und eine verbesserte Tabulatur. Ein heiliger Eifer durchdringt ihn, wenn er zu allem Anfang gleich darthut, welch ein gewaltiger Abstand walte zwischen den Meistersängern und Spruchsprechern. Er erinnert sich bei dieser Apologie der Erlasse Karls V. und Rudolphs II. gegen dieses fahrende Volk, indessen kaiserlicher Schutz denjenigen ausdrücklich zugesagt ist, „so Meistergesang singen." Mit voller, gläubiger Genugthuung wiederholt er die Fabel vom Entstehen dieser Kunst, wie die zwölf ersten Meister ohne Verabredung die haarscharfen Satzungen aufgefunden, jeder an einem andern Orte, und alsbald ob dieses edeln Bemühens bei Papst Leo VIII. der Ketzerei verdächtiget wurden. Der klagte sie an vor Kaiser Otto I., und da man schrieb 962, wurden die Zwölf nach Pavia, dann nach Paris beschieden, rechtfertigten aber in preislichen Tönen ihre Erfindung. Zu Mainz sangen sie abermals, erhielten Lorbeerkränze und eine goldene Krone, und Brief und Privilegium über ihre Unschuld und Meisterschaft. Tiefsinnige Symbolik späterer deutscher Dichtergeschichte, jener Uebergänge vom Verfolgten zum Hofrath! Auch das Wappendiplom blieb ihnen nicht aus: jene Königskrone im Azurfelde, dem Karl IV. den Reichsadler und den böhmischen Leu im Geviertschild unterbreitete. Ein Zug steht ungemein erheiternd in diesem Mährlein fest: die Umgestaltung der höfischen, ritterlichen Dichter durch das Philisterthum in ehrliche Leute vom Leist und Hammer. Etliche gelehrte und vornehme Namen läßt man gelten. Frauenlob und Mügelin bleiben „der heiligen Schrift Doktoren," Klingsor wird zum Mag. lib. art. Klingsuhr, Walther von der Vogelwalde, der Wanderer, der vielleicht niemals auf seinem von Friedrich II. ersungenen Lehengute gerastet hat, erscheint den Bürgerpoeten als „Landherr," als behäbiger Rittergutsbesitzer. Konrad von Würzburg erhält den Schreibnamen „Jäger" und wird zum Musikanten. Poppo muß als „starker Popser" Glas brennen, der „Kanzler" Fischer, „Stoll" als Seiler zünftig werden, und der edle Nibelungensänger, wofür er gerne gilt, Heinrich von Ofterdingen, heißt Hainz N. von Efferdingen, ein Schuemacher." Den großen Dichter des heiligen Gral, Wolfram von Eschenbach, wird aber kaum mehr jemand erkennen in Michael Schuesters „Wolfgang Rahm, ein Ritter."

Blättern wir weiter im Memminger Stammbuch. Die Elemente der Gesellschaft bleiben bürgerlich, dem Handwerk zugewandt, bis auf die neueste Zeit. Außer dem eifrigen Steuerschreiber erscheinen nur noch zwei gelehrte Männer, der eine sicherlich ihm verwandt, der Arzneikunst Doctor Hans Jakob Schuster, der schon 1651 die „junge Studentenweise" sang, und Johannes Suppius, deutscher Schulhalter von 1615 bis zu Schuesters Tagen. Auch zwei Rathsherrn sind eingezeichnet, jedoch bürgerlichen Gewerbs, die übrigen gehören den Zünften an. Sattler, Kordoaner, Loberer, Küfer, Strumpfwirker taufen mit ihren Gevattern die selbsterzeugten Töne pflichtschuldig nach ihrem Handwerk, als „gezierte Zaum- oder feine Leist-, als wohlgeblümte Loberer- und verkehrte Sattelweise." Sie thaten dabei keinen Fehlgriff, denn nicht anders als Fell, Wolle oder Holzstücke behandeln sie die Poesie. In den zahlreichen Meistertonen unserer Manuscripte möchte es schwer seyn, einem einzigen dichterischen Gedanken zu begegnen. Ein kahler Bibelvers, an dem nicht ein Federchen haftet zum lyrischen Aufschwung, ist in die regelsteifsten Stollen und Abgesänge hineingedrechselt und gestrickt, in der innigsten Ueberzeugung,

dem lieben Gott, der ganzen evangelischen Christenheit und der Kunst einen großen Gefallen erwiesen zu haben.

Auch die begleitenden Bilder beziehen sich auf die dürren Stoffe und matten Allegorien, manchmal auf dramatische Leistungen der Sänger, die auch die Schaubühne besorgten. Ein einziges gibt einen Beleg zur Geschichte der Schule selbst; es ist die Abbildung der Meisteraufnahme Hans Ludwig Holzwarts im Jahre 1615. Auf dem Stuhle steht der Kandidat mit seinem Einführer, ihm gegenüber mit Bibel und Tabulatur sitzen vier Merker und im Vordergrunde die andern Gesellschafter. In seiner Goldschrift liest man über den Häuptern ihre Namen. Alle sind in Schwarz gekleidet, in Wams und Mantel, Krausen oder Spitzenkrägen unter den Knebelbärten. Bemerkenswerth ist der Unterschied des Machwerks in diesen Schildereien. In den ältern kecke, sichere Zeichnung, frische Farbe, die ganze Charakteristik der Kunstperiode, der spätern Renaissance. Allmählig zeigt sich verkünstelte, unsichere Anlage, kleinliche Ausführung, Armuth der Idee, in neuer Zeit das erbärmlichste Gepinsel. Zünftige Maler arbeiteten diese Blätter. Ja wohl thut es noth, daß die Kunst sich des gesunkenen Handwerks annimmt und ein Bündniß mit ihm schließt; schwieriger wird es seyn, ihm jenen markigen, lebenswarmen, klaren Geist zurückzugeben, der dem schlichtesten Werke aus dem gesunderen Zeitalter des Bürgerthums einen inneren Gehalt verleiht. Derselbe Sinn dient wohl auch den Bemühungen des Sängerobmanns Michael Schuster zum Hebel, obwohl es befremdet, ihn im Handwerkerkreise thätig zu finden, da er doch als Amtsperson zum mindesten im Collegium musicum, eben damals gegründet, seine tonkünstlerische Liebhaberei standesgemäß befriedigen konnte. Ist's ein demokratischer Zug, der ihn unter die „Gemeinen“ führt? Eine fremdartige Erscheinung im Memminger Wesen, das durchweg, im Gegensatze zu Kempten, Kaufbeuren und andern Allgäuer Städten, zur Aristokratie sich neigt, wo schon 1412, da noch die Zünfte das Regiment haben, sich aus ihnen die Crême ausscheidet, um gleich den Patriciern, den Junkern „vom güldenen Löwen,“ eine Stube und Gesellschaft zum Stern, oder „Pfannenstiel“ (sicherlich ein Spottname, den ihnen die Geschlechter gaben) zu gründen. Die lange Liste aufgenommener Sänger, in einem dritten Buche eingetragen, bringt uns kein weiteres Beispiel aus höheren Ständen.

In der bösen Zeit des dreißigjährigen Kriegs stockt der Eifer der Bewerber nicht; gerade 1638 ward die Aufnahmsgebühr mit dem Silberschildlein an den „Buttenmann“ — so hießen sie die Davidsfigur — auf vier Gulden festgesezt. Im Mai 1788 wird der lezte „Meister“ eingezeichnet, Friedrich Oetterle, der die „hohe Otterweis“ selbst dichtete und componirte. Von da an treten nur noch „Singer“ bei, welche bekannte Weisen erlernt haben, in unserem Jahrhundert 33. Schon 1801 begnügen sie sich mit zwei Tönen, da früher sechs begehrt wurden, und auf diese, „Veneris Lustgarten und hell Regalweis,“ singt Martin Wagmann, Tuchmacher, am 25. Juni 1843 zum leztenmal. Im Jahre der Unharmonie 1848 fühlten noch immer ein Küfer und ein Schuster innern Einklang genug, um die Nänien der edlen Gesellschaft mit ihren Stimmen zu verstärken.

So weit wäre diese Skizze gediehen; aber noch ein Seitenschritt auf die Bühne unserer Helden sey uns erlaubt. Die Meistersänger besaßen das Theatermonopol bis zum Jahr 1835. Sie erhoben Tribut von allen, die in der Reichsstadt Mummenschanz treiben wollten, da sie selbst dieses Handwerk übten. Ob an sie schon gedacht werden darf bei dem Osterspiel, das 1460 in der Charwoche zwischen der Metzge und Aich agirt wurde, wäre näher zu untersuchen; aber erwiesen ist, daß sie im Salzstadel 1602 die „Judith“ und „das jüngste Gericht“ aufführten. Nachdem sie 1715 mit der „Tomiris“ großen Effekt gemacht, mahnt sie der Rath, „von solchen heidnischen Stücken abzulassen;“ 1739 folgt „Maria Stuart,“ 1795 „Hamlet,“ 1798 ein Stück mit dem aufgeklärten Titel „der Freimaurer.“ Seit 1801 mußte Herr v. Kotzebue seine Kraft- und Rührdramen den Kunstbeflissenen überlassen, auch Schiller, d. h. seine Räuber, geriethen unter ihre Hände. Gewöhnlich viermal im Jahre zertraten sie die Bretter; seit das neue Schauspielhaus steht, immer seltener. Endlich hat moderne Bettelkunst und Dilettanterei auch hier ihr solides Wirken unterdrückt. Die Zunftkasse fühlt schmerzlich die Lücken, und eine gleiche Leere bleibt alljährlich am Rechnungstage im Innern der Theilnehmenden, denn auch der gemeinsame Schmaus gehört bereits nur noch der Geschichte an.

Die Ulmer Meistersänger erloschen 1839; ihrer vier testirten damals über die Kleinode der Gesellschaft zu Gunsten des Liederkranzes. Man hielt sie für die lezten im deutschen Reiche. Nun sind die Memminger gefunden, und sie halten noch lange vor. Wie gesagt, in Deutschland stirbt nichts ganz und gänzlich — warum also dieses pessimistische Hinhorchen auf schadenfrohe Eulenrufe? Stimmen wir frisch den „Ton“ an, den grünen, lustigen aus unsern Jugendtagen, wie Meister Mathias Westermair, dann müssen jene verstummen.

J. F. Lentner.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Januar.

Der Bloomerismus und Shakespeare in Drurylane. — Pantomimen.

* Theatre royal Drurylane, im verwichenen Sommer als Kunstreiterbude verwendet, befindet sich seit Weihnachten unter der Leitung einer neuen Direktion und ist der dramatischen Kunst wieder gegeben. Allein es dünkt uns, als ab der auf diesen Brettern, die schon so manchen Wandel des Schicksals erfahren, geübten dramatischen Kunst hin und wieder noch etwas von den frivolen Antecedentien des Exhibitionsammers anklebe. Vielleicht übt auch der Charakter der Umgebung des Theaters, der ja in großen Städten immer gewissermaßen bestimmend auf die Natur der Bühnen einwirkt, hier einigen Einfluß. So läßt sich ja in Paris leicht bemerken, daß sogar die politische Gesinnung des Stadttheils, in welchem sich ein Theater befindet, auf das Repertaire desselben abfärbt. Dieser leztere Faktor kommt nun freilich in London, das man in Absicht auf Politik, wie das Wort hier gemeint ist, seither als »rather dull« bezeichnen konnte, nicht in Betracht, und man wird sich nach andern influirenden Mächten umsehen müssen. Drurylane ist eines der lustigsten Quartiere Landons; in Drurylane wandelt auch an Werkeltagen Harlekin gerne in der rothen Jacke und in gelben Stiefeln einher; Drurylane ist daher selt einigee Zeit auch das klassische Hauptquartier des Blaamerismns. Was ist aus dem Blaomerismus geworden? Welche Fortschritte hat er gemacht? Haben die »jackets« und »pantaloons« die »petticoats« verdrängt? oder hat der gesellschaftliche Conservatismus der Engländer den Yankees die verfängliche Neuerung wieder über das Meer zurückgeschickt? — Sie haben wohl vor einiger Zeit gelesen, daß Londoner Zeitungen Leitartikel übee den Bloomerismus brachten, und in „Briefen an die Herausgeber" über Recht und Unrecht, Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit desselben debattirt wurde. Ich hatte lange Zeit vergeblich getrachtet, einmal ein lebendes Exempiar dieser Sekte zu Gesicht zu bekommen, nm Naturstudien daran zu machen, bis mich ein Engländer, dem ich dieses Verlangen ausdrückte, eines Abends am Arme nahm und nach Drurylane führte. In den Porterschenken 2c. oon Drurylane, oersicherte er, könnten meine „bewilderten" Augen (das englische »bewildered« oerführt mich zu dem Hahn-Hahn'schen Jargon) die Theorie der Mes. Derter in die Praxis übersezt sehen. Mein Begleiter führte mich durch mehrere dunkle Seitengassen des befagten Quartiers, und ich traute meinen Augen kaum, als ich an mehreren Porterschenken neben der Vortrefflichkeit der dart zu habenden Getränke auch die „neueste Fashion" des nordamerikanischen Forest-Bloomeeism angekündigt fand. Ich bewunderte den erfinderischen Spekulationsgeist der Londonee Schenkwirthe, der die ereentrische Neuerung gleich auszubeuten gewußt und seine Schenkmädchen — barmaids — zu einer lockenden Waare zu machen gewußt hat. Und welche sanderbaee Romantik im Namen „Foeest-Bloomeeismus!" Hat sich, dachten wie, der Bloomeeismus seinen Pfad bis zu den Hinterwäldlern Nordamerikas geebnet? Wenn das am grünen Holze — in den überseeischen Urwäldern — geschieht, was soll am düeren werden, wir meinen in der Hauptstadt unserer alten europäischen Civilisation, die sa mürbe ist, daß sie gleich Feuer fängt? — London ist doch eine wahre Weltstadt, ein ungeheurer Mikrokosmus der alten Welt. Wer London gesehen hat, hat die Welt, wenigstens einen Auszug ihrer Nationen gesehen. Wenn ich durch die dicke Nebelatmosphäre von Great-Russellstreet, Bloomsbury, Abends nach meiner Wohnung gehe, so fesseln zwei fremdartige Gestalten, die hier ihr Standquartier aufgeschlagen haben, wenn auch am Ende nicht mehr meine Aufmerksamkeit, doch mein Mitleiden. Der Mann, dessen braune Gesichtsfarbe und dunkle Augen grell genug gegen das weiße Linnen, in das er gekleidet ist, und den ditto Turban, der seinen Kopf umwindet, abstechen, ist einer jener Eingeborenen des Wunderlandes Indien, welche von europäischen Missionären zum Christenthum bekehrt, hier in den feuchten Straßen der modernen Babel durch das Ausbieten frommer Schriftchen (tracts) ihre Existenz fristen. Meist vam Alter und dee Deoation ihres Handwerks gekrümmte Gestalten von jenem sanften, und doch etwas veeschlagenen Gesichtsausdruck, wie er dem Hindustamme schon seit Jahrtausenden eigen seyn soll, mit Zügen, in welche die glühende Sonne des Orients ihre Hieroglyphen eingebrannt, stehen diese Lente aft stundenlang, die Arme wie zum Gebet ausgestreckt, auf dem Trottoir, unbeweglich, unverrückt, wie ihre verrückten Heiligen daheim auf ihren Bergen. An der Seite des alten Mannes in Russellstreet steht sein Töchteechen, ebenfalls weiß gekleidet, mit großen, kohlschwarzen Augen, var Frost schauernd in der kalten Winterluft. Selten kann ich an diesen zwei lebenden Standbildern meiner Straße vorübergehen, ohne dem schönen Hindukinde einen Penny zu verabreichen, wofür sie nie verfehlt, nach plastisch arientalischer Sitte, durch eine Verbeugung mit graziöser Senkung der Hand van der Stirne gegen die Erde hin zu danken. Will man das ächte Afrikanerthum mit wulstigen Lippen und kraus-

lockigem Haare sehen, so darf man nur ein Auge auf die Kindermägde haben, zu denen hier nicht selten Schwarze genommen werden, oder eines der Meetings von „farbigen Gentlemen" besuchen. Auch ein maurisches Kaffeehaus, in Pariser Geschmack und mit französischem Comfort, hat sich neuerdings aufgethan, wo man vortrefflichen Kaffee und französische Chokolade * aus den Händen gazellenartiger orientalischer Odalisken, welche in die prächtigen Kostüme des Ostens gekleidet sind, servirt bekommt, und ein Araber aus Algier, früher Dolmetscher bei Cavaignac, morgenländische Liebeslieder zu dem monotonen Spiele auf einem uralten Saiteninstrumente singt. Ich könnte schließlich — wenn Sie mir überhaupt diese Nachlese aus der Exhibitionsaison gestatten wollen — noch von den prächtigen Dioramas von Konstantinopel und dem heiligen Lande in Leicestersquare und Regentsstreet reden, wo man für einen Schilling sich stundenlang in die farbenglühenden Umgebungen des alten Byzanz, auf das blaue Meer, welches Homers Heimatküste umspült, nach den reizenden Kiosks von Pera oder auf die Stätten versezt fühlen kann, wo der Erlöser im Fleische gewandelt. Namentlich das Diorama des „heiligen Landes" in Leicestersquare führt uns die heiligen Orte mit einer Naturwahrheit und einem magischen Zauber vor, wie er nur immer über den Darstellungen Fallmerayers und Lamartines ausgebreitet ist. Schweizerlandschaften, in Sommerbeleuchtung und in Schneegestöber, das Innere berühmter Dome, Paris und London bei Nacht, großartige Katarakte sieht man im „Colosseum" in Regentspark, aber auch in den Panoramas, womit jedes Volkstheater seine Besucher zum Schlusse delektirt. So ein eingeborener Londoner, dem schon als Kind die Mittel geboten waren, alle diese Eindrücke in sich aufzunehmen, muß erstaunlich früh altern. Darüber klagen auch die hiesigen Schriftsteller, die Novellisten zumal, die neben der Beobachtung und dem Reichthum socialer Erfahrungen doch auch nie ganz der Frische und Empfänglichkeit der Seele entrathen können. Ein einjähriger Kursus auf dem Pflaster von London macht gewiß um zehn Jahre älter. Die englische Blasirtheit und jenes stumpfe, mechanische Reisen, das den Engländer oft zum Stichblatte der Satire des gemeinsten kontinentalen Kellners macht (beiläufig gesagt, zahlen uns die englischen Humoristen in ihrem Lande diese kontinentale Satire mit Zinsen zurück) findet gewiß vornehmlich in den Eindrücken von London seine Erklärung.

Doch ich wollte Ihnen vom Bloomerismus reden. Vom Orient bis zu der neuesten Fashion des nordamerikanischen Forest-Bloomerismus, das ist in London kein so gefährlicher Sprung, als von einer Seite des Trottoirs in Regentscircus bis zur andern. Sie haben neulich im „Punch" die köstliche Travestie von Tennysons Mermaid, »the Bloomer barmaid« betitelt, gelesen. Diese Travestie stand in lebensgroßen Lettern vor mir da, als ich in die rauchige Bloomerschenke in Drurylane trat. Ein liebliches Mädchen verzapfte im neuen Kostüm der gaffenden Menge, die sich in dichten Haufen um den Schenktisch drängte, die verschiedenen Getränke. Sie trug einen Hut von grauer Plüsche mit breiter Krämpe — in Deutschland würde man ihn einen Freischärler Hut nennen — mit einer Feder verziert, eine braune Sammttunika von antikem Schnitt, um die Hüften mit einer schräg herabfallenden rothen Schärpe gegürtet, und bunte orientalische, über den Knöcheln geschnürte Beinkleider nebst Zeugstiefeln. Wahrscheinlich ist es der graue Hut mit der Reiherfeder, den ich an allen diesen Bloomerschenkmädchen in Drurylane sah, der den Begriff des Forest-Bloomerismus ausmacht. Uebrigens würde man sehr irren, wenn man eine Frivolität oder eine Emancipationsgrille von Seiten der Mädchen, welche dieses, schöne Gestalten vortrefflich kleidende Costüm tragen, als Motiv derselben voraussetzen wollte. Die Engländerin greift nicht leicht zum Neuen mit dem koketten, herzlosen Geschick der Französin. Diese Bloomermädchen benehmen sich eher täppisch und verlegen in den phantastischen Gewändern, welche die Spekulation ihrer Principale ihnen angethan; aber diese erröthende Verlegenheit spricht für sie und es regt häufig zu gar trüben Betrachtungen an, wenn man sie zu Zielscheiben von mitunter sehr cynischen Späßen werden sieht. Der Bloomerismus — den deutschen Lesern und Leserinnen sey es zum Troste gesagt — hat sich nicht in die höheren Klassen der Gesellschaft aufgeschwungen, die Bälle „im Bloomer-Costüm" wie man sie zuweilen in St. Martinslane angekündigt sieht, oder wie sie im »Casino de Venice,« in »Eagle Tavern« ꝛc. gehalten werden, sind nicht einmal relativ nobel zu nennen, und die unvernünftigen langen Damenkleider können voraussichtlich noch lange Zeit Triumphe feiern.

Es war gerade zu der Zeit, als die Staatsstreichrevolution in Frankreich alle Welt fürchten und reden machte, wo ich meine Entdeckungsreise nach dem Bloomerismus anstellte, und es war mir interessant, neben der Physiognomie des Londoner Bierhauses auch den politischen Charakter und die Stimmung des Publikums, welches sich, ausschließlich den niedern Volksklassen angehörig, an diesen Orten zusammen findet, kennen zu lernen. Politische Ansicht fand ich bei diesen Leuten so gut als gar keine. Ueber die Vorgänge in der benachbarten Weltstadt zuckten sie, fast möchte ich sagen kräftig philisterhaft die Achseln und ließen nur einige ironische Bemerkungen, wie: »Frenchmen like much fighting,« fallen. Ein Mädchen spielte die Cither und ein Kerl in abenteuerlich zerlumptem Aufzuge pries bald, wie das hier die Gewohnheit dieser Leute ist, das Glück der Einigkeit und des Friedens unter den Völkern, bald blies er als Accompagnement zu dem Citherspiele des Mädchens auf einer furchtbar mißtönenden Clarinette. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als rasch das »excellent stomachic bitter,« das mir das Bloomermädchen servirt hatte, auszutrinken und dem Bloomerismus sammt der Musik Valet zu sagen.

Obgleich ein Theaterkritiker in einem der größeren Londoner Journale versichert hatte, „es sey etwas am Macbeth des Master Anderson," so wurde es mir doch schwer, sogar dieses „Etwas" im Spiele des genannten Künstlers zu finden. Ich konnte mich nie der Vorstellung erwehren, daß es mit der Aufführung Shakespeare'scher Stücke auf modernen Theatern dieselbe Bewandtniß habe wie mit Schiller auf den meisten deutschen Bühnen. Diese Stücke sind zu sehr das innerste Eigenthum unseres

* Beide Getränke sind bekanntlich in den fälschlich sogenannten englischen »Coffe-rooms« sehr schlecht.

Geistes, sie sind uns von den Tagen unserer Jugend her zu lieb geworden, als daß wir sie gerne der modernen Bühnenbravour überantwortet sähen. Zudem drängt sich uns bei der Aufführung Shakespeares in unsern Tagen immer die Bemerkung auf, daß auch das größte dramatische Meisterwerk mehr, als man gewöhnlich denkt, mit der Bühne seiner Zeit, aus der es hervorgewachsen, zusammenhängt. Wie wird auch solch ein Shakespeare'sches Stück in der Bearbeitung des geistvollsten Dramaturgen zerschnitten, umgestaltet, verstümmelt, und wie unadäquat erscheint es meist auch dann noch den Begriffen und dem Bedürfnisse des modernen Publikums! Zudem macht sich für das feinere Gefühl bei der Aufführung Shakespeare'scher Stücke — und sollte es auch eines vom größten dramatischen Vollgehalt, wie gerade Macbeth seyn — ein Uebelstand bemerkbar, dessen Hervorhebung im Munde eines Deutschen stets eine Abbitte an den Genius Corneilles und Racines enthalten wird. Wir glauben, gestüzt auf die Hamburger Dramaturgie des großen Lessing, die Forderung der Einheit des Orts und der Zeit ohne weiteres durch die Bemerkung abgethan, daß sie nicht so buchstäblich, wie die Meister des altfranzösischen Dramas meinten, im Aristoteles stehe. Es läßt sich aber gar nicht leugnen, daß, namentlich an der ersteren, greif- und fühlbareren jener Einheiten, an der des Orts, allerdings „Etwas," und unstreitig mehr ist als an dem Spiele des Hrn. Anderson. Der häufige Scenenwechsel, die geräuschvollen Veränderungen der Dekorationen, während unter dem thaumaturgisch-dramaturgischen Tranchirmesser so viel vom trefflichen Füllsel humoristischer Intermezzos, Metaphern und goldener Weisheitssprüche zu Grunde geht und der Dialog oft so störend verkürzt wird, stören am Ende auch die Einheit des Gefühls und den Totaleindruck. Man sollte überhaupt Shakespeare nur auf Bühnen geben, die wie das Théâtre français in Paris durch Tradition, Haltung und andächtige Hingebung des Publikums an den nationalen Genius der dramatischen Kunst einen höheren Rang einnehmen. Drurylane fordert den Fremden, der zum erstenmal hereintritt, unwillkürlich zu dieser Vergleichung auf; denn wie im Foyer des Pariser Schauspielhauses die Statuen der tragischen Poeten Frankreichs, so blicken uns in dem von Drurylane die Büsten des großen Triumvirs Shakespeare, Garrick, Kean von ihren Postamenten an. Aber treten wir in's Allerheiligste, so hört die Vergleichung von selbst auf.

Besser als das Spiel Andersons war das der Miß Glyn, welche schon ihrer äußern Erscheinung nach sich zur Rolle der Lady Macbeth schickt. Eine kräftig konstituirte Frauengestalt mit bleichen Zügen, deren Blässe durch die kalte Atmosphäre, welche gewöhnlich auf der Bühne von Drurylane herrscht, gesteigert wurde, mit dunkel glühenden Augen, mit welchen sie ganz die dämonische Leidenschaftlichkeit, die brennende Gier nach der Krone und die wilde Herrschsucht der alten Clansfrau auszudrücken wußte. Gelungen und tief ergreifend war besonders ihre Darstellung der Nachtwandlerscene. Miß Glyn ist eine der anerkannt besten englischen Schauspielerinnen. Was aber einen hohen Grad von Geschmacklosigkeit auf Seiten der Theaterdirektion wie von Seiten des Publikums verräth, das ist die fast melodramatische Bearbeitung der großen Tragödie. Man begnügt sich nicht damit, Scenen wie die köstliche Pförtnerscene (die auch Schiller in seiner Bearbeitung so schlimm verbessert hat) ganz wegzustreichen, man dichtet sogar im Style moderner Operntexte politisch moralische Nutzanwendungen hinzu. Der Hexenspuk, der nur scheu und wie von ferne in den vernünftigen Organismus der Handlung hereintreten sollte, wird zur Hervorbringung eines Operneffektes ungebührlich in die Länge gezogen, und Wolken, Maschinistenkunststücke u. s. w. im Uebermaß dabei in Anwendung gebracht. — Es folgte hierauf die Pantomime: Harlekin Hogarth. Was ich so eben bei Macbeth angedeutet, wiederholte sich auch hier. Dekorationen und Maschinistenkunststücke ersetzen, wie so oft im modernen England, so auch hier die Menschenkraft. Freilich eignet sich auch diese so sehr untergeordnete dramatische Gattung vorzugsweise zur Aufwendung solcher scenischen Mittel. Aber wir meinen, es sey charakteristisch für unsere mechanisch gewordene Zeit und für die Kulturzustände Englands, wo bereits ein Schriftsteller (Th. Carlyle) den Vorschlag gemacht hat, an den Straßenecken Maschinen aufzustellen und dieselben dem Volke predigen zu lassen *, wir meinen, es sey charakteristisch für unsere Zeit, und besonders das England dieser Tage, dessen Lebensnerv und Schwäche das Maschinenwesen ist, daß selbst auf den Theatern nachgerade die mechanischen Kunststücke anfangen die Kunst der Menschenkraft zu ersetzen. Und welches Licht wirft auf unsere Kultur überhaupt die Pantomime, in deren Geschichte sich die Extreme der rohesten und der überkultivirtesten Zeiten vereinigen, und die dem unkünstlerischen Volke der Römer ihre Entstehung, den römischen Kaiserzeiten ihre vorzügliche Ausbildung verdankt! Gesprochen wird darin natürlich sehr wenig. In rascher Folge wechseln Scenerie und Masken. Die Pantomime ist eine stumme Persiflage des Londoner Lebens und Treibens. Ein alter Traveller, ein übergeschäftiger haberdasher oder tea-dealer, den die Kunden so überlaufen, daß ihm nebenbei ein guter Theil seiner Vorräthe gestohlen wird, die Lächerlichkeiten des Virtuosenthums — ein kleiner sentimentaler Violinist streicht am Ende, anstatt mit dem Fiedelbogen auf der Geige, mit der Geige auf dem Fiedelbogen, den er kunstgerecht zwischen den Beinen hält — die britische Armee in Gestalt einer Anzahl kleiner Buben, deren Nasen sogar von Meister Harlekin in eine gerade Richtung gebracht werden, die neue Bloomerinstitution, wo die Männer die Geschäfte der Weiber und umgekehrt versehen und am Ende sogar Bloomer-Policemen in Wachstuchmänteln auftreten (an der Fronte der Bloomerschule liest man die Worte: „Ein Mann als Kindermagd gesucht" — wanted a nurseryman) — das sind so ungefähr die Bilder, die in tollem Jagen an uns vorüberziehen. Am Ende löst sich alles in einen wilden Tanz auf, wobei die Narren, die Gekappten, die Bloomers, die Policemen, ja sogar die Straßenlaternen und die Wände der Häuser mittanzen. Das Ganze schließt mit einem prächtigen Panorama der Exhibition und ihrer Eröffnung durch die Königin, bei welcher Gelegenheit die ganze weite Bühne feenhaft in den englischen Nationalfarben strahlt.

* Ein englischer Maschinist sagte einst von einer fertigen Maschine: „Nun, sie kann Alles, nur nicht sprechen." Vielleicht könnte man sie auch noch sprechen lehren.

Aus der Pfalz, Januar.

II.

Die pfälzische Ludwigsbahn.

Der nächste Gegenstand, der das Interesse in Anspruch nimmt, ist ein ganz neues, ausgedehntes Fabrikgebäude, ganz nahe bei dem Mutterstadter Stationshause. Es ist eine so eben in Betrieb gesetzte Rübenzuckerfabrik, die der Fabrikant Reihlen von Mannheim hier in großartigem Maßstabe errichtet, und der er den Namen Friedenau beigelegt hat. Wer sich für Fabrik- und Maschinenwesen interessirt und die neuesten vervollkommneten Einrichtungen in der Fabrikation des Rübenzuckers noch nicht gesehen hat, dürfte hier seine Befriedigung finden. Die Art, wie der schnell gewonnene Rübensaft mittelst der Centrifugalmaschine in der kürzesten Zeit in weißes Zuckermehl sich verwandelt, hat in der That etwas Fabelhaftes, zumal wenn man die ersten Anfänge dieser Fabrikation zur Zeit der Continentalsperre sich vergegenwärtigt und jenen Aufwand von Zeit und Mühe mit dem gegenwärtigen, das heutige Produkt mit dem damaligen vergleicht. Diese Friedenau wird aber nicht bloß für die Landwirthschaft der umliegenden Gemeinden von wesentlicher Bedeutung, sie gewinnt für das Land vielleicht noch eine höhere. Der Gründer derselben gehört zu den Männern streng evangelisch kirchlicher Richtung und hat es als festen Grundsatz ausgesprochen, daß an Sonn- und Feiertagen Werk und Arbeiter ruhen müssen, ein Beispiel, das, wenn auch nicht einzig in seiner Art, doch als Seltenheit im Lande dasteht und hoffentlich nicht ohne tiefer und weiter gehenden Einfluß bleiben wird.

Die Stationen sind kurz. Auf der Strecke von fünf oder sechs Stunden bis an den Fuß des Gebirges muß viermal Halt gemacht werden. Kein Wunder, sind wir doch im Lande der großen und reichen Dörfer. Schon Mundenheim, das erste zunächst dem Rheine, zählt nicht weniger als 2000 Seelen, Mutterstadt gar über 3000, Schifferstadt 3600, und doch ist dieses noch nicht das größte. Kommt doch später noch Haßloch, das größte Dorf der Pfalz, mit einer Einwohnerzahl von 5000, während in kleinen Entfernungen von demselben noch mehrere andere Ortschaften liegen, die alle nicht weniger als 2000 Bewohner zählen. Das Land umher ist ergiebig in jeder Weise, aber besonders bemerkenswerth durch die Masse trefflichen Tabaks, den es liefert, und der in den jüngsten Jahren eine Masse Geldes in diese Gegend bringt. Die badische Pfalz ist es nicht allein, welche die seit neuerer Zeit so berühmt gewordenen pfälzischen Deckblätter selbst bis Spanien und Amerika liefert, die bayerische stellt ihr namhaftes Contingent dazu. Wenn auch einige Striche auf dem rechten Rheinufer vorzugsweise renommirt sind, so daß man ihnen den Centner jenes Krautes mit dreißig bis vierzig Gulden bezahlt, so stehen die besseren Lagen auf der linken Seite des Stromes doch nicht weit hinter jenen zurück, und der Tabaksbau bringt Millionen ins Land.

Nach einer Fahrt von 23 Minuten zum zweitenmal anhalten und sogar drei bis sieben Minuten warten zu müssen, das gilt in unserer stürmenden Zeit, die den früheren Schneckengang schon völlig vergessen zu haben scheint, für eine harte Geduldsprobe. Der Knotenpunkt bei Schifferstadt, der zweiten Station von Ludwigshafen aus, stellt den Reisenden auf eine solche. Von hier aus führt so eine Zweigbahn nach Speyer. Die Züge von Ludwigshafen, Neustadt und Speyer treffen hier zusammen, und nun gilt es, sich zusammenzunehmen und sein Ziel fest im Gedächtnisse zu haben, um nicht nach Neustadt zu kommen, während man nach Speyer will, oder um nicht in die letztere Stadt zurückgebracht zu werden, von der man vor wenigen Minuten ausgegangen. Nur wer von Neustadt nach Ludwigshafen oder umgekehrt fährt, hat das Glück, seinen Platz behaupten zu dürfen. Wer aus der Kreishauptstadt kommt oder ihr zustrebt, muß den seinigen aufgeben und in einem der andern Züge sich einen neuen suchen. Wie viele ergötzliche, mitunter auch beängstigende Verwechslungen sind hier schon vorgekommen! Ob man diesen kostspieligen und zeitraubenden Knotenpunkt sammt der Zweigbahn heute noch anlegen würde, wenn es nicht geschehen wäre? Die allgemeinere Stimme geht wenigstens dahin, daß die Anlage kaum mehr Geld, die Fahrt kaum mehr Zeit in Anspruch genommen haben würde, wenn man geradezu über Speyer nach Ludwigshafen gebaut hätte. Techniker und Actionäre mögen darüber vielleicht andere Ansichten haben, dem Reisenden aber ist es nicht zu verargen, wenn ihn der Knotenpunkt ärgert.

Einer halben Stunde bedarf es, um von Schifferstadt auf der Zweigbahn nach Speyer zu gelangen. Der Weg durch den tristen Föhrenwald mit seinen wild durcheinander tanzenden Bäumen hat wenig Anziehendes, aber sobald das freie Feld wieder gewonnen ist, präsentirt sich die alte Kaiserstadt mit ihrem riesigen Dom in unmittelbarer Nähe. Nur der Anblick der kolossalen Kathedrale überrascht. Die Stadt selbst hat längst ihre mittelalterlichen Zierden verloren. Die große Zahl der Thürme, die einst den Ring ihrer Mauer und ihr Inneres schmückten, ist längst so zusammen geschmolzen, daß die Reste kaum nennenswerth sind. Ueberhaupt verschwindet in dieser,

durch zahlreiche verheerende Stürme fast gänzlich umgestalteten und ihres alterthümlichen Charakters entkleideten Stadt so ziemlich alles andere neben dem Dom, diesem großartigen Mausoleum von acht Kaisern des heiligen römischen Reiches. Wäre dieses Gebäude byzantinischen oder vielmehr romanischen Styls nicht schon architektonisch wie historisch interessant genug, den Reisenden anzuziehen, so würden dieß jezt sicherlich die Malereien thun, mit welchen alle inneren Räume desselben unter Johann Schraudolphs Leitung ausgeschmückt werden und es zum großen Theile schon sind. Es ist dieß jezt schon ein Werk einzig in seiner Art und wird es nach seiner Vollendung noch mehr seyn, ein Denkmal von solcher Größe, Pracht und hoher Herrlichkeit, wie es nur der Kunstsinn eines Königs Ludwig in's Leben zu rufen vermag.

Es ist nicht Zweck dieses Aufsatzes, auf Schilderungen näher einzugehen, wiewohl die Versuchung nahe liegt, hier länger zu verweilen. Darum zurück nach Schifferstadt und von dort auf dem Schienenwege weiter! Ehe man die zweite der ferneren Stationen bei dem schon genannten größten Dorfe Haßloch erreicht, steht man zur Linken nicht fern vom Dorf ein einzelnes größeres Haus mitten im Felde stehen. Es ist das evangelische Rettungshaus, das erste in der Pfalz, vor zwei Jahren durch freiwillige Beiträge von nah und fern gegründet, seit einem Jahre bereits bewohnt. In diesem durch kirchliche Parteiungen vielfach zerklüfteten Lande steht es als redendes Zeichen eines neu erwachten Lebens auf dem Gebiete der inneren Mission, ein Zeichen, dem vielfältig widersprochen worden, das aber hoffentlich seine Gegner beschämen und den Widerspruch zum Schweigen bringen wird, sofern dieß überhaupt auf einem Gebiete möglich ist, auf dem der Principienkampf so zu sagen endemisch geworden und zur Annäherung oder gar Vereinigung der einander gegenüber stehenden Parteien eine haltbare Brücke nicht zu schlagen ist.

Von Haßloch strecken sich die eisernen Geleise in geradester Linie den näher rückenden Bergen entgegen. Die Haardtgebirgskette hat ihren Schleier fallen lassen und zeigt ihre anmuthigen Reize immer unverhüllter. Nur die lezten sichtbaren Höhen bleiben noch mit Blau überkleidet. So zur Rechten der ferne Donnersberg, der mit seinem flachen, wenig imponirenden Rücken — Gipfel will für ihn nicht passen — den vorderen Höhenzug überragt. Das Weinland thut sich auf. Rebengrün überkleidet alle Hügelwellen und niederen Berghänge, während das Grün der freilich etwas stark gelichteten Wälder den obern Saum abgibt und die höheren Rücken und Köpfe überdeckt. Hoch und malerisch gelegene Dörfer, Ruinen, Schlösser, Kapellen und Landhäuser schauen auf die zahlreichen Dörfer der Ebene herab und hinaus zum fernen Rhein. Rechts das im weiten Bogen sich hinziehende Dorf Haardt, über ihm die Trümmer der Burg Winzingen, in der einst Kurfürst Friedrich der Weise das Licht der Welt erblickte; links zunächst das Dorf Hambach, überragt von der theilweise aus den Trümmern erstandenen Maxburg, dem ehemaligen Hambacher Schlosse, dem das Jahr 1832 einen mehr als europäischen Namen gegeben, während es einst im Bauernkriege schon als Kästenberg eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Zur Rechten weiter nach Norden hinab das köstliche Weingebiet von Deidesheim, Forst und Wachenheim, die alte Burg des lezteren Namens, die Ruine der Abtei Limburg bei Dürkheim, und noch weiter die von Battenberg und Neuleiningen. Zur Linken über Hambach weiter nach Süden hinauf schaut die Spitze der 2096 Fuß hohen Calmit auf den mäßigen Hügel herab, der die Reste des alten Dalbergischen Schlosses Kropsberg trägt. Etwas weiter südlich schimmern die weißen Mauern und Säulenhallen der einfach prächtigen Villa herüber, welche sich König Ludwig in den lezten Jahren auf einem Kastanienhügel erbaut hat, über dem hoch oben der spärliche Rest der alten Rietburg sich erhebt. Der lezte hervorstechende Punkt für das Auge nach dieser Seite hin ist die weiße Wallfahrtskapelle zur heiligen Anna, hoch auf vorspringendem Berge gelegen, hinter dem sich das anmuthige Bad Gleisweiler und überhaupt eine Berggegend voll unvergleichlicher Reize verbirgt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 7. **15. Februar 1852.**

> — Populus — qui dabat olim
> Imperium, fasces, legiones, omnia, nunc se
> Continet atque duas tantum res anxius optat,
> Panem et Circenses
>
> Juvenal:

Ein Tag im römischen Circus.

I.

Unter der Regierung des Kaisers Trajan hatte ein reicher Bürger der Stadt Vienne im heutigen Frankreich eine bedeutende Summe in seinem Testamente zu jährlichen Festspielen ausgesezt. Trebonius Rufinus, der damals an der Spitze der städtischen Verwaltung in Vienne stand, widersezte sich der Ausführung dieses Theils des Testaments. Die schaulustigen Bürger von Vienne bestritten das Recht des Trebonius Rufinus, diese Spiele zu verbieten, und die Sache kam endlich an den Kaiser, der eine besondere Commission niedersezte, in der er selbst den Vorsitz übernahm. Die Mehrzahl der Mitglieder dieser Commission war der Meinung, daß Trebonius Rufinus mit Recht diese Spiele als sittenverderbend verboten habe, und der Beschluß der Commission fiel dahin aus, daß die Spiele in Vienne nicht zu gestatten seyen, weil dadurch die Sitten der Einwohner eben so verdorben würden wie durch die römischen Spiele die Sitten aller Völker der Erde.

Mit diesem Ausspruche war die Meinung der edelsten Römer von den Zeiten Augusts bis Hadrian im vollsten Einklange, die einstimmig die Spiele und Kämpfe des Circus als die Hauptursache und Quelle aller Entartung des Geschmacks und der Rohheit der Sitten anzusehen pflegten.

Die Frage liegt daher nahe, ob wirklich diese Spiele das Gift waren, welches ein großes und tugendhaftes Volk zu der Stufe der Erniedrigung herabdrückte, auf der wir die Römer der Kaiserzeit stehen sehen, während in den besten und schönsten Zeiten der Republik dieselben Belustigungen ohne Nachtheil dem römischen Volke vorgeführt und selbst die grausamen Kämpfe der Gladiatoren als Schule der kriegerischen Tapferkeit angesehen werden konnten. Der unglaubliche Glanz, mit dem diese Spiele unter den Kaisern ausgestattet wurden, genügt nicht, die Veränderung jenes Einflusses auf die Sitten zu erklären. Es muß also in dem Körper selbst eine Veränderung vor sich gegangen seyn, daß dasselbe Mittel, das früher von wohlthätiger oder mindestens unschädlicher Wirkung war, zu anderer Zeit als tödtliches Gift wirken konnte.

Noch wunderbarer ist aber für unsere jetzige Anschauungsweise die Erscheinung, daß bei dieser tiefen Entsittlichung des römischen Volkes und dem grellen Gegensatz des unglaublichsten Reichsthums in den Händen weniger und der gänzlichen Verarmung der übrigen Bewohner der unermeßlichen Hauptstadt der alten Welt, die so nahe liegende Idee des Communismus in den Massen nicht auftauchte. — Es muß

in diesem wahnsinnigen Treiben der Kaiserzeit ein verborgener Zauber gelegen haben, der jenen Dämon des Communismus auf diesem ihm günstigen Boden dennoch zu bannen im Stande war. Ich glaube das Zauberwort, das ihn fesselte, war das allbekannte Panem et Circenses, Brod und Spiele, Unterhaltung. Die großartigen Austheilungen der Kaiser gewährten das eine, Schutz gegen drückende und unverschuldete Armuth, und die Circenses das andere. Den höchsten Genuß, den der Reiche kannte, die öffentlichen Spiele, genoß er nicht allein. Sein unermeßlicher Reichthum war das einzige Mittel, diesen Genuß zu gewähren, und das Ziel seiner Verschwendung war kein anderes, als die größte Masse des Volkes zum Theilnehmer dieses Genusses zu haben. Die Genüsse im Innern seines Palastes kannte die Masse nur halb. Sie waren, ungekannt oder nur halb geahnt, kein Gegenstand des Neides. Die Freuden außerhalb des Hauses theilte der Reiche nicht bloß mit dem Armen, sondern er war selbst die Quelle und der aufopfernde Urheber dieses Genusses in den Augen des Volks. Und die Eitelkeit, durch glänzende Feste, an denen das Volk als gleichberechtigter Gast seinen vollen Antheil hatte, die Lust der Massen zu befriedigen, um endlich durch unsinnige Verschwendung selbst zu verarmen, war natürlich kein Gegenstand des Neides. Und man muß den Hang der Mächtigen, auch den Aermsten die Genüsse zu verschaffen, die eigentlich nur der größte Reichthum zu gewähren im Stande war, rühmend anerkennen, wenn man auch den Zweck desselben sittlich verdammen muß.

Der größte Luxus in den Bauten für die Vergnügungen des Volks begann gegen das Ende der Republik. So hatten die Kaiser in den unermeßlichen Prachtgebäuden der Thermen, die zunächst nur zum Zweck des Badens bestimmt waren, wie Niebuhr treffend bemerkt, keinen andern als den Zweck vor Augen, dem römischen Volke in der Stadt selbst alle die Annehmlichkeiten und Belustigungen zu schaffen, welche früher fern von Rom dem Reichen allein in den Badeplätzen und Villen am Meere gegönnt waren. Alle Genüsse des Badelebens der alten Welt, Uebungen, Spiele und Kunststücke, welche die Mode gerade am meisten dem müßigen Volke empfahl, wurden in dem Umfange jener ungeheuren Gebäude vereinigt, wo dem Bürger sich prächtige Bäder aller Art aufthaten und jeder sich in theils offenen, theils bedeckten Räumen vom Morgen bis zum Abend ergehen und belustigen konnte. Während früher schon Einzelne dadurch die Gunst des Volks sich zu erwerben suchten, daß sie auf gewisse Tage freies Bad und Oel gewährten, baute schon Agrippa zu unentgeltlicher Benutzung jene Thermen, deren geschmackvolle Pracht vielfach gerühmt wird. Und dennoch sind auch diese durch nachfolgende noch ausgedehntere und prächtigere Anlagen verdunkelt worden, bis endlich fast in allen Regionen der Stadt jene kostbaren Thermen durch die Kaiser aufgeführt wurden, deren ungeheure Trümmer uns noch jetzt in Erstaunen setzen.

Die gewaltigen Machthaber der letzten Tage der Republik schufen aus der Beute der eroberten Provinzen fast alle die Bauten, welche bis zu dem Neronischen Brande die Bewunderung der alten Welt erregten. In allen Theilen der Stadt wuchsen in zauberhaftem Glanze die großartigsten Gebäude für die Vergnügungen des Volks empor. So baute Marcus Scaurus für die kurze Dauer eines Monats ein hölzernes Theater, das in seinen kolossalen Räumen 80,000 Zuschauer faßte. Die Bühne schmückten 360 Säulen aus dem köstlichsten Marmor und 3000 Bildsäulen aus Erz; sämmtliche Wände waren mit Marmorplatten, mit Mosaik und vergoldeten Tafeln bekleidet. Cäsar gab dem Tribun C. Scribonius Curio zu gleichem Zwecke bei der seinem Vater veranstalteten Leichenfeier die Mittel zu dem Bau seiner berühmten beiden großen hölzernen Theater. Beide waren durch eine wunderbare Mechanik so künstlich eingerichtet, daß die beiden mit dem Rücken an einander stoßenden Halbkreise mit sämmtlichen 20,000 Zuschauern in einem Augenblick herumgedreht werden konnten, um sich mit Wegfall der Scene zu einem ungeheuren Amphitheater zusammenzuschließen.

Wen sollte es wundern, wenn diese kostbaren Mittel, die zum Genusse einluden, auch mit Leidenschaft benutzt wurden? und so erzählt uns Ammianus Marcellinus: „Die Reichen und Vornehmen reden von nichts als Pferden und Wettrennen, kostbaren Bauten und seltenen Leckerbissen, und der müßige Haufe der Hauptstadt lebt nur, um zu trinken, Würfel zu spielen und Wagenrennen und Schauspielen nachzulaufen. Sein Tempel, sein Wohnhaus, seine Volksversammlung, das Ziel aller seiner Wünsche ist die Rennbahn. Auf allen Plätzen, allen Kreuzwegen, in allen breiten Straßen sieht man Menschenhaufen zusammenstehen, die in der heftigsten Bewegung sind, und von denen man meint, sie wären in wichtige Streithändel verwickelt; fragt man aber, was die Leute mit grauen Haaren, die man in diesen Gruppen wahrnimmt, so heftig wünschen und fordern, so vernimmt man, daß sie das Schicksal des Reichs an den Ausgang des nächsten Wettrennens geknüpft glauben. Erscheint der heißersehnte Tag des Wettrennens, so strömt alles Volk schon lange vor Sonnenaufgang aus den Wohnungen in die Rennbahn und eilt den wettrennenden Wagen in fliegender Eile voraus, weil jeder seinen Platz unter den Zuschauern zu verlieren fürchtet. Der Ausgang des Wagenrennens, der Sieg dieser oder jener Farbe beschäftigt die ganze Stadt, erfüllt alles Volk mit Angst, und die größere Zahl der Zuschauer bringt darüber schlaflose Nächte zu."

Diese Schilderung ist nicht übertrieben; denn selbst vom Senat erzählt uns Claudian, daß er, statt über die Angelegenheiten des römischen Reiches zu berathen, sich so weit vergaß, daß er über Rosse und Wagenlenker, Sänger und Schauspieler in heftigen Streit gerieth und den eigentlichen Gegenstand der Berathung auf eine spätere Zeit vertagen mußte.

Mit dieser unzähmbaren Lust an nichtigen, grausamen und blutigen Spielen steht in natürlichem Gegensatze die raffinirte Weichlichkeit und Schwelgerei der Reichen und Großen der Hauptstadt, deren thörichter Stolz und unbegrenzte Prachtliebe jedweden Genuß zu einem Studium und einer Wissenschaft gemacht hatte. Die Paläste der reichen Römer wimmelten von Sklaven aus allen Ländern der alten Welt; es gehörte zum Luxus eines römischen Großen, für jedes Geschäft des Hauses einen Virtuosen aus der in seiner Kunst berühmtesten Provinz zu halten. Aus Alexandrien, der hohen Schule der Servirkunst, mußten unerläßlich die Sklaven seyn, die die ausgesuchten Leckerbissen den Gästen des Hausherrn präsentirten, und damit kein Augenblick des Mahles ohne seine besondere Freude sey, füllte man jene kurzen Pausen der Mahlzeit, die das Geschäft des Vorschneiders nöthig machte, durch Musik und Gesang aus. Der Vorschneider selbst mußte aber in einer der Schulen in Rom seine Kunst an hölzernen Braten gelernt haben, um nach dem Takte der Musik seine Wunder der Tranchirkunst zu produciren. Die vornehmen Damen des ganzen römischen Reichs bezogen die Meister in allen Toilettenkünsten, Kosmeten genannt, aus der Lehranstalt der Kosmeten zu Rom, wo förmlicher Unterricht in der Kunst ertheilt wurde, falsche Gebisse einzusetzen, Augenbrauen zu malen, Runzeln zu glätten, zu schminken und geschmackvolle Schönheitspflästerchen aufzulegen.

Der Geschmack an Schönheit der Form war verschwunden und an dessen Stelle die Sucht getreten, durch die Kostbarkeit des Materials alles bisher Gesehene zu überbieten. Man überzog in den Palästen der Reichen die Wände und Decken mit Gold und bedeckte die Möbeln und Fußböden mit den kostbaren Teppichen aus Babylon, von denen Nero auf einmal zur Ausschmückung seines Palastes für 300,000 Rthlr. zusammenkaufte. Endlich stieg der Luxus in diesen Gegenständen so hoch, daß diese Teppiche, sowie die Kleider der Damen aus Fäden von reinem Golde gewebt wurden.

Das öffentliche Leben des römischen Volkes war verschwunden, und die Machthaber in den Zeiten der sinkenden Republik hatten Sorge getragen, auch den letzten Funken patriotischer Tugend zu verlöschen, da eben deren Mangel die Grundbedingung ihrer Macht war. Nur noch durch Strafe gezwungen, war der Senat in einer Zahl zusammenzubringen, die ihn beschlußfähig machte, und zu dem kostspieligen, aber früher gesuchten Amte eines Aedilen mußten gewesene Quästoren oder Volkstribunen zwangsweise gepreßt werden. Das ganze Leben des Volks drehte sich jezt um nichts als um jene öffentlichen Feste und Spiele, und seine Neugier beschränkte sich auf die Ereignisse in den Palästen der Vornehmen und Reichen. So kaufte man schon zu Ciceros Zeit die Nachrichten über Heirathen und Sterbefälle und über alles, was unter dem Namen der Stadtklatschereien verstanden wird, um schweres Geld, um es Freunden und Bekannten in den fernen Provinzen zuzusenden, bis endlich die Griechen in den Palästen der Kaiser ein lebensgefährliches Gewerbe daraus machten, die geheimsten Vorgänge in dem Leben der Kaiser und Kaiserinnen den neuigkeitssüchtigen Römern zu verkaufen.

Der Despot, dem sich das Volk um den Preis der Festlichkeiten, Schauspiele und Austheilungen aller Art auf knechtische Weise unterworfen hatte, war der einzige Schwerpunkt des römischen Lebens geworden; aber auch er war es nur so lange, als er die ungemessene Lust der schau- und geldgierigen Menge zu befriedigen im Stande war. So kam es, daß endlich im byzantinischen Reiche, und von da rückwirkend in Rom, als das höchste Verdienst im Staate das Verdienst um die Person des Kaisers angesehen wurde, und die Kaiser Gratian, Valentinian und Theodosius der Jüngere in einer Verordnung, die uns im Codex Theodosianus aufbewahrt ist, aussprechen konnten, daß das Wichtigste im Staate die Rangordnung sey und nichts so ungerecht als die Anmaßung eines Ranges oder einer Geltung im Staate, die nicht auf einem kaiserlichen Patente beruhe.

Aber sollen — so dürfte man fragen — die Spiele des Circus die Ursache dieses sittlichen Verfalls des römischen Volks unter den Kaisern seyn? Ich stehe nicht an, mit der oben erwähnten Commission unter Trajan diese Frage zu bejahen, und füge nur noch hinzu, daß andere, nicht in diesen Spielen liegende Umstände jenen verderblichen Einfluß der Spiele vorbereitet und möglich gemacht haben.

Nachdem in der lezten Zeit der Republik die Herrschaft des römischen Staates dem Rechte nach in die Hände der Massen gekommen war und die Machthaber jener Zeit sie wieder diesen unfähigen Händen entwunden hatten, war den kaiserlichen Usurpatoren, um ihre Macht nicht zu verlieren, nur die Wahl zwischen militärischer Gewalt oder Gunstbuhlerei bei diesen Massen geblieben. Nur diese leztere und die Mittel, die man anwandte, um deren Einfluß bei der Menge unbeschränkt zu erhalten, sollen hier bei Beantwortung der Frage nach dem Grunde des sittenverderbenden Einflusses der Spiele in Betracht kommen.

Wir übergehen daher die Frage, auf welche Weise

die Kaiser dafür sorgten, der armen Menge einen sichern Unterhalt zu gewähren. Um in dieser Beziehung nur einzelne Andeutungen zu geben, mag flüchtig erwähnt werden, daß schon August bei einer Bevölkerung Roms von etwa dritthalb Millionen Menschen beinahe die Hälfte dieser Zahl durch Getreide- und Geldspenden erhalten und unterstützen mußte; nicht etwa in den selteneren Fällen augenblicklicher Noth, sondern als jährlich sich wiederholende Gaben, so daß, wer einmal auf den Listen dieser Empfänger stand, diese Wohlthat Zeitlebens zu genießen hatte. Man kann daher ohne Uebertreibung sagen, daß der größte Theil der Bevölkerung Roms für seinen Müßiggang vom Kaiser besoldet wurde. Bei Theurung und Hungersnoth steigerte aber August seine Freigebigkeit bis zu dem Grade, daß er der gesammten Bürgerschaft Roms den Getreidebedarf für den größten Theil des Jahres umsonst lieferte. Neben diesen großartigen Getreidespenden wurde die ärmere Bevölkerung der Stadt mit Geld im unglaublichsten Maßstabe beschenkt. Diese Geldgeschenke, congiaria genannt, waren nicht bloß wirkliche Almosen, sondern auch auf weitere Kreise sich erstreckende Spenden des Kaisers bei glücklichen Ereignissen, um sich Gunst und Gehorsam im weitesten Umfang zu erkaufen. So beschenkte August dreimal in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von siebzehn Jahren die gesammte männliche Bevölkerung Roms, bis auf die kleineren Knaben herab, Mann für Mann mit vierhundert Sestertien, so daß jede dieser Schenkungen die ungeheure Summe von ungefähr dreizehn Millionen Thalern betrug.

Fast noch ungemessener waren die Ansprüche auf Belustigung und Vergnügungen aller Art, die das Volk für den Raub seiner Freiheit an seine neuen Herrscher machte. Leben ohne Sorge und genießen ohne Mühe, das war der Kaufpreis, um den der arme und reiche Pöbel Roms die Quelle aller politischen und häuslichen Tugend an die Kaiser verhandelt hatte. Und nach demselben Gesetze, welches die Monde an die Bahn ihres Planeten fesselt, riß der sittliche Verfall der Hauptstadt des Reiches die übrigen Städte Italiens und der Provinzen in dieselbe unselige Bahn. Genuß war das lezte Ziel des Lebens, und wer diesen am reichsten bot, war Herr der Welt.

Was später die prätorianischen Cohorten nach dem Tode des Pertinax in frecher Unverschämtheit öffentlich thaten, indem sie auf den Wällen ihres Lagers das römische Reich an den Meistbietenden ausboten und endlich dem Didius Julianus auf sein höchstes Gebot zuschlugen, das war schon vorher durch stillschweigenden Vertrag zwischen Volk und Kaiser längst geschehen. Schon die ersten Kaiser hatten um den schnödesten Preis, um jenes vielgenannte Panem et Circenses, die kaiserliche Allgewalt eingehandelt, und Caligula war nur der Erste, der ungescheut seiner Großmutter die Waare nannte, die er um jenen Preis erkauft hatte, indem er ihr drohend zurief: „Vergiß nicht, daß mir Alles gegen Alle erlaubt ist!"

Es lohnt daher wohl der Mühe, den einen Theil dieses Preises etwas näher zu betrachten, um zu prüfen, ob er groß genug war, eine so kostbare Waare, wie die Freiheit eines großen Volkes, aufzuwiegen. Ich sagte: „eines großen Volkes;" allein das römische Volk, das seine Geschicke willenlos in die Hände der Kaiser gegeben, hatte nur noch den Namen und nicht mehr das Blut seiner Väter. Unzählige Fremde, gelockt von dem leichten Erwerb und dem üppigen Leben der Hauptstadt, so wie massenhafte Freilassungen von Sklaven hatten ein fremdes Geschlecht herangezogen, das durch die sklavische Gesinnung des Orients die alte strenge Sitte und die sittliche Kraft der ächten Römer verdrängt hatte. Diese sittenlose Masse der Bewohner der Hauptstadt der alten Welt, deren religiöse Toleranz zur stumpfen Gleichgültigkeit gegen alles Göttliche herabgesunken war, zerfiel in zwei Klassen, in Senatoren und Ritter auf der einen Seite, und das Stadtvolk, die plebs urbana auf der andern, zu der alles gerechnet wurde, was nicht Senator oder Ritter war. Dieses Stadtvolk bestand in der ersten Kaiserzeit aus 1,250,000 Köpfen und lebte fast durchgängig in ärmlichen Verhältnissen. Der Stand der Handwerker und der Kleinhändler war in der Meinung der Römer ein gemeines und schmutziges Gewerbe, und selbst der unglaubliche Luxus der römischen Großen war für diese plebs urbana keine Quelle des Erwerbs. Denn es gehörte zum Luxus, in seinem Hauptwesen sich selbst genug zu seyn, und so dienten Tausende von Sklaven ihren Herren als Handwerker, Jäger, Hirten und Künstler. Selbst der Staat bot diesem unglücklichen Stadtvolkeinen Erwerb, da auch er zu seinen Unternehmungen und städtischen Dienstleistungen öffentliche Sklaven (servi publici) hielt, um sie als Arbeiter zu verwenden. Und dennoch war diese plebs urbana zu stolz, um Dienste zu verrichten, die sie gewöhnt war von Sklaven geleistet zu sehen.

Zu allen diesen Uebeln kam noch das fernere, welches die unseligen Verhältnisse der Hauptstadt auf ganz Italien ausdehnte: das fast gänzliche Verschwinden des kleinen Grundbesitzes. — Die schönsten und fruchtbarsten Theile Italiens waren in den Händen weniger Reichen. Das beste Getreideland war in kostbare Gartenanlagen, Haine und Fischteiche zur Verschönerung der Villen der reichen Magnaten Roms umgewandelt und der kräftige Bauernstand des republikanischen Italiens von der Hufe seiner Väter verdrängt. In den weiten Einöden, die diese prächtigen Villen umgaben, waren jene verrufenen kerkerartigen Gebäude für die Sklaven der Grundherrn, die ergastula, in abgemessenen Entfernungen an die Stelle der alten Bauernhöfe getreten, und so war, wie in Rom, fast

im ganzen Italien auf den Wohnplätzen der alten Bewohner eine Schaar von Fremdlingen verbreitet.

Auf dieses neue Geschlecht, ohne Liebe für dieses fremde Land, ohne jedes andere Interesse als das der niedrigsten Eigensucht, mußte natürlich das, was auf die kampf- und sieggewohnten Vorgänger dieser kläglichen Epigonen einen stärkenden Einfluß geübt hatte, nur als berauschendes und verzehrendes Gift wirken.

Wir sehen daher, daß, als kräftigeren Völkern das abendländische Reich der Römer unterlag, die Lust an jenen wollüstig furchtbaren Spielen verschwindet, während im orientalischen Kaiserthum selbst der Einfluß des Christenthums nicht im Stande war, dem verweichlichten Volke des Orients die Lust an denselben zu verringern. Selbst Justinian gibt noch in seinen Novellen den höchsten Beamten den Auftrag, diese Freuden dem Volk nicht zu verkürzen, und der heilige Augustin, als er die Ursachen des Verfalls der römischen Macht zu erforschen sucht, weist damals, wie schon die Commission unter Trajan, unter diesen Ursachen den Spielen eine Hauptstelle an. Um die unauslöschliche Leidenschaft der Römer seiner Zeit für diese Spiele zu schildern, erzählt er, daß die aus Rom nach Karthago geflüchteten Römer unmittelbar nach ihrer Ankunft ihre Tage im Theater und im Streite über die Vorzüge dieses oder jenes Schauspielers verbrachten.

Noch im siebten Jahrhundert unserer Zeitrechnung rasten unter Justinian dieselben Leidenschaften im Hippodrom zu Constantinopel wie im Circus zu Rom, und steigerten sich endlich zu einem Aufruhr, bei welchem 30,000 Einwohner der Stadt, Männer und Weiber, von den Garden des Kaisers niedergemetzelt wurden. Erst mit der Eroberung von Constantinopel unter Alexius Comnenus verschwanden die letzten Reste dieser Circensischen Spiele im römischen Reiche.

Diese kurze Schilderung der Verhältnisse der Zuschauer dieser Spiele war deßhalb nicht zu umgehen, weil die Zuschauer im Circus in gewissem Sinne für uns Mitspieler genannt werden müssen.

Auf dreifache Weise war unter den Kaisern für die Sucht des Volks nach Schauspielen aller Art gesorgt. Für die Lust an scenischen Spielen wurde anfänglich die Bühne nur für den jedesmaligen Gebrauch von Holz, zuweilen aber, wie das schon genannte Theater des Scaurus beweist, mit verschwenderischer Pracht errichtet, um nach gemachtem Gebrauche wieder abgebrochen zu werden. Noch zur Zeit des Pompejus war aber die Sitte so streng, daß, als dieser das erste steinerne Theater erbaute, er es für nöthig fand, auf der Höhe des Theaters einen Tempel der Venus Victrix zu errichten, damit die Sitzreihen der Zuschauer nur die Treppe zu diesem Tempel zu bilden schienen. Selbst in der höchsten Blüthe des römischen Luxus genügten aber der ungeheuren Stadt für diese minder beliebten scenischen Spiele drei Theater, wenn man nicht als viertes das kleinere Odeum, das für musikalische Leistungen bestimmt und deßhalb bedeckt war, zu jenen eigentlichen Theatern rechnen will.

Zahlreicher waren die Circl, in denen anfänglich alle die Spiele gegeben wurden, welche das römische Volk am leidenschaftlichsten liebte, und die drei großen Amphitheater in Rom hatten keinen andern Zweck, als daß einzelne Spiele, die sonst im Circus gehalten zu werden pflegten, mit größerer Bequemlichkeit angesehen werden konnten.

Bis zum Jahr 533 nach Erbauung der Stadt hatte Rom einen einzigen Circus, der seines ungeheuren Umfangs wegen bis in die späteste Zeit den Namen des „größten" behalten hat. Die erste Anlage dieses Circus, die man dem ältern Tarquinius zuschreibt, war lang hingestreckt in dem Thale zwischen dem Palatinischen und Aventinischen Hügel, in der Gegend, wo heutiges Tages die kleine Kirche der Santa Maria in Cosmedin und der Garten Ronciani liegen. Die erste von Tarquinius getroffene Einrichtung dieses Circus war wohl kaum ein Bau zu nennen. Man begnügte sich, den Platz für die Pferde- und Wagenrennen abzustecken und zu ebnen. Jeder der dreißig alten Abtheilungen des Volks wurde ein bestimmter Platz angewiesen, um sich selbst Schaubühnen (fori oder spectacula) zu errichten. Es war dieses nichts weiter als ein hölzernes Gerüste für die Dauer der Spiele. Erst der jüngere Tarquinius mag ein wirkliches Gebäude errichtet haben; aber erst im Jahr 425 wurden die Carceres für die Wagen gebaut, welche die über einander sich erhebenden Sitze der Zuschauer schlossen, in ähnlicher Weise wie heutiges Tags der Vorhang die eigentliche Bühne von den Zuschauern abschließt. Diese Carceres, die ursprünglich von Holz, später von Tuffstein, endlich von Marmor gebaut wurden, hießen auch Oppidum, die Stadt, weil sie mit Mauern und kleinen Thürmen versehen waren. In ihnen befanden sich, bis das Wettrennen begann, die Wagen und Pferde, so wie auch eine Menge Behälter für Thiere aller Art. Durch die Ausschmückungen seit Cäsar und August wurde das große Gebäude des Circus immer glanzvoller und prächtiger.

Dionys von Halicarnaß schildert des Gebäude in folgender Weise: „Dieser Circus ist mit der Zeit eines der schönsten und bewundernswürdigsten Werke in der Stadt Rom geworden. Der innere Platz, auf welchem die Wettrennen gehalten werden und der, weil er mit Sand bestreut ist, die Arena heißt, ist 2187 Fuß lang und gegen 650 Fuß breit, und das ganze Gebäude bedeckt vier Morgen Landes. Rings um die Arena läuft an den Sitzreihen herum ein Graben, euripus genannt, der zehn Fuß breit und eben so tief ist und ganz mit Wasser gefüllt. Nur

an der Seite, wo die Thierbehälter (Carceres) sich befinden, ist kein solcher Graben. Auf diesen Graben folgen drei Reihen von Schwibbogen. Auf die äußersten Reihen dieser Schwibbogen sind zwei andere Reihen über einander aufgebaut, auf der mittelsten nur eine Reihe. Auf diesen treppenartig in die Höhe gehenden Bogen sind wie kleinere Treppen die bis in die höchsten Räume emporsteigenden Sitzreihen angebracht, die sich durch sämmtliche drei Stockwerke emporziehen. Die Sitze in den zwei untersten Stockwerken sind von Stein, die in den obern aber von Holz."

Es erklärt sich aus diesem von Dionys angeführten Umstande, daß der Circus wiederholt durch Feuer zerstört werden konnte und daß unter Antoninus Pius während der Feier der Apollinarischen Spiele ein Theil der Sitzreihen einstürzte und 1100 Zuschauer auf diese Weise ihren Tod fanden. Der Raum für die Zuschauer faßte, wie Dionys angibt, 150,000 Menschen, nach der Angabe des Plinius aber 260,000. Vor den Gewölben der Carceres standen zwei kleine Statuen des Mercur, welche eine Kette oder ein Seil hielten, um die Pferde so lange anzuhalten, bis das Zeichen zum Beginn des Wettrennens gegeben wurde. Anstatt derselben wurde bisweilen eine Querfurche gezogen und mit Kalk ausgefüllt, an welcher die Rennpferde, in gerader Linie aufgestellt, von den Moratores bis zum Zeichen des Auslaufens gehalten wurden. Diese Linie diente aber auch zugleich dazu, um das Ende des Wettlaufs zu bezeichnen. In der Mitte der Arena war fast in der ganzen Länge derselben eine Mauer von zwölf Fuß Breite und vier Fuß Höhe, die spina. An beiden Enden derselben standen drei kleine Säulen, metae genannt, von denen bis zum Euripus auf der einen und den Carceres auf der andern Seite so viel Raum war, daß vier Wagen bequem neben einander sie umfahren konnten. Auf dieser Spina selbst waren verschiedene Bildwerke angebracht. Bei der ersten Meta, die den Carceres zugewendet war, standen sieben andere kleine Säulen, auf deren Spitzen sich eirunde Kugeln befanden, welche man deßhalb Eier, ova, nannte. Um zu bemerken, wie oft die Fahrenden die ganze Bahn umkreist hatten, wurde bei jedem Umfahren ein solches Ei herabgenommen, und da jedes Wettfahren in einem siebenmaligen Umkreisen der Rennbahn bestand, so war derjenige Sieger, der bei der siebten Fahrt zuerst am Ziele ankam. Sieben solcher Umläufe nannte man einen missus. — Bei besondern Gelegenheiten, besonders wenn außer den Wettfahrten auch noch andere Spiele im Circus gegeben werden sollten, wurde die Spina herausgenommen, so daß nur noch die Metä und die Ova stehen blieben.

Bei allen diesen Spielen des Alterthums war ein wesentlicher Unterschied zwischen Griechen und Römern zu bemerken. Die vornehmsten Griechen waren selbst Mitspielende, die Römer bis gegen das Ende der Republik bloße Zuschauer. Es wurde in den ersten Zeiten der Republik sogar für unvereinbar mit der Würde eines Bürgers gehalten, seine Pferde zu den Spielen des Circus herzugeben. Die Spiele selbst wurden auf Kosten der Republik, einzelner Magistratspersonen oder der Kaiser aufgeführt, als Wagenlenker und Kämpfer aber traten nur Sklaven auf. Erst gegen das Ende der Republik fanden sich selbst vornehme Römer, welche in diesen Spielen als aktive Theilnehmer auftraten.

Neben diesen eigentlichen Spielen wurde aber der Circus auch benuzt, um die Prachtliebe und Verschwendung der Kaiser zu zeigen. So ließ Probus eine große Menge ansehnlicher mit der Wurzel ausgehobener Bäume in die Mitte des Circus verpflanzen. Dieser wunderbare Wald wurde dann mit tausend Straußen, tausend Rehen, tausend Damhirschen und tausend wilden Ebern angefüllt, und diese Beute dem Volke preisgegeben. Unter Carinus war der Circus in ein thraeisches Gebirge verwandelt, geschmückt mit köstlichen Fruchtbäumen und bespült durch eine Quelle, die von der höchsten Felsenspitze auf die Arena herabfloß.

Alle diese Einzelnheiten, die uns aus den verschiedensten Zeiten über die circensischen Spiele überliefert sind, sind wohl im Stande, uns eine Ahndung von dem Treiben im römischen Circus zu verschaffen. Die reichen Nachrichten über die unsinnige Liebhaberei des Caligula an diesen Spielen machen es aber möglich, das Bild eines vollen Tages geistig mit zu erleben. Ich habe versucht, die einzelnen hie und da zerstreuten Notizen zusammenzufassen, um vor den Augen des Lesers das Bild eines solchen Tages mit allen seinen Vorbereitungen und der Lust und dem Jammer, den er in sich schließt, vorüberziehen zu lassen. Die Steine, die ich zu diesem musivischen Gemälde gesammelt habe, sind beglaubigte Thatsachen, bei deren Zusammenstellung ich nur dasselbe Recht in Anspruch nehme, das man — um Kleines mit Großem zu vergleichen — dem Landschaftsmaler gestattet, dem es erlaubt ist, eine Gegend aus der Erinnerung mit Hülfe seines Skizzenbuches zu malen, dem man keinen Vorwurf daraus macht, daß er, um einen öden Vordergrund zu verdecken, einen Baum an eine Stelle sezt, wo in Wahrheit keiner zu finden ist. Ich glaube, ich habe der innern Wahrheit des Bildes dadurch keinen Abbruch gethan, daß ich voraussezte, was jedesmal geschehen, sey auch an dem Tage nicht unterblieben, dessen Schilderung ich im Folgenden versuche.

Aug. Danz.

Die Schwägerin.

Ein Bild aus dem schwäbischen Volksleben.

II.

Der Hochzeittag ging ohne Störung in herkömmlicher Weise vorüber; ein Freudentag für alle Anwesenden, das Brautpaar ausgenommen, das jeden Gast begrüßen und für Jedermanns Unterhaltung besorgt seyn mußte, und kaum zum Mahle Zeit bekam, das nach löblicher Sitte auf gemeinschaftlichem Teller eingenommen wurde.

Bruder Jakob zeigte sich noch einmal unermüdlich auf dem Tanzboden und beim Kruge, als wollte er die Jugendlust zum Abschied noch austoben lassen. Ohne Bedauern sah er das lustige Treiben zu Ende gehen; wie er sich selbst gestand, hatte er es bei dieser lezten Veranlassung noch zum Ueberdruß satt bekommen. Auch Christine, seine Braut, war zugegen, denn er hatte sein Verlöbniß offenkundig gemacht. Wenn sie sonst die Reihen der Mädchen in leicht erklärlichem Mißmuthe gemieden hatte, mischte sie sich heute stolz unter sie; ihre Augen hingen mit unverhohlenem Vergnügen am schönen, gewandten Burschen, der ihr in seiner unermüdlichen Lustigkeit nur um so besser gefiel. Um so trauriger aber mußte eine Vergleichung für sie selbst ausfallen. Sie war klein und von magerem, unlieblichem Wuchse; das bleiche, kränkelnde Gesicht hatte keine abstoßenden Züge, aber die farblosen Lippen, die matten Augen entbehrten so sehr alles Reizes, daß eine markirtere Häßlichkeit hätte vorgezogen werden mögen. Wie ein welkes Blatt nahm sie unter dem blühenden Kranze ihrer Gespielen sich aus, und doch hüpfte sie vor Lust, wie das Blatt im Herbstwinde, der es nach kurzem Spiele niederwirft.

Nach kurzer Frist ward auch dieses zweite Paar vereinigt, und die jungen Männer traten selbstständig die Wirthschaft ihrer Güter an. Der Vater zog sich mit seinem Ausgedinge in ein Hinterstübchen zurück, rauchte in Ruhe seine Pfeife und lag der Bienenzucht ob, die seine besondere Liebhaberei war. Den jungen Leuten überließ er, sich durch die Welt zu kämpfen, wie ehedem auch er hatte thun müssen.

Margarethe hatte sich rasch und gut in ihre neuen Verhältnisse geschickt. Kein Ungeschick, wie sie unerfahrenen jungen Hausfrauen sonst zu begegnen pflegen, ließ sie sich zu Schulden kommen. Ruhig und geräuschlos thätig schaltete sie im Hause, als ob sie längst hier daheim wäre, und Hansjörg sah mit großer Zufriedenheit, wie unter ihrer ordnenden Hand die Geschäfte in und außer dem Haus viel gedeihlicher von statten gingen, als in der nachläßigen Wittwerwirthschaft seines Vaters. Es war dasselbe Haus, wie zuvor, und nur wenig neues Geräthe darin, aber es war wohnlicher geworden; dieselbe einfache, derbe Kost, die man bisher gewöhnt war, kam auf den Tisch, aber sie war schmackhafter zubereitet; Geräthe und Tischzeug waren von einladender Reinlichkeit. Dabei wußte sie mit behutsamer Art Jedermanns Zufriedenheit zu gewinnen und jeden Zwist zu vermeiden, so daß Jakob selbst noch vor seiner Hochzeit äußerte: „Wärest du schon seit Jahr und Tag hier gewesen, so möchte manches nicht geschehen seyn; aber so wie es im Hause war, konnte man nicht gern daheim seyn."

Hansjörg war glücklich in seinem neuen Hausstande, das konnte man, ob er gleich nicht viele Worte machte, an dem Eifer abnehmen, mit dem er mehr als je der Arbeit oblag, und an der gemüthlichen Zufriedenheit, die seine Mienen ausdrückten, wenn er am Feierabend nach Hause kam. Margarethe hatte alle Ursache, ihn hochzuhalten, wie sie that. Umsichtig und unermüdlich in der Arbeit, war er daneben verträglich gegen die Nachbarn, friedlich im Hause, billig gegen das Gesinde. Selbst Sonntags ging er nicht, wie mancher andere, Abends zum Bier, sondern wandelte mit seinem Weibe durch das Feld hin und ergözte sich an der ruhigen Betrachtung seiner Güter, auf die ihn sonst nur die Plage der Arbeit führte. So war der Sommer nahezu vorübergegangen; das Korn schwankte, der Reife nahe, im Abendwinde, als nach Beendigung der anstrengenden Heuernte man sich wieder eines ruhigen Sonntags freute. Hansjörg und sein Weib hatten den Wald besucht, dessen kühler Schatten so einladend erschien. Sie unterhielten sich in heiterer Zufriedenheit über verschiedene Verhältnisse des Dorfes; auch auf den Bruder kamen sie zu sprechen. Er hatte das ganze Dorf in Verwunderung gesezt durch den Eifer, mit dem er sich plözlich in den Umtrieb seines Gutes warf, als ob es keinen Tanzplaz mehr im benachbarten Dorfe oder keine Kegelbahn in der Stadt gäbe. Hansjörg sprach nur die Befürchtung aus, daß es nicht immer so bei ihm bleiben möchte, da er ein sonderbarer

Mensch sey, heftig in allem, auf was er sich werfe, aber von keiner Ausdauer. Margarethe sprach von seiner Ehe; ihr bangte, daß, wenn die Sommergeschäfte zu Ende gingen, die ihn jezt den ganzen Tag auf dem Felde hielten, und er mehr zu Haus seyn müßte, er sich in sein Weib weniger schicken möchte, als er dis jezt gethan.

Wie ganz anders lautete, was sie von sich sprachen! Hansjörg schloß im traulichen Zwiegespräch sein Herz mehr auf, als er sonst zu thun gewöhnt war; Margarethe glaubte Aussicht auf eine Vergrößerung ihrer Familie zu haben, und Hansjörg hielt sie noch um viel werther deshalb. Er war stolz darauf, Vater zu seyn, und meinte, all sein Gut werde ihm erst recht eigen dünken, wenn er wisse, daß er es einst eigenen Kindern hinterlassen werde. Seine Häuslichkeit, in der ihm jezt schon so wohl war, müsse, däuchte ihm, noch viel heiterer werden, wenn so ein neues, junges Leben darin zu finden sey.

Am darauffolgenden Sonntag hatten schwere Wolken schon Mittags den Himmel umzogen. Hansjörg, der zu seinem Vater sich unter den Birnbaum im Hofe gesezt hatte, wo dieser den Flug seiner Bienen beobachtete, harrte in ängstlicher Spannung dem Gewitter entgegen, das sich vorbereitete. Margarethe war kaum aus der Nachmittagskirche zurückgekommen, als die ersten Donnerschläge erfolgten. Sie konnte eben noch das Buch aus der Hand legen und die Fensterladen an der Wetterseite schließen, als schon ein prasselnder Hagelschauer, den Tag verdunkelnd, niederfiel. Mit gerungenen Händen und thränenvollen Augen stand sie da, unzusammenhängende Gebete stammelnd. Hansjörg aber lehnte sich, der Steine nicht achtend, die ihm Beulen schlugen, weit aus dem Hause, um den Zug des Gewitters mit schweigender, düsterer Spannung zu beobachten. Der Strich ging gerade über das Kornfeld.

Als das Gewitter vorüber war, eilte Hansjörg, wie alle seine Nachbarn, nach der Stätte der Zerstörung; Margarethe begleitete ihn. Das Gewitter hatte sich schnell verzogen, der Himmel lachte mild wie ein ahnungsloses Kindesangesicht auf die verwüstete Erde herab, und die Abendsonne zeigte sich vor dem Untergehen noch in unverhülltem Glanze, als wollte sie einen schöneren Tag auf morgen verheißen. Was half dieser jezt? Die Ernte des Jahres war vernichtet und eine schwere Zeit stand bevor.

Hansjörg hatte, nach seiner Art, während des Ausbruchs des Unglücks seine Fassung nicht überwältigen lassen, aber um so mehr veränderte sich seine Stimmung allmählig im Verlauf der nachkommenden Zeit. Er hatte von dem Erlös der Ernte die Zinsen der auf dem Gute haftenden Schulden zu zahlen gehofft; nun schnitt er kaum, was er in's Haus brauchte; der Herbst rückte heran, und zum Zahlen war keine Aussicht. Margarethe rieth ihm, ein Stück Land zu verkaufen, um die Schuldenlast nicht noch mehr anzuhäufen. Aber das hieß ihn an der empfindlichsten Seite angreifen; er sezte seine Ehre darein, das Gut so zu erhalten, wie er's von seinem Vater überkommen hatte; jedes Fleckchen hätte er sich vom Herzen reißen müssen, und damit im ersten Jahre seines Hausstandes zu beginnen, hätte ihm eine unauslöschliche Schmach gedäucht. Ein Mittel nur war noch übrig: er ging die Forstbehörde um Erlaubniß an, in seinem Walde Holz zu fällen. Mit einigen der schönsten Stämme war der Ausfall für dieses Jahr gedeckt. Die Antwort erfolgte abschläglich; das Holz war noch nicht zum Schlage reif. Zum erstenmal seit ihrem Hausstande sah Margarethe nun ihren Mann in heftigem Zorn; daß ihm verboten seyn sollte, auf seinem eigenen Grund und Boden nach seinem Willen zu schalten, däuchte ihn unerträglich. Dem Forstbeamten zum Troze sezte er nun seinen Kopf darauf, die Sache dennoch durchzusetzen, und appellirte an die höhere Behörde. Zu seinem Zwecke mußte nun freilich, auch wenn er gewann, die Erlaubniß zu spät kommen; aber um so weniger mochte er sich jezt eine Blöße durch Weggabe eines Güterstücks geben, denn er hatte den Gemeinderath im Verdacht, seinem Gesuch bei der Forstbehörde geschadet zu haben. Lieber nahm er ein neues Kapital auf. Margarethen that's im Auge weh, als sie das Geld auf den Tisch zählen sah; war's doch eine neue Last auf dem Hofe, die an ihre Tritte sich hing und mit aus der Schüssel aß, wie der Bauer sich ausdrückt.

Doch hätte sie wohl mit dem elastischen Muthe der Jugend sich auch darüber fassen mögen und auf bessere Tage unter Gottes Segen gehofft, um so mehr, da das Unglück kein selbstverschuldetes war, und sie beide sich bewußt seyn konnten das ihrige redlich gethan zu haben. Aber jener Unglückstag sollte noch tiefere Schatten auf des jungen Weibes Leben werfen. Hansjörg hatte zu „amten" begonnen, und davon kommt der Bauer nicht ungefährdet weg. — Je mehr mit dem ernstlichen Eintritt des Winters das Gedränge der Arbeit nachließ, um so mehr nahm jener Handel sein Gemüth gefangen. Er mußte Gänge zum Amt und zu Advokaten machen, wobei er denn auch eine Einkehr im Wirthshaus nicht vermeiden konnte, die manche Bekanntschaften veranlaßte und ihn an eine neue Art von Unterhaltung gewöhnte. Dazu kam, daß es ihm nicht mehr recht wohl und heimisch zu Haus war. Die frische Thaten- und Hoffnungslust war abgestreift, und ihn drückte das Bewußtseyn seiner sorgenvollen Lage; er suchte Zerstreuung, und war bald nicht Sonntags nur, sondern auch je und je in der Woche Abends im Wirthshaus zu treffen. Es war ihm nur um die Gesellschaft, nicht um den

Trunk zu thun, aber da er gewöhnlich auf seinen Handel mit dem Forstamt zu sprechen kam, wurde er warm und hielt sich nicht mehr strenge an das gewöhnte Maß.

All dieß zusammen versezte ihn in eine verdrüßliche Stimmung, in der er denn auch gegen sein Weib nicht immer billig blieb. Ihn dänchte jezt, die Pünktlichkeit und reinliche Sorgfalt, die sie auf Kleidung und Geräthe verwandte, raube ihr mehr Zeit als nöthig sey, und sah scheel, wenn er sie einen Augenblick bei den Geranienstöcken verweilen sah, deren wohlriechende Blätter sie so gerne berührte, oder wenn sie das Spinnrad stille stehen ließ, um ein Kleidungsstück auszubessern. Auch in der Küche, meinte er, könnte am Verbrauch abgebrochen werden, während Margarethe vom wohlhabenden Elternhause her gewöhnt war, was auf den Tisch kam, schmackhaft zu bereiten und mit dem Brodlaib weder gegen das Gesinde noch gegen die Armen karg zu thun. Sie war von schmiegsamen Gemüthe, das sich auch schwerem Sturme unterworfen hätte, aber den anhaltenden Druck eines Lebens, aus dem aller Sonnenschein gewichen, vermochte sie kaum zu ertragen.

Niemand verstand den Kummer, den sie klagelos trug, als ihr Schwager. Er hatte im freudelosen Leben des eigenen Hauses Erfahrung erlangt. Der Sommer mit seinem zerstreuenden Geschäftsdrange war vorüber. Die Freude am Besitz seines Hofes hatte ihre Neuheit verloren; die Zerstreuungen in lustiger Gesellschaft reizten ihn nicht mehr; er hätte gerne sich seiner Häuslichkeit erfreuen mögen, aber welche Reize hatte diese für ihn? Christinens Schwäche und Unfähigkeit fiel ihm um so mehr auf, je öfter er jezt zu Hause war, und bei seinem heftigen Temperament kam es zu ärgerlichen Auftritten. Im höchsten Unmuthe pflegte er dann das Haus zu verlassen und der Schwägerin sein Elend zu klagen. Margarethe bedauerte ihn im Herzen, aber nie äußerte sie dieß, indem sie einer Klage über Christine beistimmte, oder etwas über die Unklugheit seiner Verbindung sagte. Das Gelübde, einmal gethan, war ihr heilig. Darum sprach sie immer nur zur Versöhnung. „Durch hitziges Wesen richtest du nichts, sondern verwirrst sie nur noch mehr," pflegte sie zu sagen und stellte ihm eindringlich seine Pflicht vor, das schwache Wesen, das einmal vor dem Altar ihm angetraut worden, so zu behandeln, daß er sich nicht an ihr versündige. Unbewußt wahrte sie die eigene weibliche Würde in der des fremden Weibes, und Jakob that seinem heftigen Wesen Gewalt an; denn er wußte, daß wenn sein Weib über ihn geklagt hatte, Margarethe ihn mit einer ernsten Miene empfing, die ihn mehr beschämte, als laute Vorwürfe gethan haben würden.

Aber auch Christine, die bald Vertrauen zu ihr gefaßt hatte, suchte sie zum Frieden zu stimmen. Häuslicher Zwist däuchte ihr so schmählich als traurig, und es war die Rücksicht auf die Ehre der Familie eben so gut als die Theilnahme für das unglücklich vereinigte Paar, was sie bewog, sich ihrer mit so viel Eifer anzunehmen. Vor allem suchte sie Christinens großer, durch ihre Erziehung angewöhnter Empfindlichkeit entgegen zu wirken. „Man muß den Männern nicht alles gleich übel nehmen," sprach sie. „Alle haben sie etwas Rauhes an sich." Und am bringendsten warnte sie vor dem Nachtragen und langen Zürnen. Da nun Christine ihren Mann wirklich liebte, fanden diese Rathschläge willige Aufnahme. Außerdem ging sie derselben im Hauswesen mit Rath und That an die Hand und suchte gut zu machen, was bei natürlicher Schwäche die Erziehung verdorben hatte. Christine, die zu fühlen begann, daß sie ihrer Stellung nicht gewachsen sey, zeigte sich fügsamer, als man von dem Stolz einer reichen Bäuerin hätte erwarten sollen. Je mehr sie sich mit der Häuslichkeit des Schwagers beschäftigte, um so wärmer wurde ihre Theilnahme.

Jakob dagegen achtete Margarethen um so höher, da er anerkannte, wie ihre Einwirkung in seinem Hause so wohlthätig sich erwies. Er war nicht wie sein Bruder von Nahrungssorgen belastet; sein Gut war unverschuldet, darum hatte ihn der durch den Hagelschlag erlittene Verlust weniger zurückgebracht; um so mehr blieb ihm Zeit zu andern Betrachtungen übrig. Da er der Wirthshausgesellschaften überdrüssig war, so brachte er seine Abende in seines Bruders Hause zu, wo er auch seinen Vater antraf, dem seit dem Walten der freundlichen Schwiegertochter auf's Neue behaglich in seinem eigenen Hause geworden war. Margarethe war ebenfalls stets zu Haus, denn seit ihr Mann sich über seinem Handel mit einigen Gemeinderäthen verfeindet hatte, die alle wieder ihren Anhang hatten, hatte sie wenig Lust mehr aus dem Hause zu gehen, und besuchte keine Spinnstube. Ohne sich nun vorlaut in's Gespräch der Männer zu mischen, pflegte sie dasselbe zu beleben und in wenige Worte oft einen treffenden Sinn zu legen. Jakobs Theilnahme für sie nahm zu, je mehr er sie von ihrem Manne vernachlässigt sah. Margarethe aber, deren warmes Gemüth abgestoßen wurde von ihrem Manne, fühlte sich hier bewundert und geliebt. Ahnungslos, wie mit geschlossenen Augen, gingen beide so an einem Abgrunde hin, der den Frieden ihrer Seelen, das Glück und die Ruhe zweier Familien für immer zu verschlingen drohte.

Ein unvorhergesehener Vorfall öffnete ihnen die Augen über sich selbst. Noch war der Winter nicht zu Ende, als endlich Hansjörgs Gesuch von der obern Forstbehörde bewilligt wurde. Nach langer Zeit kam er denn einmal wieder mit freundlichem Gesicht nach

Haus; aber es war nicht die ehemalige wohlmeinende Heiterkeit. Es war am Ende der Woche, als er die Nachricht erhalten hatte, und Montags wollte er sogleich mit dem Fällen des Holzes beginnen. Deßhalb forderte er am Sonntag Weib und Bruder auf, ihn nach dem Walde zu begleiten, wo er die schlagfertigen Bäume aussuchen wollte.

Schweigend gingen sie dem Walde zu; Hansjörg mit seinem Triumph, die andern jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Eine heilige Stille empfing sie im Walde, Leben und Frieden athmend, während ringsum die Fluren nur die winterliche Ruhe des Todes zeigten. Margarethe däuchte es fast wie Kirchenraub, daß Hand an den Wald gelegt werden sollte. Ohne ihre Stimmung zu theilen, war Hansjörg geschäftig, die schönsten Stämme anzuzeichnen. „Nur die da laß stehen!“ sprach Margarethe, auf die hohe Tanne zeigend; „ich habe, so lange ich hier bin, meine Freude an ihr gehabt; und wenn ich noch so weit weg auf dem Felde arbeitete, konnte ich doch die Tanne unterscheiden und dachte unseres Hochzeitabends. Ohne sie müßte der Wald hier aussehen wie eine Kirche ohne Thurm.“

„Die eben muß ich zuerst haben,“ versezte Hansjörg mürrisch. „Ein recht schöner Stamm muß es seyn, dem Forstwart, dem Schuldheiß und ihrem ganzen Anhang zum Troz!“ Margarethete antwortete nicht, aber ihre Blicke hingen mit sprechender Wehmuth an dem herrlichen Baume, dessen immergrüne Krone der klaren Himmelswölbung entgegen ragte, indeß die mächtigen Wurzeln den dunkeln Grund weit umher umspannten.

Jakob schaute sie an; ihn verlezte die rauhe Abfertigung ihres Wunsches von Seiten ihres Mannes, und schärfer als er vielleicht wußte, entgegnete er: „Es wäre dein Schade nicht gewesen, denn der Stamm wächst eben in die Breite und er hätte in zehn Jahren dein Warten gelohnt. Kein Hausstand kann gedeihen, wo das Weib nicht auch ihren Willen hat, und dir würde es mehr Ehre bringen, ihr zu Wunsch, als andern zum Aerger zu leben.“

Hansjörg hatte indeß ein Zeichen in den Baum gemacht; nun wandte er sich um und sagte in bitterem Tone: „Wem sein Weib ein schuldenfreies Gut zugebracht hat, der hat gut nach ihrem Willen thun, unser einer aber muß sehen, wie er sich wohl oder übel durch die Welt schlägt.“ Nach diesen Worten ging er weiter, nach einer andern Seite des Waldes. Margarethe konnte die Thränen nicht länger zurückhalten, denn die Worte ihres Mannes hatten ihr tief in's Herz geschnitten. Jakobs Blicke hafteten mit tiefem Ausdruck auf ihrem Gesicht. Die Rundung desselben, der jugendlich heitere Glanz, der es ehemals so anziehend gemacht, waren verschwunden; aber nur um so rührender sprachen die stillen Spuren des Grams aus den abgebleichten Zügen zum Herzen. „Hätt' ich nur dich, Margarethe, ich wollte nicht nach Gut und Vermögen fragen!“ rief er in unwillkürlicher Bewegung aus.

Margarethe erschrack; es war ihr, als ob mit diesen Worten ihres Schwagers eine Last auf ihr Herz gefallen wäre, von deren Schuld auch sie sich nicht frei fühlte. „Geh' hinweg, Jakob!“ sprach sie mit beklommenem Herzen. „Ach Gott! dieß hättest du nicht denken, noch sagen sollen; in meinem Leben bekomme ich keine Ruhe mehr!“ Jakob aber waren die raschen Worte entschlüpft, ehe er ihrer ganzen Schwere sich bewußt geworden. Vergeblich suchte er nach einem Wort, um jene gut zu machen; kein Laut wollte mehr über seinen Mund. Voll innerer Qual folgte er seinem Bruder nach, ohne sich Rechenschaft geben zu können, was aus ihm werden sollte, nachdem er sein Innerstes sich und seiner Schwägerin enthüllt hatte.

Margarethe aber hatte sich an den Stamm gelehnt und blieb zurück. Sie fühlte sich unbeschreiblich elend. Die ganze Zeit ihres kurzen Ehestandes ging an ihrer Seele vorüber mit all ihrem Glück und ihrem Gram. Lebendig stand der Vorabend ihrer Hochzeit, an dem sie zum erstenmal diesen Wald betreten hatte, vor ihr, und alles, was der Seelsorger damals von der Pflicht einer alles überdauernden Liebe und einer verzeihenden Geduld unter Ehegatten gesagt hatte, tauchte frisch in ihr auf.

Und dann fielen ihr alle die guten Eigenschaften Hansjörgs ein, und die herzliche Einigkeit, in der sie die erste Zeit ihres Ehestandes mit einander zugebracht hatten; sie fühlte mit Gewißheit, daß er doch auch in seinen Fehlern ihr lieber wäre als sein Bruder und jeder andere, und daß keiner sonst so für sie sich geschickt hätte. Seine harte Strenge, die ihr in der lezten Zeit so schwer gefallen war, däuchte sie immer noch annehmlicher und einem Manne schicklicher, als Jakobs ungleiches Wesen, der nie zu wissen schien, wie er mit sich selbst daran war und was er wünschte. Sie gelobte sich, alles geduldig zu tragen, was in ihrem Ehestand noch über sie kommen könnte, und befahl mit brünstigem Herzen Gott ihre und ihres Mannes Sachen; so ging sie endlich den Männern nach, die an dem Ausgang des Waldes auf sie wartend standen. — Jakob ging, als sie das Dorf erreicht hatten, ohne ein weiteres Wort mit ihr zu wechseln, seinem Hause zu.

Margarethe war am andern Tage früh auf und rüstete sich, um selbst ihrem Manne beim Wegräumen des Gestrüppes, beim Binden des Reisigs hülfreiche Hand zu leisten, obwohl er ihrer Umstände wegen es nicht verlangt hatte, und Hansjörg, der ihre freundliche Dienstfertigkeit anerkannte und seines Triumphes wegen ohnedieß in aufgeräumter Stimmung war,

zeigte sich ihr ganz wie ehemals. In Begleitung zweier Holzhauer begaben sie sich in den Wald, der in winterlicher Morgenfrische glänzte. Kein Vogel sang den heiteren Morgen an, nur die Sägemühle ließ aus geringer Ferne ihr eintöniges melancholisches Geräusch hören. Hansjörg wies den Holzhauern zuerst die große Tanne. „Ein schöner Baum!“ sagte einer derselben; „hättet Ihr einen Wald voll solcher, so könntet Ihr Euer Gut durch fremde Leute umtreiben lassen und den Herren spielen. Auf dem Schwarzwald hab' ich solche Bauern gekannt, die mit keinem Herrn im Amt tauschten.“ — „Ich will gerne arbeiten; ich möchte kein Leben nur so in Spiel und Müßiggang hinbringen!“ nahm Margarethe in ernstem Eifer das Wort. „Du hast Recht, Margareth,“ setzte Hansjörg hinzu: „selbst ist der Mann; ich würde mich vor meinem eigenen Gesinde schämen, wenn ich mein Brod in Nichtsthun essen wollte.“

Die Männer hatten indeß die Vorbereitungen vollendet, und der erste Axthieb fiel in den Baum. Margarethe stand in einiger Entfernung und blickte unverwandt nach der Tanne. Noch stand diese hoch und fest; das ernste Haupt ragte unbewegt in die Morgenlüfte empor. Endlich bebte sie leise im Gipfel, als durchzuckte sie ein Schauer des Todes. Margarethe traten unwillkürlich die Thränen in die Augen. Eine Bäurin gibt nicht leicht ein Stück Vieh, das ihre Hand gepflegt hat, aus dem Stalle ohne wehmüthiges Gefühl. Eine ähnliche Empfindung hegte Margarethe für den Baum, aber es war ohne Beimischung von Unwillen oder Empfindlichkeit gegen ihren Mann; sie fand gerade recht herzliche Befriedigung darin, um seinetwillen etwas aufgeben zu können, was ihr lieb geworden war.

Jetzt neigte sich der Wipfel stark auf die Seite, erst langsam, dann rascher. Immer noch hingen die Blicke des jungen Weibes an ihm, als sie plötzlich durch einen Warnungsruf der Männer aufgeschreckt ward. Die Tanne hatte im Sturz eine andere Richtung genommen, als man vorberechnet hatte. Margarethe vermochte so schnell nicht auszuweichen, als nöthig gewesen wäre; die Zweige erreichten sie im Fallen und schlugen sie zu Boden.

Man brachte sie eiligst nach der nahegelegenen Sägemühle; sie war nur wenig verletzt, aber der Sturz hatte sie im Innersten erschüttert. Ehe der Tag sank, war der junge Bauer Vater eines Mädchens und Wittwer. Sie war bei vollkommenem Bewußtseyn gestorben, hatte ihr Kind noch gesehen und Gott anbefohlen; ihren Mann hatte sie vielfach um Vergebung gebeten für alles, was sie etwa könnte versäumt und versehen haben, und hatte ihm zu wiederholten malen versichert, daß sie ihm nichts nachzutragen habe oder je hätte nachtragen wollen. Seine Hand fest in der ihrigen haltend war sie verschieden.

Hansjörg hatte all seine gewohnte Fassung verloren; erst jetzt, da er sie nicht mehr hatte, ward ihm recht bewußt, was er an ihr gehabt, und wie lieb sie ihm gewesen. Jakob hatte am Morgen des Unglückstages einen Gang über Feld gemacht, von dem er erst spät Abends zurück kam; Christine aber war auf die Kunde des Unglücks noch zum Sterbebette gekommen und hatte Margarethe schluchzend gedankt für alle Mutter- und Schwestertreue, die sie an ihr bewiesen. Margarethe aber hatte abwehrend gelispelt: „Du hast mir nichts zu danken; leb' nur immer gut mit deinem Mann! Traget einander nichts nach, und lasset nie etwas zwischen euch kommen!“

Diese Worte, so wie die Versöhnung Margarethens mit ihrem Mann, die sie mit ansah, machten tiefen Eindruck auf Christinen; sie dachte daran, wie ihr wäre, wenn Jakob eben so schnell auf's Todtenbett käme, und gelobte der Sterbenden und sich selbst neue Liebe und Geduld. Das Kind aber, dem im Trauerhause wenig Pflege zu Theil werden konnte, nahm sie mit sich. — Einfältig berichtete sie den ganzen Hergang ihrem Manne, als dieser spät Abends heimkehrte. Der Eindruck auf ihn war tief und gewaltig und schien ihn mit einemmal zum ernsten, gereiften Manne umgewandelt zu haben. Zuerst ging er, um seinen Bruder zu beruhigen, und sein Wesen zeigte hiebei so ungewohnte tiefe Festigkeit, daß Hansjörg, der ganz darniedergeworfen war, wie ein willenloses Kind ihm gehorchte.

So eisern sich aber Jakob nach außen zeigte, so tief war Herz und Gewissen ihm erschüttert, denn er sah Gottes Gericht in diesem Falle. — Niemand konnte er sich anvertrauen, bei niemand Trost suchen; aber wohlthuend berührte ihn in dieser Seelenstimmung der aufrichtige Schmerz, den sein Weib über der Schwägerin Tod kund gab, und noch mehr zog ihn die zärtliche Sorge zu ihr, mit der sie das verwaiste Kind derselben pflegte. Er war, wie erst in der Folge sich recht bewies, von Grund aus ein anderer geworden; sein unstetes Wesen war mit der Wurzel ausgerissen und ein tiefer Ernst an dessen Stelle getreten. Mit der vollen innern Stärke seines Wesens, das vergebliche Befriedigung in jugendlicher Lust, wie im Umtrieb von Hab und Gut gesucht hatte, strebte er, sie in Gott zu finden. Sein Weib behandelte er, im Bewußtseyn seiner nur Gott bekannten Verschuldung, mit schonender, unermüdlicher Nachsicht, und suchte sie auf denselben Weg zu leiten, den er nun erwählt hatte. Man kann oft die Erfahrung machen, daß eine tiefere religiöse Bewegung auch in stumpfen Menschen ein regeres Geistesleben weckt und Fähigkeiten zur Entwicklung bringt, deren Keime bisher tief verhüllt ruhten. So war es auch bei Christinen. Die Beschäftigung mit der kleinen Waise trug hiezu ebenfalls wesentlich bei, und mit

ihrer Entwicklung schien die der zärtlichen Pflegerin fortzuschreiten. An Jakob schloß sie sich mehr und mehr mit ausschließender, dankbarer Liebe an, als an die einzige Stütze, die seit Margarethens Tod ihr geblieben war. Sogar ihr Aeußeres war annehmlicher geworden; der stille Frieden ihres Innern verlieh ihren Zügen etwas Anziehendes, und ihre Kleidungsweise, so wie ihr Walten im Hause hatte viel von Margarethens gefälliger Art angenommen. Im Dorfe wunderte man sich höchlich über die friedliche Einigkeit des so ungleichen Ehepaars, Jakob aber däuchte es nach Jahr und Tag, als ob die innige, demüthige Anhänglichkeit Christinens sein heftiges Gemüth glücklicher mache, als der Besitz eines Weibes wie Margarethe gethan hätte, der eine mehr selbstständige Weise eigen war.

Auch darein, daß sie ohne Kinder blieben, schickte sich Jakob ohne Murren; hatte er doch Frieden im Herzen und im Hause bekommen, die höchsten Güter, für die er Gott demüthig dankte. Christine aber war glücklich im Besitz der kleinen Waise, die in ihr eine Mutter liebte, und die in all der Mühe und Sorge, die sie auf ihre Pflege gewendet hatte, ihrem Herzen wie ein leibliches Kind geworden war. Hansjörg überließ ihnen das Kind willig, denn er hatte sich wieder verheirathet und mehrere Söhne in zweiter Ehe erhalten. Seine Umstände hatten sich bedeutend verbessert, da ihm sein zweites Weib ein namhaftes Vermögen zugebracht hatte. So lebte er denn zufrieden als ein wohlhabender und rechtschaffener Hausvater. Aber dennoch flüchtete er gerne am Feierabend aus dem Geräusch seines Hauses in seines Bruders stille Wohnung hinüber. So manches in dem Gehaben seiner Schwägerin gemahnte ihn an sein verstorbenes Weib, und im Anblick seines Töchterchens, das unter sorgsamer Pflege und Erziehung sich lieblich entfaltete, schloß sich sein Herz mehr als gewöhnlich auf. In solcher Seelenstimmung war er dann auch den Einwirkungen seines Bruders zugänglich, der seinen Sinn vom alltäglichen Treiben der Welt auf ein höheres Ziel zu lenken strebte.

Vergessen ward im Laufe einiger Jahre im Ort das früh entschwundene Bild des jungen, allenthalben gern gesehenen Weibes. Nur in Jakobs und seines Weibes Hause lebt noch heute im Segen das Andenken „der Schwägerin."

Engländer und Franzosen.

Eine Parallele.

IV.

Ich glaube nicht fehlzugreifen, indem ich von dem »Improvement« des Engländers und dem »Progrès« des Franzosen unmittelbar zu der Eigenthümlichkeit der englischen und der französischen Sprache übergehe; denn unverkennbar macht sich bei ersterer der stetige und zähe Bildungstrieb eben so bemerklich, als bei letzterer das Desultorische und Launenhafte der französischen Fortschrittstheorie. Schon Hippel in seinen „Lebensläufen“ hat treffend bemerkt: „Aus der Sprache, pflegte mein Vater zu sagen, lernt man eine Nation auf ein Haar kennen; die feinste Weltkenntniß und Politik ist in ihr verborgen. Sie ist die Chiffer zu den Geheimnissen der Völker. Auch sieht man aus der Sprache, ob es im Lande kalt oder warm, neblig oder klar sey.“ Gleichwohl gehen die Urtheile über den Werth der beiden näher zu charakterisirenden Sprachen weit genug aus einander. Ein geistvoller Sprachvergleicher läßt sich vernehmen: „Es konnte nicht anders seyn, als daß die römische Sprache von den Galen Galliens vielfach verstümmelt werden mußte, eben so wie von den britischen Galen; am meisten aber hat darin der „Frank“ geleistet, dem dieses römische Idiom am allerwenigsten in den Mund paßte, und es gibt keine so verstümmelte Sprache wie die „fransche.“ Ihr stehen an Verderbniß die dänische und englische am nächsten: die dänische, weil der größte Theil derselben nicht ursprünglich dänisch ist.“ (K. J. Clement, der Franzos und seine Sprache, 1848.)

Weil von einem Fremden herrührend, könnten dieses Urtheil Franzosen sowohl als Engländer als nicht unparteiisch anfechten; allein hat nicht Byron, der sie so meisterhaft zu handhaben verstand, der Sprache seines Volkes, indem er das Italienische rühmt, einen nicht minder herben Vorwurf in's Gesicht geschleudert in der markigen Stanze:

I love the language, that soft bastard Latin,
Which melts likest kisse from a female mouth,
And sounds as if it should be writ on satin,
With syllabes, which breathe of the sweet South;
Aud gentle liquids gliding all so pat in,
That not a single accent seems uncouth,
Like our harsh northern whistling, gruntling guttural,
Which we're obliged to hiss and spit and sputter all.

Dich Sprache lieb' ich, holdes Halblatein,
Das schmilzt wie Küsse von dem Frauenmund,
Als dürft's geschrieben nur auf Seide seyn,
So süß, wie nur ein Südhauch es gibt kund.
Die Sylben gleiten flüssig aus und ein,
Daß jeder Laut sich bilde sanft und rund,
Unähnlich unsers Nordens heiserm Gurgelschalle,
Der uns zum Zischen, Speien, Spucken nöthigt alle.

Was die Franzosen betrifft, so hat einer ihrer berühmtesten Schriftsteller, Lafontaine, an Lamotte geschrieben: „Ich bin für das,‚was wir an Trefflichem in unserer Sprache besitzen, doppelt dankbar, da sie weder harmonisch noch abwechselnd, weder frei noch kühn, auch nicht schwungvoll ist, und da unser Versbau schöne Verse in einem langen Gedicht beinahe unmöglich macht.“

Andererseits freilich werden solche ungünstige Urtheile fast mehr als aufgewogen durch reichliches Lob, das die Franzosen ihrer eigenen Sprache und damit sich selbst gezollt haben. Im Jahr 1783 hatte die Berliner Akademie die Preisaufgabe gestellt: »Qu'est ce qui a rendu la langue française universelle?« Der Preis wurde dem Franzosen Rivarol zuerkannt, einem außerordentlich feinen und gewandten Stylisten, den unlängst C. A. Sainte-Beuve in einer seiner „Montags-Plauderien“ im Constitutionnel treffend geschildert hat. „Wenn man,“ sagt Rivarol, „am Französischen die niedlichen Diminutivformen des Italienischen vermißt, so ist seine ganze Haltung dafür um so männlicher. Frei von allem Titulaturwesen, welches Speichelleckerei für die Eitelkeit, Schwäche für die Macht erfunden, ist es wie geschaffen für die Unterhaltung, dieses Bindemittel unter den Menschen, und ein Genuß für jegliches Alter; um es kurz zu sagen: es ist die einzige Sprache, die Redlichkeit mit Genie paart. Sicher, mittheilsam, verständlich ist es nicht mehr die französische, sondern die Weltsprache.“ Ein Deutscher, der den zweiten Preis gewann, rühmt vom Französischen: „Das Sanfte seiner Aussprache, die Leichtigkeit, die aus der Regularität seiner Wortfügung entspringt, sein fester Charakter, die gesellschaftliche Kultur der Franzosen — verdienen, daß es allgemeine Gesellschaftssprache ist.“ So freilich, wie dieser Deutsche seine Muttersprache schrieb, konnte diese mit der französischen schwer einen Vergleich aushalten. Aber damals war das Gestirn Lessings, war Goethe selbst an unserem literarischen Himmel erschienen.

Gallis ingenium, Gallis dedit ore rotundo
Musa loqui —

ist ein Epigramm, dessen Wahrheit wohl niemand in Zweifel ziehen kann. Uebrigens darf man nicht glauben, die Ausbildung des Französischen zu der vollendeten Gestalt, in der es die Weltsprache wurde und in gewissem Betracht geblieben ist, datire sich so gar weit zurück. Mit freiem Flügelschlag erhob sich der französische Gedanke erst, als sich die Staatsregierung ein für alle mal von den fremden Einflüssen losgesagt hatte, d. h. nach dem Tode des Cardinals Mazarin, zur Zeit der Volljährigkeit Ludwigs XIV. Nicht als ob vor diesem Zeitpunkt durchaus kein gutes Französisch geschrieben worden wäre. Bis zum neunten Jahrhundert waren alle französischen Schriftwerke in der Sprache der abendländischen Kirche, der lateinischen, abgefaßt, indessen nicht ohne die ersten Ansätze einer eigenthümlichen Volksmundart und volksmäßigen Form. Von hier ab traten die beiden romanischen Hauptmundarten Frankreichs, die südlich-provençalische und die nördlich-wallonische, in immer bestimmteren Unterschieden hervor. Unter dem Einfluß des Feudalismus und der in ihm wirksamen ritterlichen Ideen bildete sich in Südfrankreich die Troubadourspoesie, eine tändelnde Lyrik mit einiger Beimischung epischer und didaktischer Stoffe, und es verdient bemerkt zu werden, daß bis zu dieser Stunde die lyrische Poesie der Franzosen ihre besten Kräfte aus dem Süden zieht, wo namentlich begabte Volksdichter, wie Réboul, unmittelbar aus den untern Schichten des Volkes hervorgehen. Im Norden dagegen, wo die Galanterie in dem kälteren, gesammelteren Sinn der Bewohner einer ernsten und mehr gelehrten Bildung das Feld räumen mußte, erhielt die volksmäßige Epik in Reimchroniken und Mären die Oberhand, wozu die nahe Beziehung zu dem deutschen Leben und dessen Heldengestalten, unter denen Karl der Große hervorragte, nicht wenig beitrug. Die nordfranzösische Sprache hat die südfranzösische nicht nur überdauert, sondern absorbirt, ein weiterer Sieg des Germanenthums über Celten und Romanen, so daß man füglich behaupten kann, daß in Frankreich nicht bloß die Staatseinrichtungen, sondern auch die Sprache ihre eigentliche Lebensfähigkeit von dem deutschen Norden erhielten. Zur Zeit der carolingischen Dynastie herrschte die deutsche Sprache noch bei Hofe und in den höhern Kreisen der Gesellschaft länger als im Volke. Als im Jahr 842 Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche zu Straßburg in offener Heerversammlung ihren Bundeseid erneuerten, mußte sich Ludwig des Romanischen bedienen, um sich dem Heere Karls verständlich zu machen, so daß schon damals in Frankreich das Romanische die Sprache der Mehrzahl gewesen seyn muß. Im zehnten Jahrhundert ist das Romanische durchaus herrschende Sprache des Volks und am Ende desselben durch die capetingische Dynastie auch Sprache des Hofs geworden. Allein jezt noch ist das als Ackerbauland gesegnete Nordfrankreich, freilich weit ab von dem rechten Ufer der Loire, welche die alte Sprachgrenze bezeichnete, germanisch geblieben, und wenn die vlämisch-deutsche Bewegung in Belgien unter uns längere Zeit besondere Theilnahme fand, so scheint man daneben ganz vergessen zu haben, daß in den nördlichen Departements Frankreichs derselbe niederdeutsche Volksstamm wohnt, der seine uralte Sitte und Sprache mit derselben Treue bewahrt, wie der belgische Flamänder, obgleich die Allgewalt der französischen Centralisation dieses Stück Germanenthum völlig vom Schauplatz des öffentlichen Lebens verdrängt und zu den stillen Penaten des häuslichen Herdes verbannt hat.

Einen großen Einfluß auf die Weiterbildung des Französischen in Form und Inhalt übte das Studium der klassischen Literatur, das unter Franz I. in Aufnahme kam. Die Schriftsteller betrachteten längere Zeit die Werke der Alten als allein der Nachahmung werth, wiesen die nationalen Erinnerungen so wie die christlichen Lebensanschauungen von sich, und es entstand in Folge dessen der sogenannte Classicismus. Uebrigens hat man meines Erachtens bei dem im Reformationszeitalter seinem Abschluß entgegeneilenden Bildungsprozeß des Französischen lange nicht genug die durchschlagende Wirkung in Anschlag gebracht, welche der Reformation und namentlich Calvin dabei gebührt. Wenn auch in geringerem Grade, so ist doch Calvin jedenfalls in sehr wesentlichen Punkten eben so gut als ein Wohlthäter der französischen Sprache zu betrachten, wie Luther in der preiswürdigsten, von allen anerkannten Weise es für das Deutsche wurde. Immer aber lagen auch jezt noch die Elemente, die in dem Neufranzösischen zu einer festen, gediegenen Masse zusammenschmolzen, ziemlich lose neben, oft sogar verwirrt durch einander, bis die großen Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. das Siegel ihres Genies darauf drückten. Unter den französischen Königinnen aus dem Hause der Mediceer behauptete die italienische Sprache ein gewisses Uebergewicht an dem französischen Hof, und später wußte Anna von Oesterreich dem Spanischen einige Geltung zu verschaffen. Unter Ludwig XIV. emancipirte sich das Französische schlechterdings von jedem fremden Einfluß, warf die Krücken weg und bewegte sich so vortrefflich auf eigenen Füßen, daß es in kurzer Frist die Weltsprache wurde. Offenbar nicht wenig trug zu dieser wunderbar raschen Verbreitung das politische Uebergewicht der französischen Monarchie bei, die in der durch Richelieu angebahnten Staatscentralisation ihre volle Kraft bethätigte. „Die französische Literatur," bemerkt Macaulay (critical and historical Essays. Vol. II.), „war für die englische, was Aaron dem

Moses, der Dolmetscher der großen Wahrheiten, die ohne eine Stimme, welche dieselben vernehmlich in die Welt hinaus sprach, leicht zu Grunde gegangen wären. Die großen Entdeckungen in der Physik, Metaphysik und Politik sind von uns Engländern ausgegangen. Aber kaum eine Nation, außer der französischen, bekam sie von uns auf direktem Wege. Abgeschlossen in unserer Stellung, unseen Sitten, fanden wir das Wahre, aber wir theilten es nicht mit. Frankreich war der Interpret zwischen England und der Welt." Unter dem ersten König aus dem Hause Hannover, der sich mit seinem Minister Walpole nur in schlechtem Latein verständigen konnte, war dieses Interpretationsgeschäft in vollem Gange. Die großen französischen Schriftsteller waren eifrig daran, die Namen Bacons, Newtons und Locke's in Europa bekannt zu machen. Die englischen Grundsätze der Toleranz, die englische Achtung vor der persönlichen Freiheit, die englische Lehre, wonach jede Gewalt ein Unterpfand für das allgemeine Beste ist, machten reißende Fortschritte.

Woher diese weite Verbreitung des Französischen? Weil die französische Sprache einen solchen Grad von Klarheit, Leichtigkeit, Feinheit und Präcision erlangt hatte, daß bis jezt noch keine neuere Sprache Schriftsteller aufzuweisen hat, welche die großen Prosaisten jener Zeit übertreffen. Eine solche Sprache ist recht eigentlich das Werk des esprit français, und wenn derselbe von jeher sein ganzes Gewicht in die Conversation, den unmittelbaren Austausch der Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken gelegt hat, so ist begreiflich, daß derselbe auch die sprachlichen Formen nach dem Gesprächstone modelte. So geschah es, daß das Französische ein Jahrhundert lang das Zeichen war, an welchem die modischen Freimaurer von St. Petersburg bis Neapel sich erkannten, eine Sprache des Spottes, der Anekdoten, der Memoiren, des brieflichen Verkehrs, in allen Formen und Gestalten aber die Sprache des Salons. Kein Wunder, daß in der Schule des lebendigen Gesprächs, unter dem Geplauder des Gesellschaftszimmers das Französische zuerst jenen musikalischen Zauber der romanischen Sprachen einbüßte, der nicht bloß dem Italienischen und Spanischen eigen geblieben ist, sondern auch der aus dem Verkehr verschwundenen Poesie der Provençalen, selbst bei der größten Dürftigkeit der Gedanken, einen schwer zu beschreibenden Reiz verleiht. Das Französische ist eine accentlose Sprache, ohne natürlichen Schwung, den sie bloß auf künstlichem Wege ersetzen kann. Dafür spricht sie um so unmittelbarer und nachdrücklicher zum Verstande, weßhalb sie auch überall, wo es sich um ein leichtes Verständniß des Sachlichen handelt, vollkommen an ihrem Platze ist. Ideen kann die französische Sprache nicht ausdrücken, wohl aber Vorstellungen und Begriffe; die tieferen Gefühle sind ihr fremd, geläufig dagegen die feinen Empfindungen. So sehr sich die französische Prosa auszeichnet, so weit bleibt die französische Poesie hinter den höheren Anforderungen dichterischer Begabung und schwungvoller Sprachformen zurück. Unfähig, wie sie ist, die innersten, verborgensten Saiten der Menschenbrust erklingen zu lassen, wird sie zwar seltener die verständige Prosa, die überall auch im Gedichte zu Tage kommt, hinter schwülstigen Redefiguren zu verstecken suchen, wohl aber ihre Zuflucht nehmen zu dem ehrwürdigen Pathos, das verständlich klar, aber nicht tief innig ist. Die Innigkeit ist der Sprache des Franzosen eben so fremd wie ihm selbst.

Aus den angegebenen Gründen kann ich daher auch nimmermehr zugeben, daß das Französische sich besonders für Zwecke der Beredtsamkeit eigne. Namentlich ist es eine parlamentarische Sprache und Gerichtssprache nur insofern als der Advokat den Verstand der Geschwornen oder der Richter zu gewinnen oder zu bestechen sucht. Eine im eigentlichen Sinne des Wortes hinreißende Beredtsamkeit gibt es bei den Franzosen nicht; der Redner ist in gewissem Betracht stets nur Advokat, der weniger auf die Stärke des Rechts und der Vernunft, als auf die Schwäche und die Verführbarkeit der Zuhörer baut. Einen großen Einfluß wird in Frankreich nur ein solcher Parlamentsredner behaupten, der niemals uninteressant und doch zugleich nicht ungewöhnlich spricht. Langeweile und Uebertreibung, unleidliche Abspannung und übermäßige Anspannung sind dem Franzosen gleich fatal. Von beiden Extremen muß sich der Redner gleich weit entfernt halten, will er auf die Dauer wirken. Dieselben Eigenschaften muß derjenige besitzen, der in Gesellschaft gefallen will; er darf die Unterhaltung nicht machen, diese muß sich vielmehr scheinbar von selbst machen und dennoch ununterbrochen im Gang bleiben. Der berühmte Redner spricht auf der Tribüne ungefähr eben so, wie er im Salon spricht; Guizot und Thiers haben, jeder in seiner Art, diesem Conversationstalent zumeist ihren Ruhm als Parlamentsredner zu danken, wobei es ihnen zu Statten kommt, daß sie niemals Advokaten waren. Durch Ueberreden soll man überzeugen, sagt der Franzose; erst überzeuge und dann überrede, sagt der Engländer.

Die englische Sprache nahm einen von der französischen wesentlich abweichenden Bildungsgang. In Folge ihrer Invasion hatten die Römer in den britischen Gerichtsversammlungen wie ihr Recht so auch ihre Sprache eingeführt. Dieß änderte sich mit der Einwanderung der Angelsachsen, die vom Römischen nichts wissen wollten, und was das Englische vom Römischen hat, ist ihm später aus Frankreich angeflogen. Die Angelsachsen waren nicht gemeint, sich einem fremden Sprachzwang zu unterwerfen; das eroberte Volk sollte ihnen ihre Muttersprache nicht von

der Zunge schmeicheln, wie dieß in Frankreich der Fall war. Es sind dieselben Sachsen und Angeln, die in Schleswig wehrlos, aber unbesiegbar den Kampf um ihre Sprache kämpfen. Die Alemannen am Oberrhein würden das Deutsche gerne gegen das Französische eintauschen, wenn sie nur die Zunge dazu besäßen. Man muß es den Engländern lassen, daß sie den Reichthum des plattdeutschen Dialekts trefflich zu benutzen verstanden, indem sie von allen den vielen Feinheiten, die derselbe gestattet, einen unbeschränkten Gebrauch machten. Von ihren niederdeutschen Urvätern haben sie es ererbt, die fremden Worte, die sie andern Idiomen entlehnen, ganz und gar ihrer eigenen Aussprache anzupassen. Es liegt daher auch etwas Wahres, indessen mit einer guten Dosis Uebertreibung darin, wenn bedauert wird, daß das Niedersächsische, der trefflichste, bildsamste und reichste aller deutschen Dialekte, nicht die Hauptsprache Deutschlands geworden ist. Unsere Sprache würde kräftiger und bündiger seyn und namentlich auch mehr für launige, witzige und humoristische Darstellungen sich eignen; dessen zu geschweigen, daß sie weicher und wohltönender geworden wäre. Alle Sprachformen des Niedersächsischen stehen den Urformen, die sich in den Wurzelworten des gesammten indo-germanischen Sprachstammes vorfinden, am nächsten, und wäre das Niedersächsische unsere Schriftsprache, ständen wir den Dänen, Norwegern, Schweden, Holländern und Engländern weit näher, als dieß der Fall ist.

Die Thatsache steht jedenfalls unumstößlich fest, daß nachdem in England die Normannen durch die Gewalt des Schwertes das Französische zur Hof-, Gerichts- und Geschäftssprache erhoben hatten, im Munde des Volks nicht allein das Angelsächsische fortdauerte, sondern auch bei der darauf folgenden Verschmelzung der beiden Sprachen die Ueberlegenheit des angelsächsischen Elements ganz entschieden zu Tage kam. Unter Eduard III., von 1327—1377, wurde das Englische zur Hof- und Landessprache erklärt und fortan schritt die Ausbildung des Idioms rasch vorwärts. Man nahm, was man brauchte, wo man es fand. Für den Ausdruck neuer Ideen bereicherte sich die englische Sprache aus Frankreich und Italien, in Kunst und Wissenschaft aus Griechenland, für Handel und Gewerbe aus allen Welttheilen. Doch was ist der Reichthum der englischen Sprache, was ihre feine Durchbildung im Vergleich zu dem in ihr waltenden und treibenden kräftigen Nationalgeiste? Nicht der Dichter, nicht der Geschichtschreiber, nicht der Redner, überhaupt nicht der Gelehrte hat das Englische gestaltet, sondern das englische Volk, das, in seiner derben Natürlichkeit der puristischen Schulmeisterei eben so fremd als der zungenfügsamen Ausländerei, wie seine Waaren so auch seinen Sprachschatz sich aus allen Ländern der Welt holte, aber allem Geborgten und Entlehnten den festen Stempel englischer Sprache ausdrückte.

Man könnte diesen Reichthum ein Flickwerk nennen und der Sprache jede höhere Organisation abstreiten, weil sie ihre Begriffe mit fremden, abgestorbenen Hüllen umgibt, etwa wie die Larven der Phryganeen ihre Hülsen aus vielen an einander geklebten Schneckenhäuschen bauen. Aber dagegen läßt sich behaupten, daß die Nation dieses nicht allzu sorgfältig ausgewählte Material auf das Herrlichste benuzt und zu einem einzigen lebendigen Ganzen verschmolzen hat. In allen seinen Nebenbegriffen und Färbungen läßt sich der Gegenstand im Englischen ausdrücken; die größten Gedanken, die tiefsten Empfindungen, die je der Menschengeist durch die Sprache wiederzugeben vermochte, hat die englische aufzuweisen. Sie bietet dem Redner, Dichter und Philosophen freigebigst die Mittel, die zartesten Schattirungen des Gemüths, den feinsten Scherz wie den derbsten Spott auszudrücken. Dabei ist sie fortdauernd produktiv, für alle neu hinzukommenden Anforderungen des Lebens, der Kunst und der Gewerbe ausreichend. Bei der großen Anzahl einsylbiger und zweisylbiger Worte ist sie kurz, bündig, männlich, ihr ganzes Streben überhaupt darauf gerichtet, mit dem geringsten Aufwand von Worten sich möglichst bestimmt auszudrücken. Hiezu aber war es unerläßlich, alle bloß formellen, mehr das Ohr als das Verständniß treffenden Beigaben und Anhängsel über Bord zu werfen, durchweg nicht die Form, sondern nur den Inhalt vor Augen zu haben. Wenn die Sprache überhaupt im ersten Stadium ihrer Entwicklung fast ein Pflanzenleben durchlebt, in dem hohe Gaben des Geistes noch schlummern oder nur halb erwacht sind; wenn sie in ihrer zweiten Bildungsphase zwar noch sinnlich reich, aber mächtiger an Gedanken erscheint, so ist ihr leztes Ziel, nach dem sie strebt, von den Flexionen sich loszumachen und diese durch reichere, feinere Partikeln zu ersetzen. Sie büßt einen Theil ihrer Elasticität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichthum überall Maaß und Regel.

In dieser Hinsicht ist die englische die vollendetste unter allen neueren Sprachen, und der Leser wird es mir wohl Dank wissen, wenn ich hier als competentesten Zeugen Jakob Grimm in seiner akademischen Abhandlung: „Ueber den Ursprung der Sprache" reden lasse. „Keine unter allen neueren Sprachen," sagt Grimm, „hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten aller Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die englische, und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer andern

menschlichen Zunge zu Gebot stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des spätern Europas, der germanischen und romanischen, und bekannt ist, wie im Englischen sich beide zu einander verhalten, indem jene bei weitem die finnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte. Ja, die englische Sprache, von der nicht umsonst auch der größte und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatz zur classischen alten Poesie — ich kann natürlich nur Shakespeare meinen — gezeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Recht eine Weltsprache heißen und scheint gleich dem englischen Volk auserfehen, künftig noch in höherem Maße an allen Enden der Welt zu walten. Denn an Reichthum, Vernunft und gedrängter Fülle läßt sich ihr keine aller noch lebenden Sprachen an die Seite setzen, auch die deutsche nicht, die zerrissen ist, wie wir selbst zerrissen sind, und erst manche Gebrechen von sich abschütteln müßte, ehe sie kühn mit in die Laufbahn träte."

Diesem Ausspruch des Meisters haben wir nichts beizufügen: der „Speerschütterer" (Shakespeare) wird die Welt zu seinen Füßen sehen; nur das möchten wir bemerken, daß die englische Sprache an Weichheit und Wohllaut keineswegs Mangel leidet. Die vielen Mitteltöne thun dem Wohllaut der Sprache so wenig Abbruch, daß sie in Verbindung mit den glücklich beseitigten Consonantenhäufungen vielmehr als ein wesentliches Förderungsmittel wohlklingender Sprachweise betrachtet werden müssen. Das Englische ist biegsam, weich und wohltönend; es ist als ob das ganze Volk unablässig daran gearbeitet hätte, seine Sprache abzurunden, ihre Härte abzuschleifen, ihre Mißklänge auszumerzen. Daraus folgt aber allerdings noch nicht, daß die englische Sprache auch den **musikalischen** Klang besonders entwickelt habe: musikalischer Wohlklang und sprachlicher Wohllaut sind wesentlich verschieden und können daher recht wohl getrennt von einander auftreten. Der Engländer hat seine Sprache in Uebereinstimmung mit den aus der insularen Lage seines Landes nothwendig resultirenden Bedingungen des Lautelements gebildet. In den Niederungen des oceanischen Gebiets entsteht eben so wenig eine voll und rein tönende, als ein harte, durch Kehllaute entstellte Sprachweise. Verfolge man nur den Lauf des Rheins von seinem Ursprung in den graubündischen Alpen bis zu seinem Verschwinden im holländischen Sand, welch eine lange Kette eines von den gurgelnden Kehllauten des Schweizers an bis zu der schmelzenden Lippensprache des Niederdeutschen vom Harten immer mehr in's Weiche sich umwandelnden Sprachsystems mit einer Menge der feinsten Nüancirungen des Lautelements! Schon darum widerspricht es aller Wahrscheinlichkeit, daß das Englische, gut gesprochen, nicht auch wohltönend werden mußte. Musikalisch allerdings ist der Engländer von Natur eben so wenig als seine Sprache, und man wird in London sehr oft auf eine nicht geringe Geduldsprobe gesezt, wenn man in Gesellschaft junger Damen und Herrn zum Clavier singen hören muß. Der musikalische Sinn geht dem Engländer entschieden ab, wie es ausgemacht ist, daß unter dem Einfluß des britischen Climas die Zahl derer in England sehr groß ist, die entweder ihre Stimme völlig verloren haben und nur noch mit der Zunge und den Lippen sprechen, oder ein klangloses, oft widerliches Stimmorgan haben.

Zunächst freilich und allermeist hat der Engländer seine Sprache mit Rücksicht auf das **praktische** Bedürfniß der Gedankenmittheilung, und zwar je nach den verschiedenen Weisen dieses Austausches, eigenthümlich gebildet. Für die Kanzel und Rednerbühne gibt es keine geeignetere Sprache; der wissenschaftliche Vortrag, wenn er weniger fesseln und bestechen, als belehren und bilden soll, kann sich gleichfalls kein brauchbareres Organ wünschen; die englischen Geschichtschreiber müssen den besten Geschichtschreibern aller Zeiten und aller Völker an die Seite gestellt werden, und um zu zeigen, welch unerschöpfliche Fülle poetischer Formgebung dem Englischen eigen ist, braucht man nur Shakespeare und Byron zu nennen. Derjenige aber, der die englische Sprache vielleicht mit der größten Meisterschaft, jedenfalls mit einer nie erreichten Gewalt des Gedankens und des Ausdrucks gehandhabt hat, ist Milton. Die Zahl derer, die wirklich gut sprechen, ist gleichwohl in England lange nicht so groß als in Frankreich. Dagegen spricht der Engländer fast durchgängig klar und verständlich; man weiß bei ihm stets, wo es hinaus soll; das liebe Nichts plauderhafter Conversationsmenschen ist ihm in innerster Seele zuwider. Wie die Eiche nur in offenem Waldraum unter Sturm und Sonnenschein gedeiht, so wuchs die englische Sprache auf dem öffentlichen Markt des Lebens zum Manne heran. Das Französische umgekehrt gleicht weit mehr einer Treibhauspflanze und man fühlt es ihm überall an, daß es zwischen den vier Wänden des Gesellschaftszimmers erzogen wurde. Nicht allein daß von jedem gebildeten Franzosen vorausgesezt wird, daß er sich im Gespräch geläufig auszudrücken verstehe; derselbe darf noch weit weniger die Feder ergreifen, ohne der conventionellen Regeln des französischen Styls vollständig mächtig zu seyn. Eine eigenthümliche Schreibweise ist daher in Frankreich nur in sehr beschränktem Grade möglich: Alles ist zum voraus ganz genau abgezirkelt und der Saz darf weder zu kurz noch zu lang seyn. Die engliche Sprache kennt und duldet keinen derartigen Zwang, so eisern und unwandelbar auch die grammatische Sazbildung nach ihrer logischen Gedankenverbindung ist. Die Zahl mittelmäßiger, selbst

wirklich schlechter Schriftsteller ist in England weit größer als die der guten Stylisten; wer nicht Schriftsteller von Fach ist, kann sich noch so unbehülflich ausdrücken, vorausgesetzt daß es wenigstens sprachrichtig ist. Dafür kann sich aber auch der Mann von Genie seinen eigenen Styl schaffen, wie dieß im Grunde alle Epoche machenden Schriftsteller in England gethan haben.

Es hängt dieß zum Theil mit der Eigenthümlichkeit zusammen, daß der Engländer die individuelle Freiheit höher achtet als alles andere. Dieß scheint zwar in Widerspruch zu stehen mit der Eigenschaft eines starken Nationalgefühls, und in der That, wenn man den Engländer von seiner individuellen Seite ansieht und beobachtet, wie kleinlich er sich oft in seinem Ich und dessen Pertinenzien abschließt, kann man nicht umhin, ihn selbstsüchtig und beschränkt zugleich zu finden. Mit Rücksicht darauf konnte Hume nicht ohne einen hohen Grad von Wahrheit behaupten, keine Nation entbehre so sehr des Nationalcharakters wie die englische. We are exclusive people — we are reserved — sagt der Engländer von sich selbst und meint damit zumeist die zahllose Menge von Ständen, Classen, Sekten, auf die sich alle Gattungs- und Artunterschiede des Thierreichs anwenden lassen. Zwischen dem Westende und der City von London besteht eine chinesische Mauer. Die „fashionable" Welt kümmert sich aber nicht bloß um den Stand der Kaufleute nichts, der Bankier läßt mit demselben beschränkten Kastengeiste keinen Shopkeeper zu seinen socialen Mysterien, und die Classen der „Nobody's," denen nichts über das Glück geht, einen vornehmen Herrn auf die Fuchsjagd ausreiten zu sehen, wenn sie auch als Kammerdiener, Lakaien, Hausjungfern, Köchinnen täglich mit ihren Herrschaften in Berührung kommen, sind für diese ein volgus profanum et incognitum. Auch ist es nicht übertrieben, daß viele Engländer hauptsächlich darum auf das Festland herüber kommen, um einem Könige oder Fürsten die Hand zu küssen. Ein russischer Knäs, dessen wegen man in St. Petersburg nicht den kleinen Finger rührt, ist in einem Londoner Salon ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Und dennoch haben diese Classenunterschiede in England nicht dieselbe kastenartige Consistenz und Zähigkeit wie bei uns. Im Bewußtseyn seiner persönlichen Geltung läßt es sich der Nichtadelige nicht nehmen, über die höher gestellten Personen in der Gesellschaft eine offene Kritik zu üben. Gute Royalisten und loyale Aristokratenfreunde erlauben sich nicht selten einen Spaß auf Kosten des Königthums und der Lords; selbst Königin Victoria, deren Beliebtheit der der jungfräulichen Königin Elisabeth kaum nachsteht, wird in ihrer zahlreichen Nachkommenschaft carrikirt. Dadurch wehrt das Selbstgefühl des Engländers jedem starren Partikularismus und stellt, aller gesonderten Gesellschaftskreise ungeachtet, die gediegene Einheit des Nationalbewußtseyns wieder her.

A. Helfferich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Westschweiz, Januar.

I.

Das Viviser Winzerfest. — Das neue Geld. — Der Telegraph.

Sie hatten seiner Zeit vielleicht von mir eine Schilderung unserer Volksfeste erwartet, an denen wir im Laufe des verflossenen Sommers wahrlich nicht Mangel litten. Ich muß Ihnen gestehen, daß weder das Züricher Maifest, noch das Berner Musikfest und eben so wenig das Genfer Schützenfest mich meinen Penaten zu entführen vermochten. Ich blieb zu Hause, jedoch keineswegs aus „Menschenhaß und Reue," sondern um meinen Appetit für das Viviser Winzerfest zu sparen, das ich dann auch mit frischen Sinnen und ausgeruhtem Gemüth genoß. — Das wäre nun freilich ein pompöser Stoff für einen Korrespondenten gewesen, dieses Winzerfest! Schon die Scenerie: dort über dem blauen See die Bergkette von Clarens, Montreux's sonnige Rebgelände und die düstern Mauern von Chillon; hier die Cathedrale von Vivis mit ihren vier Thürmchen, und hoch über sie wegragend die Dent de Jaman, grau und dräuend wie der Zahn der Zeit; zu unserer Rechten am lachenden Gestade die uralten Flecken und Städtchen St. Saphorin, Cully, Lutri, und wie sie sonst heißen mögen, mit ihren frischgeweißten Häusern, wie schmunzelnde geputzte Großmütterchen in den Fluthen sich spiegelnd. Und dann auf offenem Marktplatz im hellen Strahl der Sonne jene wunderliche Feier, zugleich ernste praktische Wirklichkeit, phantastisches Mährchen und loses Maskenspiel! Hier der Winzer mit den schwieligen Händen, der im Sonntagsstaat und mit stolzem Selbstbewußtseyn den Preis für jahrelangen Fleiß und unverdrossene Arbeitsamkeit in Empfang nimmt; dort, von bekränzten Stieren gezogen, auf Sammtpolstern hingegossen, umrauscht von halbdurchsichtiger Gaze, allerliebste Göttinnen mit einem Gefolge von hunderten bunter, tanzender Genien, die sie umgaukeln; dann die Hauptperson, Bacchus, der sorgenbrechende, freudespendende Götterknabe, keck auf dem Fasse sitzend, begleitet vom wampigen Silen und umschwärmt von jubelnden Winzern und Winzerinnen, von Satyrn, Faunen und leichtgeschürzten, reblaubbekränzten brünetten Bacchantinnen, die in wildem dithyrambischem Reigen sich bewegen. Und nun vollends die wunderlichen Randarabesken, die sich als Rahmen um das sonnige Augustmährchen schlingen. Dort ein junger Faun in bräunlichem Trikot, der als Symbol zur Bekleidung einen Weinlaubzweig um die Lenden trägt und galant zwei Fräulein im Ballstaat am Arm führt; hier der Ceresprieſter, der seine Cigarre an der Pfeife eines stämmigen Greyerzer Sennen anzündet; da wieder ein Krieger von der Ehrenwache, in Harnisch und Pluderhosen, als wäre er erst den blutgedüngten Feldern von Marignano entstiegen; der stößt sein Glas an das Glas eines schmucken Waadtländer Grenadiers, dessen Uniform nach dem allerneusten eidgenössischen Kleidungsreglement verfertigt ist. Und alles das am lichten hellen Tag und so unbefangen, als verstände sich's von selbst!

Doch genug von diesem Stück des heitersten griechischen Heidenthums, welches eines schönen Augustmorgens aus rosig vergoldeten Flockenwölkchen auf das gesegnete Ufer des Leman vom Himmel gefallen ist, während zur selbigen Zeit im nicht minder rebianbumrankten und sonnenbeglückten Rheingau die Missionäre ihr Kreuz aufgerichtet hatten und die höllischen Flammen hoch über den Häuptern der zerknirschten Sünder zusammenschlagen ließen. Ich verschone Sie mit einer Festbeschreibung; Ihre Blätter haben eine solche schon vor achtzehn Jahren in extenso gebracht. Die Feier wiederholt sich alle zwei Jahrzehnte getreu nach den Ueberlieferungen, welchen dann eine neue Generation wieder frisches Leben und frische Farben leiht. Zurück jetzt zur prosaischen Gegenwart.

Was zur Stunde bei uns jeden berührt und beschäftigt, den Hohen und Niedern, den Armen und Reichen, den Gelehrten und Ungelehrten, was in der Wirthsstube und im Salon, auf dem Markt und im Rathhause, in der Stadt sowohl als im entlegensten Dorfe den allgemeinen Gesprächsstoff bildet, das ist die Auswechslung unserer alten Münzen gegen neue. Es ist begreiflich, daß eine so durchgreifende Maßregel, wie die Einführung eines neuen Münzfußes und die Umprägung des sämmtlichen bis jetzt in Umlauf gewesenen Schweizer Geldes nicht ohne Einbuße in's Werk gesetzt werden kann. Einen Theil dieser Einbuße hat der Staat über sich genommen, den andern Theil muß das Publikum tragen. Es hat also jeder Bürger, der auch nur ein einziges Stück klingender Münze besitzt, sein Opfer zu bringen. Da nun aber unsern Bürgern die Schwachheit inwohnt, nur mit äußerstem Widerwillen pro patria in den Sack zu greifen, so können Sie schon a priori auf unsere gegenwärtige öffentliche Stimmung schließen. Hätte man es dieser Tage auf ein Plebiszit ankommen lassen, unsern Herren Obern und Regenten, die uns das neue Geld beschert, wäre kaum

ein milderes Loos als Rädern von unten auf geworden. Da man es aber nicht für zweckmäßig fand, diese Frage in gegenwärtigem Augenblick vor das Volk zu bringen, so sind die Herren, welchen wir den ehrenhaften Auftrag ertheilt haben, uns zu regieren, bis auf weiteres noch am Leben und auf ihren Sesseln geblieben. Zorn und Wuth aber kehrte sich gegen die neuen Münzen selbst, während sich die Volksgunst plötzlich mit aller Inbrunst und Leidenschaft auf das abscheuliche rothe und abgeschliffene Blech warf, das von Rechtswegen zum Feuertode im Schmelztiegel verdammt ist. Man spricht nur mit Wehmuth von den „alten, ehrwürdigen, schönen Batzen“ und der verrufenste Züricher Schilling wird gepriesen, als gehörte er mindestens in einen Reliquienschrein. Dagegen wird dem erträglich niedlichen neuen Gelde nichts als Schimpf und Schande nachgeredet. Nach einigen sind unsere neuen Fünffrankenthaler innen von Glas und brechen, wenn man sie zu Boden fallen läßt, in tausend Scherben. Nach andern befindet sich im Innern der blanken zwanzig und zehn Centimesstücke altes Leder. Es gibt Dritte, die uns ganz im Vertrauen mittheilen, der Kern der neuen Zweifrankenstücke bestehe aus einem verrufenen Batzen aus der verrufenen Zeit der einen und untheilbaren helvetischen Republik. Am allermeisten Spott und Schande muß jedoch die gute Helvetia erdulden, die auf der Aversseite unseres Silbergeldes etwas unbequem auf einem Pfluge sizt und die Hand nach einem unbekannten Etwas in's Blaue hinausstreckt. Von einigen wird sie schlechtweg Madam Druey genannt, da sie ihren Ehrenplatz der Verwendung und hohen Protektion dieses Staatsmanns zu verdanken haben soll. Andere behaupten, Lola Montes habe dem Stempelschneider Modell gesessen. Was dann die Bauersame betrifft, so apostrophirt dieselbe die arme Dame kurzweg und durch die Bank mit dem bewußten Ehrentitel der apokalyptischen Lorette von Babylon. — Es ist freilich nicht zu läugnen, daß das Gewand unserer Helvetia etwas „naß“ und ihr ausgestreckter Arm etwas lang ist. Die drei Männer auf dem Grütli oder Tell mit seinem Knaben hätten ein viel volksthümlicheres Aversbild abgegeben als jene allegorische Figur, bei deren Anblick neunundneunzig Procent unseres Volks sich gar nichts denken, das denkende Procent aber zuweilen abenteuerlich weit über das Ziel wegschießt, wie z. B. ein Bauer meiner Bekanntschaft meinte, das Weibsbild auf den Thalern solle bedeuten, daß auch der Schwache durch das Geld stark werde (nebenbei gesagt, meine ich, es seyen schon manchem Professor dümmere Exegesen gerathen). Uebrigens ist unsere Helvetia immer noch um ein namhaftes schöner als der dicke Kopf der belle France auf den französischen Thalern, der jezt dem Bildnisse des Erwählten der sieben bis acht Millionen Platz machen muß. Ich möchte eine alte Berner Dublone gegen ein neues Centimestück wetten, wäre Benvenuto Cellini selber gekommen, uns für unser neues Geld Revers und Avers zu stechen, das Publikum hätte kein Jota weniger geschimpft. Das Stempelbild ist der Sündenbock, an welchem man seinen Aerger ausläßt, der nicht sowohl ästhetischer als ökonomischer Natur ist und von den Procenten aufgestachelt wird, welche bei der Auswechslung in die Brüche fallen. Dieser Aerger wird verrauchen und hoffentlich einst den Männern, die sich dem schwierigen Werke unterzogen, den Augiasstall unseres Münzwesens zu reinigen, eine Ehrensäule gesezt werden: freilich nicht, so lange sie auf Erden wandeln — das wäre unrepublikanisch, — sondern dann, wenn ihnen Ruhm und Lob nicht mehr zu Kopfe steigen kann.

Bemerkenswerth ist der Aufschwung, welchen in unsern Gauen die Liebhaberei des Münzensammelns genommen hat, seitdem das Geldumwandlungsgeschäft im Gange ist. Das Centraleinwechslungsbüreau in Bern besorgt aus Auftrag des Bundesraths über hundert Sammlungen alter Schweizer Münzen, wahrscheinlich zu Geschenken an Bibliotheken und öffentliche Anstalten. Die Zahl der Privaten, welche größere oder kleinere Collektionen von allerhand dem Schmelztiegel verfallenen Batzen, Schillingen, Bluzgern, oder auch von Dublonen und Thalern machen, ist Legio und beurkundet ein schönes Gefühl der Pietät und Anhänglichkeit an das Althergebrachte, welches man uns Republikanern kaum hätte zutrauen dürfen. Der landes- und geschichtskundige Züricher Veteran Gerold Meyer von Knonau hat aus gleicher Veranlassung eine Schrift über die alten Schweizer Münzen herausgegeben, in welcher er über sechstausend verschiedene Stempel aufzählt.

Mit Nächstem wird der Johannes unserer schon so lange umsonst erharrten und erhofften schweizerischen Eisenbahnen, nämlich der elektrische Telegraph uns geboren werden. Unsere gesetzgebenden Räthe haben die Hauptlinien festgesezt und die nöthigen Kredite bewilligt. Es soll zwei sich kreuzende Stammlinien geben, die eine vom Bodensee über Zürich, Aarau, Bern, Lausanne nach Genf, die andere von Basel über Luzern, den Gotthardpaß und Bellinzona an die lombardische Grenze. Zweiglinien, welche in diese Stämme münden, werden sämmtliche Kantonshauptorte mit der Bundesstadt Bern in Verbindung bringen. Die Gelder werden durch ein unverzinsliches, freiwilliges Anleihen aufgebracht, an welchem sich Kantonsregierungen, Municipalitäten und die Kaufmannschaft betheiligen. Schon ist die nöthige Summe von 400,000 Franken nahezu gezeichnet. Die Ausführung ist auch bereits von der exekutiven Behörde in die Hand genommen worden, welche die Leitung derselben zwei österreichischen Ingenieurs, den Herrn Steinheil und Baumgartner übertragen hat. Das Postdepartement, in dessen Geschäftskreis das Telegraphenwesen gehört, hofft im Laufe des nächsten Sommers schon einige Linien in Aktivität setzen zu können.

Der elektrische Funke, welcher dem Menschen als Postläufer dienen muß, wird also in naher Zukunft schon eben so rasch unsere Gletscher überhüpfen, als er — zwischen Calais und Dover — durch die salzige Fluth taucht. Unsere Sennen und ihre vierbeinigen Pflegbefohlenen, die zur Sommerszeit auf hohen Bergweiden der Einsamkeit pflegen, im Winter aber im engen Thal eingeschneit und gewöhnlich weder Mitglieder eines Journalcirkels noch Abonnenten eines illustrirten Pfennigmagazins sind, werden die Stangen und Drähte mit verwunderten Augen betrachten, und es wird Mühe kosten ihnen den wohlthätigen Einfluß derselben auf ihren Kühe- und Käsehandel begreiflich zu machen. — Es gibt Leute unter uns,

welche befürchten, es befinde sich in unsern Staatseinrichtungen ein viel zu winziges Minimum von Polizei, als daß jene über Berg und Thal hinziehenden Stangen und Drähte ungeschoren gelassen würden. Sie gründen diese Befürchtungen auf den muthwilligen Zerstörungstrieb unserer männlichen Dorfjugend, welche auf ihren nächtlichen Streifzügen in der That oft fast das Unglaubliche leistet, z. B. mißbeliebigen Mitbürgern große Leiterwagen auf die First des Hausdaches hinaufstellt, ohne daß der darunter im Schlummer liegende Eigenthümer sich auch nur das Geringste davon träumen läßt. Ich für meinen Theil hege so viel Zutrauen zum praktischen Sinn jener „Nachtbuben," um zu hoffen, dieselben werden begreifen, daß laut Gesetz ein zerrissener Telegraphendraht mehr koste als ein Loch im Schädel eines Nebenbuhlers; wie billig, da letzteres von selbst zuheilt, ersteres jedoch nicht. Die Amerikaner erfreuen sich eben so wenig eines Ueberflusses polizeilicher Fürsorge; nichts desto weniger stehen dort die Telegraphen im schönsten Flor und ihnen wird kein Haar gekrümmt.

Dresden, Januar.

Ein Besuch bei Retzsch

Schönes, stattliches Dresden, noch immer rollt deine Elbe ihre gelblichen Wasser in die ferne Nordsee hinaus, deren hohe Wogen des kleinen Zuflusses spotten; noch immer schenkt ihr die herrliche Moldau mit reicher Hand, und schaut mit trübem Ernste dem undankbaren Kinde zu, das sich über die Mutter erhebt, und noch immer lehnen sich die herrlichen Thürme deiner Gotteshäuser schattig an den Horizont und lenken den Blick von einem schönen Hier in weite unbekannte Fernen. Ein Garten Deutschlands wird Sachsen genannt, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen, wo die Rebe rankt, wo der Wein reift, und die Kindlein, wie Kohl in seinen neuesten Berichten meldet, mit einem „Zulp“ geboren werden.

O Land des Kaffee und des Wein,
Wer möchte nicht ein Sachse seyn?

Es war ein frostiger Wintermorgen, Schnee lag auf den fernen Höhen, die das Elbthal im Süden begrenzen und den lauen Lüften ihre starren Massen entgegen setzen, während der Boreas ungehindert jede Tonart anstimmen mochte. Die schöne alte Brücke war schon früh mit Fußgängern überfüllt und kümmerte sich nicht um die jugendliche Nebenbuhlerin, die bis dahin nur von einzelnen Neugierigen betreten worden. Alles eilte und schaute über eine rothe Nase nach Neu- oder Altstadt hin, als könne schon der sehnende Blick das Ziel der Wanderung herbeiführen. Langsamer kommen jezt zwei Damen daher, der Tracht und dem Gange nach Fremde; ein Mann begleitet sie. Sie erreichen den Bahnhof, die Glocke läutet, und die Wagen werden bestiegen. Mit deutschem Bedachte eilt jezt der Zug dahin und hält erst nach geraumer Zeit bei seiner ersten Station an der „Weintraube,“ einem beliebten Gasthof in der Ober-Lößnitz. Die drei Passagiere steigen aus und wandern quer über die Felder den Hügeln zu, die das Thal im Süden begrenzen. Durch eng gewundene Pfade führt ihr Weg, an manchem niedlichen Winzerhause mit lustig grünen Jalousien vorüber, bis sie an ein Pförtchen gelangen, das sich ihnen wie von selbst öffnet und in einen gartenartigen Hofraum blicken läßt. — Unter einer Art Veranda hin führt der Weg eine Treppe hinauf in einen offenen Corridor, in welchem sich auf der verschlossenen Seite mehrere Thüren befinden. Die größte derselben öffnet sich und aus ihr tritt ein ältlicher Mann mit einer Dame hervor, die beide den drei einen freundlichen Willkomm entgegen rufen. Der Mann, von kurzer, gedrungener Gestalt, mit großem Kopfe, den graue Locken dicht umspielen, ist Retzsch; die stattliche Dame neben ihm, mit dem schönen heitern, sein ausdrucksvollen Gesicht, ist seine Gattin. Ein schöner Friede spielt in beider Zügen, man sieht ihnen an, daß Liebe und Glück unter ihrem Dache hausen, daß Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft klar und ungetrübt vor ihrem Blicke ruhen. Man tritt in das zweite Zimmer, und das berühmte Album wird alsbald herbeigeholt. Dasselbe besteht aus einer Sammlung kleiner Skizzen, die Retzsch seiner Gattin an ihren Geburtstagen überreicht. Die meisten derselben sind von unübertrefflicher Schönheit; die Poesie der Idee und die Grazie in den Umrissen sind gleich bezaubernd. Retzsch hat neben seinen Gästen Platz genommen, er erklärt ihnen den Gegenstand jedes vorliegenden Blattes und freut sich ihrer Freude. Seine Gattin sizt im andern Fenster mit ihrer Arbeit und lächelt mit, wenn die übrigen froh sind. Retzsch ist bereits ein Siebziger, aber rüstig, gesund und geistig frisch, wie ein Jüngling. Es liegt ein hervorstechender Zug des Wohlwollens in seinem Wesen, und man hat Ursache zu glauben, daß er nicht nur denke und zeichne, was menschlich schön ist, sondern es auch übe. Einer seiner Gäste, eine Engländerin, erzählt ihm, wie sehr man ihn in ihrem Vaterlande schätze, daß seine Skizzen zu der Glocke und zu Faust in jedem Salon einer gebildeten Familie zu finden seyen und überall mit höchster Anerkennung betrachtet werden. — Retzsch fragt nach seinem Schachspiel und wundert sich, daß dasselbe nicht auch bekannt sey. Er erzählt von einem Besuche der Mistreß Hall, die mehrere Zeichnungen aus seinem Album mitgenommen und in dem „Art-Journal“ einen langen Bericht über ihren Besuch bei ihm geliefert habe, von Mistreß Jameson, die, als große Kunstkennerin, allen seinen Sachen eine Uebersiedelung in ihr Vaterland gewünscht, und endlich von Monckton Milnes, dem Dichter und Parlamentsgliede, der noch kürzlich auf seiner Durchreise ein paar Blätter des Album entführt. Das alles trägt er mit liebenswürdiger Einfachheit vor, aus der die Freude über die ihm im Auslande gewordene Theilnahme und Anerkennung hervorleuchtet, aber ohne daß sich die geringste eitle Selbstgefälligkeit dabei abspiegelte.

Es ist schade, daß diese kleinen Skizzen sich durchaus nicht stechen lassen, ohne an Reiz und Ausdruck zu verlieren. Nur das Original ist daher der Schatz, der der Nachwelt bleiben wird. Bei den Stücken, die veröffentlicht

sind, ist das Beste jedesmal zerstört worden, so daß niemand den eigentlichen Retzsch mehr darin erkennen kann. Es wäre daher wünschenswerth, daß irgend ein öffentliches Institut, eine Kunstsammlung die ihm gebührenden Originalzeichnungen ankaufte und aufbewahrte.

Ein paar Stunden flogen bald dahin, und nur ungerne brachen die Gäste auf, als die herannahende Mittagsstunde ihren Abschied schicklich und angemessen machte. Im Vorzimmer hingen Bilder in Oel, eine Madonna, Engelköpfe &c.; diese aber waren des Meisters weniger würdig, und man bemerkte mit Erstaunen, wie wenig Sinn das Auge desselben für das Colorit hat, während es in Bezug auf die Formen so scharf und glücklich ist. — Aus den Fenstern des in höchster Zierlichkeit prangenden Gemaches warfen die Gäste noch einen Blick auf das schöne Elbthal hinab, das hier wie ein Garten der Erde ausgebreitet lag, und erhielten von Retzsch die liebenswürdige Weisung, ihn hier im Frühling, wenn die Bäume in Blüthen prangen, aufzusuchen. Dankbar und dankend schieden seine neuen Freunde, und heimgekehrt wurde dieser Tag roth in dem Buche ihres Gedächtnisses verzeichnet.

Berlin, Februar.

Der künftige Senat. — Die Zeitungssteuer.

Gegen unser junges Verfassungsleben und die zur Entwicklung desselben nothwendige freiere Bewegung der öffentlichen Meinung sind ein paar neue Geschütze aufgefahren, von denen das eine auch bereits eine volle Ladung erhalten hat, während das andere noch des Pulvers harrt, welches in den Sitzungen des Ministeriums bereitet wird. Jenes besteht in dem kürzlich veröffentlichten Entwurf einer Zeitungssteuer, dieses in der gegenwärtig durch die Minister ventilirten Frage wegen der Neubildung unserer ersten Kammer. Die Grundsätze, die hierüber von unserer Verfassung aufgestellt werden, sind, wie so vieles im heutigen Daseyn der Staaten, in provisorischer Weise beliebt worden, übrigens aber noch gar nicht zur Ausführung gekommen, da wir bis jezt immer nach die alten Revisionskammern hatten. Deren Uhr läuft mit dem Jahr 1852 ab, und die Regierung will nun statt des provisorischen Wahlgesetzes, wonach die Hälfte der Mitglieder durch den König, die andere durch Höchstbesteuerte im Volke zu wählen wäre, veränderte Grundzüge den Kammern zur Beschlußnahme vorlegen. Die erste Kammer soll aufhören, erste Kammer zu heißen, und einem Senat von Hochgestellten und von Capacitäten den Platz räumen, wobei fast alle Mitglieder vom Könige mittelbar oder unmittelbar zu ernennen wären. Die Prinzen des königlichen Hauses, die mediatisirten, ehemals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen, die größten Grundbesitzer, welche der König als die Häupter hoher Häuser bezeichnen würde, die kommandirenden Generale, die Präsidenten der obern Gerichtshöfe, die angesehensten Gewerb- und Handeltreibenden des Landes, ebenfalls durch den König zu bezeichnen, Abgeordnete der Universitäten und Akademien, von deren Senaten zu ernennen, das wären die Hauptbestandtheile des neuen Senates. Wie weit bei der Idee desselben die neuesten Vorgänge in Frankreich mitgewirkt haben, läßt sich kaum entscheiden, doch sind Aehnlichkeiten unverkennbar. Es würde gegen einen solchen Senat übrigens dann vielleicht nur wenig einzuwenden seyn, wenn die zweite Kammer nicht ihrer Mehrzahl nach aus Beamten, sondern aus unabhängigen Vertretern zusammengesezt wäre. Jedenfalls macht die Sache schon längere Zeit in der Berliner Gesellschaft viel von sich reden und wurde nur neuerdings durch den plötzlich aufgetauchten Entwurf einer Zeitungssteuer augenblicklich in den Hintergrund gedrängt. Einer so gewaltigen Vereinigung von Finanz- und Polizeizwecken hatten sich die seit 1848 völlig unbesteuerten preußischen Zeitungen eben nicht versehen. Vor dem Jahr 1848 mußten alle politischen Tageblätter in Preußen eine Stempelabgabe an den Staat bezahlen, welche den Preis des Exemplars um wenige Groschen im Quartal erhöhte und daher von den Lesern leicht getragen werden konnte. Hätte man diesen Stempel jezt wieder hergestellt, so wäre dadurch kein allzu auffallender Eingriff in die Existenz der Zeitungen geschehen. Aber man will sich damit nicht begnügen. Man will das Zollmaaß an die Papierdimensionen der politischen Blätter legen und j e d e hundert Quadratzoll von j e d e m Exemplar j e d e r Nummer mit einem halben Pfennig besteuern. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieser Plan in den Kammern eine günstige Mehrheit findet; seine Annahme würde die ältesten, wohlbegründeten Zeitungsinstitute geradezu ruiniren, denn die Steuer übersteigt die Gesammteinnahme derselben. Gut wäre es, wenn die politischen Zeitungen sich genöthigt sähen, sich im Raume zu beschränken, wenn namentlich das Dilettiren auf dem Gebiete der außerpolitischen Literatur, wie es in den Feuilletons getrieben wird, die leere Jagd nach dem Unterhaltenden und Pikanten, die man neben der Politik treibt, bescheidener auftreten müßte. Dieß wirkt verflachend, geschmackverderbend auf die Leser und schadet den Erfolgen einer wirklich guten Belletristik. Aber deßhalb wird man so weitgehende Maßregeln, welche überdieß für alle gemeinnützigen Zwecke nur nachtheilige Folgen haben können, nicht billigen können. Es liegt auf der Hand, daß unter der Steuerherrschaft des Zollmaßes jede Zeitung sich hüten wird, irgend etwas unentgeltlich aufzunehmen, was nicht die Steuer durch einen pikanten Nervenreiz vergütet. Und wie viele gemeinnützige Anstalten würden unter dieser ganz natürlichen Unzugänglichkeit der nach der Elle besteuerten Zeitungen zu leiden haben! Also das ganze Prinzip scheint falsch, und Verbesserung des Entwurfs ohne principielle Umarbeitung durchaus unzureichend. — Eilen wir von dem Unerfreulichen zu angenehmeren Erscheinungen der Gegenwart!

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 8. 22. Februar 1852.

> Improbe amor, quid non mortalia pectora cogis!
>
> Virgil.
>
> Denk, Unglücklicher, doch des Vaterlandes nun endlich,
> Wenn dir Göttergeschick Errettung gewährt, und Zurückkunft
> In die heimischen Fluren der Väter!
>
> Homer.

Tonina.

Erinnerungen eines Paduaner Studenten.

I.

Wir saßen unser zwei — deutsche Landsleute aus derselben Stadt und gute Freunde seit den ersten mit einander in der Schule erhaltenen „Batzen" * — zu Padua, um uns daselbst auf eine ziemlich bequeme und billige Weise zu Doktoren juris utruisque machen zu lassen. Eigentlich zu der Zeit, in welcher sich der Faden meiner hier erzählten Erinnerungen abzuspinnen anfängt, hatten wir bereits diese Operation glücklich überstanden und konnten das Bewußtseyn unserer unbestreitbaren Gelehrsamkeit als eine in Sammt gebundene Eselshaut mit lateinischer Inschrift unterm Arm herumtragen. Schon vor mehreren Wochen hatten wir das tiefsinnige und würdevolle Schauspiel der Disputation um die Laurea aufgeführt, hatten im Hermelintalar, der unsere Gestalten umschlotterte, den Zuhörern so gut imponirt wie die vielen Hunderte, die vor uns in diesem Mottengehäuse staken. An den Buden unseres Schuhmachers und Haarkräuslers hingen die Sonette und Oden, womit die concessionirten Poeten der Universität das Erscheinen eines so leuchtenden Doppelgestirns am Horizont der Wissenschaft besungen, dem Kassier hatten wir die dreihundert Zwanziger Taxe bezahlt, und selbst der Doktorschmaus mit seinen unabweislichen Folgen war längst verschlafen und verwunden. Kurz, unser Tagewerk war gethan, und doch saßen wir noch immer zu Padua, und mir wollte es damals auch nicht deutlich werden, daß wir fortkommen könnten oder gar schon fort seyn sollten.

Es ist sonst nicht die Gewohnheit absolvirter und graduirter Leute deutscher Zunge, eine Stunde länger als durchaus nöthig an dieser Urquelle der Weisheit zu verweilen. Ein halbes Dutzend Kollegen hatten bereits mit inbrünstigem Fluchen den Tag herauf beschworen, an welchem sie den langgestreckten Gassen und den kurzgemessenen Annehmlichkeiten dieser Stadt des Antenors entrinnen durften, und die merkwürdigste Erinnerung, die sie mit sich nahmen, war der Umstand, daß wir beide dort zurückblieben. Abgesehen davon, daß sie wußten, wir hätten gerade lange genug im Café zum Principe Carlo gegähnt und in den Höhlen der Trattoria Zangrossi unser Futter gesucht, oder in der Birreria di San Gaetano uns an der Natur der deutschen Kellnerin erholt von dem Pathos wälscher Wissenschaft, gewährte in den Tagen unserer wunderbaren Ausdauer zu Padua der

* Ruthenstreiche auf die flache Hand.

Aufenthalt daselbst sicherlich ein Minimum jener Wonne, die wir Deutsche jenseits der Alpen suchen. Derselbe fiel nämlich in den Anfang des Jahrs 1848, als bereits die Abneigung gegen uns gutmüthigste Fremdenbewunderer mehr als deutlich zu spüren war. Einiges Barbarenthum, einige Gleichschätzung mit dem unsaubern Thiere hatten wir uns von je im Bewußtseyn unserer Philosophie und unserer neugewaschenen Hemden gefallen lassen; das lautere Bellen der Möpse vermehrte sogar anfänglich die innere ironische Genugthuung, die wir bei ihrem Heiserwerden empfanden; manchmal waren wir selbst nicht abgeneigt, den patriotischen Unverschämtheiten der Italiener unsere volle Hochachtung zu widmen, denn kein Mensch ist bereitwilliger, alle Aeußerungen des Nationalgefühls anzuerkennen, als ein Deutscher, wenn nur nicht begehrt wird, daß er diese Anerkennung auf sein eigenes anwende.

Legten wir demgemäß keinen besondern Werth auf die Antipathien der Wälschen, so hätte vielleicht doch der förmliche Geduldbankerott unserer Landsleute und Studiengenossen auch uns flüchtig werden lassen; aber wie gesagt, wir kamen nicht dazu. Uns hielt ein sehr gewöhnlicher, doch immerhin wirksamer Grund in Padua fest: wir waren verliebt.

Wenn ich sage „wir," so rede ich hier nicht so fast von mir als von meinem Freunde. Da ich indessen von jenen Eingangs erwähnten ersten Schicksalsstreichen an alle späteren mit ihm getheilt, so darf ich wohl auch in Bezug auf diesen Liebeszustand meinen Antheil durch die Pluralconstruktion andeuten.

Daß sich ein Student verliebt, ja daß sich ein deutscher Student zu Padua in ein wälsches Mädchen verliebt hat, soll schon öfter vorgekommen seyn, aber wie dieses mit meinem Freunde der Fall war, dürfte denn doch keine gleichgültige Alltagsgeschichte gewesen seyn. Ihren Anfang nahm die Sache ganz wie sich's gehört, und weder ich noch andere, nicht einmal mein Freund, der Verliebte, zweifelten, daß sie nach dem gewöhnlichen Verlaufe ähnlicher Fälle zu allgemeiner Befriedigung damit enden werde, daß wir, mein Freund und ich, mit dem Postwagen heimreisen, unsere Geliebte aber in Padua zurückbleiben werde, nachdem man vorher sich ein entschlossenes »allora addio« gesagt oder auch nachträglich einen Brief geschrieben, welcher anfing: „Ein grausames Geschick trennt uns auf ewig."

Kann es eine regelmäßigere Einleitung einer Studentenliebschaft geben, als daß dem betreffenden Individuum die Tochter seiner Hausfrau in's Auge sticht? Können Symptome wie ein anfängliches Keifen und Widerstreben der Mama und ein späteres Eingehen auf die Verhältnisse, ferner ein höchst unbefangener, alle Freiheiten sich wahrender Ton des Liebhabers und eine anspruchslose, leichtblütige Zärtlichkeit der Angebeteten, verbunden mit dem Umstande, daß der Betheiligte diesen Damen niemals sein Monatgeld schuldig blieb, können solche Anzeichen etwas anderes erwarten lassen als die Aufführung eines heitern Traums, aus dem man ohne Herzweh und Kopfschmerzen erwacht, wenn der Wecker ruft? Und troß dieser günstigen Sachlage nahm die einfache Studentenverliebniß einen, wie sich später zeigte, bedenklichen Charakter an, und wurde ein unabweisbarer Grund unseres Verbleibens in Padua.

Ich muß hier einschalten, daß nach dem Usus des wälschen Studententhums bei zarten Verhältnissen zu dem schönen Geschlecht man sich am häufigsten mit der losesten Verschlingung vollkommen befriedigt fühlt. Die Anlässe zu ernsteren Beziehungen sind nicht vorhanden; über eine gewisse Sphäre hinaus hat der Scolare di Padova wenig Aussicht seine Gefühle verwerthen zu können. Die Familie ist ihm versperrt, ein italienischer Hausvater denkt auch gar nicht daran, daß sich ein Student für sittsame Töchter interessiren könne. Für die Deutschen haben zwar nicht allein die lezteren ein besseres Vorurtheil, sondern auch die ersteren, dennoch verbleibt es bei der guten Meinung und die Gelegenheit zum Verkehr wird nicht geboten und nicht gesucht. Bei dem Liebesfalle meines Freundes zeigten sich alsbald Ausnahmen von obigen Regeln, die wir damals zu wenig beachteten.

Das war keine paduanische Liebschaft mehr, es war eine gut deutsche geworden. Man weiß, was das sagen will. Die Dummheit oder der Ernst derselben lag am Tage, die tragische Wendung war da: der Schluß war eine Heirath oder ein Schmerz fürs Leben. Ich setze nämlich voraus, was wohl auch die Leser meiner Aufzeichnung thun, daß wir uns wie ehrliche Kerle benehmen wollten. Die erste Ausnahme bestand darin, daß die Familie, bei welcher wir wohnten (ich hatte in ein Hinterkämmerlein mich einklausirt, um meinem Pollux freies Feld zu lassen), eine ganz achtbare war und nur an deutsche Studenten von besonderem Anstand, d. h. Doctoranden, Doctoren x. ein paar Zimmer abließ. Die zweite Ausnahme ließ diese Familie nur aus einer etwas milzsüchtigen, sonst aber sehr höflichen Mutter und einer schon beim ersten Anblick äußerst liebenswürdigen Tochter bestehen. Als dritte und bedenklichste aber verlor sich diese Liebenswürdigkeit der Tochter nicht mit jeder Woche mehr, wenn man als ihr Hausgenosse einige tiefere Blicke in ihre Bestandtheile werfen konnte, sondern gewann an magnetischer Kraft, je unscheinbarer sie dem Beobachter allmählig sich darstellte. Ueber dem hatte das Mädchen gerade nur so viel wälsches Wesen an sich, als uns an den Weibern dieses Volkes gefallen kann, die Grazie der Bewegung, die Lebhaftigkeit der Empfindung, die taktvolle Feinheit der Form, die selbst

der Leidenschaft ein edles Gepräge gibt; alles übrige war deutsch. Statt der landesüblichen Trägheit zeigte Tonina die stete Thätigkeit einer deutschen Hausfrau, statt der Gefallsucht die schüchternste Bescheidenheit; sie war sinnig, innig, treu, fromm. Selbst die klassische Unwissenheit ihrer Landsmänninnen fehlte ihr und doch war sie, Gottlob, kein „gebildetes Mädchen." Dem entsprechend hatte sie blondes Haar und blaue Augen, ein zart gefärbtes Gesicht, und ihre ganze Erscheinung schien mir immer ausgezeichnet durch eine eigenthümliche Helle und Klarheit, wie sie denn auch meist in lichte, weiche Farben gekleidet war. Ihr Blondseyn hinderte indessen nicht sie als eine ächt italienische Schönheit gelten zu lassen, wenn man sich erinnerte, daß Tizian's schönste Weiber durch diese Goldlocken und diese weiße Haut gefallen.

An meines Freundes Neigung hatte indessen solche kunstkritische Wahrnehmung den geringsten Antheil. Er liebte in Tonina zuerst das schöne, ihm unbefangen sich annähernde Mädchen und später ihre vortrefflichen, tiefer liegenden Eigenschaften. Aehnlich muß es ihr selbst ergangen seyn mit ihrem „Carlino," einem ganz ländlichen Stück Mannes, mit gescheidten Augen und allzeit heitern Lippen unter dem wohlgediehenen Bart, auch im übrigen von untadeliger Art und einer äußerst gewinnenden, freudigen Offenheit. Nebenbei kommt zu beachten, wie viel Anziehendes und Wohlthuendes und am Ende unfehlbar Fesselndes darin liegt, wenn ein fremder, junger Geselle an einem Orte, wo er sich sonst nie recht behaglich gefühlt hätte trotz alles Leichtmuthes und geringer Verwöhnung, plötzlich alle kleinen Bequemlichkeiten, alle heimische Sorgsamkeit und Zutraulichkeit findet, wenn er gleichsam sich mit einer Familie umgeben sieht, alle Vortheile der Einbürgerung genießt und dabei aller Freiheit sich erfreut; denn sowohl Toninas als ihrer Mutter Benehmen war weit entfernt von aller Absicht und Eigensucht.

Ohne weitere Analyse: meines Freundes Verhältniß zu unserer trefflichen Haustochter entwickelte sich derart, daß ich nach dem ersten Halbjahr sah, es sey mehr als eine „ochsige Verkeilung," um mich an die studentische Auffassung zu halten; im zweiten freute ich mich an der maigrünen Lyrik dieses Herzensbundes und machte sehr schöne Verse darüber; beim Abschied war die Ernsthaftigkeit der Sache außer Zweifel. Wir kamen zum Rigorosum wieder, und die Leute betrachteten sich als längst einander gehörig, und als der Herr Doctor bald fertig war, redeten sie auch von der Frau Doctorin, und wie lang es noch dauern könne, bis Karl eine Advokatenstelle erhielte u. s. w.

Aber eben weil wir nun einmal schon so weit waren, wollte es mit unserem Weiterkommen aus Padua kein rechtes Gesicht haben. Die Berechnungen bezüglich der endlichen Heirath hatten sich etwas hoch hinauf oder besser lang hinaus geziffert. Wenn der Geliebte geschieden war, um daheim sein Ziel zu verfolgen, konnte nicht sobald auf eine Wiederkehr, keinesfalls auf einen längeren Aufenthalt bei der theuren Tonina gehofft worden. Jetzt war man eben in der besten Glückseligkeit, denn aus Carlinos Doctordiplom las Tonina die sicherste Verschreibung ihres künftigen Glückes heraus, und im süßen Müßiggang an der Seite des geliebten Mädchens lag eine Unsumme nothwendigster Geschäfte. Immer gab es Neues zu besprechen, festzusetzen, einzuleiten, und auch Tonina, ein äußerst verständiges Kind mit praktischem Verfahren, die gewiß längst begriff, daß man auf einem Schemel an einem Fenster der Piazza dei Signori sich ausstreckend und in die Augen einer Paduanerin vertieft in der Advokatenpraxis es kaum bis zu einiger Fertigkeit in Ehestreitsachen bringen möchte, wußte es nicht über sich zu gewinnen, uns endlich ziehen zu lassen.

Ueber dieser seligen Vergessenheit waren die Aeußerungen der sehr verminderten politischen Hochachtung und äußerst lebhaften nationalen Abneigung, womit wir Deutsche von den Italienern beehrt wurden, bis zu jener Unverholenheit und Nachdrücklichkeit gediehen, deren ich bereits Erwähnung gethan. Mein Freund spürte wenig davon, Toninas Küsse hatten nicht den mindesten Beigeschmack modernen Deutschenhasses, ihre zärtlichen Ergüsse waren frei von all den Tagesphrasen gegen die barbari nemici und sie hatte selbst das »Evviva Pio IX.« von der Thüre gewischt, das der begeisterte Hauseigenthümer an alle Pforten seines Hauses selbst angemalt hatte. Karl auf seinem Schemel kam mit der Volksstimmung in keine Berührung; selbst die neuen dreifarbigen Bänder auf Mamas Haube galten ihm als keine Demonstration, denn diese conservative Dame erklärte dabei, mit den Wölfen müsse man heulen.

Mir dagegen war es vergönnt meinen vollen Antheil in Empfang zu nehmen an all den Aufmerksamkeiten und Erheiterungen, welche die italienische Gentilezza den Deutschen bereitete. Anfänglich hatten diese Geschichten in der That etwas Unterhaltendes. Uns guten Leuten, die auch keine leise Idee hatten, wie eine Revolution, sey es en bagatelle, sey es im Großen, aussehen möchte, gefielen diese neuen, nach deutscher Vernunft bemessen meist sehr albernen und lächerlichen Kundgebungen des souveränen Zorns eines Volks, von dessen Muth wir einen noch bescheideneren Begriff hatten als von unserer Berechtigung, solche Spässe übel aufzunehmen. Wir Jünglinge mit unserem Uhland'schen und mitunter auch Herwegh'schen Patriotismus verargten es, wie gesagt, den Leuten durchaus nicht, daß sie Italiener seyn wollten; ihr

Enthusiasmus und Nationalhaß wäre uns ganz recht gewesen, nur etwas mehr Logik und Gemüthlichkeit hätten wir gewünscht.

In Venedig hatten wir, das heißt ich — denn mein Pollux war nicht capabel zu einer Fahrt ins Fenice — jenes Geräusch, oder wie ich es nennen soll, vernommen, welches die Wälschen „das erste Brüllen des Löwen von San Marco" nannten. Mit Shakespeare mußte ich sagen: „Gut gebrüllt!" wenn ich an das »fuori tutti« denke, womit vom Publikum die Räumung des Theaters selbst kommandirt wurde, als die Polizei die Cerito ihre Siciliana im dreifarbigen Balletröckchen nicht wiederholen ließ. Das Cigarren-Interdikt, die Maskerade mit dem Nationalkostüm, bei welchem die wälsche Begeisterung sich meist in englischen Baumwollsammt kleidete, die Ordonnanz, als Patriot die Hutschnalle nach vorne zu kehren, und dergleichen hatten immer so viel Erheiterndes, um mich ohne Aerger durchkommen zu lassen; jenes Löwengebrüll aber machte mir Bedenken. Ich dachte daran, daß diese Bestie ins Katzengeschlecht gehört und uns leicht für Mäuse halten könnte. Zwei Tage nach dem verweigerten Vaterlandstanz hatte sie in Padua schon Blut geleckt bei dem bekannten Spektakel im Caffé Pedrocchi am 8. Februar. Die Universität wurde geschlossen, alle deutschen Studenten gingen fort. Ich sagte zu Karl: „Thun wir deßgleichen;" aber Tonina fragte statt seiner: „Fürchten Sie sich, Signor Cecco?" und somit blieb mir nichts übrig, als ihr unartig ins Gesicht zu lachen, eine Cigarre anzuzünden und rauchend vor ihren Augen über die Piazza durch einen Haufen Calabreserhüte zu wandern ins Café militare, wo mich die Offiziere mit lautem Bravo empfingen.

Auf jeden Fall war bei mir beschlossen auszuhalten, so lange mein Freund blieb. Ihn riefen wiederholt die Briefe besorgter Verwandten heim, nach mir begehrte niemand, denn die Meinen waren alle dahin, und meine paar Groschen konnte ich ja längst schon mit Genuß einzig nur aus Einer Schüssel mit ihm verzehren.

Meine Kaffeehausgesellschafter, die Offiziere von Reuß Husaren — in der Noth vergaßen wir, daß wir Militär und Civil waren — trösteten mich täglich, als die Symptome ringsum höchst bedenklich wurden, mit dem Zuspruch: „Was da! wir hauen uns schon durch!" Sie mit Roß und Säbel hatten gut reden; viel weiser sprach eigentlich ihr Feldpater, der da meinte, am besten wär' es, eher heute als morgen „abzufocken." Tonina wollte von allen Vorschlägen der Art nichts wissen. Sie berief sich auf den Edelsinn der italienischen Nation, die einen „ungefährlichen Gelehrten" in seinen Studien nicht stören würde. „Und für den schlimmsten Fall," sagte sie, „ein Evviva Italia, eine Kokarde in unsern Farben rettet euch!"

Letztere Zumuthung machte mir in der ganzen Sache zuerst einen nachhaltigeren Kummer. „Liebster Pollux," sprach ich deßhalb zum glückseligen Freunde, „ich habe niemals Anstand genommen, mich dir zu lieb von diesen wälschen Taugenichtsen verhöhnen zu lassen; indessen auf eine Verleugnung meiner germanischen Abkunft und Gesinnung kann ich mich nicht einlassen. Tonina ist zwar sehr blond und sehr brav, aber sie verlangt zu viel Schmiegsamkeit von einem deutschen Manne und zukünftigen Gatten. Sag' ihr darum heute ein festes Lebewohl, und fahren wir lieber heute noch ab nach dem Rath des weisen Feldpaters von Reuß Husaren."

Pollux versprach das zu thun und hielt Wort, aber Tonina hing an seinem Halse und bat: „Nur heute nicht, Seele meines Lebens!" Und ich, ein weichherziger Mensch, sagte darauf: „Also morgen!" Ich weiß nicht wie, aber es kam zu mehreren Wiederholungen dieser Scene, so zu sagen „auf allgemeines Verlangen." Auf diese Weise geriethen wir in die Märztage. Am 17. Abends schrien sie »Evviva la Costituzione!« Die Wiener Depeschen lösten allen Zwiespalt; ich schrie auch mit, die Offiziere stießen mit einem „Passama" die Säbel auf den Boden, und der Feldpater meinte, das hätten sie in Wien lieber gestern als heut thun sollen. Tonina umarmte ihren Carlino und nachträglich auch mich. »Siamo fratelli noi tutti, Italiani e Tedeschi!« jubelte sie; „und du bleibst in Padua, mein Geliebter!"

Am folgenden Tage lief alle Welt schon mit Flinten und Pistolen umher: Guardia civica! Am 21. blieb die Mailänder Post aus; dumpfe Stille, äußerste Spannung. Bei Zangrossi sagte der Schuft von einem Kellner, als er mir meinen Reis hinstellte: „Heute zum letztenmal für einen Deutschen." Die Offiziere im Kaffeehaus meinten: „Doktor, jetzt hängen sie Euch bald auf." — „Lieber heut als morgen," schloß der weise Feldpater. Tonina umarmte aber wiederum ihren Carlino und auch mich und sagte, solche Liebe und Treue wisse die großherzige italienische Nation auch in ihrem gerechten Zorn zu schätzen; will sagen, wir würden zwar nicht gehängt, vielleicht aber sonst umgebracht, und wir blieben bis morgen.

Am folgenden 22. mochte ich den Tag über nicht mehr auf die Straße hinab; die edle italienische Nation schob sich in grollenden Haufen durch die Stadt und zeitweise gellte aus der Menge ein »Morte ai Tedeschi!« ohne theatralische Effekthascherei. Spät Abends ging ich indessen aus, um zu sehen, ob wir wirklich schon in der Falle gefangen säßen. Ein höllischer Rumor in allen Ecken; Pechfackeln und Wach-

feuer brannten auf den Plätzen, auf dem Rathhause, auf der Universität flatterten riesige Trikoloren, überall Guardia civica und schwarzsammtne Studenten mit langen Stiletten im Gürtel; unter der ganzen Volksmasse nur Ein Gespräch: „In Mailand sind alle Deutschen erdolcht, in Venedig sind sie ertränkt." Tonina hatte mir ein paar Straußfedern auf den Hut geheftet, ein große rothe Binde trug ich um den Hals — ich fürchtete mich vor einem Schnupfen. Diese Dinge schienen gute Dienste zu leisten. Kein Mensch kümmerte sich um mich. Im Gewühl gerieth ich hinaus bis auf den Bahnhof, wo eine Unzahl Menschen auf Nachrichten aus Venedig harrte. Ich gaffte mit den Gaffern. Plötzlich ein Brausen von ferne, ein Funkenstreif in der dunkeln Luft. »Il Vapore!« schreit alle Welt. Ein Extrazug, eine Lokomotive ganz allein — Neuigkeiten aus Venedig. Der Feuerwagen keucht in den Bahnhof, gellendes Pfeifen, noch lauteres Geschrei; die wenigen Menschen auf der Maschine rufen: »La republica! evviva la republica di San Marco!« Die provisorische Regierung des ohne Hererei durch pure Geschwindigkeit republikanisirten Venedigs hatte die Botschaft abgeschickt an die Harrenden auf dem Festlande. Der Bevollmächtigte mit den Staatsdepeschen warf sich rasch unter das Volk, um auf das Stadthaus zu eilen. Es war ihm unmöglich durchzubringen. Zehen hingen an ihm, Hunderte an diesen; Fragen, Jubelrufe, Flüche, Lärmen, unbändiges Halloh. Der Bote macht sich Raum mit Händen und Füßen, er vertheilt endlich große Plakate, von denen er einen Stoß unterm Arm trägt. „Leset, verkündet diese Proklame!" ruft er. Niemand leistet ihm Folge, alles will mit ihm laufen. Gerade beugt der Trupp um eine Ecke, zwei höllische Pechflammen leuchten am Eingang der Straße. Ich, mit fortgeschoben, komme in die volle Beleuchtung; der Botschafter faßt mich in's Auge, denn eben wirft mich ein Facchin an seine Seite.

„Ah, ein Bekannter!" schreit er auf. „Nehmt das Papier, leset es diesen braven Leuten, ich komme sonst nicht los!" Er drückt mir ein Plakat in die Hand. Ich erkenne ihn jetzt: der Mensch saß oft neben mir auf der Schulbank; es ist ein Student, ein gewisser Alvisi. Ich zögere, das Dokument zu nehmen, und frage, Gottlob auf italienisch: »Commandi? — Ich soll lesen? — Mi — mi?« »Si! can'della Madonna!« kreischte der Botschafter der Republik. „Lies — oder —"

Es blieb keine Wahl. Ich faßte ein Exemplar, sprang neben der Pechfackel auf einen Eckstein und erhob meine Stimme: »Padovani, prodi u. s. w., hört was zu hören ist!" So gut ich's vermochte — ich hatte glücklicherweise auch einiges bei meines Freundes gramatica viva profitirt — las ich im Paduaner Accent die pathetische Ansprache, d. h. ich verkündete die Republik von San Marco.

Bravo immenso. »Evviva! — Bis — bis!« Alvisi hatte sich glücklich fortgeholfen, mich schleppte aber nun die Menge weiter auf den nächsten Eckstein; ich mußte die Vorlesung wiederholen. Abermals eine Straße weiter, abermals hinauf auf den Stein: »La proclamazione!« Ich rufe zum drittenmal die Republik Venedig aus. Die wackern Bürger des Freistaates — denn schon nach der ersten Verlesung erklärten sie sich für Anhänger der Serenissima — hätten den Herold der Freiheit sicherlich noch durch die ganze Stadt geschleppt, ein Mann aber, der die Sache schwarz auf weiß in der Tasche haben wollte, entriß mir glücklich das Papier. Man ließ von mir ab, faßte nach ihm, ich drängte nach hinten und entkam.

Unaufgehalten nach Hause! Da sitzt mein Pollux am Sopha neben seiner Tonina und verspricht ihr zu bleiben — bis übermorgen. Ich aber trete vor und spreche: „Mein Freund! Dir zu lieb bin ich geblieben bis zur Stunde; jetzt aber, nachdem ich, ein Deutscher, ein Oesterreicher, ein Doktor juris und beabsichtigter k. k. Advokat, die Republik in Padua dreimal ausgerufen habe, bleibe ich auch keine Stunde länger. Sey glücklich in den Armen der Liebe in diesem wälschen Freistaate, wenn du es als monarchisch geborener Deutscher seyn kannst; — ultra posse nemo obligatur.« Sprach's und ging, meinen Koffer zu packen.

Pollux aber war von je ein ganzer Kerl, wenn es darauf ankam. Am andern Tage nahm er ohne weitere Terminsverlängerung oder sonstige Relaxationen Abschied von Tonina. Die Guten schieden sehr hart. Beinahe wär' ich noch auf einen Tag eingegangen, aber die Probe mit der Republikverkündigung war zu stark. Wir hatten uns auf den Eilwagen einschreiben lassen nach Verona; er ging erst spät ab. Um sechs Uhr desselben Abends hatte General d'Aspre zugesagt mit seiner Truppe abzuziehen. Mir brannte der Boden unter den Füßen und ich beredete Karl, den Eilwagen gar nicht abzuwarten, sondern mit der Armee bis auf die erste Station zu marschiren. Ihm war jede Scheidestunde gleich schmerzlich, und er willigte ein. Tonina wagte es nicht uns etwa bis zum Thor zu begleiten. „Du, eine Italienerin," sagte ihre Mutter, die nun außer der trikoloren Haube auch noch eine grün-weiß-rothe Riesenschleife auf der Brust trug, „du mitten unter der Barbarenhorde, Arm in Arm mit einem Feinde des Vaterlandes! Das Volk würde dich zerreißen!" — Mein Freund selbst hieß sie zurückbleiben; ich aber besah mir die höfliche Signora und erkannte mit Bedauern, daß politischer Fanatismus in der That der Civilisation gefährlich wird, denn diese artigste Dame entließ uns mit einem sehr kurz gebundenen „glückliche Reise."

Durch abgelegene Gassen eilten wir nach der Kaserne. Eben marschirte die Colonne aus dem Thore. Kein Trommelschlag, kein Trompetenklang. Der alte d'Aspre sah sehr „falsch" drein, wie man bei mir daheim zu sagen pflegt. Wir traten in die Reihen zu ein paar bekannten Jägeroffizieren. Hinter uns ritten Reuß Husaren. Durch die finstere Stadt ging es hinaus zur Porta Vicentina. Was mich freute, war, daß die gaffenden Wälschen nicht einen Laut von sich zu geben wagten. Am Thore aber rief Trupp um Trupp der Abziehenden: „Wir kommen bald wieder!" — „Hörst du, Pollux?" sagte ich zu dem Freunde, „wir kommen bald wieder!" — „Lieber heut als morgen!" rief hinten der weiße Feldpater von Reuß Husaren. — Pollux lachte hellauf, und guten Muthes ließen wir die Stadt des Antenor oder Sanct Antonius liegen, wo sie liegt.

Ein Tag im römischen Circus.

II.

Ich wähle die glanzvolle Zeit der Spiele unter Kaiser Cajus, bekannter unter dem Namen Caligula; nicht bloß deßhalb, weil sich in ihnen die alles Maß übersteigende Verschwendung bei diesen Spielen recht augenfällig beweist, sondern auch deßhalb, weil hier Caligula seine höhnend gepriesene Allmacht dem knechtischen Volke gegenüber in der brutalsten Weise zu zeigen bemüht war. Die Scenen dieses festlichen Tages sind der sprechendste Beweis, daß das Volk um den Preis seiner Belustigung ertrug, was unserer heutigen Denk- und Anschauungsweise unglaublich scheint.

Caligula hatte das große Glück, beim Tode seines Vorgängers Tiberius 165 Millionen Thaler in der Schatzkammer vorzufinden, und in den Augen des römischen Pöbels das noch größere Verdienst, diese ungeheure Summe in neun Monaten für Vergnügungen und Festlichkeiten jeder Art durchgebracht zu haben. Er hatte sich vorgenommen, den Römern die unter Tiberius düsterer Regierung ihnen versagten, so schmerzlich entbehrten Belustigungen in nie geahntem Glanze wiederzugeben. Er hatte beschlossen, am 31. August, als an seinem Geburtstage, diese Spiele mit aller Pracht aufleben zu lassen.

Durch die herrlichen Landstraßen, mit denen seine Vorgänger den größten Theil des römischen Reichs mit der Hauptstadt in Verbindung gesezt hatten, war es ihm möglich, mit Hülfe der kaiserlichen Posten alles, wodurch er die Römer zu entzücken hoffte, selbst aus den entferntesten Provinzen in unglaublicher Schnelligkeit herbeizuschaffen. Die leichten zweirädrigen Korbwagen (Cisia) der Personenpost, die nur mit zweihundert Pfund belastet werden durften, gezogen von drei Maulthieren, waren im ganzen Reiche in voller Thätigkeit, theils um die Statthalter der Provinzen mit den Einkäufen des Kaisers zu beauftragen, theils um die Nachricht des bevorstehenden Festes durch das ganze Reich zu verbreiten, und die ausgezeichnetsten Wagenlenker, Fechter und Thierkämpfer zu dem großen Wettkampf in Rom einzuladen. Die Statthalter der afrikanischen und asiatischen Provinzen waren befehligt, Jagden anstellen zu lassen und die wildesten und seltensten Thiere in Käfigen nach Rom zu senden, sey es zu Schiff oder durch die clabularische Post, welche die schwersten Lasten auf vierräderigen Wagen, durch acht Maulthiere gezogen, von Station zu Station zu schaffen hatte. Die Statthalter hatten dafür zu sorgen, daß die Thiere mit ihren Führern in keiner Stadt länger als höchstens sieben Tage aufgehalten würden.

So vollzählig auch die kaiserlichen Marställe waren, so trugen doch die Reichen Roms Sorge, eine evectio vom Kaiser zu erhalten, d. h. eine Anweisung an die Postanstalten des Reichs, sie sicher und unentgeltlich zu befördern, um aus Spanien, Cappadocien, Sicilien und Arabien die edelsten Pferde zu holen. Denn obgleich die Rennpferde auf öffentliche Kosten angeschafft und erhalten wurden, so hatten doch sowohl die Parteien des Circus — über die ich sogleich zu sprechen habe — als auch reiche Privatleute und der Kaiser selbst ihre eigenen Pferde, die im Circus zum Wettlauf gestellt wurden. Die einzukaufenden Pferde mußten fünfjährig, in Bau und Farbe untadelig seyn, und es war daher der Preis derselben nie unter 1500 Thaleen nach unserm Gelde. Trotz dem waren, wie uns Varro erzählt, zu seiner Zeit 400,000 solcher Pferde in Rom.

Ganz Rom sprach von nichts als von den bevorstehenden Festen, und je näher der Tag der Spiele kam, je mehr von den Einkäufen bekannt wurde, um so lebhafter erhob sich der Streit über den Ausgang des Rennens und die muthmaßlichen Sieger. Man wettete auf den Sieg des einen oder andern Wagenlenkers ungeheure Summen. Der müßige Pöbel umstand die Thore, um die Seltenheiten zu sehen, die auf den kaiserlichen Posten zur Belustigung des Volks herbeigeschafft wurden. Lebhafter, als ich es im Stande wäre, schildert Symmachus diese fieberhafte Aufregung des Volks in einem Schreiben an Theodosius und Arcadius. Er schreibt: „Es bittet euch das Volk, nachdem ihr es reichlich unterstüzt habt, daß ihr ihm auch die Freude der circensischen Spiele gewähren möchtet. Die ganze Stadt hofft mit Sehnsucht auf sie, da ihr einmal durch euer Versprechen das Verlangen hervorgerufen. Täglich werden die Boten erwartet mit der Nachricht, daß ihr euer Versprechen lösen werdet. Man erschöpft sich im Lobe der Wagenlenker und der Pferde und wähnt, daß jeder Wagen, jedes Schiff die sehnlich erwarteten Bedürfnisse der Spiele herbeiführen müsse."

Noch lebhafter ging es aber in den Kreisen zu, die unmittelbarer bei dem Feste betheiligt waren. Am meisten beschäftigt waren Monate lang vor Aufführung der Spiele die Herrn der Wagenlenker und diese letzteren selbst. Um diese Einrichtung zu verstehen, die mit ihren Auswüchsen bis in die Zeit Justinians hineinragt, wo sie Veranlassung zu dem großen, schon oben erwähnten Aufruhr in Constantinopel wurde, muß ich Folgendes einschalten.

Die großen Wettrennen im Circus wurden zwar auf Kosten des Staats aus öffentlichen Mitteln oder durch bestimmte höhere Magistrate und dann auf deren Kosten gegeben, aber die eigentlichen Wagenlenker, aurigae, d. h. die im Circus selbst fuhren, waren Sklaven, Freigelassene oder fremde Künstler, die in die Städte zogen, wo circensische Spiele gehalten wurden und dort Gastrollen in ihrer Kunst gaben. Die Mehrzahl der Aurigae waren aber immer Sklaven, deren eine große Anzahl von einzelnen Römern gewerbmäßig gehalten wurden. Der Herr einer solchen Masse von unfreien Wagenlenkern hieß dominus gregis, d. h. Herr der Bande der Wagenlenker, und die ganze Einem angehörige Anzahl von Wagenlenkern familia quadrigaria. Diejenigen, die verpflichtet waren auf eigene Kosten solche Spiele zu veranstalten, die sogenannten editores ludorum, liehen für die einzelnen Spiele von diesen Herrn der Wagenlenkerbanden gegen Geld die nöthige Anzahl solcher Aurigae, so wie auch die Rennpferde, Livreen, Wagen und alles sonst zum Wettrennen Nöthige. Die domini gregum dagegen hatten unter den Kaisern Diplome zu freier Benutzung der kaiserlichen Posten, durch die sie die edelsten Pferde und geschicktesten Wagenlenker aus allen Theilen der alten Welt nach Rom schafften, und schickten außerdem in den näherliegenden Orten Boten herum, um geschickte Aurigae anzuwerben.

Das Wettrennen selbst war anfänglich nur der Wettstreit zweier Wagen, deren Führer sich durch verschiedene Livreen unterschieden, durch rothe und weiße. Später, als regelmäßig zugleich vier Wagen ausliefen, wurden noch zwei Farben eingeführt, himmelblau und hellgrün. Das harmlose Interesse, welches anfänglich das Volk am Siege der einen oder andern Farbe nahm, wurde unter den Kaisern der ungereimteste Zankapfel für die ganze römische Bevölkerung. Als nämlich die Spiele in immer großartigerem Maßstabe gegeben wurden, traten mehrere Herren der Wagenlenkerbanden zusammen und bildeten eine Gesellschaft. Solcher größeren Vereine waren, nach den vier Livreen der Wagenlenker im Circus, ebenfalls vier, factiones, gewöhnlich „Parteien des Circus" genannt. Bald, als die angesehensten Männer selbst im Circus persönlich am Wettfahren Theil nahmen, und reichere Römer Viergespanne und Aurigae hielten, um auf eigene Kosten im Circus zu fahren, hielt es die vornehme Welt Roms für modisch, sich für die eine oder andere Farbe zu entscheiden und in den Uebungslokalen (stabula) der einen oder andern Partei ihre Studien zu machen, bis endlich die Kaiser selbst sich für eine der Hauptfarben, grün oder blau, entschieden. Es gehörte zum guten Ton, sich förmlich als Mitglied bei der einen oder andern Gesellschaft einschreiben zu lassen. Man legte den Farben eine mysteriöse Bedeutung bei; so sollte z. B. der Kampf der Grünen und Blauen den Streit der Erde und des Meeres vorstellen, oder der Kampf der vier Farben den Streit der vier Jahreszeiten, und dergleichen.

Diejenigen Aurigae, die nicht Sklaven waren, aber doch um Lohn sich bei den einzelnen Factionen zu verdingen pflegten, hielten sich zwar regelmäßig auch zu einer bestimmten Farbe, allein ohne sich so streng daran zu binden, daß sie nicht um höheren Lohn ihre Dienste einer feindlichen Farbe gewidmet hätten. Es finden sich daher auch in der großen Anzahl von Inschriften, die uns über den Ruhm und das Andenken berühmter Wagenlenker erhalten sind, nicht wenige, welche die verschiedenen Siege namhaft machen, die ein und derselbe Wagenlenker bald für die eine, bald für die andere Farbe gewonnen. — Der freie Römer dagegen, welcher sich einmal bei einer bestimmten Faction eingezeichnet hatte, konnte, ohne sich den Namen eines „Ueberläufers" zuzuziehen, seine Partei nicht wechseln. An diese förmlich constituirten Parteien schlossen sich, mit wenigen Ausnahmen, alle Römer an, und die Führer der Parteien benutzten daher in späterer Zeit häufig ihren Anhang auch in politischen und kirchlichen Streitigkeiten, um mit dessen Hülfe selbst gewaltsam ihre Wünsche durchzusetzen.

Jede dieser vier Parteien hatte ihr besonderes Uebungslokal (stabulum), in dem sich die Geräthe und Pferde derselben befanden. In diesen Lokalen wohnten zugleich die jeder Faction zugehörigen zahlreichen Beamten. An der Spitze derselben stand der quaestor factionis, der die Einnahme und Ausgabe besorgte und die gewonnenen Summen unter die Herren der Wagenlenkerbande vertheilte. Neben diesen hatten die jeder Faction zugehörigen Aerzte ihre Wohnungen, welche die im Wettlauf oder bei den Uebungen Verunglückten unter ihre Obhut nahmen. Die margaritarii hatten den Schmuck, die tentores hatten die Kleider der Aurigae in Verwahrung; endlich hatten Handwerker aller Art für Reparatur und Herstellung der Kleider und Wagen zu sorgen, so daß es den Kaisern möglich war, auch ohne alle Vorbereitung (subiti ludi) sogleich die glänzendsten Spiele zu geben.

In diesen Uebungslokalen nun begann für die vom Kaiser angeordneten Spiele ein reges Leben. Die Wagenlenker und die neuen Pferde wurden

sorgfältig geübt, und die besten ließ man heimlich von Zauberern besprechen. Die Gönner der einen oder andern Partei verweilten in diesen Räumen, um die Fortschritte der Aurigae und die Dressur der Pferde zu bewundern. Der Kaiser selbst, als mächtiger Gönner der grünen Partei und bis zum Wahnsinn den Spielen ergeben, blieb Tage lang von früh bis Abends in den Ställen, so daß er selbst dort zu speisen pflegte. Unter den kaiserlichen Rennpferden befand sich eines, dessen Name Incitatus uns aufbewahrt ist und das von edelster Race war. Es war der Liebling des Kaisers und er lud es zu Zeiten zu sich zu Gast. Speiste dann Incitatus beim Kaiser, so wurden ihm Hafer und Getränke in goldenen Gefäßen gereicht. Im marmornen Stalle fraß Incitatus aus einer elfenbeinernen Krippe, und der Kaiser schenkte seinem Liebling endlich außer einer purpurnen Decke und einer Halfter mit Edelsteinen ein ganzes Haus, vollständig möblirt, und die zum geselligen Verkehr nöthige Bedienung, da Incitatus die vornehmen Römer, welche der Kaiser gezwungen hatte, dem Pferde ihre Aufwartung zu machen, zum Dank für diese Artigkeit zu sich einladen und köstlich bewirthen ließ.

Unter diesen Vorbereitungen zum Wagenrennen langten allmählig die in den entferntesten Provinzen eingefangenen Thiere an und wurden in dem ungeheuren steinernen Gebäude, das zu ihrer Aufbewahrung und Dressur bestimmt war, im Vivarium, eingesperrt. Es lag außerhalb der Stadt zwischen dem Nomentanischen und Tiburtinischen Thore, wo noch jetzt die Ruinen den unermeßlichen Umfang desselben bezeugen. Der Kaiser hatte befohlen, die seltensten Thiere nicht, wie es sonst Sitte war, vorher dem Volke zu zeigen, und nur mit einer ungeheuren Schlange, die bei den ersehnten Spielen nicht mit verwendet werden sollte, ward eine Ausnahme gemacht. Die Thiere, die zu der blutigen Jagd gebraucht werden sollten, blieben in ihren Käfigen; die dagegen, welche durch ihre Dressur das staunende Volk überraschen sollten, wurden den Bändigern, mansuetariis, übergeben. Diese Meister in ihrer Kunst begannen ihr Geschäft damit, den wilden Löwen, Bären und Panthern den Rachen mit einem Safte, Chalcanthum, Kupferwasser, zu bestreichen, der nach Aelian's Bemerkung eine so abstringirende Kraft hatte, daß sie unfähig wurden zu beißen. Für die fernere Dressur gibt Philostratus folgende Anweisung: „Hütet euch, die wilden Thiere zu schlagen, denn sonst erweckt ihr in ihnen das Gefühl der Rache; schmeichelt ihnen nicht und behandelt sie nicht ängstlich, sonst werden sie übermüthig und unfolgsam; um sie willig und zahm zu machen, streichelt sie mit der Hand." Und Aelian erwähnt die fernere Methode, sie durch Hunger und Mannigfaltigkeit des Futters endlich völlig zu zähmen. Wie weit es diese Bändiger in ihrer Kunst der Zähmung gebracht hatten, zeigt das Beispiel des Anno, dessen Löwe gleich einem Hunde apportirte, und mehr noch das Beispiel des Löwen der Berenice, der, wie Aelian sagt, ihr als Kammermädchen (ancilla ornatrix) diente, indem er die Runzeln der Berenice mit seiner Zunge glättete und an ihrer Tafel mit ihr langsam und mäßig aß. Aelian will selbst einen Elephanten gesehen haben, der mit seinem Rüssel lateinische Buchstaben auf eine Tafel geschrieben habe, und niemals unrichtig.

Um diesen Aufenthalt der wilden und seltenen Thiere drängte sich täglich die neugierige Masse, um im Vorgenusse des kommenden Festes wenigstens das Stöhnen und donnerähnliche Brüllen derselben zu hören. Caligula besichtigte selbst die Fortschritte der wilden Zöglinge und gab bei dieser Gelegenheit ein furchtbares Beispiel seines grausamen Sinnes. Sein Biograph Sueton erzählt, daß bei einer solchen Gelegenheit der Aufseher des Vivarium ihm geklagt habe, daß das Vieh, das zur Aetzung jener Tausende von Bestien angeschafft werden müsse, zu theuer geworden sey. Caligula antwortete kalt, so seyen die Thiere mit Sträflingen zu füttern. Die Sträflinge wurden aus den Gefängnissen hervorgeholt und in einem Saale in langer Reihe dem Kaiser vorgestellt. Es traf sich, daß an beiden Enden der Reihe dieser aus den verschiedensten Gründen im Gefängniß Sitzenden ein Kahlkopf stand. Ohne Rücksicht auf das Vergehen der Einzelnen befahl er, sie „von einem Kahlkopf bis zum andern," d. h. die ganze Reihe, den Thieren zum Futter vorzuwerfen.

Allmählig rückt der Tag der Spiele näher und näher. Aus allen Gegenden der Welt wandern die Zuschauer in der Hauptstadt ein, und Martial fragt mit Recht, was für ein Volk es gebe, von dem nicht ein Zuschauer in Rom sey? Thracier, Sarmaten, Egypter, Araber, die Söhne der lybischen Wüste und Aethiopier, alle kämen in Rom zusammen. — Die Häuser der Reichen und Vornehmen füllen sich mit Gästen, zahlreicher als zu Ciceros Zeit, der schon damals von Sisenna sagte, er habe während der Circensischen Spiele sein Haus voll der vornehmsten Gäste gehabt. Wer im Hause seines Freundes nicht unterkommen kann, wird für die Nacht in der Nähe des Circus untergebracht; denn darin suchte der Wirth eine Hauptartigkeit gegen seine Gäste. Endlich kommt der Vorabend des Festes und es strömen aus der nächsten Umgebung Roms Schaaren von Neugierigen in die Stadt. Für die Armen ist kein anderes Unterkommen als in den Straßen und offenen Hallen. Der nächtliche Lärm wächst in der Umgebung des Circus. Der Stall des prächtigen Incitatus ist dicht beim Circus, und da sich Incitatus beim morgenden Rennen in voller Kraft zeigen soll, so fürchtet der Kaiser für die nächtliche Ruhe seines Lieblings. Er

beorbert Soldaten, um für tiefe Stille in der Nähe des Stalles zu sorgen. Nur in den Sälen der unglücklichen Verbrecher, die morgen mit den wildesten Thieren einen Kampf auf Leben und Tod bestehen sollen, hört man noch aus weiter Ferne betäubenden Lärm. Sie sind aus ihren düstern Gefängnissen herausgeschafft in weite Säle, um nach der rohen Sitte der damaligen Zeit vor dem Kampfe auf öffentliche Kosten mit allem bewirthet zu werden, was Stumpfsinn oder Verzweiflung ihnen an diesem fürchterlichen Vorabend wünschenswerth erscheinen läßt.

Gegen Mitternacht schon strömt die Masse aus der Stadt lärmend in den Circus, um die Freiplätze (loca gratuita) zu besetzen, von denen aus am Morgen die Spiele am besten zu sehen sind. Ritter und vornehme Damen mitten im Getümmel. Der Lärm, der durch diesen Sturm auf die Plätze und das wilde Getöse in den dunkeln, endlosen Räumen verursacht wurde, weckte Caligula aus dem Schlafe. Da er beschlossen, am Morgen des Tages die Spiele als Wagenlenker zu eröffnen, so machte der Kaiser keinen geringeren Anspruch auf nächtliche Ruhe als sein Incitatus und ließ daher die ganze Menschenmasse mit Schlägen aus dem Circus hinaustreiben. In der Dunkelheit der Nacht und dem Gedränge der vor den Schlägen der kaiserlichen Schergen Fliehenden wurden zwanzig römische Ritter und eben so viele Damen erdrückt, außer, wie Sueton sagt, der unzähligen Menge „gewöhnlicher Menschen." Die Lust und die Neugierde der Römer war durch dieses entsetzliche Ereigniß nicht im mindesten gestört. Der Circus war beim Grauen des Tages so besetzt wie je zuvor.

Betrachten wir bis zum Beginn der Spiele das ungeheure Gebäude des Circus. Wir stehen an dem großen Eingangsthor an der äußersten Biegung des Halbkreises. Rechts und links sind zwei kleinere Thore. Das große Hauptthor führt mitten in die Arena, und durch dasselbe zieht das ganze Schaugepränge, mit welchem die Spiele eröffnet werden, in die Arena. Ueber diesem großen Eingangsthor ist das maenianum, die Loge des Kaisers. Demselben gegenüber am andern Ende des Circus steht man ein großes Gebäude mit dreizehn nach innen offenen Eingängen, von denen der mittelste bedeutend größer ist. Dieser ist bestimmt, die Gespanne, Rennpferde und den übrigen Apparat der circensischen Spiele einzulassen, während die zwölf kleineren Thore zum Austritt der Wagen, Pferde und wilden Thiere bestimmt sind. Das große Gebäude über diesen dreizehn Eingängen faßt theils die Wohnungen der beim Circus Angestellten, theils mehrere Logen (maeniana) in sich. Sehen wir — immer noch außen vor dem Circus stehend — in die Höhe nach der äußern Umfassung der Arena, so bestehen die Mauern des Circus aus drei über einander stehenden, nach außen geöffneten Schwibbogen in den größten Dimensionen, so daß die ganze Höhe dieser äußern Mauer des Circus die höchsten Gebäude überragt. In der untersten dieser drei Bogenreihen, zu ebener Erde, sind Läden und Werkstätten aller Art, und es gibt kein Bedürfniß der schwelgerischen, wollüstigen Römer, das nicht in einer dieser Hallen seine Befriedigung gefunden hätte. Die zweite, über dieser untersten befindliche Reihe dient zu Wohnungen, während die dritte und oberste einen breiten bedeckten Gang bildet.

Der volle Tag ist allmählig angebrochen, und ehe wir das Innere des Circus betreten, lohnt es der Mühe, einen Gang um jene Gewölbe zu machen, in denen die ungeheure Bevölkerung Roms alle Verbrauchsgegenstände, von denen des einfachsten Bedarfs bis zu denen des ausgesuchtesten Luxus vorfand. Zunächst auf beiden Seiten des großen Eingangs sind die Gewölbe für Eßwaaren aller Art, die Läden der Bäcker und die Gewölbe mit gallischem Pökelfleisch und Schinken und eingesalzenen Seefischen aus Spanien. Daneben die Läden mit griechischem Honig und griechischem Wein, der, seit Lucullus bei seiner Rückkehr aus Asien 100,000 Eimer desselben vertheilen ließ, den italienischen verdrängt hatte. Auf diese Weingewölbe folgen die Läden mit den Leckerbissen für die römischen Schwelger, mit den phrygischen Hühnern und spanischen Pfauen, den Kranichen von Melos und den gemästeten Austern vom Luciner See. Daneben die köstlichen Gewürze und Specereien Indiens, Zimmt, Pfeffer, Ingwer, die wohlriechende Narde und die kostbaren Blätter des Malabathrum, der Betelpflanze, die als Räucherwerk dienten und so hoch im Preise standen, daß ein Pfund derselben mit 70 Thalern bezahlt wurde, was aber Nero nicht abhielt, am Begräbnißfeste seiner Poppäa von diesen köstlichen Specereien so viel verdampfen zu lassen, als eine einjährige Ernte Arabiens lieferte.

Während in allen diesen Gewölben schon mit dem Grauen des Tages ein lebhaftes Treiben ist, sind die entfernteren Läden, in denen die schöne und vornehme Welt Roms die Bedürfnisse der Toilette befriedigt, noch leer. Die Lager mit den köstlichen Seidenstoffen von der Insel Cos, mit den Zeugen aller Art von der feinsten Musseline bis zu den gröbsten, geblümten Kattunen herunter, wie sie ägyptische Kaufleute nach Rom schaffen; die Läden der Juweliere voll der herrlichsten Edelsteine aus Indien und der Perlen aus Nelkynda; die Läden mit kostbaren Krystallsachen und murrhinischen Gefäßen, dergleichen eines Titus Petronius für 480,000 Thaler gekauft hatte, beginnen ihre kostbaren Waaren auszulegen, und endlich am äußersten Ende der langen Reihe öffnen sich die Gewölbe mit den Artikeln für die Toilettenkünste der römischen Damen, mit Schminken, Pomaden

und den Büchsen mit feingeriebenem Bimsstein zur Glättung der Haut, nachdem sie die Nacht über das Gesicht mit einem Teige aus Weizenmehl und Eselsmilch zur Erhaltung des Teints bedeckt hatten.

Der Circus hat sich während der Zeit bis zu den obersten Sitzreihen fast gefüllt, und wir treten durch das große Thor desselben in die Arena. Der sonst mit Sand bestreute Platz ist heute mit klargestoßenem grünen Malachit und rothen Streifen von Zinnober dick bestreut, denn der Kaiser, ein eifriger Anhänger der grünen Partei, welcher sich die rothe angeschlossen, will selbst zum erstenmal als Wagenlenker auftreten, und zwar in der grünen Livree der prasina factio.

Rings um die Arena herum, mit Ausschluß der Seite, von wo die Wagen auslaufen, zieht sich der Euripus, jener zehn Fuß breite und zehn Fuß tiefe Wassergraben, nach der Seite der Zuschauer zu von einer zwölf Fuß hohen Mauer eingeschlossen, um die sich ein Geländer zieht, hinter welchem die Senatoren sitzen, die einzigen im Circus, auf deren steinernen Sitzen sich, jetzt zum erstenmal, ein Pfühl, pulvillus, befindet. Hinter deren Sitzen ziehen sich fünfzig Sitzreihen treppenartig in die Höhe bis an die oberste Galerie, welche die höchsten Schwibbogen des Circus bilden. Sämmtliche Sitze sind von Stein, 1 Fuß 4 Zoll hoch und $2\frac{1}{2}$ Fuß breit. Sie sind so breit, um es den Eintretenden möglich zu machen, hinter den schon Sitzenden vorbei zu ihren Plätzen zu gelangen. Die Sitzreihen sind durch die Treppen, die aus 64 Thüren in den Circus ausmünden, in Gruppen abgetheilt. Jede solche Abtheilung der Sitze, die von zwei Treppen eingeschlossen ist, heißt ein Keil, cuneus, und die Kaiser so wie die Magistrate, welche die Spiele veranstalteten, reservirten häufig sämmtliche Sitze eines solchen Keils für Fremde und Freunde. Die Thüren, aus denen man auf die Treppen heraustritt, die neben den Sitzreihen herunterlaufen, die sogenannten vomitoria, führen auf große Foyers, breite Gänge, aus denen die Masse der Zuschauer durch weite Ausgänge auf breiten Treppen in's Freie gelangt, so trefflich angelegt, daß nie ein Gedränge beim Ausgehen entstehen kann. Zu den Füßen der Sitzenden ziehen sich kleine Kanäle längs der Sitze hin, um das Wasser, das bei plötzlichen Regengüssen in den unbedeckten Circus fällt, wieder abzuführen.

Immer noch kommen neue Zuschauer und die zum Anweisen der Plätze bestimmten Designatores mit ihren Dienern, den Lictores, suchen die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Freunde des Kaisers, im Vertrauen auf ihre reservirten Plätze spät kommend, sehen ihre Sitze schon eingenommen und wenden sich an einen der Designatoren, der wieder einen seiner Lictoren absendet, um den Eindringling mit einem »surge!« (steh auf!) vom eroberten Platze zu vertreiben. Aber auch außerdem findet ein ewiger Wechsel der Plätze statt. Ein lebhaftes Bild dieser Jagd zwischen dem Designator Lectius und einem gewissen Nanneius hat uns Martial gegeben. Nanneius war so glücklich gewesen, auf die Plätze der Ritter zu gelangen. Von Platz zu Platz vertreibt ihn Lectius bis an das äußerste Ende der Ritterbank, wo er mit der einen Hälfte seines Leibes sitzt und mit der andern in freier Luft schwebt, so daß er, wenn der Designator die Plätze revidirt, sagen kann, er stehe, und doch bei andern sich rühmen mag, er habe unter den Rittern gesessen. Schon in der Nacht hatten sich aber ärmere Römer in den Circus gedrängt, um die niedern, besseren Plätze einzunehmen, und sie dann an zu spät Kommende gegen Vergütung abzulassen. Die reicheren Römer, die nicht geneigt waren, schon in der Nacht sich Plätze zu erobern, bezahlten diese Speculation der sogenannten Locarii gern mit einer Summe, von der der Locarius wochenlang seine Bedürfnisse bestreiten konnte, und eine nicht unbedeutende Zahl ärmerer Römer hatte das Jahr über keine andere Arbeit, als Plätze zu haben und doch das Schauspiel selbst nicht zu sehen.

Ehe wir selbst Sorge tragen, einen passenden Platz zu bekommen, sehen wir uns, unten in der Arena stehend, das Treiben der ungeheuern Zuschauermasse noch einmal an. Dicht über der Arena sitzen die Senatoren im vollen Ornat, ohne welchen sie der Designator nicht auf die senatorischen Plätze läßt; sie haben aber gegen Sonne und Regen über das Amtskleid einen dichten Mantel mit Kapuze, die paenula, gezogen. Die jüngeren Senatoren haben es aus Gründen verschiedener Art, als folgsame Schüler ihres Lehrers in der Kunst zu lieben, des Dichters Ovid, vorgezogen, sich unerkannt auf die entfernteren Sitzreihen zu begeben, wo in buntem Gemisch alle Stände und Geschlechter sich bis zum Beginn der Spiele mit Unterhaltung und Neckereien aller Art die Zeit zu vertreiben suchen. Hinter den Sitzen der Zuschauer beginnt die Thätigkeit verschiedener seltsamer Gewerbe, die theils die Unsitte der großen Stadt geschaffen, theils Aberglaube und Langeweile. Am thätigsten sind die Mathematiker, die den Harrenden die lange Zeit für kleinen Lohn mit Wahrsagereien aus allen nur möglichen Umständen zu verkürzen suchen. Das Volk nannte alle als Zeichendeuter und Wahrsager sich in Rom herumtreibenden Chaldäer und Magier mit dem allgemeinen Namen Mathematiker. Die strengsten Verordnungen des Senats und der Kaiser waren nicht im Stande, die Stadt von ihnen zu reinigen, und die ihnen zuerkannten und von ihnen erduldeten Strafen erhöhten nur den Glauben an ihre Kunst, so daß endlich ein geschickter Magier zu den nothwendigen Bedürfnissen eines vornehmen Hauses gehörte. Zwischen ihnen

durch drängen sich die Knaben, die mit sehr einfachen Gerichten einen einträglichen Handel treiben. Der eine bietet Nüsse feil, der andere geröstete Feigbohnen und Spargelerbsen, der dritte hat einen Kessel mit Wasser, cortina, das er zum Trinken ausbietet.

Endlich nach langem Harren verkündet einer der Zuschauer, daß der Festzug aufgebrochen sey und in Kurzem am Circus anlangen werde. Die Gruppen der Plaudernden lösen sich auf und alles eilt an seine Plätze, und auch wir finden glücklicher Weise noch eine Stelle, von wo sich die beginnenden Spiele völlig überblicken lassen.

Psychologische Charakterbilder.

Man kann es zu den wesentlichsten Eigenthümlichkeiten großer historischer Epochen zählen, daß sie die Individuen, welche sonst, mit ihren Sonderinteressen ausschließlich beschäftigt, in allen Richtungen und Strebungen, in Planen und Gesinnungen vereinzelt stehen, in irgend einen Kreis der Gemeinschaft unwiderstehlich hineinziehen. Diese anfangs nur locker gebildeten Kreise werden immer fester, indem naturgemäß die gleichartigen Elemente einander anziehen, und bilden dann wirkliche Gruppen in der Gesellschaft, in denen sich die Einzelnen ergänzen durch gegenseitige Belehrung, durch Austausch der Meinungen und Ansichten. Aber nicht bloß in Vereinen und Clubs versammeln sich die sonst Geschiedenen, nicht bloß auf den Straßen rottiren sich die Mengen, sondern im Innersten des Gemüths einen sich die Geister der Zeit, indem sich auch unsichtbare Gruppen bilden, welche zusammengehalten und beherrscht werden von Einem großen, berechtigten oder unberechtigten, würdigen oder unwürdigen Gedanken, und die Vielen, welche sonst farb- und gestaltlos neben einander hergingen, erhalten nun ein bestimmtes Gepräge. Dieß nun bezieht sich keineswegs bloß auf die politische Meinung und Tendenz; ja, es fallen sogar die Grenzen der politischen Parteien und jene charakteristischen Gruppen durchaus nicht immer zusammen; vielmehr umspannt es oft den ganzen Charakter des Menschen, die gesammte theoretische und praktische Anschauung der Welt und des Lebens dergestalt, daß jede solche Gruppe sich als eine bestimmte psychologische Species auffassen läßt.

Wir wollen es versuchen, in einigen Artikeln unter obigem Titel mehrere dieser, in unsern Zeiten vorhandenen Species zu schildern, wobei wir uns freilich auf das bloße Schildern werden beschränken müssen; denn für den Nachweis der Entstehungsgründe und Entwicklungsgesetze dieser allgemeinen Richtungen der Charaktere, wie eine wissenschaftliche Darstellung des Gegenstandes ihn erheischen würde, ist hier nicht Ort noch Raum. Ueber den Zweck dieser Schilderungen wäre nichts anderes als über den der Geschichte — zumal der Gegenwart — überhaupt zu sagen, daher wir es füglich unterlassen können. Nur das wollen wir anmerken, daß man sich bei der Auffassung und Darstellung der Geschichte großer Zeiten oft mit der Schilderung der politischen Parteien begnügt, indem man unmittelbar in diesen die bewegenden Kräfte und Elemente vor sich zu haben meint; in der That liegen diese aber oft weit tiefer, da wo sich die Geistesrichtungen in jeder Hinsicht und Beziehung scheiden, und es kommt daher darauf an, den Charakter der Gesellschaft mit seinen letzten innersten Beziehungen aufzufassen, indem man den Blick auf allgemeine psychologische Gliederungen und Gruppirungen richtet. Erst hieraus wird man sowohl die eigentliche Bedeutung einer jeden allgemeinen Bewegung ermessen, als auch die Gründe ihres Gelingens und Mißlingens einsehen können; denn nicht nach den abstrakten Ideen, welche ausgesprochen werden, sondern nach der psychologischen Beschaffenheit ihrer Träger formen sich die Ereignisse, und danach muß man den Werth und die Würde der Zeit bestimmen.

Wir werden hier freilich nur die prägnantesten und am meisten verbreiteten Charaktergruppen zu zeichnen versuchen, so daß, wenn es uns gelingt, jeder in seiner Nähe die Aehnlichkeit des Porträts prüfen kann; nur können die allgemeinen Züge natürlich nicht in jedem einzelnen Exemplar vollkommen gleich ausgebildet seyn, vielmehr werden bei dem einen diese, bei andern jene im Bilde vorherrschen und nicht selten mehr oder minder verwischt oder vertuscht seyn.

Wir beginnen mit einem Bilde, welches im großen Tableau der Gegenwart auf der Schattenseite steht. Nur ein schwankendes und fahles Licht zittert gleichsam auf dieser Partie, darüber ein Stückchen grauer Himmel, ohne Sonne und ohne Blitz, und es zeigt sich

I.

Der Blasirte.

Die Erscheinung des Blasirten ist keineswegs neu; weder unserer Nation noch auch unsern Zeiten ist er ausschließlich eigen; vielmehr ist er als Unkraut in allen Gängen und Beeten im weiten Garten der Geschichte zu finden, und am meisten wuchert sein Wachsthum da, wo der Boden der Cultur reich und üppig ist. Eine ihm sehr ähnliche Gattung oder Art finden wir schon in der Blüthezeit des griechischen Geistes, unter dem Namen der Sophisten, denen er so sehr gleicht, als es bei der Verschiedenheit der Verhältnisse und Lebenslagen nur immer

möglich ist.* — Selbst mit der viel älteren Rotte Korah scheint er in naher Verwandtschaft zu stehn. Gewiß aber ist, daß die Urbilder zu Rameaus Neffen bei Diderot und Roquairol bei Jean Paul (im Titan) die nächsten Vettern des Blasirten in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts sind. Ob dieser schon auf der Spitze seiner Entwicklung steht und vom reinsten Wasser ist, läßt sich kaum behaupten, denn es scheint und wäre leicht erklärlich, daß, wie mit steigender Kultur die Bildung der Gebildeten, in gleichem Verhältniß die Blasirtheit der Blasirten fortschreitet. — Was und wie ist nun der Blasirte unserer Zeit?

Der Blasirte ist allemal ein gebildeter — Reitersmann; denn er reitet entweder den Pegasus, oder den Kiel, oder wenigstens Principien. Ist er nicht poetisch, so ist er mindestens prosaisch ein Literat, zum wenigsten könnte ers seyn, wenn er nur wollte. Denn der Blasirte kennt und weiß alles. Er liest in allerlei Büchern, selbst klassischen, d. h. griechischen und römischen — freilich in Uebersetzung, — darum ist er gelehrt. Er liest die Geschichte der französischen Revolutionen ein-, auch mehrmals, daneben allerlei Zeitungen — mit und ohne Wörterbuch, — darum ist er ein Politiker. Er besucht Theater und Concerte, er sieht Museen und Galerien, frequentirt die Ausstellungen; also ist er ein Kunstkenner. Er kennt somit die Wissenschaft, das Leben und die Kunst. Aber der Blasirte weiß nicht nur alles, er weiß alles besser. Dieß nach außen hin. In seinem eigenen Bewußtseyn aber glaubt er an kein reelles Wissen, d. h. nicht er allein, sondern alle Menschen können eigentlich Nichts wissen. Diese Meinung ist nicht etwa der Ausdruck einer kräftigen, durch die Macht des ringenden Gedankens erzeugten Skepsis, sondern nur der Ohnmacht, die andern nicht zugestehen mag, was sie selbst nicht besitzt. Denn neben diesem Glauben an die Unmöglichkeit des Wissens wohnt eine volle Hingebung an die Sinnlichkeit, dabei aber der Kitzel der geistigen Selbsterhebung über Sinnlichkeit und Natur. Getrennt und allezeit kämpfend, und darum geschwächt und verkümmert, leben Geist und Sinnlichkeit in ihm; so ist er tief in der Sinnlichkeit trotz dem Gedanken, und hat in der Sinnlichkeit allerlei Gedanken, oft die höchsten und reinsten, aber ohne alle Verkörperung und Objektivirung in seinem Leben. Er weiß oder vielmehr meint in seinem Innern, daß er besser ist, als sein Treiben, denn mit seinem Geiste und seinem Gedanken ist er weit über die Thorheit desselben hinaus; aber er treibt es immer wieder und weiter, und ist darum nicht besser. So bewegt er sich an Orten und in Gesellschaften, die seiner Bildung, seinem innersten Geschmack zuwider sind, aber er glaubt sein innerstes Wesen heil und wohlbehalten, weil er ja die verachtet, mit denen er lebt; er besucht eine Redoute, die er seiner unwürdig hält, aber er betrachtet seinen Leib, der hingeht, sein Auge, das sich daran ergözt, wider Willen seines Geistes, nur als eine zweite Maske dieses Geistes.

Ermattet vom sinnlichen Treiben des Tages legt er sich oft mit dem Vorsatz hin, von nun an diät, ja ascetisch zu leben, um Leib und Geist zu stärken; aber wenn sich am Morgen die Augen ihm öffnen und die Glieder dehnen, preist er die Natur und ihre süßen Triebe, deren Forderung Weisheit, deren Befriedigung Glückseligkeit sey. Am Morgen wundert er sich über sich, den Grämlichen von gestern, und am Abend grämt er sich über sich, den Unbeständigen von heute, und begreift sich nicht. Lange strebt er, und oft mühsam, zur Klarheit über sich selbst zu kommen. Merkwürdig ist, wie viel er dabei von Selbsterkenntniß spricht, auch wohl daran denkt, merkwürdiger noch, daß er sich oft so genau kennt, als nur immer möglich — aber vergebens. Das Auge seines Geistes sieht nur schwach, schwächer noch ist die Hand seines Willens. Er wird so lange an sich selber irre, bis er sich in sich selber fügt; nun freut er sich eben so mit seinem Gram, als er sich grämte über seine Freuden; denn auch dieß — das sieht er ein — gehört zu seinem Wesen, und er ist mit sich zufrieden. Nun erst lacht der Blasirte über alles und über sich, und hat keine Freude, aber auch keinen Schmerz. Seine Freude ist Taumel, sein Schmerz ist schwarze Galle; nach wie vor ist sein Blut heiß, aber sein Herz ist kalt. Er liebt nicht das Leben und haßt doch den Tod; er ist darum tollkühn und — feig. Gegenüber dem Treiben der Welt fühlt er sich als der Einzelne und Einzige, und hinter seinem eigenen Treiben steht so etwas wie ein Ich — gleichsam nudis naturalibus — unverschämt, lüstern nach Genuß seiner selbst und der Welt, straff in Begehrungen gespannt aber schlaff zum Wollen, falsch zum Erkennen.

In seiner weitern Fortbildung nimmt der Blasirte gewöhnlich alle Richtungen und Erscheinungen der Zeit, besonders der Literatur in sich auf, aber er verhält sich fast passiv, meist aber negativ gegen alles. Jeder Gedanke dient ihm als Mittel einen andern zu widerlegen; er hat kein bestimmtes Maß, kein festes Kriterium der Wahrheit, darum kann und will er alles mit allem bekämpfen. Gegen die Zerfahrenheit der Romantik steift er sich auf die Gediegenheit des Klassischen; gegen den maßfordernden Classicismus beruft er sich auf die schrankenlose Fülle

* Da sich in den Sophisten und Blasirten immer auch der tiefere Geist der Zeit — freilich negativ — abspiegelt, so kann man bei dem Unterschied beider denken an den andern zwischen dem νοῦς des Anaxagoras und der schöpferischen Ichheit Fichtes oder dem objektiv schöpferischen Begriff Hegels, welcher, allzumal im Geiste des Blasirten, doch nur ein subjectiver ist.

des modernen Bewußtseyns u. s. w. So kritisirt er alles ohne die Absicht, ja ohne den Wunsch, ein positives Resultat zu erzielen. Kritik ist auf dem Felde der Wissenschaft seine Parole, und das Wort Kritik hat in Deutschland einen guten Klang; aber er will die ziel- und zwecklose Kritik. Er hat weder das Streben, objektiv das Verschiedene und Streitende in seinen Ideen und Gedanken auszugleichen und zu verbinden, noch auch subjektiv seine eigene Bildung dadurch zu einem Ganzen zu gestalten und abzuschließen. Weder im Wollen noch im Denken hat oder achtet er ein System; es gleicht seine Bildung und sein Wissen deßhalb einem Gemisch von Apothekerwaaren, wohl- und übelriechenden, Teufelsdreck und Lavendelgeist neben einander, und nur je nachdem die Umstände und Zufälligkeiten des Lebens ihn umschütteln, tritt diese oder jene Essenz in den Vordergrund seines Daseyns und er ist in gutem oder üblem Geruch.

Wenn je noch von einem System, zu dem er sich bekennt, die Rede seyn kann, so ist es der Hegelianismus, aber ein entsetzlich junger, so jung, daß er nur ein Urenkel des alten Georg Wilhelm Friedrich Hegel seyn kann, der seinen Ahnen nicht mehr gekannt hat. Nur Einen Grundsatz hat der Blasirte gemeiniglich aus dem alten Hegel gelernt: die Identität der Gegensätze, die Realität des Widerspruchs, den er, gleichsam wie ein diebischer Schlosserdursche seinen Dietrich, nur zur Sünde gebraucht, zur Sünde wider den heiligen Geist der Wahrheit. Dem Blasirten ist die sophistische Zweideutigkeit dadurch leider in den Mund gelegt, und jeder kann reden und jeder redet; sie haben das dialektische Spiel aus der Hegel'schen Schule gar fleißig geübt und alle festen Bestimmungen allenthalben erschüttert. Weil in jedem Begriffe auch sein Gegentheil, in jedem Satze auch sein Gegensatz stecken soll, ist ihnen eben auch das Begriffene unbegriffen, das Ungesetzliche gesetzlich, und die Wahrheit ist eben damit zur Unwahrheit geworden. Zwar dem Meister wollen wir keinen Vorwurf machen; er hat das Höchste angestrebt, welches über alle Gegensätze hinausgeht, dadurch eben, daß es diese kennt und vernichtet. Sokrates darf wohl mit den Sophisten sophistisch reden; aber wehe, wenn die Menge anfängt sophistisch zu sprechen, fern von der sokratischen Gesinnung, welche allein über die Gewässer der Dialektik eine feste Brücke baut!

Durch diese nichtige, ihn selbst aber sittlich und geistig vernichtende Kritik wird der Blasirte unfähig, irgend Großes und Hohes zu erfassen oder davon erfaßt zu werden. Sein Dünkel aber läßt ihn diese seine Schwäche nicht erkennen; daher kämpft er seinen verzweifelten Schattenkampf am liebsten gerade gegen alles Hohe und Große, gegen alles, was vergangene und gegenwärtige Zeiten hoch und heilig halten. Die Religionen sind ihm albern, die Philosophen fade, die Dichter flach und seicht; er bekennt, von diesen nicht mehr ergriffen, von jenen nicht überzeugt zu werden; was ihn erschüttern, was ihn belehren sollte, müßte weit höher und tiefer und gewaltiger seyn. — Ohne sich an den Leistungen, welche rund am Gelände der Literatur und Geschichte gedeihen, zu stärken und zu erfreuen, geht er stracks auf den Gipfel der Forderungen, wo — wie auf allen hohen Gipfeln — freilich noch nichts gewachsen ist, und fühlt sich einsam als der Einzige, der da weiß was fehlt, wohin man kommen muß. Man kann mit Newton'scher Sicherheit behaupten, daß bei einem ächten Blasirten seine Ansprüche zu seiner Fassungskraft immer im umgekehrten quadratischen, zu seiner Produktionskraft aber im umgekehrten kubischen Verhältnisse stehen.

Wie das praktische Leben des Blasirten beschaffen ist, kann man sich nun leicht construiren. Er fragt nicht woher und wohin, nicht nach gestern noch nach morgen; sondern heute! ist seine Losung. Die Welt der Erscheinungen ist ihm zwar nicht gleichgültig, aber sein Interesse daran folgt keiner Idee, keinem Gedanken, sondern dem Augenblick, dem Zusammentreffen der Ereignisse. Der personificirte Gegensatz des stoischen: ἔχειν οὐκ ἔχομαι, ist er Sklave und nicht Herr der Umstände. Er sucht nicht einen bestimmten Gegenstand für ein bestimmtes Interesse; denn nicht der Gegenstand, sondern nur das Interesse daran interessirt ihn; darum ist ihm jeder gleich, der ihn irgendwie anregt, weßhalb er allezeit das Interessante und Pikante sucht. Wenn Rousseau dem Zögling die meisten Bücher versagen will, weil das Interesse daran nicht auf ihren reellen Werth, sondern eben darauf geht, daß sie nur interessiren sollen, so müßte er dem Blasirten Alles im Leben versagen, ausgenommen Essen und Trinken. Natürlich sind ihm die allgemeinen Interessen der Menschen, die der Gesellschaft, des Staats, der Kirche rc. als solche gleichgültig; nur in wie weit sie ihn als den Einzelnen angehen, sind sie ihm interessant. Er spricht und schreibt wohl auch darüber und ist sonst dafür thätig in oder außer einem Amte, aber nicht die Sache ist der Zweck seines Redens und Schreibens und Wirkens, sondern der Vortheil, der ihm daraus erwächst.

Weil es interessant, pikant ist, und zuweilen nützlich — nämlich für ihn — liebt er die allgemeine Aufregung, die Zeiten der Verhandlungen großer Fragen, Reformen, Revolutionen und Contrerevolutionen. Im ruhigen Gange der Ereignisse ist er meist ein passiver Zuschauer, der sich langweilt beim eintönigen Tiktak des Lebens; da ist er ein thaten- und nutzloses Wesen, und doch muß er sich einreihen als Glied in die Gesellschaft, muß auf einem bestimmten Punkte verharren, wenn er nicht ausgestoßen, verachtet

und — wohlgemerkt — brodlos seyn will. In stürmischen Zeiten aber fabricirt er Geschichte und bietet sie auf dem Markte feil, ist ein Beglücker der Welt, selbst beglückt, ein Mann von Ehre und Ansehen. Seine Farbe ist je nach den Umständen verschieden, aber normal roth. — Wie könnte der Blasirte auch anders handeln? wie könnte er ein warmes Interesse haben für die Menschheit? Das Bild, welches er von ihr in seinem Herzen trägt, ist traurig verzerrt und liebensunwürdig. Keinem traut der Blasirte das wahrhaft Hohe und Würdige zu; in den großen Gedanken der Denker erkennt er nur ein Spiel mit leeren Worten; hinter großen Thaten sucht er kleine Motive; die hohe Begeisterung eines edlen Sängers weiß er auf die Wirkung des Champagners zu reduciren; die Einfalt des frommen Gemüths scheint ihm nur Plattheit und Unverstand; in der Erhebung des religiösen Sinnes wittert er allzeit Heuchelei und falschen Eifer. Was Wunder? auf dem vielgetrübten Spiegel seiner Seele kann auch die reinste Gestalt nicht ohne Flecken wieder erscheinen; in der Camera obscura seines Geistes kann er nur farb- und glanzlose Bilder aufnehmen. Müssen wir deßhalb dem Blasirten unsere Achtung versagen, so verdient er um so mehr allwege unser Mitleid. Gewiß aber ist er ein Werkzeug in der Hand einer höhern Macht, und es scheint, er ist der Gährungsstoff, der Sauerteig in der Gesellschaft.

Die Göttin.

Du, die beim Vater im Anfang stand,
Als die Erde kam aus seiner Hand,
Du Göttliche, die zu aller Frist
Des Lebens Sinn und Fortgang ist,
Du Täglichneue und Ewiggleiche,
Du Offenbare, Geheimnißreiche,
Dir baut die Menschenhand ein Haus
Mit Denken und Thun, mit Sünd' und Tugend,
Und alles Alter und alle Jugend
Baut es in Ewigkeit nicht aus.

Vom Aufgang seine Säulen stehn,
Bis wo die Sterne niedergehn,
Auf Thal und Gebirg und Felsenriff,
Im Meer auf manch begrabnem Schiff;
Sieh ihrer manche, kühne Ringer,
In die Wolken strecken den Zeigefinger!
Bis zum Himmel reichen die und die,
Als wollten sie an die Sterne schreiben;
Doch tausende, sieh, am Boden bleiben,
Und helfen wölben den Tempel nie.

Von deinem Walten nicht Einen Tag
Der Mensch ergründen und fassen mag:
Geschichte hat er dich genannt,
Als hätt' er, was geschehn, erkannt,
Meint zu regieren deine Schritte
Aus seines Geistes tiefster Mitte,
Will dein geheimstes Thun begehn
Und deine Seele mit Händen fassen; —
Muß alles doch geschehen lassen,
Wie's heut und morgen mag geschehn.

An seiner Kindheit Dämmertag,
Wie floh er, als er in Eden lag,
Der Sage, deiner Schwester, zu,
Die nicht so herrlich und stolz wie du,
Doch treu und heimisch wie Noä Taube,
Und tief und innig wie der Glaube —
Der Freundin, die mit weicher Hand
Dein erstes Angesicht gemildert,
Die du die „Strenge" bist geschildert,
Und dich gehüllt in ihr Gewand.

Da locktest du selbst ihn aus dem Traum
Von seiner Jugend Blüthenbaum,
Und hießest ihn an des Tages Glut
Im Kampf erproben den eignen Muth,
Die du die Thränen nicht kennst, die herben,
Ob deine Kinder fallen und sterben,
Du harte Gebietrin, die aus der Bucht,
Der heimischen, ihr Geschlecht gestoßen,
Und hat den Rückweg ihm verschlossen
Und zugerufen: „Versucht! versucht!"

Die Menschenmutter erschreckt' es nicht,
Sie sah dir tief in's Angesicht,
„Versuchte" — und was bös und gut,
Erkannte nun alles Menschenblut,
Und zeugt' und tödtete seinen Samen,
Pries opfernd seines Gottes Namen,
Schuf zu Gefilden die Wüsten um:
Und seine Thaten, groß' und kleine,
Zu deinem Tempel wurden's Steine,
Fußpfade zu deinem Heiligthum.

Und Sinai und Helikon,
Und Griechenland und Ilion,
Egyptens Pyramidengrau,
Der sieben Hügel stolzer Bau,
Arminius Schwert und Wodans Wälder,
Und Völkerzüge und Schlachtenfelder,
Vor allen Galiläas Licht,
Die höchste Krone deiner Ehren:
Sie wollten all' der Welt erklären
Dein undurchdringlich Angesicht.

Doch wem auf Erden möcht's gedeihn!
Die du, vollkommen in deinem Sein,
So rasch von stolzer Völker Kunst
Abkehrst zu Hirten deine Gunst,
Du, der die Erde ihre Steuer
Bezahlt mit Hunger, Sturm und Feuer,
Der Pest und Krieg zu Willen sind,
Um Völkerstämme zu zerspalten,
Wenn sie beschloß Gericht zu halten
Mit ihrem Gebilde, dem Menschenkind!

Wie kurz vor dir ist unsre Frist,
Die du des Ewigen Tochter bist!
Bei dir ist Weisheit und Verstand,
Du bist der Allmacht starke Hand;
Doch fühl' ich weder Furcht noch Grauen,
Wie ich dir mag in's Antlitz schauen.
Glückselig, wer dein treuer Knecht!
Mag's, wie sie will, die Erde treiben,
Bei dir muß Treu' und Wahrheit bleiben;
Die Welt ist sündig — du bist gerecht!

J. G. Fischer.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Invasion. — Arbeitseinstellung. — Bloomerismus.

Vor wenigen Tagen wurde das Parlament von der Königin eröffnet. Die Prozession und das freundliche Frühlingswetter verfehlten auch dießmal ihre Wirkung nicht, und die Menschenmasse, welche sich um Westminster herum zusammendrängte, war vielleicht noch größer, als im vergangenen Jahre. Man muß dieses Rennen und Laufen gesehen haben, um sich einen Begriff davon machen zu können. Der Engländer hat wenig Leidenschaften, aber unter diesen steht die Neugierde oben an. Er läßt gewiß keine Gelegenheit dieselbe zu befriedigen vorübergehen. Das gewöhnlichste Schaugepränge, und wenn er es auch schon zwanzig mal betrachtet hätte, versezt ihn in einen Zustand der Ekstase. Um eine Staatskarosse zu sehen, läßt er die dringendste Arbeit liegen, und riskirt halb todt gedrückt zu werden. Und das ist kein Enthusiasmus, oder ein Ausbruch der Loyalität, wie man vielleicht geneigt ist anzunehmen. Auch zur Lord Mayors-Show strömen alljährlich einige hunderttausend Menschen, und vom Lord Mayor kann man gewiß nicht behaupten, daß er populär sey. Es ist wirklich nichts als Neugierde. Mit Unrecht würde man sich über diesen Charakterzug des Londoners deßhalb wundern, weil London eine so große Stadt ist. Wenn man es genau nimmt, ist er überhaupt gar kein Großstädter. Das mag parador klingen aber es ist wahr. Der Londoner ist kein Großstädter, weil London keine große Stadt ist. London ist keine Stadt aus Einem Gusse, wie Paris oder Berlin, es ist ein Conglomerat von einigen dutzend Städten, Städtchen und Dörfern, und jede dieser Städte, jedes dieser Städchen und Dörfer hat troz der Centralisation des Handels, troz des großartigen Verkehrs bis zu einem gewissen Grade seine Eigenthümlichkeiten behalten. Jeder Stadttheil, ja sogar jedes Square (die eingegitterten, mit Bäumen bepflanzten Plätze, nach denen die umliegenden Straßen benannt werden, um Verwechslungen vorzubeugen) trägt ein besonderes Gepräge, nicht deßhalb, weil in diesem Quartier der Adel, in jenem die Geldaristokratie, hier die Shopkeepers, dort die Arbeiter ihre Wohnsitze aufgeschlagen hätten; das ist eine Erscheinung, die wir überall finden; nein, die Leute desselben Standes, namentlich die Angehörigen der Mittelklasse sind in den verschiedenen Stadttheilen verschieden. Der Pariser ist immer Pariser; der Reiche und der Arme haben etwas Gemeinschaftliches, das sich leichter fühlen, als definiren läßt, was uns aber sofort zu erkennen gibt, daß wir es mit einem Pariser zu thun haben. Beim Londoner fehlt dieser gemeinschaftliche Zug. Der Londoner als Gattungsmensch ist nur in der Vorstellung vorhanden. Der wirkliche, reale Londoner ist kein Londoner, er ist Bewohner der City, Bewohner des Westends, Bewohner dieser oder jener Vorstadt.

Das Parlament hat in diesem Jahre eine schwierige Stellung, schwieriger, als vielleicht je zuvor. Die Lage Englands ist so ernst, die schwebenden Fragen sind so wichtig, daß es sich begreift, wenn das Volk mit ungewöhnlichem Ernste der Entscheidung entgegenblickt Ich hoffe, Sie werden mir, in Anbetracht der Umstände, einige Worte darüber erlauben.

Seit 1848 erfreute sich England einer ununterbrochenen, fast beständig im Steigen begriffnen Prosperität. Der Handel erholte sich schnell von der Krise des Jahrs 1847, die Industrie nahm einen unerhörten Aufschwung, die Ausfuhr- und Einfuhrlisten wiesen jedes Quartal eine Vermehrung der Produktion und Consumtion nach, das Proletariat, in den Fabriken beschäftigt, hörte auf mit einer Klassenrevolution zu drohen, kurz es ging alles so gut als es nur gehen konnte, und John Bull fühlte sich in seiner Ruhe um so komfortabler, je mehr der Continent von gewaltsamen Erschütterungen heimgesucht und von Bürgerkriegen zerfleischt wurde. Aber die schönen Tage konnten nicht ewig dauern. Der Himmel fängt an sich zu verfinstern und es fehlt nicht an Kassandrastimmen, die den nahenden Sturm voraussagen, und, was die Hauptsache ist, es fehlt nicht an einem Publikum, das den Prophezeiungen Glauben schenkt. — Vor allem sind es die neuesten Ereignisse in Frankreich, welche die Angst in die Gemüther geworfen haben. Es gibt wohl niemanden, der sich in England über den Staatsstreich gefreut hätte, mit Ausnahme der extremsten Revolutionäre und Punchs. Punch hatte in lezter Zeit seinen Humor so ziemlich verloren. Es war ihm gegangen wie so vielen geistreichen Leuten, denen der Esprit abhonden kommt, wenn es ihnen zu gut geht. Er konnte sich in die Prosperität nicht finden, und war Spießbürger geworden. Jezt ist es anders. Die Schlafmütze ist bei Seite geworfen, und das boshafte und doch im Grunde so gutmüthige Männchen entwickelt eine fabelhafte Thätigkeit. Er fabricirt coups d'état, verkündet das Standrecht, erläßt Proklamationen an Gott und die Welt und — was die Hauptsache ist — macht gute Witze. Aber er verschwendet seinen Geist umsonst. Das Publikum kann nicht herzlich

lachen, und wenn es auch einen Versuch dazu macht, man sieht gleich, daß es ihm nicht recht ernst ist. Sie wissen, welche Furcht die Engländer vor einer Invasion haben. Die Invasion des Katholicismus unter Cardinal Wiseman, die Invasion der Fremden während der Ausstellung waren Stichwörter, die zu ihrer Zeit von Hunderttausenden mit großem Ernste und nach größerer Beharrlichkeit abgeleiert wurden. Wie viel größer muß nun erst die Furcht und das Durcheinander seyn, wenn mit einemmal eine wirkliche Invasion am Horizont auftaucht, eine Invasion von Fleisch und Bein, mit Musketen, Kanonen, Kriegsgerichten, Staatsstreichen, eine Invasion, die nicht bloß die Religion und die Moral, sondern die gesammte bürgerliche Gesellschaft mit allen ihren Einrichtungen und Gewohnheiten wegzufegen bedroht! Punch hat gut lachen, obgleich ich ihm nicht gerathen haben möchte, sich auf die Freundschaft des Präsidenten der französischen Republik zu verlassen. Die Londoner Spießbürger als Nationalgardisten, den Säbel an der Seite, die Flinte auf der Schulter, und der alte fast neunzigjährige Wellington an ihrer Spitze, das ist allerdings ein ganz possierliches Bild; aber ein Bataillon Chasseurs de Vincennes in der Bank, einige Regimenter Fußvolk im Glaspalaste, Cavalleriepiquets, d. h. französische, in Regent- und Oxfordstreet, im Strand und in Lombardstreet (Straße der Bankiers), diese Vorstellung ist durchaus nicht possierlich. Und diese Vorstellung spukt jezt so ziemlich in allen englischen Köpfen. Mit Schrecken gesteht man sich, daß die Kriegsschiffe nicht ausgerüstet, oder in fernen Welttheilen stationirt, daß die Landtruppen durch den Frieden erschlafft, schlecht bewaffnet und schlecht ausgerüstet sind, daß kaum eine einzige Batterie in den vereinigten drei Königreichen für den Felddienst brauchbar ist, und daß also eine fremde Invasionsarmee von 150,000 Mann im jetzigen Momente aller Wahrscheinlichkeit nach nur geringen Widerstand finden würde. Man nehme nur irgend ein englisches Blatt zur Hand, und neben den verschiedenen Leitartikeln wird man regelmäßig ein halbes Dutzend Einsendungen über den schlechten Stand der national defences und über die Chancen eines Einfalls finden. Aber so groß auch die Bestürzung seyn mag, John Bull ist entschlossen sich wenigstens nicht so leichten Kaufes seine Unabhängigkeit rauben zu lassen. Ein patriotischer Enthusiasmus, wie er seit den französischen Kriegen nicht existirt hat, ist urplötzlich in den Gemüthern erwacht, die Krämer und Spießbürger werfen sich in eine heldenmäßige Positur, sie gründen Büchsenvereine, fangen an zu exerciren, und üben sich überhaupt in allen Künsten des Krieges. Ich weiß nicht, ob Bonaparte im Sinn hat, eine Landung in England zu versuchen, aber jedenfalls würde seine Armee einen ziemlich unsanften Empfang finden. Es gibt keinen gefährlicheren Enthusiasmus als den der Furcht.

Aber die französischen Verhältnisse sind es nicht allein, welche das Gefühl allgemeiner Unbehaglichkeit hervorgebracht haben. Es zeigen sich leider untrügliche Symptome, die auf ein Abnehmen der commerciellen Prosperität hindeuten. Die Ausfuhr des lezten Vierteljahres war zwar immer noch im Steigen begriffen, aber, mit früheren Quartalen verglichen, stellte sich in der Vermehrung eine sichtbare Verminderung heraus. Es ist nur zu gewiß, daß die fremden Märkte mit Produkten überhäuft sind. Die Vereinigten Staaten, nach denen die Hauptausfuhr geht, sind auf Jahre mit Baumwollenwaaren versehen; dasselbe ist mit Indien, mit China und den meisten Colonien der Fall. Die Nachrichten aus Deutschland sind ebenfalls nicht sehr ermuthigend; kurz der Mittelstand fängt an zu fühlen, daß er am Vorabend einer Handelskrise steht, und man weiß, was eine Handelskrise in England bedeutet. Dazu kommt noch, daß der Mittelstand gerade jezt mitten in der politischen Bewegung ist. Es handelt sich bekanntlich um eine Parlamentsreform. Die Umgestaltungen, welche in den dreißiger Jahren vorgenommen wurden, genügen den heutigen Bedürfnissen nicht mehr, die Mittelklassen wollen sich die Majorität im Unterhause sichern und die Regierung selbst in die Hände nehmen. Die Bewegung in England steht immer in umgekehrtem Verhältnisse zu der des Continents. Die Februarrevolution machte die Mittelklassen conservativ, der Staatsstreich vom zweiten December hat sie revolutionär gemacht. Die Bewegung gewinnt um so mehr an intensiver Kraft, je gewisser es sich herausstellt, daß eine Reform nothwendig ist, um einer Revolution, oder wenigstens einer Rebellion vorzubeugen. Im jetzigen Augenblick ist die Regierung schwach. Das Ministerium Russel kann sich nur in Folge einer stillschweigenden Uebereinkunft zwischen den verschiedenen Parteien halten. Es ist überhaupt mit dem jetzigen Parlament nicht möglich ein starkes Cabinet zu bilden. Die Whigs sind in der Minorität, und die Tories fangen an zu begreifen, daß ihre Zeit vorüber ist. Die wenigen Peeliten vertreten niemanden als sich selbst, und die Reformer, welche die ungeheure Majorität unter den Mittelklassen hinter sich haben, können im Unterhause nur über einige Dutzend Stimmen verfügen. Mit Einem Worte, der Schwerpunkt des englischen Gemeinwesens ruht nicht mehr im Parlament. Volk und Parlament stehen sich gegenüber, und es müssen durchgreifende Veränderungen im Wahlsystem vorgenommen werden, um diesem Mißverhältnisse abzuhelfen. Die Landbevölkerung Englands, welche nur etwa den vierten Theil der Gesammtpopulation bildet, hat fast die Hälfte der Stimmen im Parlamente, während die Bevölkerung der Städte, die den Handel und die Industrie in den Händen hat, verhältnißmäßig sehr schwach vertreten ist. Wie schon angedeutet, geht die Bourgeoisie jezt um so rücksichtsloser voran, weil sie sich vor gewaltsamen Ereignissen sichern will. Sie erwartet eine Handelskrise, und sieht als nothwendige Folge davon eine Aufregung des Proletariats voraus. Das Proletariat agitirt bekanntlich seit längerer Zeit für das allgemeine Stimmrecht. Durch eine partielle Gewährung dieser Forderung versöhnt der Mittelstand einen Theil der Arbeiter, und bringt die Regierung zu gleicher Zeit in die Hände der für jezt wenigstens mächtigsten Volksklasse. Die Regierung selbst sieht die Nothwendigkeit von Reformen ein, und wird schon in einigen Tagen einen Entwurf vorlegen. Ob derselbe der liberalen Opposition genügen wird, will ich nicht entscheiden. Meine Aufgabe ist es nicht, mich in politischen Conjekturen zu ergehen. Ich wollte nur die Lage der Dinge mit kurzen Zügen andeuten. Jedenfalls ist die Bewegung, welche jezt in England reißende Fortschritte macht, von großer

Bedeutung, auch für Deutschland, und wer die friedliche Entwicklung will, muß wünschen, daß diese Bewegung möglichst bald und mit möglichst wenig Widerstand zum Ziele komme.

Um die Schwierigkeit der Umstände zu vermehren, sind seit Ende des vergangenen Jahres die Streitigkeiten zwischen einer mächtigen Fraktion der Arbeiter und den Fabrikanten ausgebrochen. Ich meine die bekannten neuesten Vorgänge zwischen den Maschinenbauern und ihren Meistern. Um den gegenseitigen Strike (Arbeitseinstellung) zu verstehen, muß man die früheren Versuche der Arbeiter, sich mehr oder weniger von den Kapitalisten unabhängig zu machen, kennen. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fing in England die Maschine an die Handarbeit zu verdrängen, und in wenigen Jahrzehnten ging eine sociale Revolution vor sich, die ihres Gleichen in der Geschichte nicht hat. Die Bauern, die neben ihren ländlichen Arbeiten gesponnen und gewoben hatten, sahen mit einem male ihre Löhne herabgedrückt, sie konnten mit der Maschine nicht concurriren und waren gezwungen in die Fabriken zu gehen. Die Landbevölkerung strömte in die Städte, neue Städte erstanden wie durch Zauberei, die alten vergrößerten sich in reißenden Progressionen und das industrielle Proletariat entstand. Die Arbeiter konnten die Erinnerung an ihre frühere, für das Individuum jedenfalls bessere Lage nicht vergessen; sie empörten sich gegen die neue Art der Produktion und verschworen sich gegen die Fabrikanten. Hie und da wurden Maschinen zerstört, Excesse sonstiger Art begangen, und das Parlament sah sich zulezt genöthigt, ein Gesetz zu erlassen, das die Arbeiterverbindungen unter strengen Strafen verbot. Aber die Regierungsmaßregeln erwiesen sich unzulänglich. Das Proletariat organisirte sich durch das ganze Land in geheimen Gesellschaften. Der Zweck derselben, der sogenannten Trades-Unions, war, die Arbeiter jedes Gewerbes in eine geschlossene Masse zusammenzudrängen und den Fabrikanten höhere Löhne abzuzwingen. Weigerte sich ein Fabrikant, diesem Verlangen nachzukommen, so dekretirte der Ausschuß einen Strike oder Turnout. Die außer Arbeit gesezten wurden aus der Vereinskasse unterstüzt. Wer sich dem Dekrete widersezte, und troz des Befehls in Arbeit blieb, war dem Tribunale der Gesellschaft, und meist dem Tode verfallen. Namentlich in Glasgow, Edinburg und Manchester zeichneten sich die Trades-Unions durch eine wilde Entschlossenheit aus. Die Vehme saß Jahre lang und traf ihre ausgewählten Opfer mit unfehlbarer Sicherheit, ohne daß es der Regierung möglich gewesen wäre, auch nur in Einem Falle der Hauptbetheiligten habhaft zu werden. Die Fabrikanten wurden in Schrecken gesezt, sie glaubten, die Arbeiterverbindungen treten nur deßhalb so gewaltsam auf, weil ihnen die gesezlichen Mittel der Agitation genommen seyen, und es regten sich Stimmen für die Abschaffung des oben erwähnten Gesetzes (Combination Law). Im Jahre 1824 stellte der bekannte Joseph Hume einen dahin zielenden Antrag, der auch vom Unterhause angenommen wurde. Aber der Widerruf des Combination Law hatte nicht die beabsichtigte Wirkung und der Kampf der Arbeiter gegen die Kapitalisten dauerte, wenn auch unter milderen Formen, fort. Die Trades-Unions entwickelten sich in einer staunenswerthen Ausdehnung und die Strikes der Kohlenarbeiter, der Baumwollspinner, der Wollkämmer und Maurer sind noch in frischem Andenken. So gut aber auch die Arbeitergesellschaften organisirt waren, so viel Energie sie auch entwickelten, sie konnten auf die Dauer dem ökonomischen Gesetze nicht widerstehen. Die Fabrikanten lernten neue „Hände" an und führten neue Maschinen ein. Die Strikes, statt den Lohn zu erhöhen, drückten ihn nur herab, weil sie eine Vermehrung von Arbeitern hervorbrachten. Namentlich wurde aber die Macht der Trades-Unions durch die Erfindung neuer Maschinen gebrochen. So hatte ein Strike der Baumwollenspinner die Erfindung der selfacting mule (einer vervollkommten Spinnmaschine) zur Folge, die den größten Theil der Spinner überflüssig machte. Ganz dasselbe war die Frucht eines Strike der Wollkämmer und der Maurer. — Im Anfang der dreißiger Jahre machten sämmtliche Gewerbe den Versuch sich zu vereinigen. Es wurde in London die sogenannte National-Trades-Union gegründet, welche in Zukunft die Strikes für alle Gewerbe kommandiren und leiten sollte. Aber dieser Centralausschuß entsprach den Erwartungen der Arbeiter nicht, und sie überzeugten sich allmählig, daß sie einen Irrweg eingeschlagen hatten. Sie versuchten nun sich auf andere Weise von den Fabrikanten zu emancipiren und stifteten Cooperative Societies, d. h. Associationen. Auch diese hatten nicht den gewünschten Erfolg und der Versuch wurde sehr bald aufgegeben. Das Proletariat, des Experimentirens müde, warf sich nun in die politische Bewegung. Es stellte seine Charte auf und strebt seit 1834 mit mehr oder weniger Machtaufwand nach der Staatsgewalt. Kurz nach der Februarrevolution entstanden wieder einige Associationen, aber ihr Schicksal läßt sich leicht voraus sehen. Die Theilnahme an denselben ist auch nur sehr gering, und sie gehen sogar größtentheils nicht einmal von Arbeitern aus. — Wir kommen nun zum gegenwärtigen, dem Strike der Maschinenbauer. Diese gehörten bisher zu den bestbezahlten Handwerkern und nahmen im Ganzen eine ziemlich aristokratische Stellung im Proletariat ein. Es erforderte längere Zeit, ihr Geschäft zu lernen, und der Zudrang von Arbeitern war also nicht so groß wie zu andern Gewerben. Aber allmählig steigerte sich auch in diesem Zweige die Anwendung der Maschinerie und die Löhne fielen. Die Arbeiter wollten sich nicht fügen, sie geriethen mit ihren Meistern in Zwist und das Resultat war der gegenwärtige Strike. An sich bietet dieser nichts Bemerkenswerthes dar; er unterscheidet sich von früheren nur durch seine geringere Ausdehnung und den friedlicheren Charakter. Die Bourgeoisie ist ihres Erfolges gewiß. Sie verschafft sich aus Deutschland, Frankreich und Belgien neue Arbeiter, und wenn es auch zu einer Aussöhnung kommt, d. h. wenn die Maschinenbauer nachgeben, so haben sie sich durch ihre bisherige Handlungsweise nur eine Masse von Concurrenten auf den Hals geladen, welche die Löhne noch tiefer herabdrücken müssen. Jedenfalls unterliegen die Arbeiter bei diesem Versuche, wie sie bei den früheren unterlegen sind. Bedenklich ist aber, daß das Einvernehmen zwischen Arbeitern und Fabrikanten in einem so kritischen Momente gestört ist und daß tausende von kräftigen Männern, die bisher indifferent waren, in's

Elend und dadurch in die politische Bewegung geworfen worden sind.

Doch ich habe nun mehr über Politik gesprochen, als ursprünglich meine Absicht war. In Anbetracht der ungewöhnlichen Umstände wird man es mir zu gut halten. Um den Leserinnen einen kleinen Ersatz zu bieten, gebe ich einige Nachricht über das Bloomercostüm. Dieselbe fällt nicht sehr günstig aus. Die allgemeine Conspiration, von der ich früher gesprochen, ist nach hartnäckigem Kampf zum Ziele gekommen und hat die Reform in der Wiege erstickt. Vergebens hielten amerikanische Ladies wissenschaftliche Vorlesungen, vergebens trugen verschiedene schöne Damen die neue Tracht als praktischen Beweis zur Schau, vergebens gab man fashionable Bälle à la Bloomer zu einer Guinee die Person. Das weibliche England, sonst den Neuerungen gar nicht abgeneigt, blieb dießmal unbewegt, und wie ich höre, hat Miß Dexter mit gebrochenem Herzen und geknickten Hoffnungen den britischen Boden verlassen. Man sieht keine Bloomers mehr, ausgenommen hie und da in einer Bierkneipe, man liest nicht mehr van Bloomermeetings, kurz, der schöne Traum ist zu Ende.

Berlin, Februar.

(Schluß.)

Literatur. — Der jüngere Künstlerverein. — Theater.

Zunächst etwas Neues aus der Literatur, und zwar etwas Bekanntes, das uns in neuem Gewande zu erneuertem Genuß geboten wird. So eben erscheint hier unter dem Titel „Goethe in Briefen und Gesprächen" eine Sammlung der brieflichen und mündlichen Betrachtungen Goethes über Welt und Menschen, Wissenschaft, Literatur und Kunst. Sie enthält aus allen Briefen und gedruckten Gesprächen des seelen- und weltkundigen Dichters, die jezt eine ganze Bibliothek ausmachen, die herrlichsten Aussprüche, und zwar übersichtlich nach Inhalt und Gegenstand in Abschnitte unter gemeinsamen und einzelnen Titeln geordnet. Die ganze Vielseitigkeit Goethes strahlt uns aus dem Buche entgegen, das einerseits für das Publikum das Lesen der untergeordneteren Briefwechsel überflüssig macht, andererseits das Interesse für die bedeutenderen, wie den Briefwechsel mit Schiller, mit Zelter, die Gespräche mit Eckermann u. s. w. neu beleben wird. Den biographischen Werth überläßt es natürlich seinen Quellenwerken ungeschmälert, auch sind in einem Anhange die Quellen jedes einzelnen Ausspruchs gewissenhaft angegeben. Aber dem Genusse der wundervollen Geistesfunken, welche Goethes vertraute Unterhaltungen durchleuchten, ist durch die künstliche Zusammentragung, die klare, durchsichtige Anordnung ein erhöhter Reiz verliehen. Wir vernehmen des Dichters schönes, gedankenreiches Wort über Religion, Philosophie und Politik, über das deutsche Vaterland, seine Aussprüche der Selbstbetrachtung und der Lebensweisheit, seine Bemerkungen über Bildung und Gesellschaft (sogar ein Urtheil über den Socialismus und mannigfache sociale Ansichten), seine Betrachtungen und Beobachtungen über Erscheinungen der Natur und ihre Wissenschaft, über bildende Kunst, über Poesie und Literatur im Allgemeinen wie über die Literatur des Alterthums und der meisten neueren Kulturvölker, über Musik, Theater u. s. w., und überall erhalten wir das Ergebniß einer eben so tiefen als umfassenden Geisteskultur, überall den Ausdruck einer Persönlichkeit, die mit Seherblick sich selber und alles sie Umgebende durchdringt. Als Spiegel einer so nach allen Seiten hin abgerundeten und in sich gefesteten Größe, Höhe und Ruhe des Geistes scheint mir das Buch in unsern Tagen der Flüchtigkeit und athemlosen Hast, des übereilten Ringens nach ausschweifenden Zielen vor Consolidirung des Grundes und Bodens, eine wahrhaft zeitgemäße Gabe. Als Charakterabdruck Goethes wird es einen dauernden Werth behalten.

Der junge talentvolle Dichter Paul Heyse hat ein kleines episches Gedicht in Stanzenform geschrieben, das besonders durch die Kraft und Lebendigkeit der malerischen Darstellung fesselt. Es trägt als Titel den Namen seiner Heldin: „Urica" und behandelt ein Ereigniß aus der Zeit der ersten französischen Revolution. Urica ist eine Negerin, eine Schönheit ihres Stammes, welche von einer Gräfin als Gespielin ihres Sohnes angenommen worden ist und auch im Alter der Jungfrau noch als Kind des Hauses behandelt wird. Wir sehen sie zuerst auf einem glänzenden Ball, wo sie durch die Eigenthümlichkeit ihres Tanzes allgemeinen Beifall findet und ihre nationale Schönheit sich ausdrucksvoll entfaltet. Ihr Auge sucht vergeblich Etienne, den jungen Grafen; sie eilt hinab in den Garten. Der Eintritt in denselben, die Art, wie die Stimmung des Tanzes sich in der glühenden Phantasie Uricas auf die Blumen überträgt, ist sehr schön. Sie findet Etienne trauernd um den Tod Ogés, eines Kreolen, der sein Freund gewesen und im Freiheitskampf auf St. Domingo gefallen ist. Die Theilnahme an der Trauer findet in der Aufregung Uricas einen lebhaften Ausdruck, und endlich verräth sie in der Aufwallung des Gefühls ihre Liebe für den Grafen. Dieser ist überrascht. Er hat die Küsse des Mädchens nur als schwesterliche empfunden und kann sie auch mit keinem andern Gefühl erwiedern. Seine Kälte bekundet dieß unzweifelhaft. Urica fragt in heftigem Schmerze: „Wenn ich nun keine Negerin wäre, würdest du dann ebenfalls dich von meiner Liebe abwenden?" Er schweigt, und was soll er im Grunde auch auf eine Frage erwiedern, die den entschiedensten Widerspruch enthält? „Wenn ich eine ganz andere wäre als ich bin, würdest du mich dann lieben?" Wer kann darauf etwas antworten, ohne die Frage als eine verkehrte zu bezeichnen? Aber Urica verzweifelt über dieses Schweigen Etiennes und flieht. Ein tragischer Conflikt scheint nun hierin gar nicht zu liegen; noch weniger begründet aber ist die humane Tendenz, welche der Dichter hineinlegen will. Urica wird von einem Fieber befallen, in dem sie von der Gräfin selber gepflegt wird; aber kaum genesen, flieht sie der lezteren Haus, wird von armen Fischersleuten aufgenommen und dort zur Demokratin. Die Revolution schreitet vor. Die Girondisten werden ermordet, Graf Etienne verfolgt. Er bemerkt einen Kahn am Ufer der Seine, darin ein Weib, springt hinein und fordert sie auf, ihn den Verfolgern zu entziehen. Das Fischerweib stößt ab, die Verfolger werfen sich in einen andern Kahn, die Jagd auf dem Strome beginnt. Das ist eine schöne Schilderung, wie die in Dunkel gehüllten Flüchtlinge die Jakobiner mit ihren Fackeln den Fluß herabkommen sehen. Jene werden bemerkt und mit einem groben Scherze als Liebesleute angeredet. Der Graf geht darauf ein und nennt die Verhüllte seine Liebste. Da fällt die Hülle, er erkennt Urica und diese ruft:

„Zurück! Du lügst! Hat dich die Todesangst
Befreit vom Ekel vor der Negerin,
Daß ich nun gut genug zum Küssen bin,
Da du vorm Kusse der Verwesung bangst?
Hat Elend mich gebleicht? Sieh hin, sieh hin,
Um welch ein niedrig Liebchen du geworben!
Rühr' sie nicht an! Sie ist von stolzem Sinn,
Wenn auch zur Grafenbraut verdorben!“

Die Jakobiner hören das, einer von ihnen springt in den Kahn der Fliehenden. Mit dem Muthe der Verzweiflung schlägt Urica den ersten Eindringling mit dem Ruder nieder, wird aber gleich darauf selber schwer getroffen. So weit hat sich das Gedicht in einer Reihe von Bildern abgesponnen, die in der Zeichnung und in der Färbung sich mit plastischer Anschaulichkeit und Lebenswirklichkeit unserer Einbildungskraft aufdrängen. Wir glauben alles zu sehen, wie es der Dichter schildert. Das lezte Bild hebt uns nun über eine Anzahl von Jahren fort und versezt uns in das kaiserliche Frankreich. Die arme, wahnwitzige Urica hockt bettelnd an der Straße; den Grafen hat die Guillotine umgebracht; auf dem Boulevard erzählt ein Blumenweib einem Bauern die ganze Leidensgeschichte. Der Bauer wirft der Bettlerin mitleidig ein Almosen zu:

„Sie sieht nicht auf. Ein plötzlich zuckend Weh
Belebt nur selten ihre starren Züge.
Zwei Worte spricht sie dann: »Egalité,
Egalité,« und „Lüge, Lüge!“

Eine ganze Reihe von Fragen drängt sich uns auf, wenn wir das Gedicht gelesen. Womit soll die schließlich angedeutete Tendenz sich rechtfertigen? In der behandelten Liebesangelegenheit ist der Umstand, daß Urica eine Negerin, durchaus Nebensache. Der Graf hat ihr kein Unrecht gethan, er liebt sie nicht. Ob er sie geliebt hätte, wenn sie keine Negerin wäre, wer will das sagen? Wodurch also ist die Gleichheit verlezt, wodurch eine Schuld gegen die Humanität begangen? Höchstens wäre eine solche in dem leidenschaftlichen Verfahren Uricas zu finden, die in afrikanischer Heißblütigkeit dem Grafen ihre Liebe entgegenträgt, dann eben so heftig zur Flucht schreitet und zum Hasse gegen die Vornehmen sich aufstachelt. Das mag in ihrer Natur ganz wohl begründet seyn, aber diese Schuld macht für uns den Fall nicht tragisch, sondern nur traurig als eine Naturerscheinung nationaler Sinnlichkeit, die leider durch die Verhältnisse zu so schmerzlichen Folgen führt. Der Reiz, den das Gedicht vorzugsweise ausbeutet, ist der Reiz des Contrastes. Ganz in modern französischer Weise wird das Verschmähen der Negerin mit dem späteren Eingehen auf den Scherz der Jakobiner, welche Urica als des Grafen Liebste bezeichneten, in grell kontrastirende Beleuchtung gestellt. Aber es ist ja eben so natürlich, daß der Graf sein Leben retten will, wie er zuerst eine Ungeliebte nicht seiner Liebe versichern mag. Dem Contraste fehlen die ethischen Motive, er bleibt in bloß sinnlicher Wirkung stecken. Die Humanität der Tendenz, welche für die sinnliche Gluth der Negerin das Mitgefühl erwecken will, die Emancipation in Anspruch nimmt, ist keine poetische, sondern eine kulturgeschichtliche. Ich kann das Gedicht daher nach aufrichtiger Ueberzeugung nur als Verirrung eines schönen Talents bezeichnen.

Der jüngere Künstlerverein, der unter seinen Mitgliedern Künstler zählt wie die Maler Staffeck, Weiß, Löffler, Richter, Max Schmidt, Hildebrandt, die Bildhauer Wolf, Afinger u. a., feierte im Januar, wie alljährlich, sein Weihnachtsfest im Hennig'schen Wintergarten. Ein Theil der Künstler erscheint dabei stets im Costüm und bringt so einiges Farbenspiel in die Versammlung. Die Ausstattung des Festes blieb dießmal hinter früheren Veranstaltungen etwas zurück, doch gab es mancherlei Unterhaltendes. Von den künstlerischen Darstellungen sind die Gruppen lebender Figuren in weißem Tricot, welche das Fest einleiteten und die schönsten Skulpturwerke der Antike glücklich nachahmten, und dann ein von den Mitgliedern des Vereins gemaltes Cyklorama des „grünen Grabens“ zu erwähnen, das unter erklärenden Worten des bekannten humoristischen Zeichners Wilhelm Scholz sich vor den Augen der Zuschauer abrollte. Der „grüne Graben“ ist der ehemalige Festungs- oder Wallgraben von Berlin, der jezt durch die Mitte der Hauptstadt sich hinter den Straßen, meist der Rückseite der Häuser entlang zieht. Einige male, wie am Palais der Fürstin von Liegnitz, zeigt er sich auf offenem Platze, häufig aber verschwindet er ganz unter mehrfach wiederkehrenden Tunnels, über denen in breiten Hauptstraßen das großstädtische Leben sich entfaltet. Diesen geheimnißvollen Arm der Spree haben ein paar kühne Entdecker aus dem Kreise der Künstler wirklich bereist und die Entwürfe zu den Kartons angefertigt. Das vollendete Gemälde zeigte also Berlin von der Kehrseite und öffnete auf humoristische Weise den Blick in manche bis dahin unbekannte Region. Der Einfall, ein solches Seitenstück zu den berühmten Cykloramen des Rheins, der Donau, des Mississippi zu liefern, ist an sich schon possirlich genug. Unter den Vorträgen bei Tische zeichneten sich Gedichte von Fontane und Rudolph Löwenstein aus. — Der Bildhauer Afinger hat auf Befehl des Königs eine zwei Fuß hohe Statuette der Rachel als Andromache in Marmor gearbeitet. Die Schauspielerin ist von einer langen Tunica umflossen und trägt darüber ein faltenreiches Obergewand. Die nach hinten schlicht zurückgenommenen Haare lassen die Stirn frei, die ein einfaches Diadem umgibt. Der linke Arm ruht unter der Brust leicht über dem Körper und greift in die Falten des Obergewandes; der rechte wendet sich wie stützend gegen das nachdenklich gesenkte Haupt, dessen Kinn von den Fingerspitzen leise berührt wird. Die Klarheit der Gewandung prägt die einfache Hoheit der Stellung aus, deren sinnende Ruhe übrigens eine unbeschreibliche Anmuth athmet. Hoffentlich werden Abgüsse der schönen Statuette bald in den Kunsthandel kommen.

Das königliche Hoftheater läßt sich stets auffallend viel Zeit, bevor es etwas Neues auf die Bühne bringt, und erscheint es endlich damit, so geschieht es meist noch in nicht eben sehr abgerundeten Aufführungen. Lezteres liegt an dem Umstande, daß es an Regisseuren fehlt, welche Intelligenz und Erfahrung mit Energie verbinden. Jezt verläßt nun noch der Einzige, der im Schauspiel mit Liebe zur Sache und bei der Regie mit Eifer thätig

war, der alte Weiß, den Posten. Man darf es ihm nicht verdenken. Er ist alt und leidend und wählte zu seinem Ausscheiden den Tag, an welchem er hier das fünfundzwanzigste Jahr seines Wirkens als Regisseur vollendete. Weiß gehört noch zu der alten Garde und sah das glänzendste Ensemble auf dem Berliner Hoftheater, als neben ihm Künstler standen wie Ludwig Devrient, Lemm, Beschort, Mattausch, Rebenstein und andere. Im Schauspiel brachten uns die letzten fünf oder sechs Wochen nur ein Lustspiel aus dem Französischen, ein sehr schwaches und für Deutschland völlig ungenießbares Machwerk von Jules Sandeau: „Helene von La Seiglière.“ In der Oper erfreute die Aufführung von Felix Mendelssohn's einaktiger Oper: „die Heimkehr,“ weil wir darin von der Bühne herab ein Jugendwerk dieses leider so früh verstorbenen, so talentvollen und so edel strebenden Musikers kennen lernten. Wenn auch die musikalischen Formen hier noch ein wenig befangen gehandhabt werden, so zeigen sich doch die glücklichen Spuren des Talents. Ganz neuerdings trat der Kapellmeister Dorn mit einer zweiaktigen komischen Oper: „der Schöffe von Paris,“ vor das Publikum. Dorn hat seinen ersten Ruf sich am Rhein erworben durch ausgezeichnete Leitung der großen rheinischen Musikfeste. Von dort wurde er hieher berufen und bewährte auch in Berlin seine Meisterschaft als Dirigent. Der erste Akt seiner Oper läuft in munterem Fluß ansprechender Melodik dahin, und ein Lachterzett, wie einige Chöre sind von bedeutender Wirkung. Hervorstechende Originalität macht sich zwar nicht geltend, doch verrathen gewisse Anklänge der musikalischen Form immer eine würdige Richtung, indem sie den Anhänger Mozarts und Webers erkennen lassen. Der zweite Akt wird matter, zeigt nicht mehr das pulsirende Leben des ersten, bleibt jedoch in einigen Ensembles gleichfalls nicht ohne Wirkung. Anerkennung verdient die werthvolle, schöne Ausstattung, mit welcher man das Werk eines deutschen Tonsetzers geehrt hat.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 9. 29. Februar 1852.

> — Here the buzz of eager nations ran,
> In murmur'd pity, or loud roar'd applause,
> As man was slaughter'd by his fellow man.
> And wherefore slaughter'd? wherefore, but because
> Such were the bloody Circus' genial laws,
> And the imperial pleasure! —
>
> Byron
>
> Heu mores! haec delicias vocabant et cibum oculorum, fiebantque non per unius alteriusve lasciviam, sed velut publica lege et decreto!
>
> Justus Lipsius.

Ein Tag im römischen Circus.

III.

Ein Stoß in die Tuba verkündet die Ankunft des Kaisers und gleich darauf erscheint die Spitze eines unübersehbaren Zuges, gebildet von den Lictoren und der kaiserlichen Leibwache zu Fuß und zu Pferd; darauf der Kaiser selbst in den Farben der grünen Partei auf einem elfenbeinernen Wagen, gezogen von sechs Pferden, die neben einander gespannt vom Kaiser selbst gelenkt werden; neben ihm als Diener in grüner Livree der spätere Kaiser Vitellius (erst in späterer Zeit erhöhte Aurelian diese Pracht noch dadurch, daß er auf einem silbernen Wagen mit goldenen Rädern, von vier Hirschen gezogen, im Circus einfuhr). Beim Eintritt des Kaisers in die Arena, des ersten, der persönlich am Wettfahren Theil nimmt, erheben sich die Senatoren und legen die Paenula ab. Das Volk bricht in endlosen Jubel aus. Bei diesem Jubelruf war aber eine eigenthümliche Sitte schon unter den ersten Kaisern in Rom aufgekommen, indem in bestimmter Zahl und in harmonischem Rhythmus dem Kaiser bei seinem Eintritt Schmeicheleien vom versammelten Publikum zugerufen wurden. Damit hiebei weder in der Zahl der Wiederholungen, noch in der Harmonie oder im Takte gefehlt würde, waren durch den Circus eine Anzahl von Dirigenten vertheilt, welche die Zurufe vorsprachen oder eigentlich monoton vorsangen; das versammelte Volk sang sie unisono nach. Mit pedantischer Genauigkeit hat dieß Vopiscus im Leben des jüngeren Claudius uns aufbewahrt. Er erzählt, als dieser in den Circus getreten, sey sechzigmal gerufen worden: „Dich mögen die Götter uns erhalten!“ — vierzigmal: „Einen Fürsten, wie du bist, haben wir uns immer gewünscht!“ — „achtzigmal endlich: „Du bist uns Vater, Bruder, Freund, du bist ein guter Senator und ächter Fürst!“

Als das Volk Caligula mit derartigen Zurufen begrüßte, dankte der Kaiser, langsam herumfahrend, mit der Peitsche (flagello veneratur). Der lange Zug von hundert vierspännigen Wagen folgte dem Kaiser durch die Arena und den Schluß bildeten ein Wagen mit vier Kameelen und ein anderer, mit vier Elephanten bespannt. Langsam bewegt sich unter dem Jauchzen des Volks der Zug zum entgegengesetzten Thore wieder hinaus, um das eigentliche Rennen aus den kleinen Thüren der Carceres zu beginnen. Der Kaiser im grünen Costüm eröffnet selbst das Rennen, und da er es für unwürdig hält, mit Sklaven um den Preis zu ringen, hat er sich drei

Senatoren, in die Farben der übrigen Parteien gekleidet, zu Concurrenten ausgesucht. Sieben mal mußten die Wagen, von der Linken zur Rechten fahrend, die Metae umkreisen. Caligula war Sieger. Das Volk, nach der wunderlichen Sitte des Circus, warf jubelnd von Kleidern in die Höhe, was irgend entbehrlich war, und, nach einer Notiz bei Tertullian, im Ueberbieten des Beifalls auch bisweilen unentbehrliches, so daß einzelne Enthusiasten am Schlusse der Spiele völlig unbekleidet den Circus verlassen mußten.

Erst Nero war das Verdienst vorbehalten, die Claque des Circus förmlich zu organisiren. Als er im Theater zu Neapel sang, lag zufällig die große Getreideflotte Egyptens im Hafen. Die Mannschaft, entzückt ihren Kaiser als Sänger zu sehen, beklatschte dessen Leistungen nach alexandrinischer Sitte mit einem musikalischen Lärm. Nero, erfreut über diese neue Weise des Beifalls, mochte diese Annehmlichkeit auch bei seinen Rollen in Rom nicht entbehren. Er suchte bei seiner Rückkehr die jüngsten und kräftigsten Ritter und außerdem 5000 Leute aus dem Bürgerstande, handfeste im eigentlichsten Wortverstande, aus, ließ sie von alexandrinischen Virtuosen in den drei Arten des Klatschens unterrichten (imbrices, bombi und testae) und besoldete die Führer dieser Claque jeden mit dritthalbtausend Thalern.

Caligula, zufrieden mit der Ehre, ein besserer Kutscher zu seyn als ein paar Senatoren, und den nachmaligen Kaiser Vitellius durch seine Ungeschicklichkeit Zeitlebens lahm gemacht zu haben, sah dem nun beginnenden eigentlichen Wagenrennen aus der kaiserlichen Loge zu. In den Räumen der Carceres war indeß durch's Loos entschieden worden, welche vier Aurigae, von jeder Partei einer, den Wettlauf beginnen sollten. Nachdem das Loos die vier ersten bestimmt hatte, öffneten sich die vier kleineren Thüren des Carceres und die vier Viergespanne fuhren einige Schritte vor bis an die Kette, die von den zwei kleinen Bildsäulen des Merkur gehalten wurde. Es waren vier Pferde in einer Reihe neben einander gespannt, zwei an die Deichsel (equi jugales) und zwei liefen, wie wir sagen, auf der Wildbahn (equi funales). Das beste Pferd mußte das seyn, das dem Kutscher zur Linken war und die kürzeste Biegung beim Wenden um die Meta zu machen hatte. Daher ist auch in den vielen Inschriften, in denen der siegende Wagenlenker und seine siegreichen Pferde erwähnt werden, immer nur der Name dieses Einen Pferdes genannt. Unter diesen Wettfahrern hat auch den Auriga des Cäcinna Volaterranus das Loos getroffen, eines reichen Ritters und Anhängers der blauen Partei. Auf seiner Reise von einem Gute in Griechenland nach Rom hatte er unterwegs von dem Hause eines jeden seiner Freunde eine Schwalbe mitgenommen und diesen Schwalben ein blaues Band um den Hals gebunden. Als nach beendigtem Wettlauf sein Viergespann den Sieg davon getragen und sein Auriga die goldene Krone aus den Händen der Preisrichter empfangen, ließ er zum unermeßlichen Jubel der Zuschauer seine Schwalben als Boten des Sieges aus dem Circus in die Heimath fliegen.

Die glühende Augustsonne Roms war allmählig über die Mauern des Circus emporgestiegen und der Kaiser befahl, die ungeheure Decke von Seide mit den prachtvollsten Stickereien von Gold über den Circus wegzuziehen. Als das zwanzigste Doppelpaar der Aurigae seinen Lauf beginnen wollte, kurz vor der Mittagszeit, befahl der Kaiser plötzlich, die Decke wegzuziehen, und verbot jedermann, den Circus zu verlassen. Wohl eine Viertelstunde hatte sich der Kaiser an dieser Qual geweidet, als er ein neues Zeichen gab. In demselben Augenblick wurde der Circus in einen dichten feuchten Nebel gehüllt. Ungeheure Druckwerke unter der Arena und in der höchsten Galerie des Circus übersprengten den ganzen Raum mit einem staubartigen Regen von wohlriechenden Wassern. Gleichzeitig floß durch die kleinen Kanäle vor den Sitzen ein kleiner Bach von duftender Crocusessenz und die schattige Decke zog sich langsam wieder über den Circus, als ob der Kaiser den Römern erst einen Vorschmack der Hölle und dann des Himmels hätte geben wollen.

Um Mittag war das Rennen vorüber, die triefenden Pferde gewaschen und gerieben und die Preise vertheilt. Wer den ersten in einem Laufe gewonnen, erhielt eine Krone von Gold und ohngefähr 1600 Thaler baar, wer den zweiten und dritten gewonnen, verhältnißmäßig weniger. Bei diesem wie bei jedem andern Rennen wurden demnach ausgetheilt 25 erste, 25 zweite und 25 dritte Preise. Die unfreien Aurigae lieferten ihre Preise an den Quästor der Wagenlenkerbande ab, der ihn dann unter die Herren der Bande vertheilte. Der Herold rief die Namen der Sieger aus und Caligula vertheilte an die der grünen Partei noch außerdem kostbare Rennpferde.

In der Pause, die zur Mittagszeit in den Spielen gemacht wurde, hatten bisher die Zuschauer den Circus verlassen, um in den umliegenden Speisehäusern zu essen. An seinem Geburtstage sollten nach Caligulas Beschluß die Zeugen seines Sieges auch seine Gäste seyn. Er selbst speiste mit seinen Freunden und Lieblingen in der kaiserlichen Loge. Für die übrigen Zuschauer wurden, wie schon unter Tiberius, tausend Tische mit allen möglichen Eßwaaren in die Arena geschafft, und der Kaiser ergötzte sich aus seiner Loge am bunten Getümmel von Senatoren, Rittern, Damen und Pöbel aller Art, die nach fast

zwölfstündiger Entbehrung mit aller Energie des Hungers um die kaiserlichen Gaben kämpften.

Die Tafeln sind weggeräumt und die Zuschauer auf ihre Plätze zurückgekehrt. Das Spiel der Jagden soll beginnen. Den Anfang macht die sogenannte unblutige Jagd, bei welcher nur die Dressur der Thiere dem staunenden Volke gezeigt wird. Die Thierbändiger treten zuerst mit zwei Löwen ein und einer Anzahl Hasen, die von den Löwen gejagt, gefangen und spielend wieder freigelassen werden. Knaben reiten auf Büffeln herum und Fische im Euripus kommen und gehen auf den Ruf ihrer Wärter; auf einem ungeheuern Seile, vom lezten Schwibbogen des Circus herunter in die Arena gespannt, macht einer auf einem Elephanten den halsbrechenden Ritt in die Arena. Das Seil wird weggenommen, sechs Tische werden in die Arena getragen, vor jedem liegen zwei Matratzen und auf den elfenbeinernen Tischen ist in goldenen und silbernen Gefäßen ein Mahl bereitet. Aus den Carceres treten zwölf Elephanten ein, sechs in männlicher, sechs in weiblicher Tracht, die sich paarweis, immer ein männlicher und ein weiblicher an einen Tisch niedersetzen und auf ein Zeichen das Mahl beginnen. Den Schluß dieser Künste der Dressur macht dann, wie Aelian berichtet, das immer von neuem mit unendlichem Jubel begrüßte Wettrennen der Affen. Vier Affen, in die Farben der vier Parteien des Circus gekleidet, mit Peitschen wie die Wagenlenker versehen, sind auf vier der unbändigsten Pferde befestigt. Der Kaiser gibt das Zeichen zum Auslaufen und endloses Gelächter begleitet die unglücklichen Reiter, bei deren Ritt es unentschieden bleibt, ob das Pferd mehr den Reiter oder der Reiter mehr das Pferd verwünscht.

Sechs Stunden schon haben die Spiele gedauert, und die ermüdeten Zuschauer verlangen Pikanteres. Das Zeichen zur blutigen Jagd wird gegeben. — Bis hieher haben die Spiele im Circus nur den Anblick der Vergnügungen der üppigen Hauptstadt eines großen Reiches geboten. Abgesehen vom verschwenderischen Glanz und dem an's Fabelhafte streifenden Luxus der Ausstattung würden ähnliche Spiele und ähnliche Aufzüge in den Hauptstädten der heutigen Welt uns denkbar erscheinen. Die Beschreibung des Treibens im Innern des Circus überrascht uns weniger durch das Fremdartige der Erscheinung, als durch die Aehnlichkeit der Zustände der alten Welt mit denen des heutigen Lebens. Es ist höchstens das Raffinirte des Genusses und die ungeheuern Mittel, die ihn gestatten, was unser Staunen erregt. Ganz etwas anderes bieten aber die Vergnügungen des Nachmittags. Der entsetzliche Anblick, an dem sich das römische Volk in unerklärlicher Lust weidet, liegt so weit ab von dem Denken und Fühlen unserer Tage, daß, wenn die Wahrheit der grausigen Erzählungen nicht über allem Zweifel erhaben wäre, wir geneigt seyn würden, sie für Träume eines wahnsinnigen Despoten zu halten. Um des Entsetzlichen hier nicht zu viel vorzuführen, habe ich den zweiten Tag der Spiele außer der Schilderung gelassen, wo der Kaiser in unersättlicher Lust an blutigen Scenen die Kämpfer auf Leben und Tod, die Gladiatoren, nicht, wie es früher geschehen, einzeln, Mann gegen Mann, kämpfen ließ, sondern sie zwang, in dichten Schaaren, tausend gegen tausend, sich anzugreifen und niederzumetzeln, so daß die Todten, mit Haken aus der Arena geschleift, in dichten Haufen die große Todtenhalle des Circus, das sogenannte Spoliarium, füllten. Sechsundzwanzig Ritter wurden an einem Tage in diesem Fechterspiel gemordet aus dem nichtigen Vorwand, weil sie Verschwender und ohne des Kaisers Erlaubniß im Gladiatorenkampfe aufgetreten seyen. Riesige Weiber und winzige Zwerge, aus allen Provinzen des Reichs zu diesem gräßlichen Spiele herbeigeschleppt, mußten, wie ein Zeitgenosse des Domitian sagt, „zur Erheiterung des Gottes des Krieges und der Göttin der Tapferkeit," auf Leben und Tod mit einander kämpfen.

Doch kehren wir in den Circus zurück, wo der erste Aufzug des blutigen Dramas beginnt, das erst in seinem lezten Akt alles übersteigt, was die blutgierige Laune orientalischer Despoten zu ersinnen im Stande war.

Den ersten Akt der blutigen Jagd bilden die Kämpfe feindlicher Thiere. Es öffnen sich zuerst zwei Käfige in den Carceres; aus dem einen stürzt wüthend ein Elephant hervor, berauscht durch geistige Getränke, aus dem andern ein zweiter Koloß, ein Rhinoceros, gereizt durch glühende Eisen und das Schmettern der Trompeten. Der Kampf beginnt und das Rhinoceros bleibt Sieger. Der Elephant mit aufgeschlitztem Bauche wird noch zuckend und stöhnend durch die Sklaven des Circus aus der Arena hinausgewälzt. Nachdem das Rhinoceros einen ungeheuern Bären in gleicher Weise besiegt, wird es vom Volke als Sieger begrüßt und abgeführt. — Jezt öffnet sich die dem Euripus zunächst liegende Thür der Carceres, und staunend sieht das Volk ein riesiges Nilpferd sich in die Fluthen des Euripus stürzen und mit ihm im ungleichen Kampfe einen Bären. Endlich zum Schlusse des Kampfes der Thiere unter einander öffnen sich alle Thüren der Carceres, und eine Unzahl Bären, Löwen, Tiger, Hyänen und Leoparden zerfleischen sich in furchtbarem Kampfe, und Dio Cassius erwähnt beiläufig, daß an diesem Geburtstag des Caligula achthundert dieser Thiere auf diese grausame Weise umgekommen seyen. Die getödteten und halbzerrissenen Thiere werden hinausgeschafft und auf die Straßen geworfen. „Der hungrige Haufe des römischen Pöbels, vulgus ignobilis" — wie Apulejus sagt — „dem das Glück versagt war, im Circus als Zuschauer zu seyn, steht

hungernd in dichtem Gedränge um die Eingänge, stimmt brüllend in den Jubel ein, der aus dem Circus herausschallt, und fällt gierig über todte und halbtodte Thiere her, um dieses leckere Mahl nach Hause zu schleppen." — „Denn die ungebildete Armuth," sagt derselbe Apulejus, „ißt ohne Auswahl der Speisen alles, was nur den Leib füllt, und schleppt am liebsten fette Bären in ihre Höhle."

Es beginnt der zweite Akt der blutigen Jagd. Plötzlich füllen 50 Strauße, 32 Giraffen, 20 Zebras, 15 Elenthiere, 100 Hirsche, 20 Elephanten, 40 wilde Pferde, 60 Büffel die Arena und 36 Krokodile den Euripus. In die Arena treten die Jäger, Bewohner aller Länder der alten Welt, jeder mit andern Waffen, wie es die Sitte seines Landes und die Art der Jagd mit sich bringt, wie schon Sulla bei einer Löwenjagd, die er im Circus zuerst veranstaltete, abyssinische Löwenjäger kommen ließ. Die einen tragen Messer, Jagdspieße und Pfeile, andere Netze und Schlingen. Der Kaiser selbst nimmt als leidenschaftlicher Jäger Theil an diesem Jagen, indem er aus seiner Loge mit Pfeil und Wurfspieß die in seine Nähe getriebenen Thiere erlegt. Die Jagd ist beendigt. Die Arena ist überdeckt mit den Leichen der seltensten Thiere, und die vor dem Circus harrende Menge empfängt abermals staunend und brüllend die nie gesehenen Leckerbissen und schleppt jubelnd die köstliche Beute durch die Straßen Roms, beneidet von denen, die nicht minder lüstern, aber weniger glücklich gewesen.

Noch hatten die Thiere sich nur selbst zerfleischt, und bei der eigentlichen Jagd hatte das Volk nur die Jäger als unzweifelhafte Sieger der gehetzten Thiere bewundert. In dem Blute, das die kostbare Decke der Arena aus klarem Malachit und Zinnober stromweis besudelt hatte, war noch kein Tropfen Menschenblut zu finden. Die Ermüdung vom Schauen bedurfte eines neuen Reizes, um die Zuschauer nicht zu bewältigen. Die ungeheuern Blutlachen werden mit frischem Sand überstreut und der Kampf des Menschen mit den reißenden Thieren ist vorbereitet. Diese Kämpfer, bestiarii genannt, waren entweder Verbrecher, zu dieser Strafe verurtheilt, oder paraboli. Waghälse, die für Geld zu dergleichen Kämpfen an die Editoren der Spiele sich vermietheten und ähnlich wie die Gladiatoren einen furchtbaren Eid leisteten, den Kampf nicht eher zu beendigen, als bis das Thier oder sie selbst unterlagen. Sowohl die Verbrecher als die freiwillig sich zu den Thierkämpfen Vermiethenden wurden in besondern Schulen in den verschiedenen Gattungen des Kampfes unterrichtet. Der Verbrecher, der zum Thierkampfe verurtheilt war, mußte kämpfen, bis er unterlag; war er in Jahresfrist nicht zerrissen, so wurde er im Spoliarium, d. h. der Halle im Circus, wo die Leichen aufgehäuft wurden, vollends niedergemacht. Das Gewerbe der freiwilligen Thierkämpfer um Lohn war bis in die späteste Zeit verächtlich. Ohne Lohn, aus bloßer Lust am Wagniß, kämpften aber unter den Kaisern selbst junge Ritter, und schon bei dem Leichenbegängniß der Tochter Cäsars focht der Sohn eines Prätors mitten unter den Strafgefangenen und Verbrechern.

Den ersten Theil dieses entsetzlichen Spiels der blutigen Jagd bildete die **Jagd ohne Waffen**. Den Anfang machen drei Bestiarii mit drei Büffeln. Jeder der Kämpfer sucht sich einen der Büffel aus, den er angreift und dann flieht. Die Kunst des Fechters besteht in der Gewandtheit und Ausdauer, und das Ziel des Kampfes darin, daß sich der Kämpfer dem endlich ermüdeten Thiere auf den Rücken schwingt, über den Hals des Büffels zum Kopf desselben rutscht und mit einem gewaltigen Ruck ihn an den Hörnern zu Boden wirft. — Nach diesen Spielen, die ziemlich unblutig verlaufen, treten die Kämpfer gegen Löwen und Bären auf, mit nichts bewaffnet als mit großen Tüchern und starken Netzen, in beständiger Flucht bemüht dem fürchterlichen Gegner das Tuch so überzuwerfen, daß ihn der Sieger als unschädlichen Ballen in den Käfig schleppen kann. Jetzt wird der Kampf ungünstiger für den Menschen: der eine Kämpfer liegt vor seinem unerbittlichen Gegner am Boden und wird in Stücke zerrissen. Das Volk dürstet nach Blut in größeren Massen, und der Kaiser gibt zu dem letzten scheußlichen Akte der blutigen Jagd das längst ersehnte Zeichen. Zu diesem gräßlichen Kampfe sind Hunderte von Gefangenen aus allen Theilen des Reiches herbeigeschleppt und treten, mit Messer und Schwert bewaffnet, in die Arena. Die Käfige der Carceres öffnen sich, und zweihundert hungrige Bären und vierhundert andere Bestien aus Afrika, Löwen, Tiger und Hyänen, stürzen mit furchtbarem Brüllen und Heulen auf ihre Opfer los, und in demselben Augenblick haben die Gegner im Kampfe sich gegenseitig gefunden. Das Geschrei und Gebrüll der Kämpfenden, die gräßlichen Klagerufe der von den Thieren Zerfleischten und das Stöhnen der verwundeten Thiere wird vom wüthenden Zuruf des Volkes fast übertönt. Flehend wendet sich ein Kämpfer an das Volk, daß ihm ein zweiter Kampf, nachdem er im ersten gesiegt, erspart seyn möge, aber die wahnsinnige Lust am blutigen Gemetzel macht die Menschen taub für seine Bitten. Unerbittlich gibt das Volk das Zeichen, daß er bis zum Tode kämpfen müsse.

Der Kampf war dießmal für die Bestiarii unglücklich ausgefallen, sie hatten den Thieren unterliegen müssen, und es fehlte an Strafgefangenen, den Kampf mit den übriggebliebenen Bestien fortzusetzen. Caligula, den schon als Knaben nichts mehr ergötzt hatte, als das Zuschauen bei der Folter und der Hinrichtung der Verurtheilten, wobei er, wie er sich später rühmte, jene Festigkeit (ἀδιατρεψία) geübt hatte, mit

der das Auge unverwandt das Gräßlichste anzustarren im Stande ist, — Caligula sieht stier auf das fürchterliche Schlachtfeld, wo Löwen und Hyänen noch halb lebende Kämpfer zerreißen und fressen. Ihm scheint der Hunger jener Bestien noch nicht gestillt und des Blutes noch nicht genug geflossen, und er gibt den entsetzlichen Befehl, den man zur Ehre der menschlichen Natur für ihm angedichtet halten müßte, wenn ihn nicht Dio Cassius in allen Einzelheiten bestätigte — er befiehlt, daß die Diener des Circus aus der Mitte des armen Volkes, das sich ohne festen Platz auf die Treppen neugierig eingedrängt hatte, ein Dutzend herausgreifen und sie den Thieren vorwerfen sollten. Bei der Ausführung dieses Befehls saß das römische Volk, sonst fühllos bei jeder Qual der Kämpfer, stumm und erstarrt vor Entsetzen. Keiner von allen aber wagte nur eine bittende Miene, geschweige einen Laut des Unwillens. Die Feier des kaiserlichen Geburtstages schien solche Opfer zu fordern.

Endlich ist auch dieser Theil der nachmittäglichen Belustigung des römischen Volks vorüber. Die noch lebenden Thiere werden mit glühenden Eisen in die Carceres zurückgetrieben. Die zernagten Leichen der Kämpfer werden mit Haken aus der Arena in die ungeheure Leichenhalle unter dem Circus gezogen, die Leichen der Thiere vor den Thoren des Circus wieder der hungernden Menge preisgegeben.

Diese entsetzliche Scene, die selbst das an Blut und Tod gewöhnte Publikum des römischen Circus mit stummem Grausen erfüllt hatte, mußte durch den letzten Akt der Spiele aus dem Gedächtniß der Römer verwischt werden, und wie gewöhnlich, aber reicher und glänzender als je, wurde der Tag durch eine Jagd direptionis causa geschlossen, d. h. durch ein Preisgeben der köstlichsten Gegenstände.

Zum zweitenmal wird die blutgetränkte Arena mit frischem Sand bestreut. In der Mitte derselben ist ein großer Platz, ein längliches Viereck, mit Brettern bedeckt, das Pegma; unter diesem ist eine weite Halle mit einer Maschinerie, auch Pegma genannt, um aus der Tiefe Gegenstände aller Art in die Höhe der Arena emporzuwinden. Die Decke des Pegma wird abgehoben, und es steigt ein kleiner Wald von grünen Bäumen empor. An diesen Bäumen sind Vögel der seltensten Art in dichtem Gewimmel angebunden. Zu gleicher Zeit werden tausend Strauße, noch mehr Hirsche, Schweine, wilde Schafe und zahmes Geflügel von jeder Art und Größe aus allen Eingängen des Circus hereingetrieben. Die Thore an beiden Enden des Circus werden geöffnet und die Masse des außen auf diesen Augenblick lauernden Volks hereingelassen, um alles als Beute zu nehmen, was jedem sein Glück, seine Gewandtheit und seine Kraft vergönnen mag. Das große Leichenfeld der Arena ist in eine Bühne des tollsten und lächerlichsten Treibens verwandelt. Alles was ein solches Haschen nach hochgehängter und fliehender Beute, das Fangen von Schweinen und Geflügel Lächerliches hat, alles Komische, was Zank und unblutige Balgerei bieten, das genossen jezt die Zuschauer im Circus. Schallendes Gelächter, unendlicher Jubel! Aber noch nicht genug; um das Getümmel noch zu vermehren, werden jezt aus der kaiserlichen Loge und den Logen über den Carceres die tesserae unter das Volk geworfen, d. h. die Marken mit Anweisungen auf Speisen im Kosthause, auf Geld, Brod, Getreide, Möbeln und Utensilien aller Art. Auf die Sitze der Senatoren, die linea dives, um auch diese würdigen Herrn von der allgemeinen Balgerei nicht auszuschließen, werden Gemmen, Perlen, Schmuck der verschiedensten Art, und unter den späteren Kaisern sogar Anweisungen auf Sklaven, auf ganze Häuser und endlich selbst auf kleine Landgüter geworfen. Troz des großen Gewinns räth doch Seneca jedem Verständigen, wenn diese Gaben gebracht würden, den Circus zu verlassen, da Schläge und Wunden das einzige sey, worauf man mit Sicherheit rechnen könne. Zulezt, um die Lust und die Lächerlichkeit der Balgerei in der Arena auf's Höchste zu steigern, werden Kleider vom gröbsten bis zum feinsten Stoffe in die Arena geworfen, von denen der glücklichste Fänger nichts weiter behält als einen Lappen zur Probe, um den Seinigen zu zeigen, daß er beinahe einen größeren erbeutet hätte.

Es ist unterdeß Abend geworden. Der Kaiser bricht mit seinen Freunden aus seiner Loge auf, um den Rest des Tages in üppiger Schweigerei zu verbringen. Die Zuschauerräume leeren sich lärmend, das um die Ueberbleibsel des Ausgeworfenen streitende Volk wird aus der Arena getrieben und das große Gebäude des Circus ragt wieder still und einsam in die warme Sommernacht. Die nächtliche Stille unterbricht nur das unheimliche Rasseln der Wagen, auf denen die Leichen der verstümmelten Kämpfer der Arena aus der Leichenhalle des Circus zur ruhmlosen Ruhe gebracht werden.

Aug. Danz.

Tonina.

Erinnerungen eines Paduaner Studenten.

II.

Es versteht sich von selbst, daß wir, kaum mit einem Fuße in unserer Vaterstadt, einen großen Brief auf die Post gaben, adressirt an Signora Tonina in Padua. Während der mehrtägigen Abschiedsanstalten war natürlich über eine wohlgeregelte, unablässige Korrespondenz, über Erklärungen an die Verwandten Karls, über einen förmlichen Werbebrief an die Mama, Feststellung eines Termins, bis wann Herr Doktor Karl *, k. k. Advokat in *, nach Padua kommen werde, um seine Sposa heimzuholen, und über dazwischen fallende Besuche daselbst verhandelt worden. Die Liebenden zweifelten keinen Augenblick, man werde mit nächstem in Wien die Republik von San Marco anerkennen und in freundschaftliche Beziehung zu diesem Nachbarstaate treten, ein Schritt, der allen internationalen Hemmnissen ihres Herzensbundes ein Ende machen müsse.

Auf deutschem Boden, der doch sonst für das Gedeihen von Illusionen sich besonders geeigenschaftet zeigt, erlitten zwar die letzteren Voraussetzungen meines Freundes einigen Abbruch, weil uns hier der neuprivilegirte schwarz-roth-goldene Patriotismus überfiel und wir nun nachträglich meinten, wir hätten doch manche Schmach an den Wälschen zu rächen. Indessen mit Tonina sollten dennoch unter allen politischen Constellationen die diplomatischen Beziehungen nicht abgebrochen werden. Tonina zu germanisiren, schien uns ein leichtes, ja vermöge ihrer Blondheit und ihrer Treuherzigkeit bereits gelungen, und somit mochten wir immerhin den Rest der italienischen Nation unserem gerechten Zorn opfern.

Toninas Antwort auf den dicken Brief ließ lange auf sich warten. Es war umgehende Beantwortung verabredet und dennoch verging Post um Post, ohne ein Fleckchen Papier von der Piazza dei Signori mitzubringen. Desto regelmäßiger schrieb Karl, alle Wochen zweimal. Die Verwirrung, den Kriegslärm hielt er für die Ursache des Ausbleibens eines Briefs, obschon deren genug regelmäßig aus Italien eintrafen. Ich freute mich seiner Geduld. Mein Pollux war aber auch über alle Zweifel hinaus und überdieß, wenn er einmal etwas fest im Kopf hatte, von der liebenswürdigsten Hartnäckigkeit, die an's Sorglose streifte. Drei, vier Wochen gingen so dahin. Wir vermißten noch immer Toninas Antwort; unterdessen hatten wir aber auch einen andern Abgang in unserem Besitzthum entdeckt. Bei der Eilfertigkeit und Zerstreuung, mit der unsere Abreise in Padua vor sich gegangen war, hatte ich übersehen, daß mein alter Flaus, der theure grüne „Gottfried," der Gefährte aller meiner Studienjahre, eigentlich meine zweite Haut, einzupacken vergessen worden. Er hing sicher noch an der Wand meiner Zelle, tief bekümmert über meine Vergeßlichkeit, ein deutsches Burschenfell mitten unter wälschen Verräthern; schreckliche Lage! In einer Nachschrift zu Karls nächstem Briefe baten wir um Auslieferung dieses vergessenen ehrwürdigen Gewandes. Der prosaische Anhang verhalf uns nach meiner stillen Hoffnung vielleicht zu einem poetischen Ergusse der Schweigsamen. Ich täuschte mich. Auch die Verlassenheit eines deutschen Flauses in Mitten einer feindlichen Nation rührte unsere Geliebte in Padua nicht.

Karl zweifelte nun keinen Augenblick, daß seine Theuerste in Folge der schmerzlichen Trennung erkrankt sey und deßhalb nicht schreiben könne, Mama aber ihn mit dieser beunruhigenden Mittheilung verschonen wolle, bis sie die sichere Genesung der Tochter melden dürfe. Immerfort schrieb er seine Briefe, angefüllt mit all seinen Besorgnissen, Hoffnungen, Herzensergüssen, kurz Briefe eines vortrefflichen Liebhabers, und ich in meiner Bekümmerung für den Freund verlangte ebenfalls in eindringlichsten Schreiben an Tochter und Mutter Nachricht über ihr Befinden und über den unglücklichen Gottfried.

Um uns in dieser peinlichen Ungewißheit über das Schicksal theurer Zurückgelassenen einigermaßen zu zerstreuen, unternahmen eben damals die Piemonteser und wälschen Freischaaren einige Einfälle über die deutsche Grenze, unfern welcher sich unsere Vaterstadt zu befinden so glücklich ist. Man traf energische Anstalten, diese Gäste abzuwehren. Alle Nacht gingen ein Dutzend Bürger patrouilliren; nach der Grenze sollte der Landsturm marschiren. Pollux und ich patrouillirten auch. Wenn wir am Thore ankommende Vetturine anhielten mit aufgepflanztem Bajonette, erwartete mein Freund stets, eine süße, theure Stimme werde aus dem Wagen rufen: »Carlo, mio caro! — ecco la tua Tonina!«

Der Grenzkrieg wurde mit einem male ernsthafter. Durch unsere Stadt zogen viele streitbare Schaaren.

Mich gelüstete es längst, mit einer derselben auszuziehen. Auch ich trug nun eine dreifarbige Kokarde am befiederten Heckerhut, und brauchte mich vor keinem Paduaner Studenten mehr zu schämen. Jetzt vernahmen wir, daß eine Freischaar aus der Wiener Aula demnächst gegen die Lombarden durch unsere Stadt passiren werde. Wir wußten Bekannte genug unter den Erwarteten; deßhalb machte ich meinem Pollux den Vorschlag, mit dieser befreundeten Intelligenz zum Waffentanz aufzubrechen, wie es sich für deutsche geradgewachsene und herzhafte Gesellen schicke. Er verwarf meinen tapfern Entschluß durchaus nicht, wollte aber, ehe er in's Feld rückte, einen Brief seiner Tonina abwarten. Schon berechnete ich, daß wir auf diese Weise kaum einen Feind zu Gesicht bekommen würden, als wunderbarer Weise noch am nämlichen Tage ein Schreiben aus Padua eintraf. Nicht minder wunderbar lautete sein Inhalt.

Tonina schrieb ihrem Karlo, nach langer, reiflicher Ueberlegung, einem Ergebniß ruhigerer, leidenschaftsloser Stunden nach der Trennung, habe sie begriffen, daß ihre Stellung zu einander eine auf Täuschungen beruhende, eine unmögliche, eine unhaltbare, eine widernatürliche, ja eine verbrecherische sey. Warum? — weil die ewige Wahrheit der Nationalität sie scheiden müsse und werde. Italienisch und deutsch, das vertrage sich nimmer auf dieser Welt, ob in einer andern? Gott wisse es. — Hier gelte der Ruf: Italien hoch! gleichbedeutend mit: Tod seinen Feinden! Sie wisse, auch er (Karl, mein armer Pollux) liebe sein Vaterland, folglich werde er ihre Gesinnungen, wie immer, theilen, ihre Gefühle billigen. „Die Liebe für die heilige Sache Italiens erlaubt mir nicht, das Weib eines Feindes meiner Brüder zu werden. Daher — Trennung für immer, aber ewige Erinnerung — Schatz des Herzens — Traum der Seele — einzig und allein — aber: Evviva Pio IX.! Evviva la Spada d'Italia!" u. s. w.

Im Italienischen lautet dieß alles viel anders, ungemein pompös und effektvoll, wie ein Arie aus „Ernani" oder „Nabucco." Anfänglich glaubten wir einen Zeitungsartikel aus einem der neuen heroischen Blätter von Mailand, Turin u. dgl. zu lesen; aber es war Toninas feine Handschrift, sie hatte sich unterzeichnet in aller Form Rechtens und der Brief hatte oben ein Vergißmeinnicht in der Ecke, wie sie das an ihrem Briefpapier liebte — eine alte deutsche Angewöhnung.

Ich erachte es unnöthig, von meines Freundes Stimmung zu sprechen, dagegen erlaube ich mir beizusetzen, daß ich mit einigen nicht ganz ungeeigneten Trostgründen ihm zu dienen beflissen war. Toninas Benehmen, wenn ich sie lediglich als Frauenzimmer zu betrachten gesonnen war, schien mir ein total unlogisches und selbst unnatürliches, denn was hat ein Frauenzimmer, das nach der allgemeinen Ueberzeugung von der Natur bestimmt ist, Gattin, Hausfrau und Mutter zu werden, sich um den Patriotismus zu kümmern? Mit einem Weibe aber, das seine eigene Bestimmung so ganz verkennt und ihr entgegen arbeitet, wüßte ich nichts anzufangen. Will man eine Berechtigung des andern Geschlechts zur Einmischung in die abstrakteren Diskussionen über Vaterland, Bürgerpflicht u. dgl. zugeben, so hat Tonina von ihrem Standpunkt aus vollkommen Recht und hat er (Pollux) sich auf denselben germanischer Seits zu stellen. Quod erat demonstrandum. — Man wird kaum zweifeln, daß diese und ähnliche Vorstellung ihr Wirkung verfehlten. Der arme Bursche that mir indessen herzlich leid, ich mußte selbst mit ihm weinen, und schäme mich nicht es zu gestehen. Wir hatten eben die blonde Wälsche unvernünftig lieb. Mein Pollux kam endlich nach harten Stunden zu dem Ausspruch: „Sie hat mich nie geliebt, sonst hätte sie nicht so an mir gehandelt," und dabei blieb er stehen. Ich sagte nicht nein, indessen bei mir selbst glaubte ich an Toninas Patriotismus, um sie noch länger im Stillen achten zu können.

Der Leser dieser Notizen wird bemerkt haben, daß im obigen Absage- und Scheidebrief des mehrerwähnten unvergeßlichen und unentbehrlichen Flauses nicht im geringsten gedacht war. Ich konnte meinem edelherzigen Freunde es nicht verargen, daß er eine treulose Geliebte ohne Antwort ließ; ich dagegen war keineswegs gesonnen, meinen alten Getreuen einer patriotischen Schwärmerei zu lieb fahren zu lassen. Aber an Tonina selbst mochte ich auch nicht mehr schreiben. Ich überdachte die Sachlage und fand bald ein Mittel. Kurz gefaßt setzte ich mich hin und schrieb an die provisorische Regierung der Republik Venedig. Mein Schreiben war lapidar, der Sache vollkommen entsprechend:

„Bürger, provisorische Regenten! — Einer der Feinde eures Volkes vertraut eurem Edelsinn. Der Gewalt der Umstände weichend, hinterließ er zu Padua (Herrenplatz, Nr. *) einen alten Kapott, genannt Gottfried. Er stellt diese werthe Reliquie unter den Schutz der durchlauchtigen Republik von San Marco. Heilig ist der Besitz, heiliger die Ehre der Nationen. Darnach werdet ihr handeln.

* den 27. April 1848.

Doktor Franz —."

In dem Augenblick, da ich diesen Brief zur Post trug, marschirte die Wiener Intelligenz zum Thore herein. Der Empfang war ein festlicher. Mädchen streuten Blumen und die Intelligenz äußerte daher schicklichen Enthusiasmus. — Pollux und ich fanden, daß wir unser Haus bestellt hätten; es hielt uns nichts mehr ab gegen den Feind zu ziehen. Wir schlossen uns also der eben erwähnten Schaar an,

welche am andern Tag kühn nach der Grenze vordrang.

Ueber unsere Thaten besteht eine eigene Literatur, worauf ich die geneigten Leser verweise. Bei allen unsern Unternehmungen trug ich mich mit dem schmeichelhaften Gedanken, Tonina als Amazone zu begegnen und gefangen zu nehmen, um sie sofort laufen zu lassen und durch deutsche Großmuth zu vernichten. Mein Pollux blieb während unserer Kriegsfahrten zwar etwas tiefsinnig, indessen konnte man von ihm Gottlob nicht wie von Max Piccolomini sagen, daß er sterben wollte.

Wir hatten nach ein paar Monaten andern Tapfern Platz zu machen, thaten aber auf dem Heimwege noch einigen Wachdienst in Ala. Es traf sich da, daß ein großer Haufe wälscher Kriegsgefangenen nach der Schlacht von Curtatone dieses Städchen passirte. Unter dem buntlumpigen Gesindel befanden sich anderthalb Dutzend gentile Leute, Studenten, Doktoren wie wir, aus Pisa, Pavia u. s. w., die als Freiwillige in wer weiß welcher Legion oder Kreuzfahrerbande gesteckt hatten. Ich stand eben auf dem Posten, als ich hörte, man habe diese Mannen aus dem Pack ausgerissen und versuche ihnen durch einige Aufmerksamkeiten ihr Mißgeschick zu erleichtern. Nach der Ablösung ging ich sogleich nach der Kaserne, die Herren zu sehen. Ich kam gerade recht zu einem ewig denkwürdigen, geschichtlichen Moment.

Im schlecht erleuchteten Saal auf dem Stroh saß ein schöner, schwarzer Geselle in zierlicher, aber arg mitgenommener Uniform, der Capo der Wälschen, und neben ihm saß unser Hauptmann. Den Blumenspenderinnen auf seinem Heerzuge nach Lombardien ist seine Siegfriedsgestalt unvergeßlich. Sie rauchten eben ihre Friedenspfeife: „es war eine Versöhnung weltgeschichtlicher Ideen im Geiste der Zukunft.“ Die übrigen, historisch weniger berühmten Personen, italienische und deutsche Studenten, beschäftigten sich mit Essen, Trinken, Rauchen, Schwatzen. Näher an den Tisch tretend erkenne ich plötzlich einen unter den Gefangenen. Da streckte sich, sehr müde, ein Stück Käse bearbeitend, auf der Bank vor mir mein Paduaner Freund und Gönner Alvisi, derselbe, welcher mich die Republik auszurufen gezwungen hatte. Ich hätte mich jetzt rächen und von ihm verlangen können, daß er den Aufruf der Landes-Defensions-Commission an meine Landsleute vorlese; aber die Leser kennen mich bereits als guten Kerl. Im Gegentheil, ich rief ihn an, wie er mich an der Pechjackelecke zu Padua: „Ah, sieh da, ein Bekannter!“ — Er antwortete mit einem zärtlichen: »Ah, fiol' d'una vacca, quell' caro Dottor Franzele!« und lag an meiner Brust. Pollux ward herbeigerufen, wir setzten uns traulich zusammen, hatten uns eine Menge zu sagen u. s. w.

Meinem Freunde zu lieb schwieg ich von Tonina, hätte aber für mein Leben gern nach ihr gefragt. Glücklicherweise traf ihn ein Patrouillengang. Nun war ich frisch hinter meinem Wälschen her. „Sagt,“ warf ich hin, „was treibt die schöne Tonina, — nun, Ihr wißt, die Tochter unserer Padrona?“ — „Hm, was wird sie machen? Ich denke, sie macht es wie andere Weiber und betrügt ihren Mann,“ scherzte der frivole Scolare. — Ich, voll Erstaunen, frage: „Ihren Mann? Redet, im Namen des Santo! * ist denn Tonina verheirathet?“ — „Ganz gewiß. Gerade als ich zu diesem verfluchten Kriegszug aufbrach, waren alle Anstalten getroffen zur Hochzeit.“ — „Mit wem, Vortrefflichster? sagt schnell, mit wem?“ — „Je nun, mit einem Ehrenmann, einem großen Patrioten und Wursthändler aus Monselice. Ich kenne ihn gut, er hat der Bürgergarde zwanzig Pfund Salami geschenkt. Tonina wird sehr glücklich seyn mit ihm.“

Für den ersten Bedarf wußte ich genug. Im Verlaufe unserer Unterhaltung erfuhr ich noch ein paar Einzelheiten und Erläuterungen, neben der Hauptsache ohne Bedeutung. Mein Gewährsmann hatte zufällig in der Sache sichere Kenntnisse. Seine Tante und Toninas Mutter waren Sodalinnen einer und derselben frommen Schwesterschaft.

Die Heirathsgeschichte ließ mich nicht schlafen. Ich hätte dergleichen niemals von unserer Tonina erwartet. Sehr gerne hätte ich nicht daran geglaubt, aber auch am nächsten Morgen versicherte mir mein Paduaner, der Bräutigam, respektive Gemahl sey sein Clubgenosse, ein wohlstehender Mann, nebenbei auch der Bruder des Beichtvaters unserer Padrona. „Was wollt Ihr mehr?“ fragte er, und ich konnte ihm nun freilich mit Beruhigung sagen, ich wisse genug. Sofort wendete ich aber meine Aufmerksamkeit auch auf ersprießlichere Angelegenheiten. Während wir eine Morgencigarre rauchten und ich den armen Gefangenen mit Mundvorrath versah, berichtete ich ihm die Lage meines guten Gottfrieds im Schutze der Republik Venedig.

„O Ihr Glücklicher!“ rief er mit einem von tiefer Bekümmerung zeugenden Seufzer, „wie leicht ist es mir möglich, Euern Kapott zu retten, wenn ich einmal aus der Gefangenschaft heimkehren sollte! aber seht mich an! wer verhilft mir zu einem einzigen Paar Beinkleider? Denn diese hier sind geopfert auf dem Altar des Vaterlandes!“ — Wirklich überzeugte mich ein einziger Blick, daß ihr Daseyn nur noch an ein paar schwachen Fäden hing. Ein menschliches Fühlen regte sich in meiner Kriegerbrust. Ich ging, holte aus meinem Tornister eine zwilchene Turnerhose und überreichte sie dem bedrängten Feinde mit den

* Il Santo — St. Antonius, der Hauptheilige von Padua.

Worten: „Nehmt dieses Gewand, ein Symbol deutscher Kraft, und wenn Ihr könnt, handelt an meinem Verlassenen in Padua wie ein Freund."

Er gelobte es mit Hand und Mund. In der Linken die Turnerhose emporhaltend, die Rechte mir darbietend, mit einem düstern Blicke zuerst auf seine Beinbekleidung und dann mit einem leuchtenden auf meine Gabe stand der wälsche Kämpfer von der „Todtenlegion" vor mir. Ein großer Augenblick! ich weiß ihn nicht besser zu schildern, als wenn ich, wie mein Hauptmann vor mir eben so schön als treffend gesagt hat, behaupte: „es war eine Versöhnung weltgeschichtlicher Ideen im Geiste der Zukunft." Gleich darauf schlug die Trommel Vergatterung und Alvisi marschirte mit den Gefangenen nordwärts.

Den Casus von Toninas Heirath brachte ich meinem Pollux etwas später bei der Gelegenheit bei, als uns zum erstenmal wieder auf dem Heimwege ein deutsches Mädchen treuherzig anlächelte. Freilich schüttelte es ihn zuerst; ich merkte, sein Herz litt an einem heftigen Fieberanfall. Später sagte er: „Nun, ich hatte Recht, sie hat mich nie geliebt."

III.

Mit dem Italien „an sich und für sich allein" war's vorüber. Auch nach Padua waren Reuß Husaren wieder gekommen. Gerade las ich davon in der Zeitung, als mir der Postbote ein Paket in Wachstuch überbrachte mit dem Aufgabeschein von Padua. Es enthielt — meinen Flaus, im besten Wohlseyn: ganz der alte, — eins, zwei, drei Löcher, auch nicht eines war abhanden gekommen. Dabei lag ein Brief Alvisis. Erst nach langen Monaten war es diesem Wackersten aller Walchen möglich geworden sein Versprechen zu halten. Eifrige Nachfrage verschaffte ihm die Kenntniß, daß mein Besitzthum ungestört in den Händen unseres Hausfräuleins verblieben war. Dort nahm er den Alten in Empfang. „Signora Tonina," hieß es als Beisatz, „die ich aus mir bis jetzt unbekannt gebliebenen Gründen (meine Tante ist todt und der großmüthige Bürger aus Monselice liegt in Haft wegen jener Salamispende) unvermählt und sehr verändert gefunden habe, äußerte den Wunsch, Sie oder Ihren Freund in Padua sehen zu können, was freilich nicht geschehen wird, wie sie selbst annimmt."

„Da hat sie recht," meinte Pollux, als er diese dunkle Stelle des Schreibens gelesen hatte, und ignorirte vorerst die ganze Sache. Aber ich merkte bald, daß es ihn ins geheim sehr anfocht, Näheres zu erfahren, und so setzte ich mich eines Morgens unversehens und leise auf den Postwagen und fuhr gen Padua.

Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft wandelte ich bereits recta via auf das bekannte Haus am Herrenplatze los. Ich sah zum Fenster empor, wo ich sonst so oft die theuern Häupter meines Pollux und seiner Tonina im verliebten vis à vis geschaut hatte. Der Platz war leer hinter den Scheiben. Also, in Gottesnamen, hinauf in den zweiten Stock, geklingelt! Ein bekannter Schritt schlürft über den Terrassenboden heran; es ist die Padrona selbst, sie öffnet. — „Signora, Sie werden erlauben —" — „Sie, allerheiligste Mutter! Doktor!" rief sie, „unmöglich, unglaublich! —" — „Und dennoch höchst wahrscheinlich," setzte ich bei. „Gestatten Sie mir Ihre werthe Person und Ihre Fräulein Tochter von meinem thatsächlichen Vorhandenseyn näher zu überzeugen."

Die Padrona hatte indessen, obwohl zögernd, mich das Zimmer betreten lassen. Tonina saß nicht am gewohnten Schemel. „Sie sprechen von meiner Tochter, mein Herr!" begann die Dame langsam (ich muß hier bemerken, daß dieselbe von ihrer Haube jene Abzeichen verwerflicher Gesinnungen entfernt hatte); „sie ist krank, sehr leidend." — Jetzt rief aus der halboffenen Thüre des Nebengemachs eine schwache Stimme: „Mama!" — Diese ging hinein, kehrte bald wieder und führte mich unter den üblichen Schicklichkeitsphrasen an's Lager der Tochter.

Gott weiß, wie es kam, aber mein Gruß lautete: »Povera Tonina!« Zwei große, fieberhaft leuchtende Augen sahen mich an aus einem bleichen Gesicht, das von offenen, schlaffen Locken umflossen war. Dieses kranke Haupt nickte zustimmend bei meinem Ausruf. Ich begriff bald, daß Tonina von diesem Krankenlager nicht mehr erstehen werde. Sie hatte den Typhus überstanden, um an einer raschen Abzehrung hinzuwelken. Als die Mutter auf einige Minuten ging, um etwas zu holen, sagte sie mir hastig: „Ich muß Sie allein sprechen, Abends zur Vesperzeit, wenn die Mutter in der Kirche ist. Gott hat Sie geschickt, damit ich sterben kann."

Ich kam zur bestimmten Zeit. Die Wärterin verließ uns auf Toninas Bitte. Die Unterredung war kurz, etwa eine gute Viertelstunde mochte sie gedauert haben. Sie enthüllte mir die Erlebnisse vieler Monate, das Todesurtheil eines edlen, unvergeßlichen Herzens. Toninas Mutter war vom Anbeginn der Liebe meines Freundes und ihrer Tochter entgegen. Als sie den Ernst des Verhältnisses erkannte, wurde sie die Feindin Beider. Sie konnte den Gedanken nicht fassen, ihre Tochter aus Italien fortziehen zu sehen als das Weib eines Fremden, noch weniger den, ihnen zu folgen. „Eher sterben, hier, gleich, schnell, als draußen im Barbarenlande!" — Aber sie trat nicht offen als Gegnerin auf, sie wartete damit auf Karls Entfernung. Das Mädchen allein war zu bezwingen: Kindesliebe, Pflicht, Religion — Gott, wie viele Waffen gegen ein weibliches, schutzloses Herz! Nach unbeschreiblichen, furchtbaren Auftritten schrieb

endlich Tonina jenen Brief. In der patriotischen Lüge, meinte sie, lag noch ein Rest der Möglichkeit, von ihrem Geliebten nicht verachtet zu werden.

Gleich darauf begannen die Heirathsplane mit dem Ehrenmann von Monselice. Tonina widerstand bis zum äußersten Moment. Nur die politischen Zwischenfälle retteten sie vom Vollzug der Ehe, und endlich, bei der gewaltigen Erschütterung ihrer Kräfte, die sie befallende Krankheit.

Ich weiß nicht, aber ich vermochte es nicht, ihr von Hoffnungen zu sprechen. — Sie fragte: „Und Carlo? Was denkt er von mir? O er wird nicht gezweifelt haben, daß ich ihn dennoch immer liebte, troz meines Briefs — ich weiß es!“ — Sollte ich es ihr wiederholen, sein stetes: „Sie hat mich nie geliebt?“ Nach zwei weiteren Besuchen, wo aber die Mutter gegenwärtig war, wollte ich abreisen. „Bleiben Sie noch bis morgen!“ bat Tonina. Ich dachte an die Zeit, wo sie dieselben Worte mir so oft gesagt hatte im Arme ihres Carlino. — An diesem morgigen Tag starb sie. Nach der Bestattung besuchte ich die Padrona noch einmal und bat sie um ein kleines Andenken an die Verblichene. Sie suchte unter Blumen, Putzsachen u. dgl. Da bemerkte ich den Gürtel in den italienischen Farben, den Tonina, aber auch nur einmal, getragen hatte, am Tage, als sie uns an die Porta Vicentina begleiten wollte. — „Geben Sie mir dieses Band,“ sagte ich. Die Signora lächelte, ja sie lächelte und erwiederte: „Sie sollen es haben und sich erinnern, welch gute Patriotin Tonina war.“

Ich habe mich mit meinem Pollux in dieses Band getheilt.

J. F. Lentner.

Engländer und Franzosen.

Eine Parallele.

V.

Individuell, wie er sich fühlt und weiß, erscheint der Britte ganz besonders in seiner Häuslichkeit. In den Ländern, wo Germanen mit Slaven untermischt sich niedergelassen haben, wie namentlich in Sachsen, hat man die Bemerkung gemacht, daß bei den slavischen Völkerschaften neben der Hufeisenform der Dörfer die feldgemeinschaftliche Vertheilung der Ländereien sich wesentlich von den germanischen Ansiedelungen unterscheidet (v. Jacobi, über das Agrarwesen des altenburgischen Osterlandes). Der Slave liebt das Zusammenseyn, die Gemeinschaft, der Germane das Isolirtseyn. Lezterem ist seine Hofreithe lieber als der Schutz, die Sicherheit und das gesellige Vergnügen, das er als Mitglied einer Dorfgemeinde findet. Bei ihren Wanderungen besezten die Deutschen überhaupt gewöhnlich nicht zusammenhängende Ländereien in Masse, sondern ließen sich einzeln und zerstreut nieder, und noch immer gibt es in Schwaben und Niedersachsen Distrikte, wo die Bevölkerung größtentheils auf einzeln stehenden Höfen lebt, wobei ich nur an den von Immermann so meisterhaft gezeichneten westphälischen Hofschulzen erinnern will. Zäh und ein Freund der harten Arbeit, empfand und empfindet der Deutsche gar keinen Widerwillen gegen die abgeschlossene Lebensweise: sein Acker und seine Familie genügen ihm vollkommen. Schon Tacitus bemerkt von unsern Voreltern: »Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est, ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.« Dem Römer, dem der alte Kunstfleiß der Griechen, der gartenmäßige Landbau des Italikers bekannt waren, mußte es auffallen, wie wenig Sorgfalt und Nachdenken der Germane auf die Bearbeitung der bessern Bodentheile, die gegen die undurchdringlichen Wälder und Sümpfe Germaniens gewaltig abstachen, verwendete. Gleichwohl waren es germanische Kolonisten, welche in dem sinkenden römischen Reich beides, seine verödeten Fluren anbauen und die Reihen seiner Heere ergänzen sollten. Ackerbau und Viehzucht waren von Hause aus das eigentliche Gewerbe der Germanen. Der germanische Staat ist auf den Agrarverhältnissen aufgebaut: die geordnete Benutzung der Mark, sowohl der wechselnden, in Höfe getheilten Ackerflur, als der unterschiedlosen Nutzung der Almande, war die Hauptsache. Auf den getheilten Boden des linken Rheinufers verpflanzt, in dem Frieden römischer Provinzialverwaltung eignete der Ubier sich sofort die Mittel künstlicher Bodenverbesserung an.

Ein schönes Zeugniß von dem gesunden Natursinn der alten Deutschen legt auch ihre Gottesverehrung ab, indem ihr Glaube den Hain zum Tempel machte. Ein heiliger Hain durfte nicht von Profanen betreten, ein heiliger Baum nicht seines Laubes wie seiner Zweige beraubt oder gar umgehauen werden. Die lange nachher eingetretene Vollendung eigenthümlich deutscher Architektur, hat sie in ihren kühnsten Schöpfungen nicht gleichfalls gesucht die aufstrebenden Bäume des Waldes nachzuahmen?

Die außerordentliche Fruchtbarkeit des bei weitem größten Theils der großbritannischen Insel, ihr mildes Clima, die alle Arten der Vegetation fördernde Feuchtigkeit der Luft machten ihre Bewohner von den ältesten Zeit an zu einem ackerbautreibenden Volk, dessen Zahl vom Mittelalter bis in die neueren Zeiten nur sehr allmählig wuchs. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus war die Volkszahl nicht viel höher als auf sieben Millionen gestiegen. Unter Heinrich VII. und VIII. nahm England so gut als gar keinen Theil an den Entdeckungs- und Eroberungszügen nach Amerika; Heinrich VIII. bediente sich zu Seefahrten gemietheter Schiffe. Obwohl unter Cromwell durch die Eroberung Jamaicas der englische Handel sich erweiterte, blieb doch der größte Theil des Weltverkehrs bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in den Händen der Holländer. Der Engländer blieb bis dahin der altsächsischen Sitte des Ackerbaus treu.

Wir haben etwas weit ausgeholt, um den Engländer in seinem Hauswesen kennen zu lernen; gewiß nicht mit Unrecht: sein Haus als Inbegriff der Familie ist für ihn das Wichtigste, so zu sagen die Summe seines geselligen Daseyns, und in so fern steht er seinem germanischen Ursprung vielleicht noch näher als der eigentliche Deutsche. Der Britte legt einen ganz ungemeinen, uns andern fast lächerlich vorkommenden Werth darauf, ein eigenes Haus zu haben und allein zu bewohnen. Daher in London die zahllose Menge von Straßen,

in denen ein Haus dem andern so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Der Backsteinbau, die Stafeteneinfassung, die unterirdische Küche, die Thüre, das Schiebfenster, die Eintheilung der Zimmer, das Kamin — alles ist nach einem und demselben Muster geformt, wobei der verschiedenen Größenverhältnisse wegen eine Straße einem Garderegiment, eine andere einem Linienregiment ähnlich sieht. Nichts langweiliger, unerquicklicher für das Auge als diese Monotonie; allein daran stößt der Engländer sich wenig, wenn er nur Herr, und zwar unbeschränkter, durch niemand behelligter Herr in seinem Hause ist. Da bedarf es keines Pförtners, der die Ein- und Ausgehenden in Augenschein nimmt; die Hausthüre ist bei Tag und Nacht verschlossen und öffnet sich nur dem, der mit der Familie etwas abzumachen hat. Je nach dem Rang, den er in der Gesellschaft einnimmt, und je nach dem Geschäft, das er zu besorgen hat, klingelt oder klopft der Einzulassende ein-, zwei-, auch dreimal. Der Gentleman klopft und klingelt zugleich.

Will der Herr eines solchen Hauses von keinem Miethsmann in seiner Behaglichkeit gestört seyn, so verwendet er zugleich die größte Sorgfalt darauf, seine Wohnung auf das Bequemste einzurichten. Dieß ist der *Comfort*, den der Britte über alles liebt. So unansehnlich in der Regel selbst die Wohnungen reicher Leute von außen erscheinen, so reich, glänzend, ja prachtvoll ist die innere Ausstattung. Was der Bequemlichkeit und dem Behagen dient, ist mit verschwenderischer Hand angebracht, und diese Sorgfalt erstreckt sich auf die geringfügigsten Gegenstände des Hausbedarfs, die man sonst gar keiner weitern Beachtung für werth hält. Im englischen Hause fehlt es nicht an Teppichen, an glänzender Erleuchtung, trefflicher Küche, reich besetztem Keller, massivem Silbergeschirr; am vollkommensten aber ist das Schlafkabinet ausgestattet, das jedem Bedürfniß mit der größten Liberalität entgegen kommt. An schön gebundenen Büchern und sehr oft an werthvollen Kunstgegenständen ist gleichfalls kein Mangel. Was Wunder, daß der Britte gerne zu Hause ist, seine Häuslichkeit über alles werth und in Ehren hält! Es hat dieß den unschätzbaren Gewinn, daß aus diesem soliden Grunde ein ächtes Familienleben erwächst, das am häuslichen Herde zur vollkommenen Reife gelangt. Gibt es natürlich auch viele Ausnahmen, so wird man doch weit in den meisten Fällen vom Engländer sagen müssen, daß er ein ächter und ganzer Familienmensch ist. Eine Sommerreise oder ein Ausflug nach dem Festlande abgerechnet, weilt er fast beständig im Schooße seiner Familie und nimmt an öffentlichen Vergnügungen ohne Vergleich weniger Theil als der Franzose. Treue, liebevolle Anhänglichkeit unter den Familienmitgliedern trifft man dort allenthalben, und was noch mehr wiegt, sehr oft auch jene sittliche Achtung, welche die Eltern den Kindern erweisen. Dadurch erkläre ich es mir, warum man in England so viele ganze Männer und ganze Frauen findet. Man sieht wohl auf Reisen Väter ihren noch nicht ganz erwachsenen Töchtern mit einer Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit begegnen, die man bei uns bloß von Verlobten erwartet. Um so weniger läuft die elterliche Liebe Gefahr, in blinde Affenliebe auszuarten; sie trägt durchaus einen würdigen Charakter und flößt den Kindern schon von frühster Jugend an jenes Gefühl von Selbstständigkeit und Selbstachtung ein, das fest in's Leben hinaus tritt. Im Hause wie in der Schule ist die *Erziehung* die Hauptsache — denn diese bezweckt die Bildung des Charakters, — der *Unterricht* mehr nur Nebensache, und wenn daher die englischen Unterrichtsanstalten in Betreff der Kenntnisse mit den deutschen von ferne nicht den Vergleich aushalten können, so sind sie den unsrigen in den erziehenden Leistungen überlegen.

Die *Feuerseite* des englischen Familienzimmers, wie sie den Sinn für Häuslichkeit weckt und pflegt, so ist sie auch ganz besonders geeignet, durch das gesellige Mittel des Gesprächs die jüngeren Familienmitglieder zu erziehen und zu bilden. Die englische Geselligkeit ist ihrem Grundwesen nach eine häusliche, weßhalb der Engländer so oft im Gespräch jene liebenswürdige Offenheit und Geradheit entfaltet, die er im Kreise der Seinigen sich angeeignet. Hier ist der Ort, der gegen die Engländer so oft erhobenen Beschuldigung eines ungeselligen, gegen Fremde unfreundlichen, wenn nicht gar unhöflichen Wesens tiefer auf den Grund zu sehen. Wer einen so überaus großen Werth auf das Familienleben legt, wie der Britte, dem kann es nicht gleichgültig seyn, die Umzäunung friedlichen Familienglücks gewaltsam durchbrochen, die makellose Feuerseite verunreinigt zu sehen. Es ist ganz gewiß, daß in England Empfehlungsbriefe sehr oft den erwarteten Erfolg *nicht* haben, daß der Engländer ungastfreundlich erscheint, indem er die Schwelle zu seinen Penaten nicht durch den ersten besten überschreiten läßt, selbst wenn dieser es seinem innern Werthe nach vollkommen verdienen sollte. „Die erste Frage," äußert Venedey (Irland, 1844), „die der Engländer einem Fremden, der ihm empfohlen wird, stellt, ist: Was kann ich für Sie thun? Wer ein Herz im Leibe hat, für den ist diese Frage überflüssig. Ich brachte fünfzig oder sechzig Empfehlungsschreiben nach London und ich machte zwei oder drei Bekanntschaften durch sie. In Irland dagegen hab' ich nirgends angeklopft, wo man mir nicht aufgemacht hätte."

Dieß mag seyn, aber es beweist nur so viel, daß der Engländer jene Gutmüthigkeit nicht kennt, die in einem Empfehlungsschreiben schon den Schlüssel erblickt, der das Heiligthum des Familienkreises aufschließt. Der Engländer empfängt nur den, von dem

er die feste Ueberzeugung hat, daß er dasselbe Vertrauen in ihn setzen kann wie in ein Mitglied der Familie oder in einen langjährigen Hausfreund. Der einmal Zugelassene genießt dann aber auch aller Rechte der intimsten Freundschaft, und man begreift, daß ein solches Vertrauen nicht um den Preis eines gewöhnlichen Empfehlungsbriefs erkauft wird. Nur der auf strenger Wage Gewogene und bewährt Erfundene hat ein Anrecht darauf. Englische Sitte schreibt vor, gegen Unbekannte ein gemessenes Betragen zu beobachten und auf dieselben ohne vorausgegangene Einführung wenig oder gar keine Rücksicht zu nehmen. Ist aber ein Fremder von guter Hand empfohlen und weiß er sich als Mann von Bildung und Erziehung zu betragen, so darf er darauf rechnen, als Freund des Hauses angesehen und mit einer Zuvorkommenheit, Urbanität und Herzlichkeit behandelt zu werden, die ihn sogleich heimisch und behaglich machen müssen.

Nur darum herrscht in England zwischen den Unverheiratheten beiderlei Geschlechts eine Freiheit und Natürlichkeit des Verkehrs wie wohl nirgends sonst: die Eltern rechnen mit der verdachtlosesten Zuversicht auf die vollkommenste Ehrenhaftigkeit der Eingeführten, versehen sich von ihrer Seite der Beobachtung des rücksichtsvollsten Betragens und erwarten, daß sie auch nicht um eines Haares Breite die Grenzen der Schicklichkeit und des Zartsinns überschreiten. Es liegt auf flacher Hand, daß ein derartiges Verhältniß zwar nicht der gelehrten Schulbildung, wohl aber der Charaktererziehung des brittischen Frauenzimmers ungemein zu statten kommt. Die Brittin besitzt außer einem feinen Gefühl für das Schickliche und einem geübten Sinn für die praktischen Verhältnisse des Lebens einen tiefliegenden romantischen Zug des Charakters, der zwar bisweilen zu Uebereilungen und Fehltritten verleitet, viel häufiger aber zur Quelle der edelmüthigsten Handlungen und der hingebendsten Aufopferung wird.

Eine Erziehung, die es sich zur wesentlichsten Aufgabe stellt, in dem Kinde das Gefühl eigener Würde und Liebe zur Unabhängigkeit möglichst stark zu entwickeln und selbstständige Menschen zu bilden, muß auch der Liebe und der Ehe ihre ganze sittliche Würde und Freiheit lassen, daher die Eltern so rücksichtsvoll und zart bei den Heirathen ihrer Kinder sich zeigen, individueller Neigung einen so großen Spielraum gestatten und in die persönlichste aller Angelegenheiten so wenig als möglich sich einmischen. Das englische Mädchen folgt ihrer Neigung auf eigene Verantwortlichkeit, und trifft den Mann ihrer Wahl ein harter Schlag des Schicksals, so erprobt sich die wahre Liebe, die Stärke des Charakters, die uneigennützige Gesinnung, die Hingebung und Aufopferungsfähigkeit der Gattin im glänzendsten Lichte.

In einem solchen häuslichen Kreise muß auch der Fremde sich wohl fühlen. Wo immer nur ein Dienst, eine Gefälligkeit zu erweisen ist, hält der Engländer sich nicht bloß bereit, sondern für verpflichtet dazu; die kostbarste Zeit ist ihm nicht zu theuer, um etwas zur Belehrung und Erheiterung beizutragen, und dieser Eifer, anstatt mit der Zeit zu erkalten, erhält sich ungeschwächt. Bekanntschaften, die man in England gemacht, dauern selbst in der Ferne Jahrzehnte lang mit der alten Innigkeit fort.

Indem der Engländer sich abschließt, gewinnt er die Mittel in seinen Kreisen mit ungetheilter Kraft zu wirken. Wie der englische Boden, so ist das englische Leben, zumal die englische Gesellschaft von allen Seiten eingehegt. Diese Umzäunung (fencing) erstreckt sich selbst auf die Wirthshäuser, weil der Britte seine Häuslichkeit so über alles hochachtet, daß er wenigstens ein Abbild derselben auch außerhalb seiner eigenen vier Wände haben will. Ein Wirthstisch, an dem sich ohne Unterschied zu geselligem Verkehr Leute versammeln, die in ihrem Leben sich nie zuvor gesehen haben, ist dem Engländer ein Greuel, wenigstens ein Unbegreifliches. Gemeinschaft des Unbekannten versteht er nicht, und selbst wenn er betet, beansprucht er für sich und die Seinigen einen besondern Kirchenstuhl (pew) — eine Art kirchlichen Comforts. Das Kaffeehaus, die Schenke enthält dieselben Abtheilungen, die in einem Marstall die Pferde von einander trennen; ja, in Schottland sind diese Ställchen bis zur Zimmerdecke mit Brettern verwahrt. Im Gasthof speist der Britte entweder auf seinem Zimmer oder, falls er dazu das allgemeine Speisezimmer wählt, muß er wenigstens seinen besondern Tisch haben. Das gesellige Vergnügen eines gemeinsamen Gesprächs ist an solchen Orten völlig unbekannt und es geschieht wohl, daß ein Dutzend Gäste in demselben Saale beisammen sind, ohne daß ein einziges Wort gesprochen wird. In einem Seebad in Wales sah ich im Gastzimmer einen Herrn, der Stunden lang an seinem Grog trank und während dieser Zeit — es war gerade Sonntag — im Gebetbuch las oder leise Gebete vor sich hin murmelte.

Noch augenfälliger erscheint der Trieb, die Häuslichkeit sich auf künstliche Weise zu ersetzen, in den Clubs. Früher waren dieselben nur der Sammelplatz für Spieler, Politiker und Bonvivans; neuerdings haben sie einen höheren, zum Theil politischen, zum Theil wissenschaftlichen Charakter angenommen. Die Londoner Clubhäuser gehören zu den glänzendsten und besteingerichteten Palästen der Hauptstadt und ihre Zahl ist fortwährend im Wachsen begriffen. In welchem Ansehen auch in England die Ehe steht und wie hoch häusliches Leben dort geschätzt wird, so fehlt es doch nicht an Junggesellen. Für Leute dieser Art ersetzt der Club den eigenen Herd, das »Home;« und ein »single Gentleman« kann mit einigen hundert

Pfund jährlichen Einkommens: als Mitglied eines Clubs sich eben so viele persönliche Genüsse verschaffen, als ein reicher Mann. Für seine sechs Guineen jährlichen Beitrags kann er Jahr aus Jahr ein von Morgens früh bis in die späte Nacht von eben so schönen Möbeln Gebrauch machen, eben so elegant ausgestattete Zimmer bewohnen, eben so weiche Teppiche betreten, an einem so comfortabeln Kamin sitzen, eine eben so ausgewählte Bibliothek benutzen, noch mehr Zeitungen bei seinem Frühstück lesen, eben so zahlreiche und elegante Gesellschaft sehen, als der Lord, der eine Rente von 50,000 Pfund Sterling zu verzehren hat. Und legt unser Clubist zu diesen sechs Guineen noch zwei bis dreihundert weitere Goldstücke, so frühstückt, dinirt und soupirt er alle Tage so vortrefflich, trinkt eben so guten Portwein und Claret, wird eben so aufmerksam und pünktlich bedient als irgend ein Marquis oder Earl auf seinem Schlosse. Es gibt in den Clubhäusern sogar Ankleidezimmer, in denen sich alle Gegenstände der Toilette bis zur Stecknadel in größter Vollkommenheit vorfinden. Zum Briefschreiben kann das vortrefflichste Büreau zu Hause sich nicht besser eignen, als das Schreibepult im Clubhause. Das Reglement ist dabei bis in's kleinste Detail vorgezeichnet und genau der Strich gezogen, den der Cigarrenraucher nicht überschreiten darf. L. Bulwer versichert, die Wirkung, welche die Vermehrung der Clubs hervorgebracht, sey äußerst wohlthätig; sie haben dem Hang der Eingebornen zur Isolirung entgegengearbeitet und einen freien Verkehr mit ausgezeichneten Fremden befördert. Die Clubs können es freilich nicht Jedermann zum Dank machen; ein Feuilletonist des Pariser „Siècle" wußte die Gastfreundschaft, die er während der Ausstellung in einem Clubhause gefunden, nicht besser zu lohnen, als daß er ein dort mitgemachtes Gesellschaftsfest mit den schmutzigsten Farben als ein wüstes Bacchanal verunglimpfte. Der Vorwurf, die Clubs schadeten der Häuslichkeit, der in den Caudle'schen Gardinenpredigten mit unerreichter Meisterschaft behandelt wird, ist nicht stichhaltig und muß jedenfalls vor der begründeten Erwägung weichen, daß die Clubs der Abgeschlossenheit und gemeinen Vergnügungen wehren.

In einem völlig abweichenden, fast diametral entgegengesetzten Sinne versteht der Franzose das Familienleben und was damit zusammenhängt.

> Like blood, like goods and like ages
> Make the happiest marriages.

lautet ein englisches Sprüchwort, ohne daß Mädchen und junge Männer sich eben besonders darnach richteten. Wie die Engländerin ihrer Neigung folgt, ohne auf das Geld zu sehen, so geschieht es, wohl zum Theil durch den Einfluß der Clubs, daß namentlich Geschäftsleute sich erst in späteren Jahren, wenn sie ein Vermögen gesammelt und eine Familie standesgemäß ernähren können, sich verheirathen, und dann meist mit jüngeren, unbemittelten Frauenzimmern. In Frankreich hat die Ehe einen durchaus realistischen Charakter; sie ist ein äußeres Vertragsverhältniß mit dem Zweck einer möglichst bequemen Einrichtung des beiderseitigen Daseyns. Das Hauptaugenmerk richtet sich darauf, eine gute Partie zu machen, was so viel heißt als: ein gewinnbringendes Geschäft. Das tiefinnerliche sittliche Moment fällt dabei mehr oder weniger weg, und insofern der Natur der Sache nach bei den Eltern eine bessere Geschäftskenntniß und eine richtigere Abwägung der in Betracht kommenden Umstände vorausgesetzt wird, liegt die Schließung der Ehe den Eltern ob. Die bloß conventionellen Rücksichten überwiegen so sehr, daß die contrahirenden Theile es oft gar nicht für nothwendig halten, diejenigen, deren Lebensglück dabei auf dem Spiele steht, auch nur um ihre Zustimmung zu fragen. Ehen aus Neigung werden nur ausnahmsweise geschlossen und die meisten fügen sich geduldig in diesen naturwidrigen Zwang, weil sie von nichts anderem wissen und rings um sich denselben Gang der Dinge wahrnehmen. So gleicht die Gewohnheit zwar manches Mißverhältniß aus, hat aber in ihrem Gefolge den großen Uebelstand, daß, wo die jugendliche Leidenschaft ihren eigenen Weg geht, aus Uebereilung insgeheim die abgeschmacktesten Ehebündnisse geschlossen werden. Um derartigen Emancipationsgelüsten zuvorzukommen, zeigen die französischen Mütter gegen ihre Söhne in andern Punkten eine Nachsicht, die uns skandalös erscheint, während die Mädchen in klösterlicher Abgeschiedenheit gehalten werden und die mütterlichen Vormünder keine ernstlichere Sorge kennen, als ihre Töchter möglichst bald unter die Haube zu bringen.

Auf ein abgeschiedenes, festbegrenztes Familienleben legt der Franzose fast gar keinen Werth. Das französische »chez soi« bedeutet etwas ganz anderes als das englische »Home.« Ihm ist der Familienkreis zu enge und nur als Gesellschaftszimmer wünschenswerth oder erträglich. Die Last der Erziehung suchen Vater und Mutter sich möglichst vom Halse zu schaffen; der Säugling kommt zu einer Amme auf's Land, der Knabe oder das Mädchen in eine Pension, und wenn sie herangewachsen im Salon sich blicken lassen dürfen, so geschieht es in der koketten Absicht, zu gefallen. Die französische Erziehung läuft gewöhnlich darauf hinaus, den Kopf mechanisch mit dürftigen Kenntnissen und einigen nichtssagenden Kunstfertigkeiten anzufüllen und dem Zögling ein gefälliges Benehmen beizubringen. Die eigentliche Erziehung, d. h. die Bildung des Charakters, fällt gänzlich weg und wird dem Zufall oder den guten Anlagen über-

lassen. Es ist darum nur zu verwundern, wie ein so gänzlich verfehltes, um nicht zu sagen sinnloses Gebaren nicht noch weit schlimmere Folgen hat. Das gute Herz gewinnt in der Regel die Oberhand über die schlechte Erziehung, wiewohl andererseits nicht geleugnet werden kann, daß der gänzliche Mangel an Ueberzeugungstreue, zumal an politischen Grundsätzen, der sich gegenwärtig wieder unter den Franzosen so auffallend kund gibt, zum großen Theil das Werk der durch ein unangemessenes Familienleben genährten Zuchtlosigkeit ist.

Es ist gewiß kein Paradoxon, daß der Staatsorganismus eine geschlossene Consistenz ganz unmöglich da haben kann, wo das Familienhaus einem Taubenschlage gleicht. Das Pariser Haus ist ein Miniaturbild des französischen Staates. Die bis zu sechs oder sieben Stockwerken hohen Wohnhäuser der französischen Hauptstadt lassen ein festes, abgeschlossenes Familienleben nur selten, jedenfalls bloß bei den Wohlhabenden aufkommen, haben überhaupt etwas Kasernenartiges, wobei Miether und Besitzer nur die Vortheile und Annehmlichkeiten der Lage und der innern Einrichtungen im Auge haben. Und doch ist der Franzose von Haus aus der gemüthlichen Umfriedigung des häuslichen Herdes und dem harmlosen Naturgenuß nichts weniger als abgeneigt; nichts geht ihm selbst über die bescheidenste maison de campagne, wenn diese nur von einigen Quadratfuß Gartenlandes eingefaßt ist. Für die gegliederte Gestaltung des Familienlebens ist indessen diese Neigung schon darum ohne wesentlichen Einfluß, weil die Kinder möglichst wenig daran Theil nehmen. Jedes der Familienangehörigen geht seinen eigenen Weg und soll sich von Kindesbeinen an daran gewöhnen, den andern nicht unbequem zu werden.

Damit stimmt es vollkommen zusammen, daß die häusliche Einrichtung des Franzosen durchgängig die des Gesellschaftszimmers ist, und deßhalb dabei auf die Bequemlichkeit fast gar keine, auf die Eleganz der allergrößte Werth gelegt wird. Das Zierliche und Niedliche gibt allein den Ausschlag, und es ist in der That zu verwundern, welcher ungeheure Unterschied in den Größenverhältnissen der französischen und der englischen Hausgeräthschaften obwaltet. Wenn er ihn sehen lassen kann, ist beim Franzosen kein Winkel seines Hauses verschlossen. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß selbst die vornehmste und geachtetste Pariser Dame in ihrem Schlafzimmer männlichen Besuch empfängt, was nach englischen Begriffen als eine groteske Unanständigkeit erscheinen würde. Wenn George Sand außerdem noch ihre Besucher mit der Cigarrette im Mund empfängt, so kann dieß als Ausnahme gelten, und jedenfalls rauchen die emancipirten Weiber in Deutschland häufiger als die Französinnen. Andererseits betrachte ich es als ausgemacht, daß der „Bloomerismus" für Frankreich gar keinen Sinn hätte, weil es dort nicht im geringsten auffällt, wenn Damen Geschmack daran finden, in Männerkleidung auszugehen. Die französischen Marketenderinnen, lebendige Trikoloren, kleiden sich längst à la Bloomer und der beliebte Carnevalsanzug des Débardeurs ist weiter nichts als die zum Mann herausgeputzte Grisette. Die Französinnen, auch in diesem Stücke völlig ungebunden und durch die Mode wenig behelligt, kennen ihren Vortheil viel zu gut, als daß sie freiwillig auf eine Kleidung verzichten sollten, die in den Augen des Mannes eine ganz andere Anziehungskraft übt, als türkische Beinkleider.

Für den Engländer besteht die Gleichheit in der Freiheit darin, daß er sich unbehindert in seiner eigenen Sphäre bewegen kann; der Franzose versteht unter Freiheit die völlige Ungebundenheit des äußern Thuns, die Unterschiedlosigkeit der individuellen Existenzen. Der gänzliche Mangel an innerer und wahrhafter Gliederung der Staatsangehörigen, womit der einseitige Gang der Revolution das Wesen der bürgerlichen Freiheit und der Freiheit vor dem Gesetz verwechselte, ergibt sich mit Nothwendigkeit aus der schiefen Auffassung der Familie und der eben so mannigfaltigen als bedeutenden sittlichen Momente, die damit zusammenhängen. Eine in sich völlig ungeschlossene Familienverbindung entbehrt jeden festen Haltes, und gewiß muß es auffallen, daß die französische Polemik gegen den Communismus, der zugleich mit dem Eigenthum auch die Familie getilgt wissen will, über den eigentlichen und tieferen Begriff der Familie so wenig beizubringen weiß. Daß überhaupt eine so barbarische Doktrin wie der Communismus, der von den sittlichen Bedürfnissen der menschlichen Natur völlig Umgang nimmt, eine so weite Verbreitung gewinnen und eine die Staatsgesellschaft ernstlich bedrohende Macht werden konnte, ist ein schlimmes Symptom für den Gesundheitszustand Frankreichs.

In Anbetracht dessen darf hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß der bei dem mangelnden Familienleben unter den Franzosen herrschend gewordene Conversationston der Vorliebe für das Excentrische ganz besonders Vorschub leistet. Im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Verkehr wird der Trieb nach Wahrheit und der eng damit verbundenen Vervollkommnung der menschlichen Zustände stets falsche Bahnen einschlagen, wenn er nicht an einer richtigen Würdigung und Feststellung der primitivsten und nothwendigsten Elemente menschlicher Vergesellschaftung ein wohlthätiges, vor Irrthum bewahrendes Regulativ findet. Indem die französische Nation die Familienverbindung eben so einseitig beurtheilt als verkehrt übt, indem durch alle Schichten der Bevölkerung die Neigung sich bemerklich macht,

das überaus wohlthätige Autoritätsprincip bei Seite zu setzen, das in einer richtigen und stark betonten Handhabung der Familienzucht liegt; indem das im Familienkreise seinen besten Boden findende Gespräch jenen glänzenden Conversationston annimmt, der von den am nächsten liegenden Bedürfnissen hinwegeilt und sich entweder in nichtssagende Allotria oder in phantastische Regionen verliert; indem somit die französische Gesellschaft ihren eigenen Schwerpunkt aufgibt — was bleibt da noch für den Ernst des Lebens übrig, und wen kann es Wunder nehmen, daß auch die staatlichen Ordnungen immer von neuem aus dem Gleise kommen und wohl zuweilen die ordinärste Pfuschardeit den lautesten Beifall erntet? Um vom Chimärischen, wenn er es einmal als solches erkannt hat, loszukommen, läßt sich der Mensch viel gefallen: er findet selbst das despotische Joch sanft, sobald er eine praktische Handhabe daran findet.

Traurig, aber unleugbar: das Flaniren, zu deutsch Bummeln, ist an allem Elend Schuld, das wie eine Sündfluth über das unglückliche Frankenland hereingebrochen. Der Franzose liebt die Häuslichkeit nicht, oder wenn er sie liebt, geschieht es bloß, weil sie ihm die Genüsse gesellschaftlicher Unterhaltung gewährt, also gerade aus dem entgegengesetzten Grunde, warum der Engländer ein Stück Häuslichkeit selbst in das Wirthshaus mitbringt. Der Franzose gefällt sich darin, in seine eigenen vier Wände so etwas von Kaffeehause zu verpflanzen. Fehlen ihm dazu die Mittel, so läßt er die lieben Penaten hinter sich und sucht sich auswärts zu entschädigen — er flanirt. Pflastertreter hat es zu allen Zeiten und unter allen Völkern gegeben; der eigentliche Flaneur aber gedeiht nur auf französischem Boden. Der neapolitanische Lazzarone legt sich auf den warmen Sand am Meer, der Berliner Nante stellt sich an der Straßenecke bei Kranzler auf, und der Lindenmüller hat eigentlich nur den harmlosen Kümmel-Nante in einen politischen Nante verwandelt; der Pariser Flaneur liebt, wie der Franzose überhaupt, die Unruhe der Bewegung und gehört als Spaziergänger zu den merkwürdigsten Figuren des französischen Volkscharakters. Nichts geht ihm über den Genuß, seinen Hund an der Leine im Tuileriengarten zu spazieren, den Goldfischen in den Teichen einige Krumen seines Frühstücks zuzuwerfen, oder auf den Boulevards an den Schaufenstern der Kunsthandlungen stehen zu bleiben, um später im Café ein petit verre zu trinken und eine Partie Domino zu spielen. Die Lust am dolce far niente, das harmlose Vergnügen des Müssiggangs theilt der Franzose mit seinen Brüdern romanischer Abstammung. Es gab eine Zeit, wo die deutschen Romantiker ebenfalls auf den Müssiggang schöne Sonette dichteten; aber diese Sänger des Nichtsthuns waren dabei die fleißigsten Leute, die viele, viele Bände schrieben. Der Franzose liebt das Nichtsthun um seiner selbst willen; er findet einen wirklichen Genuß darin und die Arbeit hat für ihn gewöhnlich die Bedeutung, sich damit das Behagen der Arbeitslosigkeit zu erkaufen. Reich zu werden und dann die Hände in den Schooß zu legen, ist das Ziel aller seiner Wünsche; ein „Rentier" gilt dem Franzosen als der glückliche Mensch par excellence. und dem Thätigsten schwebt stets der Gedanke vor, wie köstlich es seyn müsse, wenn er sich mit sichern Fünfprocentern in der Tasche von den Geschäften zurückziehen könne.

Wer wollte leugnen, daß durch eine solche Neigung der Familienverband gelockert werden muß? Die Arbeit ist nicht allein für den sittlichen Menschen Selbstzweck, die Nahrung und die Weihe freier Geister; sie ist auch das Oel in der Lampe, die das Heiligthum reiner Häuslichkeit erleuchtet. Wenn der Engländer von seinen Zinsen lebt, oder eine Pension dem activen Staatsdienst vorzieht, so wechselt er damit nur die Art der Beschäftigung; er hört nicht auf thätig zu seyn, oder wenigstens ist das Nichtsthun nur ein Standesvorrecht des Adels. Der Franzose, auch der geringste, will auf seinen Lorbeeren wirklich ausruhen, sich pflegen und gütlich thun. Nicht daß er dadurch der Familie zurückgegeben wird, ihrem Cultus ungetheilt seine Zeit und seine Kräfte widmen kann, kümmert ihn, sondern die Lust, aller mühseligen Arbeit überhoben zu seyn. Kaum unter dem Keuchen und Jagen beider Ehegatten, sich ein Vermögen zu machen, die Blume des Familienlebens nur kärglich erblühen, so wird es ihr auch später nicht zu statten kommen, wenn der Familienvater mit seinen Gewohnheiten, außer dem Hause zu seyn, in den Schooß der Familie zurückkehrt, wo ihm gewöhnlich nichts mehr zu thun übrig bleibt, als seine erwachsenen Kinder auszustatten. Ja, die Furcht, sein ganzes Leben über angestrengt arbeiten zu müssen, ist in nicht selteuen Fällen für den Franzosen der einzige Bestimmungsgrund, auf alles Familienleben ganz zu verzichten und sich bald möglichst mit einer kleinen Rente in eine Pension zurückzuziehen, wo er für weiter nichts zu sorgen hat, als wie er am zweckmäßigsten seine Zeit todtschlage.

Von den Gewohnheiten des Familienlebens mehr und mehr abgekommen, hat die französische Geselligkeit eine fortwährend im Wachsen begriffene Einbuße erlitten. Die sonst weit und breit gerühmte Galanterie der Männer gegen das schöne Geschlecht lebt nur noch als eine schöne Sage in der Erinnerung der Französinnen fort. Die jungen Männer machen das Kreuz vor der Langeweile des Gesellschaftssaals und ziehen ihre Clubs und Kaffeehäuser allen Familiencirkeln vor. Und so gar übel kann man es ihnen nicht nehmen. Wenn es auch als ein sittlicher Gewinn betrachtet werden muß, daß die frühere Galanterie,

der eben so leichte als leichtfertige Verkehr beider Geschlechter, ernsteren Sitten Platz gemacht hat, so ist doch für die Gesundheit und Tüchtigkeit des Familienlebens damit noch nichts gewonnen, daß selbst unter den Augen der Eltern jede gesellige Berührung eines jungen Mannes mit einem unverheiratheten Frauenzimmer fast unmöglich gemacht ist. Die Mädchen, wollen sie nicht ihren Ruf in ernstliche Gefahr bringen, sind zum absoluten Schweigen oder zu einer kalten und unfreundlichen Einsylbigkeit verurtheilt, die den besten Humor zur Verzweiflung bringen muß. Dafür genießt die verheirathete Frau um so unbeschränkterer Freiheit, und es ist ein die Männer eben so wenig als die Frauen ehrendes Witzwort, daß der Franzose in Gesellschaft darum niemals von seiner Frau spreche, weil er fürchten müsse, daß einer der Anwesenden sie besser kenne als er selbst. Nichts ist leichter, als in einer französischen Familie eingeführt zu werden; allein die Bekanntschaft beschränkt sich dann nur auf eine Tasse Thee und eine banale Conversation, der jedes höhere Interesse und ganz besonders die Innigkeit und Wärme des Gefühls abgeht. Ein Mitglied der Familie wird nur, wer um die Hand der Tochter anhält oder durch seine grauen Haare gegen jedweden Verdacht geschützt ist.

A. Helfferich.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Der Schnurrbart. — Falsche Unglückliche. — Die Cameliendame.

Frankreich ist das Land rascher Entschlüsse und raschen Muthes, aber auch schneller Verzweiflung und plötzlicher Angst. Jedes Fieber theilt sich im Fluge den Massen mit, jede Losung wird in wenigen Momenten ein allgemeiner Schrei und die wahnwitzigste Meinung, das unglaublichste Gerücht, wenn nur irgend eine Furcht daraus Nahrung, irgend ein Wunsch Stärkung daraus ziehen kann, findet leichten Eingang, und was man den Franzosen im Kriege nachsagt, daß sie voll Zuversicht und Heldenfeuer dem Feind entgegenstürzen, allein, wenn nach dem Verrauchen des ersten Rausches der Sieg nicht fertig ist und Fortuna nur ein wenig ein schiefes Gesicht macht, gleich die Unordnung in ihre Reihen und der Trieb zum Reißaus in ihre Glieder fahre, das ist ungleich wahrer von ihren inneren Zuständen und Zerwürfnissen als von ihrer Haltung auf dem Schlachtfeld.

Wie wenig dazu gehört, um in Frankreich die Gemüther zu terrorisiren, das konnte man im vergangenen Monate an einem heitern Beispiel sehen. Als nach Unterdrückung der Aufstände, welche der Streich des zweiten December zur Folge hatte, eine Anzahl von Maßregeln getroffen wurden, welche die Freiheit der Bürger in immer engere Grenzen einschlossen, und es sogar den Anschein bekam, die in Frankreich stets verschämte Willkür des Privatlebens könnte unter die Censur der Polizei gestellt werden, tauchte eines nebligen Morgens die Nachricht auf, es liege ein Dekret, das allen Civilpersonen das Tragen der Schnurrbärte untersage, im Ministerium des Innern bereit und erwarte nur die Unterschrift des Präsidenten, von dem es veranlaßt worden sey, um auf alle Ornamente dieser Form in dem Bereiche der französischen Republik vernichtend hereinzubrechen.

Schon unter Louis Philipp hatte sich die Sitte der Schnurrbärte allgemein verbreitet: es wurde damals als etwas Unbestreitbares angenommen, daß der Philister das große Wort und das Regiment führe; es konnte daher nicht anders als guter Ton seyn, von dem Philister alles mögliche Böse zu behaupten, und sich von demselben durch alle Merkmale und Abzeichen, mit denen sich eine Persönlichkeit gegen Verwechslung schützen läßt, zu unterscheiden, ward zur strengen Anforderung an jeden, der einige Ansprüche auf den Ehrennamen eines fashionablen Wesens machte. Als eines der wirksamsten Unterscheidungszeichen erkannte man bald einen tüchtigen Schnurrbart; das richtige Gefühl der Jugend zumal gewährte dieser Männerzierde das Patronat eines mächtigen Beispiels; der Geschmack an den Bestrebungen und Moden der Renaissance, der unter der Julieregierung von Jahr zu Jahr weiter und weiter um sich griff, beförderte die Blüthe und die Fortschritte des Schnurrbarts; das Vorbild, das die Honoratioren des Heeres gaben, mußte bei dem martialischen Sinne der Franzosen der Sache günstig seyn, und namentlich im Schooße der Nationalgarde die Wirkung einer elektrischen Propaganda äußern. — Nach dem Februar achtundvierzig nahm diese Manie den Charakter einer förmlichen Epidemie an, und was zuvor nur einem dünnen, wenn auch über eine weite Strecke hingezogenen Sommerregen vergleichbar schien, wurde mit Einem male zu einem wahren Wolkenbruch. Es war damals ein Moment, wo jedermann, wenn nicht gerade aus seiner Haut, doch aus seinem Rocke fahren wollte; eine unabsehbare Blousenmaskerade that sich plötzlich auf, man schämte sich in unnöthiger Furcht seines Fracks; die Herrn, die bis dahin sich Genies betitelt hatten, bewarben sich mit lärmender Bescheidenheit um den Namen Arbeiter; Krieger wollte und sollte alles, und ein Philister (bourgeois) wollte keine Seele mehr seyn. Da riß denn der Schnurrbart ganz entsetzlich ein, selbst unter den Klassen, die sich bisher dieses ritterlichen Schmucks enthalten hatten. Nicht nur Beamte und Studenten, Künstler und Soldaten, auch längst angesessene Fabrikanten und Hauswirthe, nicht bloß Schusterlehrlinge und Schneidergesellen, auch ehrbare Schuster- und Schneidermeister legten sich einen wilden Schnurrbart bei, und selbst einige von den damals florirenden Socialistinnen ließen zwischen Nase und Lippen diese Insignien der Emancipation und Männlichkeit wachsen. — Kurz der Schnurrbart war eine Mode und aus der Mode fast ein Bedürfniß geworden, wie der Kaffee und Tabak: ihm den Krieg erklären, hieß dem Volke an das Fleisch greifen und an einem seiner theuersten Güter die Unantastbarkeit des Eigenthums in Frage stellen.

Als nun nach dem zweiten December die letzten Blumen der jüngsten Revolution ohne Gnade ausgerottet und die letzten Zöpfe derselben unbarmherzig abgeschnitten wurden, so hieß es denn auch, sey es auf eine höheren Orts gefallene Drohung, sey es durch die Schuld eines Mißverständnisses, daß die Schnurrbärte das Loos der Clubs, der Nationalversammlung, der Nationalgarde und der Freiheitsbäume theilen sollten. Ein panischer

Schrecken durchfuhr die ungeheure Mehrheit der Schnurrbartbesitzer. Während sechs, zehn, vierzehn Tagen, kurz die ganze Zeit hindurch, während der das Rasirmesser des Damokles über dem blonden, braunen, schwarzen oder weißen Flitter hing, war kaum von etwas anderem die Rede, and selbst die Deportationsdekrete machten geringeres Aufsehen und verursachten weniger Aufregung. Allenthalben wurde darüber gestritten, ob man gerichtlich verfolgt werden könne, wenn man sich troz der obrigkeitlichen Verordnung eine totale oder partielle Beibehaltung der verbotenen Dekoration erlaubte. In den meisten Gesellschaften, wo ich diese Sache verhandeln hörte, herrschte nur Ein Schrei der Auflehnung gegen das erwartete Edikt, und nur eine unmerkliche Minderheit sprach sich dahin aus, daß es denn doch gerathener seyn dürfte, dem Willen der Regierung sich zu fügen. Einer dieser Partei, ein junger, aber gesezter Mann, der dem Kaufmannsstande anzugehören schien und durchaus keine bonapartistischen Sympathien auskramte, vertheidigte in einem Kreise des Faubourg St. Honoré die Ansicht, es wäre vergeblicher Eigensinn, der despotischen Laune einer allmächtigen Regierung selbst in den kleinsten Dingen zu trozen, und was ihn persönlich betreffe, so sey er entschlossen seinen Schnurrbart, so wie es verlangt würde, auf dem Altar des Elysée niederzulegen, und er halte sich dabei überzeugt, viele, die jezt mit flammenden Worten die entgegenstehende Meinung verfechten, würden denselben Weg wie er einschlagen. Er hatte zum heftigen und von den Anwesenden durch energischen Beifall ermunterten Widersacher einen hohen, stämmigen, kürassierwüchsigen Herrn in den Fünfzigen etwa, der einen weißen Schnurrbart trug, und um den Gesammteindruck, den seine Persönlichkeit hervorbrachte, würdig zu vollenden, sich Herr Guerrier schrieb. Monsieur Guerrier, oder wenn Sie die deutsche Uebersetzung lieber haben, Herr Krieger, entwickelte zuerst, daß er durch Grundbesitz und Staatspapiere eine unabhängige Stellung habe, sich deßhalb um keine Regierung etwas zu scheeren brauche, jedoch aus Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes den Streich des zweiten December gutgeheißen und für die zehnjährige Herrschaft Louis Napoleons gestimmt habe; aber jezt, wo er sich nicht mehr damit begnüge, die Rothen in die Kur zu nehmen, sondern auch diejenigen, welche die Ruhe des Landes nie gefährdet und durch ihre Wohlhabenheit, so wie durch den Charakter ihrer politischen Handlungen der Regierung die sichersten Bürgschaften gegeben, mit thörichten Plackereien tyrannisire, müsse man den Muth haben, ihm entgegen zu treten und ihn auf der Bahn, die zum Abgrund führe, zurückhalten. Dieses oratorische Meisterstück verdankte die günstige Aufnahme, die ihm ward, weder der Gedankenkraft, die sich darin kund gab, noch der Prägnanz des Ausdrucks, mit der die entwickelten Ideen vorgetragen wurden; das Auditorium schien im Gegentheil in dieser Beziehung von dem Redner mehr zu satirischen Glossen als zur Bewunderung angeregt worden zu seyn. Eben so wenig war die Wirkung seiner polternden und ziemlich heiseren Stimme eine sehr günstige; allein der Umstand, daß ein Freund der gegenwärtigen Machthaber tadelnd gegen dieselben, ein Bonapartist gegen Bonaparte sich aussprach, machte die Versammlung ihm geneigt, und man freute sich in einem bisherigen Gegner einen Bundesgenossen zu finden. Er wurde daher mehrmals von Zeichen der Beistimmung, die er schmunzelnd hinnahm und die ihn einmal beinahe aus dem Concept brachten, unterbrochen, und nachdem er geendigt, mit Glückwünschen, die er strahlend empfing und mit zahlreichen Verbeugungen dankbar belohnte, überschüttet. Er nahm kurz nach seinem Triumphe mit seiner Frau Gemahlin, die sehr übel gelaunt schien, von der Gesellschaft Abschied, und was seitdem zwischen den Eheleuten vorging, ist nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Monsieur Guerrier wurde aber zwei Tage darauf in einem ministeriellen Salon ohne Schnurrbart gesehen, und die Commentatoren der Tagesereignisse stellten die Vermuthung auf, seine eben so herrische als furchtsame Xantippe habe gerade aus dem beredten Freimuth ihres Eheherrn, wie aus dem kompromittirenden Beifall, den seine Herzensergießung gefunden, die Entscheidungsgründe eines häuslichen Dekretes hergenommen, das, um dem Zorn der höchsten Stelle zuvorzukommen, den Schnurrbart des Herrn Guerrier einer schleunigen Vernichtung überantwortete. Leider sezte er sich hiedurch einer Sündfluth von Epigrammen von Seiten seiner neuen Freunde aus, und da er kein besonderes Geschick in wizigen Erwiederungen besizt, so hatte er von höflichen, aber doch leicht zu fassenden Anspielungen nicht wenig auszustehen. Außerdem wurde es nachgerade klar, daß die Vernichtung, womit die Schnurrbärte bedroht waren, nichts als ein falscher Lärm war, und daß die Regierung, Labruyères Ansicht theilend, es sey von jeher eine gute und sichere Politik gewesen, die Menschen dem Wesenlosen nachgehen und im Tande schwelgen zu lassen, nicht einen Augenblick daran gedacht habe, ein so wirksames Hülfsmittel männlicher Gefallsucht im mindesten zu beeinträchtigen. Monsieur Guerrier hatte sich also ganz umsonst lächerlich gemacht und mußte darauf sinnen seinen Fehler wieder gut zu machen. — Er kam auf den Einfall, sich einen künstlichen Schnurrbart beizulegen, und nahm sich vor, wenn er wegen der plötzlichen Auferstehung dieses eben so plötzlich verschwundenen Vorwerks seiner Physiognomie schelmisch befragt würde, dreist zu antworten, es sey ein Irrthum, er habe nie seinen Schnurrbart abgethan, es müsse hier optische Täuschung oder neckische Bosheit im Spiele seyn. Er hatte sich sagen lassen, daß Frechheit aus allen Verlegenheiten helfe, und er traute sich in dieser Kunst eine ziemliche Virtuosität zu. Uebrigens beschloß er alle Gespräche über die Schnurrbartsverhältnisse möglichst zu vermeiden, und die Zeit, dachte er wohl, die alles zudeckt, werde auch dieses Mißgeschick vertuschen. Unglücklicherweise mußte er bald darauf wieder in dem Cirkel des Faubourg St. Honoré sich sehen lassen, und wie er sich auch wenden und drehen, wie hartnäckig er ablehnen, wie geschmeidig er ausweichen mochte, die Unterhaltung wurde auf die Schnurrbärte gebracht, und er entschied sich für eine, so gut es gehen mochte, ungezwungene Theilnahme an der gelehrten Erörterung. Er verfocht das Thema, die Regierung habe dem allgemeinen Widerstande nachgegeben, mit Nachdruck, mit Lebhaftigkeit, und je mehr er Widerspruch erfuhr, je spitziger und persönlicher namentlich die Einwendungen wurden, die er hervorrief, um so ungestümer, aber auch um so verworrener wurde

seine Rede. Er verwickelte sich in seiner Beweisführung, überstürzte sich in seinen Worten, blieb stecken, und als er in der vollsten Hitze war, ging sein Schnurrbart plötzlich los und ergriff die Flucht. Ich brauche den Eindruck nicht zu schildern, den diese Katastrophe hervorbrachte; er wird mir unvergeßlich seyn. Ueber Herrn Guerrier will ich nichts weiter sagen; ich bin ihm, glaube ich, jenes achtungsvolle Stillschweigen schuldig, das den gefallenen Größen gebührt.

Ward nun auf diese Weise das jüngste Drama der politischen Bühne Frankreichs durch komische Zwischenfälle erheitert, die nicht bloß in der Weltstadt an der Seine, die überall, wo es prahlerische Hasen gibt, sich ereignen können, so wurde eine seiner traurigsten Episoden die Gelegenheit zur Ausübung eines Handwerks, das ohne Zweifel in Paris erfunden wurde und wohl nirgends so gut gedeiht als hier. Alles was in Paris aus irgend einem Grunde allgemeinen Antheil erregt, der Neugierde Nahrung gibt, das Mitleid in Anspruch nimmt, der Menge einen Augenblick zum Ideale dient oder die Gemüther als ein Gespenst des Schreckens unterjocht, wird sogleich von kunstfertigen Unternehmern aufgegriffen und in ein Werkzeug raschen Erwerbs verwandelt. Es ist diesen Virtuosen, die mit menschlicher Leichtgläubigkeit hantiren, keine Sache zu edel und kein Unglück zu heilig; sie gleichen den unempfindsamen Besitzern von geweihten Altargefäßen oder romantischen Burgen, die jene ohne weiteres in der Münze einschmelzen, diese, um die Steine derselben als Baustoff zu verwenden, erbarmungslos abtragen lassen. So als nach dem Falle Polens das Sarmatenthum nicht nur eine Waffe der Opposition, sondern auch ein Artikel der Schwärmerei in allen Klassen und ein Schooßkind der öffentlichen Mildthätigkeit geworden war, liefen aus allen Schlupfwinkeln Lutetiens Freibeuter aller Zungen vom Stapel, legten bei gutmüthigen Menschenfreunden oder Gesellschaften, die, sey es zu frommen, sey es zu patriotischen Zwecken, sich gebildet hatten, als Flüchtlinge unter den Auspicien des weißen Adlers an und kamen im Namen der Sympathie, welche die „Franzosen des Nordens“ und die große Nation vereinige, um eine ihrem Elend angemessene Unterstützung ein. Die Bedrängnisse der Christen des Libanon, von denen man hier zu Lande mehrere Jahre hindurch die eifrigen Katholiken unterhielt, wurden zu ähnlichen Spekulationen benuzt, und die Spekulanten machten sehr glänzende Geschäfte. Die Ueberschwemmungen der Rhone und Loire, das Erdbeben von Guadeloupe, sogar die Scharmützel der Februartage brachten eine Unzahl von falschen Opfern dieser verschiedenen Unglücksfälle in Umlauf. Neuerdings nun wurden die Abführungen nach Cayenne wieder ein Anlaß für derlei Gaukeleien. Schwieriger ist zwar in diesem Augenblick die Sache, als sie früher war. Die Polizei hat ein so scharfes Auge, wie sie es nie gehabt, und mancher, der sonst Versuche dieser Art mit Muth und Glück anstellte, getraut sich jezt nicht sie zu wiederholen; manche aber lassen sich gerade durch die größere Hemmniß und Gefahr zu größerer Dreistigkeit anspornen und wagen um so mehr, je weniger sie zu verlieren haben. So bekommen denn unter andern verschiedene Personen, die wegen ihrer philanthropischen Gesinnung und Thätigkeit bekannt sind, in der lezten Zeit Besuche von verweinten und halb zerlumpten Frauen, die, nachdem sie zwei bis zehn Minuten über das Loos ihrer Männer, die wegen einer Unklugheit, wegen eines in gedankenloser Aufregung hingeworfenen Worts nach Cayenne verwiesen seyen, gejammert haben, um eine milde Gabe für die in Europa Hinterbliebenen bitten. Der so angegangene Menschenfreund läßt sich nach einigen Fragen und Zweifeln zu einer mehr oder minder ansehnlichen Beisteuer bereden und erfährt einige Tage darauf, daß die trostlose Strohwittwe mit einem galanten Begleiter auf dem Maskenball oder in der Porte St. Martin gesehen worden. Was noch so vielen Erfahrungen diesen Abenteurern beiderlei Geschlechts, wenn sie ihre Rolle gut spielen, noch immer zu einigem Erfolg verhilft, das ist die Furcht gewissenhafter Seelen, vielleicht einem wirklich Bedürftigen Unrecht zu thun, indem sie einen Betrüger abzuweisen glauben.

Eine Spielart dieses schönen Erwerbszweiges ist auch in der Literatur zu Hause und wird namentlich von den ästhetischen Genossen Theophile Gauthiers mit Betriebsamkeit und Vortheil ausgebeutet. Sie besteht darin, daß man eine Person oder Sache, die in die Mode kommt oder eine Zeitlang in der Mode war, mit rhetorischen Guirlanden eingefaßt, mit den vermeintlichen Abfällen aristokratischer Sitte oder Unsitte ausstaffirt, mit den neuesten, in den Belletristenclubs aufgekommenen Wörtern, Wendungen und Bildern überschüttet, zu einem Roman, einem Theaterstück, einem Aufsatz oder einer Reihe von Aufsätzen verarbeitet und dem von Schminke, Firniß und Flitter leicht bestochenen Publikum darbietet. Der Sohn Alexander Dumas, wie dieser ein geistvoller Abenteurer und in allem möglichen ein würdiger Sprößling seines Vaters, hat sich in diesem Fache eine frühzeitige Berühmtheit verschafft und seinen Ruf so gleichsam von dem Erbe des väterlichen Namens unabhängig gemacht.

Vor einigen Jahren starb in einem der vornehmen kosmopolitischen Quartiere von Paris ein Frauenzimmer, das seinem Stande nach und in der Meinung der Welt eine der höchsten Stufen in der Hierarchie des besoldeten Lasters einnahm, aber nach der Aussage derer, die ihr nahe kamen, weit über den Troß der gemeinen Sünderinnen hervorragte, durch Streben nach Bildung sich über das Leben, das sie führte, zu erheben trachtete, und weder von der Pracht, die sie umgab, noch von dem laut gepriesenen Zauber ihrer Schönheit über die Schande ihrer Stellung sich täuschen ließ, daher auch durch die züchtige Anmuth, durch den gefälligen Anstand ihrer Erscheinung, wenn sie öffentlich auftrat, aus der Sphäre, in die sie gebannt war, herauszutreten suchte. Marie Duplessis unterlag dieser unmöglichen Aufgabe und büßte ihre Bemühungen, das Ideal einer Courtisane zu verwirklichen, durch den Tod in der ersten Blüthe ihrer Jahre. Es war, sagen ihre Freunde und Bewunderer, dieser Ausgang eher eine Erlösung als eine Strafe für sie, und sie hat es nicht verdient, behaupten sie, daß sie der junge Dumas zur Heldin eines erotischen Romans erkor. Dieses nicht sehr lange nach dem Verscheiden der reizenden Aphroditenpriesterin herausgekommene Buch machte kein übermäßiges Aufsehen, und der Biograph hatte der Verstorbenen mehr als die Verstorbene dem Biographen zu danken. Wie allgemein und

außerordentlich der Antheil war, den das Schicksal dieser Sünderin in Paris nicht bloß unter den jungen Männern, die hohe Geburt, Vermögen und ein genußsüchtiger Müßiggang in die Bahn fashionabler Verderbniß führen, sondern in der ganzen hohen Gesellschaft erregte, beweist der Umstand, daß ihre Hinterlassenschaft, die zum großen Theil aus nichtigen Kostbarkeiten bestand und von ungeduldigen Gläubigern, schon ehe die Besitzerin die Augen geschlossen hatte, in Beschlag genommen war, bei der Versteigerung einen ungemeinen Zudrang von Liebhabern und Liebhaberinnen veranlaßte, unter denen die ersten Damen der adeligen Vorstädte bemerkt wurden, und daß um alles, was ihre Wohnung an Prunk und Bedarf, an glitzender Poesie und nützlichem Hausrath enthielt, lang und hitzig gestritten, und die geringste Blumenvase, die verwelkteste Blume, ein Ohrenring, ein Fingerhut, eine Haarnadel, jede Kleinigkeit, die ihre Hand mochte berührt, die von ihrem Auge mochte geliebkost worden seyn, um einen tollen Preis errungen wurde. Daß ein solches Wesen, von einem geschickten Bühnenmann in den Rahmen einer spannenden Handlung gebracht, und umgeben von Personen, die durch gehörige Gegensätze seine Eigenthümlichkeit hervorzuheben im Stande sind, in einem Augenblicke, wo es wegen Absperrung der politischen Kanäle am Wasser für die Unterhaltung so sehr mangelt, der Gemüther sich bemeistern und die Geister beschäftigen mußte, das leuchtet ein.

(Schluß folgt.)

Aus der Westschweiz, Januar.

II.

Das Meer am Fuße des Jura. — Louis Bonaparte und die Schweiz.

Es steht im Pflichtenheft oder doch wenigstens unter den Rechten eines Correspondenten, zuweilen etwas über Wind und Wetter zu melden. Ich will heute von dieser Befugniß Gebrauch machen, um Ihnen von einem der schönsten Naturschauspiele zu erzählen, welche uns andern, die wir am Fuße des Jura wohnen, nicht etwa der Mai, sondern gerade seine Gegenfüßler, der trübselige November und der finstere, frostige December fast alljährlich verschaffen. Wir hatten dieses Schauspiel im Verlaufe des eben überstandenen strengen und frühen Vorwinters öfters und lange zu genießen Gelegenheit.

Es fällt, wie gesagt, in die Zeit der längsten Nächte und düstersten Tage. Der Thermometer zeigt drei bis vier Grad Frost, der Barometer steht schon viele Tage lang ungewöhnlich hoch. Ueber dem Thale hängt seit Wochen ein dichter Nebel, der weder bei Tag noch bei Nacht vom Posten weicht. Auf Wiesen und Feldern liegt eine graue, glanzlose Schneedecke.

Will der geneigte Leser gefälligst in die Aermel seines Paletot schlüpfen, Cigarrenbüchse und Zündhölzchen zu sich stecken, und dann, rasch entschlossen der traulichen fire-side Valet sagend, mir nach sich in das graue frostige Bläschenmeer stürzen? Nach einer Stunde allmähligen Ansteigens auf schmalem, holperigem Schneepfad befinden wir uns am Fuße des Jura. Jedes Hälmchen, jeder Zweig an unserem Wege ist dicht mit Eiskrystallen besezt; die Tannen stehen da, als hätte sie der Conditor für den Nachtisch eines Riesenbankets verzuckert; selbst unser Haar und Bart beginnen sich mit voreiligem Reif zu bedecken. Erster Halt. Wir blicken aufwärts. Es will uns bedünken, das düstere Grau des Nebels gehe stellenweise in wärmere, gelbliche Töne über. Ein gutes Zeichen; Glück auf, der Sonne zu! Ein Viertelstündchen steigen wir wieder bergan. Zweiter Halt. Der Nebel ist locker geworden, es ist Bewegung hinein gekommen; in weißen gelbbesäumten Flocken schwebt er über unsern Häuptern; zwischen diesen Flocken wird es in unserem Zenith blauer und blauer. Muth! den Paletot aufgeknöpft! Noch hundert Schritte. Jezt halt und aufgeschaut! — — Ah!

Vor uns erhebt sich der Berg mit seinen zerrissenen, verwitterten Kalkfelsen, mit seinen Kiefern, die als kecke Schildwachen auf den lustigsten Warten über dem Abgrund stehen, mit seinen Buchen, welche die jähen Abhänge mit goldbraunem Laubwerk bestreut haben. Da ragt er aus dem grauen Nebelmeer in's klare, krystallene Luftmeer empor, vergoldet vom herrlichsten Sonnenlicht, gleich einer prächtigen Bronze, und zeichnet sich scharf und klar auf dem die Augen erquickenden azurblauen Hintergrund des Himmels ab. — Jezt bitte ich sich gefälligst umzuwenden. — Ah! und nochmals Ah! — Unter uns liegt weiß mit blendenden Reflexen und silbergrauen Schatten, geräuschlos wogend, das Meer, aus welchem wir eben emporgetaucht. Das jenseitige Ufer, der Kranz der Hochgebirge vom Montblanc bis zum Sentis, in herrlichster, klarster Majestät. Zwischen uns und ihnen nichts als der Silbersee, zwanzig Stunden breit und sechzig lang. Da und dort ragt das abgerundete, bewaldete Haupt eines Molassenhügels darüber empor und in weiterer Ferne die kecken Zacken der Stockhornkette, des Niesens, Hochgants und Faulhorns — ein Felsenarchipel.

Wir wischen uns den Schweiß ab, und doch ist's kaum ein Viertelstündchen, seit wir uns den Reif aus dem Barte geschüttelt. Hier scheint die Sonne warm wie im September. Setzen wir uns in den Schatten jenes Tannengebüsches auf einen Stein, und ergötzen wir uns nun mit voller Gemüthsruhe an diesem Landschaftsbilde, von welchem gewöhnliche Sommertouristen keine Ahnung haben; freuen wir uns mit den Käfern, die sich dort zwischen dem raschelnden, rothbraunen Buchenlaub sputen, und mit dem Schmetterling, der sich so behaglich auf jenem Steine sonnt, der lauen, würzigen, elastischen Luft; pflücken wir uns Ciströschen, Steinbrech und Margretchen zu Sträußen um diese schöne Weihnachtszeit.

Welche Töne! Fernes, dumpfes Glockengeläute, welches zu uns heraufdringt aus der Tiefe des Meeres! Also gibt's nicht bloß Fische dort unten? — Wir besinnen uns, daß wir vor kurzem selbst noch unten wandelten, schwere, staatshämorrhoidalische Gedanken spinnend. Unter dieser weißen, lautlos wogenden Fluth wohnen keineswegs Fische, sondern Menschen, die dem Glücke nachrennen und jagen und es doch nicht erhaschen in diesem trüben Nebel, Menschen, die sich quälen lassen von grauen, unfaßbaren, zerrinnenden Gespenstern und Schemen. — Wir blicken nach rechts; da zanken sich und hassen und verfolgen sich z. B. fünfthalb hundert tausend Berner um gewisse Millionen, welche dem, der sie zu fassen wähnte, nicht minder durch die Finger rinnen würden, als jene Nebelflocken, die zu unsern Füßen streichen. Wenden wir unsere Blicke zur Linken; da fahren zweimalhunderttausend Aargauer mit Stangen im Nebel herum und suchen nach einer Staatsverfassung, welche sie alle reich, klug und zufrieden machen soll. Glücklich wir, die wir „athmen im rosigen Licht“ und

weder nach Millionen angeln, noch um Staatsverfassungen uns bekümmern, sondern Cigarren rauchen, Sträuße binden und frohen Gemüthes sind! — Wie gern möchten wir uns hier Hütten bauen, statt wieder in die düstere, frostige Tiefe zu tauchen, wenn wir nur etwas von dieser Kunst verständen! Treten wir mindestens nach den Sonnenuntergang ab, der kaum irgendwo so schön ist, weder zu Land noch zu Meer. Ein rosiger Schimmer zittert über die flockige Fläche, drüben glühen die Gletscher, hier ragen Fels und Wald goldumsäumt in dunkelviolletten Tinten und im Südwesten stürzt sich der strahlenlose Feuerball in das Nebelmeer. — Uns bleibt leider keine andere Wahl, als den Paletot zuzuknöpfen und es der Sonne nachzumachen.

Daß die Pariser Explosion auch bei uns den Boden etwas wanken gemacht hat, gehört zu den natürlichen Folgen der Dinge. Das macht schon die nahe Nachbarschaft. Betrachtungen über den Einfluß des Staatsstreiches vom 2. December auf die politische Lage der Schweiz gehören in ein politisches Blatt. Dagegen will ich mir erlauben, einiges von den persönlichen Beziehungen des Napoleoniden zur Schweiz, als seinem früheren Asyl und Adoptivvaterlande, mitzutheilen, was begreiflicherweise jezt wieder mehr als je an's Tageslicht gezogen wird und als Gesprächsstoff dienen muß.

Das Dörfchen Igis bei Chur vindicirt sich den Ruhm, mindestens von mütterlicher Seite her der Stammort des Prinzen-Präsidenten zu seyn. Das hohe Rhätien ist bekanntlich etwas karg gegen seine Kinder und stellt alljährlich einen guten Theil derselben vor die Thür, mit dem Bescheid, ihr Brod in der Fremde zu suchen. Um das Ende des siebzehnten Jahrhunderts zog eines dieser rhätischen Kinder mit Namen Christian Tascher von Igis nach der Insel Martinique, wahrscheinlich als Conditor. Dort versüßte er nicht nur den Creolen das Leben, sondern machte auch sein eigen Glück und wurde der Stammvater der Familie Tacher de la Pagerie, aus welcher die Kaiserin Josephine, Louis Napoleons Großmutter, entsproß. Der Napoleonide soll die Verwandtschaft mit der Familie Tascher in Igis brieflich anerkannt haben — freilich nicht im Jahr der Gnade 1852, sondern schon Anno 1834, als er dem Kaiserthron des großen Oheims noch nicht so nahe stand. Aber nicht nur in Igis, sondern auch in Genf hat man alte Kirchenbücher durchblättert, und siehe da! aus einem Stammbaum, der seine Wurzeln bis in's Jahr 1387 hinabsenkt, ergibt es sich, daß die corsische Familie Bonaparte mit der Genfer Familie Colondrini vervettert und verbasst ist. — Im Zürichgau, erzählt die Sage, soll ein Jungfräulein wohnen, welches ein förmliches und rechtsgültiges Eheversprechen vom Prinzen Louis Napoleon besizt. Das Pergament ruht wohlverwahrt in der Truhe und die zürcherische Ariadne harrt noch immer vertrauensvoll des Tages, da der kaiserliche Bräutigam mit seinem goldgleißenden Gefolge vor ihre bescheidene Thür gefahren kommen wird, sie als Kaiserin in die Tuilerien einzuführen. — Lachen Sie nicht zu laut über diese republikanischen Schwachheiten! Es gab eine Zeit, wo ganz andere Majestäten als die Tascher und Colondrini es nicht verschmähten, ihre Edelreiser auf die bonapartischen Wildlinge zu pfropfen, und manche stolze Prinzessin die Jungfrau im Zürichgau um ihr Pergament beneidet hätte. Wer weiß, wie bald diese Tage wieder kehren!

Nähere und reellere Beziehungen zum jüngern Napoleon hat die Schweiz durch dessen Aufenthalt auf Arenenberg und Erwerbung des thurgauischen, resp. schweizerischen Bürgerrechts gewonnen. Damals führte der auf Besuch bei der Königin Hortensia sich befindende Vater Zschokke dem jungen Prinzen zu Gemüth: „er sey als Republikaner und Bürger des freien Thurgaus unabhängiger als je im königlichen Palaste, und harmloser unter dem Himmel der Alpen als unter der Pracht eines Thronhimmels.“ Damals stieg Louis Napoleon auf den Staffeln republikanischer Würden und Ehren rasch empor. Die Gemeinde Ermattingen, in deren Markung Schloß Arenenberg steht, erwählte ihn zu ihrem Schulpräsidenten, die thurgauische Schützengesellschaft zu ihrem Hauptmann. Seine militärische Erziehung erhielt er als eidgenössischer Artilleriecadet in Thun. Dort wissen sie noch manches Stücklein vom jungen Prinzen zu erzählen; insbesondere wird seine offene Hand gerühmt; für das Glas Bier, welches ihm eine hübsche Kellnerin kredenzte, soll er gewöhnlich den Thaler hingeworfen haben, ohne auf die kleine Münze zu warten. In Thun überraschte ihn die Nachricht der Julirevolution von 1830. Der Bürgerkönig mit dem Parapluie gewann ihm damals den Rang ab. Nach einigen ernüchternden Erlebnissen in der Romagna kehrte er mit seiner Mutter bald wieder nach Arenenberg zurück. Von der Berner Regierung erhielt er das Brevet eines Artilleriehauptmanns und schrieb im Jahr 1835 ein Manuel d'artillerie, dessen geistige Urheberschaft unserem General Dufour, dem Lehrer des Prinzen in den Militärwissenschaften, zugeschrieben wird. — Vom Arenenberg aus unternahm Louis Napoleon den Streich von Straßburg, der aber zu keinem Staatsstreich gerieth. Gefangen, begnadigt, nach Amerika entführt, fand er sich schon nach einem Jahre wieder auf dem Arenenberg ein, wo Hortensia auf dem Sterbebett lag.

Das war gegen die Abrede. Louis Philipp, welcher aus Erfahrung wissen mochte, daß die Schweiz ein gar zu bequemer Versteckwinkel für französische Prinzen sey, schickte unserer Tagsatzung ein diplomatisches billet doux, mit der Bitte, sie möchte die nachbarliche Gefälligkeit haben, dem kaiserlichen Neffen die Thüre zu weisen. Aber Louis Napoleon Bonaparte war nur auf dem Avers Prinz und Prätendent, auf dem Revers war er Bürger von Thurgau, Schulpräsident von Ermattingen, Schützenhauptmann und brevetirter bernischer Artilleriecapitän. Mama Tagsatzung, auch für Adoptivkinder eine gute Mutter, schrieb dem Bürgerkönig, »quod non,« was den kleinen Thiers, der zufällig eben des Bürgerkönigs Minister war, gar gewaltig in Harnisch brachte. Der gab dem General Aymar Ordre uns in's Bockshorn zu jagen, der denn einen rasselnden Tagsbefehl von sich gab, worin er drohte, die »turbulents voisins« vom Leman bis an den Bodensee am nächsten kühlen Morgen zum Frühstück zu genießen. Bange machen gilt nicht. Troz Schnee, Regen und Wind — es war ein gar unfreundlicher Oktober — marschirten unsere Bataillone an die Grenzen. Die Genfer schoozten auf Leben und Tod und führten ihre sämmtlichen Kanonen auf die Wälle, welche jezt

rasirt sind. Endlich hatte Louis Napoleon den klugen Einfall, aus freien Stücken zu thun, wozu die Tagsatzung den thurganer Bürger weder zwingen konnte noch mochte. Er nahm einen Paß nach England. Unterdessen hatten aber tausend und aber tausend seiner republikanischen Mitbürger bei dem Hundewetter auf den Höhen und in den Thälern des Jura herum manövriren und patrouilliren und manche kühle Nacht unter dem Gewehr stehen müssen, statt zu Haus auf der Ofenbank zu liegen. Mancher Mutter Sohn bekam damals dem Adoptiveidgenossen zu lieb einen bösen Schnupfen.

Es behaupten etliche, daß der Prinz Präsident sich all dieser Beziehungen zur Schweiz, und insbesondere jenes ritterlichen Freundschaftsdienstes dem Bürgerkönig und Thiers gegenüber erinnern und schon aus Dankbarkeit ein guter Nachbar seyn werde. Andere aber meinen, es sey schon etwas lange her seit 1838 und einem hohen aber höchsten Gedächtniß nicht zuzumuthen, sich so weit zurück zu erinnern. Hoffen wir das Bessere. Hat ja der Prinz Präsident erst noch seinem alten Lehrer, unserem General Dufour, das Großkreuz der Ehrenlegion geschickt, und sind wir ja des Dankes von jeher gewöhnt von allen, die in schlimmen Tagen auf Schweizer Erde ein sicheres Plätzchen gefunden, darauf ihr Haupt zu legen, vom Grafen von Artois und Louis Philippe Orleans an bis auf die Zehntausend, welche unter Sigel und Willich kamen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 10. 7. März 1852.

Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Horat.

— Do but think,
You stand upon the rivage, and behold
A city on the inconstant billows dancing;
For so appears this fleet majestical.
Shakespeare.

Aus einer Reise um die Welt.

I.

Valparaiso.

Jeden Augenblick erwarteten wir die Küste zu sehen, aber der dicke Nebel machte es nicht rathsam, in den Tag hineinzusegeln; denn der Deutsche, dessen Organ der Vorsicht so ungewöhnlich ausgebildet ist, traut niemals seinen Observationen unbedingt. Wir hielten deßhalb auch unsern Cours auf die Luvseite der Bucht von Valparaiso, denn man kann natürlich leicht nach Lee, aber nur schwer nach Luv kommen. Wir lagen „zu“ und „heraus,“ d. h. machten kleine Schläge nach und von der Küste, bis endlich gegen Mittag die Wolkenbank lichter wurde, sich senkte und die graue steile Küste auf unserer Steuerbordseite in einer Entfernung von vielleicht sechs Seemeilen sich zeigte. Es ist dieß eines der freudigsten Gefühle, welches ich kenne, und mir hat sich jedesmal ein tiefes, inniges endlich aus der Brust gerungen. Die Küste war nichts als braungraue, zerschlissene und zerklüftete Felsmasse, aber die weißen schäumenden Wogen, welche sie zernagten, belebten die Scene und mir schien sie in diesem Augenblick die malerischste der Welt.

Wir legten uns wieder „heraus,“ da wir nun wußten wo wir waren, und liefen bis aus Sicht der Küste, gingen dann über Stag und hielten wieder „zu,“ indem wir dabei immer nach Norden abfielen. Bald erschien auch der Leuchtthurm auf dem westlichen vorliegenden Felsrücken neben dem Hasen von Valparaiso und noch später die Windmühlen auf der Sierra südöstlich der Stadt. Wir hätten unsern Cours jezt scharf halten können, wenn nicht die immer flauer werdende Brise am Eingange des Hasens ganz eingelullt wäre und uns gezwungen hätte, die Dienste von zwei Bugsirbooten in Anspruch zu nehmen, welche uns mit Unterstützung unserer eigenen Schaluppe und der Segel auf einen noch sehr seewärts gelegenen Ankerplatz schleppten. Wir ließen den Steuerbordanker auf 30 Faden Tiefe fallen und gaben ihm 75 Faden Kette vor. Es war aber auch die höchste Zeit, denn der Süder fing schon mit Macht an einzufallen, und wir waren kaum damit fertig alle Segel zu bergen, als unser Schiff schon stark zu reiten anfing, so wehten ihm Wind und Wellen entgegen.

Auf die Gefahr hin, Sie zu ermüden, will ich hier etwas bei den nautischen Beobachtungen verweilen; vielleicht liegt es nicht außerhalb der Grenzen Ihrer Blätter, wenn ich später einen Brief bloß mit der Technik des Seewesens und der Nautik fülle.

Ich sagte eben, wir haben unsern Rechnungen nicht ganz getraut und angestanden, denselben blindlings

zu folgen. Bei guten Instrumenten und geschicktem Gebrauch gewähren die Beobachtungen große Sicherheit, aber die Grenzen ihrer Genauigkeit sind doch nicht der Art, daß man ohne weitere Vorsicht so darauf lossegeln kann. Ein Schiff ist schnell verloren, und es ist ein unverantwortlicher Leichtsinn, um seine Fahrt einen, zwei Tage (ja wären es auch sechs, die man verlöre) abzukürzen, in der Nähe der Küste in den Nebel hereinzusegeln. Es ist für mich in dieser Beziehung maßgebend, daß alle alten Seeleute bedächtig sind, also die Vorsicht mit der Erfahrung wächst. In sehr gefährlichen Gewässern segeln daher vernünftige Leute nur bei Tage, wo man sehen kann, kürzen am Abend Segel und treiben einen Theil der Strecke wieder zurück, welche sie am Tage gelaufen sind. Auf diese Weise kann man sich in ziemlich unbekannte Meere hineinwagen. So gut auch die Seekarten sind, so fehlt doch noch unendlich viel, daß sie genügen, wenigstens in den außereuropäischen Meeren. Achtzig Fuß über der Oberfläche des Meeres, also auf der Großbodenbramsahling, sieht man beinahe zehn Seemeilen weit, hat also bei klarem Wetter wenig oder gar nichts zu fürchten. Die veränderte Farbe des Meeres und die Brecher würden jede gefährliche Klippe oder Bank sofort anzeigen. Gute Breitenbeobachtungen müssen bis auf ½ Minute, also auf ⅛ deutsche Meile stimmen, aber den Längenbeobachtungen würde ich nicht leicht auf 30 Minuten Winkelmaß, also bis auf 7½ deutsche Meilen, oder ½ Längengrad trauen. Der Fehler beträgt allerdings bei guten Instrumenten und Beobachtungen nur sieben bis acht Minuten, allein beim Austausch der Längenbeobachtungen mit andern Schiffen sind mir mehr als einmal Differenzen von 30 Minuten vorgekommen, und ich wage nicht, meine Beobachtungen für die allein richtigen zu halten.

Professor Dove pflegte in seinen Vorlesungen über Meteorologie eine Anekdote zu erzählen, nach welcher der bekannte Kapitän Basil Hall im dicken Nebel in den Hafen von Rio, nachdem er neunzig Tage kein Land gesehen, nach den bloßen Beobachtungen so genau gesteuert seyn soll (oder haben will, denn ich glaube, unser berühmter Physiker hat es aus dem Munde des berühmten Reisenden), daß er beim Zuckerhute, jenem bekannten Granitfelsen am Eingange des Hafens von Rio, als der Nebel plötzlich schwand, den Cours des Schiffes auch nicht um einen Strich zu ändern nöthig gehabt hätte. Ich halte dieß, aufrichtig gesagt, für „Jägerlatein," und jeder Seemann, der den Hafen von Rio kennt, wird dieß bestätigen. Hätte Kapitän Basil Hall, selbst mit den vorzüglichsten Chronometern und Sextanten und bei den schönsten Monddistanzen sich erlaubt, so ohne Grund das Leben seiner Mannschaft auf's Spiel zu setzen, so hätte er einen ganz unverantwortlichen Leichtsinn begangen. Dove knüpft sofort an diese Anekdote die Bemerkung: „Wenn das der Matrose sieht, dann glaubt er fast, sein Kapitän könne mehr als ein gewöhnlicher Mensch, denn das kann er nicht begreifen." Ich habe das früher auch geglaubt. Aber schon die Schulbuben in Tönning, Apenrade &c. lernen Länge und Breite, mittlere Zeit, Azimuth u. s. w. berechnen, ehe sie zur See gehen. Sie wissen nicht gerade genau die mathematischen Gesetze, aber sie können es und sehen den Sextanten für keinen Zauberstab und den Chronometer für kein „Tischchen decke dich" an.

Ich erwähne dieses nur, weil ich früher auch solche romantische Ideen vom Seeleben hatte, die sich in der Wirklichkeit nirgends bestätigten. Der vom Mastkorb „Land! Land!" rufende Seemann gehört auch zu diesen Fiktionen. Besonders der Chronometer, selbst der vorzüglichste, ändert seinen Gang trotz aller Compensationsfedern u. s. w. unregelmäßig und so bedeutend, daß die genaueste Beobachtung keine genügende Correktion des Fehlers gibt. Es ist ja natürlich, daß die Temperaturdifferenzen auf alle Theile des Instruments und auf das Oel verschiedentlich einwirken und so seinen Gang unzuverlässig machen. Diese Unvollkommenheiten sind schwerlich je zu beseitigen, auch ist es, wie gesagt, nicht nothwendig, wenn es nicht gerade auf die Sekunde ankommt.

Die Visita der Hafenbeamten, welcher die Briefe u. s. w. eingehändigt werden müssen und vor deren Besuch niemand von Bord gehen darf, hatte uns mit den Bugsierbooten verlassen. Als wir jedoch so weit das Schiff klar hatten, um selbst an's Land gehen zu können, war der Sturm so heftig geworden, daß selbst ein scharfes Waleboot mit vier tüchtigen Riemen kaum dagegen aufkommen konnte. Wir zogen daher vor, unsere Ungeduld bis zum folgenden Morgen zu zügeln, so sauer es uns auch wurde. Wenn man Wochen und Monate auf dem Meer sich geschaukelt, so lacht uns selbst eine fremde Küste heimathlich an. Jeder Europäer ist uns dann eine vertraute Erscheinung, ein Landsmann. Freilich den Eingebornen der andern Welttheile trennt von uns eine breite, tiefe Kluft; selbst der Gebildete hat wenig Sympathie mit uns, und nie wird es deutlicher, mit wie vielen idealen Banden wir an das Vaterland gefesselt sind, als in solch einem Augenblick. Die Beamten der Visita, welche uns in Valparaiso mit ihrem Besuch beglückte, gehörten leider nicht zu denen, welche Interesse an den europäischen Zuständen zu nehmen schienen; sie antworteten auf alle unsere Fragen nach Neuigkeiten mit einem »Quien sabe?« (wer weiß?), der ewigen Antwort der Spanier. So müssen Sie sich denn begnügen, mit mir Ihre Neugierde einstweilen an dem Panorama zu stillen, das vor uns liegt.

Der Hafen von Valparaiso, der beste der ganzen Westküste von Südamerika, wird von einer wohl zwei

Seemeilen tiefen und drei Seemeilen breiten Einbucht gebildet, welche sich von Süden nach Norden erstreckt. Sie ist rings von mehreren hundert Fuß hohen, ziemlich steil gegen das Meer abfallenden Küstengebirgen umgeben, und nur im Osten ist eine tiefer liegende Einbucht in der Bergkette, vielleicht ein ehemaliger Theil des Busens, der durch eine der Hebungen, welche häufig die zahlreichen Erdbeben begleiten, trocken gelegt ist. So weit das Auge reicht, deckt die Berge eine dürftige dunkelgrüne Decke, aus welcher ein röthlich brauner Boden überall hervorblickt. Die Berge, wenn auch stätig von Süden gegen das Meer zu abfallend, nur dicht am Meer einen steilen Rand bildend, sind sowohl in der Richtung der allgemeinen Böschung als senkrecht darauf von vielfachen Schluchten (Quebraden) zerrissen, gleichsam gerunzelt. Die Schluchten sind sehr eng und ihre Sohle füllt hie und da ein Silberfaden Wasser aus, was sich schon aus der Entfernung am Buschwerk erkennen läßt, welches das Wasser begleitet. Nur ganz im Westen der Bucht tritt die Felswand, welche auf ihrem Rücken die Playa ancha trägt, als steiles Vorgebirge in das Meer hinaus, ja setzt sich sogar noch darin fort, wie der weiße Schaum beweist, der fortwährend über die Apostelklippen spritzt.

Die Stadt Valparaiso scheint in der Entfernung aus unregelmäßig über die Berge zerstreuten weißen Häuserreihen zu bestehen, die sich die Schluchten in schmalen Gassen hinaufziehen, am Strande aber zwei lange Straßen auf der schmalen Küstenebene bilden. Nur in Südosten ist der Strand breiter und hat dem dortigen Theil der Stadt, dem Almeadral, erlaubt, sich weiter auszudehnen. Dort zeigen sich die regelmäßigen Cuadras der spanischen Städte Südamerikas. In der Ostecke zieht sich in starken Zickzacks die Straße nach St. Jago die Berge hinauf, die einzige, welche die Stadt mit dem Innern zu verbinden scheint. Wenige Gebäude sind zweistockig, hauptsächlich nur die hart am Strande in der Calle Cochrane und Calle de Peanchada gelegenen, wo die Waarenhäuser der meisten und reichsten Kaufleute sich befinden.

Im Hafen schaukeln sich in diesem Augenblick gegen hundert Seeschiffe, vom größten full rigged ship bis zum kleinen Küstenschooner, auf ihren Ankern. Im Westen von uns liegt ein mächtiger Dreidecker, die Asia, und zwei Fregatten, von deren Gaffel das St. Georgskreuz verkündet, daß sie die Integrität der englischen Interessen zu schützen bestimmt sind. Weiter gegen uns heran ankert ein noch mächtigerer Koloß, der Ohio, von 120 Stückpforten, nach der Pennsylvania das größte amerikanische Linienschiff, welches mit den englischen Men of war vor kurzem von St. Francisco angekommen ist. Zwei Fregatten, von denen die zierliche Poursuivante eine Art Rundgat hat, und die Brigg Entreprenante lassen die fränkische Trikolore flattern, während die vom Deck der Fahrzeuge laut schallende Marseillaise die Nationalität auch ohne das verräth. Das Aeußere dieser letztern Schiffe gefällt mir sehr wohl, aber ein kritisches Auge wird auf der Stelle bemerken, daß die Raen doch nicht ganz scharf in's Kreuz gebraßt sind und auch der Butenklüverbaum, der sonst ohne Segel stets nach unten gekrümmt gesetzt wird, da der Segeldruck ihn dann gerade richtet, etwas liederlich steht. Die Franzosen geben auf solche Bagatellen nichts.

Eine große englische Paddle-box-Kriegsdampffregatte hob am Nachmittage die Anker, um seewärts zu gehen; aber sie war nicht die einzige Vertreterin James Watt's; von noch zwei andern Decken erhoben sich die schwarzen Essen: es sind das große Panama-Packetboot und ein großer Küstendampfer. Merkwürdiger Weise gehören sie nicht nordamerikanischen, sondern englischen Compagnien, obgleich sie schwerlich auf die Dauer der Concurrenz der Yankees die Spitze bieten können. Die hier liegenden Schiffe sind größtentheils Kinder von Uncle Sam und von St. Francisco, oder für dasselbe bestimmt. Indessen gibt es hier Schiffe von fast allen Nationen. Neben dem französischen von Bordeaux liegt ein schmutziger Spanier von Cadiz, und neben einer Bremer Bark ein dickbäuchiger holländischer Hukor. Ein kleiner Schooner dort wird von einem dänischen Capitän kommandirt, das Schiff fährt aber für Valparaisoer Rechnung und unter chilenischer Flagge. Der Capitän scheint den Patriotismus seiner Landsleute zu theilen, der mir überall aufgefallen ist. Nie vergeht ein Sonn- oder Festtag, wo nicht die dänische Flagge vom Mast weht. Mir ist kein Fall bekannt, daß ein deutscher Capitän auf eigene Rechnung die deutsche Flagge hielte.

Während des heftigen Südwindes, der steil von den Bergen in die Bucht einfällt, ist natürlich der sonst lebhafte und rege Verkehr im Hafen unterbrochen; keine Lansche wagt sich hinaus, um Ladung einzunehmen oder zu bringen, nur ein Waleboot vertraut zuweilen seinem scharfen Bau und den kräftigen Armen, welche die Ruder führen, um gegen den Wind anzukreuzen. Als die Sonne in den stillen Ocean niedersank, wurde die köstliche Aussicht auf die ferne Andeskette klarer. Besonders die unregelmäßigen, aus einzelnen Kegeln bestehenden, mit Schnee bedeckten Massen des Aconcagua zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Berg ist nach der neuesten Messung 23,700 englische Fuß hoch, scheint also der höchste des südlichen Amerikas zu seyn. Die reine trockene Luft und die günstige Beleuchtung ließ die Umrisse der ganzen Cordillerenkette scharf und deutlich erkennen und hauchte die zartesten Farben auf die weißen Massen. Die Töne sind noch duftiger und reiner als auf italienischen Landschaften, die grauen

Nüancen sind mehr verwischt, obgleich sie natürlich immer etwas durchscheinen, wogegen das Violette mehr hervorsticht.

Am Morgen ging ich schon um vier Uhr mit der Schaluppe ans Land, welche auf den Markt fuhr, um frischen Proviant einzukaufen. Wir kamen früh genug, um einen großen Theil der Guaso's noch zu Markt kommen zu sehen. Es herrschte reges Leben auf den Gassen. Hunderte von Frauen und Männern trugen die Erzeugnisse ihrer Felder auf den Köpfen und eilten im kurzen, raschen Schritt nach den Markthallen in der Calle Cochrane. Maulthiere, Esel und eine eigene Art kleiner Pferde, welche in Kruppe und Ramsnase sofort die spanische Race verrathen, mit Früchten aller Art und mit Geflügel beladen, zogen im Paßgang demselben Ziele zu.

Die Markthallen sind bedeckt, nur in der Mitte offen, und besser als in vielen deutschen Städten. Hier werden den ganzen Tag über Eßwaaren feil geboten; Kohl, eine Art wilde Spargel, Tomaten, Kartoffeln, Zwiebeln in unendlichen Massen, die köstlichsten Erdbeeren, die man sich nur denken kann, Chiramoja, Trauben, Pfirsiche u. s. w. Wie in allen heißen Ländern sind die Gemüse wenig kultivirt, da sie eine Pflege erfordern, welche ihnen der Guaso nicht zu Theil werden läßt. Der Preis der Früchte ist verhältnißmäßig gering; hundert Stück außerordentlich großer Erdbeeren kosten zwei Realen. Das Fleisch wird gleich in Vierteln verkauft und man bezahlte ein Ochsenviertel mit zwei spanischen Thalern (2 Thlr. 20 Sgr. preußisch). Das Weißbrod ist vortrefflich, aber verhältnißmäßig sehr theuer, drei- bis viermal theurer als in Deutschland. In allen Gassen findet man zahlreiche Läden mit Lebensmitteln und sonstigen allgemeinen Verkehrsartikeln. Am Morgen sind in den Markthallen die Mayor-domo's der Häuser mit Einkaufen beschäftigt, gegen acht Uhr ist der Hauptverkehr vorüber und der größte Theil der Landleute verläßt sofort die Stadt. — Das Straßenpflaster ist recht gut, nur im Almendrat etwas zu schlecht für die Pferdehufe; doch sind fast überall Trottoirs in den Hauptstraßen und nur in einigen Nebengassen und in den Schluchten fehlen sie.

Die eleganten Läden sind um die Molen herum und in den benachbarten Straßen. Französische Modewaaren wechseln hier mit Handschuhläden, Uhrmachern, Juwelieren, den „Stores" der großen Kaufleute und den „Shipchandlern." In der Unterstadt steht man lauter sehr solid und elegant aussehende Häuser, nur dicht am Landungsplatz sind einige alte Baracken, die aber in wenigen Monaten verschwunden seyn werden. An demselben steht auch die Börse, in welcher jeder anständige Fremde die Zeitungen lesen kann, die dort aufliegen. Nicht weit davon liegt auch das eleganteste Hôtel der Stadt (Hôtel Chile), welches den glücklichen Reisenden den Vortheil bietet, gegenüber die schöne Frau des argentinischen Obristen X. bewundern zu können.

Die Bewohner von Valparaiso tragen deutlich die Spuren des gemischten Blutes an sich: hohe Backenknochen und etwas vierkantige Gesichter. Ihre Hautfarbe ist noch gelber, als ich sie irgendwo in Spanien gesehen habe. Die Männer tragen um den Kopf häufig seidene Taschentücher, auf welche der Sombrero von Panama gesezt ist, vielleicht in Stellvertretung der spanischen Haarnetze. Die Chileninnen lassen ihre rabenschwarzen, starken, aber nicht sehr feinen noch glänzenden Haare in dicken Flechten, an denen aber unten auf eine Länge von vier bis fünf Zoll das Haar lose fliegt, über den Rücken herabhängen. Die Kleider der Weiber der geringeren Klassen sind meist von dunklem bunten Kattun (Prints) und mit dem auch in Europa so häufigen Schnitt einer Blousentaille, nicht ganz hoch an den Hals heraufgehend, mit rundem Ausschnitt. Schneppentaillen und dergleichen habe ich beim eigentlichen Volk nirgends bemerkt, doch waren die halbweiten Aermel bereits eingebürgert. Der Rock ist außerordentlich weit, gewöhnlich unten mit einem sehr breiten Fallblatt. Ein viereckig zusammengefaltetes Umschlagetuch wird so umgenommen, daß der eine Zipfel über die rechte Schulter fällt und Kinn und Mund gewöhnlich darin verborgen sind. Die Chilenin ist ihrer Natur nach salopp und etwas leichtfertig; selten wird man das Kleid mit mehr als den Taillehaken zugemacht finden. Einen Schnürleib trägt sie nicht und die oben weiten Hemden baumeln daher auf dem Rücken immer etwas aus dem Kleide heraus. Nur in die Kirche gehen sie ganz schwarz, je nach Vermögen, in Seide oder Wolle gekleidet, das schwarze Tuch oder die Mantille über den Kopf gezogen, denn die eigentliche Chilenin trägt die französische Haube oder den Hut nie. — Jede Waschfrau geht übrigens wenigstens am Sonntag in Seide und ich habe bei ihnen sogar Unterröcke von Crinoline (Pferdehaarzeug) gesehen, die selbst in Paris vor wenigen Jahren noch selten waren. Die Frauen, auch der untersten Stände, tragen Beinkleider, keine bloßen Kniestücke, die mäßig weit, unten mit einer kleinen Spitze versehen, bis auf den Fuß herabfallen.

Die Frauen erschienen mir auffallend klein und sie können sich im Allgemeinen mit den Spanierinnen des Südens nicht messen, obgleich einzelne reizende Erscheinungen unter ihnen sind, so z. B. die Tochter des Intendanten von Valparaiso, die eine wahre kleine Fee und besonders zu Pferde das Graziöseste ist, was man sehen kann. Das lange fliegende kirschrothe Atlasband am Panama-Sombrero und der flatternde Poncho passen dann aber auch vortrefflich zu der

Gestalt der eben so zierlichen als lebensfrischen brünetten Senorita, die allgemein bewundert wird. Welcher Fremde käme nach Valparaiso, ohne, wenn er sie über die Playa ancha galoppiren sieht, ein hija de mi alma! (Tochter meiner Seele), luz de mis ojos! (Licht meiner Augen) zu flüstern?

Man sieht die Frauen häufig im Sattel, denn nur wenige Wege sind für Wagen zu passiren. Der eigentliche Reitsattel ist aber nur in der Stadt im Gebrauch. Die Frauen der Landleute sitzen ganz quer und haben eine Rücklehne und ein Fußbrett zu ihrer Bequemlichkeit. Diese tragen dann auch bunte kurze wollene Socken, welche eben aus den Schuhen herausreichen, über die weißen Strümpfe, immer aber dann den breitrandigen Sombrero von Panama, wie ihn die Männer führen. Die Tracht der letzteren ist malerischer und origineller, doch haben natürlich die wohlhabenderen Klassen überall die eben so unzweckmäßige als unschöne europäische Männertracht angenommen. Der Guaso (Landmann) aber kleidet sich noch ächt national. Statt Strümpfen und Stiefeln trägt er von ungegerbtem Leder eine Art Schuhe, in der Form, wie sie die Basken von Stroh flechten; weite, blaue, auswärts nach unten schräg abgeschnittene, dort mit einer Troddel verzierte Beinkleider, welche bis auf die Wade reichen, lassen die weißen, weiten, unten stets mit Spitzen besetzten Unterbeinkleider sehen. (Die chilenischen Waden sind bekanntlich so stark, daß die sächsischen Strumpffabrikanten darauf Rücksicht nehmen.) Um die Hüften schlingt sich ein Gürtel von chinesischer Seide. Nur die Arriero's tragen ihn von buntem gestickten Leder mit spanischen Thalern statt der Knöpfe, darin ein breites langes Messer. Den Oberkörper deckt außer dem weißen baumwollenen Hemde nur der Poncho. Es ist auffallend, daß dieses so augenfällig zweckmäßige Kleidungsstück nicht in Europa angenommen wird. Der Poncho besteht bekanntlich nur in einem quadratischen Stück Zeug, welches gewöhnlich nur bis an die Handwurzel reicht, doch in Buenos Ayres z. B. so groß getragen wird, daß es den ganzen Körper bedeckt. — Die Chilenen lieben ihn von dunklem Grunde, braun oder blau, auch wohl grün, mit drei breiten rothen Streifen, welche ihn parallel durchschneiden. Der mittelste Streif faßt zugleich den kurzen Schlitz in der Mitte des Poncho ein, welcher gerade groß genug ist, um den Kopf durchzustecken. Der Poncho hat für gemäßigte Klimate den ungemeinen Vortheil, kühl und warm zugleich zu seyn, je nachdem man ihn frei flattern läßt oder sich in ihn wickelt. Bei der Größe, wie er in Chile getragen wird, stößt er weder vorn noch hinten auf's Pferd, wenn man im Sattel sitzt. Beim heftigen Winde, den man auf den Höhen findet, und bei der Hitze in den Schluchten ist es von großem Werth, daß der Poncho die Brust ganz schützt, jedenfalls aber ist er besser als der Bournus, die Visite, die Crispine, die Camaille, die Mantille u. s. w. unserer Damen. Dabei ist der Faltenwurf sehr schön und die Hände sind ganz frei.

Die eleganten Valparaisoer Damen tragen den Poncho auch wohl aus leichterem Stoff und mit weißer Grundfarbe, doch ist dieß ungewöhnlich. Die Indianer weben sie bis zum Preise von 50—60 Thalern. Der Hauptbedarf kommt aber natürlich aus England. Im Galopp fliegt der hinten herabfallende Theil des Poncho hoch in der Luft, was sehr wild aussieht. Ich kann den Poncho besonders Damen außerordentlich empfehlen. Er sieht von einfach farbigem, braunem, schwarzem Tuch oder Seide, unten mit einer Franse besetzt, der gebräuchlichen Mantille so ähnlich, daß nur ein aufmerksames, mit der Damentoilette vertrautes Auge den Unterschied des Schnittes am wirklich malerischen Faltenwurf erkennt. Der meinige mißt gerade 2¼ rheinische Ellen im Quadrat. Der Einschnitt für den Kopf sitzt genau in der Mitte, und muß natürlich für Damen etwas größer seyn. Bei den Ponchos für Männer ist er durchschnittlich ½ Elle lang und mit Seide eingefaßt.

Ueber Goethes Gedicht „die Geheimnisse."

I.

Wie reich auch der Schatz Goethe'scher Dichtungen jedem sinnigen Gemüthe entgegenstrahlen mag, so wird man sich doch eines herzlichen Bedauerns schwer erwehren können, daß es dem edlen Dichtergeiste nicht gelungen, manche beabsichtigte oder begonnene Gedichte zur vollendeten Ausführung zu bringen. Kaum aber dürfte dieses Bedauern irgend eine größere Berechtigung finden als bei den aus tiefster und reinster Seele entsprungenen Geheimnissen, welche vollendet die herrlichste Feier christlichen Gottessinnes gebildet, als glänzende Sonne neben dem milden Monblichte von Lessings „Nathan" alle Zeiten erleuchtet haben würden.

Den Plan zu diesem Gedicht faßte Goethe zur glücklichsten Zeit seines Weimarer Lebens, als das Verhältniß zu Frau von Stein sich zu höchster Reinheit geläutert hatte und der innigste Zusammenklang mit Herder ihn freudig erhob, dessen „Ideen" ihn mit lebhaftestem Antheil ergriffen, im Sommer 1784. Freilich hat Schöll die Meinung aufgestellt, Idee und Plan zu den „Geheimnissen" könnten schon in's Jahr 1782 fallen; aber die Stellen in den Briefen an Frau von Stein, auf die sich seine Vermuthung stützt, haben eine ganz andere Beziehung. Wenn Goethe am 24. Juni 1782 an seine Freundin schreibt: „Heute Abends, ehe ich mich in die Geheimnisse vertiefe, bringe ich dir meine Schlüssel selbst. Danke für das Buch," so sind hier unter den Geheimnissen, dem Buche, das Frau von Stein ihm gesandt hatte, die Confessions von Rousseau zu verstehen, die, damals eben erschienen, auch im Weimarer Kreise mit gespanntester Theilnahme gelesen wurden. Schreibt ja der Herzog Karl August am 11. Juni dieses Jahrs an Knebel: „Du bekommst viel von Rousseaus Wesen. Hast du die Confessions? Laß dich doch durch diese zu einem ähnlichen Werke anreizen. Ich werde so viel Leute als ich kann, ein gleiches zu thun (versteht sich ausgezeichnete)." Eben so wenig gehört hierher die Aeußerung im Brief vom 17. September dieses Jahrs: „Ich versuchte, mir den ersten Theil, vielmehr den Anfang meines Mährchens ausführlicher zu denken und stellenweise Verse zu versuchen; es ginge wohl, wenn ich Zeit hätte und häusliche Ruhe." Es ist hiee ohne Zweifel an ein wirkliches Mährchen zu denken, deren poetische Darstellung Wieland aufgebracht hatte, und es wäre nicht unmöglich, daß Goethe das Mährchen von der Melusine in ähnlicher Weise, wie er es später ausgeführt, damals poetisch zu behandeln versuchte; denn auf ein solches Mährchen spielt er in einem Briefe vom 17. November desselben Jahres an, wo er der Freundin schreibt: „Ich strich um mein verlassen Häuschen, wie Melusine um das ihrige, wohin sie nicht zurückkehren sollte, und dachte an die Vergangenheit, von der ich nichts verstehe, und an die Zukunft, von der ich nichts weiß." Schon in Sesenheim will Goethe nach „Wahrheit und Dichtung" das Mährchen von der neuen Melusine erzählt haben, und im Jahr 1797 beschäftigte dasselbe den Dichter mehrfach.

Im Sommer 1784 wurden Frau von Stein und Herder in den Plan der „Geheimnisse" eingeweiht, die Goethe in nächster Zeit auszuführen gedachte. Die Idee zum Anfang des Gedichts, welches die jezt den Gedichten vorgesezte „Zueignung" bilden sollte, ging ihm zu Jena auf, wie seine Aeußerung von dort an die Freundin am Abend des 12. December 1785 beweist: „Die Tage sind sehr schön; wie der Nebel fiel, dacht' ich an den Anfang meines Gedichts. Die Idee dazu habe ich hier im Thale gefunden." Auf der Reise, die er im August 1784 mit dem Maler Kraus nach dem Harz unternahm, brach am 8., einem Sonntag, zwischen Mühlhausen und Dingelstedt eine Achse seines schwer bepackten Wagens, so daß sie am lezteren Orte den Tag über liegen bleiben mußten. In dieser unfreiwilligen Ruhe schrieb er den Anfang des Gedichts, das er von hier aus sogleich an Herder und Frau von Stein mittheilte. „Da wir hier liegen bleiben mußten," schreibt er an ersteren, „machte ich gleich einen Versuch, wie es mit jenem versprochenen Gedichte gehen möchte; was ich hier schicke, ist zum Eingang bestimmt, statt der angebrachten Anrufung und was dazu gehört. Es ist noch nicht alles wie es seyn soll; ich hatte kaum Zeit die Verse abzuschreiben." Daß die hier gemeinte Anrufung unsere jezige „Zueignung" sey, bemerkt Friedrich von Stein, der sie wohl noch als Beilage zu dem betreffenden Briefe an seine Mutter fand; aber ohne Zweifel wich sie nicht bloß mehrfach von der späteren glatt gefeilten Fassung ab, sondern hatte auch einen ganz verschiedenen Schluß, daher es zu bedauern ist, daß diese ursprüngliche Gestalt abhanden gekommen.

Drei Tage später schreibt der Dichter von Zellerfeld

aus an seine Freundin: „Du hast nun, ich hoffe, den Anfang des Gedichts, den ich dir durch Herders schickte. Du wirst dir daraus nehmen, was für dich ist; es war mir gar angenehm, dir auf diese Weise zu sagen, wie lieb ich dich habe." In die Rede an die ihm erscheinende Göttin hatte der Dichter seine Gefühle für die feurig verehrte Frau niedergelegt. „Meine Gedanken," äußert er zwei Tage später Morgens früh gegen dieselbe Freundin, „gehen immer darauf, dir, was ich gesehen, zu erzählen, oder dir etwas zu dichten, was dich erfreuen könnte. Ich denke fleißig an den Plan des Gedichts und habe ihn schon um vieles reiner; wenn uns Regenwetter oder sonst ein Unfall begegnet, so fahre ich gewiß weiter fort. Ich kann dir versichern, daß außer dir, Herders und Knebel ich jezt gar kein Publikum habe."

An diesem und dem folgenden Tage sann er an dem Gedichte hin und her, ohne aber etwas niederzuschreiben. Erst am 24. August sendet er von Braunschweig aus der geliebten Freundin folgende Stanze, die in dem Gedicht stehen solle, das er so sehr liebe, weil er in demselben von ihr, von seiner Liebe zu ihr unter tausend Formen sprechen könne, ohne daß einer, als sie allein, es verstehe.

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt mir offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen,
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach dir und deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an deinem Leben hängt.

Auch diese Stanze sollte ohne Zweifel in jenen Eingang des Gedichts, die spätere „Zueignung," eingeschoben und vom Dichter an die ihm erscheinende Göttin gerichtet werden. Sechs Tage später hören wir, er habe wieder einige Stanzen des Gedichts gemacht, welches ihm eine große Freude gewähre, so lange er von Frau von Stein entfernt sey, für die er es allein dichte, und deren wenige Worte darüber ihn unendlich entzückt. Es ist eine sehr glückliche Vermuthung von Schöll, daß die hier gemeinten Stanzen folgende drei seyen, welche Frau von Stein auf einem Blatte von Goethe besessen.

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Die Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt, und es für mich gefunden.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied u. s. w.
(die jetzige zweite Strophe der „Geheimnisse.")

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet,
Je mehr erstaunt er über Kunst und Pracht;
Mit Vorsatz scheint der Reichthum hier verschwendet,
Es scheint, als habe sich nur alles selbst gemacht.
Soll er sich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er sich wundern, daß es so erdacht?
Ihm dünkt, als fang' er erst, mit himmlischem Entzücken,
Zu leben an in diesen Augenblicken.

Die erste dieser Stanzen, welche Goethe zuerst im Jahr 1820 in „Kunst und Alterthum" II., 3, unter der Aufschrift „Für ewig," zugleich mit einem andern, ursprünglich an Frau von Stein gerichteten Gedichte („Zwischen beiden Welten") bekannt machte, schließt sich offenbar an die kurz vorher erwähnte Stanze: „Gewiß ich wäre schon so ferne, ferne," unmittelbar an, denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß im Schlußverse in dir statt in ihr stand. Die zweite Stanze war wohl schon ursprünglich bestimmt, den Schluß des Eingangs zu bilden, wogegen die dritte, zuerst im Jahr 1827 unter den „Inschriften, Denk- und Sendeblättern" hinter zwei „Bilderscenen" gedruckt und im Inhaltsverzeichnisse mit „Anzuwenden" bezeichnet, an der Stelle des Gedichts seinen Platz finden sollte, wo der Wanderer vor dem Kloster steht; man könnte sie zwischen Stanze sieben und acht eingeschoben denken, doch war wahrscheinlich damals von jenen Stanzen noch keine vollendet, da der Dichter nur einzelne dichtete, die ihn gerade anmutheten.

Nach der Rückkehr von der Harzreise schreibt Goethe am 16. September an Frau von Stein: „Daß dir mein Gedicht so lieb ist, wird mich antreiben es fortzusetzen, wie mir es möglich ist." Aber über mancherlei Zerstreuungen, der Fortsetzung von „Wilhelm Meister" und naturwissenschaftlichen Arbeiten blieb es in den lezten Monaten des Jahrs völlig liegen; denn man würde sehr irren, wollte man darauf die Aeußerung in dem Briefe an Frau von Stein vom 9. November beziehen: „Diesen Abend bin ich bei dir und wir lesen in deinen Geheimnissen fort, die mit deinem Gemüth so viele Verwandtschaft haben." Unter den hier genannten „Geheimnissen" glauben wir die erste Fassung der später in „Wilhelm Meister" eingeschobenen „Bekenntnisse einer schönen Seele" verstehen zu müssen, vielleicht gar die Selbstbekenntnisse der Klettenberg, die der Dichter bei jenen zu Grunde legte. Aber mit dem Anfang des Jahres 1785 wendete er sich von neuem den „Geheimnissen" zu, stellte das Vorhandene zusammen, wobei er manche Stanze verändert oder ausgelassen haben wird, und faßte den Entschluß, am Gedichte der Art fortzuarbeiten, daß die Zahl der Stanzen, die vorhandenen eingerechnet, mit der Zahl der Tage des neuen Jahrs gleichen Schritt halte, so daß das Gedicht vor dem Ende desselben jedenfalls zum Schlusse gedeihen sollte. Wahrscheinlich hatte ihn zu diesem Vorsatze die Zusprache

der Freundin bewogen. In dem ersten uns erhaltenen Briefe vom Januar meldet er dieser, er habe gestern noch drei Stanzen gemacht; indessen blieb er bald damit sehr im Rückstande. „Zur Noth habe ich gestern noch eine Stanze hervorgebracht," schreibt er nach dem 22. März, „und die übrigen gern deiner Liebe aufgeopfert, die mich herzlich freut und herzlicher, je mehr sie sich zeigen mag." Er hatte wohl der Freundin die bisher zu Stande gekommenen Stanzen im Zusammenhange vorgelesen, und diese ihn veranlaßt, einige, vielleicht diejenigen, in welchen die Liebe zu ihr sich ungebührlich, mehr als es hier gerade am Platze war, auszusprechen schien, ganz ausfallen zu lassen. Um mit den rückständigen Stanzen beizukommen, scheint er sich vorgenommen zu haben, zunächst täglich zwei zu dichten. So erklärt es sich — denn Schöll ist hier im Irrthum — wenn er am Ostersonntag, den 27. März, schreibt: „Meine beiden Verse habe ich für heute gefertigt und bin nun bis Aschermittwochen gekommen. Diese Kinderei hilft mir und die leeren Tage im Kalender geben mir ein unüberwindlich Verlangen, das Versäumte nachzuholen." Aschermittwoch fiel im Jahr 1785 auf den 9. Februar, war demnach der vierzigste Tag des neuen Jahrs, und gerade so viel Stanzen hatte er am 27. März zusammen. Damit stimmt es durchaus, wenn Goethe seinem Freunde Knebel am 28. März meldet: „Auch ich bin wieder fleißig an meinem großen Gedicht gewesen und bin bis zur vierzigsten Strophe gelangt. Das ist wohl noch sehr im Vorhofe. Das Unternehmen ist zu ungeheuer für meine Lage; indessen will ich fortfahren und sehen wie weit ich komme." — „Diesen Morgen habe ich müssen dem Briefschreiben geben," erfährt die Freundin an demselben Tage, „und stehen also die Stanzen noch bevor, wenn das Glück will." Am Abend des 2. April will er sehen, ob er vor dem Schlafengehen noch einige Stanzen „vorarbeiten" könne, und an demselben Tage schreibt er an Knebel, er habe nun achtundvierzig Stanzen. Da er nun am folgenden Morgen der Frau von Stein meldet, er habe drei Stanzen, so würde die Gesammtzahl auf einundfünfzig steigen. Das jetzige Bruchstück sammt der „Zueignung" vor den Gedichten enthält siebenundfünfzig Stanzen, von denen manche wohl erst bei der Herausgabe der Werke, besonders in der „Zueignung," hinzugekommen oder umgestaltet worden seyn mögen, wogegen andere bereits vollendete, und nicht bloß jene drei oben nachgewiesenen, wegblieben.

Bald darauf befiel den Dichter ein kleines Unwohlseyn, und er ging dann auf kurze Zeit nach Jena, wo ihn die naturwissenschaftlichen Studien in Anspruch nahmen, die ihn von der weiteren Fortsetzung des Gedichtes ganz abbrachten. Schöll meint, die unerbaulichen Eindrücke, die Jacobis theologische Controversphilosophie über Spinoza ihm gemacht, hätten ihm die Fortsetzung der „Geheimnisse" verleidet; aber es handelte sich hier gar nicht um die abstrakte Lehre vom Daseyn Gottes. Goethe selbst deutet in einer oben angeführten Aeußerung gegen Knebel darauf hin, das Unternehmen dieses Gedichtes sey für seine Lage, d. h. bei seiner vielfach zerstreuten Thätigkeit, ein zu ungeheures, eine Aeußerung, die wir auf den großen Umfang des Gedichtes, in welchem die Lebensschicksale von wenigstens dreizehn Personen vorgeführt werden sollten, beziehen zu dürfen glauben. Hätte er in ungestörter Ruhe einige Monate ganz dem so bedeutenden Werke widmen können, so würde ihm die Vollendung im raschen Flusse gelungen seyn; durch das langsame Arbeiten aber, wobei ihm die ungewohnte Stanzenform viele Schwierigkeit gemacht zu haben scheint, verlor das Gedicht bald allen seinen Reiz für ihn, wenigstens konnte es der großen Anziehungskraft gegenüber, welche besonders die Naturwissenschaften auf ihn übten, nicht Stand halten. Bei der ersten Ausgabe der Werke wurde die Einleitung des Gedichtes, selbstständig bearbeitet, dem ersten Bande vorgesezt; das Gedicht selbst konnte er nicht zu Ende führen, fügte es aber als Bruchstück am Schlusse des 1789 erschienenen achten Bandes der Werke bei, so daß also die beiden ursprünglich zusammengehörigen Theile der „Geheimnisse" Anfang und Ende der ersten Gesammtausgabe bildeten.

Zwar ward im Jahr 1800 der Gedanke an die „Geheimnisse" durch Wilhelm von Humboldt von neuem im Dichter angeregt, doch vermochte er damals am wenigsten, das in ganz anderer Stimmung begonnene Gedicht zu Ende zu führen. Sechzehn Jahre später wendete eine Gesellschaft studirender Jünglinge in einer der ersten Städte Norddeutschlands, welche in ihren freundschaftlichen Zusammenkünften dichterische Werke zu besprechen sich vorgesezt hatten, sich mit der Frage an den Dichter, inwiefern es thunlich sey, das über den „Geheimnissen" schwebende Dunkel aufzuhellen, wobei sie ihre Meinung über Plan und Absicht des Gedichtes mitzutheilen sich erlaubten. Goethe entsprach dem geäußerten Wunsche auf das freundlichste in einer vom 9. April datirten Erklärung, welche im „Morgenblatt" vom Jahr 1816 Nr. 102 veröffentlicht ward. Und so würden wir über die Absicht des Dichters auf wünschenswerthe Weise unterrichtet seyn, wären wir nicht im Falle, die Richtigkeit seiner Angaben in Zweifel ziehen zu müssen. Das Gedicht lag ihm bereits so ferne — waren ja bereits dreißig Jahre verflossen, seit er es aufgegeben hatte, — daß es nicht zu verwundern ist, wenn er über den ursprünglichen Standpunkt desselben und die Art, wie er es durchzuführen gedacht hatte, sich selbst täuschte. Es ist dieß nicht das einzigemal, wo wir den Aussprüchen des Dichters über seine eigenen Werke mißtrauen müssen.

Der Leser sollte nach dieser späteren Erklärung Goethes durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werden, und nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berge, Felsen und Klippenhöhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen. * Einen jeden der Rittermönche würde man in seiner Wohnung besucht und durch Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichsten Männer von allen Enden der Erde sich hier versammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf seine eigenste Weise (aber alle verehren das Kreuz, das christliche Symbol) im stillen verehrt.

Goethe denkt sich hiebei offenbar ein ähnliches Lokal, wie der Montserrat, zu dessen Benediktinerabtei zwölf von einander getrennte, auf den höchsten Gipfeln angebrachte Einsiedeleien gehörten, nach denen man, von der Abtei aufsteigend, nur mit Leitern und Brücken über die schauerlichsten Abgründe gelangen konnte; die Abtei selbst lag tief unter jenen Einsiedeleien. Aber im Gedichte selbst ist von einem solchen Lokal keine Spur; vielmehr liegt hier das Klostergebäude auf dem Gipfel des Berges, und von schroffen, über demselben himmelhoch sich erhebenden Felswänden weiß der Dichter nichts. Goethe ließ sich zu dieser falschen, dem Gedichte selbst fremden Hineintragung der Einsiedeleien des Montserrat durch eine Aeußerung Wilhelm von Humboldts verleiten, der aber an dem Mißverständniß ganz schuldlos ist. Dieser nämlich sandte ihm von Paris aus im Sommer des Jahres 1800 eine Beschreibung des Montserrat, vermuthlich zur Aufnahme in die „Propyläen" bestimmt, ** in welcher er sich also äußerte: „Ich habe zwei unvergeßlich schöne Tage dort (auf dem Montserrat) zugebracht, in denen ich unendlich oft Ihrer gedachte. Ihre „Geheimnisse" schwebten mir lebhaft vor dem Gedächtniß. Ich habe die schöne Dichtung, in der eine so wunderbar hohe und menschliche Stimmung herrscht, immer außerordentlich geliebt, aber erst, seitdem ich diese Gegend besuchte, hat sie sich an etwas in meiner Erfahrung angeknüpft; sie ist mir nicht werther, aber sie ist mir näher und eigener geworden. Wie ich den Pfad zum Kloster hinaufstieg, der sich am Abhang des Felsens langsam herumwindet, und noch ehe ich es wahrnahm, die Glocken desselben ertönten, glaubte ich Ihren frommen Pilgrim vor mir zu sehen; und wenn ich aus tiefen, grünbewachsenen Klüften emporblickte und Kreuze sah, welche heilig kühne Hände in schwindelnden Höhen auf nackten Felsspitzen aufgerichtet haben, zu denen dem Menschen jeder Zugang versagt scheint, so glitt mein Blick nicht, wie sonst, mit Gleichgültigkeit an diesem durch ganz Spanien unaufhörlich wiederkehrenden Zeichen ab. Es schien mir in der That das,

Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht. (Stanze 8.)

Und wie sollt' es auch anders seyn? Die Größe der Natur und die Tiefe der Einsamkeit erfüllen das Herz mit Gefühlen, die selbst der leersten Hieroglyphe bedeutenden Inhalt zu geben vermöchten, und wie wir auch über eine Meinung oder einen Glauben denken mögen, so steht immer als Vermittler zwischen uns und ihm der Mensch, aus dessen Empfindungen er entsprang. In dem Getümmel der Welt vergessen wir das oft, und urtheilen rasch und hart darüber ab; aber milder gestimmt in der Stille der Einsamkeit, ist uns alles, was menschlich ist, auch näher verwandt."

Demnach war dasjenige, wodurch sich Wilhelm von Humboldt auf dem Montserrat lebhaft an Goethes „Geheimnisse" gemahnt fand, die Lage des Klosters auf der Höhe des Felsens und die überall bis zu den höchsten Gipfeln ihm entgegenleuchtenden Kreuze; die auf den Felsklippen in schwindelnder Höhe angebrachten einsamen Einsiedeleien konnten ihm keinen Vergleichungspunkt bieten, da solcher im vorhandenen Bruchstück gar nicht gedacht wird. Unserem Dichter aber lag seit diesem Berichte Humboldts der Montserrat so lebhaft im Sinne, daß er nicht allein hievon das Lokal zu einer der schönsten Darstellungen im „Faust" hernahm (vgl. meinen Kommentar II. 367 ff.), sondern auch, als er sich über Zweck und Plan der „Geheimnisse" aussprechen wollte, glauben mochte, es hätten ihm dabei ähnliche, auf höchsten Felsgipfeln gelegene, von einander getrennte Einsiedeleien vorgeschwebt, wie sie Humboldt auf dem Berge bei Barcelona ihm geschildert hatte.

Fallen nun hiernach die hoch über dem Kloster auf schwindelnder Höhe angebrachten Einsiedeleien von selbst weg, so bleibt die Möglichkeit bestehen, daß der in den „Geheimnissen" auftretende Bruder Marcus jeden der zwölf hier verbundenen Ritter in seiner im Bereich des Klosters gelegenen Zelle besucht habe. „Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leser oder Zuhörer," bemerkt Goethe, „wäre gewahr geworden, daß die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, sich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzustellen und die Begier nach höchster Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zusammenhang würdig auszusprechen berufen seyen." Unter den verschiedenen Denk- und

* Dieß scheint fast auf einem Mißverständniß der ersten Stanze zu beruhen.

** Vgl. W. von Humboldts Werke III., 173—212. Schlesier „Erinnerungen an W. von Humboldt." II. 40 ff.

Empfindungsweisen verstrht Goethe, wie sich aus dem folgenden ergibt, die religiösen Vorstellungsarten; wie aber diese sich entgegenstehenden Glaubensanschauungen und die Begier nach höchster (religiöser) Ausbildung sich durch Zusammenleben der dieselben darstellenden ausgezeichneten Persönlichkeiten am würdigsten aussprechen sollen, vermögen wir nicht einzusehen. Doch Bruder Marcus soll nicht bloß die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen der einzelnen Ritter kennen lernen, sondern sie sollen ihm auch „von einem Theil des großen Lebenswandels“ ihres Meisters Humanus „Nachricht und Auskunft geben,“ da sie sämmtlich mit ihm im Laufe der Zeit in Berührung gekommen. Wo aber, fragen wir, soll jeder der Zwölf seine Lebensgeschichte und seine Berührung mit Humanus erzählen? etwa jeder für sich in seiner Zelle? Aber hiedurch würde eine so gewaltige Eintönigkeit im Plane des Gedichtes entstanden seyn, wie wir sie dem formgewandten Sinne unseres Dichters kaum zutrauen dürfen. Und wozu wäre es nöthig, daß Bruder Marcus in den einzelnen Wohnungen der Zwölf „Anschauung klimatischer und nationaler Verschiedenheiten“ gewinne, da die Erzählung des Lebenslaufes hiezu vollkommen hinreichte? Daß wir von dem Leben der Einzelnen Bericht erhalten sollten, und meist durch sie selbst, scheint uns unzweifelhaft, dagegen läßt sich die Art, wie dieß geschehen sollte, kaum errathen; nur glauben wir, daß die Kunst des Dichters sich hier besonders in großer Abwechslung der Einleitung jener Erzählungen gezeigt haben würde. Von der Jugendgeschichte des Humanus hat uns der Greis, der ihn auf dem Lebens Pfad begleitet hat, Bericht erstattet; dieser sollte wohl auch von dem bedeutendsten weiteren Theil seines Lebens dem Bruder Marcus Kunde geben, wogegen Humanus des Greises und einiger anderer, die sich zuerst um ihn geschaart, in seiner Erzählung Erwähnung gethan haben würde.

Der Greis verkündet dem angekommenen Wanderer, er sey erst durchs erste Thor gekommen, sey erst im Vorhof freundlich aufgenommen, scheine ihm aber werth, auch das Innerste zu betreten. Könnte man diese Ausdrücke auch bildlich verstehen, so dünkt uns doch der eigentliche Sinn hier viel wahrscheinlicher. Der Bruder Marcus sollte von verschiedenen der Ritter herumgeführt werden und Zeuge der mannigfaltigen Thätigkeiten derselben seyn, wobei sich gelegentlich Anknüpfungspunkte zur Erzählung ihrer Lebensschicksale gefunden haben würden. Am Schlusse unseres Bruchstückes sieht Bruder Marcus drei am frühen Morgen mit Fackeln in den Händen verschwindende Jünglinge. Ohne Zweifel sollte sich im klösterlichen Bezirke ein mannigfaltiges, reges, freilich zum Theil geheimnißvoll gehaltenes Leben zeigen, in welches die Zwölf thätig eingriffen. Genauere Vermuthungen hierüber dürfen wir uns kaum erlauben, doch möchte manches, was dem Dichter hier vorschwebte, später bei der pädagogischen Provinz in den „Wanderjahren“ zur Anwendung gekommen seyn.

H. Düntzer.

Engländer und Franzosen.

Eine Parallele.

VI.

Den entschiedensten Einfluß hat die den beiden von uns verglichenen Nationen eigene Art von Familienleben auf die so hochwichtige Rechtsidee geäußert. Der Engländer hat ein vollwichtiges Rechtsbewußtseyn, der Franzose dagegen nur Rechtsbegriffe, die als solche durchaus der Stetigkeit und Sicherheit ermangeln. »Right« und »Wrong« — Recht und Unrecht — sind Ideen, die so innig mit der gesammten Vorstellungs- und Denkweise des brittischen Volkes verwachsen sind, daß sich daraus ein eben so heller Sinn für das Recht als ein warmes Rechtsgefühl entwickeln mußte, das instinktmäßig zwischen Recht und Unrecht eine scharfe Grenze zieht und den Gegensatz beider auf alle Lebensverhältnisse anwendet. Was in der Religionslehre der Perser Ormuzd und Ahriman, das Princip des Lichts und das Princip der Finsterniß, das ist für das Bewußtseyn dieser Insulaner der Antagonismus von Recht und Unrecht, und der innere Trieb des Engländers, in allen, auch den unbedeutendsten Fällen genau und gewissenhaft zwischen right und wrong zu entsprechen, so groß, daß sich überall Volksgerichte bilden, wo irgend ein Verstoß gegen die bestehenden Ordnungen Veranlassung zu Contestationen gibt. Ist eine Fensterscheibe eingedrückt worden und es entsteht ein Zank, wer der Schuldige und darum zur Buße verpflichtet sey, so nehmen die zufällig Anwesenden die beiden Parteien in die Mitte und hören in aller Form Rechtens die Zeugen ab, wobei gewöhnlich ein Constabler die Stelle des Schiedsrichters vertritt. Der Straßenprozeß nimmt seinen Verlauf ohne allen Hader, ganz als wenn die Frage dem Friedensrichter zur Entscheidung vorläge, und es ist in der That erstaunlich, mit welcher Klarheit schon Knaben das Thatsächliche vorzutragen verstehen.

Gegen die Bemerkung: »that is right,« ist in England nicht aufzukommen; alle neigen sich demüthig vor der allgemein gültigen Rechtsidee — eine Achtung vor der jedermann zukommenden Berechtigung, die sehr oft zu offenbaren Mißbräuchen führt. Es ist ein entschiedener Vorzug des englischen Geschäftslebens, daß bei Kauf und Verkauf fast niemals gehandelt und gemarktet wird: feste Preise sind das Gewöhnliche; dafür muß man es sich aber auch gefallen lassen, namentlich von den Wirthen abscheulich übernommen zu werden. Hier hilft dann keine Einrede, und die heftigsten Bemerkungen werden höflich, aber bestimmt mit der stereotypen Redensart abgelehnt: that is the charge, oder rule, was so viel heißt als der gewöhnliche, ordnungsmäßige Preis. Der Gentleman bezahlt in diesem Falle unweigerlich, und es ist mir nicht ein einziges mal begegnet, daß ein Engländer im eigenen Lande wegen der Miethsrechnung Streit angefangen hätte. Das wäre nicht »gentlemanlike.« Wer dieses Volk bloß von den Reisenden kennt, die auf das Festland kommen, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie viel die Engländer sich zu Hause gefallen lassen. Trifft ein Eisenbahnzug in Frankreich nicht zu rechter Zeit ein, so geht es bei den Passagieren alsbald an ein Raisonniren und Schimpfen; bei einem Extrazuge von Hampton Court nach London mußten die Wagen nicht nur buchstäblich mit Sturm genommen werden, sondern die Mitreisenden für ihr gutes Geld es auch dulden, daß statt zehn Personen in einen Waggon sechzehn eingepöckelt wurden, ohne daß auch nur Ein Laut der Klage gehört wurde.

Der französische Rechtsbegriff erscheint daneben völlig abstrakt und doktrinär. »Droit« und »tort« sind himmelweit von »right« und »wrong« verschieden. Der Engländer ist mit seiner Rechtsidee völlig verwachsen, wie diese selbst hinwiederum mit der Sitte, Gewohnheit und politischen Geschichte des Landes auf das engste zusammenhängt; der Franzose bildet sich selbst gewisse Begriffe von dem, was er für Recht hält, und erblickt daher auch in der gesetzlichen Fassung des Rechts lediglich eine äußere Schranke gegen das Unrecht. Diese bloß subjective Bedeutung liegt in dem, was der Franzose unter droit und noch mehr unter tort sich vorstellt. Darum fällt es ihm auch nicht ein, der Polizei und der Criminaljustiz irgendwie in's Handwerk zu greifen, und wo nicht sein eigenes Interesse mit auf dem Spiel steht, überläßt er es den Dienern des Staats, mit den Uebertretern des Gesetzes fertig zu werden. Philosophisch angesehen, tritt bei Franzosen und Engländern der Gegensatz des Vernunftrechts und des historischen Rechts am schärfsten hervor: jenes willkürlich je nach dem Standpunkt der Wissenschaft und der

theoretischen Betrachtungsweise abgeändert, dieses, zwar ein ganzes Gefolge veralteter Mißbräuche mit sich schleppend, aber durchweg an die geschichtlichen Ursprünge anknüpfend und mit allen seinen Wurzeln in die Vergangenheit eingesenkt. Dem Engländer ist das Recht der Inbegriff der geschichtlichen Entwicklung des öffentlichen Lebens und der eben so unmittelbare als umfassende Ausdruck des nationalen Gesammtbewußtseyns; umgekehrt hat das Recht für den Franzosen die Bedeutung eines idealen Vernunftstaates, den die jedesmalige Gesetzgebung nach Befund der Umstände zu verwirklichen sucht. Hier hat das Recht seinen Ursprung lediglich in der Vernunft, dort im Leben des Volks.

„Die Geschichte von England," sagt Macaulay, „ist die Geschichte einer beständig fortschreitenden Bewegung des öffentlichen Geistes, einer fortgesezten Umwandlung in den Einrichtungen einer großen Gesellschaft. Wir sehen diese Gesellschaft beim Beginn des zwölften Jahrhunderts in einem erbärmlicheren Zustand, als der ist, in welchem sich die am tiefsten gesunkenen Staaten Osteuropas gegenwärtig befinden. Wir sehen dieselbe geknechtet durch die Tyrannei einer Handvoll bewaffneter Fremden; eine strenge Kastenscheidung zwischen den siegreichen Normannen und den besiegten Sachsen; die Masse der Bevölkerung in einem Zustand persönlicher Sklaverei; den niedrigsten und grausamsten Aberglauben eine maßlose Gewalt über die erhabensten und wohlwollendsten Seelen ausübend; die Menge in brutale Unwissenheit versunken und ein paar Wißbegierige mit Erwerbung dürftiger Kenntnisse bemüht, die diesen Namen gar nicht verdienten. Im Verlauf von sieben Jahrhunderten erhob sich diese erbärmliche und tief erniedrigte Race zu dem größten und gebildetsten Volk, das die Welt je gesehen; und dieses hat seine Herrschaft über alle vier Himmelsstriche ausgebreitet, seine Herrschersitze über mächtige Reiche und weite Continente zerstreut, von denen auch nicht die entfernteste Kunde je zu Ptolemäus und Strabo gelangte; ist im Besitz einer Marine, die in einer Viertelstunde alle Flotten von Tyrus, Athen, Karthago und Genua zusammen vernichten könnte; hat in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit, in Mechanik, Kunstfleiß, Literatur, alle andern Völker hinter sich gelassen und gilt anerkanntermaßen als der Führer des Menschengeschlechts auf der Bahn politischer Verbesserungen. Der Freibrief von Henry Beauclerk, das Great Charter, die erste Versammlung des Hauses der Gemeinen, die Aufhebung der persönlichen Sklaverei, die Trennung von Rom, die Petition of Right, die Habeas-Corpus-Akte, die Revolution, das Zugeständniß undeschränkter Preßfreiheit, die Abschaffung bürgerlicher Rechtsungleichheit des religiösen Bekenntnisses wegen, die Reformbill — alle diese Fortschritte erscheinen als eben so viele Stufen einer und derselben großen Umwälzung, und keine von ihnen läßt sich verstehen, wenn man sie nicht in Verbindung mit der vorhergehenden und der nachfolgenden betrachtet."

Diese stetig fortschreitende Rechtsentwicklung, den ununterbrochenen Fortgang seines Civilisationswerks verdankt England dem richtigen Takt, womit das Volk von Anfang an sein Recht in den innigsten Zusammenhang mit der Familie und der darauf basirten Sitte brachte. »My house is my castle.« dieß ist der Grund- und Eckstein aller englischen Volksfreiheiten. Hinter seiner Schwelle ist jedermann sicher und geborgen, der Bruch des häuslichen Friedens auch dem Mächtigsten untersagt. Daran knüpft sich der Schutz der persönlichen Freiheit, der unter dem Namen des Habeas-Corpus durch die ältesten Rechtsgewohnheiten der Engländer gesichert war. Kein freier Mann darf verhaftet und eingekerkert werden, außer durch ein gesetzliches Urtheil von Seinesgleichen oder in Kraft eines Landesgesetzes. Gegen Richter, Gefängnißwärter und andere Beamte, welche der Akte zuwider handeln, sind nachdrückliche Strafen festgesezt, wogegen kein höherer Beamter und der König selbst nicht schützen kann. „Die Habeas-Corpus-Akte," sagt selbst der eingefleischteste Tory, Johnson, der dem absoluten Königthum mit Leib und Seele zugethan war, „ist das einzige Gute, das unsere Regierung vor den Regierungen anderer Länder voraus hat."

Das starke, auf der Unverletzlichkeit der Person beruhende Rechtsbewußtseyn hat sich von jeher eben so besonnen und gemäßigt, als zäh und ausdauernd gezeigt. Es gibt schlimme Epochen in der Geschichte Englands, Epochen jämmerlichen Verfalls und schreiender Entsittlichung; gleichwohl kann man wohl sagen, daß der Nation ihr Rechtssinn auch in den dunkelsten Zeiten ihrer Geschichte nicht abhanden kam, daher denn auch die englischen Revolutionen, so zerstörend sie in manchen Beziehungen wirkten, nie den Faden, der die Gegenwart an die Vergangenheit und Zukunft knüpft, entzwei rissen. Sichern Schritts ist das englische Recht durch alle Gefahren und Schwierigkeiten, und namentlich zwischen den beiden Extremen einer mit Füßen getretenen und einer übertriebenen Moral hindurchgegangen: es hat viel gewagt, noch mehr geduldet, aber aus allen Fährlichkeiten sich wieder zurecht gefunden.

In den Tagen des ersten Stuarts fragte man sich, wie es denn nur gekommen, daß Großbritannien kleiner als Britannien sey. Die Gemeinheit der Sitten und die pedantische Trivialität, wodurch Jakob I. sich die Verachtung eines Volks zuzog, das seit Jahrhunderten an thatkräftige Könige gewohnt war, hat zwar nicht wenig zum Ausbruch der englischen Revolution beigetragen; gleichwohl hätte sein Nachfolger, Karl I., der Krone eben so wohl das verlorene Ansehen, als sich selbst die Gunst der Nation zurück

verschaffen können, wenn er es sich nur einigermaßen angelegen seyn ließ, die Mißbräuche abzustellen, über welche von beiden Häusern Beschwerde geführt wurde. Statt dessen ließ er sich durch einen unwürdigen Günstling leiten und trat die Grundgesetze des Landes mit Füßen. Zwei Jahre hatte Karl regiert und löste schon sein zweites Parlament auf, machte Zwangsanleihen, verkaufte eine Domäne nach der andern und stürmte über das alles noch in einen dritten Krieg mit Frankreich hinein. Die Beschwerdeschriften aus allen Grafschaften mehrten sich zum Erstaunen; aber recht als ob er mit Blindheit geschlagen wäre, wollte der König nicht einmal seine gefährlichsten Gegner, die religiösen Fanatiker, nach Amerika auswandern lassen. Schon hatten zwei der beredtesten Parlamentsführer, Pym und Hampden, eines der Fahrzeuge bestiegen, die zu diesem Zwecke auf der Themse lagen; auch ein finsterer, plumper Geselle, Oliver Cromwell geheißen, hatte sich ihnen zugesellt. Da kam plötzlich ein Verbot des Staatsraths gegen solche Auswanderungen, in der Meinung, daß sie dem öffentlichen Wohlstand Nachtheil brächten.

Am Ende glaubte Karl den gesetzlichen Widerstand des Parlaments nicht besser brechen zu können, als indem er fünf Mitglieder des Hochverraths anklagte, und gegen Recht und Brauch mit seinen Cavalieren in eigener Person nach Westminster zog, um die Schuldigen in Verwahrsam zu bringen. Aber „die Vögel waren ausgeflogen;“ die Bürger von London bewaffneten sich, und zwischen Parlament und Königthum begann ein Kampf auf Leben und Tod. Schon hatte die wilde Fluth der Leidenschaft alle Dämme menschlicher Rathschläge durchbrochen, der Augenblick war da, in welchem, nach einem glücklichen Ausdruck Guizots, die entschlossensten Geister, unvermögend das Gute und das Böse, Gefahr und Heil zu unterscheiden, nur noch Werkzeuge der Vorsehung sind, welche wechselseitig die Könige durch die Völker und die Völker durch die Könige züchtigt. Wohl lag eine ungeheure Arbeit vor, wenn man all den Schutt, welchen die Tudors angehäuft, hinausschaffen und auf dem alten Grunde weiter bauen wollte, auf welchem die Freiheitsbriefe der Plantagenets standen. Und dennoch war die Allmacht, in deren Besitz das Parlament sich durch die Fehler der Krone setzte, etwas Unerhörtes in der Geschichte Englands: ein Haus der Gemeinen ohne König! Nur die furchtbare Gewalt des durch Jahrzehnte angesammetten Hasses gegen despotisches Regiment erklärt es, daß die so zahlreiche königliche Partei nichts auszurichten vermochte in einem Augenblicke, wo Rudyard im Parlament sprach: „Hätte man uns vor drei Jahren gesagt, in diesem Zeitraum werde die Königin aus England nach den Niederlanden fliehen, der König nach York gehen, unter dem Vorwand, daß er in London nicht sicher sey, ganz Irland werde die Fahne des Aufruhrs aufpflanzen und Kirche und Staat ein Raub der Unruhen werden — gewiß der bloße Gedanke hätte uns mit Schauder erfüllt. Hätte man uns weiter gesagt, daß wir in drei Jahren ein Parlament haben, daß das Schiffsgeld, die Monopole, der hohe Commissionshof, die Sternkammer, das Stimmrecht der Bischöfe abgeschafft, daß die Gerichtsbarkeit des Geheimeraths eingeschränkt seyn würde, daß wir dreijährige Parlamente, was sage ich? ein fortwährendes Parlament haben würden, welches niemand als nur wir aufzulösen die Gewalt hätten — gewiß wir hätten das für einen schönen Traum gehalten. Nun besitzen wir aber dieß alles, und doch genießen wir es nicht!“ Dazu aber war es zu spät; das Biegen half nichts mehr, es mußte zum Brechen kommen. Die lange Kette öffentlicher Verletzungen sollte durch ein blutiges Opfer gesühnt werden.

Die französische Revolution von 1789, das Gegenstück der englischen, bietet ein ganz anderes Schauspiel dar. Nicht der zähe Widerstand gegen königliche Uebergriffe, nicht ein energisches Rechtsbewußtseyn, noch auch das Bedürfniß, die Freiheit mit der Geschichte Frankreichs zu vermitteln, den neuen Staat auf einem sichern Rechtsboden aufzuführen, sind die bewegenden Triebfedern dieser Revolution, sondern der Fanatismus der Leidenschaft, die nach ihren Idealen, die leere Hirngespinnste sind, hascht und der tönenden Phrase ein ganz anderes Gewicht beilegt als dem Recht. Wir sind gewohnt, die Girondisten wegen des kühnen und edeln Widerstandes zu bewundern, den sie jener gottlosen Jakobinerhorde entgegensetzten, die der Gesellschaft den Untergang schwor. Wir sehen den muthigen Louvet, wie er Robespierre anklagt, den beredten Vergniaud, der die Septembermörder denuncirt, und was die Girondisten außerdem durch ihre Nachgiebigkeit und Unentschlossenheit gesündigt haben mögen, das verzeiht man ihnen gerne und von ganzem Herzen um des hochherzigen Muthes willen, womit sie meist in der Blüthe der Jahre das Schaffot bestiegen. Einiges Bedenken freilich muß es erregen, wenn man sich erinnert, daß dieselben Männer, die eben erst das gegen den unglücklichen Monarchen beantragte Todesurtheil als gehässig und verbrecherisch gebrandmarkt hatten, eine Stunde später gleichwohl für den Tod stimmten; daß sie, darin nicht einmal den obscursten Mitgliedern der Ebene an Energie gleich, nachdem sie das Haupt des Königs unter das Beil gebracht, das übrige zu retten glaubten, indem sie gegen die unschädlichen Trümmer der alten Gesellschaft in einer Weise wütheten, die selbst den Berg staunen machte, und endlich das Revolutionstribunal ins Leben riefen, als dessen erste Opfer sie fallen sollten.

Der jüngste Geschichtschreiber der französischen

Revolution, Barante (Histoire de la Convention nationale), hat den Nimbus vollends zerstreut, der das Haupt dieser angeblichen Märtyrer der Freiheit umgab. Entschuldigte nicht Louvet, der Ankläger Robespierres, aber freilich auch Verfasser des Faublas, am Morgen nach den Septembergreueln in seinem Blatte: »la Sentinelle« die unerhörte Menschenschlächterei? und änderte er nicht im Verlauf des Tages die Sprache bloß darum, weil die stummen Zeugen des Verbrechens gewahr wurden, daß sie von demselben gleichfalls erreicht werden könnten? Die Girondisten ließen unschuldiges Blut in Strömen fließen; nichts thaten sie, auch gar nichts, um den Kannibalen Einhalt zu thun. Sie schwiegen, als es sich nicht bloß um die Sache der Menschheit und die Ehre Frankreichs, sondern um ihre eigene Ehre und ihren Kopf handelte. Sie freilich waren es gewesen, die den 10. August veranstalteten, zu einer Zeit, da Robespierre und die Cordeliers an eine solche niederträchtige Mißhandlung der königlichen Familie, an die schamlose Herabwürdigung des monarchischen Princips gar nicht dachten. Nicht einmal durch den 20. Juni ließen sie sich warnen, daß die einmal in Gährung gebrachte rohe Volksmasse nicht gemeint ist, auf die Pfeife ihrer Führer zu hören, wie die Schiffsmannschaft auf die Pfeife des Capitäns. Als sodann das Feuer, das sie geschürt, in blutigen Flammen ausschlug, als sie wahrnahmen, daß sie des Brandes nicht mehr Meister werden konnten, wurden sie da vorsichtiger und besonnener? Verzichteten sie auf ihr bisheriges Vorhaben, das Königthum kapituliren zu lassen, ohne es abzuschaffen, den Monarchen zur Abdankung zu nöthigen und den minderjährigen Prinzen in ihren Grundsätzen zu erziehen? Auch das nicht! Ein neuer Wahngedanke bemächtigte sich ihres Gehirns. Sie hofften, eine unter ihren Befehlen stehende Truppe würde Paris und den Auswurf der Vorstädte gleich einem gelehrigen Kinde im Zaume halten. Der Haufe der Marseiller war in ihren Augen ein heiliges Bataillon, das die Emeute beherrschte. Nach langem Warten kamen die Herbeigerufenen in Paris endlich an; eine Stunde später gehörten sie nicht mehr der Gironde und waren mit Sack und Pack ins feindliche Lager der Jakobiner übergetreten. Selbst wie die Revolution den Thron völlig verschlang, rührten sich die Girondisten nicht; sie ließen es nicht allein ruhig geschehen, sondern stimmten sogar in den Victoriaruf der Sieger mit ein.

Besehen wir uns nunmehr die eigentlichen Republikaner in den beiden Heerlagern etwas näher. Der Fanatismus der englischen Rundköpfe ist hart und zäh wie irisches Eichenholz, trotz seiner Psalmen und geistlichen Lieder von einem über alles Lob erhabenen militärischen Muth und, was noch weit mehr wiegt, militärischem Geschick. Die kleinen Gutsbesitzer aus Buckinghamshire, die vom Pfluge weg in die Parlamentsschwadronen eintraten, schlugen sich, nachdem sie einige Stöße erhalten, tüchtig geführt, gegen die Reitee des Prinzen Ruprecht, als wenn sie unter Tilly gedient hätten. Oliver Cromwell entwickelte ein Feldherrentalent, das allein schon ihn zum großen Manne stempeln würde; den Rücken seiner Soldaten hat kein Feind gesehen. In dem Puritanismus lebte eine Idee, wenn auch eine düstere; diese Thatkraft einer unbeugsamen religiösen Ueberzeugung in sich personificirend, hat der Protektor England den auswärtigen Kabinetten gegenüber in ein Ansehen zu setzen, den brittischen Namen so furchtbar zu machen gewußt, daß Europa vor ihm zitterte. Blutige Gesetze wurden nicht gegen adelige und königliche Gesinnung erlassen, wohl aber gegen die Freigeisterei; profane Gemälde wurden verbrannt, die unanständigen Statuen bekleidet; die Theater schloß man, Fasttage waren zahlreich, und in Kraft eines Parlamentsbeschlusses konnten nur diejenigen Anstellung finden, mit deren gottseligen Lebenswandel das Haus zufrieden war.

Der Fanatismus der Jakobiner war glaubens- und ideenlos, und wenn sich gleichwohl die Armeen der Republik siegreich über die benachbarten Länder ergossen, so war es nicht das blutige Gespenst des revolutionären Demagogenthums, das die Lorbeeren pflückte, sondern, neben der fluchwürdigen Uneinigkeit der Gegner, der Widerwille der Generale gegen die Tyrannei des Convents, indem dieselben lieber auf dem Feld der Ehre fallen, als ruhmlos unter dem Beil der Guillotine enden wollten. Daß Robespierre die Existenz des être suprême dekretiren ließ, charakterisirt ihn und die Herrschaft der Jakobiner am besten; es war eine in ihren Wirkungen furchtbare Farce, gespielt durch den blutdürstigen Instinkt des Raubthiers, das, wenn es satt ist, großmüthig wird. Den französischen Revolutionären war jede geistige Macht abhanden gekommen; es blieb ihnen weiter nichts als die Brutalität des Despotismus, der sein Recht und seine Macht nach Leichen zählt. Verschwunden war alles, was den Menschen über das gemeine Daseyn erhebt, selbst der Cultus des Ich.

Geendet freilich haben beide Revolutionen auf dieselbe Weise, nämlich mit der gänzlichen Abspannung und Erschlaffung des öffentlichen Geistes. Auch in England konnte diese Strafe nicht ausbleiben, weil der religiöse Fanatismus der Independenten mit dem Rechtsbewußtseyn wie mit der Rechtsgeschichte, mit den Sitten und Gewohnheiten, wie mit den Neigungen und der Bildung des Volks im grellsten Widerspruch stand. Der Fanatismus kann überhaupt nicht auf die Länge regieren, weil er gewaltsam das Gleichgewicht der Seelenkräfte stört und namentlich

das natürliche Verhältniß zwischen Denken und Wollen, Geist und Charakter aufhebt. Die ungebrochene Spannkraft der Nerven, welche der Muhamedanismus aus der arabischen Wüste mitbrachte, mochte ein Jahrhundert und länger vorhalten; der moderne Fanatismus, auf der einen Seite aufgeklärter, auf der andern ruhebedürftiger, bricht in der Regel rasch zusammen, und was er nach der Zerstörung etwa aufbaut, kann keine Dauer haben, weil ihm die erste Bedingung der Lebensfähigkeit, der Keim der Entwicklung, abgeht. Sobald daher der einem künftigen Nationalbewußtseyn nie ganz fremd werdende Reformtrieb wieder erwacht, ist es aus mit der Herrschaft der Fanatiker, der religiösen wie der politischen.

Der übertriebene Religionseifer der Puritaner, wie er das Kind mit dem Bade ausschüttete und den weltlichen Neigungen jedes Anrecht auf Geltung versagte, mußte vermöge einer ganz unausbleiblichen Reaktion sich selbst aufzehren, indem die verjagten weltlichen Triebe durch eine Hinterthür unter der Maske der Heuchelei sich wieder einschlichen und gar bald sich ungenirter geberdeten als je zuvor. Der menschlichen Natur kann niemand ungestraft Gewalt anthun, keiner vermag das Werk des allweisen Weltenschöpfers nach beschränkten Begriffen zu meistern und zu modeln. Die Herrschaft des puritanischen Feuereifers endete mit Gottlosigkeit, Unsittlichkeit und herzloser Sinnenlust, mit der Auflösung aller Bande der Ehre und der Moralität. Die Schriftphrasen, wie sie die langhaarigen Rundköpfe mit näselnder Feierlichkeit stets auf der Lippe führten, ihre Schriftnamen erregten Ekel und Lachen, bloß weil sie an die übermäßig strenge Zucht jener Periode erinnerten. — Die französische Revolution, der die religiöse Unduldsamkeit nicht als ursprüngliche Triebfeder inwohnte, sondern lediglich als Consequenz ihrer politischen Umsturzgelüste anhaftete, nahm denselben schwächlichen und widerwärtigen Ausgang: sklavischer Sinn und sinnliche Sklaverei bemächtigten sich der Masse.

Das französische Volk hat sehr ungenügende Vorstellungen von der Basis alles Rechts, dem Recht, wie es aus dem Bewußtseyn der Ehre und Selbstständigkeit der Familie und der Person hervorgeht. Von jeher hat der Franzose sein Recht nicht aus der unmittelbaren Quelle desselben, aus der unantastbaren Berechtigung der Persönlichkeit, gewiesen und gedeutet, vielmehr aus andern mehr oder weniger fremden und abseits liegenden Begriffen, wie namentlich Ruhm und Macht. In den Annalen der französischen Könige begegnet man im Grunde nur einem Einzigen, dem die Gerechtigkeit lezter und höchster Zweck der Herrschergewalt war, ich meine Ludwig den Heiligen. Wenn er unter der Eiche zu Vincennes Recht sprach, so vergab er sicherlich der königlichen Gewalt dabei nichts, aber eben so wenig ließ er jemand Unrecht thun. Dieses königliche Rechtsgefühl war schon unter Philipp dem Schönen fast gänzlich verschwunden; auf Kosten der Papstgewalt und der Feudalherrschaft wollte das Königthum wachsen, und wenn Philipp, um die Ansprüche des Vatikans mit der ganzen Wucht des einmüthigen Nationalwillens abzuweisen, die Generalstände einberief, in denen zum erstenmal der dritte Stand vertreten war, so änderte das an seinen despotischen Absichten wenig oder gar nichts. Er war weder der erste noch der lezte Fürst, der zu dem, was er will, das Volk Ja sagen läßt. Die Rechte des französischen Volks wurden als solche weder definirt, noch debattirt, und so ehrenvoll es auch war, daß Louis le Hutin die Hörigkeit aufhob und die Bauern sogar nöthigte, aus dem bisherigen Verhältniß der Dienstbarkeit auszuscheiden, da, wie es in der darauf bezüglichen Ordre heißt, nach dem Naturrecht alle Menschen frei geboren seyen, so hatte dieser Fürst doch zumeist seinen eigenen Vortheil im Auge: er ließ sich die Freiheit bezahlen. Freiheit und Recht aber, sie wollen nicht geschenkt, sie wollen erkämpft seyn.

Die Geschichte Frankreichs ist eine Geschichte des französischen Königthums, die Geschichte Englands eine Geschichte der englischen Nation, und folgerichtig erstrebte die französische Königsgewalt überall die Centralisation des Ganzen, der englische Nationalwille dagegen den Rechtsschutz des Besondern und Einzelnen. In Frankreich liegen die Wurzeln der Königsgewalt tief in dem Boden des Landes. Das Uebergewicht romanischer Cultur unter den in Neustrien angesiedelten Franken machte sich schon in frühesten Zeiten in der reißend schnellen Ueberhandnahme der monarchischen Macht, als eine Folge der romanischen Sitten und Vorstellungen, bemerklich. Das fast abergläubische Vertrauen zu sich selbst hat das französische Königthum bis zu seiner lezten schrecklichen Katastrophe nicht verlassen, und Ludwigs XIV. berüchtigtes Wort: »l'État c'est moi.« war doch nur ein unumwundenes Aussprechen dessen, was schon seine Vorgänger mehr oder weniger deutlich empfunden und gedacht hatten. Als Philipp von Valois nach der für die Franzosen so mörderischen Schlacht von Crecy in dunkler Nacht nach einem Zufluchtsort umherirrte und vom Thürwächter eines Schlosses, an dem er anklopfte, um seinen Namen gefragt wurde, rief er diesem zu: „Oeffne, ich bin das Glück Frankreichs!“ So hatte seiner Zeit Cäsar bei Dyrrachium den Bootsmann, der ihn bei stürmischem Meere nicht überfahren wollte, durch den Zuruf ermuthigt: „Du führst Cäsar und sein Glück!“

Ihrerseits haben die französischen Stände es niemals verstanden, über gemeinsamen Rechtsschutz sich zu einigen und nöthigenfalls gegen die Krone zu verbünden. Der Adel wollte mit dem Bürgerthum nichts

zu thun haben und den Bürgern und Bauern war die Tyrannei des Königs noch weit erträglicher als der feudalistische Uebermuth ritterbürtiger Blutsauger. Nicht allein daß der in weiter Ferne aufgestellte Thron ihnen nicht so schweres und fühlbares Leid zuzufügen vermochte, als der benachbarte Burgherr; der König besaß auch die Macht und die in seinem eigenen Vortheil liegende Absicht, die Beschädigung seiner hülflosen Unterthanen zu züchtigen. Das Rechtsbewußtseyn des französischen Volkes erwuchs von Anfang an mit der Idee des Königthums, und der muß die Geschichte Frankreichs schlecht kennen, der den Franzosen ihre von Haus aus monarchische Gesinnung abspricht. Ganz natürlich, daß das Selbstgefühl der französischen Könige sich in demselben Maße steigerte. Von den alten Römern wissen wir, daß Götterfurcht die hauptsächliche Triebfeder ihrer Thaten war. Die Wissenschaft des Göttlichen erbte durch die heilige Weihe von Geschlecht zu Geschlecht und blieb dem Volke als ein köstliches Eigenthum bewahrt bis in die fernste Zeit. In diesem Glauben sind die großen Thaten der früheren Jahrhunderte vollbracht, in diesem Glauben sind die Decier den Heldentod gestorben und dadurch erschien der ältere Scipio seinem Jahrhundert als ein Wesen höherer Art. Und wo frecher Uebermuth sich dieser Vorstellungsweise entäußern wollte, da hat Unglück und Mißgeschick die Frevler betroffen: Claudius hat die Verachtung der Götter bei Drepanum schwer gebüßt, Flaminius den thörichten Uebermuth mit seinem Leben beim Trasimenischen See bezahlt.

Fast möchte man sagen, in Frankreich habe die Verehrung für die Königsgewalt gleich Großes gewirkt. Die republikanische Gesinnung in Ehren: aber ist dem nicht so, daß der aus weiser Selbstbeschränkung entsprungene Kultus des Fürstenthums eine der erhabensten Ideen ist, die in der Weltgeschichte von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen? Je lebensfrischer, so zu sagen plastischer das Auctoritätsprincip sich darstellt, desto wirksamer und vollendeter ist die Form der politischen Ordnungen, und nicht mit Unrecht führten schon die Hellenen die wichtigsten Momente ihrer Civilisation auf die Tyrannis zurück. Die ältere Tyrannis der Griechen bildete die Uebergangszeit, worin die Hemmungen, welche ein bevorrechteter Adel der freien und durchgängigen Entwicklung in den Weg legte, beseitigt werden mußten. Sie regte die Nation bis in ihre untersten Schichten zu einer angemessenen Thätigkeit an und machte sie zur Erfüllung ihres wichtigen Berufs tüchtig. Die jüngere Tyrannis zielte der Hauptsache nach mehr dahin, dieselbe Nation, nachdem sie im Wesentlichen ihren Beruf erfüllt, auf einen Standpunkt zu bringen, auf welchem sie fügsam und ermattet von jenem Schauplatz sich zurückzog und willig dem römischen Volk es überließ, die weitere Lenkung zu übernehmen (Plaß, die Tyrannis in ihren beiden Perioden bei den alten Griechen, 1852).

Eine andere als eine Uebergangsperiode kann das bis zum Absolutismus gespannte monarchische Princip niemals ausfüllen, daher auch, vom rechtlichen Standpunkt angesehen, die Geschichte Frankreichs das eigenthümliche Schauspiel einer mächtigen Nation darbietet, die vom Gängelbande loskommen und zu nationaler Selbstständigkeit sich emporarbeiten möchte. Ein Königthum, das über dem Volke steht, ist und bleibt Tyrannis; ein vernünftiger und würdiger Cultus der Fürstengewalt beginnt erst da, wo dieses künstliche Hinausgehobenseyn aufhört. Das Königthum als Institution ist auch den Britten werth und theuer, nicht aber so die Königsgewalt als solche, und auch die Tories, deren unterscheidender Parteicharakter in der starken Betonung der königlichen Prärogative und dem daraus abfließenden passiven Gehorsam besteht, sind seit 1688 nicht mehr gemeint, den gesetzlichen Widerstand gegen Gewaltsmaßregeln und Rechtsschmälerungen zu verdammen. Als die Schotten ihren König Karl I. an das englische Parlament verkauft hatten, zeigte es sich, daß selbst dieser verhaßte Fürst den Glauben an das Königthum in den Herzen seiner Unterthanen nicht hatte auslöschen können. Viel Volks eilte herbei, den König zu sehen, zu grüßen; man wollte die alte erbliche Macht der Könige, durch ihre Berührung Kröpfe zu heilen, noch immer an ihm erproben. Sein Sohn und Nachfolger Karl II., als er nach dem Sturz des »Commonwealth« in Dover landete, wurde betäubt von dem Jubel nicht bloß der „Cavaliere," sondern der in Versicherungen der treuesten Liebe und Anhänglichkeit sich überbietenden Volksmassen; sein Einzug in London war ein Triumphzug.

Aber was will das heißen, verglichen mit der enthusiastischen Aufnahme, welche die durch fremde Bajonette zurückgeführten Bourbonen in Paris fanden — nicht nach den Schreckenstagen der Republik, wohl aber nach dem Sturz des Mannes höchster Sternsignatur, nach der Ruhmes- und Glanzperiode des Kaiserthums? Das heilige Oelfläschchen von Rheims war von jeher in den Augen des französischen Volks ein Talisman, dem man übernatürliche Kräfte beilegte. Mochte König Johann seinen Höflingen, die ihn zum Treubruch verleiten wollten, zurufen: „Wenn Redlichkeit und Treue aus der Welt verbannt wären, so müßte man sie im Munde und im Herzen der Könige finden;" oder war es der Lieblingsgrundsatz Ludwigs XI., jenes eben so verschmitzten als despotischen Fürsten, daß wer sich nicht verstellen könne, auch nicht zu herrschen verstehe — die französische Nation war für das eine so dankbar wie für das andere, und bemerkte nicht, wie die Könige nur ihren eigenen Vortheil wahrnahmen und einen Theil des Volkes mit Hülfe des andern niederhielten.

Hierin liegt das Grundgebrechen der französischen Nation, in Folge dessen sie sich immer wieder auf's neue an Händen und Füßen gebunden dem Despotismus überliefert.

Die République nulle et invisible, wie ein Spaßvogel Louis Blancs République une et indivisible umgetauft hat, konnte schon um dieses imaginären Gegensatzes willen unmöglich Bestand haben. Die in Ermanglung der realen Parteigegensätze geschaffenen Fraktionen und Fraktiönchen kümmerten sich gar nichts um die Freiheit und Wohlfahrt des Landes und waren jeden Augenblick bereit, ihrem Privatgötzen das Ganze zu opfern. Was Wunder, daß es demjenigen, der die Macht in Händen hatte, einfiel, dieselbe wieder so anzuwenden, wie keineswegs bloß sein Oheim, sondern weitaus die meisten französischen Könige vor ihm es gethan! Das französische Volk hat ja kein substantielles Rechtsbewußtseyn, sondern nur Sinn für Ruhm und Wohlleben. Will man es befremdlich finden, daß der Dichter Recht hatte mit der Strophe:

Es schläft die fränkische Geschichte
Mit ihm im Dom der Invaliden?

Denn in der That nur ein Traumwachen war die Restauration, nur eine Phantasmagorie die Juliregierung mit ihren achtzehn Jahren allgemeiner Ruhe und allgemeinen Wohlstandes. Weder die eine noch die andere verstand es, die großen Mittel des früheren Königthums in Anwendung zu bringen. Legitimisten und Orleanisten haben am allerwenigsten das Recht, über Kaiser Soulouque II. sich lustig zu machen; wo ihnen der politische Verstand ausging, da leitete ihn ein richtiger Instinkt. „Es gibt kein öffentliches Recht in Frankreich," sagt ein bekannter Pamphletist, „sondern nur eine öffentliche Gewalt, deren Substanz der Volkswille und deren officielles Organ die Armee ist." Wenn Ledru Rollin sagte: die Republik steht über dem allgemeinen Stimmrecht, so konnte Proudhon ganz richtig darauf antworten: die Revolution steht über der Republik. Revolution und Grand' Misère, das sind die höchsten Spiele, und darin besteht das öffentliche Recht Frankreichs, daß jedermann diese Spiele ansagen darf. Der Franzose erstrebt nicht sein Recht, wie es durch reale Verhältnisse und positive Normen bedingt ist, er läuft nach dem Recht, jenem Schatten eines Schattens, der Wolke einer Wolke, in der jeder nur seine eigenen Phantasiegebilde erblickt. Bei einem solchen Rechtsbewußtseyn und dadurch bedingten Rechtszustand haben alle Recht und darum alle Unrecht. Durch einen ganz einfachen Schluß der Weltgeschichte geht daher das Recht an die Gewalt zurück, von der es ausging. Die Doktrin der kleinen Mittel und die Dialektik der kleinen Behelfe hat den Orleanismus gestürzt und zwischen dem Bourbonismus und dem heutigen Frankreich liegt ein Abgrund, der heißt Revolution, und dann folgt ein Gebirge, das heißt Napoleon. Die zweihundert Maires, die bei dem Tedeumsschmause in den Tuilerien um den „Prinzen" versammelt waren und die crème diplomatique nebst Oeil-de-perdrix-Champagner sich trefflich schmecken ließen, riefen nicht als Benebelte, sondern als die eigentlichen Propheten der französischen Volksmassen zuerst: „Es lebe der Präsident!" sodann: „Es lebe der Retter," und zuletzt: „Es lebe der Kaiser!" Der Wein hatte nur ihr Herz geöffnet; die Zunge ging über, wovon das Herz voll war — d. h. von der Begeisterung weniger für eine starke Executive als für Fürstengewalt. Hat nicht Kaiser Napoleon dem revolutionären Chaos zuerst wieder Form gegeben? Sein Werk ist der Code, der die Basis aller privatrechtlichen Verhältnisse des heutigen Frankreichs bildet; er schuf die Verwaltung, die sich bis diesen Tag erhalten; er organisirte die Armee, in der noch immer nichts als der Napoleonismus lebt; er schuf die Universität und das Schulwesen; er hat selbst das neue Kirchenwesen hergestellt, welches auf der Basis des Napoleonischen Concordates ruht.

Das französische Volk müßte trotz aller Revolutionen seine ganze Vergangenheit verleugnen, wenn es sich selbst regieren und nicht vielmehr regiert seyn wollte, wenn es nicht eine energische und persönliche Regierung verlangte. Darum hat man seit Jahr und Tag von dem Staatsstreich gesprochen, welcher unter den gegebenen Verhältnissen sehr wahrscheinlich, wenn nicht unvermeidlich sey. Von einem continuirlichen Rechtsbewußtseyn, wie es sich in England selbst in den Stürmen der Revolution und unter der Geissel des Despotismus erhielt, ist in Frankreich nicht die Rede. Hier war die Revolution nicht gegen die Verletzung des Rechts gerichtet, sondern gegen das alte Recht selbst. Hier hat man nicht etwa die alte Verfassung umgebildet, man hat nicht bloß gewaltsame Veränderungen derselben versucht, sondern man hat das Fundament des alten Staatswesens selbst zerstört.

In dem vortrefflichen Werk: „der Einfluß der herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts auf den Staat," hat Herr von Eötvös mit schlagender Schärfe nachgewiesen, daß die Ideen, welche seit sechzig Jahren die westeuropäische Welt bewegen, insonderheit die Ideen der Freiheit, der Gleichheit und der Nationalität, wesentlich falsch aufgefaßt werden und so nicht nur nicht zum Segen, sondern vielmehr zur Vernichtung unserer Civilisation führen müssen. Nach dem Vorgang Frankreichs nehmen die modernen Völker die Freiheit nicht im Sinn der Selbstständigkeit des Einzelnen, sondern in deren Gegensatz als absolute Herrschaft der Gesammtheit; die Gleichheit nicht als gleiche Freiheit Aller, sondern als Unterwerfung Aller unter den Staat; die Nationalität nicht als das Verlangen von Anerkennung, sondern von Herrschaft über

andere Völker. Der Grund des Mißverhältnisses liegt in der Vergötterung der Staatsgewalt, die Folge desselben aber muß seyn, daß die drei Ideen, so gefaßt, sich unter einander selbst bekämpfen, zur Anwendung gebracht, alle großen Staaten auflösen müßten, verwirklicht aber nicht einmal Befriedigung gewähren könnten. Ein längeres Beharren bei diesen falschen leitenden Gedanken müßte mit innerer Nothwendigkeit zur despotischen Gewalt Einzelner in jedem Staate führen, und davor kann keines der vorgeschlagenen Mittel bewahren, weder ächter Constitutionalismus, noch Republik, noch Communismus, sondern nur das Verlassen der Annahme einer absoluten Staatsgewalt und die Rückkehr zur Anerkennung der Freiheit des Individuums, welche der Grund unserer Civilisation ist.

Die heillose Vergötterung des Staats ist das Werk und die Erbschaft der französischen Revolution, der Communismus auf der einen und der Despotismus auf der andern Seite die nothwendige Consequenz dieses Molochkultus. Indem man an den Staat, richtiger an dessen falschen Begriff Alles dahingibt, glaubt man auch Alles von ihm erwarten zu können — Ehre, Erziehung, Bildung, Brod, Vergnügen, ja am Ende die Dienstleistungen einer Amme und eines Stiefelputzers. Der Communismus ist weiter nichts als die Vergötterung des Staates in ihrer höchsten Potenz und bis auf die kleinsten Lebensbedürfnisse des Individuums ausgedehnt. Der communistische Staat fordert vom Einzelnen alles, dafür muß er diesem aber auch alles gewähren. Weil nun aber die praktische Anwendung dieser Lehre der sittlichen Natur des Menschen geradezu widerspricht, kann es kaum anders geschehen, als daß die Furcht vor dem „rothen Gespenst" und das unmächtige Ankämpfen der bestehenden Staatsgewalten gegen die communistischen Irrlehren die Tyrannei eines Einzelnen als unvermeidlich ins Daseyn ruft. Die Fiktion eines omnipotenten Staates muß in sich selbst zerfallen, weil der gleiche Antheil Aller an dieser Omnipotenz unmöglich ist und die Vertheilung derselben an einzelne Organe der Volkssouveränität bei den vom Regieren Ausgeschlossenen Unzufriedenheit erzeugt. Das Recht kann man nicht wie reife Aepfel vom Baume schütteln.

Wo keine Rechtscontinuität möglich ist, da gibt es keinen Rechtsschutz. So wie die Entwicklung des öffentlichen Rechts in Frankreich vor sich ging, war der Polizeistaat das unabwendbare Ergebniß derselben. In diesem Sinne ist die russische Regierung die stärkste in der Welt, weil sie die polizeiliche Allmacht nicht bloß über alle öffentlichen, sondern auch über alle Verhältnisse des Privatlebens ausdehnt. Aber das Czarthum hatte gewissermaßen ein Recht auf den von ihm geübten polizeilichen Absolutismus; in Rußland gab es von Hause aus keine lebensfähigen Elemente der Volksfreiheit, sondern nur der Adelsherrschaft; der Andrang der wilden Horden aus den Steppen Nordasiens und der blutige Hader der innern Parteiungen ließen kaum einen andern Ausweg als eine gemilderte, in halbeuropäischen Civilisationsformen den bestehenden Verhältnissen sich anpassende orientalische Despotie.

In Frankreich war es zwar auch nicht leicht, den abgerissenen Rechtsfaden an dem rechten Ende wieder anzuknüpfen; immerhin aber fehlte es nicht an einer Menge vorhandener und in die Vergangenheit zurücklaufender Beziehungen, um damit die Gefahren der schwierigen Situation abzuwenden und sich innerhalb der gesetzlichen Schranken zu halten. Und wenn es ohne abermalige Revolution nicht abgehen konnte, so durfte man doch erwarten, daß das Land nicht unbarmherzig in die spanischen Stiefeln eines Leib und Seele vergewaltigenden Staatsmechanismus hineingezwängt würde. In der Broschüre: „die Revision der Verfassung," die aus der eigenen Feder Louis Napoleons stammt, kommt der Passus vor: „England hat weder einen Ludwig den Dicken, noch einen Ludwig XI., noch einen Ludwig XIII. gehabt, welche gegen die Barone einen hartnäckigen Krieg führen und ihre Festen schleifen konnten; England hat weder einen Philipp August, noch einen Ludwig XII., noch einen Philipp IV. gehabt, welche auf Kosten des Adels die Freiheiten der Communen erweitern konnten; England hat weder einen Carl VII., noch einen Heinrich II., noch einen Ludwig XIV. gehabt, welche die richterliche Einheit schaffen, die lokalen Gebräuche unterdrücken und alle Jurisdiktionen einem Staatsrath unterordnen konnten." Wir fragen indessen, was man für Frankreich mit all diesen königlichen Gaben anderes erreicht hat, als die allmählige Unterdrückung der Volksrechte, jeder Spur von Selbstregierung und den Sieg jener maßlosen Polizeigewalt, die sich im Umsturz verbriefter und beschworener Rechtzustände gefällt?

Die Lobredner des französischen Staatsstreichs deuten mit Fingern auf die gegenwärtige kritische Lage Englands, wo es kaum möglich erscheint, ein Ministerium mit einer starken Majorität im Parlament zu Stande zu bringen, wo man es für nöthig hält, sich durch umfassende Vertheidigungsmaßregeln gegen eine mögliche Napoleonische Invasion in Positur zu setzen. Wir gestehen gerne, daß wir diese Krisis nicht gering anschlagen, aber wir wissen auch, daß Großbritannien niemals stärker ist, als wenn es mit unglücklichen Verwicklungen zu kämpfen hat, daß das englische Volk nie opferwilliger und opferfähiger sich zeigt als im Unglück.

A. Heifferich.

Aus Norddeutschland.

Abend am Meere.

Auf dem Felsgestein am Strande sitz' ich einsam und allein,
Und mein Aug' sieht in die blaue Meerestiefe weit hinein;
Bis zur duft'gen stillen Ferne streckt sich sanft und weich das Meer,
Und mit leisem, langem Athmen woget langsam es einher.

Aus den Fluthen springet plätschernd Fisch auf Fisch, so silberblank,
Und der Seestern treibet schillernd in dem Sonnenstrahl entlang.
Drüber schwebt und schrillt die Möve, schießt herunter auf die Well',
Ihre schlanken Fitt'ge zucken wie ein Blitz so scharf und hell.

Auf dem Steine sonnt die Robbe ihre schweren, faulen Glieder,
Hebt den Kopf und blinzelt schläfrig, streckt sich aus und gleitet nieder.
Drüben ziehen Fischerkähne leise rudernd still einher,
Ihre braunen Segel hängen an den Masten schlaff und schwer.

Auf das Land, das dunkle, senkt sich jetzt der Sonne volle Gluth,
Meer und Himmel ruhen schämig eingehüllt in Purpurfluth.
Von den Kähnen schwebt ein leiser schwermuthsvoller Sang zur Höh',
Und mit Duft und Dämmer steiget still die Nacht aus tiefer See.

Lenzesmacht.

Ein Thurm hat gestanden in rollender See,
Der ragte so trotzig und düster zur Höh',
Der trotzte, ein alter, ein riesiger Held,
Dem Schicksal, der Zeit und dem Treiben der Welt.

Die Wogen umjagen und schlagen den Stein,
Sie regen ihn nimmer, sie sind ihm zu klein.
Die Stürme die hausen, umbrausen ihn rauh,
Es bleiben die Zinnen so fest und so grau;
Von Süd und von Nord und von Ost und von West,
Sie suchten ihn alle und fanden ihn fest.
Der Winter umschwebt ihn mit eis'ger Gewalt,
Es ragen die Mauern so glatt und so kalt.
Es kommen die Jahre vergeblich und gehn,
Der Thurm hat so viele, so viele gesehn.
So trotzet und schaut er in Fluth und in Land,
Und schaut in die Zeiten mit festem Bestand.

Da kommt nun der Frühling wie immer so schön,
Mit Lächeln durchzieht er die Thäler und Höhn,
Mit Lächeln besiegt er die See und den Sturm,
Mit Lächeln umschmiegt er den trotzigen Thurm.
Er klopft an die Mauern so liebend und leis,
Da will's ihn durchschauern so bang und so heiß;
Es drängt und umfängt ihn so mild und so süß,
Es schlüpft durch die Zinnen in's tiefste Verließ.
Da werden die Mauern so trüb und so naß,
Er denkt an die Zeiten, die längst er vergaß.
Bis zum innersten Kerne erbebet er schier:
O Frühling der Jugend, bist wieder du hier?

Wohl hat er gestanden in Welle und Sturm,
Er trozte mit Spotten der Zeit und dem Wurm,
Er trozte den tosenden Wettern umher,
Nun weiß er von kosenden Lüften nicht mehr;
Er kennt nicht und faßt nicht die süße Gewalt,
Er trozt nicht und trägt nicht. Der Thurm ist zu alt.

Da schüttert es bang durch das feste Gestein,
Es kann nicht ertragen den Sonnenschein.
Da schüttert es bang durch den alten Bau,
Er kann nicht ertragen die Lüfte so lau.
Da brechen die Zinnen, Gewölb' und Verband,
Es schauen ihn nimmer die See und das Land,
Es finden ihn nimmer die Zeit und der Sturm:
Der Lenz hat gebrochen den trotzigen Thurm.

Naturleben.

Einsam steht auf jähem Felsen hoch ein alter Tannenbaum,
Ferne, ferne sieht er duftig ziehn der dunkeln Wälder Saum;
Mächtig rauscht er, wild und düster, leise flüstert er und lind, —
Doch sein Rauschen und Geflüster, es vernimmt allein der Wind.

Es ergreift und es durchbebt ihn auf dem glühnden, nackten Stein,
In den Stamm, den alten rauhen, zieht's mit trübem Bangen ein.
Einsam ragt er hoch dort oben, lehnt sich nie im lust'gen Wald,
Ihn allein umhaucht der Frühling, ihn allein der Winter kalt!

Zu dem leisen, leisen Rauschen, das aus tiefem Thale steigt,
Hat er sehnsuchtsvoll und traurig sich vom Fels hinabgeneigt,
Und am Fuß des Felsens drunten sieht er sacht die Wellen ziehn,
Und er schaut in ihrem Spiegel eine Tanne still und grün.

Grüßend senkt die schlanken Zweige er hinab mit frohem Muth,
Und die Tanne hebt sich grüßend drunten in der klaren Fluth;
Grüßend eint der Nadeln Flüstern freudig sich zum vollen Chor,
Und erwiedernd steigt es flüsternd aus den Wellen sanft empor.

Schwermuthsvoll vom steilen Felsen hängt der alte Tannenbaum,
Schaut hinab zur Wellentanne schweigend, wie im tiefen Traum;
Aus den Fluthen lockt und winkt es so geheimnißvoll und traut,
Aus den Fluthen rauscht und klingt es sehnsuchtsvoll wie Zauberlaut.

Tiefer senkt er seine Zweige, tiefer schaut er, schwarz und still,
Zu dem Freund, an den er müde einmal nur sich lehnen will.
Tiefer sinkt der Stamm und tiefer, reißt die Wurzeln mächtig los,
Und mit wildem Rauschen stürzt er zu dem Bild im Wellenschooß.

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, Ende Februar.

Freiligrath gegen Kinkel.

Das jüngste amerikanische Dampfschiff hat verschiedene Nummern einer seit Kurzem zu Newyork neu erscheinenden deutschen Zeitung, „die Revolutian," mit herübergebracht, deren eine ein Gedicht Freiligroths gegen Kinkel, aber vielmehr gegen die van Kinkel in den Vereinigten Staaten betriebene deutsche Anleihe, enthält. Die Verse sind mehr als persönliche Invektive, es tritt in ihnen Fraktion gegen Fraktion auf, nnd wir holten sie darum, zur Beurtheilung der Spoltnngen und Parteinngen unter den Emigrirten, für hinlänglich bedeutsam, nm sie Ihren Lesern nachstehend mitzutheilen. Viele der lezteren wird es überraschen, wie gerode die extreme revolutianäre Partei es ist, welche Maßregeln, wie die jezt van Kinkel beliebten, auf's Schraffste nnd Entschiedenste desavouirt, und wie eben diese Partei über die Ereignisse der lezten Monate mit humoristischem Gleichmuth sich hinwegsezt. Vielleicht denkt sie wie Guizat, der bekanntlich gleich nach dem 2. December geäußert haben sall: »Le coup d'état, c'est le triomphe complet et définitif du socialisme!« und dann läßt sich allerdings begreifen, warum sie mit anscheinender Rathlasigkeit in die Faust locht, während überall sonst im demokratischen Lager Weinen und Wehklagen ist.

Das Gedicht wird übrigens, traz einer Menge lakaler (Londaner und Newyarker) Anspielnugen, allgemein verständlich seyn. Einzig zu bemerken wäre vielleicht, daß Kinkel, der zuerst in den nördlichen Stooten als Abolitionist auftrat, dann jedach (den neuesten Nachrichten zufolge) in den südlichen aller Gemeinschaft mit den Gegnern der Sklaverei entsagte, zu Detroit und anderswa auch Neger-Meetings für seine Anleihe abgehalten hat.

Sollte Freiligrath den in diesem ersten Briefe angedeuteten Plan ausführen, nnd sollten seine späteren Briefe an den Redakteur der „Revolution" (irre ich nicht, so war Jaseph Weydemeyer früher Mitherausgeber der zu Frankfurt am Main selig entschlasenen „Neuen deutschen Zeitung") ebensolls von allgemeinerem Interesse für die Heimath seyn, so werde ich, mit Ihrer Erlaubniß, gelegentlich fortfahren, sie Ihnen, ganz aber im Auszuge, mitzutheilen. Das Schauspiel ist gewiß ein eigenthümliches: ein deutscher Dichter, der, dem Vaterlande gezwungen fern, dennach die wechselnden Erscheinungen desselben treu im Spiegel seiner Verse auffangen will, um sie — nicht der Heimath oder dem Lande, das ihm ein Asyl gewährt, nein, um sie dem neuen Deutschland jenseits des Oceans, um sie den Landsleuten von der Mündung des Hudsan bis zu den Blockhäusern des fernen Michigan in bunter Reihe vorüberzuführen. Daß er nicht bloß negirend und dreinschlagend, daß er nicht selten auch freudig anerkennend dabei aerfahren werde, dafür scheint mir, so weit ich sie aus seinen Gedichten nnd van Hörensogen kenne, die Notnr dieses Dichters zu bürgen.

An Joseph Weydemeyer.

I.

London, 16. Jonuar 1852.

Die Muse, willst du soll zu raschem Fluge
Den Renner schirren und nicht länger träumen;
An deiner Pforte, wünschest du mit Fuge,
Sall mein aersprengtes Flügelroß sich bäumen.
Ach, „lieber Freund nnd Redakteur," (wie Ruge
An Heinzen schreibt,) zum Satteln und zum Zäumen
Des allzeit muth'gen, wenn ouch arg gehezten,
Sind wahrlich schlechte Zeiten diese lezten.

Deutlich zu seyn: du hörtest van den Thaten,
Die zu Paris verrichtet Bonaparte.
Der Biedre zählt nun zu den Potentaten;
Und der Messias, den die Welt erharrte,
Der rathe Mai, ward aan den Herrn Soldaten
Im Mutterleibe schan gewürgt: — Erworte
Bei sa bewandten kizlichen Geschichten
Ein Lied van mir, o Theuerster, mit nichten.

Keins wenigstens, das tallkühn praphezeite,
Wie ich vordem zu prophezeien pflegte,
Als (Ein Exempel nur!) von allem Streite,
Der Achtundvierzig froh die Welt bewegte,
Ich Sechsundvierzig schon in ep'scher Breite
Ein treues Bildniß ihr zu Füßen legte,
Und später dann, ols Sieg durch Deutschland gellte,
Warnend den Umschlag auch var Augen stellte.

Wie damals zwar, so hab' ich jezo auch
Von dem, was seyn wird, allerlei Gesichte;
Bin ich zu Haus doch, wo bei jedem Strauch
Ein „Spoikenkieker" steht und Vargeschichte
Sieht und doeirt im fahlen Halderauch;
Dach walle nicht, daß dießmal ich berichte,
Was sich mir dargestellt: die Sachen liegen
Dennoch verzwickt — der Beste konn sich trügen.

Und darin, ich gesteh' es, **bin** ich eitel: —
Ungern, höchst ungern möcht' ich mich blamiren;
Ungern, höchst ungern von der Dichterscheitel
Des Prophezeiers Lorbeerkranz verlieren.
Ich bin nicht wie die Herren, die mit **Beutel**
Und Schwert bis über'n Ocean hausiren,
Die bei den Negern selbst noch „Heu" und „Moos" gehn,
Leichtsinnig sprechend: „Morgen wird es los gehn!

„Wird — heißt das: kann! — Ja doch, schon Februar,
(Warum denn Mai erst?) kann es sich begeben.
Wir celebriren auf den Tag dieß Jahr
Das alte durch ein neues Schilderheben.
Doch — Bürger, Freunde, Brüder! — Eins ist klar:
Der Nerv der Dinge noch fehlt unserm Streben.
Einzig der Dollar hilft ihm auf die Beine: —
Ihr wünschtet, Brüder, wie viel Int'rimsscheine?

„Wohl garantirte! Zwar, die Nation
Gab kein Mandat uns, Anleih'n auszuschreiben:
Indeß, die Gute muß bestät'gen schon,
(Im Februar!) und darf Nichts hintertreiben.
Denn Unser wird die Revolution,
Die zweite, seyn und Unser wird sie bleiben —
Schon weil die erste wir (wie unbestritten!)
So wunderschön verfahren und verritten.

„Schon theilten wir die Stellen brüderlich;
Bereit ist Alles — bis auf euren Segen.
Drum in die Tasche greife Jeder sich:
Wer seinen Beutel zieht, der zieht den Degen.
Es ist so gut, als trozt' er Hieb und Stich,
Als hielt' er Stand im ärgsten Kugelregen.
Er ist, wie wir, Held und Apostel eben —
Und alte Sünden gar sey'n ihm vergeben!"

O Tezel, Tezel! Nicht durch Ablaßzettel
Wirfst du der Freiheit Feinde über'n Haufen!
Kein Thron annoch fiel nieder durch den Bettel!
Die Revolution läßt sich nicht kaufen!
Du machst das wilde, stolze Weib zur Vettel;
Von Thür zu Thüre lässest du sie laufen,
Den allzeit offnen Ranzen um die Lenden,
Und den bekannten Teller in den Händen!

Das ist die Hohe nicht, die wir verehren.
Die liegt zur Zeit gebunden und im Staube;
Die ballt die Faust auf modrigen Galeeren,
Zerweht das Haar, zerfezt die Phrygerhaube;
Die trägt am Leibe Wunden, Striemen, Schwären;
Die kann dir sagen (kalt und kühl, das glaube!),
Wie heiß die Sonne Nukahiwa's brenne,
Und „wo der Pfeffer wächst," — der von Cayenne.

Die schweift allein mit sich und ihrem Zorn,
Achtlos, ob man sie lobt, ob man sie schmäht.
Die sezt von ihrem Haupt nicht Dorn um Dorn
In Thaler um und Popularität.
Der ist ihr Elend nicht der Wiesenborn,
An dem sie lächelnd, ein Narcissus, steht
Und Toilette macht. — Wie? — C'est selon:
Bald für die Kneipe, bald für den Salon.

Die wimmert nicht, zum Nutzen und zum Frommen
Der „Republik," mit Candidatenstimme;
Die wartet still, bis ihre Zeit gekommen —
Und dann erhebt sie sich mit Löwengrimme,
Und nimmt sich wieder, was man ihr genommen,
Und, ob das Estrich auch in Blute schwimme,
Sie wandelt fest auf den zerrißnen Sohlen —
Denn ihre Schnellkraft liegt nicht in Obolen!

Dann — aber halt! wohin, o milde Leier,
Verirrst du dich? Ich wollte ja nur sagen,
Daß ich als Wecker und als Prophezeier
Nicht dienen kann in diesen lezten Tagen;
Doch daß ich gern, o Freund und Weydemeyer,
(Wenn anders meine Verse dort behagen)
Durch minder kühne Lieder und Berichte
Dein jugendliches Feuilleton verpflichte.

Als zum Exempel: — Literatur und Kunst
Stehn jezt in Deutschland wieder sehr im Flore;
Ulm Rhein und Elbe mit erneuter Brunst
Lobsingt Apollo sammt der Musen Chore;
Manch edler Sänger freut sich hoher Kunst,
Lyrik und Drama ziehn durch goldne Thore
Heim zu den Unsern; breit und wachtelhündig
Wacht der Roman auch an, drei mal dreibändig.

Wie wär' es, Freund (und Redakteur), wenn diese
Und andre Dinge manchmal wir besprächen;
Wenn wir daheim auf der beblümten Wiese
Hier einen Speer, dort eine Dolde brächen;
Wenn wir gelassen (niemals mit Malice)
Nach jedes Strohmanns hohlem Wanste stächen,
Der den Parnaß tritt mit den plumpen Fersen —
Natürlich Alles in den schlanksten Versen?

Die Sache scheint dir sonderbar; indessen,
Seit junge Blätter der Olive sprießen,
Läßt sich am Besten nach von den zwei Messen
Auf Politik und Leben bei uns schließen;
(Bierhäuser freilich sollt' ich nicht vergessen —
Doch darf für **uns** in Deutschland Bier jezt fließen?)
Drum, schreib' ich auch nur literarisch-kritisch,
Würd' es am Ende dennoch wohl politisch.

Ferdinand Freiligrath.

Paris, Februar.

(Schluß.)

Die Cameliendame. — Octave Feuillet.

Dumas, der Sohn, gesellte sich einen tüchtigen dramatischen Zimmermann bei, der schon mehr als Einem Literaten von bedeutendem Namen geheime Helferdienste geleistet hat und weniger darauf sieht, daß er genannt, als daß er bezahlt werde, und verarbeitete unter dessen Anleitung den ohnehin pikanten Stoff zu einem anziehenden, an Leben, an Bewegung reichen und von sprühendem, wenn auch gehaltlosem Geist durchzuckten Schauspiel. Das Stück heißt wie das Buch, dem es entspricht, die Cameliendame, und schon dieser Titel wurde offenbar in der Absicht gewählt, daß er einen aristokratischen Duft verbreite; denn diese prachtvolle, wiewohl kalte Blume ist zu einem hochadeligen Frühling, mag er nun zwischen vier Gartenmauern oder an dem Fenster eines wohleingerichteten Empfangzimmers hergestellt seyn, unentbehrlich. Sie wird daher auch von den Literaten, die bis an's Ende aller Vorurtheile die Affen der von ihnen geschaltenen Aristokratie sind, als die Königin der Flora phrasenreich gepriesen, und alle Federn, die auf den Beifall des Faubourg St. Germain und seiner finanzmächtigen Nebenbuhlerin, der Chaussée d'Antin rechnen, haben der Camelia den Thron der Rose zugesprochen. Die Cameliendame heißt in dem Stück nicht Marie Duplessis, es ist seit dem Tode der berühmten Sirene zu kurze Zeit verflossen, sondern Margarete Gautier. Sie wird zwischen den Drang ihres Herzens und das Ungemach ihres Standes eingeklemmt; sie ist eine feile Dirne und gilt dafür, aber sie liebt rein und uneigennützig einen Mann, der sie wieder liebt. Sie tritt von der Bühne, wo sie bisher die erste Rolle spielte, froh zurück und wirft sich in die Arme ihres Freundes und lebt mit ihm in glücklicher Einsamkeit; allein der Vater ihres Geliebten kommt während dessen Abwesenheit zu ihr, und der zitternde Greis beschwört sie, nachdem er erst gedroht, mit gefalteten Händen, sie möge ihm seinen Sohn zurückgeben; man kenne in seiner kleinen Vaterstadt das Leben, das er führe, und er sey, wenn er sich nicht schnell von ihr trenne, in seiner Heimath der Verachtung aller Welt verfallen und die Schande werde auf sein väterlich Haus überfließen. Sie läßt sich überreden, und da es für sie kein anderes Mittel gibt, sich dem jungen Manne, der mit Leib und Seele an ihr hängt, zu entziehen, als sich von neuem in das Meer der Verachtung zu stürzen, aus deren Fluth sie durch die Liebe gerettet worden, so kehrt sie zu ihrem früheren Gewerbe zurück, nimmt die glänzenden Anerbietungen eines geistlosen, unzarten und übersättigten Millionärs an, die sie früher mit sarkastischem Uebermuthe zurückgewiesen hatte, und erscheint mit diesem goldstrotzenden Unhold in der Gesellschaft von ihresgleichen. Da trifft sie denn Armand Duval, der junge Mann, der sie liebte, vernichtet sie erst mit einem durchbohrenden Blick, spielt dann und gewinnt ungeheure Summen. Als endlich ein stattlicher Haufe von Banknoten vor ihm liegt, ruft er die Menge mit gellender Stimme zu sich heran; man umringt, man umsteht, man umgafft ihn, und als er einen hinreichenden Hof um sich sieht, wirft er den ganzen Plunder der armen Margarete zu Füßen und entschuldigt sich, daß er seine Schuld so spät abtrage. Dieser empörende Auftritt, der die Masse des Publikums elektrisirt, hat den baldigen Tod des durch eine langwierige Brustkrankheit bereits aufgeriebenen Mädchens zur Folge, das von allen erworbenen Schätzen nur so viel übrig hat, um ihren Sarg und das hölzerne Kreuz ihres Grabes zu bezahlen. — Dieser dramatisirte, von blendenden Festen und theatralischem Zubehör ähnlichen Stoffs durchschossene Roman ward von der Kritik im Allgemeinen sehr wohlwollend besprochen und der Zunft, zu der die Heldin des Stücks gehört, in einem Style, der mit Rosenöl und Moschus getränkt, mit Rauschgold und Glasperlen überhängt und in die Rhetorik einer verfeinerten Wollust eingetaucht ist, eine Art Berechtigung in der bürgerlichen Gesellschaft vindicirt. Daß die Courtisane ein nützliches und nothwendiges Mitglied des Staates, die beste Lehrerin der Jugend in der Gymnastik des Lebens und, wie in der alten Welt, die angemessene Begleiterin der freien Denker sey, wird nicht gerade ausdrücklich behauptet, aber diese Klasse von Frauenzimmern wird uns so verklärt geschildert, die Rolle derselben, in dem was sie Anziehendes haben mag, so hell beleuchtet, ihre abstoßende Seite dagegen so geschickt verschleiert, der Geist und die Grazie, mit denen einige dieser Wesen ausgerüstet sind, so stark betont und so hoch angeschlagen, die Scheidewand zwischen ihnen und den ehrbaren Frauen der höhern Stände, deren Sittenkorrektheit man natürlich der Mehrzahl nach bezweifelt und verdächtigt, so perfid durchbrochen oder gelockert und für die Verlassenheit, in der sie sich befinden, wenn die Zeit ihres Glanzes einmal abgelaufen ist, das Mitgefühl weicher Seelen so pathetisch in Anspruch genommen, daß der arglose Leser, daß die ungewarnte Leserin zur Sympathie für diese verirrten Geschöpfe sich fortreißen und für die Poesie ihres Looses zu schwärmen sich unvermerkt verleiten lassen. Selbst die größten Dichter haben sich darin gefallen, in den verlorenen Töchtern der Erde den göttlichen Funken ächter Empfindung aufzusuchen, und freuten sich, wie

Mahadö, durch tiefes Verderben ein menschliches Herz zu finden; aber in Paris wurde von Manon Lescaut an bis auf die Typen der jüngsten Tage dieses Thema wirklich bis zur Erschöpfung ausgepreßt. Und nicht blaß die flatten Jünger einer ausgelassenen Romantik, die ihren Stolz darein setzen, jedem ungezügelten Drang, jeder regellasen Erscheinung das Wort zu reden, auch die vorsätzlich tugendhafte Belletristik hat in dieses Gehege sich gewagt. — Octave Feuillet, der, nach dem Beispiel und Varbild Alfred de Mussets, dramatische Sprüchwärter schreibt und von denen, die er in den lezten Jahren durch das Organ der Revue des deux mondes dem Publikum vorlegte, kürzlich eine Sammlung veranstaltet hat, bemächtigte sich dieses Staffes zum Nutzen und Frommea der Familie und der Religian. Die dramatischen Spiele van Octave Feuillet sind äußerst feine, gefeilte, gemeißelte, salanfähige Arbeiten, voll richtiger Beabachtung und treffender Momente, in denen die weitiichen Vartheile der Ehe und Häuslichkeit auch für die höchsten Schichten der Gesellschaft nachgewiesen werden. Sein Dialag ist höchst fließend, gewandt und geistvall und die Persanen bekämpfen sich alle mit platanischer Anmuth und Höflichkeit. Darin besteht auch das Hauptgebrechen dieser liebenswürdigen Gestaltungen; diese Personen, die dach sehr häufig nicht einig sind, sich aft widersprechen und manchmal in ernsten Widerstreit gerathen, lassen sich niemals völlig gehen, kommen nie außer sich und befalgen immer mit ängstlicher Treue die Gesetze eines Zweikampfs, in dem es aon vorn herein ausgemacht ist, daß sich niemand etwas zu leid thue. In Maiières Misanthrop ist im Grund nicht mehr äußerliche Handlung als in den Sprüchwörtern Feuillets. Allein die Köpfe werden heiß, die Augen werden wild und die Zungen fahren las. Es geht heftig und hitzig zu und man sieht es, man hört es den Leuten an, daß sie warmes Blut in den Adern haben. Die Persanen Octaae Feuillets haben alle mehr Geist als Blut, was auf Erden nicht füglich angeht. Ich nehme eine höchst finstere Verschwörungsgeschichte aus, die der Verfasser im deutschen Mittelaiter aorgehen läßt, und die er deßwegen mit einigen schaurigen Späßen und fabeihaften Gräuelthaten, aber nicht mit dem Geist, der seine übrigen Stücke belebt, versehen hat. Auch in Deutschland, dach in unsern Tagen spielt seine Eriäsung, die dramatisirte Geschichte einer änßerst reizenden Donna, die zugleich Caurtisane und Schanspielerin ist und, nachdem sie dieses Leben satt hat, sich bekehrt und in den heiligen Banden der Ehe den Versuch eines tadellasen Lebens macht. Das ist, wie man sieht, iaeder im Leben nach im Gedicht neu; neu ist dagegen das Deutschland, das Octave Feuillet uns aarzaubert. Octave Feuillet wird es vielleicht schneller zur Akademie bringen als sein Vorbild und Vorgänger Alfred de Musset, der diese Wache nach langer vergeblicher Bewerbung gewähit worden ist. Musset hat sowahl in seinen Schriften als in seinem Leben nicht immer das rechte Maß gehaltea, und darum hat ihn die Akademie, trotz seiner unbestreitbaren Anlagen und Verdienste, sa lange warten lassen. Wenn es so wahr wäre als man behauptet, daß die Akademie nur eine Invalidenanstalt ist, so hätte Musset längst in diesem Prytaneum einen Ehrenplatz verdient, denn schan lange ist es her, daß er dienstuntauglich ist für seine Kunst.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 11. 14. März 1852.

— Now are the youth on fire,
And silken dalliance in the wardrobe lies;
Now thrive the armourers, and honour's thought
Reigns solely in the breast of every man;
For now sits Expectation in the air.

Shakespeare.

Sechs Wochen Kriegsleben im Frieden.

Natürliche Erinnerungen aus einer unnatürlichen Zeit.

(s. Nr. 264—269 1851.)

II.

Am Schlusse des ersten Abschnitts dieser wahrhaftigen Geschichte fuhr ich mit dem zweiten Aufgebot Mobilisirter schlafend in die Festung ein, wo mein Bataillon sich sammeln sollte.

Erst das laute Rollen und starke Stoßen des sonst überaus bequemen Wagens brachte wieder ein gewisses Bewußtseyn in meine fünf Sinne; durch das plötzliche Anhalten erwachte ich hell, und siehe da, wir waren durch die Vorstädte und Straßen der Stadt bereits bis zum Posthause gelangt. Nun ging es schier kopfüber aus dem Wagen auf den Flur; an Abschiednehmen dachte niemand; man raffte nur sein Gepäck zusammen und besorgte sich einen Träger. Und so fand auch ich mich denn nach wenigen Minuten in Begleitung eines Knaben, der meinen Reisesack trug, in den schmutzigen, winkelvollen Straßen. Der Kleine schleppte schwer an meinen Habseligkeiten, aber er trug tapfer und mit einem gewissen Stolz, und altklug ermahnte er mich noch zur Eile, denn es kämen jeden Augenblick neue Fremde und die Hotels seyen voll bis unter die Dächer, bis in die Höfe.

Im ersten Gasthof, zu dem wir gelangten, musterte man mich und das geringe Gepäck ziemlich mißtrauisch und bot mir auf meine ernstliche Forderung eines bestimmten Ja oder Nein endlich das „einzige noch übrige" Zimmerchen auf dem Hofe, gegenüber den Remisen und Stallungen an. Da ich nun weder Leder- noch Pferdegerüche besonders liebe, dankte ich freundlich und achselzuckend und ging weiter. Im zweiten Hotel hatte ich mehr Glück. Irgend ein edles Mitglied irgend einer der unzählbaren damaligen hochpreislichen Kommissionen hatte den sinnreichen Einfall gehabt, im Augenblick meines Eintretens abzureisen. Ich ging also, da wir ja doch einmal im Kriegszustande und auf Handstreiche angewiesen waren, ganz bedächtig die Treppe hinauf, ließ mein Gepäck in's offene Zimmer legen, bezahlte den Kleinen, warf den Mantel auf einen Stuhl und sah mich höchst selbstzufrieden um, ohne ein Wort zu sagen, ohne auf das verblüffte Gesicht des Oberkellners zu achten, der mir nachgestürzt kam. „Sie wünschen ein Zimmer, mein Herr?" fragte er athemlos. — „Ich befinde mich hier ganz wohl," antwortete ich, „vorausgesezt, daß erst wieder Ordnung drin ist." — „Aber, mein Herr," sprach er, „es ist bestellt." — „Gerade Nr. 26?" fragte ich. — „Das eben nicht," stotterte er. „Allein der Herr so und so von P. auf P. und zu P. haben ein Zimmer auf heute Abend bestellt und wir haben

nur dieses." — „Unsinn!" versezte ich ganz freundlich. „Sie, ein gewandter Mann, werden doch bis heut Abend noch sonst Rath schaffen. Es reist ja sicher noch jemand ab." — „Freilich," bemerkte er und fuhr sich mit der Hand über die sauber gescheitelten glänzenden dunkeln Haare, „es reist noch ein Herr, doch wird dadurch nur ein Hinterzimmer frei und —" — „Und der Herr von P. u. s. w. wird dort zufrieden seyn müssen," unterbrach ich ihn. „Diese Straße da wird der alte Herr zur Genüge kennen und in dieser Zeit hat Noth kein Gebot." — „Alter Kunde — sehr reizbar — höchst ungern abweisen — verlieren — leicht ärgerlich — alter Kunde —" murmelte der Unglückliche.

„Mein Freund," sprach ich mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt, warf einige Papierschnitzel vom Sopha und sezte mich, „Sie zeigen einen höchst bedenklichen Patriotismus, indem Sie gegen einen Vaterlandsvertheidiger so ganz seltsame, ich möchte sagen unvernünftige Schwierigkeiten machen. Lassen Sie das; es könnte Ihnen schaden. Ich bin jezt hier; ich habe das Zimmer. Was geht mich der alte P. von, zu und auf P. an? Also zuerst schließen Sie die Thür, dann frisches Wasser und ein Handtuch, darauf Speise und Getränk unten im Saal. Die Speisen sind mir gleichgültig, vorausgesezt, daß ich keinen zerschnittenen und gewärmten Braten erhalte. Als Wein können Sie mir Port oder herben Ungar geben. Behandeln Sie ihn aber in Betreff seiner Temperatur mit einiger Rücksicht auf einen geläuterten Geschmack. Während ich esse, kann hier gereinigt und geheizt werden. Also — was stehen Sie?" — „Bitte — ja wohl — zu Befehl — augenblicklich!" sagte er verwirrt und stürzte aus der Thür, ohne Zweifel in der bittersten Verlegenheit, ob er mich für den Satan oder nur für einen merkwürdig unverschämten und doch unwiderstehlichen Menschen zu halten habe. Vermuthlich dachte er an den ersteren und theilte diese Ansicht den übrigen dienstbaren Geistern mit. Denn das Mädchen, welches mit Wasser und Handtuch erschien, knirte nur ganz schweigsam, ließ einen scheuen Blick über mich hinstreifen und machte sich dann eilig davon; der Hausknecht, der mit Holz und Kohlen kam, hätte auf meine allerdings etwas ärgerliche Frage: ob man meine Weisung nicht verstanden? beinahe den Korb fallen lassen und zog sich rückwärts und stumm durch die Thür zurück. Und ich lachte herzlich über all diese Thorheiten. Lieber Gott! ich habe gar nichts Imponirendes an mir, und doch imponirte meine Bestimmtheit, mein etwas überlegener, halb spöttischer, halb unverschämter Ton all diesen sonst selbst so unverschämten Bestien. So sind aber deine Kreaturen, lieber Gott, welche die Anmaßung haben, auch eine Art Menschen seyn zu wollen!

Als ich meinen sehr simpeln Namen in's Fremdenbuch schrieb, gab es neue Verwunderung; meine „Vaterlandsvertheidigerschaft" hatte man überhört oder hielt sie für erdichtet und war dagegen augenscheinlich auf den anständigen Titel eines im tiefsten Incognito reisenden regierenden Herrn gefaßt. Da jedoch mein Wesen sich gleich blieb, verharrte man in der einmal angenommenen verblüfften Artigkeit, berief mich nach kurzer Zeit in den Speisesaal und der Oberkellner bediente mich höchst eigenhändig. „Hm, auch mobil gemacht?" fragte er sich räuspernd. Mein titelloser Name reizte ihn zu einiger Vertraulichkeit. Ich nickte und aß. „Ah, der Herr Lieutenant wollen sich hier equipiren? Aber das wird schwer halten," meinte er. — „Bin kein Lieutenant," versezte ich und aß. „Ah —" sein Ton sank — „also Unteroffizier?" Ich nickte und trank. „Kellner, Sie haben ja den Pfeffer vergessen." — „Sogleich! Jean, den Pfeffer für den Herrn!" Er sezte sich an denselben Tisch und spielte mit einer Zeitung, denn es war noch leer im Saal und nichts für ihn zu thun. „In der Landwehr?" fragte er. Ich nickte und zerschnitt das lezte Stück Brod. „Kellner, einen Zahnstocher!" — „Sogleich! Jean, die Zahnstocher!" — „Im zweiten Aufgebot, Herr S.?" Er betonte meinen Namen sehr scharf. — „Mein Freund," bemerkte ich, „langweilen Sie mich nicht. Ich kann mich ganz gut selbst unterhalten. Oder haben Sie hier ein Fragebureau?" Er fuhr zusammen; es war wieder der Ton des möglicherweise incognito reisenden Herrn; er stand auch auf. „Genieren Sie sich nicht," sagte ich human. „Bleiben Sie und sagen Sie mir, ob Sie hier einen General so und so kennen?" — „Freilich," versezte er. „Das ist ja der zweite Kommandant." — „Schon gut," antwortete ich, „und wo wohnt er?" — „In der alten Kommandantur am untern Markt," war die Antwort. „Doch, wenn Sie sich dort melden wollten, jezt treffen sie den Herrn General nicht. Er ist noch im Zeughaus, hier ganz in der Nähe." — „So!" meinte ich, „da kann ich ihn dort finden; desto besser." — „Erlauben Sie mir die Bemerkung," sprach er, „daß er im Dienst für einen sehr grämlichen alten Herrn gilt." — „Nun, für mich hat das nichts zu bedeuten," entgegnete ich. — „Ah, Sie kennen den Herrn General schon?" fragte er. — „Ja, zufällig," bemerkte ich, stand auf und nahm meinen Hut; „da er mein Onkel ist, muß ich ihn wohl kennen."

„O du Donnerwetter!" rief er und drehte sich auf dem Absaz um, sey es, daß ihn der Schreck zu diesem kraftvollen Ausruf brachte, weil er sich in der Nähe eines Generalsneffen so gänzlich hatte gehen lassen, sey es, daß er sich freute, mir das Vorderzimmer nicht abgeschlagen zu haben. Vielleicht war's auch beides; das Resultat zeigte sich jedenfalls ziemlich klar: er war die Höflichkeit selbst, holte mir eigenhändig meinen Ueberzieher und war mir beim

Anziehen eigenhändig behülflich. Uebrigens habe ich den Leser für ihn jenes Kraftausdrucks wegen um Verzeihung zu bitten; er konnte ihm nur im gänzlichen Vergessen seiner Bildung und in der ungewöhnlichsten Ueberraschung entfahren seyn. Monsieur François war sonst ein höchst polirtes, mit allen Fehlern und allen Vorzügen dieser Menschenklasse ausgerüstetes, ziemlich erträgliches Wesen. Er hatte nur in dem Drang des damaligen unerhöeten Fremden- und Gästezugs hin und wieder einmal den Kopf verloren, fand ihn aber regelmäßig bald wieder und verbesserte die früheren Dummheiten dann so gut wie möglich, was alles mehr ist, als man von dem größten Theil der übrigen so oder so in Thätigkeit gesetzten Menschen sagen kann.

Diese Reflexionen habe ich natürlich erst viel später gemacht, denn damals lachte ich nur und ging meiner Wege zum alten Zeughaus und zum alten Oheim General. Auf den Straßen wimmelte es von den einberufenen Leuten. Uniformen trugen freilich noch nicht viele, allein unter fünf Begegnenden fand man sicher vier Männer von fünfundzwanzig bis zu dreißig Jahren mit bereits wieder dienstlicher gerader Haltung, mit gleichmäßigem Schritt, mit sprossendem Bart. Auch zeigten die meisten irgend ein Kleidungsstück, welches sie aus ihrer früheren Dienstzeit in's bürgerliche Leben hinüber genommen, aufbewahrt und jezt wieder hervorgesucht hatten. Die dunkelgrauen Beinkleider mit den rothen Streifen, die Feldmützen der verschiedenen Truppengattungen, der Infanteristen und Artilleristen, der Kürassiere und Dragoner, der Husaren und Uhlanen waren überall zu sehen. Einige kamen auch bereits in Uniformen, Waffen und Lederzeug rasch übergeworfen, die Civilkleidung auf dem Arm, andere im bürgerlichen Anzug, aber bepackt mit den Militäreffekten. Diese Leute alle waren eben eingekleidet worden. Wieder andere drängten an ihnen vorüber, um ihre Ausrüstung erst zu empfangen, und so bewegte sich das Getriebe und ward immer dichter, je mehr ich mich dem Zeughaus näherte. Da mehrten sich Gehende und Kommende so, da standen die Gruppen so dicht, daß man kaum hindurch konnte; da plauderten und lachten, redeten und lärmten sie und begrüßten sich so laut, so jauchzend, so unbekümmert, daß es eine Freude war und man sein eigen Wort nicht vernahm. Da liefen auch mir die alten Bekannten und Kameraden dutzendweise entgegen. „Grüß dich Gott! — Guten Tag! — Bist du auch da? Oh zum Teufel, haben sie dich auch fest? Nun, den teifffst du auch, und den — die werden sich freuen! — Ei wie ist's denn dir so lange ergangen? — Höre, alter Junge, komm wieder zu uns zum ersten Aufgebot! Ich sage dir, die Alten sind alle wieder da, eine fidele Bande! Wir wollen gründlich lustig seyn."

Das Herz schwoll mir und ward ordentlich schwer, wie ich die Reden hörte und um mich sah. Es stand da allerdings eine „fidele Bande" zusammen, all die Alten! Mit denen hatt' ich studirt, mit jenen während meiner freiwilligen Dienstzeit Bekanntschaft gemacht, die hie und da, auf Reisen, im Ausland, im Inland, bei Festlichkeiten, auf der Jagd, kurz allerwärts kennen gelernt. Ich erstaunte ganz heimlich über diesen großen Kreis meiner Bekanntschaften, denn früher wenigstens ging ich so gleichgültig an den Menschenkindern vorüber, wie kaum ein anderer. Aber wenn man wie ich Jahr aus, Jahr ein in einem ziemlich abgelegenen, beschränkten und in seinen Grenzen, in seinem Volksleben und Wesen genau abgeschlossenen Bezirk lebt und sich bewegt, so wird man nach und nach und fast ohne ein besonderes Aufsuchen und Umthun mit einer unglaublichen Menge von Leuten bekannt, man läßt so zu sagen die gesammte Bevölkerung allmählig einmal an sich vorbeipassiren. Und wie ablehnend und gleichgültig man sich da auch thörichter Weise verhält, es bleibt doch überall ein Endchen Freundschaft, Bekanntschaft, Interesse zurück, wo man später wieder anknüpfen kann.

Nun stand ich da, mitten darunter, drückte dem die Hand, gab jenem seinen alten halbvergessenen Kneipnamen, plauderte und lachte, scherzte und erkundigte mich, bedauerte die Unmöglichkeit meines Uebertritts zu ihrer Gesellschaft und fluchte über mein miserables Bein, das an dem allen Schuld war. Von Politik war in diesem Kreise jezt keine Rede; der äußern Verwicklungen ward noch gar nicht gedacht, nicht gehofft, nicht geprahlt, nicht gesorgt noch gefürchtet. Man war beisammen, weil man gerufen war, man ging einstweilen, weil man mußte, man that seine Pflicht, weil es sich so schickte, weil in uns allen ein bei unsern Militäreinrichtungen sehr natürlicher Tick steckt, ein gewisser Gehorsam, eine Art von fast zur Natur gewordener Subordination, die gleich wieder hervorspringen, so lange wir auch inzwischen aus dem wirklichen Dienst entfernt geblieben. Jezt waren wir im Anfang einer neuen Dienstzeit, die Uhr schlug eben die erste Nachmittagsstunde, zu welcher Zeit die meisten herbestellt waren, und da war man pünktlich und einstweilen nur Soldat.

Inzwischen fiel mir allmählig denn doch der Grund meines jetzigen Hieherkommens wieder bei und ich machte mich los, um meinen ehrenwerthen Onkel General aufzusuchen. Wie lebhaft es auch vor dem Zeughause war, gegen die Bienenkorbthätigkeit drinnen war es nichts. Auf dem einen Hofe musterte man Artilleriepferde, auf dem andern wurden die großen Festungsgeschütze, die vor kurzem erst aus den Händen der Gießer und Bohrer hervorgegangen waren, auf das sorglichste besichtigt und untersucht. Auf andern Stellen sezten sie die Gewehre zusammen, die ihnen aus den innern Räumen zugetragen wurden, und überall

schwärmte es von blauen Waffenröcken und leinenen Arbeitsjacken.

Als ich endlich bis zum großen Thor des Gebäudes gelangt war, fragte mich ein heraustretender Offizier in barschem Ton, wohin ich wolle und was ich hier zu suchen habe. Als ich artig erwiederte, ich wünsche den General P. zu sprechen und erlaube mir die Frage, wo ich ihn finden werde, versetzte er eben so barsch nach einem langen, verwunderten, musternden Blick, daß ich den jezt nicht sprechen könne, da er noch beschäftigt sey. Es sey überhaupt wohl ein Mißverständniß; was ich denn mit dem Herrn General zu reden habe? Hier sey auch gar nicht der Ort. Ich habe mich auf der Kommandantur zu melden, im Büreau. Reklamationen übrigens nehme der Herr General nicht an. — Ja, meinte ich, das sey alles recht schön und gut, aber auf dem Büreau und mit Reklamationen habe ich nichts zu schaffen. Und der alte Herr würde es mir nie vergeben, wenn ich ihm nicht gleich und persönlich guten Tag sagte. — Bei dem alten Herrn fuhr mein Mann verblüfft zurück. „Der Herr General P. läßt sich hier einmal nicht sprechen," bemerkte er in hohem Ton. „Wenn es dringend ist, können Sie es mir sagen. Ich bin Adjutant des Herrn Generals." — „Freut mich ausnehmend," entgegnete ich und lüftete den Hut, „aber Sie sind doch immer nicht mein alter Onkel." — „Sie sind der Neffe des Herrn Generals?" fragte er und musterte mich wieder. Er dachte vermuthlich: wie kommt der alte breitschultrige „Herr General" zu einem so schmächtigen Neffen? — „Freilich," antwortete ich mit einer Verbeugung. — „Aus A.?" fragte er examinirend. — Mir stieg das Blut in den Kopf und ich entgegnete: „Ja, aus A., Herr Lieutenant, wie Sie fragen; ich heiße S. und zwar Alfred, wenn Sie nichts dawider haben. Genügt das?" — Er verbeugte sich. „Wenn Sie also Ihren Herrn Onkel hier zu sprechen wünschen —" Ich verbeugte mich. „— so will ich hinaufgehen und ihm von Ihnen sagen. Er wird ziemlich bald zum Essen gehen." — „Mit Ihrer Erlaubniß werd' ich Sie begleiten," sagte ich und blieb an seiner Seite. „Der Eintritt mit Ihnen wird mir wohl nicht verweigert werden, und überdieß würde ich es durchaus vorziehen, mir zur Entree meines Dienstes in diesem liebenswürdigen Zugwind kein Nervenfieber auf den Hals zu ziehen." — „Aber Herr S. —" sprach er.

„Mit wem diskuriren Sie denn da so eifrig, H.?" rief eine rauhe Stimme von der Treppe herunter zwischen unsere Reden. Es war entschieden mein Onkel. Der Adjutant sprang zur Treppe und ein paar Stufen hinauf, ich ihm nach. „Herr General," sagte er, „es wünscht Sie ein Herr zu sprechen, Ihr Neffe, Herr S. aus A." — „So ist's, Onkel!" sezte ich hinzu. — „Oho!" rief er und bückte sich so tief, daß er unter den Vorsprung der Decke und zu uns hinab sehen konnte, denn er stand auf den obersten Stufen der Treppe und bisher hatte ich nur seine Beine gesehen. Jezt, wie ich das bekannte rothe Gesicht erblickte, sprang ich hinauf und stand bald neben ihm. „Sie entschuldigen, meine Herren," sprach ich zu einigen nahe stehenden Offizieren, „daß ich mich so hereindränge. Mein Onkel weiß jedoch, weßhalb ich ihn sogleich aufzusuchen pflege. Und die Situation drunten war zu mißlich, Onkel," fuhr ich fort und faßte seine Hand. „Du weißt, ich stehe nicht gern tiefer als die, mit denen ich verkehre, und du bist ohnehin größer als ich." — „Ah, bist du fertig? Geht das wie ein Mühlrad!" sagte er, drehte mich mit einem kräftigen Ruck gegen das schwache, durch trübe Fenster dämmernde Tageslicht und sah mir in's Gesicht. — „Ah, Satan! dacht' ich's doch, es müsse der Alfred seyn! Es juckte mir an der Hüfte, weißt du noch, du —?" Und er kniff' unbarmherzig mein Ohr. Ich lachte und er auch.

Die Sache ist nämlich, daß der Onkel vordem uns Kinder auf eine keineswegs herkömmliche und menschliche Weise anzufassen, emporzuheben, zu tragen pflegte. Bald faßte er uns bei den Beinen und warf uns so über seine Schultern, bald pact' er auch Kopf und Hals oder die Arme und machte dasselbe oder ein ähnliches Experiment. Einmal hatte er mich um den Leib gefaßt und wie ein Bündel unter den Arm genommen, so daß Kopf und Brust hinten, die Beine vorn niederhingen. Troz meines Zappelns, Sträubens und schlirßlichen Schreiens hielt er mich fest und promenirte mit mir im Zimmer auf und ab, bis ich, der unbehaglichen Situation vollkommen überdrüssig, ihn schweigend und herzhaft in's volle Fleisch biß. Das Weitere gehört nicht hieher; genug, daß wir seit der Zeit recht gut mit einander standen.

Während wir die Treppe hinabstiegen und das Zeughaus verließen, gab er diese Geschichte zum besten und brachte alle dadurch in gute Laune, sogar seinen grämlichen Adjutanten, der bisher auf dem besten Wege gewesen, mein Feind zu werden. „Was willst du aber eigentlich hier?" fragte er dann. — „Mobil gemacht!" sprach ich. — „Hoho!" meinte er, „na, das schadet dir übrigens gar nichts." — „Thuts auch nicht, Onkel," versezte ich. „Ich gehe mit gutem Willen. — — „Brav!" rief er und schlug mir auf die Schulter. „So mag ich's leiden. Der König ruft, da sind wir alle da. Hast du dein Billet schon?" fragte er dann. — „Billet? Was für ein Billet?" — „Nun, dein Quartierbillet." — „Den Teufel hab' ich!" rief ich; ich gewöhnte mich bereits an die kräftige militärische Sprache. „Ich werde kein Narr seyn und mich zu irgend einem Schuster, Gerber oder Kürschner in's duftige Zimmer legen lassen." — „Ei, seht doch die Zierpuppe!" sprach er und blieb stehen. „Aber ich nehme dich nicht, mein Bursch, verlaß dich darauf."

— „Ist auch gar nicht nöthig," erwiederte ich kaltblütig. „Ich habe mir schon selbst ein Quartier im Adler erobert." Und ich erzählte zu seinem nicht geringen Ergötzen die Geschichte meines fürstlichen Auftretens. — „Ich hoffe," sagte er endlich wieder ernsthaft, „daß mein Schwager zu vernünftig ist, um dir das Geld zu solchen Ausschweifungen zu gewähren." — „Und doch ist er so unvernünftig!" lachte ich. — „Ja," sprach er und zog die Achseln und die starken weißen Brauen hoch in die Höhe und strich den dicken Bart, „da sieht man's nun. Dein Vater ist sonst ein so einsichtsvoller Mann, aber Weib und Kind machen uns alle zu Narren. Gott sey Dank, daß ich damit nichts zu schaffen habe!" Er ist nämlich nie verheirathet gewesen, obgleich er sonst weder Weiber noch Kinder haßt.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen kamen wir denn zur alten Kommandantur. Das große Gebäude schien Raum genug zu gewähren, um mich und meine ganze Familie dazu bequem darin zu herbergen. Doch sehen diese alten Giebelhäuser geräumiger aus als sie sind, und der Onkel General hat überdieß so viel um und an sich; wohlhabend wie er ist hat er nie nöthig gehabt sich in engen Räumen zu behelfen, und so fand ich denn das Haus voll und nicht eine leere Kammer. Auch liebt der alte Herr keineswegs „spionirende Verwandtenaugen" und hat daher bei gelegentlichen Besuchen nie einen seiner Angehörigen bei sich aufgenommen. Wohnen mögen sie, wo sie wollen, er gibt ihnen nur gut zu essen; denn schon seit er Major geworden und nach seinem Ausdruck kein „junger Flitscher" mehr ist, sondern eine Art von Familienhaupt seiner Offiziere und Soldaten, hält er sich seine eigene Wirthschaft, führt einen sehr guten Tisch und sein Keller ist auf's beste versehen. Im Gasthof, sagt er, speist man nur, um satt zu werden. Er will aber angenehm satt werden, beräth daher Morgens den Speisezettel mit seiner Köchin auf's Gewissenhafteste und begnadigt immer einige Untergebene oder Bekannte mit seiner Einladung zum Mittagessen; begnadigt, sag' ich, denn wie eine Gnade wird es aufgenommen.

Auch heute Mittag nahm eine kleine Gesellschaft ein höchst appetitliches Mahl ein und trank dazu vorzügliche Weine. Die Unterhaltung drehte sich in diesem Kreise freilich meistens um militärische Zustände und Vorkommenheiten. Der „Feldzug in Hessen" ward eifrig besprochen. Der Alte aber that zu dem allen nicht den Mund auf; er aß, er trank, er kaute in den Pausen auf den Spitzen seines Barts. Nur einmal, beim Dessert rief er: „Na, ich sag's Euch — ich —" Aber er schnappte ab und fuhr fort: „aber geht alle mit 'nander zum Teufel!" — „Und grüßt ihn von mir und sagt ihm —" platzte ich dazwischen. Die andern versuchten umsonst ihr Lachen zu verbeißen; der Alte sah mich mit einem Auge etwas schief an, hob dann drohend den Finger, verzog das Gesicht auch zum Lachen und sagte: „Du bleibst doch ein unverbesserlicher Taugenichts, du junger Hund! Wird die Geschichte denn nie vergessen?" — „Gott behüte, Onkel," versetzte ich, „es ist ja die beste, die du je geliefert hast." — Er lachte und füllte mein Glas. „Ich muß dir was zu thun geben," sprach er. „Da trink und trink, sonst kommen wir doch nicht von dir los. Nun aber einen andern Diskurs, ihr Herren. Der Militaria erfahren wir sonst schon genug. Was gibt es Neues? Nun, thu deinen Mund auf, Alfred, und erzähle von A." Ich that wie er wünschte.

Der erwähnte Gruß an den Teufel ist aber folgendermaßen zu verstehen. Mein Oheim, der trotz seiner Barschheit und Strenge die beste und gutmüthigste Seele von der Welt ist, leidet zu Zeiten an ein paar alten Kopfwunden ganz furchtbar und wird dann neben den Schmerzen von einer so tiefen Hypochondrie gequält und ist so aufgeregt und gereizt, daß er sich einzuschließen und vor aller Welt zu verbergen pflegt. Bei einem solchen Anfall hatte er in früheren Jahren einmal vergessen die Thür zu schließen; ein junger Offizier, der von dem allen nichts wußte, gelangte durch ein Versehen der Dienerschaft in das Zimmer des schier rasenden Alten und rapportirte irgend etwas, noch dazu ziemlich Gleichgültiges. Der Major fährt vom Sopha auf, läßt den andern gar nicht ausreden, schreit ihm entgegen: „Aber, Herr, Millionen Schock Donnerwetter! ich will ja das verfluchte Zeug nicht hören! Geht zum Teufel!" und wendet ihm den Rücken zu. Der Offizier geht betroffen und entrüstet; dem Alten aber kommt in den Sinn, daß er gegen einen durchaus Unschuldigen doch ganz ungehörig grob gewesen; er fährt daher an die Thür, reißt sie auf und schreit dem Gehenden nach: „He da, Herr Lieutenant!" Und als der Offizier, roth vor Aerger, auf's Neue vor ihm steht, spricht er zu ihm mit gerunzelter Stirn und wüthendem Ton: „Vergessen Sie aber nicht, ihn von mir zu grüßen, und ich käme auch bald genug. Ich danke Ihnen." Die Geschichte ist, wie bemerkt, bisher nicht vergessen, und bei den häufigen: „geht zum Teufel!" des Generals denkt der Angefahrene gemeinhin recht freundlich und friedlich: „ich will ihn grüßen."

So plauderten wir denn noch vielfach hin und her, da mein guter Oheim eine mir wenigstens höchst erklärliche und angenehme Vorliebe für das Dessert und für ein heiteres Gespräch beim letzten Glase Wein hat. Endlich aber sagte ich: „Und nun, meine Herren, erlauben Sie, daß ich noch eine mich berührende Frage thue. Wie steht es mit dem zweiten Aufgebot, dessen Mitglied Sie in mir vor sich sehen? Was wird daraus und was hat man mit

uns vor?" — „Ihr werdet Dienste thun," sprach gravitätisch mein sehr weiser Onkel. — „So Gott will, ja!" bemerkte ich; „denn hoffentlich hat man uns doch nicht um nichts zusammengeschrieben. Allein, ich meine nur, — wird sich bei uns auch alles so leicht und gut formiren, wie beim ersten Aufgebot? So viel ich weiß, hat bisher noch niemand an etwas weiteres bei uns gedacht als an den Namen und an die Kommandanten der Bataillone. Sind denn Offiziere da? Gibt es Stämme für die einzelnen Compagnien? Bedenken Sie nur, daß wir noch viel nothwendiger gediente und dienstererfahrene Leute brauchen als das erste Aufgebot. Unsere alten Burschen sind ja noch viel länger aus dem Dienst und der Uebung als jene. O Gott, wenn das nur nicht so eine Art Bürgerwehr von Anno 1848 wird, wo die vordern Leute den Hintermännern beinahe die Augen ausstachen! Ich sage Ihnen, davor hab' ich Respekt bekommen! Und dann — bleiben wir hier oder werden wir durch die Provinz vertheilt? In dem Fall leg' ein Wort für mich ein, lieber Onkel, daß sie mich als Kommandanten nach A. schicken. O wenn ich da nur acht Tage wirthschaften und requiriren könnte! Mein Gott! Onkel, gib mir noch 'n Glas Sect! Darauf muß ich trinken. Acht Tage nur — acht Tage! Dann mögen Sie mich zurückrufen, denn bis dahin hab' ich mein Schäfchen!"

„Du bist radikal toll, Bursch!" rief der Alte in das durch meine Narrheiten erregte allgemeine Gelächter. „Gott behüte meine ehrlichen und treuen Soldaten vor all den klugen Fragen! Sieh, mein Schatz, das geht nicht dich, sondern deine Vorgesetzten an. Laß du die nur sorgen und quäl' dich nicht und räsonnir' auch nicht. Zur rechten Zeit wird sich das alles zurecht ziehen." — Ich schüttelte lachend den Kopf. „Ich bin Thomas, Onkel." — „Laß das thomassen," sprach er gutgelaunt. „Du bist jetzt Soldat und mußt — juramus — juremus — na, wie heißt der Teufel? — schwören und glauben an das, was dein Vorgesetzter sagt. Subordination, Bursch! Glaube, und frage nicht so viel!" — „Hm!" machte ich und trank ihm lachend zu. — Lieber Gott! Wenn man so alles voraus wüßte! Was hätt' ich noch mit eben so gutem Fug und Recht fragen und bezweifeln können! Aber da bei uns von jeher viel geredet und gerühmt wurde, so ist oder war auch der Glaube groß in Israel und Zweifel wäre Sünde gewesen. Ich aber hasse wie ein rechter Christ gleichfalls die Sünde. Ich zweifelte nicht — behüte Gott! Meine Reden waren damals nur lustige Einfälle.

„Was die andere Frage nach Ihrem Verbleiben betrifft," sagte der alte Platzmajor, „so kann ich Ihnen mittheilen, daß Sie sicher nicht hier bleiben und noch weniger vertheilt werden. Mein Freund F., Ihr Bataillonskommandeur, meinte, das Bataillon käme nach M." — „Aber weßhalb?" fragte ich. Er zuckte die Achseln. „Vielleicht um die vielen Urlaubsgesuche vermeiden zu können, die bei den kleinen Entfernungen nicht ausbleiben würden." — „Und wann denkt man uns aufbrechen zu lassen?" forschte ich weiter. Wieder ein Achselzucken. „Vielleicht übermorgen, jedenfalls so bald wie irgend möglich." — „Ei!" rief ich, „dann wird's morgen eine charmante Hetzerei geben: Ein- und Austangiren, Formiren, Einkleiden, Bewaffnen! Bah! ich nehme mir entschieden einen Stuhl mit zum Waffenplatz. Der Teufel halte es aus, zwölf bis sechzehn Stunden zu stehen. Ist wenigstens eine Restauration in der Nähe, wo man erträglich ißt und trinkt?"

„Du scheinst nur essen, trinken und sitzen zu können," sagte mein alter Onkel ziemlich ernsthaft. „Wie soll's werden, wenn du erst mit der Muskete auf der Schulter die harten Wege gehst, ein Stück Speck und Brod und einen Schnaps im Brodbeutel?" — „Dafür wird auch schon Rath werden," versetzte ich. „Für Geld ißt man Braten und trinkt Wein selbst auf der Landstraße, und was das Musketentragen betrifft — der Donner, ihr Herren! ich denke bald zu avanciren." Er lachte mit den andern. — „Du Grashüpfer, Offizier!" meinte er. — „Nun, nun," fuhr ich kaltblütig und ernsthaft fort — denn es war mein Ernst, was ich sagte — „glauben Sie's nur: aus dem grünen Holz werden auch gute Bäume, und kann man in dieser Zeit vorwärts kommen, so komm' ich's. Gott gebe, daß ich bin, wo es was zu thun gibt! Gibt's gar nichts, so desertir' ich und laufe trotz meines Beins zum ersten besten Feldregiment. Denn inkommodirt man mich einmal so wie jetzt, so will ich wenigstens mein Vergnügen dafür haben. Umsonst ist der Tod."

„Ist's nicht ein verrückter Kerl, der Alfred?" fragte der Alte, indem er aufstand. „Aber," setzte er hinzu und klopfte mir auf die Schulter, „es ist doch ein gutes Herz bei alledem. Und nun, mein Bursch, mach' dich auf die Beine und schlage deinen Nachmittag todt. Wir haben noch zu thun. Heut Abend um neun Uhr kannst du wiederkommen. Gott befohlen, ihr Herren!"

Und so machten wir Ueberflüssigen uns denn auf und davon, zuerst noch einige Schritte zusammen und munter plaudernd, dann aber gingen wir auseinander, die einen an ihre Geschäfte, ich heut noch meinem Vergnügen nach, wie ich wähnte zum letztenmal für lange Zeit. Ich wollte zu Bekannten und Freunden, um mit ihnen über dieß und das, und besonders auch über meine eigenen Angelegenheiten zu reden, die mir in der That doch mehr am Herzen lagen, als ich sonst in meiner Ausgelassenheit gelten lassen mochte.

Nun war der tägliche Dienst auf einige Zeit vergessen, nun waren wir wieder überlegende, grübelnde

spekulirende, lobende und tadelnde Menschen. Es war ein Nachmittag reich an Plaudern und Schwatzen, überfüllt mit Phantasien, Hoffnungen, Erwartungen und Befürchtungen, Reflexionen und Gerüchten. Bei dem grenzenlosen Hin- und Herwogen und Treiben droben, dem nun endlich das eine Feste und Bestimmte, die Mobilmachung gefolgt war, mußten auch die Staatsbürger hin- und hergetrieben und konfus geworden seyn. Etwas Festes und Sicheres, eine klare, entschiedene Ansicht fand sich nirgends. Wurde der Anfang der Energie einerseits auch bejubelt und gepriesen, andererseits fand man ihn auch mißmuthig und ungläubig genug aufgenommen. Sorge und Kopfschütteln traf ich bei manchen, wo ich ganz das Gegentheil vermuthet hatte; ich traf Mißtrauen gerade bei den Tüchtigsten, und einer faßte meine Hand und sprach: „Glaub' mir, wir sind noch nicht zu Ende mit dieser Friedenspolitik. Das ist die alte Geschichte von Basel und Austerlitz. Und wenn jetzt auch nicht wie damals ein 1806 folgt — dagegen werden wir so Gott will wohl gesichert seyn — so hätten wir uns doch den Spektakel sparen können."

Ich schüttelte den Kopf; ich glaubte nicht, ich bin und war damals Enthusiast bis in die Spitzen meiner Haare. Und als ich nun Abends wieder zum Alten kam, als ich dort von ihm und seiner kleinen Gesellschaft nichts anderes sah und hörte als den reinsten, gläubigsten Patriotismus, da erlosch auch das letzte Fünkchen von Unglauben; ich ging seelenvergnügt und ein wenig betrunken nach dem Gasthof, ließ mir von Monsieur François in mein Zimmer leuchten, bestellte, daß ich zeitig geweckt werde, und was ich zum Frühstück verlangte, und dann legte ich mich ruhig auf's Ohr.

Aus einer Reise um die Welt.

II.

Valparaiso.

Wenn ich oben von Trachten gesprochen habe und im Folgenden noch Einiges darüber beibringen will, so verwahre ich mich gegen die Vorstellung, als ob dergleichen Betrachtnngen eines denkenden Menschen unwürdig wären. Der große Botaniker F. Link, dessen Gedächtniß ich als sein Schüler dankbar verehre, hat nicht angestanden (in den Propyläen oder der Urgeschichte), über Moden und Trachten manche Seite zu schreiben. In Montaignes Gedanken und Meinungen über allerlei Gegenstände findet sich darüber sehr vieles. Unsere classischen Philologen halten die antiken Trachten hoch in Ehren; warum soll die moderne dem Interesse fremd seyn, zumal allein noch unsere **Weiber** das ästhetische Princip darin aufrecht erhalten, während wir, die Herrn der Schöpfung, in den wahren **Urzustand** zurückgekehrt sind? Link behauptet nämlich vom Frack, er sey das ursprüngliche Kleidungsstück — ein Thierfell: die Vordertatzen bilden die Arme, der Kopf den Kragen und der Schwanz hängt als Schooß hinten herunter.

Das erste Princip einer vollendeten Damentoilette ist die Harmonie, sowohl in Beziehung auf die Güte als auf die Art des Stoffes. Ein Straußfederhut paßt nur in eine Equipage, wie ein leicht zu beschmutzender, auffallender Mantel, ein Sommerkleid nur zum Strohhut, der schwere Sammthut zu Wolle oder Seide. Ein kostbarer Hut und ein ordinäres Tuch gehören nicht zusammen; am Verstoß gegen dieses Princip erkennt man die unfeine Dame auf der Stelle. Nur wenige Artikel sind durch das Gesetz der berechnenden, denkenden Mode von dieser Harmonie ausgenommen, namentlich der Sommerhut und der Mantel. Nur muß dann natürlich der **Zweck** entschieden vorherrschen und etwas Nationelles einfließen. Der Sommerhut soll z. B. offenbar wesentlich vor der Sonne schützen. Schönheit ohne Zweckmäßigkeit ist undenkar; ein Putzhut wäre dann also entschieden häßlich und unfein; ein Pamelahut hält die Mitte. Ein Helgoländer oder Schweizerälpler kann dagegen zur feinsten Toilette getragen werden; man sieht ihm ja auf der Stelle an, er soll nur schützen. Ich mag sogar die Hüte à la paysanne von Reisstroh nicht; das Nationale muß ächt seyn, wäre das Aechte auch grob. Daher ist der schottische Plaid wundervoll als Ueberwurf, aber ein „Fancyplaid" ist einem Männerauge ein wahres Ungeheuer. Der Mantel soll gegen das Wetter, den Regen schützen, darum kann er von groben Stoffen seyn. Eine feine Dame trägt daher keinen **seidenen** Mantel, sondern stets Wolle. Die Seide gehört zum Pelz, der nur gegen die Kälte angelegt wird; Seide ist ein schlechter Wärmeleiter. Schuhe und Handschuhe jedoch dürfen selbst im schlechtesten Wetter nicht grob seyn; die elegante Form dieser beiden Körpertheile ist conditio sine qua non. In die Pantoffelherrschaft eines zierlichen Fußes kann man sich finden, man kann sich sogar darnach sehnen, und wie kann man sich um eine Hand bemühen, die man nicht bewundert?

Was den Schnitt der Kleider betrifft, so gibt es nur zwei Arten. Sie müssen sich den Formen anschließen, oder sie ganz verhüllen, immer aber in ihren Abschnitten damit harmoniren; eine Schneppentaille ist daher ein schrecklich Unschönes. Ein Zierrath, der nichts zu halten hat, wenigstens anscheinend — eine Schleife, ein Gürtel, eine Schärpe — kommt mir vor wie eine Säule an einem Gebäude, die nichts trägt (wie z. B. die bekannten beiden Säulen neben dem corps de logis des Braunschweiger Schlosses). Ein Gürtel an einer glatten Taille ist darum eben so häßlich wie eine Blouse ohne denselben. Alle Schleifen müssen wenigstens anscheinend etwas zusammenbinden, und das gilt auch von solchen Schmucksachen, die einen Zweck haben sollen, wie die Broche. Die Toilette, wenn auch noch so zierlich, darf nie zu penibel seyn. Ich kann kein Cravattenband, dessen Enden gleich sind, ansehen, ohne die Zeit zu bedauern, welche die Dame vor dem Spiegel zugebracht haben muß, um so parademäßig und „stramm propre" sich anzuziehen. Was die Blumen betrifft, so sind nur die natürlichen schön, und da auf einem Ball nichts häßlicher ist als eine aus der Ordnung gekommene Toilette, so kann ich nur die festen Orange-, Granat- und Porzellanblüthen für passend halten. Künstliche müssen einfach seyn; Phantasieblumen sind immer ein Zeichen von Geschmacklosigkeit. Damen verstehen selten gute Bouquets zu binden, weil sie das erste Gesetz, die Farben stets zusammenzuhalten und nichts über das Ganze zu zerstreuen (also alles Roth zusammen u. s. w.), nicht kennen. Ein schön gebundenes Sträußchen nimmt sogleich ein, besonders wenn es Charakter hat, z. B. nur aus Gramineen oder Ericeen u. s. w. besteht.

Der Schmuck ist bei der angeborenen deutschen Geschmacklosigkeit eine unerschöpfliche Quelle des Aergers. Wie eine gebildete Dame Ohrringe tragen kann, ist einem Mann von Geschmack unbegreiflich; eben so gut könnte sie auch ihr Näschen mit Ringen zieren. Der Schmuck hat keinen direkten Zweck, aber er muß entweder so schön seyn, daß er um seiner Schönheit willen getragen wird und dann allen Ansprüchen des Geschmacks genügt, oder er muß ein Andenken seyn. Was man zur Erinnerung trägt, sey es noch so schlecht und gewöhnlich, ist stets elegant. — Schmucksachen, die zu gleicher Zeit Embleme sind, wollen mit Vorsicht getragen werden, denn sie sind natürlich nur solchen erlaubt, die das Recht dazu haben. Nur eine schöne Frau oder eine Fürstin darf ein Diadem tragen; beide beherrschen ein Reich, und es ist nichts widriger, als eine nichtberechtigte Dame mit einem Diadem oder einem goldenen Stirnband zu sehen.

Was im Allgemeinen die Farbenzusammenstellung betrifft, so richtet sich diese natürlich nach den physikalischen Gesetzen. Nur Farben, deren Schwingungszahlen zu einander in einfachen Verhältnissen (1:2, 1:3, 1:4 u. s. w.) stehen, bilden eine Harmonie, gerade wie bei den Tönen. Eine Farbendissonanz beleidigt das Auge eben so wie eine eigentliche Dissonanz das Ohr. Natürlich hat nicht jedes Auge ein gleich richtiges Urtheil darüber. Madame St. Amand, Boulevard des Italiens, deren Magazin man in Paris für das geschmackvollste hielt (obgleich die von Jumel und Madame Daß, nach meiner Ansicht, eben so elegant sind), hat eine sehr gut angelegte Farbenkarte, von einem offenbar sehr tüchtigen französischen Physiker. Es ist dieß auch der einzige Weg, die Farben zu bestimmen, denn es unterscheiden die Mosaikarbeiter von Florenz (mit den Augen) gegen 11,000 Metallfarben, und ich habe über 5000 verschiedene Nummern Seidenfarben in der Pariser Gobelinsfabrik gesehen. Es ist unendlich schwer, gleich helle Nummern unter verschiedenen Farben zu bestimmen; dieß können natürlich nur Daltonisten vollkommen, da sie den Unterschied der Farbe nicht sehen und nur nach dem Licht urtheilen.

Als Kopfbedeckung sieht man, wie gesagt, bei den Männern in Chile meist den Panamahut, aus den Fasern der Aloe geflochten; selbst die vornehmen Señoritas tragen ihn zu Pferd. Diese Hüte kommen meist aus Guayaquil und sind wohl die theuerste Kopfbedeckung. Die gewöhnlichste Sorte kostet 5 Thaler, und man trägt sie bis zu 21 Thaler. Man sieht bei den Guasos auch viele weiße Filzhüte, wie sie die Seeleute und Fischer der Lagunenstadt tragen. Der Rand ist umgewendet und das Ganze hat die bekannte Zuckerhutform. Da ich die Filzhüte nur bei armen Leuten gesehen habe, so glaube ich, daß man sie nur aus Sparsamkeit trägt. Die Panama-Sombreros sind unverwüstlich, man kann sie biegen und rollen, wie man will, ohne ein Brechen befürchten zu dürfen. Die Güte hängt von ihrer Weiße und der Feinheit des Geflechtes ab, das bei den besseren Qualitäten vollständig wasserdicht ist. Auffallend war mir, daß ich unter hunderten von Panamahüten der geringeren Sorte, welche für den eigenen Landesverbrauch bestimmt sind, mit Mühe zwei fand, welche groß genug für mich waren, obgleich ich keinen großen Schädel habe. Eine ähnliche Bemerkung wird allerdings jeder Deutsche und Engländer in einem französischen Laden machen, denn er dürfte schwer einen Hut finden, der weit genug wäre; ein sicheres Zeichen, wie viel mehr bei uns die Vorsicht und der Zerstörungstrieb entwickelt sind.

Da ich hier einmal den Unterschied in den Nationalitäten berühre, so will ich eine Bemerkung einflechten, die vielleicht nicht ohne Interesse ist. Ich habe schon früher des kurzen, raschen Schrittes der Chilenos gedacht. Dieser Schritt, seinem Tempo nach beinahe doppelt so schnell als der der Weißen, ist eine indianische Eigenthümlichkeit; und weil er sich bei allen Chilenos findet, wenigstens bei allen Guasos und Peons, so folgere ich daraus, daß das Blut nirgends rein ist in den Adern der großen Mehrzahl der niedern Klassen. Diesen Schritt nehmen sie jedoch nur an, wenn sie belastet sind, gerade wie die Neger. Ich erinnerte mich, daß ich denselben kurzen Laufschritt bei den Negern, bei den Neuholländern und sonstigen Wilden gesehen hatte. Der natürliche Schritt wird offenbar durch die Länge der Beine bestimmt, indem sie als Pendel durch die Schwingung die rationelle Schnelligkeit angeben. In Preußen sind 108 Schritte zu zwei Fuß vier Zoll in der Minute reglementsmäßig, in Chile habe ich wohl bis zu 170 in gleicher Zeit gezählt. Ich habe mehr als eine Nacht im Freien zugebracht, und jedesmal am Morgen ist mir das Geräusch dieser ungemein kurzen, raschen Schritte aufgefallen. Es gibt eine Menge solcher rein nationellen Bewegungen, die in keiner Beziehung zu erklären sind.

Vom Hörensagen weiß ich, daß der Lazzarone mit dem Erheben des Kinns nein sagen will. Warum das Nicken bei uns so viel wie ja, das Schütteln das Umgekehrte bedeutet, beruht offenbar lediglich auf Uebereinkunft; die Pantomime ist also auch in einzelnen Theilen durchaus keine ganz natürliche, sondern eine künstliche Sprache. Die Chilenen haben auch so eine eigenthümliche Geste. Sie winken, umgekehrt wie wir, die Knöchel nach oben, die Finger nach unten gebogen. Es ist dieses wohl auch indianisch. Ich habe es wenigstens in Spanien nicht gesehen, und es ist doch wohl anzunehmen, daß man solche Bewegungen nicht überfieht.

Diese nationalen Bewegungen erhalten sich durch Jahrtausende, und mitten unter andern Nationen. Man beobachte einen Juden, der eine Behauptung nicht

anerkennen will, der einen Vortheil nicht für so hoch anschlägt, als er ihm vorgestellt wird, und man wird sehen, daß er die Ellenbogen an den Leib nimmt, die Unterarme etwas nach oben neigt und die offenen Hände dabei, nach auswärts gesenkt, schräg von sich streckt. Das soll heißen: „was thu' ich damit!" und er gebraucht auch wohl genau diese Worte dabei. Obgleich nur mit geringem Beobachtungsvermögen ausgestattet, habe ich mich doch durch lange Erfahrung überzeugt, daß ein Germane, ein Romane, ein Slave niemals diese Bewegung macht. Sie ist durch und durch national jüdisch.

Das Hocken der chilenischen Frauen, wie überhaupt aller Indianer, gehört ebenfalls hieher. Sobald sie sich niederkauern, am Feuer oder um zu waschen ꝛc., so darf man gewiß seyn, daß sie die Knie auseinander fallen lassen. In Europa halten die Weiber sie bei solchen Geschäften zusammen. Ich habe, als es mir zuerst auffiel, mit besonderer Aufmerksamkeit die Chileninnen beobachtet, aber sie nie anders als mit auseinander stehenden Knien sitzen sehen. Eben so auffallend ist das Ruhen der Indianer auf beiden Füßen. Bekanntlich haben die alten Egypter auf ihren Hautreliefs den Figuren stets eine ganz sonderbare Stellung gegeben. Die eigenthümliche Steifheit, oder wie man es sonst nennen will, besteht darin, daß sie alle auf beiden Füßen ruhen, während wir Europäer bekanntlich, indem ein Fuß vorgeschoben ist, uns gewöhnlich auf den zurückstehenden, immer aber nur auf einen stützen. Die egyptische Stellung ist so fremdartig, daß Seydelmann als Mephistopheles sich in gewissen Scenen des Faust stets im Profil, auf beiden Füßen gleichmäßig ruhend, dem Publikum zeigte, welches, vielleicht unbewußt, darin etwas Fremdes, nichts Menschliches fand. Der Europäer will also den Schritt noch machen, der Egypter, der Indianer hat ihn schon angefangen, und es ist kein eigentlicher Ruhemoment. Alle Bilder von indischen Lastträgern, die ich gesehen, zeigten sie ebenfalls in dieser seltsamen Stellung.

Da hier einmal von den Füßen die Rede ist, so kann ich nicht unerwähnt lassen, daß ich hier bei den Frauen nur auffallend zierliche, mit hübschem hohen Spann und sehr feinen Knöcheln gesehen habe. Wie normal sie gebildet sind, geht daraus hervor, daß die zweite Zehe stets die größte ist, was bei unsern Damen bekanntlich, Dank dem Schuhwerk, nur selten vorkommt. Aehnliches Lob muß ich den Händen, besonders den Nägeln und Handgelenken, spenden, die reizend geformt sind. Daß die untern Klassen der Chilenen sehr viel gemischtes Blut in ihren Adern haben, geht aus dem ganzen Aeußern der Bewohner hervor, wie denn auch ihre ganze Hautfarbe, selbst an den bedeckten Körpertheilen, fast so dunkel ist, wie die der Zigeuner. Die Statur überschreitet selten die Mittelgröße; besonders die Frauen sind klein und zart. Auffallend kräftige Formen findet man nur äußerst selten. Mager und an wenige Bedürfnisse gewöhnt, wie die Männer sind, stehen die den Chilenen nacherzählten Züge der Ausdauer und Zähigkeit wenigstens mit ihrer äußeren Erscheinung in keinem Widerspruch.

Zunächst will ich Ihnen nun ein Bild der Herrlichkeit von Valparaiso entwerfen, damit Sie wissen, wo ein Theil dieser flüchtigen Bemerkungen gesammelt ist. — Durch ein Getümmel von Boten waren wir am Molo gelandet, welcher nur aus einem Gerippe von Holz besteht und wohl dreißig Schritte weit in die See hinaus läuft. Rechts und links ziehen sich zwei Straßen parallel dem Strand entlang; die letzte Reihe strandabwärts, in deren Front das große Zollhaus liegt, stößt mit den Hintergebäuden an die steilen Felsen, welche den schmalen Strand abschließen. In der Calle Cochrane, der seewärts gelegenen Straße, sieht man dem Fuß der Häuser, welche jetzt auf der innern Seite liegen, noch an, daß sie einst unmittelbar an's Meer reichten; aber beim letzten großen Erdbeben wurde die Küste so weit gehoben, daß jetzt eine zweite Reihe Häuser auf der andern Straßenseite gebaut ist, an die die See fortwährend anschlägt und die daher seewärts mit Brettern verschalt sind. An den Bergen hinauf, in den zahlreichen Quebraden, steht auf jedem kleinen ebenen Fleck ein Häuschen, oft nur aus Einem Gemach bestehend und ohne Schornstein, sogar ohne Fenster. Je weiter sie vom Hafen, dem Centrum des Lebens, sich entfernen, desto ärmlicher sind Häuser und Bewohner. Die Bergkette mag wohl 1600 Fuß Höhe erreichen, und 6—700 Schritte ziehen sich die Häuser daran in die Höhe. Die Wege sind jedoch theilweise selbst für Pferde zu schwierig, obgleich man denselben das Mögliche zutrauen kann, und nur für Maulthiere und Esel gangbar. Die meisten Häuser sind unten mit Kalk beworfen, weiter hinauf haben sie aber selbst dieses Putzes sich entledigt und geben dem elendesten Rancho, wie man sie auf dem platten Lande findet, kaum etwas nach. Der Schornstein ist allerdings entbehrlich, denn die Einwohner begnügen sich im Allgemeinen mit dem Brasero, einem Kohlenbecken, zur Herstellung ihrer einfachen Mahlzeit. Der Brasero ist eine auf ein paar Zoll hohen Füßen stehende eiserne Platte von anderthalb Fuß Durchmesser, mit einem kaum zollhohen Rande. Man sieht sie überall vor den Thüren stehen und das Essen darauf kochen. Wo das Holz meilenweit auf den Rücken der Esel in die Stadt getragen wird, ist die größte Oekonomie natürlich. Die Hütten sind größtentheils nur mit Rohr gedeckt und die Wände mit Lehm ausgeschlagen. Eine Decke ist schon eine Art Luxus und der Boden natürlich ungedielt.

Die Gebäude in der untern Stadt, namentlich im Almendral und auf dem Cerro alegre sehen recht

stattlich aus, aber die häufigen Erdbeben machen doch einen nachgiebigen Bau durchaus nothwendig. Es ist ein gewöhnliches Verlangen der neugierigen Fremden, ein Erdbeben zu erleben, und da fast keine Woche ohne einige Erdstöße vergeht, so hat man hinreichende Gelegenheit Erfahrungen zu machen. Was die subjektive Seite der Erscheinung betrifft, so kann ich nicht leugnen, daß das unangenehme Gefühl, welches ein Erdstoß erzeugt, mit der Wiederholung nicht ab, sondern zunimmt. — Nur das erstemal lacht man darüber, später überläuft den ganzen Körper, was wir in Deutschland eine Gänsehaut nennen; vielleicht hängt dieß auch mit elektrischen Strömungen zusammen; unmöglich ist dieß wenigstens nicht. Bei ängstlichen Menschen erreicht die Furcht vor dem Erdbeben oft eine lächerliche Höhe, besonders da sich niemand vor dem andern scheut, diese Furcht offen zu äußern. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung bei nächtlichen Erdstößen, Männer wie Weiber in mehr als vernachläßigter Toilette auf die Straßen eilen zu sehen. Ich habe zwar bei den Erdbeben keine besondere Erschütterung meiner Nerven gespürt und konnte mich einigen Spottes über das Gebahren der Einwohner nicht enthalten, aber Landsleute, in deren Urtheil ich einiges Vertrauen setzen darf, versicherten mich, daß, wenn man erst die Zerstörungen gesehen, welche ein einziger Stoß anrichten kann, sich diese Gleichgültigkeit sehr rasch verliert. Die Chilenen haben allerdings hinreichende Gelegenheit, hierüber Beobachtungen zu machen, denn alle fünfzehn bis zwanzig Jahr scheint Valparaiso von einer sehr heftigen zerstörenden Erschütterung heimgesucht zu werden. — Was die objektive Seite des Phänomens betrifft, so erinnere ich mich gehört zu haben, daß von manchen Eingeborenen nach einem heftigen Erdstoß auf Regen gerechnet wird; ich muß wenigstens anführen, daß am Tag nach einer leichten Erschütterung im Monat December ein ziemlich heftiger Regen fiel, der den größten Theil des Tages über anhielt, was in dieser Jahreszeit sonst ein überaus seltenes, fast unerhörtes Ereigniß ist.

Niegends habe ich gehört, daß ein Sißmometer existirte, welcher dazu diente, die Bewegungen zu beobachten, doch vermuthe ich, daß es gewöhnlich Wellenbewegungen sind, welche vom Aconcagua ausgehen. Es schienen mir wenigstens die Mehrzahl der zahlreichen Erdrisse senkrecht auf der Richtung nach demselben zu stehen. Daß diese Risse nicht besonders regelmäßig sind, versteht sich von selbst, da der Widerstand, welchen die Schwingungen in der Erdrecke finden, die hier überall aus mächtigen Serpentinmassen besteht, ein sehr unregelmäßiger seyn muß. Ich kann aber versichern, daß sich fast alle Spalten unter sehr spitzen Winkeln kreuzen, woraus ein gewisser Parallelismus der Bewegung hervorgeht, und ich keinen bedeutenden Riß gefunden habe, der senkrecht auf einem andern stand und dessen Ursache in einer Erderschütterung zu suchen gewesen wäre. Ob die Hebungen, welche die Erschütterungen zu begleiten pflegen, konstant sind, darüber fehlt es leider an Beobachtungen, doch scheint dieses für Valparaiso in so fern wahrscheinlich, als seit historischer Zeit der schmale Strand nie ab, sondern erfahrungsmäßig stets zugenommen hat. Der größte Theil des Almendral, des östlichen Theils der Stadt, wo der Strand wohl gegen 1500 Schritte breit und mit regelmäßigen Cuadras bedeckt ist, während am Molo die Breite höchstens 150 beträgt, ist erst durch Hebungen in geschichtlicher Zeit trocken gelegt worden, und man findet wenige Meilen nordwärts in der Küstenkordillere so dicke Schichten von Muschelschalen noch lebender Species, daß daraus theilweise der in Valparaiso gebrauchte Kalk gewonnen wird.

Die Bauart der Kirchen und Häuser muß bei der Unsicherheit des Bodens natürlich eine leichte und biegsame seyn. Die großen Etablissements von Gibb's, Crawley, Huth Grüning u. s. w. sind daher alle aus Lehm und Holz gebaut. Die innere Einrichtung dieser Häuser ist aber sehr comfortabel. Es ist meist ein vollständig geschlossenes Viereck, in der Mitte mit einem Glasdache überspannt. Um diesen vierseitigen, von oben erhellten Raum liegen im obern Stock die Zimmer; zu ebener Erde sind die Comptoirs, die Lagerräume u. s. w. Die Zimmer haben fast alle Fensterthüren, die auf eine Veranda gehen, welche außen um das Haus umläuft. Wo die innern Höfe gar zu groß sind, wie in manchen Hôtels, sind dieselben offen; dann befindet sich aber auch im Innern eine Veranda, auf welche die inneren Thüren der Zimmer gehen. Dieß hat viel Verwandtes mit spanischen Einrichtungen, in welche der englische Comfort eingedrungen ist.

Die Ausstattung in den englischen und deutschen Häusern ist sehr elegant; auch in denen der Eingeborenen nähert sie sich der europäischen Einrichtung. Im drawing room findet man immer Teppiche; man tanzt sogar darauf, was ich ganz unausstehlich finde, obgleich ich nie in Salons tanze. Auf und an den Bergen liegen eine Menge sehr freundlicher, wenn auch nicht sehr umfangreicher Wohnungen zerstreut. Diese sind überall einstockig, mit Ausnahme einiger Häuser auf dem Cerro de la Conception und Cerro Alegre, die auch ein Souterrain haben, was ich sonst nirgends bemerkt habe. Der Cerro über St. Francisco ist das quartier latin von Valparaiso; der Cerro Alegre repräsentirt die Chaussee d'Antin. Die Haupteleganz hat sich auf diesem Ausläufer der Küstenkordillere angebaut, der so scharf abfällt, daß nur eine ziemlich steile Treppe direkt von der Stadt zu ihr hinauf führt. Vor der ersten Häuserreihe ist eine kleine Terrasse, etwa 150 Schritt lang, angelegt, welche den Boulevard Madelaine der Stadt bildet, wo

jeden Abend die Señoras, Señoritas und Señoriquitas der Engländer, Amerikaner und Deutschen, welche allein diesen Cerro bewohnen, frische Luft schöpfen.

Ich kann des Cerro Alegre nicht erwähnen, ohne des gastfreien deutschen Hauses des Don Louis Osthaus zu gedenken, dessen eben so talentvolle als feine und liebenswürdige Frau eine ausgezeichnete Vertreterin unseres Volkes ist. Jeder Deutsche findet in demselben die zuvorkommendste und herzlichste Aufnahme und es wird gewiß kein Landsmann die Stadt verlassen, ohne gleich mir mit dem innigsten Danke sich der Güte der Donna Louise zu erinnern. Es ist der einzige Ort, wo sich ein Kreis deutscher Frauen versammelt und die ausgezeichneten musikalischen Leistungen der Wirthin haben den Anstoß zu einer interessanten Färbung des geselligen Verkehrs gegeben. Ich war so glücklich, unter den vielen frohen Abenden, welche ich jenem liebenswürdigen Familienkreise verdanke, auch den Weihnachtsabend dort mit feiern zu dürfen, und der Salon, mit hellleuchtenden Weihnachtsbäumen geschmückt, war an diesem Tage der Wallfahrtsort für alle Spaziergänger der Terrasse, denen meist die deutsche Sitte gänzlich unbekannt war.

Wer mit einigem Gefühl an der Heimath hängt und in andern Welttheilen herumstreifen muß, wer Jahre lang das Glück vermißt hat, an einem gastlichen deutschen Herde zu weilen, nur der hat einen Begriff von dem Vergnügen, welches die freundliche Aufnahme in einem geselligen Familienkreis von Landsleuten in der Fremde gewährt. Man vergißt, daß tausende von Meilen uns von unsern Lieben trennen, und wenn die lange entbehrten geistigen Bedürfnisse in gewohnter Weise wieder ihre Befriedigung finden, glaubt man auch die andern Knoten wieder geschürzt, welche uns an die Heimath fesseln. Die Geselligkeit in den wärmeren Climaten hat einen großen Halt an den späten Mittagsstunden. Da man selten vor sechs vom Tisch aufsteht, so fällt das Souper ganz weg, wofür das „Lunch" gegen Mittag eintritt. Natürlich beschränkt sich also die ganze Bewirthung am Abend höchstens auf eine Tasse Thee. Für die Wirthin, besonders aber für die Gäste ist dieß außerordentlich angenehm, denn man weiß, daß man nicht ungelegen kommt und niemals Unbequemlichkeit verursacht.

Die deutschen Damen, welche ich in Valparaiso kennen gelernt habe, überwogen an geistiger Bildung die Repräsentantinnen der andern Nationen, wie überhaupt in Valparaiso und an der ganzen Westküste die Deutschen einer ganz besondern Achtung genießen. Zunächst mag das entschiedene große Sprachtalent derselben dazu Veranlassung geben, denn ich habe mit weniger Ausnahme nur Deutsche alle vier Weltsprachen (deutsch, französisch, englisch und spanisch) sprechen hören. Auf den Comptoirs der Kaufleute sind daher ungewöhnlich viele Deutsche beschäftigt. Ferner wird die Achtung, welche unsere Nationalität genießt, dadurch erhalten, daß Auswanderer nicht nach der Westküste ziehen und daher fast nur Gebildete hierher kommen. In der nächsten Zeit wird dieß vielleicht anders werden, da der Ingenieurmajor Philippi (ein Deutscher aus Cassel) vom Präsidenten den Auftrag erhalten hat, eine deutsche Auswanderung nach Valdivia in seinem Vaterlande einzuleiten, und die Völkerwanderung nach St. Francisko auch manchen Deutschen nach Valparaiso geführt hat.

Diese „Californier" sieht man hier überall die Gassen durchreiten und die armen Gäule im tollen Jagen bergauf und bergab quälen. Gleich am Mole ist ein großes Haus mit dem Schild: California Shop, wo diese Glücksjäger immer in Masse versammelt sind, denn es vergeht fast kein Tag, wo nicht ein Schiff mit Yankees hier ankommt oder abgeht. Es ist doch ein seltsames Volk, das aber noch viel mehr als das englische den Stempel des »practical life« trägt. Männer, Weiber, Kinder, sie sind alle gleich und und scheinen nur Einen Zweck im Leben zu haben »to go ahead.« Diese Californier sind ein wahrer Extract des ächten Yankeegeistes, des rücksichtslosen Suchens nach einem »money making business.« Man sieht gewiß selten eine so ausgesuchte Sammlung kühner Gesellen. Ich glaube, die Kinder derselben kommen alle als Männer auf die Welt, mit so viel Selbstständigkeit und Umsicht, mit so viel Klugheit und Berechnung benehmen sie sich. Die Eltern sprechen auch schon mit den „Baby's," als wären sie die verständigsten Burschen, mit allen Pfiffen und Kniffen der Welt gründlich vertraut. Wenn der kleine Bengel acht Jahre zählt, so wird er schon selbst fertig und schlägt sich allein durch. Ich habe seit meinem Seeleben mehr als einen dieser kleinen Teufel kennen gelernt, die, offenbar gebildeter Leute Kinder, ihren Eltern entlaufen waren und nur auf sich selbst gestützt, sich kühn in das abenteuerliche Leben hinausgewagt hatten. Was nicht vorwärts kommt, geht unter, denn es ist ein kühnes, furchtloses Geschlecht.

Unter den Leichtmatrosen der W . . . . ist auch ein Yankeekind, ein siebzehnjähriger Bursche aus Boston. Er ist mit eilf Jahren, an seinem Geburtstage, seinen Eltern entlaufen und mehrere male seit der Zeit wieder in der Nähe seiner Vaterstadt gewesen, ohne sich um Eltern und Geschwister zu kümmern. Das ist kein einzeln stehender Fall, sondern etwas ziemlich Gewöhnliches. Ich habe eine Art Achtung vor diesem stolzen Unabhängigkeitsgefühl. Ein ächter Yankee läßt sich nie etwas schenken, er wird viel lieber betrügen. Er verdankt dann doch nur seiner Schlauheit den Gewinn, er verschmäht deine Sorge und fragt nichts nach deiner Theilnahme; er wird sie aber eben so wenig einem andern gewähren. Ich erinnere mich, daß ich einem Yankee eines

Tages bei einem Unternehmen zu Hülfe kam, wo ihm meine Dienste gewiß von sehr großem Werth waren; er nahm sie an, denn ich gewährte sie unaufgefordert, aber er hat mir nie dafür gedankt. Er denkt nur an sich selbst, er wird die Dienste anderer nicht zurückweisen, wenn er sie brauchen kann, aber er wird nie darum bitten. Es ist eine von der englischen Zurückhaltung ganz verschiedene Art, die sich nicht auf den Reichthum oder die Furcht vor fremder Zudringlichkeit, sondern nur auf das Gefühl der Unabhängigkeit stützt. Ich wiederhole, das englische Gebaren ist auf den Stolz, das amerikanische auf das Unabhängigkeitsgefühl gegründet.

Diese Californier haben vor nichts Achtung, zu nichts Zuneigung, als zum Gelde. Jede Geschicklichkeit, jedes Talent wird ihnen nur Achtung ablocken, so weit Geld damit gemacht werden kann. Unser Jack hatte sich einst den Finger zerquetscht, aber ich sah ihn stets den Verband mit der größten Mühe und Schmerz selbst abnehmen und erneuern, um nur nicht einen andern darum bitten zu müssen. Die merkwürdige Ungeselligkeit der amerikanischen Natur entspringt wohl aus dieser Selbstständigkeit; es ist keine künstliche Steifheit, wie in England, wo nur eine schwer zu durchdringende Wand die häusliche Geselligkeit von der übrigen Welt scheidet; über eine sehr bald gestreckte Grenze hinaus fühlt Jonathan das Bedürfniß der Geselligkeit gar nicht.

Die Nordamerikaner werden, da sie eigentlich kein Volk sind, sondern ein Zusammenfluß aller Nationen, also nicht beladen mit dem Antiquitätenwust der alten Welt und allein unter allen Völkern frei von historischen Vorurtheilen, schwerlich je die Poesie, aber gewiß einst die Wissenschaft unendlich fördern. Sobald nur die materiellen Richtungen einigermaßen ausgebeutet sind und es mehr zu erhalten als zu erwerben gilt, wird dieselbe rastlose Unermüdlichkeit auch in den Gebieten der Wissenschaft colonisirend auftreten. Das mag noch Jahrhunderte dauern, aber ihnen gehört die Zukunft. Der gewaltige Gährungsprozeß der alten Welt stößt nicht die inneren Theile, sondern nur die Haut ab und bleibt wesentlich derselbe; aber dort geht eine frische neue Bildung vor sich, mit so gewaltiger Produktionskraft, daß sie alles hinter sich läßt, was je in der Geschichte da gewesen ist.

Die neue Aera der California-Manie ist noch zu kurz, um die Folgen davon zu übersehen, aber jedenfalls hat sie und wird sie nicht bloß alle Zustände der Westküste geradezu aus den Angeln heben, sondern vielleicht den Verkehr der ganzen Welt verrücken. Die Durchstechung der Landenge von Panama wird nicht mehr lange auf sich warten lassen, ebenso die große Westeisenbahn. Beide würden es möglich machen, in zwanzig Tagen von Liverpool am Strande des stillen Meers, und in wenig längerer Zeit in China zu seyn. Hier in Valparaiso fühlt bereits der ganze Verkehr bis in seinen kleinsten Theilen die Folgen dieser Bewegung. Die Westküste ist bekanntlich an Häfen sehr arm, fast noch ärmer an Produkten, Metalle und Chinarinde ausgenommen. Der Handel von Valparaiso ist daher wesentlich Speditionshandel, die Stadt ist der Stapelplatz für die europäischen Produkte, von hier aus gehen sie nach den zahlreichen Häfen, welche der Westküste entlang liegen, und sofort in das Innere, nach Huaso, Cobijie, Iquique, Copiapo, Arica, Callao u. s. w. Außerdem werden aber diese Küstenorte und große Länderstrecken von Valparaiso aus mit Mehl, spanischem Pfeffer u. dgl. versorgt. So gehen von hier große Massen von Mehl nach St. Francisko und selbst nach Buenos Ayres; wir selbst haben später Mehl ums Kap Horn nach der Ostküste gebracht.

Die Waarenhäuser der hiesigen Kaufleute bieten daher auch seltsame Sammlungen von europäischen Kunst- und Naturprodukten dar. Viele Sachen werden hier unverkauft bis an's Ende aller Tage ruhen, an andern dagegen wird ungeheuer verdient; denn entweder wirft man die Sachen um's halbe Geld fort oder man gewinnt 60 bis 100 Procent. Die Engländer scheinen ihre Spekulationen weit mehr wie wir auf die Bedürfnisse der Bewohner zu gründen. Die Deutschen sind darin zuweilen noch etwas kindlich. Man irrt sich überhaupt in der Natur des deutschen Seehandels, welchen ja eigentlich allein Hamburg vertritt, wenn man glaubt, daß derselbe auf kühne Spekulationen, auf ein Erobern neuer Märkte ausgeht. Der Hamburger Kaufmann fährt lieber im alten sichern aber ausgefahrenen Gleise und erwartet mehr von seiner Solidität als von seiner Intelligenz. Kleiner und sicherer Gewinn spricht seine Natur mehr an als großer und gewagter. Nur zuweilen verirren sich fast abenteuerliche Versuche hierher; so sah ich bei den Herrn L. und S. eine große Menge Papierdrachen, wie sie bei uns die Kinder steigen lassen; für ein Land, wo eine Ebene auch nur von geringem Umfang eine Seltenheit ist, eine originelle Idee. Ein Produkt, das unbedeutend erscheint, war hier schon in halben Schiffsladungen angekommen — Streichzündhölzer. In einem Store sah ich allein vierzig Küsten damit gefüllt. Die musikalischen Instrumente beschränken sich meist auf Pianinos (stehende Pianos), deren ich in den Stores und in den Privatwohnungen sehr viele gesehen habe. Es sind meist englische, doch war auch ein Erard zu 600 spanischen Thalern am Platz, Möbeln und Glaswaaren, Gemälde, Porcellan, Zeuge, Reitgeschirr, Spiegel u. s. w. Die Stores sehen theilweise aus wie große Auctionslokale.

Die „Shipchandler“ bieten diese Fülle verschiedenartigster Gegenstände in bestimmteren Grenzen; sie

führen nue Ausrüstungsmaterial und Provisionen für die Schiffe, vom schwersten eisernen Anker zu zwanzig Centnern bis zur kleinsten Schraube, von den Fleisch- und Zwiebackfässern bis zu den in Blechbüchsen eingekochten Gemüsen und Conserven; die schwersten Talgen (Flaschenzüge) und Messer, Gabel, Löffel ꝛc. In den außereuropäischen Häfen, die eigentlich immer Pflanzstädte bleiben und weit mehr als das übrige Land mit Europa zusammenhängen, ist ein Gang durch diese Waarenlager interessant, weil es wohl nur wenige Seiten der Industrie gibt, die in demselben nicht vertreten sind. Der Shipchandler besorgt alles für das Schiff, selbst die Wäsche. Man bezahlt für das Dutzend Stücke einen spanischen Thaler (die Fremden bezahlen natürlich wenigstens fünfzig Procent zu viel), in Adelaide kosteten sechzehn Stück eben so viel. Dieses Rechnen nach Stückzahl ist in den Hafenplätzen gewöhnlich; wenn man am Ort wohnt, bezahlt man monatweise.

Wundern Sie sich nicht über die bunten Gedanken, die bald mitten aus Deutschland, bald an der Westküste ihren Faden spinnen. Die Eindrücke der Reise selbst sind nicht systematisch; der Blick fällt auf die heterogensten Dinge zu gleicher Zeit. Jeder wahre Reisebrief muß den Eindruck des Vagabondirens machen. Verzeihen Sie daher, wenn ich der Wahrheit gemäß aus dem Store des Shipchandlers wieder an Bord meines Schiffes eile, nachdem ich auf der Post Briefe für mich abgeholt und mich in einem sehr eleganten Hôtel mit einem Beefsteak und Spiegeleiern (hueros en plats), beides auf silbernen Tellern, so wie mit einer halben Flasche Rothwein für fünf Schillinge gestärkt hatte. Denn Essen und wieder Essen ist nach einer langen Seereise der erste Gedanke, und ich hatte gut gethan mich mit leiblicher Nahrung zu versehen, da ich an Bord alle Hände voll zu thun fand. Wir „heavten" den Steuerbordanker und legten uns näher an die Stadt, dem Almendral gegenüber, auf fünfzehn Faden tief mit dem Backbordanker wieder fest. Wir gaben ihm sechzig Faden Kette vor und auch Sie können mit uns an demselben einstweilen sicher vor dem „Süder" ausruhen.

Ueber Goethes Gedicht „die Geheimnisse."

II.

Nach Goethes späterem Bericht wäre Humanus mit jedem der Zwölf im Laufe der Zeit, ehe sie sich hier zusammenfanden, in Berührung gekommen. Allein dieß scheint uns eine irrige Annahme, zu welcher der Dichter später, als ihm sein Gedicht nicht mehr in leuchtender Klarheit vor der Seele stand, sich verleitet sah. Wozu denn dieses frühere Zusammentreffen? Doch nicht etwa, um die Zwölf in seinen Bund einzuweihen? Wir könnten ein solches Zusammentreffen mit allen diesen Rittern im Getümmel des Lebens fast nur für eine leere Spielerei halten. Irren wir nicht ganz, so sollten sich alle Zwölf mit Ausnahme des Greises, der mit Humanus zuerst hieher gekommen war, durch eine innere Stimme zu diesem Orte hingetrieben gefühlt haben, wie Bruder Marcus „auf erhab'nen Antrieb," auf „die Befehle höh'rer Wesen" hieher gebracht worden. Marcus kam gerade zu der Zeit, als die Zwölf eines neuen Oberhauptes bedurften, da Humanus dem Scheiden nahe war, * und gerade so wird immer beim Tode eines der Zwölf höherer Befehl einen neuen Bruder hieher getrieben haben. Von welcher Art aber die hier Aufgenommenen waren, berichtet uns der Greis in den Worten:

> Du siehest alle hier mit grauen Haaren,
> Wie die Natur uns selbst zur Ruhe wies:
> Wir nahmen keinen auf, den, jung an Jahren,
> Sein Herz zu früh der Welt entsagen hieß.
> Nachdem wir Lebens-Lust und Last erfahren,
> Der Wind nicht mehr in unser Segel blies,
> War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
> Getrost, daß wir den sichern Hafen fanden.

Alle diese Männer haben erfahren, daß die Welt in ihrem wilden Getümmel der Seele keine volle, wahre Befriedigung geben könne, daß diese allein aus der stillen Ruhe quelle, welche in gläubig duldender Liebe sich dem Dienste der Gottheit weiht.

* Was Knebel von seinem Besuche van Maria-Einsiedeln erzählt (Knebels Nachlaß III, 115): „Da der Fürst — denn so heißt der Prälat — auf den Tod krank lag, so konnte ich ihn nicht zu sehen bekommen. Er ließ mich aber durch den Decanus, einen heiligen, würdigen Mann, an seine Tafel bitten," möchte dem Dichter hiebei vorgeschwebt, und das Lokal eher nach der Schweiz, als nach Spanien gebildet seyn, ja man wird ganz besonders hiebei an Maria-Einsiedeln erinnert.

Bedeutsam tritt uns nun zunächst das Symbol entgegen, welches Bruder Marcus auf dem Bogen der geschlossenen Pforte erblickt:

> Er sieht das Kreuz, mit Rosen dicht umschlungen.
> Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
> Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
> Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.
> Und leichte Silberhimmelswolken schweben,
> Mit Kreuz und Rosen sich empor zu schwingen,
> Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
> Dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen.

Unter den dreifachen Strahlen möchten wir nicht sowohl die drei Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe verstehen, als die Dreieinigkeit, das christliche Zeichen der Gottheit. Duldung und Liebe, als deren Zeichen Kreuz und Rosen im Christenthume gelten, ziehen uns zur Gottheit hinan; dieß ist der schwer zu verkennende Sinn des geheimnißvollen Bildes.

Neben diesem Symbole, welches dem frommen Bruder vor dem Betreten des Klostergebäudes das Herz mit freudigem Glauben erfüllt, wie ein Labequell seine matten Glieder durchdringt, zieht die Ausstattung des Chors, das als „kühnes Kreuzgewölbe" emporsteigt, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Ueber jedem der dreizehn Betstühle sieht man einen Schild hängen, von denen jeder bedeutend und gewählt scheint, und im mittelsten Schilde, ohne Zweifel demjenigen, welcher dem Humanus angehört, das schon bekannte Kreuz mit Rosenzweigen. Ueber manchen Schildern prangen Schwert und Lanze, erbeutete Fahnen und Gewehre fehlen nicht, aber auch Ketten und Bande sieht man dort. Wie die erbeuteten Fahnen und Waffen auf Sieg in fremden Landen deuten, so die Ketten auf die Gefangenschaft, in welche einzelne dieser Ritter auf ihren Zügen gerathen sind. In gleicher Weise vom Rosenkreuz rechts und links hängend ziehen zwei Schilder den fremden Gast besonders an, von denen man auf dem einen „einen feuerfarb'nen Drachen" sieht, „der seinen Durst in wilden Flammen stillt," auf dem andern „einen Arm in eines Bären Rachen, von dem das Blut in heißen Strömen quillt." Ohne Zweifel sollen beide, die Göschel irrig auf den Humanus bezieht, auf die Kämpfe glaubensstarker Ritter mit grausenhaften wilden Thieren hindeuten, über welche ihnen nach mancher Gefährlichkeit der Sieg gelang. Aber eine solche Glaubensstärke war keineswegs bei

allen diesen Rittern ursprünglich vorhanden; viele derselben hatten sich im Welttreiben mit wahrem Weltsinne herumgetummelt, ehe ihnen der Sonnenglanz des himmlischen Lichtes erschien, das sie nach dieser Einsamkeit hingetrieben hatte.

Delbrück hat daran großen Anstoß genommen, daß sämmtliche Ritter sich erst im Greisenalter hieher zurückgezogen, da ja in der Jugend der Sinn für das Göttliche weit offener und lebendiger sey, als im Alter, woraus folge, daß diejenigen, welche in der Abgeschiedenheit von der Welt sich der Betrachtung des Unsichtbaren weihen wollen, nicht warten dürfen, bis sie der Welt und die Welt ihrer müde geworden, daß sie damit eilen müssen, um nicht der Offenbarungen beraubt zu werden, deren nur die Jugend theilhaftig werden kann. Wir müssen aber gerade umgekehrt behaupten, daß das Göttliche reiner und unmittelbarer zum Greise spreche, der einen tiefen Blick in die Nichtigkeit des Welttreibens gethan und dem, wie Goethe einmal sagt, am Ende des Lebens Gedanken aufgehen, derentwegen es der Mühe verlohne, das Leben noch einmal zu versuchen, als zum unerfahrenen, mehr nach außen gewendeten Jünglinge. Auch zeigt die Geschichte, daß die bedeutendsten Einsiedler nicht als Jünglinge, sondern als gereifte Männer sich von der Welt zurückgezogen haben, und bei höherem Greisenalter sich zu immer reinerm Dienste Gottes und zur Abtödtung aller Leidenschaften erhoben. Indessen würde man den Dichter sehr mißverstehen, wollte man annehmen, Humanus und die Seinigen seyen alle erst in hohem Greisenalter hieher gekommen; manche derselben hatte es schon in kräftigem Mannesalter in diese Einsamkeit getrieben, und Humanus dürfte sich früher als die übrigen aus der Welt zurückgezogen haben, wie er denn in jeder Beziehung über diese hervorragt, als ein von Gott frühe zu seinem Dienste Auserkorener erscheint.

Die Züge, welche der Greis aus dessen Jugend erzählt, bezeichnen ihn als einen Erwählten des Herrn, als einen Heiligen. Seine Geburt war der Mutter auf wunderbare Weise voraus verkündigt worden; bei seiner Taufe erschien ein glänzender Stern, und ein Geier ließ sich bei den Tauben im Hofe friedlich nieder. Als Kind hat er eine giftige Schlange, die seine schlafende Schwester schon umwunden hatte, erdrosselt und später mit seinem Schwerte eine Quelle aus trockenem Felsen geschlagen. Diese Züge sind sämmtlich aus Heiligengeschichten bekannt, mit Ausnahme des friedlichen Zusammenlebens des Geiers mit den Tauben, welches an die bekannte Weissagung des Jesaias erinnert: „Wenn der Herr den Frieden bringt, dann werden die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcklein ruhen" (11, 6), und an das Horazische: Adulteretur et columba miluo (epod. 16, 32). Vor allem adelten den Humanus die christlichen Tugenden der Demuth und des Gehorsams, welche ihn die rauhe, verächtliche Behandlung seines Vaters ohne Widerwillen mit stiller Ergebenheit dulden ließen. Man erinnert sich hiebei der von Goethe bei Gelegenheit des Filippo Neri (B. 24, 185 f.) erwähnten Maxime des heiligen Bernhard: »Spernere mundum, spernere neminem, spernere se ipsum, spernere se sperni.« Endlich wurde die stolze Verachtung seines Vaters überwunden, und dieser ließ ihn seinem Stande gemäß als Ritter auftreten. Der Greis bricht hiebei die Beschreibung von Humanus' Leben ab, die später wieder aufgenommen werden sollte; wie viel Wunderbares ihm gelungen, deutet er nur im allgemeinen, aber sehr entschieden an. Ohne Zweifel würden wir im fernern Verlaufe des Gedichtes erfahren haben, wie er stets als christlicher Ritter der Kirche und der bedrängten Unschuld Hülfe geleistet, aber nach kurzer Zeit mit dem Greise, der ihn, wie er selbst sagt, auf seines Lebens Pfad begleitet, sich in die Einsamkeit zurückgezogen habe, wo sich bald andere Ritter, vom Geiste getrieben, um ihn versammelt, mit denen er dieses Klostergebäude aufgerichtet habe. Nach den Worten des Greises:

Dem edlen Manne, der uns hergeleitet,
Wohnt Friede Gottes in der Brust, *

könnte man meinen, Humanus habe die Zwölf in der Welt gefunden und sie bestimmt, sich mit ihm hieher zurückzuziehen, aber der Ausdruck herleiten soll wohl nur bezeichnen, daß der Geist Gottes sie hieher getrieben, um sich mit Humanus zu seinem Dienste zu verbinden. Der Name Humanus deutet ohne Zweifel auf die reine, schön menschliche Verehrung der Gottheit hin, die nicht durch fanatische Ordensregeln, durch eine düstere, selbstquälerische Ascetik verzerrt ist. Man erinnert sich hiebei der Aeußerung Goethes über die Wirthin, welche aus der Geschichte vom heiligen Alexis nur „den ganzen reinen menschlichen Faden" behalten hatte (B. 14, 225). Eben so läßt Goethe alle phantastischen Züge der Heiligengeschichten weg und bedient sich nur der rein zum Herzen sprechenden. Humanus selbst fühlt, daß sein irdisches Ende ihm nahe bevorsteht, ja er scheint, wie wir dieß bei den Heiligen so häufig finden, Tag und Stunde desselben auf das genaueste zu wissen. Deßhalb bereitet er sich auf seinen Heimgang mit frommen Uebungen und Betrachtungen in der Einsamkeit seiner Zelle vor; nur eine kleine Stunde kommt er täglich zu den Brüdern, unter denen er, im Hinblick auf die baldige Trennung, mit größerer Rührung

* Schon im ersten Abdruck ist dieser Vers, und zwar der einzige im ganzen Bruchstück, um einen Fuß verkürzt, Goethe schrieb wohl in der heil'gen Brust.

verweilt; er berichtet ihnen, wie die Vorsehung ihn so wunderbar geführt, aber seine Erzählung ist keineswegs mit glänzenden Zügen aufgeputzt, vielmehr verschweigt er aus demüthiger Bescheidenheit manches, was ihm in den Augen seiner Mitbrüder das Ansehen höherer Macht geben könnte. Diese seine Wunderkraft würdigt der Greis treffend, indem er bemerkt:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt:
Man muß in ihm die Kraft des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt.

Das Höchste, was der Mensch sich selbst erringen kann, was ihm einen selbstständigen Werth gibt, ist jene von Humanus erkämpfte edle Selbstüberwindung.

Doch wenn ein Mensch von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und sagen: „Das ist er, das ist sein eigen!"

Wer diese Verse in ihrem Gegensatze zu den vorhergehenden betrachtet, der wird sich höchlich wundern müssen, wie Delbrück zur Behauptung kommen konnte, sie ständen an dieser Stelle, in dem Munde, der sie spreche, und in Beziehung auf den, welchen zu preisen sie bestimmt seyen, mit der Idee des Ganzen, welche zur Anschauung gebracht werden solle, so sehr im Widerspruche, daß sie demselben alle Haltung raubten und zwischen den einzelnen Theilen den Zusammenhang völlig aufhöben. Ist es denn nicht ein ächt christlicher Satz, daß der Mensch sich selbst überwinden, sich von der sinnlichen Gewalt, „die alle Wesen bindet," frei machen müsse, daß diese Selbstentäußerung uns Gott annähere, uns zu ihm hinziehe? Daß ein Mensch, dem dieses gelungen, auf diese Errungenschaft stolz seyn dürfe, liegt keineswegs in den Worten; einen selbstgefälligen Stolz hierauf zu billigen, der ja auch mit wahrer Selbstüberwindung ganz unvereinbar ist, liegt dem Greise fern, der vielmehr den wahren Werth, welchen der Mensch zu erlangen vermöge, im Gegensatze zu blendenden Wundern hervorhebt, die nur übernatürliche Kraft durch den Menschen wirke. Daß auch zu dieser Selbstüberwindung die Gnade des Himmels unentbehrlich sey, daß der Mensch im Grunde durch sich nichts wirken könne, wird hierdurch keineswegs geleugnet, nur lag es nicht in der Absicht des Dichters, hierauf an dieser Stelle hinzuweisen.

So ist also Humanus ein Bild christlicher Demuth und Selbstüberwindung, die sich in ihrer Abhängigkeit von dem Göttlichen fühlt, zu welchem sie unwiderstehlich hingetrieben wird. Humanus sollte ohne Zweifel noch einmal im Kreise der Seinigen erscheinen, von der göttlichen Leitung, die sich so wunderbar an ihm erwiesen, Zeugniß geben, und zuletzt vor seinem Heimgange das höchste, christliche Symbol, das der Liebe, feiern. Wir fürchten nicht fehl zu greifen, wenn wir die Vermuthung aussprechen, daß hiebei dem Dichter das von Lessing so genannte „Testament Johannis" vorschwebte, über welches er sich in einem hierauf bezüglichen Gespräche vom Jahre 1777 erklärte. Man erinnere sich hiebei auch der Worte, die Goethe im Jahr 1773 den alten Landgeistlichen an seinen Amtsbruder schreiben läßt (B. 14, 246): „Wenn Ihr eben so alt seyn werdet, als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind." Dieser Preis der Liebe, in welchem das Gedicht im höchsten Glanze strahlen sollte, war es zumeist, welcher es dem Dichter so werth machte; denn hier fand er Gelegenheit, das reinste und höchste Gefühl, dessen unendliche Seligkeit er in dem Umgange mit Frau von Stein herrlicher als je vorher durchempfunden hatte, in himmlischem Zauberglanz erstrahlen zu lassen.

Vor seinem Tode bestimmt Humanus den Bruder Marcus zu seinem Nachfolger. Dieser Marcus aber ist der Vertreter wahrhaft christlicher Herzenseinfalt, welche in frommem Glauben am Unsichtbaren hängt, dessen Stimme in seiner Brust lebt:

Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen schallt:
An Offenheit, an Unschuld der Gebärde
Scheint er ein Mensch von einer andern Erde.

Später sagt Goethe von ihm, daß er, ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise, gar wohl verdiene, einer wohlwollenden Gesellschaft, so lange sie auf der Erde verweile, vorzustehen. Aber daß er gerade zum Vorsteher bestimmt wird, ist mehr dichterische Einkleidung, als daß hierauf ein besonderer ideeller Nachdruck läge. Wie in Humanus christliche Demuth, Selbstüberwindung und Liebe uns entgegentreten, so sollte Marcus, der seinen Namen von dem schlichtesten der Evangelisten erhalten hat, die christliche Herzenseinfalt und den reinen Kinderglauben darstellen. Hier haben wir die Grundelemente des Christenthums in seiner reinen, schön menschlichen Bedeutung, gelöst von allen sonstigen dogmatischen Lehren, in welchen der Dichter von früh an nur eine Verweltlichung desselben und eine Quelle von tausendfachem Unheil erkannte; die vielfachen Streitigkeiten über das Dogma, bei denen es so häufig nur auf Spitzfindigkeiten, Rechthaberei und Verdammungssucht hinauslief, waren ihm nur ein unerquickliches Gezänke, das endlich das Christenthum, die Religion der Liebe und der Herzenseinfalt, aus dem Christenthum vertrieben und es zu einem Tummelplatz stolzer Herrschsucht erniedrigt habe. In welchem andern Lichte erscheinen uns hier Humanus

und Marcus, welche Glaubensstärke und kindliche Einfalt, welche Demuth, Selbstüberwindung und Liebe adelt diese Vorsteher einer so würdigen Gemeine! Hier erschallen keine Controversen, keine Verdammungen, keine den frommen Sinn der Gläubigen beengenden Lehren. Diese zwölf Ritter sind von den verschiedensten Orten der Welt nach den verschiedensten Lebensschicksalen hieher gekommen, um Gott in christlichem Glauben, in christlicher Liebe, in christlicher Demuth und Selbstüberwindung zu dienen, ohne sich sonst an bestimmte dogmatische Lehren zu binden, die für das Herz keine Frucht tragen.

Hier haben wir die offen vorliegende Idee, welche den „Geheimnissen" zu Grunde liegt. Das Christenthum ist die Religion der Liebe und der gläubigen Herzenseinfalt, die auf der Ueberzeugung ruht, daß die Welt keine Befriedigung zu geben vermag, daß die wahre Ruhe und Seligkeit in Gott allein zu finden ist, auf den unser ganzes Leben hingerichtet seyn muß. Hätte Goethe diese Idee, welche er rein und scharf erfaßt hatte, zur vollen Ausführung gebracht, so würden wir eine Verherrlichung des reinen Christenthums erhalten haben, wie sie weder unsere noch irgend eine andere Literatur besitzt. Was den Dichter von der Vollendung abgehalten haben werde, haben wir oben angedeutet; vielleicht trat dazu auch die Furcht, mit diesem Gedichte sich die Theologen, welche die Dogmatik für das Christenthum und die Controversen für ihre Stärke halten, auf den Hals zu hetzen, wie dieß sich bei Lessings „Nathan" zeigte, gegen den der Arzt Dr. Balthasar Ludwig Tralles seine „zufälligen altdeutschen und christlichen Betrachtungen" und der Hofprediger Johann Georg Pfranger, derselbe, der in einem sechsten Akte zu Goethes „Stella" die Geschichte als einen Kriminalfall zu Ende geführt hatte, seinen „Mönch vom Libanon" richtete.

Goethe selbst legt in seiner spätern Auffassung über die „Geheimnisse" dem Gedichte eine ganz andere Bedeutung unter. „Hier (bei der Berührung, in welche Humanus bei seiner Wanderung durch die Welt mit den zwölf Rittern gekommen seyn soll) würde sich dann gefunden haben, daß jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, worin sie jenem obern Führer und Vermittler (Humanus, zu dem jene Ritter sämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung gefühlt) sich angenaht, ja sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixirt erscheinen, so daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zusammenleben Humanus gar wohl von ihnen scheiden, weil sein Geist sich in allen verkörpert, allen angehörig, keines eigenen irdischen Bandes mehr bedurfte (?)! Wenn nun nach diesem Entwurf der Hörer, der Theilnehmer, durch alle Länder und Zeiten geführt, überall das Erfreulichste, was die Liebe Gottes und der Menschen unter so mancherlei Gestalten hervorbringt, erfahren, so sollte daraus die angenehmste Empfindung entspringen, indem weder Abweichung, Mißbrauch, noch Entstellung, wodurch jede Religion in gewissen Epochen verhaßt wird, zur Erscheinung gekommen wäre."

Aber Humanus ist nicht Vertreter der Religion überhaupt, sondern der christlichen Religion, wie das Rosenkreuz auf seinem Schilde andeutet, und die sämmtlichen zwölf Ritter haben sich dem Christenthum, dem zur göttlichen Dreifaltigkeit sich emporschwingenden Rosenkreuze, gewidmet. Nach der spätern Angabe des Dichters sollte sogar die ganze Handlung in die Charwoche fallen, und die durch den Ostertag besiegelte ewige Dauer erhöhter menschlicher Zustände sollte sich auch hier beim Scheiden des Humanus tröstlich offenbart haben. Aber es will uns fast scheinen, als ob der Dichter diese Zeitbestimmung erst später hineingelegt habe, da, hätte er hierauf ein besonderes Gewicht gelegt, dieses gleich bei dem ersten Auftreten des Bruder Marcus hätte hervorgehoben werden müssen.

Liegt nach dem Gesagten Plan und Zweck der „Geheimnisse" klar vor Augen, so müssen wir es dagegen zweifelhaft lassen, wie der Dichter die Beschreibung des Lebenslaufes der einzelnen Ritter in seiner Erzählung anbringen wollte, wie auch welche sonstige Heilsanstalten er mit dem Kloster in Verbindung zu setzen vorhatte. Es ist gewiß ein Irrthum, wenn Göschel die am Schlusse des Bruchstücks erscheinenden drei Jünglinge für drei Engel hält, die den Humanus, welcher in der Nacht verschieden, vereint durch's Leben begleiten. Der Tod des Humanus sollte ohne Zweifel erst am nächsten Tage im Kreise der Brüder erfolgen, nachdem er den Marcus zu seinem Nachfolger bestimmt. Diese Jünglinge, welche am Morgen mit Fackeln in den Händen verschwinden, deuten uns auf eine mit dem Kloster verbundene Heils- und Bildungsanstalt für rein christlichen Sinn hin, woran einer oder mehrere der verbundenen Brüder thätigen Antheil nehmen. Sie haben den nahenden Morgen mit Gesängen und Tänzen begrüßt; denn Marcus war beim ersten Morgengrauen durch einen dumpfen Glockenton geweckt worden, hatte aber, als er diesem folgen wollte, seine Zelle verschlossen gefunden:

Und wie er horcht, so wird in gleichen Zeiten
Dreimal ein Schlag auf hohles Erz erneut,
Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
Ein Flötenton mischt sich von Zeit zu Zeit.
Der Schall, der seltsam ist und schwer zu deuten,
Bewegt sich so, daß er das Herz erfreut,

Einladend ernst, als wenn sich mit Gesängen
Zufriedne Paare durcheinander schlängen.

Man wird hiebei an den wunderlichen Laut erinnert, durch welchen Wilhelm Meister an einem Sonntagmorgen erweckt wird, als er im Wirthshause übernachtet, in welchem sich „das Band“ befindet. „Es klang aus der Ferne her, und doch schien es im Hause selbst zu seyn, denn das Haus zitterte manchmal und die Balken dröhnten, wenn der Ton zu seiner Kraft stieg. Wilhelm, der sonst ein zartes Ohr hatte, konnte doch sich für nichts bestimmen; er verglich es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die vor Umfang keinen entschiedenen Ton von sich gibt“ (B. 19, 8). Ueber die nähere Einrichtung jener Anstalt, zu welcher die drei Jünglinge gehören, und was sich sonst daran anschließen sollte, wagen wir keine Vermuthung. Daß im Bereiche des Klosters sich manches Geheimnißvolle gefunden, worin Bruder Marcus eingeführt wird, deuten sowohl die Worte des Greises an:

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier geht noch manches vor;
Doch was du siehst, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor,

als auch die Einleitung des Gedichts, worin dieses selbst mit einem abwechselnd durch Berg und Thäler laufenden, nicht selten in die Büsche abwärts leitenden Pfade verglichen wird, auf welchem man endlich, nachdem man genug geklommen sey, doch zum Ziele gelange. Auch bemerkt der Dichter, daß der Hörer des Gedichts nicht alles zu enträthseln vermögen werde, doch werde jeder für sich reichlichen Stoff der Erbauung finden.

Gar viele müssen vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde — *
Ein jeder soll nach seiner Lust genießen,
Für manchen Wandrer soll die Quelle fließen.

In den achtziger Jahren, zur Zeit als Goethe die „Geheimnisse“ schrieb, erregten unter andern geheimen Gesellschaften besonders die Rosenkreuzer allgemeine Aufmerksamkeit. 1781 erschien zu Nürnberg „Chr. Rosenkreuz“ (den man zum fabelhaften Stifter des Ordens machte) chymische Hochzeit, Anno 1459 (vielmehr 1616) der äußersten Seltenheit wegen wieder aufgelegt; im folgenden Jahre erfolgte ein heftiger Angriff auf den geheimnißvollen Orden in der Schrift: „Der Rosenkreuzer in seiner Blöße zum Nutzen der Staaten aufgestellt,“ wogegen „der im Licht der Welt strahlende Rosenkreuzer, allen liebenden Mitmenschen hingestellt“ zur Vertheidigung auftrat. Als Gründer oder Erneurer des Rosenkreuzordens hatte Gottfried Arnold in seiner von Goethe zu Frankfurt mit großer Theilnahme gelesenen „Kirchen- und Ketzerhistorie“ den gelehrten lutherischen Theologen und Dichter Johann Valentin Andreä bezeichnet, dessen Andenken Herder erneuerte, wie er auch zu der deutschen Uebersetzung von dessen Mythologia Christiana, die K. G. Sonntag im Jahre 1786 unter dem Titel: „Joh. Val. Andreä Dichtungen zur Beherzigung unseres Zeitalters“ herausgab, eine Vorrede schrieb. Von diesem Andreä ging die 1614 erschienene Schrift: »Fama fraternitatis R. C. oder Brüderschaft des Hochlöblichen Ordens der R. C.“ aus, die zur wirklichen Stiftung eines alchymistischen Rosenkreuzordens Veranlassung gab. Vergl. Hoßbach „J. V. Andreä und sein Zeitalter.“ Daß man sich auch am Weimarer Hofe hiermit vielfach beschäftigte, ergibt sich aus einem Briefe des Herzogs Karl August an Knebel, worin er gegen diesen (am 21. Juni 1786) äußert: „Recht lieb ist es mir, daß dir die scharfen Dichtungen des Vater Rosen (so bezeichnet er Andreä als Gründer der Rosenkreuzer) auch gefallen haben. So abgebroschen einem hie und da Narrheiten darin vorkommen mögen, so ist's doch gewiß, daß man die allersimpelsten, bekanntesten Sätze nicht genug wiederholen, bewundern und stets anders eingekleidet vortragen kann. Als Dichter scheint Vater Andreas mehr in seiner chymischen Hochzeit (zu der sich Andreä selbst bekannte); es ist eine unmäßige und wenig geordnete Einbildungskraft in diesem prosaischen Gedichte, aber man findet Michel Angelo'sche Pinselstriche.“ Schöll spricht die Vermuthung aus, unter dem „theurgischen Wesen,“ das Goethe am 1. Mai 1785 (?) an Frau von Stein schickt, seyen wohl Rosenkreuzerschriften zu verstehen. Den Namen der Rosenkreuzer wollten einige von ros und crux ableiten und ihn aus der Alchymie deuten; höchst wahrscheinlich ist er von Luthers Wappen hergenommen, in welchem sich das christlich Symbol eines Kreuzes mit vier Rosen fand, das auch in Andreäs Familienpetschaft übergegangen war. Nicht ohne Absicht scheint Goethe dieses Symbol auch bei seinem Gedichte gewählt und uns hier im Gegensatze zu den Alfanzereien fabelhafter Rosenkreuzer, die bald großen Unfug trieben, einen Verein rein christlicher Rosenkreuzer dargestellt zu haben, aus welchem der segensvolle Geist christlicher Liebe und christlichen Glaubens in höchstem Glanze strahlt.

Goethe selbst erkannte das Erhabene und Segensreiche des wahren Christenthums stets freudig an; Christus war ihm eine der ehrwürdigsten und höchsten Erscheinungen der Menschheit, wenn er auch nicht an seine unmittelbare Sendung von Gott und an das

* Die beiden folgenden Verse:

Der eine flieht mit düsterm Blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher Geberde,

sollen besagen, daß dasselbe, was dem einen unbehaglich ist, den andern erfreut.

Mysterium seiner göttlichen Geburt glaubte. Aber das „Pfaffthum," welches aus dem Christenthum eine Domäne seines Hochmuths und ein Mittel der Verdumpfung zu schaffen suche, war ihm zuwider und machte ihm häufig, besonders als er in Italien den Mißbrauch auf seiner höchsten Spitze gesehen hatte, bittern Unmuth, in welchem er zuweilen sich zu einer Ungerechtigkeit hinreißen lassen mochte. Lag es auch seiner Natur fern, sich, mit Hintansetzung der weltlichen Dinge, in stiller Beschaulichkeit in die unergründlichen Geheimnisse der Gottheit zu versenken, so wußte er doch diese frommgläubige Hingabe wohl zu würdigen, ja die hohe Seligkeit, welche diese über das Gemüth ausgieße, war ihm heilig, wie er ja die mystische Richtung in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" so herrlich darzustellen vermochte, und wie sehr ihm auch finstere und faule Möncherei mit ihren wunderlichen ascetischen Quälereien zuwider war, so erschloß sich ihm doch die hohe Würde eines erbaulichen, Gott geweihten, von der Welt abgesonderten, zur Erweckung wahrhaften Gottessinnes thätigen Zusammenlebens, wie er es gerade in den „Geheimnissen" darstellte, in ihrem reichsten und reinsten Glanze. Freilich sollte ihn gerade in Italien ein „wahrhaft julianischer Haß" wider das Christenthum und manche hochangesehene Christen ergreifen; aber dieser Haß legte sich bald nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande der Kunst und Natur, so daß er seinem Jacobi, dem er sich wieder näherte, gern gestand, ein gewisses Christenthum, das er seinem eigenen Heidenthum vorziehe, sey der Gipfel der Menschlichkeit. Mit welcher Begeisterung er während der schweren Krankheit, die ihn gleich am Anfange unseres Jahrhunderts überfiel, in seinen Fieberphantasien sich an den Erlöser mit den beweglichsten, herzergreifendsten Reden gewandt, wissen wir aus dem Munde seiner Gattin. Und wie vielfach er auch in seinem weitern Leben von beschränktem, die Verdumpfung und Versumpfung der Menge zu eigenem Vortheil ausbeutendem „Pfaffthum" sich abgestoßen fühlte, so hat doch kein Dichter die Wunderkraft kindlich frommen Glaubens ergreifender gefeiert, als Goethe in seiner „Novelle" (1826), und keiner uns einen reinern Blick in das Jenseits ahnen lassen, als der Sänger des „Faust" am Schlusse des zweiten Theils. Sein Christenthum lag in „Sinn und Gemüth," und so dürfte auch kaum ein anderer Dichter das reine Christenthum, die Blüthe edelster Menschlichkeit, sinniger und gemüthvoller darzustellen vermocht haben, als Goethe, hätte nicht eine geheime Scheu, das Heiligste durch Worte zu entweihen, ihn abgehalten, und sein eigenstes Wesen zur innersten Erfassung der Natur, der Kunst und des Menschenherzens mit allen seinen Freuden und Leiden, allen seinen Strebungen, Verwicklungen und Irrungen ihn unwiderstehlich hingetrieben.

H. Düntzer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Theater. — Die Sontag. — Carneval. — Die Noth und die Einkommensteuer. — Politische Stimmung. — Die Todesstrafe und das Geschwornengericht.

Es gilt als etwas außerordentliches, daß der Kaufmann von Venedig neulich an zwei Abenden hintereinander, und beide mal bei gedrängt vollen Häusern, gegeben ward. Und es war nicht die Kraft oder der Ruf der Darsteller, welche dieß bewirkt, denn unsere berühmten Partien Antonios und Shylocks sind längst aus dem Leben oder aus diesem Rollenfach abgetreten, und aus der Fremde kommen jezt selten Gastspieler. Scheint es doch überhaupt, daß in der mimischen Kunst eine Ebbe eingetreten ist, so an wirklichen Größen als an gemachten. Aber daß Shakespeares Name bei einer fast nur mittelmäßigen Darstellung solche Macht ausübte, wollte vielen als ein Zeichen bedünken, daß das Publikum sich wieder dem Theater zuwende, und zwar mit dem Verlangen nach klassischen Stücken. Daß es sich dem Theater zuwendet, ist durch die Zeitverhältnisse fast bedingt. Wer Zeit und Sinn hat, die Leerheit um sich zu fühlen, sucht nach einem Spiel, und das, wo auf dem Vorhang schon geschrieben steht: es ist alles Täuschung! hat billigerweise den Vorzug vor andern Schauspielen, die man für Ernst ausgibt. Daß aber das Publikum nach guten und gediegenen Stücken, um das zweifelhafte Wort klassisch zu vermeiden, ein größeres Verlangen trage, ist wenigstens zu viel gesagt. Es nimmt, was man ihm gibt, und schäzt es ab danach, wie man es ihm gibt. Es kommt alles auf die Führer an. Achten die Direktoren ihr Publikum, und haben sie das Vertrauen nicht aufgegeben, daß die Massen zum bessern herangezogen werden können, so haben sie die Mittel vollauf in Händen, dieß zu bewirken. Gehen sie aber von vorn herein mit der Vorstellung ans Werk, daß nur das Unbedeutende, Triviale, Sinnenkitzelnde das Publikum locke, so müssen sie sich dem Strome allerdings hingeben, der dahin treibt. Es wäre für einen Theaterdirektor gerade in dieser Zeit eine lohnende leichte Arbeit, sich wieder ein Publikum für ernste und würdige Gegenstände (wovon ich das Lustspiel keineswegs ausschließe) zu bilden, wenn er die sonst gebildeten Mißmuthigen, Gelangweilten und Verzweifelten in seinem heitern Tempel wie ein geschickter Agitator zu versammeln und zu fesseln verstünde. Sie sehen alles, was sie zerstreut, Jongleurs, Kunstreiter und mimische Künstler. Dieselbe Aufmerksamkeit auf gute Stücke verwendet, wie man sie, und die Schauspieler insbesondere, auf das Mittelgut verwendet, und der Erfolg wäre zu verbürgen. Gute neue Stücke schafft freilich kein guter Wille allein, auch keine Preisansetzung, wie das jüngste Beispiel in Wien gezeigt, aber es ist gutes genug da, das nur ein neues Kleid anzuziehen braucht, um wieder für neu zu gelten. Das Theater dürfte ja nur der Politik dario nachahmen, und es würde in seinem Reaktionsprozesse mehr Schätze finden als die leztere.

Von unserm neuen Theaterdirigenten hatte man diese Erwartung; er wolle, hieß es, gerade diesem Schlendrian entgegentreten, und der Fabrikthätigkeit, dem Verfertigen von Theaterstücken nach der Schablone einen Wall entgegen setzen. Man hörte sogar klagende Stimmen deßhalb: was denn das Theater habe, was Leute auf die leeren Bänke locken solle, wenn der Birch-Pfeiffer nicht mehr erlaubt werde fürs tägliche Brod zu arbeiten! Klassische Stücke machten leere Häuser, die Kräfte der Bühne seyen nun einmal darauf zugerichtet, und es sey ein thörichtes Bestreben den Geschmack eines Publikums bessern und auf anderes hinlenken zu wollen, als worauf es in seinem Instinkt lossteuere. — Es war eine unnöthige Furcht, wenigstens ist man vom Versuch, uns korrigiren zu wollen, abgestanden, ehe man ihn gemacht hat. Von einem Princip, einem System, einer Tendenz hat man eben nichts bemerkt; weder ist nach Shakespeare noch nach Calderon gesteuert worden, man hat keine weitern Versuche gemacht die griechische Tragödie zu kultiviren, noch das römische Lustspiel, noch Molière, noch das alte deutsche Theater, und noch weniger neue Kräfte zu erwecken. Es ist eben so geblieben wie es war, und es werden nur neue Stücke von Leuten minorum gentium einstudirt. Das soll nun keine Rüge seyn, denn Herr v. Hülsen findet und erhält, wenn er sucht, schwerlich besseres, und warum soll er das nicht zur Aufführung bringen lassen, was auf allen andern deutschen Bühnen als Scheidemünze Eingang hat? Ja er handelt viel besser und patriotischer, als unser jetziges zweites Theater, das Friedrich-Wilhelmstädtische, welches die Gunst des Publikums, die es sich erworben, wieder zu verlieren verdiente, indem es Woche aus Woche ein zwei Neuigkeiten, aber kaum eine andere bringt, als aus dem Französischen verarbeitete. Eine Weile geht das, endlich rächt es sich doch. Wenn es auch dürftig mit dem deutschen Lustspiel aussieht, so ist zur Posse und Farce Stoff genug und auch Talent dafür bei uns, wie unsere aufgeblühte Carrikaturenliteratur, Fliegende Blätter, Kladderadatsch und andere beweisen. In diesem Genre könnte ein Theater zweiten Ranges eine entsprechende Wirksamkeit finden, die einem Theater ersten Ranges untersagt ist. Und warum denn? Eine gute körnige Posse,

die ihr in's Leben rufen könntet, möge ein Dutzend anständiger Stücke auf, die zwischen Leben und Tod sich hinschlängeln. Es ist zu bedauern, daß Raupach sein eigentliches Talent verkannt hat, und mit dieser Verkennung dem Theater, statt ihm zu nutzen, schaden mußte. Denn geschadet hat er durch den Stelzengang seiner historischen Tragödien, sowohl den Schauspielern, für die er sie mundrecht schrieb, und die sich dadurch der Anstrengung, etwas ihnen nicht mundrechtes zu spielen, entwöhnten, als dem Publikum, das sich an den Leisten gewöhnte, während er eine unbestreitbare Gabe für den Fastnachtsschwank und das barock Komische hatte. Nach seinen Schleichhändlern und seinem Zeitgeist ist in diesem Genre nichts von ähnlicher drastischer Kraft auf der deutschen Bühne erschienen. Aber auch alle seine Lustspiele enthalten viele Scenen, die bedauern lassen, daß er sie und seine ganze Kraft nicht der Farce zugewandt hat. Man wirft Herrn v. Hülsen vor, daß er ein altes Schubkastenstück hervorgesucht hat; es sey nicht würdig des Theaters. Was ist denn würdig? Doch nur die Consequenz und Durchführung bestimmter Gattungen. Wo sich das aber nicht thun läßt oder nicht gethan wird, wird ein Quodlibet durch eine buntere Tafel als die andere nicht entstellt. Uebrigens spricht man von einer Veränderung der Direktion. Das Sprechen davon ist in der Regel nur das Symbolum der Wünsche und das leise Antippen, wie der Gedanke wohl aufgenommen werden dürfte. Jeder der Theaterintendanten seit dem Grafen Brühl ist wenigstens ein halbdutzend mal, was man in Berlin nennt, „abgegangen worden," ehe es wirklich dazu kam. Wenn sich das schon jezt an Herrn v. Hülsen erfüllen sollte, würde sich nur herausstellen, daß die Radikalkur, mit der man zerrüttete Zustände jezt allein kuriren zu können glaubt, eine militärische Disciplin, für das Theater nicht zureichend ist.

Sonst leben wir auch hier unter Revenants. Die Sontag ist in ihrer Palingenesie schon wieder bis Leipzig gekommen, von wo sie vor — ja es wird gerade kein Menschenalter, aber ein Vierteljahrhundert und darüber seyn — von Karl v. Holtei entführt, für das Königsstädtische Theater gewonnen, von der jungen und alten Garde bewillkommt, und — wie der selige Gans sich ausdrückte — ein historisches Ereigniß ward; ein ganz anderes Ereigniß, als die Schechners, Malibrans, Jenny Linds nach ihr. Sie bezeichnet eine Zeitepoche unseres geschichtlichen Lebens, das ist so wahr als die Kugel rund ist, eine Zeitepoche, die wir todt geschlagen meinten, und siehe da, sie scheint wieder aufleben zu sollen. Die alte Garde und großen Theils auch die junge Garde von damals ist todt, oder, nach Fähnrich Pistol, nicht mehr für dergleichen „accommodirt," aber eine Garde würde sich im Augenblick bilden, troz aller Verordnungen gegen das Vereinsrecht, wenn — sie herkommen dürfte. Das aber will man nicht. Mad. Sontag soll weder in Berlin noch in einer andern preußischen Stadt öffentlich auftreten, außerdem, wie verlautet, auch nicht in Rußland. Die übrige Welt ist ihr frei gegeben. Nun singt sie und zaubert in Leipzig, und die Berliner eilen in von der Anhaltschen Eisenbahn arrangirten Separatzügen dahin, um entzückt zurückzukehren. Und wenn sie dort ausgesungen, kommt sie uns noch näher, nach Dessau; das ist die Vorstadt von Berlin, es ist also ein in procura-Besuch hier, und Berlin wird nicht anstehen die Aufmerksamkeit zu ehren und sich auch dort zur Bewunderung einstellen.

Vielleicht erinnern sich Ihre Leser, wenn sie ein Vierteljahrhundert zurückdenken wollen, auch eines berühmten Buches aus jener Zeit. Die unhöflichen Richter nannten „die schöne Henriette" ein Pasquill und verurtheilten ihren Verfasser, den Schriftsteller Ludwig Rellstab zu mehreren Monaten Festungsstrafe, die er in dem auch berühmten Spandau, damals als die Festungen noch von keinen revolutionären Strafgefangenen entweiht wurden, abbüßte. Es war eine andere, eine heitere Zeit. Eine harmlose Theatergeschichte, in der die Bewunderer der Sontag mit Laune durchgehechelt, und auch mit einiger Lauge überschüttet wurden, konnte in Berlin, in dem Staate Preußen, ja auch in Leipzig, in Deutschland — ja selbst in London, denn der englische Gesandte, als Sontagsverehrer gehörte zu den Durchgehechelten — ein Aufsehen erregen wie eine entdeckte Pulververschwörung; die gesammte Polizei war auf den Beinen, Buchhandlungen und Buchhändler wurden mit Beschlag belegt. In der Stadt, bei Hofe, Bürger, Beamte, Militär, verdächtigte und unverdächtigte Schriftsteller konnten nicht schlafen, bis das Räthsel gelöst, wer der Verfasser, der Urheber des Verbrechens sey. Politiker mit sehr feinem Geruch wollten eine politische Intrigue riechen: es sey eine Schaumblase, mit Raketengeprassel in die Luft geschickt, um die Aufmerksamkeit des Publikums von irgend einer Operation abzulenken, einer jener Funken, absichtlich in die trockene Berliner Luft geworfen, damit ein Scheinbrand entstehe, der die Augen fessele, damit sie das eigentliche Feuer, das man anzünden wolle, nicht sehen sollten. Die Meinung hatte etwas für sich; denn einen ähnlichen tauben Lärm hatte nichts seit dem Frieden erregt. Endlich ward der Verfasser entdeckt, vorläufig verhaftet, mußte dann aus Berlin gehen, und nachträglich ward er gerichtet und bestraft. Ein Theil des Publikums richtete weit härter; es betrachtete diesen jungen Mann, der sich so gegen das Erhabene und Schöne und gegen die Societät vergessen konnte, als untergegangen und auf immer verloren.

Es ist anders gekommen, die Zeiten wurden andere. Der Schriftsteller ist bekanntlich nicht untergegangen und nicht verloren, aber, es schien, die Societät von damals und ihre Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Und nun sollte es doch wieder eben so seyn' die Sontagszeit wieder eingetreten! der Enthusiasmus nach einem Vierteljahrhundert derselbe von damals! Der Verfasser der „schönen Henriette" ist wirklich auch nach Leipzig gefahren und hat die Sängerin bewundert und seine Bewunderung in der Zeitung ausgesprochen, und die gräfliche Sängerin soll in jugendlicher Frische prangen und so wunderbar schön singen als das junge bürgerliche Mädchen vor einem Vierteljahrhundert. Und um das Wunder voll zu machen, erzählt man, daß sie noch einmal in interessanten Umständen sich befinde, und wenn diese vorüber, noch einmal über das Meer gehe und noch einen Triumphzug durch die amerikanischen Freistaaten halten wolle — um zu ernten, was Kossuth übrig gelassen? In einem Mährchen muß man nicht nach natürlichen Erklärungen suchen; wir müssen uns an die Wunder gewöhnen; auch Logik muß man nicht

verlangen. Und doch ist vielleicht Logik darin, daß man die Sontag nicht nach Berlin läßt. Ganz und mit Bequemlichkeit in der Nähe besehen, würde doch mancher den Schluß ziehen, daß wir zwar zurück denken und gehen können, das Ehmals aber nie wiederkehrt.

Der Carneval hat kein officiöses Kleid angelegt. Daß sich dieß im Jahre 1852 nicht schicke, hat man herausgefühlt. Nur in Potsdam fand, von der dortigen Casinogesellschaft veranstaltet, ein Maskenfest statt, welches ein preußisches Heerlager unter Friedrich II. mit aller Pracht der Costüme darstellte. Die Architekten gaben, wie alljährig, einen phantastisch costumirten Ball und die jüngeren Künstler zum Fastnachtabend eine Krönung des Bacchus. Sonst Privat- und gesellige Feste wie nur je in früheren Jahren; die Noth, die von draußen anklopft, aus den überschwemmten Gebirgsgegenden, aus Schlesien, Ostpreußen, Westphalen, und wo die Kartoffeln ganz verdorben und der Erwerb gestiegt ist, hat das Verlangen, Vergessenheit von andern Dingen zu suchen, noch nicht stören können. Würde im Frühjahr die Noth wirklich so groß, als worauf die Zeitungsnachrichten deuten, so ist jezt zweifelhaft, ob der bekannte Mildthätigkeitssinn der Berliner in der früheren Art sich hervorthun wird. Die Einkommensteuer neben den erhöhten Communalabgaben ist ein zu empfindlicher Schlag für die Begüterten, und die Mißstimmung wird um so größer, je mehr man allmählig erfährt, wie ganz anders auf dem Lande und in andern Provinzen die Abschätzung stattgefunden hat. Während man in Berlin mit altpreußischer Gewissenhaftigkeit zu Werk gegangen, haben die landständischen Commissarien sich unter einander mit neupreußischer Gewissenhaftigkeit abgeschätzt. Die einzelnen Data, welche darüber zu Tage kommen, sind nicht geeignet gutes Blut zu machen, und die Reactivirung der Provinzialstände gewinnt, abgesehen von der politischen Seite, ein Licht, welches auch den sehr conservativen Bürgern unangenehm in's Auge fällt. Daß man hier keinen Bettler auf der Straße sieht, will wenig bedeuten, wo die Constabler herrschen, überhaupt alles Anomale aus dem Auge verschwunden ist; in den Häusern zeigen sich dafür desto mehr. Wie übrigens auch der Bürger die Politik von sich rücke, sie rückt ihm unvermerkt in tausend Gestalten immer wieder auf den Leib. Ein Deputirter geht ab und er muß wählen, er muß Geschworener seyn, und jezt muß er sich interessiren für den Streit, den der Ministerpräsident mit Bürgermeister und Magistrat, öffentlich, in den Zeitungen, über die Gewerbsgerichts- und Gesellenangelegenheiten führt. Dieß ist ein ganz eigenthümlicher Streit, der die Politik freilich nur sehr fern berührt; ein gewisses allgemeines Fluidum der höhern Politik ist indeß auch darin bemerkbar, und wie man sich auch dagegen sträube, die französischen Muster bleiben, unter allen Regimes in Paris, für die übrige Welt Schablonen, welche die Machthaber, von woher sie seyen, nachzustreichen instinktartig den Kitzel haben. Selbst in der Erschaffung unserer ersten Kammer, über die man noch im Brüteproceß ist, werden die Louis Bonaparteschen Inventionen sichtbar. Uebrigens interessirt gerade dieser Gegenstand das große Publikum äußerst wenig. Es ist ein Kampf in bestimmten Kreisen, die weder den Verkehr noch die Ideen der Massen berühren. Wenn ihr absolut Pairs haben wollt, so macht sie euch, aus welchem Holze ihr wollt, uns ist es gleichgültig: das ungefähr ist der vorherrschende Gedanke bei denen, die überhaupt noch im Bürgerthum denken. Viele bedünkt es als ein Symbol dafür, daß es überhaupt bei uns an Bäumen zu dem Institute fehlt, das nirgend gemacht werden könne, sondern nur da bestehen, wo es wächst.

Die gräßliche Mordthat unter den Linden, verübt durch einen Lehrburschen an seinem Meister, Nolte, die Ende vorigen Jahrs sowohl durch ihre Schrecklichkeit als durch die Art, wie der Mörder entdeckt und eingefangen ward, das allgemeinste Aufsehen erregte, ist in diesen Tagen zur gerichtlichen Aburtheilung gekommen. An dem Finden des Schuldig für den geständigen Mörder war kein Zweifel. Aber da die Geschworenen die prämeditirte Absicht nicht klar fanden, ward gegen den blutigen Mörder nicht auf den Tod, sondern nur auf lebenslängliches Zuchthaus erkannt. Berlin, und sogar die Presse, ist über das unerwartete Urtheil betroffen und unzufrieden. Wenn man sich erinnert, welcher überwältigende Meinungsstrom vor und nach der Märzrevolution durch den ganzen Continent auf Abschaffung der Todesstrafe im Sinne der Humanität drang, könnte man sich über den plötzlich erwachten Blutdurst verwundern; denn es werden dieselben Organe seyn, die damals nie mehr durch die Justiz Blut vergossen sehen wollten, welche heute das Blut eines achtzehnjährigen Mörders als ein nothwendiges Opfer für die Gerechtigkeit und die Gesellschaft fordern. So mächtig wirkt das Schreckliche, in der Nähe gesehen, und die Ueberzeugung ist eine mehr als conventionelle und nur historisch überlieferte, daß gewisse Verbrechen nur durch Blut gesühnt werden. Somit wäre in dieser Umwandlung des Sinnes eigentlich nichts Merkwürdiges, wenn nicht dieselben Stimmen sich zugleich gegen die Geschworenen richteten, welche das Verdict ausgesprochen haben. Daß ein Redner in der Kammer es benuzt, um im Interesse der Reaction gegen die Geschwornengerichte überhaupt zu declamiren, ist in der Ordnung und verzeihlich, nicht aber wenn liberale, oder sogar radikale Organe ihrem Unmuth gegen die Geschwornen Luft machen und damit ihren Gegnern, die das ganze Institut gar zu gern begraben möchten und in der besten Vorarbeit sind, in die Hände arbeiten. Eines dieser Organe rechnet sogar aus, wie lange der junge Zuchthaussträfling wahrscheinlich noch leben, also wie viel Tausende er dem Staate kosten werde, was allerdings ein argumentum ad hominem ist und von den guten Bürgern nur zu gut begriffen wird. Uebrigens mag die Jugend des Verbrechers beim Urtheil viel mitgesprochen haben.

Aus der Pfalz, Februar.

III.

Die pfälzische Ludwigsbahn.

(s. Nr. 6.)

Wir sind im Bahnhofe zu Neustadt eingelaufen, der von Ludwigshafen oder auch von Speyer in einer Stunde erreicht wird. Es liegt nicht in meinem Plane, den Leser in die engen und winkeligen Gassen dieser kleinen Stadt zu führen, in der außer einer gothischen Kirche ohnehin nichts Bemerkenswerthes zu finden ist. Aber auf das rege gewerbliche Leben derselben darf ich wohl hinweisen, wie ich bereits auf die zahlreichen Schönheiten der näheren und ferneren Umgebung hingedeutet habe.

Das Thal, welches sich hier in nordwestlicher Richtung öffnet, schließt auf eine Strecke van sieben Stunden den bei weitem interessantesten Theil der pfälzischen Ludwigsbahn in sich. Hier galt es beim Bau, eine Unzahl van Schwierigkeiten zu überwinden, welche bald die paßartige Enge, bald die scharfen Krümmen des Thales, bald der Speyerbach, bald die Heerstraße der Anlegung eines Schienenweges entgegen stellten. Die Art, wie diese schwierige Aufgabe gelöst worden, muß das kundige Auge des Technikers wie das des Laien erfreuen. Imponirt hier auch keine Ueberbrückung, wie etwa die des Gölzichthales in Thüringen, keine Steige wie die bei Geißlingen oder die im Wupperthale, so begegnet uns dafür eine Menge anderer gleichfalls großartiger und dabei im höchsten Grade geschmackvoller Kunstbauten. Es sind deren 160, die zahlreichen Stützmauern und Aufdämmungen gar nicht mit eingerechnet. Zweiundvierzig mal mußte auf dieser verhältnißmäßig kurzen Strecke der Bach überbrückt werden, zwanzigmal kreuzt die Bahn die Thalstraße, der Seitenwege nicht zu gedenken. Gerade und schiefe Brücken und Viadukte von Stein und Eisen, tiefe Einschnitte in die felsigen Berghänge, kühne Curven bis zu einem Radius von 400 Metres herab, hölzerne Stege, die hoch über die Bahn weg zu einem Waldpfade führen, das alles kommt in bunter Mischung vor. Das allgemeinste Interesse aber nehmen die zahlreichen Tunnels in Anspruch. Es sind deren nicht weniger als zwölf, die oft so rasch auf einander folgen, daß das wiedergewonnene Tageslicht in wenigen Sekunden abermals verschwunden ist. Einer derselben ist sogar gekoppelt, einige andere, darunter schon der erste kurz hinter Neustadt, bilden nicht unbedeutende Curven. Einige führen ganz, andere theilweise durch feste, zusammenhängende Sandsteinmassen, während sie streckenweise mühsam unterwölbt werden mußten. Der größte derselben ist der lezte gegen Kaiserslautern hin. Er führt durch den sogenannten Heiligenberg, der hier die hohe Wasserscheide bildet, und ist nicht weniger als 1300 Metres lang und mit sechs Taglöchern versehen.

Was aber dem an sich sa imposanten Werke, und überdieß dem naturschönen, wahrhaft romantischen Thale noch einen eigenthümlichen Reiz verleiht, das sind die vierundzwanzig architektonisch schönen Portale, welche die Ein- und Ausgänge dieser zwölf Tunnels schmücken. In reicher Mannigfaltigkeit hat sich hier die entwerfende Hand ergangen. Bald sind es mittelalterliche, bald moderne, bald antike Formen, die hier dem Auge begegnen, mit Geschmack dem Charakter der nächsten Umgebung angepaßt. Hier ein Thor mit hochragenden Zinnen, dort ein anderes noch überdieß von vorspringenden Eckthürmchen flankirt; hier das ernste, massenhafte bäurische Werk, dort ein Bogen mit fein gearbeiteten Facetten, je nachdem das enge, düstere Wald- und Felsenthal oder ein etwas freierer Grund, eine alte Burgruine oder ein tiefer Bergeinschnitt dem zeichnenden Architekten die Motive an die Hand gab. So ist z. B. ein tiefer Einschnitt in zerklüftete Felsen auf die ungezwungenste Weise sinnig benuzt, einige Vorsprünge mit kleinen Warten so zu krönen, als seyen diese für die äußersten Wachposten einer darüber liegenden Ritterburg bestimmt.

Mag der prosaisch nüchterne, bloß auf die commerciellen und pecuniären Vortheile gerichtete Sinn immerhin den Kopf über all die schönen Kunst- und Hochbauten schütteln und berechnen, wie viel besser die Actionäre daran seyn könnten, wenn man französische Grundsätze befolgte und Bahnen baute, die alles Schmuckes entbehren und Bretterhütten aufweisen, wa bei uns solide und zierliche Hochbauten stehen; ich für meinen Theil kann mich nur freuen, daß der Kunst und dem Schönheitsgefühl auch in diesem Theile des öffentlichen Lebens ihr Recht wird, und beim Lichte betrachtet freuen sich die andern doch auch mit, haben wenigstens vorübergehend ihr Ergötzen daran.

Wir dürfen indeß diesen großartigen Theil der Bahn nicht zurücklegen, ohne auch dem einen Blick zuzuwenden, was rechts und links derselben liegt und unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Schon unmittelbar hinter Neustadt zeigt ein Blick in den etwas breiteren Thalkessel, der mit grünem Wiesenboden ausgelegt und an der Sonnenwand mit Weingärten bekleidet ist, daß der Speyerbach, der aus dem mehr und mehr sich verengenden Thale hervarrauscht, seine geschwätzige Welle nicht müßig dahin wälzt, daß vielmehr seine Kraft unterwegs vielfältig in Anspruch genommen wird. Mühlen, Tuch- und Papierfabriken beleben schon hier das Thal, und wenn der erste Tunnel, der gerade unter der Wolfsburg durchgeht, zurückgelegt ist, mehren sich derartige Werke noch, die vereinzelt am Bache stehen, bis man das nahe St. Lambrecht erreicht, in dem besonders die Tuchfabrikation in's Große getrieben wird und viele Maschinen und Hände beschäftigt. Hier wohnen die Nachkammen jener Tuchmacher, die in so großer Zahl in die Pfalz kamen, als Herzog Alba die Reformation in den Niederlanden mit eiserner Hand zu erdrücken suchte und später in Frankreich das Edikt von Nantes aufgehoben wurde. Diese Lambrechter Fabrikanten sind in neuerer Zeit mehr empar gekommen, und seit sie mit verbesserten Maschinen arbeiten, liefern sie zum Theil sehr schöne Tücher. Doch bilden die mittlerer und geringerer Sorte ihr zahlreichstes und gesuchtestes Fabrikat. In dem Orte ist die alte Kirche, die zu einem ehemaligen Benedictinerklaster gehörte, ihres schönen, rein gothischen Styles halber interessant. (Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 12. **21. März 1852.**

> Of all mad matchee never was the like!
>
> Shakespeare.
>
> Nil erit ulterius, quod nostris moribus addat
> Posteritas.
>
> Juvenal.

Eine Verheirathung nach neuester Mode.

Eine Begebenheit von heute.

In einem Conditoeladen unter den Linden steht ein zierliches, sehe hübsches Mädchen hinter dem Ladentisch. Es ist in Berlin nicht ganz wie in Paris, und die belles limonadières spielen nicht die bedeutende Rolle wie in der Seinestadt. Die Industeie hat indessen schon iange ermittelt, daß auch hier schöne Verkäuferinnen der Waare einen besondeen Werth geben, und die Zahi dee Rosenwangen und schwaezen odee blauen Augen am Verkaufstisch, die früher nur auf dem Weihnachtsmaekt vorkamen, hat sich in den lezten Jahren sehr vermehrt.

Untee den Gästen des Conditorladens fand sich täglich ein aiter Militär ein, der die Entdeckung gemacht, daß ihm der Curaçao und die Pasteten hier ungleich besser schmeckten als bei allen übrigen Kuchenbäckern, obgleich, wenn ee sich ernstlich fragte, weder im Gebäck noch im Getränk ein Unterschied war. Es mußten also wohl die braunen Augen, die Rosenlippen und die zarten Hände seyn, welche Glas und Tellee ihm reichteu. Der Graubaet empfand in der Morgenstunde ein so regeimäßiges Verlangen nach dem Liqueur und der Backwaare, daß wirklich kein Tag verging, wo er nicht zur bestimmten Stunde im Conditorladen saß. Die Disciplin, weiche Pünktlichkeit fordert, verläßt einen wahren Militär auch dann nicht, wenn er längst den Dienst verlassen hat.

Aber die Menschen und die Sitten sind andere an der Seine und an der Spree. Ein guter französischer Militär würde es für einen Verstoß gegen die gute Sitte erachtet haben, wenn er nichts gethan als den Curaçao nippen, die Pasteten essen und das schöne Mädchen wohlgefällig ansehen. Unser Majoe that und unteenahm wirklich nichts anderes. Es wae eine exemplarische Disciplin in seiner Führung. Er kam, er grüßte, forderte, saß, aß, sah, nickte und ging. Höchstens daß einmal eine Bemerkung übee das Wetter mitunter iief. Aber wenn er ging, öffnete sie ihm immer die Thür, er dankte mit militärischer Verneigung und sie wünschte ihm einen guten Moegen, indem sie die Glasthür langsam hintee ihm zudrückte. — Eigentiich wae das die Quintessenz des Genusses. Sie sah so schelmisch aus, ihr Mund iächelte, und wenn sein Blick den ihren traf, senkte sie die Wimpern, freilich um sie sogleich wieder aufzuschlagen. Ich weiß nicht, wie viele Wochen, Monate, oder gae Jahre es gedauert, abee dem Major dünkte es nicht zu lang, an eine Veränderung dachte er nicht, und daß es doch einmal anders werden könnte, kam ihm nicht zu Sinn.

Um so mehr überraschte es ihn neulich Morgens, die Limonadière nicht am Ladentisch zu finden. Er setzte sich, sie kam nicht; er sah sich nach dem Ladentisch um mit einem Blick, der so viel hieß: als: „mein Curaçao und die Pasteten!“ Die Pasteten und der Curaçao kamen auch, ohne daß er ein Wort zu äußern brauchte, aber die Frau Conditorin brachte sie selbst. Ihre rundlichen Hände waren aber nicht die feinen, spitzen, zarten, die den Teller so appetitlich faßten. Es war überhaupt nicht das Geschick darin, es war etwas anderes; die Pasteten hatten einen Beigeschmack, der Liqueur etwas Bitteres.

„Wo ist denn die Pauline?“ fragte er endlich, den Schnurrbart streichend. — „Verzeihen, Herr Major, die ist heut schon in der Kirche.“ — „In der Kirche?“ — „Ja in der Kirche, in der *** Kirche. 'S ist ja nicht weit.“ — „'S ist ja nicht Sonntag!“ Der Major schien nicht der Meinung, daß Pauline sich plötzlich der Art könnte bekehrt haben, um sogar eine Wochentagspredigt zu frequentiren. — „Aber eine Trauung,“ sagte die Wirthin. „Eine sehr gute Freundin von ihr läßt sich trauen, und da hat mich die Pauline so sehr gebeten, daß ich's ihr nicht abschlagen konnte. Denn, wie gesagt, 's ist ja nicht weit, und der Herr Prediger will's kurz machen, und sie will gleich wieder hergelaufen kommen, wenn's vorbei ist. Lieber Gott, so was passirt auch nicht alle Tage; neugierig sind wir alle und die Mädchen wollen doch auch was für's Auge haben.“

„Ist die Braut hübsch?“ schwebte auf der Lippe des alten Militärs, aber er mochte sich besinnen, daß die Frage sich nicht schicke, oder in seiner Ideenassociation übertrug sich das Bild des hübschen Conditormädchens auf die Braut, die das Glück hatte eine so hübsche Zeugin zu haben. Also verwandelte sich auf den Lippen die gedachte Frage in die ausgesprochene: „Und jetzt werden sie getraut?“ — „Alleweil, Herr Major. 'S wär' gerade noch Zeit hinzugehen, wenn Einer Lust hätte.“

Es war ein Impuls, der Akt eines Moments. Der Major hatte den Hut aufgesetzt, den Stab ergriffen, im nächsten Moment war er schon außer der Thür. Es wird nicht behauptet, daß er ein Kirchgänger war, aber er ging in die Kirche. Er schritt sonst langsam und gravitätisch, heute beflügelte er seine Schritte. Sonst erkannte er jeden Bekannten schon fünfzig Schritte voraus und präparirte seinen Gruß je nach dem Grad der Bekanntschaft und des Standes; heute lief er an zwei Bekannten vorüber und grüßte sie nicht. Ueber das Warum hat er sich weder damals noch später Rechenschaft zu geben gewußt. Wo wäre denn das Wunderbare, wenn wir es uns erklären könnten! Aber in diesem Falle können wir es uns erklären — es war das Ahnungsvermögen. Der Major, der es immer geleugnet, erfuhr es an sich.

Er kam gerade in die Kirche, als die Rede des Geistlichen zu Ende war. Es waren mehrere Paare, sie waren zusammengestellt, die Rede hatte allen gegolten, es galt jetzt nur noch das Ringewechseln und die Ritualfragen und Antworten. Es war denn doch unserem Major, wenn wir es ernst nehmen, nicht um die Brautpaare, sondern um die hübsche Zeugin zu thun, die unter den Zuschauern stehen mußte; warum drängte er sich nun zwischen diesen hindurch, ohne Pauline zu suchen, das Auge nur auf die Hauptpersonen des Aktes gerichtet?

Der Platz, den er sich unter einigen Ellenbogenstößen erobert, war kein günstiger. Nur zwischen den Rücken zweier unbeweglicher, vermuthlich sehr conservativer Bürger hatte er eine Aussicht auf die Rücken der Brautpaare: Bräute mit Kränzen und ohne Kränze, Bräutigame in schwarzen Leibröcken und in blauen Ueberröcken. Sie interessirten ihn alle nicht, bis auf das letzte Paar. Der Bräutigam war ein unansehnlicher Kerl, mit groben Fäusten und hohen Schultern, in die sich der kleine Kopf verbarg. Dem Major kam die seltsame Vorstellung, ein solcher Mensch müßte gar nicht heirathen. Es war aber nur die Uebersetzung des Gedankens, der ihn beim Anblick der Braut überkam: wie kann eine solch elegante und schlanke Gestalt ein solches Wesen zum Manne wählen? Sie war einen halben Kopf höher als er, und welche Anmuth und Elasticität in ihren Bewegungen! Das war ein bräutliches Kleid, das ein Schleier, das Handschuhe! Wie saß der Myrthenkranz auf ihrem geschmackvoll frisirten Kopf! Wie gerundet die Bewegungen, mit denen sie das Battisttuch an die Augen brachte, um die Thränen zu trocknen! Wie würde sich das ausnehmen, wenn der Prediger ihre zarten Finger in die rohe, große, rothe, aufgesprungene Hand des Tolpatsch legte? — Wenn sie sich nur einmal umdrehen wollte, daß er etwas von ihrem Gesicht sähe! Wie er auch drängte, die Conservativen vor ihm wurden immer conservativer.

Aber nun waren die andern Paare abgethan. Der Prediger nahte sich dem letzten und ließ sich vom Küster das Papier geben, auf welchem ihre Namen verzeichnet standen. Die schöne Gestalt zitterte, sie schluchzte jetzt vernehmlich, und wie drückte sie das Tuch an's Gesicht! Unsern Zuschauer übergoß es ganz warm. Die Rundung des Ellenbogens, die Taille kam ihm so bekannt vor. „Beruhigen Sie sich, liebes Kind!“ flüsterte der Prediger ihr zu. — Sie hatte sich beruhigt und der Geistliche sprach die Namen. Der des Bräutigams verklang dem Ohr des Horchers, er hatte wenigstens nur einen Klang, welcher der Gestalt entsprach. Aber jetzt tönte ihr Name — und sie sah sich um, als sie mit sehr deutlicher Stimme ihr Ja sprach. — —

Der Major war nach zehn Minuten wieder in

der Conditorei. Die Frau Conditorin fand jezt etwas besonderes an ihm; er sah echauffirt, oder listig, oder neugierig aus. — „Wissen Sie denn nichts — gar nichts davon? Die Pauline —“ — „Muß den Augenblick wieder hier seyn, Herr Major. Wenn's aus ist, zieht sie sich nur um bei ihrer Freundin, und sie ist rasch wie der Wind. Das muß man ihr lassen.“ — „Rasch mag sie seyn, liebe Madame, aber sie wird nicht zu einer Freundin springen und wird sich auch wohl heut nicht umziehen, und hieher wird sie noch weniger zurückkommen, denn sie hat sich eben verheirathet. Ich sah sie trauen, ich hörte ihr Jawort.“

Wäre der Major nicht Major und nicht ein so ehrenwerth aussehender Mann gewesen, so würde man ihn für einen Phantasten, oder gar für einen Windbeutel gehalten haben. Aber er gab solch kurze, schlagende, deutliche militärische Auskunft, daß die Frau mit Recht erklären konnte, daß sie aus den Wolken gefallen sey. Dem Herrn Conditor wäre die weiße Mütze vom Kopfe gefallen, wenn er sie beim Eintreten nicht schon aus Respekt abgezogen hätte. Die ganze Conditorei war in einem gelinden Aufruhr.

„Dieses Mädchen! Nun sage ich doch, was man erleben muß! Eben erst auf ein neu Quartal gemiethet, und mit Zulage! — Nu, trau doch Einer noch einem Menschen! Und kein Sterbenswort geplaudert! — Ist das 'ne Sitte, daß man sich in den heiligen Ehestand stiehlt wie ein Dieb bei Nacht? Das thun ja nicht die Wilden, und ist von guten Eltern! Und hat so charmant und sittsam, nur um ein Stündchen, weil's eine gar zu gute Freundin wäre!“ — „Jeder ist sich selbst der beste Freund,“ meinte der Major. — „Aber wer ist denn ihrer? — ich meine der Herr Gemahl?“ Darüber wußte der Militär keine Auskunft zu geben, außer daß es ein Kerl sey, der kaum das Maaß habe.

Während Conditor und Conditorin sich darauf ansahen, wie mit der leisen Hoffnung, daß doch ein Mißverständniß obwalte, klingelte die Glasthüre und Pauline trat ein; nicht mehr im Brautkleid und noch weniger den Kranz auf dem Scheitel, aber doch mit einigen Veränderungen, um nicht Unordnung zu sagen, in der Toilette, welche in der Frau die Ueberzeugung wieder stärkte, daß der Major recht gesehen. Ihr scharfes Auge entdeckte nämlich ein Myrthenblatt in ihrem Haare.

„Was wollen Sie hier, Pauline?“ fragte sie kurz, als das Mädchen nach ihrem gewohnten Platz hinter dem Tisch an ihr vorüber huschte. — „Sie hatten mir erlaubt —“ — „Der Trauung zuzusehen, aber nicht sich selbst trauen zu lassen! Man muß eine Erlaubniß nicht zu weit ausdehnen, Mamsell oder Madame — Ihren Namen weiß ich noch nicht.“

Pauline schlug die Augen nieder und erröthete leicht; aber sie schlug sie gleich wieder auf. — „Nun, wenn Sie es denn wissen, so bitte ich um Entschuldigung.“ — „Ich habe nichts zu entschuldigen,“ meinte die Frau,“ denn ich wüßte nicht, daß wir noch in Relationen stehen.“ Das Mädchen erschrack jezt; sie erröthete nicht, sie wurde vielmehr blaß: — „Madame, ich bitte sehr um Verzeihung, Sie werden doch nicht — In unserem Contrakt macht das doch keinen Unterschied, und ich glaube, ich habe immer meine Schuldigkeit gethan.“ — „Nach unserem Contrakt habe ich eine Ladenmamsell gemiethet. Sie sind jezt verheirathet, eine verheirathete Dame hat die Schuldigkeit, bei ihrem Mann zu seyn, und kann nicht mehr hinter meinem Ladentisch fungiren.“

„Wenn's weiter nichts ist,“ rief Pauline erfreut, „das soll Sie gar nicht geniren. Ich werde nach wie vor meine Zeit aushalten.“ — „Aber ich will keine Verheirathete, sage ich Ihnen nochmals, und Ihr Mann —“ — „Der reist heute Abend schon nach Amerika. Sie brauchen wirklich gar nicht auf den zu reflektiren. Ich habe ihn schon ausbezahlt, und sehe ich ihn nicht mehr.“

Man sah sich verwundert an: „Ja, aber wie ist denn das?“ — „Das ist die einfachste und natürlichste Sache, Madame,“ erwiederte Pauline. „Ich bin schon lange in der Aussteuerkasse eingekauft, und da, wie jezt alle Welt sagt, es mit der sehr wackelt, und es ungewiß ist, ob sie künftiges Jahr noch zahlen kann, so habe ich mich rasch entschlossen und geheirathet, ehe es zu spät ist. Mir wäre es ja im Leben nicht eingefallen, aus einer so guten Condition zu treten, darum kann mir auch niemand vorwerfen, daß ich leichtsinnig gehandelt, sondern ich habe mir einen sichern Mann gesucht, auf den ich mich verlassen konnte. 'S ist nicht ein solcher unreeller Mensch, der's Geld nimmt und mich dann auslacht und bleibt. Nein, da sah ich mich wohl vor; 's ist ein rechtschaffener Mann, der wirklich nach Amerika auswandert, und hat schon bezahlt und den Transportschein in der Tasche. Ich habe ihm nur 80 Thaler gegeben, 10 vorher, damit er sich einen anständigen Rock kaufte, und 70 nach der Trauung. Ich kriege aus der Kasse 500 Thaler, bleiben mir also 420 übrig, und ich glaube, es ist ein ganz gutes Geschäft, gegen das niemand was sagen kann.“

Klar war die Sache allerdings; der Schleier, der darüber gehangen, hatte weder mit der Romantik, noch mit der Sentimentalität etwas zu schaffen; es war eine Geschäftssache, gegen welche die Frau Conditorin wahrscheinlich nichts einzuwenden hatte. In wiefern die Moral etwas dagegen zu sagen hatte, die, welche die Ehe zur religiösen Handlung, und sogar zum Sacrament erhoben, und die, welche über die Rechtlichkeit in Geschäftshandlungen wacht, das ist eine andere Frage. Bezüglich der ersteren kann man fragen: was helfen alle eure Gesetze zur Erhaltung und Heiligung der Ehe, was eure Ehescheidungs-

verbote, wenn euch die Sitte nicht hilft? Denn was wollt ihr Gesetzgeber thun, um den Abschluß einer solchen Ehe zu hindern, die von vorn herein im Sinne beider Contrahenten null und nichtig ist?

Die andere Frage ist noch bedenklicher, und sie beschäftigt im Augenblick einen großen Theil von Berlin. Wenn Pauline eines Betrugs schuldig ist, sind viele hunderte mit ihr in gleichem Falle. Viele haben schon gesündigt, viele sündigen in diesem Augenblick, und noch mehrere erklären öffentlich, durch die Zeitungen, daß sie in den nächsten Tagen und Wochen sündigen wollen, und die Obrigkeit attestirt es. Mehrere hunderte junger Mädchen und Frauen, alle eingekauft in der Berliner Aussteuer- und Heirathskasse, haben eben ihren Entschluß der Behörde verkündigt, daß sie sich ehelich zu verbinden gesonnen seyen, und fordern ihre contraktmäßige Aussteuer.

Es ist ein fauler Fleck, dießmal nicht unbedingt in unserer Sitte und unserem Gemeinwesen, nur im Assoeiationstrieb, der in seiner Hast, unsere Zustände zu bessern, nicht richtig gerechnet hatte. — Der vor mehreren Jahren errichtete Aussteuer- und Heirathsverein sollte die Heirathen erleichtern und armen Mädchen es möglich machen, durch ihren Verdienst sich selbst eine Mitgift zu erwerben. Um dieser wohlthätigen Absicht willen erhielt er die Bestätigung der Regierung in Ausdrücken, welche von vielen Betheiligten als eine Gewährleistung ausgelegt wird. Was die Regierung gut heißt, muß doch gut seyn, sie weiß alles, sie hat es zu vertreten: das ist noch der Glaube in der Masse. Deutsch übersezt heißt es: wir sind zu faul zum denken, und es ist gut, daß die Regierung dafür da ist. — Man hatte sich verrechnet, man hatte nach den bisherigen Verheirathungen eine Wahrscheinlichkeitsrechnung angelegt und vermeint, daß man mit bestimmten regulirten Beiträgen für die kommenden Fälle auskommen werde. Aber es fanden sich immer mehr Heirathslustige zu den sicher dotirten Mädchen. Die Gesellschaft ist auf Gegenseitigkeit gegründet, man sah sich also zu immer höheren Ausschreibungen genöthigt. Sie übersteigen schon vor einigen Monaten um viele hundert Procent den ursprünglichen Ansatz. Kein Wunder also, daß die Betheiligten eilten, sich durch eine Verlobung von der immer drückender werdenden Last zu befreien, und zum Schaden der andern sich selbst zu retten versuchten.

In diesem Stadium steht der erzählte Fall der Limonadière Pauline. Seitdem aber ist man im Sturmschritt weiter geeilt. Die Spekulation wetteiferte mit der Nothwehr. Der Verein, um sich vor den Anträgen zu retten, rief alle Mitglieder zusammen und es wurden restringirende Maßregeln vorgeschlagen, z. B. daß die Beitragende erst nach einer Reihe von Jahren und nach ordnungsmäßig geleisteten Prämien zur Empfangnahme berechtigt sey, daß es eine wirkliche Verheirathung seyn müsse, d. h. keine, wo der Mann in Amerika, die Frau in Europa lebt, daß die Auszahlung auch in diesem Falle nur terminweise in einer Reihe von Jahren erfolgen solle u. s. w. In stürmischer Versammlung kam man zu keinem Beschluß. Aber einige Tage darauf ward die Direktion mit so vielen angemeldeten Brautschaften überstürmt, daß nur der kleinste Theil der Contribuenten einstweilen unverheirathet bleiben wollte oder mußte. Und sollten diese Unglücklichen ihre glücklicheren oder „rascheren" Vereinsschwestern ausstatten? Einstweilen blieb dem geplagten Direktorium kein anderer, als der gesetzliche Ausweg, in Folge dieser Anmeldungen extraordinär so hohe neue Beiträge auszuschreiben, daß voraussichtlich die wenigsten im Stande seyn werden, sie zu leisten. Damit wäre der Bankerott erklärt und der Verein von selbst gesprengt. Indeß ist einige Aussicht vorhanden, daß man sich noch verständigt, und ein paar hundert Ehen aus Nothwehr rückgängig gemacht werden.

Die Regierung ist jezt wirklich, etwas spät, eingeschritten und hat die Bestätigung neuer Vereine der Art auf Gegenseitigkeit von der Bedingung abhängig gemacht, daß der Ausweis, woher die Befriedigung der Verpflichtungen sicher entnommen werden könne, vorher genügend geführt sey. Es ist ein Schlag für das Assoeiationswesen, nicht der Regierungsbeschluß, sondern das Faktum.

Transatlantische Skizzen.

I.

Die Reise über das Weltmeer.

Wer sich von einer großen Seereise eine poetische Vorstellung gemacht, oder sich doch Vergnügen davon versprochen hat, wird sich sehr bald betrogen und völlig enttäuscht sehen. Nicht daß es auf dem unermeßlichen Ocean an erhabenen Momenten, an überraschenden Aus- und Ansichten fehlte; nicht daß sich die Seele des denkenden Reisenden nicht hin und wieder in Betrachtungen der ernstesten Art versenkt fühlte, indem er das unergründliche Weltmeer mit seinen Myriaden Geschöpfen aller Art unter sich und den gleichfalls unermeßlichen Aether über sich erblickt und sich wie von der ganzen übrigen Natur abgetrennt empfindet; aber dieß sind immer nur Augenblicke, karg zugemessen, und sie werden uns durch die über alle Beschreibung abscheuliche Seekrankheit gänzlich verkümmert, und zudem noch durch den auf dem Schiffe überall herrschenden Schmutz und den dadurch erregten Ekel. Man wähne nicht, daß der Reinlichkeit genug gethan werde, weil man Wasser im Ueberflusse unter und neben sich hat; man wähne nicht, daß man sich in der ersten Kajüte gegen die ekelhaften Ausdünstungen des mit Hunderten von größtentheils armen Leuten angefüllten Mittelbecks zu schützen vermöge; dazu würden, mit Lady Macbeth zu reden, „alle Wohlgerüche Arabiens" nicht ausreichen, und die von dort her kommenden Gerüche sind so eigenthümlich fettig und penetrant, daß sie jeden Gegenstand des Gebrauchs, jedes unserer Kleidungsstücke durchdringen, ja sich den auf den Tisch gebrachten Speisen mittheilen. Mir schmeckte alles nach dem Mittelbeck, und es hat mir kein Bissen gemundet, so lange ich an Bord war, obgleich der treffliche, aufmerksame Capitän des „Franklin," Thomas Knudtsen, sich alle erdenkliche Mühe gab, mich mit Speise und Trank zu erquicken.

In der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli 1851 lichtete der dem bekannten Rheder Slomann gehörende Franklin die Anker im Hafen von Hamburg. Ich war durch den Schmerz der Trennung so angegriffen, daß ich in der Koje lag, als die Anker aufgewunden wurden, was, bei günstigem Winde, um zwei Uhr Morgens geschah. Eine Stunde später kam der Lootse, oder, wie man am Bord sagt, der Pilot auf's Deck, und von dem Augenblick an bis zum Ausgange der Elbe in die Nordsee hörte der Befehl des Capitäns zugleich mit dessen Verantwortlichkeit auf.

Der Franklin, ein dreimastiges Barkschiff mittlerer Größe, hatte früher — 1848 und 1849 — eine andere Bestimmung gehabt, als arme Auswanderer in die neue Welt zu befördern; unter dem Namen „Deutschland" hatte es einen Theil unserer Flotte gebildet und die Elbe blockirenden Dänen aus der Nordsee vertreiben sollen. Jetzt sah man ihm aber nichts Kriegerisches mehr an, vielmehr hatte er, weiß und schwarz angestrichen, ohne eine einzige Kanone, ein überaus friedliches Ansehen. Die erste Kajüte, in der mir durch den Zufall, daß eine Dame ausblieb, zwei Plätze zufielen, enthielt, außer der Koje des Capitäns, vier andere Kojen, wovon zwei, mit je zwei Betten über einander, für die Damen, die gegenüber liegenden aber für Männer bestimmt waren. Ich war die erste an Bord; nach und nach fanden sich auch die übrigen Mitreisenden, drei Herren und vier Damen, ein und nahmen Platz an der gedeckten Tafel, zu der wir vom Capitän eingeladen wurden. Indeß füllte sich die sehr kleine Kajüte bald mit Abschied nehmenden Freunden und Freundinnen so an, daß die Luft zum Ersticken heiß wurde und man auf's Quarterdeck, welches stets für die Passagiere der ersten Kajüte reservirt ist, steigen mußte. Endlich dunkelte es; das letzte schmerzliche Lebewohl war gesprochen, die letzte theure Gestalt dem bethränten Auge entrückt, und still und tief bewegt stieg ich wieder in die dumpfige Kajüte hinab, wo sich jetzt alle Mitreisenden eingefunden hatten und fröhlich schmausten und plauderten. Von den Mittelbeckpassagieren, deren 120 angemeldet waren, fehlte noch ein Theil und wurde erst mit dem Abendzug, der zwischen zehn und eilf Uhr von Berlin in Hamburg anlangt, erwartet. Wer indeß da war, suchte sich möglichst bequem mit seinem Gepäcke einzurichten, auch die besten Stellen für sich und die Seinen in Beschlag zu nehmen; denn fehlt es uns schon im gewöhnlichen Leben nicht an Eigennutz, so tritt dieser auf einer Seereise noch weit schärfer hervor, weil auf einer solchen anscheinend kleine Vortheile in der That für das Wohlbehagen von großer Wichtigkeit sind. Da die aus Mecklenburg erwarteten Passagiere, an dreißig Familien, gegen Mitternacht eintrafen, konnte

der Capitän den günstig gewordenen Wind benutzen und gegen zwei Uhr die Anker lichten lassen, so daß wir in der Dunkelheit die theure Heimath hinter uns ließen, was der Stimmung, in der ich mich befand, ganz angemessen war.

Bei immer noch günstigem Winde erreichte der Franklin bald den Ausgang der Elbe; der Lootse verließ uns und die grünen Wellen der Nordsee umspielten den Kiel des Schiffes. Nicht lange, so tauchte auch die Felseninsel Helgoland im röthlichen Schein aus den dunkeln Fluthen auf; ihr folgten bald die Küsten Frankreichs und Englands, die man abwechselnd zu Gesicht bekam; der Insel Wight segelten wir, immer bei günstigem Winde, vorbei, und schon tauchte der berühmte Leuchtthurm von Eddistone, ein Riesen- und Rettungswerk ohne Gleichen, in weiter Ferne aus dem Meere auf. Ein kleines Fahrzeug mit schneeweißen Segeln, das mit unglaublicher Schnelle sich uns näherte, brachte uns einen neuen Piloten, oder vielmehr, da man seiner bei der ruhigen See nicht bedurfte, einen Gast, der sich den ihm vom Capitän vorgesetzten Brandy trefflich schmecken ließ, und zwar so, daß er allein eine ganze Flasche leerte. Er erbat sich einige Nahrungsmittel und beschenkte uns, nachdem er sie erhalten, dafür mit einigen Fischen und zwei riesenhaften Seespinnen, worauf er sein Boot wieder bestieg und uns versprach, in die englischen Zeitungen rücken zu lassen, daß an Bord des Franklin alles wohl sey. Dieß hat er redlich gethan, und somit erhielten die zurückgebliebenen Lieben sehr bald die Nachricht, daß wir glücklich durch den Kanal gekommen.

Indeß war an Bord schon lange nicht alles mehr wohl; bereits sezte die Seekrankheit den meisten so arg zu, daß sie sich den Tod wünschten. Ich selbst hatte mit ihr bis einen Tag vor unserer Landung in New-york zu kämpfen. Charlotte Paulsen, meine Reisebegleiterin, blieb gänzlich verschont, weßhalb sie nicht wenig von uns andern beneidet wurde. — Die Gesellschaft in der ersten Cajüte bestand, außer mir, aus noch sechs andern Personen. Darunter waren Charlotte Paulsen, deren Pflegetochter, ein Ungar, ein Pommer, der eine Stelle in Montevideo antreten wollte, und ein erst seit acht Tagen vermähltes Paar. Der Mann hatte seiner jetzigen Frau vor fünf Jahren, als er nach Amerika ging, um sein Glück zu suchen, Treue gelobt und war jezt zurückgekommen, sein Wort zu halten, was um so verdienstlicher war, da die Frau weder Schönheit, noch Vermögen, noch Geburt besaß.

Da die Gesellschaft in der Kajüte uns wenig Genuß gewähren konnte, strebten Charlotte Paulsen und ich immer auf's Quarterdeck hinauf, wo wir wenigstens frische Luft und eine weite Aussicht hatten. Außerdem ergözten wir uns von unserm hohen Standpunkt herab am bunten Gewühl und Getreibe auf dem Mitteldeck. Zu Anfang ging alles wirr und bunt durch einander; bald aber traten einzelne besonders auffallende Figuren aus dem Gewirre hervor, und nicht lange, so kannten wir von allen Namen und Gewerbe, ja selbst zum Theil den Charakter. Unter der Masse der 120 Mitteldeckpassagiere zeichneten sich zwei Familien vortheilhaft vor allen übrigen aus. Die eine bestand aus einem mecklenburgischen Beamten nebst Frau, zwei Schwägerinnen, Schwiegermutter, einem Pflegesohne und einem engelschönen Kinde. Die Leute hatten ein kleines Vermögen und wollten sich im Westen der Vereinigten Staaten dafür ankaufen. Die andere Familie war die eines bejahrten Mecklenburger Tischlermeisters, welcher mit sechs schönen, kräftigen und geschickten Söhnen in's Land der Freiheit zog. Ich habe kaum je im Leben einen achtungswürdigeren Greis gesehen, der wie ein Patriarch der Vorzeit von seinen trefflichen Kindern bedient und geachtet wurde. Ein munterer Jäger, knapp und nett gekleidet, sonst aber ein ächtes Naturkind, gefiel uns bald so sehr, daß er häufig von Charlotte Paulsen zu einer Schach-, Boston- oder Whistpartie geladen wurde und sich auch bei diesen Spielen als ein gewandter und schicklicher junger Mann zeigte. Er war die Seele aller Spiele und Belustigungen an Bord, während zwei Bursche, die vom Morgen bis zum Abend betrunken waren, allgemeinen Abscheu einflößten. Höchst komisch war es aber anzusehen und anzuhören, wenn einer derselben, ein Bayer, in seiner Trunkenheit gegen das Meer gewendet, unter Thränen ausrief: „O du verfluchter Columbus, weßhalb hast du die neue Welt entdeckt! Hätt'st du das nitt gethan, so hätt mei Alter mi nitt fortschicken können!" Es war ihm voller Ernst mit seinem Hasse gegen den großen Weltentdecker, dem er sich freilich nicht zum Danke verpflichtet fühlen kann, da er gewiß lieber daheim beim guten kühlen Biere geblieben wäre.

Charlotte Paulsen, die, wie schon gesagt, von der Seekrankheit verschont geblieben war, erhielt etwa zehn Tage nach unserer Abfahrt eine Botschaft aus dem Mitteldeck, die sie aufforderte, die Stelle einer Hebamme vertreten und behülflich seyn zu wollen, daß ein junger Weltbürger die Welt erblicke. Es befand sich ein junges hübsches Paar an Bord, das aller Wahrscheinlichkeit nach durchgegangen war. Die Sache machte sich über alle Erwartung schnell und gut, und ein tüchtiger Knabe, der auf unsern Wunsch den Namen Franklin Atlanticus erhielt, begrüßte inmitten des Wellendranges und Wogengebrauses — denn wir hatten eben etwas Sturm — das Licht der Welt. Es war Aussicht vorhanden, daß Charlotte noch mehrere solche Liebesdienste würde leisten müssen, und bei einer etwas längeren Fahrt wären wir wohl um

drei bis vier Köpfe stärker, als wir von Hamburg abgegangen, in Newyork gelandet; indeß hielten sich die andern Mütter in spe besser, als die junge Erfurterin, und somit blieb es bei diesem einen überzähligen kleinen Passagier. Die Wöchnerin wurde von unserem braven, menschenfreundlichen Capitän auf das allerbeste von unserem Tische verpflegt, und bald hatten wir die Freude, sie ihr Kind im Arme auf dem Verdeck zu sehen.

Die Langeweile fing indeß an sich namentlich im Zwischendeck einzustellen; für uns Kajütenpassagiere hatte ich durch mitgenommene Bücher gesorgt, auch wurden, wie schon angedeutet, mancherlei Spielpartien angeordnet, wobei selbst Kartenspiele nicht fehlten, die sonst an Bord nicht gerne gesehen werden, namentlich wenn Capitän oder Mannschaft etwas abergläubisch sind und das Schiff durch Kartenspiel dem Bösen zu überliefern glauben. Während man sich nun in der ersten Kajüte und auf dem Quarterdeck nach Kräften gut unterhielt, oder doch die Zeit tödtete, war man im Zwischendeck gleichfalls auf Amüsement und Abwechslung bedacht, nachdem man die Lust, welche die Betrunkenen und in ihrer Betrunkenheit mit geschwärztem Kork Bemalten gewährten, hinlänglich ausgebeutet hatte, und eines Abends, zur Zeit der Dämmerung, trat ein seltsames kleines Männchen mit der bescheidenen Bitte hervor, der werthen Schiffsgesellschaft etwas vordeklamiren zu dürfen. Wie wir später erfuhren, war der kleine Alte früher bei wandernden Bühnen als Factotum angestellt gewesen; jetzt aber gingen die Geschäfte in Europa schlecht und er wollte sein Glück in der neuen Welt versuchen. Was dieser Deklamator vortrug — Schillersche Balladen, Kotzebues „Ausbruch der Verzweiflung," das „Dorfschulmeisterlein" u. s. w. — fand, da es den meisten noch neu war, bei den Zwischendeckpassagieren lebhaften Beifall; damit mußte sich das Männlein indeß begnügen, da nicht einmal ein Schnaps für ihn abfiel.

Die Bahn zu Belustigungen war jetzt gebrochen; auf die Deklamationen folgten abwechselnd Bälle und Gesänge, wobei ein recht gut eingeübter Männerchor selbst dem gebildeten Geschmacke Genüge leistete; auch waren die vorgetragenen Lieder und Chöre sehr gut gewählt, so daß man von der Kajüte oder dem Quarterdeck aus bis Mitternacht und darüber den Vorträgen mit Vergnügen, oft, wenn vaterländische Gesänge, wie Arndts: „Was ist des Deutschen Vaterland?" oder eines der herrlichen Uhlandschen Gedichte vorgetragen wurden, mit tiefer Rührung zuhörte. Wenn die Witterung es erlaubte, d. h. wenn das Schiff nicht allzustark schwankte oder unter dem Druck der Segel nach der einen Seite lag, war ein Ball das Hauptvergnügen der jungen Leute, und vorzüglich erregte ein in der That höchst komischer Tanz, der „der Barbiertanz" genannt wurde, allgemeine Heiterkeit, so daß, wenn der einzige, aber unermüdliche Geiger an Bord ihn anstimmte, es lauter fröhliche Gesichter gab. Bei diesem Tanze, der nur von drei Personen ausgeführt wird, verkleidet sich die eine so grotesk als möglich; sie hat vorzüglich dafür zu sorgen, daß ihr der Rücken gehörig ausgestopft sey, da auf diesen schmähliche Prügel fallen. Der zweite Tänzer stellt den Herrn des Vorbeschriebenen, der dritte den zu Barbierenden vor. Alle drei, der bucklige Gehülfe des Barbiers mit einem Korbe voll Geräthschaften, tanzen einher; tanzend wird ein Stuhl hingesetzt, auf den sich der Barbierkunde setzt, und der fortwährend tanzende Gehülfe erhält Befehl, den Kunden zu rasiren. Er stellt sich aber dabei so tölpelhaft an, daß er eine Menge Schläge bekommt und endlich dem Kunden sogar mit seinem hölzernen Rasirmesser die Kehle abschneidet, so daß dieser wie todt hinsinkt. Jetzt wird um die Leiche getanzt; es werden Versuche gemacht, den Todten in's Leben zurück zu rufen; endlich springt dieser auf, worauf der Scherz mit einem Dreitanz endet. Es gehört nicht gemeine Geschicklichkeit dazu, immerfort zu tanzen und nicht aus dem Takte zu kommen, ja selbst die Prügel nach diesem auszutheilen und zu empfangen, und ich gestehe, daß mich die Pantomime einige mal recht gut unterhielt. Bei allen diesen Belustigungen war der eben genannte junge Jäger die Seele, und nie im Leben ist mir ein Mensch vorgekommen, der zugleich so viele geistige und körperliche Gewandtheit an den Tag gelegt; auch war er vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht hinein thätig, indem er bald hier, bald dort half. Er erzählte uns, er sey der Sohn eines preußischen Landpredigers, und hat bis dahin die Stelle eines Oberjägers auf einem großen Gute bekleidet. Daß er von guter Familie war, dafür zeugte sowohl sein Benehmen, als seine Ausstattung und die gut gespickte Börse, die er zur Schau trug. Er beabsichtigte in den Westen zu ziehen und ein freies Leben als Jäger oder Trapper in den Urwäldern zu führen, und für ein solches scheint die Natur ihn wirklich bestimmt zu haben.

Trotz der beschriebenen Ergötzlichkeiten, die aber in der Regel erst mit Anbruch der Nacht stattfanden, stellte sich nachgerade ein böser Gast, die Langeweile, an Bord ein, und somit wurde das Erscheinen eines Tummlers, eines Pottfisches, einer schön gefärbten Qualle u. s. w. als eine höchst wichtige Begebenheit, ja als ein Glück betrachtet. Einige male kamen uns Wallfische so nahe, daß wir sie sehr genau betrachten und ihr Schnaufen und Blasen deutlich hören konnten. Sie schienen gar keine Furcht vor uns zu haben, indem sie nicht um einen Fußbreit von ihrem Wege abwichen, und doch kamen wir so nahe an ihnen vorüber, daß, wenn wir eine Harpune an Bord gehabt hätten, sie unfehlbar unsere Beute geworden wären. Außer den Tummlern, die von den Matrosen Schweine-

fische genannt wurden und die uns oft in Schaaren von Hunderten begleiteten, umschwammen einen ganzen Tag lang eine Menge schöner Delphine, die wie Smaragde im Wasser glänzten, das Schiff, das sie beständig umkreisten, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß etwas Speise für sie abfallen würde. Man kann kaum etwas hübscheres sehen als die Delphine im Meer; namentlich bietet wohl kein anderer Wasserbewohner ein so lebhaftes Farbenspiel dar. Der Capitän sagte mir aber, es sey mit den schönen Farben aus, so wie das Thier dem Wasser entnommen werde.

Als wir uns den Bänken von Neufoundland näherten, wurde die Vorsicht auf dem Schiffe verdoppelt, denn diese Bänke bedrohten uns mit doppelter Gefahr: einmal gibt es hier höchst gefährliche Untiefen, auf denen schon manches Schiff zu Grunde gegangen ist; dann aber hat man gerade in diesen Breiten- und Längengraden das Begegnen der vom Nordpol herabschwimmenden ungeheuern Eismassen zu fürchten, und auch uns gab sich die Nähe solcher durch eine so empfindliche Kälte kund, daß wir uns, nur auf den Sommer eingerichtet, kaum durch die Kleidung davor zu schützen vermochten. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß an der Spitze von Neufoundland, an der man auf der Fahrt von Europa nach Amerika vorbei muß, beständig so dicke Nebel herrschen, daß man zwei Fuß weit über Bord nicht das Geringste sehen kann. Alle Kleidungsstücke werden davon durchdrungen und man wird, selbst sehr dick bekleidet, bis auf die Haut durchnäßt.

Da wir nicht immer günstigen, oft sogar sehr fatalen Wind hatten, mußte man sich mit Laviren behelfen, wobei es sich oft traf, daß wir sehr weit von unserem Cours ab und entweder zu weit nördlich oder zu weit südlich geriethen. Als einst das leztere geschah, fiel mir die gänzlich veränderte Färbung des Meeres auf, das bis dahin dunkelgrün, oft fast schwärzlich erschienen war; es zeigte jezt ein schönes Tiefblau und außerdem war es mit Bündeln von treibenden Gewächsen, Algen, wie ich sie nie zuvor gesehen, bedeckt. Auf meine Verwunderung darüber antwortete mir der Capitän mit einem Seufzer: „Dieß bedeutet, daß wir ziemlich weit von unserem Cours ab und in den aus dem mexicanischen Meerbusen kommenden Golfstrom gerathen sind. Sobald sich das Wasser so hell färbt und sich die vielen Pflanzenbündel in demselben zeigen, weiß man, was die Glocke geschlagen hat, und daß man noch etwas Geduld haben muß, bevor man sein Ziel erreicht.“ Einer der Steuerleute fischte einige Bündel von dem Seegrase und mit diesen eine Menge kleiner Fische, Seespinnen und andere Insekten auf, die sich darin angesiedelt hatten. Es war ein Thierchen darunter, halb Fisch, halb Vierfüßler, das selbst vom Capitän und den Steuerleuten nie zuvor gesehen worden war. Einer der lezteren hob es für ein Museum in Spiritus auf. — Diese und ähnliche Erscheinungen, wozu auch ein Schwarm dem Schiffe stets folgender Seeschwalben zu rechnen ist, die uns bis zu unserer Ankunft nicht wieder verließen, boten bei widrigem Winde oder gar bei Windstille Stoff zur Unterhaltung. Man kann sich nichts Traurigeres, ja Trostloseres vorstellen, als eine Windstille. Die ganze Schiffsmannschaft, vom Capitän bis zum Kajütenjungen hinab, zeigt dann tiefe Niedergeschlagenheit und jeder richtet jeden Augenblick das Auge auf den kleinen Wimpel, der dem Steuernden zum Wahrzeichen dient, um zu erspähen, ob er nicht, wenn auch nur durch den leisesten Lufthauch, bewegt werde. Ist das nicht der Fall, dann schweifen die Blicke am Horizonte umher, um an diesem ein etwa sich zeigendes Gewölk zu entdecken; allein der Himmel schwimmt im reinsten Tiefblau und wolkenlos geht die Sonne auf und unter. Anders ist die Stimmung bei nahendem Sturme oder Gewitter, die in der Regel von den erfahrenen Seeleuten lange vorher gesehen werden, bevor der Unkundige eine Ahnung von der drohenden Gefahr hat. Dann wird jede Thätigkeit am Bord verdoppelt und verdreifacht; der Capitän stellt sich auf's Quarterdeck, die beiden Steuerleute sind auf ihren Posten, „alle Mann“ sind auf dem Verdeck und schauen auf den Capitän, dessen Stentorstimme von einem Ende des Schiffes zum andern vernommen wird. Ein paar Matrosen klimmen bis zur äußersten Spitze der Masten empor, um die Segel einzureffen, die bereits vom indeß losgebrochenen Sturme so gepeitscht werden, daß man nicht begreift, wie die Leute zugleich sich und jene zu halten vermögen, und eine Menge Taue schwirren, indem man sie entweder losläßt oder stärker anzieht.

Da der 28. Juli der Tag war, an dem wir die centrale Sonnenfinsterniß zu erwarten hatten, bereiteten der Capitän und ich uns auf die Beobachtung des Phänomens vor. Die Octanten, deren drei an Bord waren, wurden fleißig zur Hand genommen, und somit hatten wir das Vergnügen, unter 43° 58 M. nördlicher Breite und 46°,43 M. westlicher Länge von Greenwich, auf dem atlantischen Ocean die Finsterniß zu beobachten. Das Wetter war prachtvoll und der Himmel völlig wolkenlos, so daß wir den ganzen Verlauf der Himmelserscheinung ungestört verfolgen konnten. Minder glückte es mir mit der Beobachtung der zwischen dem 10. bis 13. August in der Regel in Menge fallenden Sternschnuppen; obgleich der Capitän, die Steuerleute und ich selbst sehr wachsam waren, und ich sogar die Ruhe einiger Nächte daran wandte, nahmen wir doch durchaus nichts von einem Sternschnuppenfalle wahr; nur einzelne dieser Meteore ließen sich sehen, wie dieß in allen lauen Sommernächten der Fall zu seyn pflegt.

Obgleich wir uns dem Ziele unserer Reise näherten, indem wir die für die Schiffsahrt so gefährlichen St. Georgs- und Nantuket-Eilands bereits hinter uns hatten, gab sich doch jezt ein lang unter der Asche fortgeglommener bitterer Unwille der Zwischendeckpassagiere in harten Reden, ja in Drohungen kund. Der Franklin hatte in einem Dänen einen ganz abscheulichen, sogar diebischen Koch erhalten, der, während er von den besseren Speisen der Kajütenpassagiere möglichst viel stahl, um sie im Zwischendeck theuer zu verkaufen, die der Mitteldeckpassagiere regelmäßig verdarb, indem er sie entweder versalzte oder verbrannte, oft sogar ihnen so unsauber auftischte, daß fast alle Portionen über Bord geworfen wurden. Man hatte lange genug geschwiegen, jezt aber brach sich der allgemeine Unwille der armen Leute Bahn und sie forderten gebieterisch vom Capitän schleunige Abhülfe. Das war indeß, da es keinen andern Koch am Bord gab, nicht möglich, und es blieb, troz dem daß der Capitän das nur irgend Mögliche für die armen Leute that, und obgleich er den Sudelkoch heftig zur Rede stellte, bis zu Ende der Reise beim bösen Alten. Ich muß hier der Wahrheit gemäß bemerken, daß von Seiten des Rheders Sloman alles gethan worden war, um die Passagiere zufrieden zu stellen; alle Vorräthe waren reichlich und in bester Qualität vorhanden und es wurde jedem so viele Speise gereicht, als er nur irgend bedurfte. Selbst das Wasser, mit dem man auf Seereisen so viele Unlust zu haben pflegt, blieb bis zu Ende der Fahrt, die volle sieben Wochen dauerte, ganz genießbar, und ein paar Fässer, die einen fauligen Geschmack hatten, wurden auf der Stelle cassirt. Was ein frischer Trunk Wasser, namentlich aus der Quelle, zu bedeuten hat, das lernt man erst auf einer langen Seereise einsehen; denn welche Sorgfalt auch angewandt werde, immer schmeckt das Wasser flau, immer ist es lauwarm und wie todt.

Ich will bei dieser Gelegenheit der Schiffsordnung, sowohl für die erste Kajüte als für das Zwischendeck, Erwähnung thun. In der erstern kehrte der Stewart, wie jezt der Kajütenjunge genannt wird, gegen sechs Uhr Morgens den Boden, deckte dann den Tisch, belegte ihn bei irgend unruhiger Witterung mit Rahmen von Mahagoniholz, um die Teller und Schüsseln vor dem Fallen zu bewahren, und sezte Kaffee, eingemachten Rahm, Butter, Brod, Käse, Zucker, Wurst, andere Fleischspeisen, oft auch gesottene Eier u. s. w. darauf, worauf er verkündete, daß angerichtet sey. Wer konnte, d. h. wer nicht durch Seekrankheit an die Koje gefesselt war, hatte sich indeß angekleidet und auf dem Sopha oder den zur Seite des Tisches angebrachten gepolsterten Bänken Platz genommen. Der Capitän, wie auch der Ober- und Untersteuermann theilen den Tisch mit den Passagieren der ersten Kajüte, und ist ein Lootse an Bord, auch dieser. Troz aller Vorsicht gab es doch bei unruhigem Meere oft übergelaufene Schüsseln, Tassen und Gläser, und nicht selten hatte man große Mühe, sich satt zu essen, noch mehr aber satt zu trinken. Gegen zwölf Uhr erschien der Koch, um den Capitän zu befragen, ob er für die Zwischendeckpassagiere anrichten dürfe. Diese hatten zum Frühstück Kaffee, aber ohne Milch und Zucker, Brod, Butter und Schiffszwieback gehabt. Ihr Mittagessen bestand in der Regel aus Suppe, Gemüse — so lange welches da war — und Fleisch, einigemal in der Woche aus gelben Erbsen mit gepökeltem Schweinefleisch, Bohnen, Graupen und Reis. Jeden Tag gab es Fleisch in hinlänglicher Menge; auch gedörrte Früchte, mit denen Reis oder Graupen zusammen gekocht worden waren, fehlten nicht, so daß auch für Abwechslung gesorgt war. Gegen ein Uhr erschien der Stewart bei uns Kajütenpassagieren, um uns zur Tafel zu laden. Wir hatten zweimal die Woche Hühnersuppe und gebratene Hühner, viermal einen Pudding zum dritten Gang, täglich entweder Bouillon oder Weinsuppe, gepökeltes Schweine- oder Ochsenfleisch, öfter auch von ersterem frisches, da wir vier Schweine an Bord hatten, die nach und nach geschlachtet wurden und uns köstliche Braten lieferten. An den Tagen, wo es keinen Pudding gab, hatten wir eine andere Mehl- oder süße Speise mit eingemachten Früchten, und zu den Fleischspeisen stets Gurken, Pickles u. s. w., so daß für große Mannigfaltigkeit gesorgt war. Eine Stunde nach Tisch wurde der Kaffee servirt, so lange der mitgenommene Vorrath ausreichte, mit, später ohne eingemachte Milch. Abends um sieben Uhr wurde wieder ein reichliches Abendessen eingenommen, bestehend aus kalten Fleischspeisen und Thee, den auch die Zwischendeckpassagiere, aber minder gut und stark und ohne Milch und Zucker, zu ihrem Schiffszwieback erhielten.

Man hat aus Vorstehendem ersehen, daß die Kost sowohl in der ersten Kajüte als verhältnißmäßig auch im Mitteldeck reichlich und gut war; indeß hatte ich für meine Person bei der geringsten stärkeren Aufregung des Meeres mit der Seekrankheit, daneben noch mit einem unüberwindlichen Ekel zu kämpfen, und so wie mir der schmutzige Koch und seine noch schmutzigeren Gehülfen zu Gesicht kamen, war es mir unmöglich, auch nur Einen Bissen zu genießen, so daß ich, ein weiblicher Tantalus, inmitten des größten Ueberflusses fast verhungerte.

Nachdem wir Neufoundland, die St. Georgs- und Nantuket-Eilands hinter uns hatten, mehrten sich mit jeder Stunde die Anzeichen von der Nähe des Festlandes. Es kamen uns häufig Enten, allerliebste Vögel, auch ein Zaunkönig, sogar Landschwalben zu Gesicht, die, wahrscheinlich vom Sturme über das

Meer verschlagen, auf unsern Masten und Raaen ausruhten, um später neugestärkt ihre Fahrt weiter fortzusetzen. Auch Schiffstrümmern begegneten wir, und es konnte nicht fehlen, daß der Anblick derselben trübe Gedanken und Vorstellungen, wenn nicht gar Angst in uns erregten. Indeß bewahrheitete es sich auch beim Anblick dieser Wracks, daß das Leben sich unter allen Umständen geltend macht. Dem zertrümmerten Fels entkeimen Moose und Flechten; in seine Adern, Ritzen und Spalten dringen die Wurzeln der Bäume, und gar bald wird das kahle Gestein mit lebendigem Grün bedeckt. So zeigten auch die an uns vorübergleitenden Schiffstrümmer das vollste, regste Leben, indem sie nicht nur oben mit unzähligen Schaalthieren, Austern, Muscheln, Schnecken und Polypen bedeckt waren, sondern an ihrer untern, im Meere liegenden Seite zahllosen Fischen zum Aufenthalt dienten. Diese umschwammen die Trümmer in so großer Menge, daß man ihre Anzahl für ein einziges Brett wohl auf Tausende anschlagen konnte. — Die Hoffnung der Passagiere, an den Bänken von Neufoundland Kabeljaue fangen zu sehen, wie bei Windstille wohl zu geschehen pflegt, wurde durch den Umstand vereitelt, daß sich ein sehr günstiger Wind aufthat und uns schnell über diese sehr gefährliche Stelle hinwegführte. Viele hatten sich schon auf ein Gericht schmackhafter Fische gespitzt, und somit gab es lange Gesichter an Bord, als der Capitän erklärte, daß unter den für die Fortsetzung der Fahrt überaus günstigen Umständen aus dem Kabeljaufange nichts werden könne.

Nachdem unsere Fahrt in die siebente Woche gewährt hatte, gaben sich bei den Passagieren immer mehr Anzeichen von Ungeduld kund und man mußte oft die seltsamsten Reden anhören, wenn die größtentheils ungebildeten Mitteldeckpassagiere, über eine große Landkarte gebeugt, um den Ort aufzusuchen, wo wir uns befanden, ihrem Herzen durch Kundgebung ihrer Ansichten Luft machten. Die einen erklärten Capitän und Steuerleute geradewegs für Ignoranten, die sie nie an Ort und Stelle bringen, sondern gewiß so lange auf dem Ocean umherschleppen würden, bis ein tüchtiger Sturm das Schiff zerschelle. Dieß wollten andere indeß nicht zugeben, sie meinten, die Führer des Schiffs verständen ihre Sache nur zu gut, und man würde Amerika längst erreicht haben, wenn es nicht im Interesse des Capitäns und seiner Gehülfen läge, recht lange in See zu bleiben: würden sie doch für jeden Tag der Fahrt bezahlt; weßhald sollten sie sich denn beeilen? Neben solchen unverständigen und liebiosen Reden vernahm man andere, über die man unwillkürlich lachen mußte. In der Regel machten sich die guten Leute so übertriebene Vorstellungen von dem Glücke, das sie in der neuen Welt erwartete, daß man Wahnsinnige vor sich zu haben glaubte. Hier nur Ein Beispiel von der Leichtgläubigkeit der meisten dieser Menschen. Als sich unser boshafter Koch gegen einen die scherzhafte Aeußerung erlaubte, daß man in Amerika nicht aus Blech oder Zinn, sondern ohne Ausnahme auf Silber esse, warf der Mystificirte augenblicklich all seine von Europa mitgenommenen Blechgefäße über Bord. Für den Rest der Reise mußte er sich denn Morgens, Mittags und Abends Geschirr von einem Gefälligen borgen, was ihm aber, in sicherer Erwartung der amerikanischen Herrlichkeiten, weiter keine Sorge machte.

Wenn nun gleich nicht alle in ihren sanguinischen Erwartungen so weit wie dieser gingen, so fehlte es doch in der That keinem ganz daran. Der Jäger war der sichern Hoffnung, so wie er an den Strand springe, einen mit Hirschen, Rehen, Bären und Wölfen bevölkerten Urwald vor sich zu sehen, und in diesen Gedanken legte er die mitgenommene lange Flinte auf eine arme Seeschwalbe an, die harmlos dem Schiffe folgte. Der Fischer — wir hatten auch eine Fischerfamilie an Bord — sah das Meer von den herrlichsten Fischen wimmeln und sich selbst durch Fleiß und Industrie sehr bald im Besitze eines großen Vermögens. Der Schreiner meinte, die große Stadt New-york werde sich bald glücklich schätzen, einen so geschickten Mann wie ihn in ihrem Weichbilde zu haben. Das Dienstmädchen glaubte einem Eldorado entgegen zu gehen, wo es Gold in Haufen und keine Arbeit gebe, und diese dürfte sich von allen am wenigsten getäuscht sehen, wenn sie nach langer Fahrt den ersehnten Boden der neuen Welt betrat, denn Amerika ist, wie für die Bedienfteten die Hölle, für die Dienenden der Himmel auf Erden.

Während man nun über die übertriebenen Hoffnungen und Erwartungen so vieler armen Unwissenden lachen mußte und sich keineswegs für befugt hielt, sie aus ihrem süßen Traume zu erwartender Glückseligkeit zu wecken, flößten diejenigen tiefes Mitleid ein, welche die Absicht kund gaben, für die mitgenommenen Geldmittel sich im Innern anzukaufen, d. h. Farmer in den Urwäldern zu werden; denn diese verfallen größtentheils dem traurigsten Loose. Zuerst ist es fast mit Gewißheit anzunehmen, daß sie gleich bei ihrer Ankunft einem sogenannten „Runnee," d. h. einem Menschen in die Hände fallen, der den Betrug zu seinem Geschäft gemacht und von einem Gewissen auch nicht mehr die Spur in sich hat. Am liebsten betrügt ein solcher Gauner den armen Ankömmling, der in seiner Sprache „ein Grüner" heißt, erbarmungslos um seine ganze Habe, indem er ihm Güter aufschwazt, die entweder gar nicht existiren, oder solche, die aus Sumpfboden bestehen. Ist aber der Grüne doch zu klug, sein Alles auf einen Wurf zu setzen, so wird er doch sicher um einen Theil seines Vermögens gebracht, und zwar dadurch, daß man ihm

falsche Fahrscheine (Tickets) aufschwazt, für die er schweres Geld bezahlen muß und die schon auf der nächsten Station nicht mehr gelten, so daß er entweder mit seiner Familie liegen bleiben oder andere Tickets lösen muß, was, wenn eine ganze Familie so betrogen wird, oft einen Verlust von 70 bis 80 Dollars zur Folge hat. Auf diese Weise wird die Mehrzahl der hier angekommenen und in's Innere gehenden Auswanderer oft in sehr empfindliche Verluste gestürzt, und zwar ohne daß sie bei den hiesigen Gerichten Klage führen könnten, indem die Schwindler Sorge tragen, daß ihnen ihre Tickets gleich auf der ersten Station unter irgend einem Vorwande abgefordert und nicht wieder zurückgegeben werden, so daß es ihnen vor Gericht an den erforderlichen Beweismitteln fehlt.

Indeß gibt es rühmliche Ausnahmen und Gelegenheiten genug, sicher und zu höchst billigen Preisen in's Innere der Vereinigten Staaten befördert zu werden. Da vielen daran gelegen seyn dürfte, den Namen und die Adresse eines durchaus redlichen und ehrenhaften Spediteurs kennen zu lernen, dem sie sich zum Behufe der Weiterbeförderung unbedingt anvertrauen dürfen, nenne ich hier Herrn William Rischmüller, dessen Geschäftsbüreau in Greenwichstreet Nr. 104 in Newyork sich befindet. Dieser Ehrenmann, ein deutscher Landsmann, bietet in der That nicht nur alles auf, die durch ihn beförderten Passagiere zufrieden zu stellen, sondern er gewährt ihnen auch durch doppelt ihnen zugestellte Fahrscheine die vollkommenste Sicherheit, indem der Weiterreisende das eine dieser Billets bis zu Ende der Reise zu seiner etwa nöthigen Legitimation behält. Daß er es zu diesem Zwecke zu bewahren habe, ist in fünf Sprachen, in englischer, deutscher, französischer, holländischer und irischer darauf bemerkt. Was die Preise betrifft, so sind diese im Allgemeinen so billig gestellt, daß man kaum begreift, wie die Unternehmer dabei bestehen können. So bezahlt eine erwachsene Person von Newyork bis Milwaukee, im Staate Wisconsin, für die theils auf der Eisenbahn, theils auf dem Dampfschiffe zurückgelegten 1414 englischen, also über 300 deutsche Meilen, nicht mehr als 8 Dollars (der Dollar beträgt 1 Thlr. 12 Gr. preuß. Cour.), und für Familien stellt sich der Preis noch weit billiger. So würden z. B. neun Personen, wovon drei erwachsen, vier von drei bis zwölf Jahren und zwei unter drei Jahren, nur für fünf, also für diese Reise nicht mehr als 40 Dollars, oder 56 Thlr. preuß. zu bezahlen haben. Solche Preise sind nur durch die ungeheure Masse von Auswanderern, die wöchentlich hier ankommen und größtentheils in's Innere gehen, zu ermöglichen. So landen hier in Newyork in den günstigsten Monaten durchschnittlich wöchentlich 10,000 Auswanderer, und man zählte deren im vorigen Jahre, wo die Auswanderung nicht so stark war als im laufenden, allein in Newyork an 112,000 Köpfe. Die meisten werden durch die großen, über tausend Passagiere fassenden Liverpooler Dampfschiffe hieher geführt, und zwar sind es größtentheils Iren, die ihr unglückliches Vaterland in der Erwartung eines besseren Looses in der neuen Welt verlassen und auch wirklich hier einen günstigen Boden für ihre Industrie und ihren Fleiß finden; leider aber bringen diese Unglücklichen auch ihre Laster, Trunksucht, Schmutz und Trägheit mit, und diese werden dann hier wie dort zu Hindernissen ihres Fortkommens.

Doch zurück zu meinem Franklin, auf dem ich noch Tage zuzubringen hatte, bevor der Ruf: Land! auch mein Herz erschütterte. Drei Tage vor unserer Landung fand sich ein Lootsenschiff bei uns ein und bot uns einen Lootsen an, der aber nicht gleich, sondern erst, als er Tags darauf wieder kam und wahrscheinlich billigere Bedingungen stellte, angenommen wurde, und so wie er den Bord des Schiffes betrat, das Kommando übernahm. Es war ein wettergebräunter, magerer Kerl, mit ächt amerikanischem Gesichtsausdruck. Er brachte einen Mantelsack und einen dicken Paletot mit an Bord und bekümmerte sich um keine lebende Seele auf dem Schiffe; er war überhaupt so wortkarg, wie ich nur je einen Menschen gesehen habe. Er hatte die garstige Gewohnheit des Tabakkauens im höchsten Grade an sich, und trotz seiner Atlasweste und seines feinen Anzugs sehr grobe Manieren, und so glich alsbald sowohl das Quarterdeck als die Kajüte einem großen Spucknapfe; ich habe nie einen Menschen gesehen, der so viel ausspuckte, als dieser amerikanische „Gentleman."

Einen wahrhaft überraschenden Anblick bieten die Lootsenboote dar, die, weißen Schwalben gleich, mit ihren großen geblähten Segeln den Ocean mit unglaublicher Geschwindigkeit durchschneiden und deren Mannschaft fast bei allen Winden zu fahren weiß. Die Geschicklichkeit und Verwegenheit dieser Leute geht über alle Vorstellung; bald waren sie mit ihrer Nußschaale vor, bald hinter dem Franklin, bald ihm wieder zur Seite, um unter Wellenschwall und Sturmgebraus von Schiff zu Schiff ihren Handel mit den Capitänen zu machen. Jedes Lootsenschiff führt seine Nummer in großen schwarzen Buchstaben auf dem Hauptsegel und hat mehrere Piloten nebst der zur Lenkung des Fahrzeugs nöthigen Mannschaft an Bord. Wir erblickten, noch etwa drei Tagereisen von unserem Bestimmungsorte entfernt, sechs bis acht solcher Lootsenboote, die auf die von Europa kommenden Schiffe harrend, sich immer auf dieser Höhe halten, und wie wir hörten, sehr gute Geschäfte machen, indem ein Lootse mit 50 bis 100 Thalern bezahlt wird.

Die Anzeichen von der Nähe des Landes mehrten sich mit jeder Stunde und bald entdeckte einer vom Mitteldeck die bewaldete Küste der Insel Long-Island.

Ein Jubelgeschrei rief uns vom Mittagessen aus der Kajüte auf's Quarterdeck, wo uns der Pilot auf unsere Frage, ob der graue Streifen, den wir am Horizonte erblickten, wirklich Land, ob es das heißersehnte Amerika sey? mit einem trockenen »yes« antwortete, worauf er sich umkehrte, um auszuspucken, wie er nach jedem von ihm gesprochenen Worte that.

Mich befiel, statt, wie ich erwartet hatte, ein freudiges, ein seltsam banges Gefühl beim Anblick der neuen Welt, die von nun an meine Heimath werden und mir alles ersetzen sollte, was ich Liebes in Europa zurückgelassen. Erst jezt, erst im Angesichte Amerikas, fühlte ich mich gänzlich vom heimathlichen Boden und für den kleinen Rest meines Lebens von den europäischen Freunden, von allen früheren Gewohnheiten und Beziehungen abgetrennt. So lange ich nur noch Himmel und Wasser erblickt hatte, schien mir die Luft, der Ocean eben so wohl Europa, als Amerika anzugehören; jezt aber gehörten, meinem Gefühle nach, beide ausschließlich dem lezteren an, und ich hatte Europa für immer verloren! — Thränen, die ihren Quell in sehr bittern Gefühlen hatten, flossen über meine Wangen, und ich ging still in die ganz verödete Kajüte hinab, um ihnen ungestört und ungesehen freien Lauf zu lassen. Da alle andern beim Anblick der neuen Welt so laut jubelten, schämte ich mich meiner Trauer, des mich bereits beschleichenden Heimwehs. Ich kam mir in meiner gegenwärtigen trüben Stimmung fast wie der Orang-Outang vor, von dem unser Capitän mir erzählt hatte, daß er, in seiner Heimath gefangen und zum Behufe der Ueberfahrt nach Europa an Bord gebracht, sich allemal seinen Platz auf dem Hintertheile des Schiffes wählt, von wo aus er mit unverwandtem Blick nach der schönen zurückbleibenden Heimath schaut, bis der Tod ihn auf diesem Flecke ereilt, was, da er jede Nahrung verschmäht, nach wenigen Tagen geschieht. Der Capitän, welcher öfter die Reise nach Ostindien gemacht und solches mehrere mal erlebt hatte, schilderte uns sehr lebhaft, welch traurigen Anblick so ein armes, an Heimweh dahinsterbendes, den Blick unverwandt auf die immer weiter entschwindende Heimath richtendes Geschöpf gewähre, in dem Maße, daß selbst der roheste Matrose sich des Mitgefühls nicht erwehren könne. Der gute Mann ahnte nicht, daß ein menschliches Wesen in seiner nächsten Nähe fast denselben Empfindungen erlag, die den Tod des armen gefangenen Orang herbeiführen.

Das von vielen so heiß ersehnte Land trat indeß immer deutlicher hervor und schon zeigten sich dem bloßen Auge die weißen Leuchtthürme am Strande des Staates New-Jersey, der der nächste bei Newyork ist. Einen zugleich großartigeren und reizenderen Anblick, als der Hafen von Newyork gewährt, kann man sich nicht vorstellen. Die Stadt liegt bekanntlich auf einer vom Meere und dem herrlichen Hudsonflusse gebildeten Insel und der Hafen ist so groß, daß er alle Schiffe der Welt aufnehmen könnte. Um den lezteren herum liegen die reizenden, fruchtbaren Inseln Long-Island und Staten-Island, erstere flach, leztere hügelig und schön bewaldet, so daß mir beim Anblick derselben unwillkürlich das im Thüringer Walde, auf dem Gödelhahn bei Ilmenau gedichtete: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh," unseres Goethe einfiel; denn die Gegend von Staten-Island hat, vom Meere aus gesehen, die größte Aehnlichkeit mit jener thüringischen, und um dieselbe zu vermehren, hat ein reicher Amerikaner sich auf der Spitze des hervorragendsten Hügels eine burgartige Villa erbaut. Dieser großartige und erhabene Anblick trocknete bald meine Thränen, und als ein mächtiger Steamer uns in's Schlepptau nahm, um uns in den Hafen zu bugsiren, als ich die Tausende von Häusern, Masten, Schiffen und Wimpeln vor mir sah, schwieg der Schmerz in meiner Brust und ich konnte mich ungetrübt des Wiedersehens des einzigen geliebten Kindes freuen.

Engländer und Franzosen.

Eine Parallele.

VII.

In Frankreich hat die Lehre von den polizeilichen Bemaßregelungen nie einen ordentlichen dritten Stand aufkommen lassen. Einen eigentlichen Bürgerstand und ein Gefühl von der Bedeutung des Bürgerthums gibt es daselbst nur in den Städten; die ländliche Bevölkerung ist fast gänzlich davon ausgeschlossen und ein bloßes Werkzeug in den Händen der Machthaber. Seit drei Jahrhunderten nahm die ganze Culturentwicklung Frankreichs einen wesentlich städtischen Charakter an; noch bis diesen Tag erscheinen die französischen Bauern den gebildeten Ständen gegenüber fast wie ein besonderes Volk, von besondern Lebensgewohnheiten und besonderer Denkweise. Der Name Paysan, der an Holzschuhe und Kittel erinnert, gilt fast als Schimpfwort.

Es ist wahr: England ist feudalistisch geblieben; es hat die drei großen Stände, den Clerus, den Adel und die Gemeinen in ihrer Form und mit ihrer ursprünglichen Macht bewahrt. Allein die Gemeinen sind darum keine rechtlose Masse; die »Commoners« bilden den Kern des Bürgerstandes, Landeigenthümer, Handwerker und Taglöhnee. Der Stand freier Grundbesitzer, welche ihre Güter selbstständig nach Lehenrecht besitzen, ist in England niemals ganz unterdrückt worden. Aus ihnen sind die Freisaßen (Freeholders) entstanden. Noch im siebzehnten Jahrhundert war die Zahl derer, die ihr eigenes Land bebauten, größer als die Zahl der Pächter. Statistische Schriftsteller aus jener Zeit versichern, nicht weniger als 160,000 Grundeigenthümer, die mit ihren Familien den siebten Theil der Gesammtbevölkerung ausmachten, haben ihren Lebensunterhalt von kleinen Freigütern gezogen. Aber auch die frohnpflichtigen Gutsunterthanen, aus welchen die jetzigen Zins- und Frohnbauern (Copyholders) hervorgingen, waren außer jenem Dienstverhältniß immer als freie Leute zu betrachten. Die Gemeinen hatten von jeher ihren eigenen Gerichtsstand; in Strafsachen hielten die sämmtlichen Eingesessenen der Herrschaft, Freisaßen und Frohnbauern, das Rügegericht im Namen des Königs, unter dem Vorsitz des Amtmanns, welcher zu dem Ende ein Rechtsgelehrter seyn mußte.

Dieß war ein ganz unschätzbarer Gewinn für die Erhaltung des Volksrechts, das weder von dem Feudaladel noch von dem Königthum absorbirt werden konnte. So sehr auch die Normannenherzoge darauf hinarbeiteten, die Lehensherrschaft allgemein einzuführen, so wenig vermochten sie es durchzusetzen, daß die Barone die Masse des Volks in ein völlig rechtloses Verhältniß herabdrückten. Die Städter und die Freisassen waren zu mächtig und setzten es durch, daß die Grundeigenthümer aller Classen, auch die Frohnpflichtigen, als Freeholders an den Wahlen der Ritterschaftsdeputirten zum Parlament Theil nahmen. Nur die bloßen Pächter und Copyholders blieben davon ausgeschlossen, bis auch ihnen die Parlamentsreform im Jahr 1832 gleiches Recht zugestand.

Ein solches Bürgerthum konnte sich in Frankreich nicht entwickeln. Der dritte Stand wurde durch König und Adel von der Betheiligung an dem Staatswesen ausgeschlossen, ohne Berechtigung zu Staatsämtern und doch die ganze Last der öffentlichen Leistungen und den ganzen Druck der unförmlichen Staatsmaschine tragend. Adel und Geistlichkeit, ungefähr der dreißigste Theil des Volks, befanden sich im Besitz aller Benefizien, sey es durch Erbe, sey es durch Kauf oder Verleihung. Nachdem von Franz I. an auch die Städte ihre Selbstständigkeit verloren hatten, bildeten, ähnlich wie bei den Municipien in der römischen Kaiserzeit, die übrig gebliebenen Einrichtungen des Municipalwesens, wie Zünfte und Innungen, nur noch eine lästige Beschränkung mehr für einen Stand, der zur Zeit der Revolution die Intelligenz, die Bildung, den Reichthum des Kapitals, kurz alle Bedingungen eines vollen Staatslebens besaß und darum, von Feudal- und Staatslasten zu Boden gedrückt, von harten Generalpächtern und Finanzdienern geknechtet, von einer schlechten Justizverfassung zur Rechtlosigkeit verurtheilt, jauchzend ein System zusammenstürzen sah, das von allen gebildeten Geistern der Nation längst verabscheut und gebrandmarkt wurde.

Auch in England sind die ältesten Volksrechte früh untergegangen, und auf das neue Recht übte das römische Recht vom zwölften Jahrhundert an einen entschiedenen Einfluß; allein es erhielt nie allgemeine Geltung, außer bei den geistlichen Gerichten und den damit zusammenhängenden Ehe- und Testamentssachen. Als die Normannen das römische Recht auf den englischen Boden zu verpflanzen suchten, wirkten ihnen die einheimischen Rechtskundigen dadurch mit Erfolg entgegen, daß sie sich der wissenschaftlichen Form und

der allgemeinen Sätze desselben zum Vortheil ihres vaterländischen Rechts bemächtigten. Die Magna Charta stellte dem fremden Eindringling ein Bollwerk entgegen durch die Errichtung eines Obergerichts in Westminster, das die Rechtsgelehrten zu einer Art Zunftverbindung vereinigte. Es entstanden die Corporationen der sogenannten Inns of Court, als Organe der freilich völlig empirischen Vorbereitung für die Praxis des gemeinen Rechts. Auf den Universitäten wurde das Civilrecht so vernachlässigt, daß die Könige von Zeit zu Zeit vom Papst Dispensation für einzelne Geistliche zum Studium des Civilrechts nachsuchten. Die ganze Rechtsentwicklung war und blieb vorherrschend national, sowohl auf dem primitiven Gebiet des Gewohnheitsrechts, als in dessen lebendiger Entwicklung und Ergänzung durch das statutarische Recht und durch die Aussprüche der Gerichtshöfe. Um so bunter ist freilich das Gewand, in welchem die englische Gesetzgebung einherschreitet.

Ludwig der Heilige erkaufte die bessere Rechtspflege, wodurch er der Verwilderung des Volks entgegenwirkte, um den theuren Preis der altfränkischen Rechtsgewohnheiten. Mit dem römischen Recht kamen die gelehrten Legisten an's Ruder und das öffentliche Recht war durch die Begriffe des Fiskus und des römischen Kaisers, d. h. eines unersättlichen Staatsfiskals und einer unumschränkten Fürstengewalt, von seiner ursprünglichen Grundlage gänzlich verdrängt. Man spricht mit Bewunderung von dem Muth und dem Selbstgefühl der französischen Parlamente, die den Kerker nicht scheuten, wenn es galt, Handlungen der königlichen Willkür die Zustimmung zu versagen; allein eben diese Parlamente in ihrer zweifelhaften und schwankenden Stellung zwischen richterlicher Gewalt und Staatsgewalt erleichterten dem Despotismus ungemein die Knechtung des Volksrechts. Ursprünglich Reichsversammlungen und Reichsgerichte, die nach altgermanischem Rechtsgrundsatz im Lande umherzogen und Recht sprachen, behielten die Parlamente, auch nachdem Philipp IV. durch Einberufung der Generalstaaten von dem Reichstag die richterlichen Funktionen völlig getrennt hatte, einen gewissen politischen Charakter, zum großen Nachtheil der Rechtspflege. Sämmtliche Pairs hatten Sitz und Stimme im neuen Parlament; aber sie wollten mit den „Federfuchsern" (clercs), wie man die eigentlichen Rechtsgelehrten nannte, nichts gemein haben, und überließen damit den von der Krone bestellten Parlamentsräthen die Rechtsentscheidung sogar in ihren eigenen Angelegenheiten. Das Pariser Parlament behauptete ein besonderes Ansehen und beanspruchte als Nachfolger des alten Palashofes Theilnahme an der Staatsgewalt. Die Könige, seitdem sie sich der lästigen Generalstaaten zu entledigen angefangen hatten, wußten mit großer Schlauheit diese Prätensionen zu unterstützen. Seit frühester Zeit nämlich war es Gebrauch gewesen, daß das Pariser Parlament den königlichen Ordonnanzen und Edikten durch Eintragung derselben in seine Protokolle Gesetzeskraft verlieh; die Könige legten fortan nicht nur Civil- und Criminalerlasse, sondern auch die wichtigsten Staatsakten dem Parlament zur Einregistrirung vor, wodurch die Herren Parlamentsräthe sich besonders geschmeichelt fühlten. Wohl verweigerten sie zuweilen, gemeinschädliche Verordnungen zu bestätigen; aber wo Bestechung oder Drohungen nichts fruchteten, da brauchte der König Gewalt und die endlosen Konflikte zwischen den Parlamenten und der Krone mußten nothwendig beiden Theilen verderblich werden. Die Ausübung politischer Attributionen, die nicht zum Richteramte gehörten, war ein eben so schlechter Ersatz für die erlittene Einbuße der Volksrepräsentation, als sie der Rechtspflege schadete, indem die Parlamente mit ihrem halb politischen, halb richterlichen Charakter sich für befugt hielten, zum Schrecken des Volks das Gesetz zu verlassen und nach Billigkeitsgründen zu entscheiden.

Schon aus dem Bisherigen geht hervor, daß das Repräsentativ-System in Frankreich nicht gedeihen konnte, wogegen England in diesem Stücke theils durch den natürlichen Gang der Dinge, theils durch außerordentliche Umstände ganz ungewöhnlich begünstigt war. Während der anderthalb Jahrhunderte nach der normännischen Eroberung gab es im eigentlichen Sinn des Wortes keine englische Geschichte. Bis in die vierte Generation waren die Nachfolger Wilhelms keine Engländer und Einer von ihnen, der eine englische Prinzessin heirathete, ward von seinen Baronen ungefähr ebenso angesehen, wie etwa heut zu Tage ein weißer Pflanzer in Virginien, der ein Negermädchen ehelichen wollte. Wäre es den Plantagenets, wie es eine Zeit lang schien, wirklich gelungen, ganz Frankreich unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, würde England wohl niemals zu einer unabhängigen Existenz gelangt seyn. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, waren die Thorheiten und Schwächen König Johanns ein Glück. Johann wurde aus der Normandie vertrieben und seine Barone sahen sich genöthigt, zwischen dem Inselland und dem Festland zu wählen. Von diesem Augenblick datirt die Verschmelzung der beiden Racen: ihr Versöhnungsbrief war die Magna Charta. Jetzt hielt das Haus der Gemeinen seine erste Sitzung; jetzt bildete sich das gemeine Recht zur Wissenschaft aus; jetzt machte sich die englische Flagge zum erstenmal gefürchtet; jetzt wurden die ersten Collegien in Oxford und Cambridge gegründet; jetzt fühlte sich der alte Normannenadel so ganz und gar englisch, daß er die Ritter aus der Gascogne und Guienne, die tapfer unter dem schwarzen Prinzen gefochten hatten, über die Achsel ansah und das Banner des heiligen Georg

an den Alpen und Pyrenäen aufpflanzte. Zum zweiten mal aus Frankreich vertrieben, kamen die Barone sich gegenseitig in die Haare, plünderten und würgten sich in den Bruderkämpfen der rothen und der weißen Rose. Aber ganz unmerklich war mittlerweile durch den Einfluß der Kirche die Leibeigenschaft verschwunden, und ohne daß man sein Aufkommen nachweisen könnte, war der Grundsatz zur Geltung gelangt, daß der König ohne Zustimmung des Parlaments kein Gesetz erlassen und keine Steuer auflegen könne und verpflichtet sey, sich unter der Verantwortlichkeit seiner Rathgeber und Agenten nach den Landesgesetzen zu richten. Edward I. versuchte es, aus eigener Machtvollkommenheit Steuern zu erheben; aber so gewandt, mächtig und beliebt er auch war, so stieß er damit gleichwohl auf eine Opposition, der er weichen mußte. Bei allen gewaltsamen und willkürlichen Handlungen der Könige blieb der Grundsatz, das Recht stehe über dem Throne, in dem Bewußtseyn der Fürsten und der Unterthanen haften.

Diesem Umstand verdankte England eine hohe Stufe der Freiheit und des Wohlstands zu einer Zeit, die uns, nach den historischen Stücken Shakespeare's und den Berichten der Chroniken zu schließen, in dem traurigsten Lichte roher Gewaltthätigkeit erscheint. Obschon unter der schwachen Herrschaft Heinrichs VI. der Staat in blutige Parteiungen zerrissen, obschon Edward IV. ein Fürst von ausschweifendem und gebieterischem Charakter war und Richard III. gemeinhin als ein Ungeheuer an Schlechtigkeit dargestellt wird, obgleich die Erpressungen Heinrichs VII. große Unzufriedenheit erregten, so ist es doch ausgemacht, daß die Engländer damals besser regiert wurden als die Belgier unter Philipp dem Guten und die Franzosen unter jenem Ludwig, den man den Vater des Volks nannte. Einer der hellsten Köpfe und aufgeklärtesten Staatsmänner seiner Zeit, Comines, der die reichsten und civilisirtesten Länder des Festlandes besucht hatte, versichert, England sey das bestregierte Land, das er kenne; die englische Verfassung sey etwas Gerechtes und Heiliges: indem sie das Volk schütze, verleihe sie dem Fürsten, der sie halte, wirkliche Macht. Und sonderbar genug, derselbe Schriftsteller urtheilt von den unseligen Kämpfen der rothen und der weißen Rose, nur der Adel und die Kriegsleute hätten darunter gelitten, weder zerstörte Wohnungen, noch entvölkerte Städte werde man gewahr. Schon damals war es für die älteste Tochter eines Lords nichts Unehrenhaftes, einen ausgezeichneten Commoner zu heirathen; der älteste Sohn des Grafen von Bedford bewarb sich um einen Sitz im Hause der Gemeinen und seinem Beispiel folgten andere. So willkürlich in manchem Anbetracht auch die Tudors regierten, so konnte eine Gewaltherrschaft doch niemals von langer Dauer seyn, weil sie keine bewaffnete Macht zu ihrer Verfügung hatten, wohl aber von einem bewaffneten Volk umgeben waren. Heinrich VIII. fand keinen Widerstand, als er Buckingham und Surrey, Anna Boleyn und Lady Salisbury auf das Schaffot schickte; als er aber ohne die Zustimmung des Parlaments eine neue Steuer erheben wollte, trat das Volk unter Waffen, die Lieutenants des Königs sahen sich außer Stand eine Armee aufzubringen und der Tyrann mußte nachgeben.

Ueberhaupt hat in England die Militärverfassung, die wir mit der Vorstellung eines stehenden Heeres verbinden, sich nie Geltung verschaffen können. Die Bill of mutiny, das Militärgesetz, läuft wie das Budget jährlich ab, und wenn es nicht vom Parlament wieder bewilligt wird, gibt es keine Armee mehr. Auf dem Continent kam neben der Einführung des römischen Rechts die Einführung stehender Heere der absoluten Fürstengewalt am meisten zu statten. Wie sich die Krone durch Verdrängung des einheimischen Rechts allmählig in den unbestrittenen Besitz des Oberrichteramts setzte, die Gerichte von dem Fürsten für alle Insassen seines Landes mit besoldeten Beamten besetzt wurden, so gelangte mit den stehenden Heeren auch die bewaffnete Macht ausschließlich in die Hand des Regenten. Ein stehendes Heer zu schaffen, auszubilden und allmählig zu vermehren, wurde nach dem dreißigjährigen Krieg der Gegenstand der eifrigsten Fürsorge der meisten Fürsten. Damit änderte sich die Lage der Dinge gänzlich. Im Lehensstaat beruhte das Aufgebot auf einem Vertragsverhältniß, und bis zu Anfang des dreißigjährigen Krieges hatten die Ritter in alter Weise gedient; durch die neuerrichteten Reiterregimenter kam der Ritterdienst ganz außer Gebrauch, und die Steuerfreiheit des Adels, die sich auf ihn gründete, wurde jetzt für die übrigen Stände um so drückender, weil die Steuern selbst durch die Unterhaltungskosten der stehenden Heere beträchtlich vermehrt wurden. Gestützt auf Beamtenthum und Heer fragten die Fürsten nichts mehr nach den Landständen.

Auch in England wurde die Magna Charta fünf und dreißig mal von den Fürsten gebrochen, aber da ihnen weder das römische Recht noch ein stehendes Heer zu Hülfe kam, blieb die Volksvertretung auch in den schlimmsten Zeitläuften der Hort und Schild der Volksfreiheit, während auf dem Festland die ständischen Verfassungen schon darum zu Grunde gehen mußten, weil, wie sie ihre Entstehung und Wirksamkeit einem schwankenden Herkommen verdankten, so auch die wichtigsten Punkte ihrer Organisation dem Zufall überlassen blieben. Die großen Nationalversammlungen der continentalen Monarchien sanken eine nach der andern zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herab. Vergebens vertheidigten die Arbeiter von Toledo und Valladolid die Privilegien der castilianischen

Stände gegen die Veteranenbataillone Karls V.; umsonst erhoben sich unter der folgenden Generation die Bürger von Saragossa noch einmal gegen Philipp II. für die alte Verfassung von Aragonien.

Auch war es ein Glück für England, daß das Reich mit der Thronbesteigung der Stuarts überraschend schnell in Verfall gerieth, so zwar, daß es im europäischen Staatensystem kaum eine bedeutendere Stelle einnahm, als früher das kleine Königreich Schottland für sich allein. Von der Regierung Jakobs I., ähnlich der Regierung Johanns, läßt sich sagen, daß wenn dieselbe eine wohlberechnete und glänzende gewesen wäre, sie aller Wahrscheinlichkeit nach zum Unheil des Landes ausschlug. Hätte Jakob gleich Heinrich IV., Moritz von Nassau und Gustav Adolph sich als einen tapfern und klugen Herrscher erwiesen; hätte er sich an die Spitze der Protestanten gestellt und große Siege über Tilly und Spinola erfochten; hätte er Westminster mit der Beute bayerischer Klöster und flandrischer Kathedralen geschmückt, österreichische und castilische Fahnen in St. Paul aufgehängt; wäre er alsdann nach einer Reihe glänzender Thaten mit 50,000 Mann tapferer und wohldisciplinirter Truppen nach Hause gekehrt — sicherlich, das englische Parlament wäre eben so rasch und unwiederbringlich zu Grunde gegangen, wie die Generalstaaten in Frankreich, die Cortes in Spanien, die ständischen Verfassungen in Deutschland, und wer wollte behaupten, daß es alsdann noch ein constitutionelles Recht gäbe, vielleicht nicht einmal die Schweiz und Nordamerika ausgenommen? Gegen schwache Fürsten und das von ihnen vertretene absolutistische Legitimitätsprincip war das englische Volk, obwohl in Parteien zerrissen, noch immer stark genug. Dadurch, daß die Stuarts mit Gewalt das Parlament beseitigen und den Katholicismus zur herrschenden Religion machen wollten, haben sie die Freiheit gerettet. Das Spiel war gefährlich, der Einsatz hoch, die Stuarts haben verloren, und mit ihnen versank das bleiche Gespenst der Knechtschaft. Der alte Boden des öffentlichen Rechts war wieder erreicht, auf dem man unter den großen Edwarden stand. Durch die Thronbesteigung Wilhelms III. und die Bill of rights war die brittische Verfassung für alle Zeiten gerettet, und so lange nicht die Grundvesten der socialen Weltordnung aus den Fugen gehen, gibt es für Großbritannien keine Staatsstreiche und Oktroyirungen. Von dem großen Oranien sagt Dahlmann (Geschichte der englischen Revolution) sehr schön: „Ihm verdankt England seine Freiheit, so weit Freiheit verliehen werden kann, und Wilhelm hat die größte von allen Staatsfragen, die von der politischen Freiheit der Völker, so mächtig in den ganzen Welttheil mit ihrer scharfen Ecke hineingerückt, daß wer in ihrer Nähe bloß die Augen schaudernd zuzudrücken und allenfalls ein Kreuz zu schlagen weiß, sich früher oder später daran den Kopf einrennen muß."

Umgekehrt spitzte sich die geschichtliche Entwicklung Frankreichs in der stetigen Machterweiterung des monarchischen Princips zu. — Darüber ein andermal.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, Februar.

(Schluß.)

Die pfälzische Ludwigsbahn.

Kaum ist die Station St. Lambrecht verlassen, so sieht man links in ein Seitenthal hinein. Es ist das von Elmstein. Am Eingange desselben lagern sich die Häuser des Dörfchens Frankeneck um ausgedehnte Fabrikgebäude. Fünf Maschinen und die entsprechende Zahl von Menschenhänden sind darin beschäftigt, endloses und endloses Papier zu fertigen, das alljährlich in hübscher Quantität (etwa 12000 Centner) unter Goßlers Namen in die Welt hinaus geht. Schade daß man von hier aus nicht weiter in das Elmsteiner Thal hinein schauen kann, um die malerischen Burgruinen Spangenberg und Erfenstein auf kolossalen Felsmassen einander gegenüber liegen zu sehen. Auch birgt dieses stille Thal noch andere Schönheiten der Art. Die Ruine Breitenstein ragt einsam aus Waldesgrün, die von Elmstein schaut auf ein bergumschlossenes Dörfchen herab, in dem eine schöne neue, von Professor Voit in München entworfene Kirche byzantinischen Styles steht. Das eigentliche Waldland, die pfälzische Schatzkammer an Brenn- und Nutzholz beginnt in diesem Thale und dehnt sich weithin bis in das südliche Thal der Queich.

An dem Dörfchen Neidenfels mit seiner schön gelegenen Burgruine saust der Zug vorüber und die Fahrt durch mehrere nahe bei einander liegende Tunnels beginnt. Ehe die Station Frankenstein erreicht wird, ruht der Blick eine Zeit lang in der Tiefe zur Rechten auf einem älteren Einschnitte durch einen felsigen Bergvorsprung, der bereits im Jahr 1824 der vielgewundenen Thalstraße hier eine geradere Richtung gegeben. Eine eiserne Tafel ist dort an der Felswand sichtbar und ein scharfes Auge liest die Inschrift: Maximilianus Josephus rex Bavariae rupem pandit, viam condidit MDCCCXXIV. Das war vor einem Vierteljahrhundert ein kleines Riesenwerk, heute steht es neben einem dieser Einschnitte, oder gar neben dem kleinsten dieser Tunnels wie das Spielwerk eines Kindes da, über das man achselzuckend lächeln möchte, wenn nicht auf dem Erze der ehrwürdige Name stände und bei seinem Anblicke wenigstens jedes spöttische Lächeln der frommen Scheu weichen müßte, Max den Guten noch im Tode zu beleidigen.

Noch eine kurze unterirdische Fahrt, und in enger Thalschlucht liegt vor uns das Dorf Frankenstein, dessen Häuser und Hütten nur mit Mühe ihren Standpunkt haben finden können, weil Bach und Landstraße von dem schmalen Thalgrunde gar wenig übrig gelassen haben. Gewaltige Felsengrate senken sich staffelförmig, gleich kyklopischen Treppen, von mehreren Höhen in's Thal, auf der obersten Spitze zum Theil so seltsam gekrönt, daß man kolossale Gebilde der Menschenhand, und zwar die rohesten Uranfänge der Kunst zu erblicken glaubt. Der hervorspringendste Theil des einen dieser Felsenkämme zeigt in der Ferne die Conturen eines Riesenhauptes, das in der That an Napoleons Kopf mit dem weltbekannten Hute erinnert. Auch seine Burgruine hat dieses Frankenstein, die ehemalige Wächterin des nach Lothringen führenden Passes, gerade der Stelle gegenüber, wo auch die Straße des Dürkheimer Thales einen hohen Rücken übersteigt, um sich mit der des Neustadter Thales zu vereinigen. Ehe nun der Zug am Bahnhofe hält, muß er nochmals durch einen Tunnel, der den vorspringenden Schloßberg gerade senkrecht unter der Ruine durchschneidet. Wie mögen die Schemen der alten Ritter verwundert aufgeschaut und gehorcht haben, als das feuerschnaubende Ungethüm zum erstenmal heranraste und donnernd unter ihren Füßen durch Fels und Erde fuhr!

Dem Auge vom Schienenweg und Bahnhof aus nicht erreichbar, liegt noch ein köstliches Fleckchen dieses an Schönheiten so reichen Pfälzerlandes in unmittelbarster Nähe. Es ist das kleine enge Thal von Diemerstein, das sich rechts da drüben öffnet, wo die letzten Häuser Frankensteins stehen. Wer nicht zu den Eilenden gehört und auf Naturschönheiten ausgeht, den dürfte es nicht gereuen, wenn er hier etwa bis zum nächsten Zug verweilte. Die Umgebung Frankensteins selbst ist einladend genug, aber das kaum eine Viertelstunde entfernte Diemerstein bietet das netteste romantisch idyllische Bild, das man sehen kann. Da liegt, von waldigen Bergen ganz umschlossen, ein grüner Grund mit klarem Bach, dem die malerische Mühle nicht fehlt, im Hintergrunde aber erhebt sich ein schön geformter Hügel, auf dessen hoch zu Tage stehenden grandiosen Felsmassen die Ruine der Burg Diemerstein mit ihren Mauern und Thürmen ruht, während die weißen Häuser des Dörfchens in malerischer Unordnung den grünen Fuß des Hügels bedecken.

Auch der durch die Siegfriedssage geweihte Drachenfels soll hier nicht übergangen werden. Liegt doch der 1763 Fuß hohe Hoheberg, dessen Spitze er krönt, kaum eine Stunde ostwärts von Frankenstein, mitten in dem ausgedehnten Limburg-Dürkheimer Forste, und ist mit seiner Drachenkammer und Lindwurmshöhle ein vielerstrebtes Ziel solcher, die gern reine Bergluft athmen, sich gern vom Duft einer großartigen Waldeinsamkeit und vom Hauche der alten Sagenwelt anwehen lassen, oder als Forscher sich ergehen wollen in der Zeit der celtischen Druiden, die höchst wahrscheinlich einen ihrer erhabenen Opferplätze hier gehabt und den Römern gewichen sind, die auch auf dieser Felsenhöhe Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen haben.

Von Frankenstein an verengt sich das Thal nach mehr als bisher, aber bald liegen auch diese waldigen Berghalden hinter uns, und zwischen den kahlen, frostigen Höhen um das Dorf Hochspeyer hin braust die Locomotive nach kurzem Aufenthalte der nahen Wasserscheide zu. Ein tiefer Einschnitt führt zur Pforte des großen Heiligenberger Tunnels, und schweigend sitzen alle Reisenden in der dichten Finsterniß dieses großen Grabes, durch welche nur die brennenden Cigarren und die rückwärts fliegenden Sprühfunken der Locomotive wie kleine Sterne und Sternschnuppen leuchten. Wie dünken sie einem lang die drei oder vier Minuten, die man hier im Bauche der Erde verweilen muß, wo der Hall des Gewölbes das infernalische Getöse verdoppelt! Wie athmet man auf, wenn in der dunkeln Perspektive endlich der ferne Ausgang wie ein lichter Punkt sichtbar wird und bald darauf die ersten Strahlen des Tages wieder an den feuchten Wänden des Gewölbes zittern! Wie von einem unheimlichen Drucke befreit fühlt sich Brust und Auge, sobald der Zug hinaus in das stille Waldthal rennt, wo die Baumstämme wieder ihren wilden Reigen tanzen und die alten Mauern der Burg Beilstein oder Beutelstein flüchtig und verstohlen aus ihrem Grün herüber schauen.

Die Aussicht weitet sich. Des Westrichs Hauptstadt, Kaiserslautern, liegt vor uns, und bald laufen wir in den Bahnhof ein, der zum Verdruß, wohl auch zum Nachtheil der Stadt über eine Viertelstunde seitwärts von derselben entfernt liegt. — Das also ist die alte Stadt, die seiner Zeit die hehren Hohenstaufen sich zum zeitweiligen Aufenthalte gewählt hatten? Bei der wenig reizenden Lage derselben wäre dieß eben so unbegreiflich, als daß dieselben Kaiser in dem flach gelegenen Hagenau gern und oft verweilten, fiele nicht der Blick auf die dichten Wälder, welche die Höhen südwärts von der Stadt bedecken. Wie dort im Elsaß der ausgedehnte Hagenauer Forst, so zogen wohl auch die tiefen Wälder dieser Gegend die das Waidwerk liebenden Fürsten an, wenn sie von ihren großen Kämpfen oder von den Staatsgeschäften sich erholen wollten. Von dem alten Hohenstaufenschlosse, das einst am nordwestlichen Ende der Stadt zwischen fischreichen Teichen sich erhob, ist kaum ein Restchen mehr übrig, und selbst die Wasser jener Teiche haben üppigem Wiesengrün Platz gemacht. Auf der Stelle jener Burg aber erhebt sich ein großer, im Halbkreis aufgeführter Bau. Es ist das Centralgefängniß der Provinz, eine wohl eingerichtete und wohl geleitete Anstalt, die schon einen Besuch verdient. Das Andenken der Hohenstaufen wird indeß doch noch lebendig erhalten durch den nahen Kaisersberg, eine an sich ganz unscheinbare, kahle Höhe, der aber die Sage die Bedeutung des Kyffhäusers beigelegt hat, indem sie in seinem Innern den alten Rothbart an seinem steinernen Tische schlafen läßt. — Reste aus alter Zeit hat auch die Stadt Kaiserslautern nicht aufzuweisen, die einzige gothische Stiftskirche ausgenommen, die aus den lezten Jahren des dreizehnten Jahrhunderts stammt und nicht eben unter die Repräsentanten ihres Styls zu zählen ist. Dagegen hat die Stadt einen schönen, wirklich großartigen Bau aus jüngster Zeit aufzuweisen. Es ist die nach Professor Voits Plan im Rundbogenstyl ausgeführte Fruchthalle mit ihren weiten Räumen und dem großen Saale darüber, der schon dadurch zu einer Merkwürdigkeit geworden ist, daß in demselben die provisorische Regierung des Jahres 1849 gewählt wurde, die dann auch in diesem Gebäude ihren gebrechlichen Sitz aufschlug. Auch die beiden Kreisanstalten, die Landwirthschafts-, Gewerbs- und Handelsschule mit ihrem ansehnlichen Naturalienkabinette, so wie das protestantische Lehrerseminar verdienen einen aufmerksamen Blick, nicht bloß der hübschen neuen Gebäude wegen, in denen sie untergebracht sind, sondern vorzugsweise um ihrer zweckmäßigen Einrichtung und ihrer Leistungen willen.

Noch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß der unscheinbare Saal des unscheinbaren Rathhauses einen recht hübschen kleinen Kunstschatz in sich schließt. Er besteht in den sechs Statuetten, welche der herrliche Meister L. Schwanthaler im Jahr 1843 der Pfalz zum Geschenke gemacht, mit der Bestimmung, daß sie im Rathhause der Stadt Kaiserslautern aufgestellt werden sollten. Es gab nämlich zwischen dem Hambacher Fest im Jahr 1832 und dem Aufstande Anno 1849 andere harmlosere Zeiten. Eine solche war's, als 1842 der damalige Kronprinz und jetzige König Max von Bayern seine Vermählung feierte. Damals wetteiferten die Pfälzer und unter ihnen so manche, die schon auf Hambach geschwärmt hatten und neuerlichst die Losreißung der Pfalz von Bayern dekretiren und proklamiren halfen, mit den übrigen Stämmen des Bayerlandes, dem Kronprinzen ihre Freude auszudrücken und ihre Huldigung darzubringen. Sie brachten ihm als bedeutsames Geschenk eben jene Hambacher Burgruine, die seitdem die Maxburg heißt, und überdieß ein Faß des edelsten Pfalzweines. Zum Weine gehörte ein entsprechender Pokal, und Schwanthaler war freundlichst bereit, die Zeichnung zu einem solchen zu entwerfen und ihn unter seiner Leitung anfertigen zu lassen. Er hat ein mit Recht bewundertes Kunstwerk geliefert, und die Pfälzer drückten dem uneigennützigen Künstler ihren Dank dadurch aus, daß sie auch ihm eine Gabe edeln Pfalzweines übersandten. „Was du dem Genius gibst, gibt er dir doppelt zurück.“ Schwanthaler sendete als Gegengabe sechs Statuetten, getreue Abbilder seiner herrlichen Statuen, die im neuen Ahnensaale des Münchener Residenzschlosses golden schimmern. Sinnig wählte er dazu die Pfalzgrafen Ruprecht III., den nachmaligen Kaiser, Friedrich I., den Siegreichen, Friedrich II., den Weisen, und Johann Wilhelm aus der Kurlinie, sodann aus der Zweibrücker Linie Karl XI. und

Karl XII., die Könige von Schweden. Die Statuetten sind etwas über anderthalb Fuß hoch, von röthlich gelber Farbe mit Vergoldung. Wenn gleich nur von Gyps, so sind sie ihrer ganzen Ausführung nach doch als werthvolle Kunstwerke zu betrachten. Und was ihnen den eigentlichen Werth verleiht ist das, daß sie von Schwanthalers eigener Hand modellirt sind.

Die Felder und Höhen um Kaiserslautern zeigen hin und wieder Reste von Verschanzungen, die man theilweise von der Eisenbahn aus bemerkt. Sie erinnern an die denkwürdige und für einige Zeit entscheidende Schlacht, welche vom 28. bis 30. November 1793 hier geschlagen wurde, und in der der Herzog von Braunschweig den General Hoche besiegte. Am 2. Oktober 1804 hat Napoleon mit seinen Marschällen dieses Schlachtfeld besucht und ihnen die Fehler gezeigt, die, wie er wenigstens überzeugt war, dem General der französischen Republik statt des Sieges eine schwere Niederlage eingebracht haben.

Jenseits der nördlichen Hügel und der südlichen Berge, die den weiten Kessel umgürten, in welchem die Stadt sich hindehnt, liegen hübsche Thäler und Gründe nahe, die manches Merkwürdige in sich schließen. Darunter das Otterthal im Norden, das Karlsthal im Süden. In jenem liegt das Städtchen Otterberg mit seiner siebenhundert Jahre alten Klosterkirche, die sich nach Ausdehnung und Reinheit des Styls den byzantinischen Domen würdig anreiht. Das kleine enge Karlsthal bei Trippstadt ist eine der malerischsten Schluchten, die man sehen kann, voll scharfkantig gebrochener Felsmassen und tiefen Waldschattens, von den Trümmern der Burg Wilenstein überragt und durch kleine Wasserstürze belebt, in deren Rauschen sich der dumpfe Schlag der Hammerschmieden mischt, während tiefer unten im eigentlichen Trippstadter Thale die hochragende Esse eines Gienanthschen Hochofens ihre Rauchwolken in die Luft wirft. Auch das Lauterthal selbst, das sich unterhalb der Stadt in nordwestlicher Richtung öffnet, mag ich hier nicht übergehen. Ist gleich sein Eingang nicht imposant, können die kahlen Höhen mit ihren Haidetriften nicht einmal schön genannt werden, so eröffnet es doch den Weg zu einer höchst interessanten Berggegend, die den Namen „alte Welt" nicht bloß wegen ihrer Abgeschiedenheit, sondern auch wegen ihrer geologischen, mineralogischen und antiquarischen Merkwürdigkeit verdient. Zwei Meilen abwärts treten vielfältig Spuren römischer Niederlassungen auf verschiedenen Höhen zu Tage. Dann folgt bei Wolfstein eine groteske Landschaft, in der die Quecksilberbergwerke mit ihren oft prachtvollen Stufen beginnen. Die Berge rechts von der Lauter lassen das durch die Wissenschaft geschärfte Auge tiefe Blicke in die Urwelt thun. Auf „urweltlichen Meeres Wellenschlag" tritt der Fuß auf vielen dieser Höhen. In einzelnen Mulden liegen zu Tausenden die schönsten versteinerten Fische im Thonschiefer, mit Schwefelkies umgeben. Bald zeigt der Thonschiefer dem geübten Auge die versteinerten Fährten von Seethieren, bald glänzen demselben aus den Bruchflächen dieses Gesteins die sogenannten Seeigelstacheln entgegen. Hier liegt der Diorit in unzähligen Kugeln zu Tage, dort bilden seine großen Massen die festen Rippen der Berge, auf denen mächtige Gänge des buntesten körnigen Kalkes aufsetzen und die Kohlensandsteinlager durchbrechen.

Doch es ist Zeit, zum Lauterer Bahnhof zurückzukehren und das Dampfroß wieder vorwärts brausen zu lassen. Nur einen Blick noch auf die herrlichen Felsenkeller, die in ziemlicher Anzahl die Berge unterhöhlen und einen Gerstensaft einschließen, der als der beste in der Pfalz gepriesen wird, die von hier aus vor einigen Lustren den Anstoß erhalten hat, auch in der Bierbereitung nicht hinter den älteren Kreisen des Bayerlandes zurück zu bleiben, während sie in der Weinerzeugung ohnehin jene sammt und sonders weit hinter sich läßt.

Der Wald nimmt uns auf, die alte Stadt der Hohenstaufen ist hinter uns verschwunden. Nicht lange, und es wird wieder licht, aber die breite Thalfläche, die sich weit vor uns hindehnt, hat wenig Erquickliches für das Auge. Zwar zieht sich zur Linken ganz nahe der Bahn noch eine waldgrüne Bergwand hin, und aus einem waldigen Seitenthale schaut die Ruine der Burg Hoheneck hervor und erinnert an die schöne Clara du Plessis, die einst am Fuße derselben mit ihrem Geliebten Clairant eine kleine Hütte bewohnte. Die Zeit der Lafontaineschen Romane steigt mit ihr aus dem Grabe. Aber da vor uns liegen magere Sandfelder, von dunkeln Föhrenwäldern begrenzt, und selbst die ehemalige Deutschordens-Comthurei Einsiedel, die darin liegt, vermag ihnen keinen Reiz zu verleihen. Es folgt das große Moor, auf dem unzählige schwarzbraune Torfhaufen in langen Reihen sitzen. Zur Rechten drüben dehnt sich ein langer, einförmiger Hügelzug hin, dessen Anblick nur einige Dörfer, die sich an ihn lehnen, erträglich machen. Der höchste Berg der westlichen Pfalz, der quecksilberreiche Potzberg, schaut aus etwas weiterer Ferne herüber, aber ohne mit seinem flachen Scheitel das Bild sehr wesentlich zu verschönern.

Mit einemmal aber tritt die Geschichte wieder frisch und kräftig herein, um diesem Bilde wieder Relief zu geben. Selbst der Boden scheint unter ihrem belebenden Hauche frischer zu grünen. Wir halten am Bahnhofe eines winzig kleinen, aber weltberühmten Städtleins, das sich in einen kleinen Bergkessel hineindrängt, von dessen östlicher Höhe die Ruine einer alten Burg auf die Häuser nieder und hinüber über den grünen Moorgrund schaut. Eine großartige Gestalt, die lezte hochlodernde Flamme des niederbrennenden deutschen Ritterthums leuchtet uns hier auf. Das Städtchen ist ja Landstuhl, die Burg gleiches Namens die berühmte Feste, in der sich Franz von Sickingen zulezt gegen seine übermächtigen Feinde vertheidigte und fiel. Da droben zeigt man noch die in Felsen gehauene Kammer, in welcher am 7. Mai des Jahres 1523 die Fürsten von Pfalz, Hessen und Trier vor ihrem todtwunden Gegner standen, der auf die Vorwürfe des Erzbischofs von Trier das Gesicht der Wand zukehrte mit den Worten: „Ich habe jeze mit einem größeren Herrn zu reden, als Ihr seyd." Dort oben hauchte er die Heldenseele aus, da unten in der Kirche des Städtleins ruhen seine Gebeine. Aber die Ruhestätte ist nicht unentweiht geblieben. Der Dummheit neuerer Tage war es vorbehalten, den kupfernen Sarg des Helden zu zerstören, um ihn — besser zu verwenden. Das Volk hat Franzens hohe Gestalt bereits in das phantastische Licht der Sage

gestellt. Da draußen im Felde, unweit der Landstraße liegen drei große Steinwürfel mit erloschener Inschrift, wohl ans uralter Zeit. Die Sage nennt sie die Würfel, womit Sickingen einst gespielt. Ein thatenreiches Leben und ein bedeutsames Stück der Weltgeschichte gehen hier an der Seele vorüber, und zu dem Gedanken an das tragische Ende des großen Ahnen gesellt sich der nach traurigere on den lezten in Armuth gestarbenen Sprossen seines Geschlechts und Träger seines Namens. Die großen Waldungen auf der weiten Sickinger Höhe sind jezt Eigenthum des Hüttenwerksbesitzers Freiherrn v. Gienanth und des Herrn v. Bethmann in Frankfurt. Wieder ein Beleg dafür, wie das industrielle Ritterthum unserer Tage immer mehr der Erbe jenes der Varzeit wird.

Immer der Sickinger Höhe entlang eilt der Zug van Landstuhl durch das Bruchland in vierzig Minuten nach dem Städtchen Homburg, unterwegs nur kurz aufgehalten an den beiden Statianen Haupstuhl und Bruchmühlbach. Dieses Homburg ist abermals ein interessanter Punkt, nicht nur weil die Reisenden von und nach der nahen Gerichtsstadt Zweibrücken hier mit ihren Wagen kommen und gehen, sandern wieder um der histarischen Erinnerungen willen, die sich hier aufdrängen. Die alte Ruine, welche von mäßiger Höhe auf das Städtchen herab und über das grüne Wiesenland hinschaut, erinnert an die alten Dynasten dieser Gegend, die Grasen von Nassau-Saarbrücken und die von Zweibrücken-Veldenz, an den kaiserlichen Feldherrn Gallas, der Anna 1636 diese starke Feste überrumpelte, an die Kämpfe zwischen Kurpfalz und Lothringen, an die Nymwegener und Ryswicker Friedensschlüsse und an den spanischen Erbfolgekrieg. Die Burg hat sammt dem später erbauten Städtchen sehr wechselnde Schicksale erlebt, bis die ganze Enclave zulezt von Nassau an Pfalzzweibrücken vertauscht wurde.

Doch wir sind unmittelbar var dem Einlaufen in den Homburger Bahnhaf noch an einer andern Höhe vorüber gefahren, die nicht übersehen bleiben darf. Ich meine den kahlen, nackten Karlsberg. Da oben ragt zwar nur nach ein einziges undebeutendes Manerstück in die Luft, der lezte Rest eines prächtigen Palastes, von dem die ältesten Leute der Gegend Wunder erzählen, wie aan den Palästen der Tausend und einen Nacht. Ist er doch auch entstanden und wieder verschwunden wie die Zauberschlösser der Mährchenwelt. Der lezte Herzag von Zweibrücken, Karl II., hatte sich nämlich im Anfang der achtziger Jahre hier ein Schloß erbaut, über dessen luxuriöse Pracht selbst Kaiser Joseph II. den Kopf schüttelte. Es waren aber auch nicht weniger als vierzehn Millionen auf diese neue Schöpfung mit allem, was dazu gehörte, verwendet warden. Keine Kleinigkeit für einen Duadezstaat, wie das Herzagthum Zweibrücken, zumal in jener Zeit. Aber das Geld, welches diese Bauten und ihre Einrichtung, die Gärten und Wildparke, die Marställe und Hundehäuser, die Bärenzwinger und baumgraßen Vogelbauer, diese Menagerien und Orangerien sammt der ganzen Hofhaltung und den glänzenden Festen kosteten, es hätte das Volk nicht so ganz erdrückt, wäre nicht dazu der harte, ja grausame Sinn des Herzogs gekammen, der um eines Hundes oder eines Wildes willen die barbarischsten Strafen dictiren konnte. — Zwölf Jahre nach ihrem Entstehen war diese ganze Herrlichkeit in einer einzigen Nacht wie von der Erde weggetilgt. Es war die Nacht des 9. Februar 1793, in der die freiheitstrunkenen Franzasen über die Grenze brachen und sich auf diesen Fürstensitz stürzten. Aus dem Bette aufgeschreckt, floh Herzog Karl in rasender Eile nach Mannheim, und kaum eine Stunde darauf war im Innern dieser Residenz alles zertrümmert und aus allen Fenstern schlug die verzehrende Lohe. Vergebens sucht jezt das Auge auf dieser kahlen Höhe nach Resten der verschwundenen Pracht. Kein Stein ist auf dem andern geblieben, ja der Pflug geht über den Boden, auf dem das Wunderschloß stand, die Schafe naschen an dem Heidekraut, das den Hügel theilweise überzieht, und wenn nicht das einzelne Mauerstück, auf dem nur bisweilen ein Vagel ausruht, noch als sichtbarer Zeuge sich erhöbe, daß hier ein Bau gestanden, so hätte der Wunderpalast auch nicht eine Spur seines Daseyns zurückgelassen.

Das Städtchen Hamburg hatte var zwanzig Jahren auch einige Berühmtheiten der neueren Zeit aufzuweisen. Hier lebte der bekannte Dr. Siebenpfeiffer als königlich bayerischer Beamter, ehe er der vielgenannte Agitatar wurde; hier hatte Dr. Wirth seinen Wohnsitz genammen und schrieb seine deutsche Tribüne, als er in die Pfalz herüber gekommen war, um van da aus das deutsche Valk zu beglücken. In den jüngsten Tagen aber haben die Aufständischen dieses Hombueg für einen strategisch sehr wichtigen Punkt erkannt. Eine Schaar lag hier, um — die Preußen heimzuschicken, wenn sie es wagen sallten, den pfälzischen Boden zu betreten. Man grub die Landstraße ab, wohl im guten Glauben, das preußische Geschütze könne im ganzen freien Felde keinen andern Weg als diese Chaussee finden. Doch auf den ersten Ruf: „Sie kommen!" flag die ganze zu Schutz und Trutz versammelte Mannschaft per Dampf nach dem Centrum Kaiserslautern zurück und von dort mit gleicher Hast und Eile weiter.

Wir aber fliegen in entgegengesezter Richtung der preußischen Grenze zu, in's Land der Steinkohlen hinein, und sind im preußischen Grenzorte Neunkirchen am Ziele, wenigstens am jetzigen Ende dieser Bahn, an das wahl bald van Westen her angeknüpft werden wird. Durch Schönheit zeichnet sich die kurze Strecke zwischen Hamburg und der pfälzischen Grenze nicht eben aus, aber interessant wird sie durch den unterirdischen Reichthum. Auf dieser Grenze ziehen sich ja jene unermeßlichen Steinkahlenlager hin, die nach einer ganz glimpflichen Berechnung, auch bei der stärksten Ausbeutung, in Jahrtausenden nach nicht erschöpft seyn werden. Sie geben der pfälzischen Ludwigsbahn schon an sich ihre besondere Bedeutung, abgesehen vom Personenverkehr und der nahen Verbindung des Rheinlandes mit der französischen Hauptstadt. Zwar liegt der gräßere Theil des Schatzes auf preußischem Gebiete, was aber ist natürlicher, als daß Preußen auch gern seinen Ueberfluß verwerthet? Und so gehen denn van der preußischen Heinitzgrube, bis zu deren Stollen die Bahn jezt fartgeführt ist, und von den bayerischen Gruben bei Bexbach alltäglich mehrere lange Züge von Kohlenwagen mit viel tausend Centnern nach Osten, verfargen die zahlreichen Magazine an den verschiedenen Stationen und entleeren sich in die Rheinschiffe, die in

der Nähe des Ludwigshafener Bahnhofes anlegen, um in kürzester Frist wohl angefüllt davon zu fahren.

Doch nicht der Kohlengruben allein sey am vorläufigen Westende dieser merkwürdigen Bahn gedacht, auch die großartigen Stumm'schen Hüttenwerke dürfen nicht unerwähnt bleiben. Es lohnt der Mühe, sie des Näheren zu betrachten, wie denn überhaupt die fabrikreiche Gegend zwischen Neunkirchen und der nahen Stadt Saarbrücken dem eine wahre Augenweide bietet, der offene Augen und einen empfänglichen Sinn für die industriellen Bestrebungen und Triumphe unserer Tage besitzt. Ich selbst wage es nicht, mich auf diesem Felde zu ergehen. Wollt' ich doch nur den Leser als Cicerone auf der pfälzischen Ludwigsbahn begleiten, und in der Hoffnung, vielleicht auch nur im Wahne, ihm kein unangenehmer und langweiliger Conducteur gewesen zu seyn, drehe ich gern die Bremse an der flüchtigen Feder fest.

Paris, März.

Die Galerie des Luxembourg.

Der Palast des Luxembourg, der seit bald sechzig Jahren für die Tagesgrößen der Politik ein so gastliches, aber auch so unsicheres Asyl gewesen und nun von neuem geworden ist, dient auch als Tempel den Tagesgrößen der Malerei und Skulptur, die amtliche Bevorzugung ausgezeichnet, mit andern Worten, den Bildern und Statuen lebender Künstler, die der Staat zum angeblichen Genusse des sonntäglichen Publikums, so wie zum angeblichen Vortheile der, nebst den paßversehenen Fremden, während der Woche, mit Ausschluß der übrigen Welt, zugelassenen Kunstjünger aufgekauft hat. Es waren die Säle, wo diese gestempelten Meisterwerke sich befinden, gleich dem Museum des Louvre, zum Behufe einer neuen Anordnung einige Zeit hindurch geschlossen und sind erst seit kurzem wieder geöffnet. Die Sammlung ist unterdessen merklich vermehrt worden. Das Hauptbild der vorjährigen Ausstellung, Charles Müllers „lezte Opfer des Schreckens" vor dem neunten Thermidor fällt uns vor allen in die Augen. Ich glaube nicht, daß es durch die Aufnahme in das, ich fürchte sehr, provisorische Pantheon des Luxembourg sehr gewonnen hat.

Unter dem Dache, wo es zum erstenmal erschien, hing es in einem großen Saale, in dessen Mitte Bänke für die aus- und einströmende Menge angebracht waren. Von denjenigen dieser Bänke, die dem Bilde zugekehrt waren, ließ sich dasselbe äußerst bequem überschauen. Die bunte Heerde der Gefangenen, die vor dem Zuschauer in gleichsam militärischer Ordnung entfaltet war, wurde von ihm ohne sonderliche Mühe übersehen, die einzelnen Gruppen und Effektmomente traten von selbst hervor, und der theatralische Eindruck, der durch das gestaltenreiche Ganze wie durch die deklamatorische Haltung und Bewegung der Personen hervorgebracht wurde, ließ bei der ungeheuren Mehrheit der Besucher des Salons kritische Bedenken über die ungenügende, schielende Färbung, die Gespreiztheit vieler Figuren und den Mangel an malerischer, in strengerem Sinne des Worts malerischer Harmonie schlechterdings nicht aufkommen. — Im Luxembourg dagegen hängt das Bild in einer Ecke; bedeutende Theile stehen so völlig im Schatten, daß sie selbst bei näherer Betrachtung nicht gehörig aufgefaßt und geprüft werden können, und das Gemälde ist daher nicht mehr im Stande, die massenhafte Wirkung hervorzubringen, die es in der Ausstellung machte. Man ist so, mag man wollen oder nicht, auf die Besichtigung der verschiedenen Gruppen und die Musterung der einzelnen Figuren angewiesen; das aber ist eine Arbeit, die dem gewöhnlichen Sonntagsbesucher nicht sehr zusagt und dem eigentlichen Kunstfreund von dem Bilde Müllers keinen sehr vortheilhaften Begriff zu geben vermag. In der Ausstellung war es außerdem auf allen Seiten von Prachtexemplaren der Abscheulichkeit umgeben; das Gute, das es enthielt, bekam durch eine solche Nachbarschaft doppelten Glanz und Werth; Müller erschien neben seinen Mitbewerbern um die Palme des Salons ein Genie, und da die Mode, die oft nur eines leichten Anstoßes bedarf, um sich einer Erscheinung zu bemächtigen, ihm zu Hülfe kam, da der Gegenstand dazu aus politischen Gründen den höheren Klassen willkommen war, so wurde Müllers Leistung bald als das Hauptwerk der Ausstellung von Groß und Klein gepriesen und die Regierung, die in einem demokratischen Staate von Rechtswegen nur die Vollstreckerin des allgemeinen Urtheils ist, erwarb dasselbe für die Sammlung des Luxembourg. Da aber wird es von politischen Sympathien, die sich gewöhnlich nur mit den Gegenständen des Tagesgesprächs abgeben, nicht mehr beschüzt; die Mode hat gleichfalls nicht die Gewohnheit, sich mit abgeschlossenen und abgetragenen Erfolgen zu beschäftigen, und obgleich die Bilderauswahl des Luxembourg kein Florilegium von Erzeugnissen ersten Ranges ist, so dürfte doch die Gesellschaft, die Charles Müllers Bild daselbst gefunden, für seinen Ruhm noch immer viel zu gut seyn. — Von dem Besten, was Delacroix geschaffen, sind hier ein paar Edelsteine zu sehen. Seine algierische jüdische Hochzeit ist bei sehr verwahrloster Zeichnung und manchen Härten der etwas mussivisch gehaltenen Färbung durch sprechende Lebenswahrheit, eigenthümliche Anmuth und harmonische, Beleuchtung eine reizende Farbendichtung. Die Fahrt durch den Eissee in Dantes Hölle ist die treueste Veranschaulichung Dantes auf der Leinwand, die sich denken läßt. Delacroix wandelt mit Glück auf der Spur des großen Pilgers durch die Reiche der Schatten und der Seligen. Die Bibliothek der verblichenen Pairskammer, die bekanntlich im Luxembourg sich befindet, enthält ein Deckengemälde von ihm, das die leid- aber auch freudlosen Gefilde und das Helldunkel sanfter Sehnsucht, wohin die Weisen und Gerechten des Heidenthums gebannt sind, mit ungewöhnlicher Meisterschaft und mit dem bewundernswerthen Ausdruck eines tiefen Verständnisses uns vor das Auge stellt.

Der Maler, der auf dem entgegengesezten Pol der heutigen Malerei Frankreichs steht, der strenge Zeichenmeister Ingres, im Bildnisse wohl der erste unter den lebenden Franzosen, in der Farbe dagegen durchaus keiner

von den Mataderen, durch seine Vorzüge und durch seine Mängel ein ernster und ergebener Jünger Raphaels, ist ebenfolls im Luxembourg durch einige seiner trefflichsten Arbeiten vertreten, durch sein Bildniß Cherubinis namentlich, das nur die segnend beigegebene Muse mit dem unschön verkürzten Arme entstellt, und durch seine Entwürfe zu den Glasfenstern der Kapelle von Dreux, in denen er durch Korrektheit der Linien und Adel der Formen sich selbst übertroffen hot.

Von Vernet sind ein poar Prachtstücke do, die mir nicht die frischeste Blüthe und der echteste Ausdruck seiner graßen Noturgoben zu seyn scheinen; aber eine Episode von ihm aus dem zersplitterten Kampfe, der im Jahre 1814 der Einnohme von Poris durch die Verbündeten vorherging, ein Bild von sehr mäßigem Umfang, ist durch Anloge, Chorokteristik und technische Ausführung eines der gelungensten Erzeugnisse, das die französische Molerei des neunzehnten Jahrhunderts aufzuweisen hot. — Vernets sargfältiger, ober mit dem Mark und der Flomme des Schoffens nur spärlich bedachter Schwiegersohn, Deloroche, der die halbe englische Geschichte in Oelsarben übersezt, und doher jenseits des Konois Glück und Aufsehen gemocht hat, vor etwa fünfzehn Jahren auch in Frankreich, sey es weil ihm die Gunst Ihrer Lardschoften zu gute kam, sey es weil man Vernets Tochtermonn eine gewisse Achtung schuldig gloubte oder weil seine reinliche Behondlung geschichtlicher Stoffe wirklich einen Theil der Kritik und des Publikums bestach, ziemlich in Ansehen stand, ober heutzutage weder sehr geschäzt ist noch oiel genonnt wird, Paui Deloroche paradirt unter den ästhetischen Würdeträgern des Luxembourg durch seine geleckten Söhne Eduards, die Bewunderung empfindsomer Spießbürgerinnen, und den Tod der Königin Elisobeth, aus dem Poul Delaroche mit allem Aufwande von Kissen und Gewändern kein genießbareres Schouspiel, ais es, dem Zeugnisse der Geschichte zufolge, in der Wirklichkeit gewesen ist, zu machen verstonden hat. Chories Müller hat für die Glorie seiner „lezten Opfer des Schreckens“ von der Nähe dieser glotten, kaiten und kraftlasen Prunkwerke nicht sonderlich viel zu fürchten; eben sa wenig dürfte diese grosartige Schöpfung durch den Vergleich mit einer der früheren Arbeiten Charles Müllers selbst, die gleichfalls im Luxembourg ein Unterkammen gefunden hot, viel zu leiden haben. Es ist das eine Lody Moebeth ols Nachtwandlerin. Man hot sich oft über die Bearbeitung Shakespeorescher Dramen durch Ducis, der dieselben in die Etikette des sagenonnten klassischen Trouerspiels einzuzwängen suchte, lustig gemacht; aber man denke sie sich, mon denke sich unter ondern Moebeth in ein modernes Opernbuch, und ous diesem Texte die Seene des Nochtwandelns auf die Leinwond übertrogen, so hot man die rhetorische, mit faischem Pothos vom Kopf bis zu Fuß bekleidete Lady Macbeth Charles Müllers. Es ist eine lustig lebende Prima Donno, die sich ais Lody Macbeth gebärdet. Lody Maebeth seibst, von dem Phontome ihres Verbrechens in nächtlichem Wahnsinn verfolgt und gefaltert, ist es keineswegs. Im oorigen Solon war dieselbe Seene in einer Skizze von Delacroix zu sehen, gegen die ein ollgemeiner Schrei des Unwillens und des Entsetzens sich erhob; es sey unschicklich, sey unerloubt, hieß es, mit einem so rohen, unfertigen Artikel den Kunstmarkt zu entweihen nud die Augen des Publikums zu beleidigen. Diese Lody Macbeth habe ein Kleid an, dessen Farbe die Phontasie mit den widerlichsten Vorstellungen erfülle, und das Colorit sey hie und do von einer so befremdenden Kühnheit, daß man onnehmen müsse, Delocroix hobe, um die unheimliche Natur der Seene bei seiner Arbeit besser zu fühlen, das Bild bei einbrechender Nacht gemalt. Mon kann den zahireichen Todlern durchaus nicht in allem, wos sie vorbringen, Unrecht geben, aber bei olledem ist die Lody Mocbeth von Deiocroix eine ungleich treuere Darstellung des Shokespeareschen Textes, als die von Chorles Müller; die Todes- und Gewissensangst der großen Sünderin wird uns van Delacroix mit ganz onderer Energie und Wohrheit vorgeführt. Bei Müller spielt die Dome nur eine Rolle; wir hoben eine Theaterprinzessin vor uns und weiter nichts; bei Deiacroix dogegen ist die Sache gräßlicher Eenst; dos Grob und die Hölle haben schon längst an der Verbrecherin genogt; sie ist zu zwei Drittheilen schon in der Gewoit des ewigen Quälers und der finsteren Mächte; nnd wenn ihre Seele den Dämonen der Roche schon völlig überlossen scheint, so hot an ihrem Körper das Werk der Verwesung schon begonnen; sie ist, in jedem Sinne des Wortes, schon in den Klouen des Todes. Daß die Verkörperung einer salchen Idee nicht Aufgobe des Malers sey, dos konn mon den Leuten schon zugeben, obgleich es andererseits die Gerechtigkeit erheischt, aber leider nur zu oft oergebens fordert, daß man die außerordentliche Kraft, die sich selbst in den Irrthümern und Ausschweifungen eines Toients wie Delacroix kund gibt, willig onerkenne.

Allein wenn es ungeeignet und den Gesetzen der Kunst zuwider seyn mog, uns ein Schauspiel geistiger und physischer Zerrüttung darzubieten und uns gleichsam mit einem Mohle, von dem die Würmer schon zu kosten ongefongen, oufzuworten, wos soll man zu dem Triumphe sagen, den vor einigen Johren die Mehrheit des Publikums und der Kritik um die Wette einem Gemälde bereiteten, das die Auflösung, mon darf sagen Verwesung einer gonzen Gesellschaft zum Vorwurfe hatte? Couture's „Verfall der römischen Welt“ wurde während drei oder vier Monaten fanotisch bewundert, und mon wurde des Neids und der Paradoxie angeklagt, wenn man in den ollgemeinen Jubel nicht mit einstimmte. Cauture hot die Verderbniß Roms oan einer Seite oufgefaßt, die in einer genußsüchtigen und verfeinerten Hauptstadt am besten begriffen werden und am meisten onsprechen mußte. Er hat uns die Lüsternheit geschildert, die sich den Anschein der Grazie gibt, die Ermüdung, die sich interessont mocht, mit Blumen bekränzte Wüstlinge, anmuthig verschlosene Trunkenbolde, die Procht als goldenen Rahmen der Wollust, dos Nahen der Auroro als reizenden Gegensoz zur nächtlichen Orgie, und er hat, auch hierin ein Schmeichler dieser Zeit, die zu schweigen liebt und zu denken vorgibt, als Gegenstück den Syboriten und Syboritinnen der Gesellschaft ein paor finstere Philasaphen beigesellt, deren grämliches Dreinschouen offenbar dos Anathem und die Drahung vorstellen sollen, die bei keinem Gostmahi Belsazars fehien dürfen. Die schwache, seichte Forbe, das Uebermoß von Grau und Hellgrün

namentlich, das die Colonistenpartei dem sehr umfangreichen Gemälde vorwarf, wurde als eine dem Gedanken des Bildes glücklich entsprechende Blässe ausgelegt, gleichsam als die symbolische Atmosphäre, in der die liebenswürdige Sittenlosigkeit eines alternden Volkes wie die scheidende Sonne in einem Rosendufte schwimmen müsse. — Das vielgepriesene Werk des jungen Malers ward seitdem vom Staate angekauft und hängt im Luxembourg Müllers lezten Opfern des Schreckens gegenüber. Ich würde lügen, wenn ich sagte, es sey schöner geworden; der Verfall Roms ist im Gegentheil selbst in Verfall gerathen; die Farben sind noch schwächer, noch bleicher, noch blässer geworden, als sie ursprünglich waren, und das Bild scheint mir außer Stand seinem vis-à-vis großen Abbruch zu thun.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 13. 28. März 1852.

Jam pridem resides populos, desuetaque bello
Agmina in arma vocat subito.

Virgil:

Quis furor hic, o Phoebe doce, bellumque sine hoste est!

Lucan:

Sechs Wochen Kriegsleben im Frieden.

Natürliche Erinnerungen aus einer unnatürlichen Zeit.

(s. Nr. 11.)

III.

Am folgenden Morgen ging es um acht Uhr auf den Waffenplatz. Die Mannschaften sammelten sich, machten oder erneuerten die Bekanntschaft mit älteren und jüngeren Kameraden, die Offiziere gingen hastig redend und höchst unbeschäftigt, aber mit der Miene des gewaltigsten Ernstes bald durch die Gruppen, bald über freie Stellen des großen Platzes und waren dabei für jeden, der es wagte, ihre Gespräche und Meditationen zu unterbrechen, in einer wahrhaft imponirenden schlechten Laune. Die armen Teufel sind es in ihren sonstigen Verhältnissen nicht gewohnt, sich so zeitig in einen engen Rock zu knöpfen und ihren Kaffee hinunter zu stürzen.

Inzwischen sammelte sich auf dem Platz auch ein bereits formirtes und uniformirtes Bataillon; unsere Leute standen noch immer hier und dort umher. Zuschauer und Bekannte drängten sich dazwischen, der Platz war voll und die Confusion ganz und gar nicht gering. Bald suchte der Adjutant den Major, dann rief dieser nach jenem, darauf ärgerten sich beide über einen abhanden gekommenen Hauptmann oder Lieutenant, bis endlich alle vereint über einen unglücklichen Feldwebel herfielen, dem man es ansah, daß er kaum noch von seinen fünf Sinnen wußte. So verging eine geraume Zeit ziemlich nutzlos, ohne daß man recht begriff weßhalb. Und als dann endlich die heiseren Stimmen der armen Feldwebel sich bestrebten laut zu werden, als sich die Leute ziemlich rasch zusammenfanden und in ihren Compagnien standen, da begann das Stehen und Gehen, das Reden und Plaudern, das Treiben, Fragen, Schelten und nutzlose Laufen auf's neue. Dann wurde wieder ein wenig Ernst gemacht, dann trat wieder eine Pause ein. Dabei war immer so viel Zeit, daß man in eine nahe gelegene Restauration treten, frühstücken, ein Glas Wein oder einen Schnaps trinken konnte. Denn es war ein klarer kalter Morgen, ein Frosttag, und im Sonnenschein flirrte und flog es von zartem Schneestaub.

So gingen manche Stunden hin, bis die Compagnien leidlich rangirt waren; da hieß es: wer krank sey oder sich für dienstunfähig halte, möge vortreten. Das that die volle Hälfte meiner Compagnie, und nach vielen Ermahnungen des Führers und nachdem zuerst die Kranken der vorhergehenden Compagnien in's Lazareth geführt worden, folgten unsere Leute eben dahin. Es war ein einziger Arzt mit der Untersuchung beauftragt, und wie sehr er auch eilte, wie schnell er

auch über die Atteste und mündlichen Auseinandersetzungen wegging, erklärlich ist es, daß eine schöne lange Zeit verfloß, bis er an das Ende der Reihe gelangen konnte.

Ich bin kein Mediciner, diese Wissenschaft hat mich aber immer höchlich interessirt und angelockt; meine besten Freunde und Genossen waren von jeher Aerzte. Ueberdieß hab' ich den Grundsatz, nie etwas unbenuzt vorbei zu lassen, nie eine Gelegenheit zu versäumen, wo ich eine neue Erfahrung machen, eine neue Anschauung erlangen kann. So folgte ich jezt den Kranken in's Lazareth, troz der spöttischen Frage von diesem und dem: ob ich etwa auch freikommen wolle? Und meine Ausbeute war, wenn auch nicht reich, doch interessant genug, und zwar betrübend interessant. Enthusiasmus und Patriotismus, von denen die Zeitungen aus andern Gegenden berichteten, konnte ich allerdings nicht erwarten. Die Stunden auf dem Platz unter den Leuten hatten mir mehr als eine Lection gegeben. Und was will man auch? Das zweite Aufgebot besteht aus Männern in den dreißiger Jahren, die meistens längst ihre Häuslichkeit und ihre Familie haben, denn man heirathet bei uns ziemlich jung. Die wurden nun aus ihrer Häuslichkeit, aus ihrer Familie, von ihrer Beschäftigung weggenommen; sie, die sich nur dem Namen nach noch gebunden wähnten, sie, die an dergleichen gar nicht mehr gedacht hatten, mußten Knall und Fall davon aus ihrer Ruhe und ihren Gewohnheiten, die in solchen Jahren auch schon Gewalt über uns zu erlangen pflegen. Oder es gehören zum zweiten Aufgebot sogenannte Halbinvaliden, die dahin wegen irgend eines körperlichen Fehlers, wegen Kränklichkeit vor der bestimmten Zeit versezt werden. Man will sie nicht ganz entlassen, aber man will ihre Dienste nur im äußersten Nothfall in Anspruch nehmen. Diese waren nun auch alle einberordert. Ja, wär's ein Nothfall gewesen, sie wären alle gern gekommen, aber seltsamerweise glaubte unter diesen Leuten kaum hie und da einer an die wirkliche Noth, an den wahren Ernst. Sie sind eben nicht mehr jung, sie sind kalt und Egoisten.

Sie wünschten freizukommen, und nichts gleicht der Frivolität vieler der Atteste und Gründe, die da zum Vorschein kamen. Auch waren es nur zehn oder zwölf, die wirklich für dienstunfähig erklärt und entlassen wurden. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die übrigen alle nun auch in der That gesund und brauchbar waren. Man sah mehr als einen armen Teufel, dem die Krankheit und Schwäche tief in die müden, bleichen Züge geschrieben war. Allein die Zahl war groß, die Zeit drängte, der Arzt wurde außerdem immer auf's neue durch bald übertriebene, bald falsche Angaben entrüstet, so daß er immer mißtrauischer werden mußte. Es kamen unglaubliche Geschichten, ganz wunderbare und ungeheuerliche Versuche vor, ihn hinter's Licht zu führen. Man kennt und weiß das; ich selbst hatte von dergleichen gehört und gelesen, es aber bisher für ein wenig übertrieben gehalten. Nun sah und hörte ich denn freilich noch ganz andere Dinge, die selbst die Kaltblütigkeit der Leute vom Fach in Gefahr brachten. Doch davon läßt sich hier nichts weiter sagen. Es waren auch lächerliche Fälle darunter; aber der Ernst überwog.

So war es denn bereits Nachmittag geworden, bis wir wieder auf dem Platz erschienen, und als dann die Compagnie auf's Neue formirt, nach der Größe geordnet und in vorläufige Corporalschaften abgetheilt war, als diese den einzelnen Unteroffizieren übergeben und der Feldwebel bestimmt worden, wurden wir um vier Uhr etwa bis zum nächsten Morgen entlassen. Darauf beorderte man einen hübschen schwächlichen jungen Mann und mich zur Arbeit auf dem Büreau des Bataillons — aus besonderer Gnade. Das sagte man natürlich nicht, aber es war so, und in der That konnte man es auch als Vorzug gelten lassen. Wir hatten da Ruhe, Wärme und eine gewisse Bequemlichkeit; wir bekamen eine gar nicht geringe Besoldung, auf dem Marsch konnten wir einen Gepäckwagen zum Weiterkommen benutzen und erhielten immer gute Quartiere. Dafür hatten wir nur zu schreiben und zu rechnen und uns mit dem Adjutanten gut zu stellen. Das leztere war nicht schwer, denn es war ein ganz angenehmer und gutmüthiger, wohlbeleibter, kleiner Mann, der selten unfreundlich ward und die Geduld verlor. In weiser Voraussicht mochte man ihn auch wohl dieser Eigenschaften wegen zu seinem Posten berufen haben.

Zur Entree unseres Dienstes ging denn unser Kleeblatt in eine Papier- und Schreibmaterialienhandlung, kaufte feines und ordinäres Papier, Dinte, Zirkel und Lineale, Feder- und Papiermesser, Scheeren und Papierglätter, Reiß-, Stahl- und Gänsefedern, Siegellack, und was sonst in eine Schreibstube gehören mag. Die Ordonnanz, die bereits ernannt war und uns begleitet hatte, ward hoch bepackt, wir selbst trugen auch nicht wenig, und so hielten wir unsern Einzug in das Büreau, ordneten alles einigermaßen, schrieben ein paar Berichte und Quittungen und beendigten damit diesen bewegten Tag. Am folgenden Morgen sezten wir die Arbeit fort.

Dabei stellten sich aber alsbald manche Uebelstände heraus. Für's erste war nicht ein einziges Schema, kein einziges Formular vorhanden, nach dem man hätte arbeiten können. Und doch wird von den vorgesezten Behörden die genaue Befolgung der einmal gegebenen Bestimmungen durchaus verlangt. Auch von den andern Büreaus konnten wir dergleichen Formulare entweder gar nicht oder nur auf eine schier zu knappe Zeit erhalten, da sie alle im Gebrauch waren.

Das gab nun eine Masse unangenehmer Verhandlungen, pikirter Bitten und pikirter Antworten, Aufenthalt und Störungen, Irrungen und vergebliche unlustige Arbeit. Dazu kam für mich persönlich, daß mir nie etwas verhaßter war als dergleichen halb mechanische Arbeiten, daß ich fast in Verzweiflung komme, wenn ich eine Vorlage sechs, zehn, zwölf und noch mehrmals abschreiben soll. Schlecht stylisirt waren diese Vorlagen auch, hier weitschweifig, dort konfus; kleine Grammatikalia, wie sie sich bei älteren Leuten, in manchen Dienstschriften und in schlechten Uebersetzungen gleichsam stereotypirt zu zeigen pflegen, kamen mir auch entgegen, und das alles bewegte mich zuerst zu einigen Anfragen, und da diese nicht gerade gnädig aufgenommen wurden, zu kleinen stillschweigenden Aenderungen; denn das konnt' ich doch nicht stehen lassen. Endlich aber schreibe ich, wie man sagt, schlecht und von einem büreaumäßigen Liniren hatte ich damals gar keinen Begriff. Und so bat ich denn am Abend des zweiten Tags meinen Adjutanten um meine Entlassung und um die Zurückstellung in die Compagnie. Auf seine Befürwortung ward mir dieß denn auch gnädigst bewilligt und mir Tags darauf eine Korporalschaft zugetheilt. Von da an waren wir beide, der Adjutant und ich, dicke Freunde, zankten uns nicht und ärgerten uns nicht. Er vergab mir meine unterthänigsten Ausstellungen und Erinnerungen, und ich ließ ihm seine bogenlangen Sätze, seine „1 hundert und zwanzig Paar Stiefeln," und was dergleichen mehr war. Schon am selben Abend spielten wir mit einander im Gasthof ein paar Robber, tranken manches Glas dazu und setzten diese löblichen Unterhaltungen in der Folgezeit so oft fort, wie es Zeit und Gelegenheit erlaubten.

Inzwischen war man auch bei der Compagnie nicht müßig gewesen; sie war jetzt einigermaßen in Ordnung, hatte Kleidung und Schuhzeug empfangen. Aber die Kleidung bestand nur aus Einem Stück, nämlich aus den alten, ziemlich abgetragenen früheren Uniformen eines Linienregiments. Dabei hatte man aber nicht bedacht, daß die Liniensoldaten junge Bursche von zwanzig Jahren sind, die noch lange nicht die volle Schulterbreite erlangt haben, während das zweite Aufgebot, wie mehrfach bemerkt, aus vollkommen ausgewachsenen Männern besteht, daß die Kleidungsstücke der ersteren daher den letzteren durchschnittlich nicht passen werden und können. Ich habe nie etwas so Lächerliches gesehen wie das Probiren dieser Uniformen, oder vielmehr dieser „alten Schoßjacken," wie die Leute sie nannten. Sie probirten und probirten, sie quälten sich, sie halfen einander, sie lachten und fluchten, aber von Passen war keine Rede. Wer mit den Schultern in der Jacke fest werden konnte oder auch nicht allzufest darin war, dem reichten die Aermel zuweilen bis an's Knie und die Taille saß ihm vielleicht auf den Hüften, vielleicht auch auf den Schulterblättern, je nachdem er es traf. Hie und da platzten auch ein paar Nähte und ein Knopf sprang ab, bis sie denn zuletzt in halber Verzweiflung nur zugriffen und das erste beste Stück nahmen, um dem Befehl nachzukommen, um wieder in ihre Quartiere oder ihrem Vergnügen nachgehen zu dürfen. Von dem Schuhzeug will ich lieber ganz schweigen. Die Hälfte davon mochte noch tragbar oder doch zu repariren seyn; mit der andern Hälfte würde sogar ein Heiliger, geschweige denn ein irdischer Schuster vergeblich Ausbesserungsversuche angestellt haben.

Und so gingen sie denn nach Haus; hatten sie auch nicht besonders Brauchbares empfangen, so war doch für Gepäck auf dem Marsche gesorgt und sie lachten. Darüber aber lachten sie nicht, daß ihnen zugemuthet wurde, diese alte und veraltete Uniform zu der übrigen Civilkleidung anzuziehen und so vor dem Publikum, den Kameraden und vor allen Dingen vor sich selbst in einer ziemlich wunderlichen, ja lächerlichen Gestalt zu erscheinen. Jetzt freilich munkelte es nur davon, später ward es beiläufig aber auch ausgesprochen. Und es half nichts, daß die Vorgesetzten ihnen sagten, es sey und bleibe des Königs Rock, und das müsse jedem braven Soldaten genug seyn. Es half nichts, daß wir andern ihnen das wiederholten und ihnen bewiesen, wie es ja nur eine Aushülfe sey, zu der die Noth der Zeit gedrängt und gezwungen habe. Sie blieben dabei, daß dieser Anzug ganz abscheulich und unerträglich sey, und daß sie sich unmöglich darin zeigen könnten — neben all den propern jungen Burschen. Das ist denn nun die große Eitelkeit der Menschenkinder. Aber ist sie so sehr zu tadeln? ist sie zu verwerfen und zu unterdrücken?

Was mir selbst von diesen Kleidungsstücken zufiel — denn ich mußte sie nehmen, obgleich ich sogleich erklärte, ich wolle mich zur gehörigen Zeit gern selbst und auf eigene Kosten equipiren — war gleichfalls eine von den Schoßjacken. Das Blau war grau geworden, das Roth schwarz, das Gold der Tresse am Kragen weiß. Der Kragen kam in gefährliche Kollision mit meinen Ohren, die doch, wie ich versichern kann, keineswegs in der Länge extravagiren; wenn ich einen Versuch machte, die Knöpfe in die dazu bestimmten Löcher zu bringen, verspürte ich die Anzeichen eines drohenden Erstickungstodes, und die Länge der Aermel berechtigte diesen vortrefflichen Habit auf das Augenscheinlichste zu dem Namen und dem Gebrauch einer Zwangsjacke. Gott im Himmel mag wissen, was für eine tolle Figur vor Zeiten einmal darin gesteckt hat. Die Stiefeln waren nicht besser, sondern noch schlechter und obendrein voller Löcher. Es ist freilich erklärlich, daß gerade ich zu diesen Stücken kam. Da man wußte, daß ich sie höchst wahrscheinlich doch

nicht benutzen würde, so hatte man mir die schlechtesten hingeschoben, um sie nur los zu werden. Und so ließ ich es mir auch in Gottes Namen gefallen. Dafür freilich nahm ich beide Gegenstände Abends mit zu meinem Onkel, zog sie im Nebenzimmer an und erschien also vor ihm und seiner kleinen Gesellschaft, was denn begreiflicherweise ein ausgelassenes Gelächter zur Folge hatte.

Die Zeit verging. Mittags versammelten wir uns, um verlesen zu werden und etwaige Befehle entgegen zu nehmen. Weiter gab es dann nichts, und jeder ging wohin er wollte. Ich aß bei meinem Oheim, revidirte dann ein oder das andere Quartier der mir untergebenen Leute, plauderte darauf, spielte oder trieb mich mit Bekannten umher, wie es kam. Die Bekannten und die neuen Bekanntschaften mehrten sich so zu sagen von Stunde zu Stunde. Denn es strömte von allen Seiten herbei und die Landleute besonders kamen zu Hunderten, die einen, um Fourage und Lebensmittel an die Magazine abzuliefern, die andern, um Pferde zu bringen, einige um zu klagen, andere des Schauens wegen, oder um nach einem Freunde, einem Verwandten zu sehen. Da saß denn Abends zumal alles dicht gedrängt um die langen Tische der Wirthshaussäle, verkehrte und plauderte auf das Lebhafteste und Ungenirteste mit einander und gemahnte mich lebhaft an die lustigen Versammlungen in den Bier- und Weinstuben des südlichen und westlichen Deutschlands. Lachen und Plaudern, Singen und Scherzen, Anekdoten und Reden, es fand sich alles zusammen, die kältesten Herzen thauten wieder einmal auf, die ernstesten wurden ein wenig leichtsinnig, und wo ein ernster Ton hervorklang, war es nur eine Reminiscenz des Tages und der Geschäfte und ging bald im lustigen Gesumme der übrigen unter. Der politischen Verwicklungen und Verhältnisse ward kaum jemals weiter gedacht, als sie diese Provinz und diesen Bezirk berührten. Ob das aus Ueberdruß geschah oder aus Aerger, aus Vorsicht oder aus einer gewissen Schüchternheit, oder aus irgend einer andern Ursache, will ich unentschieden lassen. Es mag auch wohl alles das neben einander gewirkt haben. Factisch ist, daß wir uns unterhielten und daß mir mehr als eine Gelegenheit ward, die ersprießlichsten Studien zu machen, ganz seltsame Menschenkinder kennen zu lernen und hie und da noch wirkliche Originale anzutreffen.

Einer stehenden Morgenbeschäftigung hätte ich aber bald vergessen. Wir, die wie einstweilen noch nichts zu thun hatten, gingen dann hinaus und sahen den Uebungen des Landwehrbataillons ersten Aufgebots zu, das hier gleichfalls seinen Sammelplatz hatte. Und ich bekenne es mit Vergnügen, es war ein Bataillon, wie es jedes Soldatenherz erfreuen mußte, alle Leute in den besten Jahren und der besten Kraft, nicht große, aber derbe Figuren, offene, ehrliche Gesichter. Dienstüchtig waren sie auch, denn die letzten Jahre hatten sie nicht aus der Uebung kommen lassen. Dazu waren sie gut und sauber uniformirt und vorzüglich bewaffnet und unsere zweiten Aufgebotler betrachteten sie halb mit Stolz, halb mit Neid. „Schau einmal unsere Jungs an,“ sagte einer einmal ganz väterlich, „ob sie nicht proper sind! Aber der Teufel soll mich holen, wenn wir alles hätten wie sie und erst vierzehn Tage zusammen gewesen wären, so könnten wir noch ein bischen besser aussehen. Denn das sind doch man Jungs.“ So war's auch.

Da hieß es eines schönen Mittags — der Leser denke an keine lange inzwischen verflossene Zeit; seit meiner Ankunft waren nur sechs Tage vergangen, allein die Zeit enthielt damals, wie gesagt, mehr Stoff — also, da hieß es eines schönen Mittags: „Eben ist der Befehl zum Aufbruch des zweiten Aufgebots gekommen. Heut Nachmittag gehen die Fouriere ab, morgen früh steht das Bataillon um sieben Uhr auf dem Waffenplatz.“ So lautete es kurz und gut und nun hatte jeder genug zu thun, um zu bezahlen, was er etwa schuldig geworden, zu packen und das irgendwie Ueberflüssige vorauszuschicken, nach Haus zu schreiben und von den zurückbleibenden Freunden und Bekannten Abschied zu nehmen. Mein Onkel hatte mich so lieb gewonnen, daß er mir sogar zwei oder drei eigenhändige Briefe an alte Bekannte und Kameraden in M. mitgab, unversiegelt, wie sich von selbst versteht; dieß füge ich zur Beruhigung der Postoffizianten hinzu. Und nun versammelten wir uns am folgenden Morgen um 6½ Uhr etwas übernächtig, standen um sieben Uhr in Reih und Glied, vernahmen eine kurze Ansprache unseres Majors, wurden dann dem ersten und zweiten Kommandanten vorgestellt, wieder angeredet, machten darauf die nothwendige Rechtsschwenkung mit Sectionen und zogen durch die Stadt, zum Thor hinaus, auf den Bahnhof. Dort noch ein Abschiednehmen von Frau und Kind, von Hauswirth und Gevatter, von Freunden und auch Freundinnen, dann ein einigermaßen hastiges Gedränge. Die Wagen sind besetzt, es klingelt, ein Ruck, eine leise Bewegung, ein grelles Pfeifen, ein donnerndes Hurrah vom Bahnhof, ein eben so donnerndes vom sich entfernenden Wagenzuge; ein neues Pfeifen, und fort ging's. Ueber dem Land lag ein dichter, schwerer, melancholischer Nebel. In den Wagen war es ganz still.

Wir benutzten die Bahn nur kurze Zeit. Nach zwei Stunden, in denen wir acht bis neun Meilen zurückgelegt haben mochten, stiegen wir aus und zogen auf einer Chaussee noch etwa anderthalb Meilen weiter bis in's erste Marschquartier, welches uns in einigen nicht weit auseinander liegenden Dörfern bestimmt war. Die Leute blieben still; sie plauderten

nicht einmal, von Lachen und Singen war gar keine Rede; im starken Schritt ging es schweigend vorwärts. Der Nebel hatte sich in einen feinen, eisig kalten Regen verwandelt, der anscheinend nur Gesicht und Hände inkommodirte; aber langsam und sicher drang er endlich auch bis auf die Haut. Und so sah es mißlich genug aus. Die Leute hatten erwartet, wie gewöhnlich gleich nach Formirung der Compagnie eingekleidet zu werden und die tüchtigen königlichen Sachen zu erhalten, hatten daher auch wie gewöhnlich ihre schlechtesten Kleidungsstücke mitgebracht und eben solches Schuhzeug. Denn sie mußten es ja doch zurücklassen, nachdem es noch für einen Tag etwa gedient hatte. Nun aber sollten sie darin den Marsch machen, der immerhin einige Tage dauerte; sie hatten keine Mäntel gegen die unfreundliche Herbstwitterung und keine Stiefeln gegen die schier unergründlichen Wege. Und in solchem Alter wird man schon empfindlich gegen dergleichen. Und dazu trugen sie ihre Habseligkeiten, die noch durch die gelieferten Uniformen und bei vielen noch durch die gelieferten Stiefeln vermehrt waren, unbequem genug in Beuteln, Bündeln und Säcken. Gehörig verpackt im Tornister wär's eine Kleinigkeit gewesen.

Müde, weil verstimmt, kamen wir ziemlich durchnäßt in unser Quartier, ein seitwärts von der Chaussee gelegenes Bauerndorf. Mein Billet lautete auf das Wirthshaus. Sobald ich die Wäsche gewechselt und mich so viel wie möglich getrocknet hatte, rief man mich freundlich zum Mittagessen am Familientisch. Mir gegenüber saß ein Unteroffizier von der Artillerie, der hier gleichfalls sein Quartier hatte. Sein Gesicht kam mir bekannt vor; auch er sah mich an, aber er schwieg, wir aßen, sprachen mit den Wirthsleuten über die bunte Zeit, die vielen Märsche, die Lasten, die dadurch den an der Straße liegenden Ortschaften erwachsen müßten und dergleichen. Nach Tisch brachte man uns auch Kaffee, und da bot er mir eine Cigarre an. — Da ich mein eigenes Etui bereits in der Hand hatte, lehnte ich es freundlich ab, nahm eine von den meinen und zündete sie an. „Hören Sie, Kamerad," sagte er, „mir ist als ob ich Sie kennen müßte." — „So geht's auch mir," versetzte ich. „Ich hab' Sie schon mehr als einmal angesehen, doch weiß ich Sie nirgends hinzubringen." — „Sie kommen aus —" er nannte meinen Heimathsdistrikt — „vielleicht sind Sie in A. bekannt?" — „Freilich!" entgegnete ich, „das ist meine Vaterstadt. Ich heiße S." — „Nun denn, darum auch!" lachte er und hielt mir die Hand entgegen. „Ich heiße N., alter Freund."

Mein Gott! wir hatten zusammen in H. studirt, waren ganz gute Freunde gewesen, dann auseinander gekommen und hatten seit zehn Jahren nicht mehr von einander gehört. Nun trafen wir uns hier im kleinen Wirthshaus eines abgelegenen Dorfs, jubelten und freuten uns, und man mag sich denken, wie wir plauderten, wie wir Erinnerungen und Berichte über neuere Lebensereignisse austauschten, wie wir der alten Bekannten gedachten. Das aber war ein trauriges Register. „Wo ist der?" — „Todt." — „Und der?" — „Auch todt." — „Der aber?" — „Ausgewandert." — „Und der geflüchtet, und jener zu Grunde gegangen, und dieser auch." Wir schüttelten trübe die Köpfe und kehrten zu uns selbst zurück.

Mein alter Freund hatte einen ziemlich seltsamen Lebensweg gemacht. Bald nach mir H. verlassend, hatte auch er sein freiwilliges Jahr gedient, war dann, von einer unüberwindlichen Neigung verlockt, von dem Studium des Jus ab und zur See gegangen und war jetzt erster Steuermann auf einem großen Hamburger Schiff. Im Hafen traf ihn die Einberufungsordre, er folgte ihr und führte nun Trainknechte und Pferde in irgend ein Depot. Lachen mußte ich über die Beschreibung, wie er mit seinen ziemlich rohen Burschen fertig werde. Wenn sie nicht pünktlich waren oder sonst nicht nach seinem Willen, ließ er beim nächsten Marsch eine halbe Stunde oder so scharfen Trab reiten, und da es meistens Leute waren, die selten oder nie auf einem Pferde gesessen, so machte sie dieses Experiment, wie er's nannte, „windelweich" und kurirte sie gründlich von allen Ungehörigkeiten und Widersetzlichkeiten. Sie waren dann sanft wie die Tauben.

Am folgenden Tag gab es einen starken Marsch bei schlechtem Wetter, so daß wir erst gegen Dunkelwerden und wieder durchnäßt in die Quartiere gelangten. Dießmal kamen ein Offizier, drei Unteroffiziere, unter denen auch ich, und fünfzig Mann auf einen großen Edelhof, wo es aber gerade nicht edel zuging. Der Herr saß in irgend einer Kommission, die Dame war inzwischen zu ihren Verwandten gereist; Wirthschaftsführer und Haushälterin, die allein daheim waren, zeigten sich konfus und störrisch. Die Leute erhielten nur einen Schnaps und ein mageres Butterbrod und wurden auf den Abend vertröstet. Gutmüthig, wie sie sind, ließen sie sich das denn auch auf unser Zureden gefallen. Sie sahen, daß es uns um nichts besser ging. Als es aber an diesem festlichen Abend wieder nur schlechte Kartoffeln, magere Häringe und eine elende Wasser-Milchsuppe gab, brach der Sturm denn auch gründlich los. Da ich gerade dazu kam, klagte mir die zitternde Frau ihre Noth und die Ungeberdigkeit der Leute. Ich hörte, sah und sagte: „Gebt ihnen was sich schickt und was Vorschrift ist, und sie werden sich beruhigen." Sie eilte zum Offizier, der ihr achselzuckend erwiederte, die Leute seyen im Recht und er müsse darauf bestehen, daß sie augenblicklich das ihnen Zustehende erhielten. So ward denn auch Anstalt gemacht und um zehn Uhr Abends erhielten die armen Teufel ein

einigermaßen menschliches Mahl. Dann legten sie sich auf der Streu, die in der Scheune bereitet war, zur Ruhe und deckten sich nicht zu, da sie keine Mäntel hatten. Am Morgen darauf zogen sie lachend davon. Zum Dank für das Quartier und die Kost hatten sie die magern Häringe an Schnüre gebunden und damit das ihnen zum Speisen eingeräumte Zimmer auf das Zierlichste dekorirt. Spaß muß seyn, sagte jener Mann.

So ging es denn fort. Das Wetter blieb schlecht, der Weg auch, die Quartiere waren nicht besonders; die Kleidung trug sich ab, die Sohlen zerrissen und die mitgenommenen Kartenspiele wurden nachgerade unbrauchbar. Es waren stille Märsche. Endlich am sechsten Tage nach dem Aufbruch erblickten wir die Thürme unserer Garnison. Die Fouriere kamen uns entgegen und sprachen von großer Ueberfüllung, von gründlich schlechten und unreinlichen Quartieren, von theurer Kost. Der Adjutant ritt zum Melden in die Festung und wir machten uns unterdessen schön. Darauf ging's denn hinein und vor dem kommandirenden General vorbei auf irgend einen Platz. Dann wurden die Billets vertheilt und wir gingen nachdenklich auseinander.

So waren wir denn nun da, sahen uns zuerst unsere Quartiere und dann die alte Stadt an, in der wir nun für's erste hausen, wo wir exerciren, Wachen beziehen und uns langweilen, vielleicht auch ernstlich Krieg spielen sollten. Im ganzen Bataillon war kein einziger, der nicht schon längere oder kürzere Zeit hier verweilt hatte, einige durch Zufall, andere zum Vergnügen oder beim Besuch von Verwandten und Bekannten, oder um ein Examen zu machen bei den obern Behörden, alle aber sicher während ihrer frühern Dienstzeit, da die großen Herbstmanöver in dieser Gegend abgehalten zu werden pflegten. Dann aber war man immer nur ein paar Tage hier gewesen, man hatte ein Haus, eine Straße oder auch ein paar kennen gelernt, man fand zur Noth diesen und den Weg, man kannte diese Kirche und jenes Gebäude, hier eine Restauration und dort irgend ein Haus, eine Promenade und eine oder die andere Brücke. Allein die Stadt kennen zu lernen hatten die meisten bisher weder Zeit noch Veranlassung gehabt, obgleich sie es ihrer Größe, ihrer Bauart, ihres Handels und ihrer historischen Erinnerungen wegen durchaus verdiente. Nun hatte man Zeit, nun hatte man auch Veranlassung, denn wo man, wenn nicht lange, doch ungewisse Zeit verweilen soll, will man auch bekannt seyn. Und so sah man denn Nachmittags unsere Leute zu zweien und dreien, auch zu fünf und sechs und in ganzen Reihen in den Straßen und auf den Plätzen, auf den Promenaden und Wällen, vor Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden umherstreifen und stehen, die Nasen hoch, die Augen offen, lachend und spectakelnd, den Vorbeigehenden nicht ausweichend, und wo ihnen etwa ein Landwehrmann von einem andern Bataillon in einer „Schoßjacke" begegnete — denn hier liefen manche darin herum — in Gelächter ausbrechend und einander neckend, wie schön es seyn werde, wenn auch sie sich so präsentiren müßten. Denn neben der Kälte und Steifheit bergen meine lieben Landsleute auch eine gehörige Portion Leichtherzigkeit in ihrem Innern. Die Noth des Marsches hatten sie bereits vergessen, die Noth der Stadt kannten sie noch nicht. Von eigentlicher Müdigkeit war keine Rede, durchnäßt waren sie am lezten Tage auch nicht, unter Dach waren sie und gegessen hatten sie wohl oder übel auch — was will man mehr?

Wer freilich ein wenig höhere Ansprüche machte, hatte die Noth der Stadt bereits kennen gelernt. Die Anzahl der hier befindlichen Truppen war so groß und ward täglich durch die Durchmarschirenden noch so vermehrt, daß man sie kaum mehr unterzubringen vermochte. Die Kasernen waren natürlich übervoll und ein großer Theil der Häuser auch. Und das Uebelste war, daß wer es irgend machen konnte, die ihm zufallende Einquartierung nicht in seine Wohnung nahm, sondern wieder ausquartirte, theils der Unruhe und Störung wegen, theils aber auch, weil er nicht Lust hatte, seine Räume nicht nur den Menschen, sondern auch den etwaigen Gästen der Menschen darzubieten. Andere, die nicht so vorsichtig waren, nahmen nun auf und an, was sie bekommen konnten, drängten in die kleinsten Räume, was nur hineinwollte, und verdienten auf solche Weise viel Geld.

Das alles erfuhren wir schon in den ersten Stunden, theilweise erlebten wir's auch. Das mir bestimmte Quartier war ein feuchtes und dumpfes kleines Zimmer zur ebenen Erde auf dem Hofe. Zwei andere Unteroffiziere und ich sollten uns darein theilen. Zwei miserable Betten in bedenklichen Ueberzügen, drei Stühle und ein Tisch füllten es neben einem baufälligen Ofen so weit aus, daß man nicht recht absah, wo die Menschen noch Raum finden sollten. Außerdem zeigten die gelbgefärbten nackten Wände so viele kleine Löcher, die sich darin wie eben so viele Gänge eines Fuchsbaus geheimnißvoll versenkten, und es herrschte in dem Raum auch ein so eigenthümlicher Duft, daß ein Eingeweihter und alter Praktikus wie ich daraus auf hundert Meilen die Anwesenheit jener gräßlichen Insekten vermerken mußte, die den armen Menschenkindern mehr schlaflose Nächte machen, als Reue und unglückliche Liebe und sonstige Gewissens- und Herzensbedrängnisse zusammengenommen. Da mir eine solche Pönitenz nun außer allem Spaß war und ich auch nirgends eine Verpflichtung zu entdecken vermochte, sie neben meinen andern Obliegenheiten auf meine Schultern zu laden, so sagte ich den beiden

Kameraden Valet, klopfte meinen kleinen Reisesack auf dem Hofe tüchtig ab und suchte mir für's Erste ein Zimmer im Gasthof. Das fand ich denn auch nach einigen Abweisungen, und darauf setzte ich mich alsbald mit einer großen Gesellschaft zu Tisch. Vier Fünftel waren natürlich Militärpersonen, wenn sie auch noch nicht alle Uniformen trugen, und da auch mancher aus den Büreaus dabei war, erfuhren wir in der lebhaften Unterhaltung bald von der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit naher Unterhandlungen der gerüsteten Mächte. Da ward das Gespräch denn noch lebendiger, man rückte näher zusammen und tauschte seine Ansichten aus. Man ward schnell mit einander bekannt.

Am Abend — ja am Abend! Weiß der geehrte Leser vielleicht, was es heißt, sich nach acht Tagen Stren, Unreinlichkeit und Unruhe zuerst wieder in ein anständiges, behagliches, reinliches Bett legen und denken zu dürfen: morgen kannst du sicher einmal ausschlafen, holst dein Gepäck von der Post, kannst dich umkleiden und hast bis zum Mittag nur zu thun was du magst? Ich versichere euch, das ist ein ganz absonderliches Gefühl und wahrhaft werth, kennen gelernt zu werden. Und das Gefühl war an jenem Abend das meine. Es war eine ruhige Nacht, ein friedlicher Schlummer.

Allen ward es nicht so gut. Unsere armen Bursche klagten am folgenden Mittag, wo wir uns zum erstenmal wieder zusammen fanden, Gottes Klage über ihre nichtswürdigen Quartiere, über Enge und Unsauberkeit, und ihre zerstochenen und geschwollenen Gesichter und Hände bewahrheiteten ihre Aussagen zur Genüge. Einer aus meiner Korporalschaft klagte, er sey mit sieben von den unsern und mit zehn von einem andern Bataillon — also achtzehn Mann — in einer Kammer. Wie ich's untersuchte, war es ein dunkler, kaum sieben Fuß breiter, vielleicht vier und zwanzig Fuß langer Raum hinter dem Wohn- und Werkzimmer des Wirths, eines Schusters. Darin lag haldvermodertes Stroh, darüber Betttücher von einer Farbe und in einem Zustande, daß ich sie nicht zum Abtreten beschmutzten Schuhzeugs gebraucht hätte; dann für je drei Mann ein Kopfkissen und für je fünf ein Deckbett. Dazu kam dann noch die besondere, ungerufene Einquartierung, deren ich wohl nicht weiter zu erwähnen brauche. Kurz es war schaudererregend und kaum glaublich. Natürlich schaffte ich gleich Rath; ich machte den Wirth, wie man zu sagen pflegt, tüchtig zum Menschen, der Fourier, von mir benachrichtigt, zeigte die Geschichte auf dem Einquartierungsbüreau an und erhielt augenblicklich ein anderes Billet für die Unsern. Allein dieß war Ein Fall. Es ging überall nicht viel besser und überall konnte man nicht helfen. Das Uebelste aber war, daß unsere Leute darüber ganz unglücklich und mißmuthig wurden. Sie wußten daheim' nichts von Unreinlichkeit und Ungeziefer — beides findet man bei uns höchstens nur bei dem niedrigsten Gesindel der größern Städte und hie und da als eine ganz besondere Ausnahme — sie waren Jahre lang an eine eigene und reinliche Häuslichkeit gewöhnt, in all ihrem Treiben und Seyn damit verwachsen, und sollten nun in diesem Schmutz leben. Man sagte ihnen wohl: die Feldregimenter draußen haben es nicht besser, sondern noch schlechter; sie entgegneten: „Ja, die Feldregimenter, das sind ja „Jungs." Als wir so waren wie die, da machten wir das auch mit und quälten uns nicht viel darum. Und die tragen nicht ihren eigenen Rock wie wir. Weßhald sollen wir unser Zeug damit anstecken und beschmutzen?" — Es versteht sich ganz von selbst, daß dieß alles nicht im Dienst beredet ward, nicht den Vorgesetzten vorgetragen wurde. Aber so dachten sie und so redeten sie privatim. Wär' es Ernst geworden und hätt' es wirklich gegolten, so wäre kein besseres und willigeres Bataillon gewesen. Subordination sitzt doch fest und sicher in all diesen störrischen Herzen, diesen grübelnden Köpfen, und wenn sie in der Uniform stecken, sind sie nur noch Soldaten.

Nun mußten denn Schneider und Schuster, die sich unter der Mannschaft befanden, vortreten; sobald man nur einige passende Räumlichkeiten erlangen könnte, sollten sie arbeiten, flicken und ausbessern. Dann wurden hier und an andern Orten Kleidung und Schuhzeug für uns neu bestellt. Wäsche empfingen wir schon in den nächsten Tagen, und das war für manchen armen Teufel, der sich nur schlecht hatte versehen können, eine große Erleichterung und ein rechter Trost. Dann erhielten wir auch Gewehre, und die waren im besten Zustande. Darauf wurden die Leute nach und nach zum Patronenmachen kommandirt, ein Unteroffizier hatte bei jeder Compagnie »du jour,« lief mit dem Rapport vom Hauptmann zum Adjutanten, führte etwa sich meldende Kranke zur Untersuchung in's Lazareth, meldete den Erfolg und gab sein Amt Mittags beim Verlesen an einen andern ab. So waren unsere Beschäftigungen, oder geschmackvoller ausgedrückt: das war unser Dienst. Außerdem aß und trank und schlief man, trat das Pflaster, spielte viel Karten, plauderte noch mehr und langweilte sich gründlich. Amüsement, wie man zugestehen wird, war nicht viel dabei, aber die Ruhe doch recht gut.

Aus dem östlichen Frankreich.

I.

„Ein wunderliches, launenvolles, aber auch ein hübsches, liebes Wesen, diese Rhone. Kaum ihrer Eiswiege entlaufen, schüttelt sie die noch halb erstarrten Glieder und springt in ihrem grünen Wasserschürzchen und der weißen Schaumspitzenhaube von Fels zu Fels, bald ihre helle süße Kinderstimme mit den Harfentönen des frischen Bergwindes vermischend, bald die Lieder, welche sie in ihrem Eispalaste von den Berggeistern gelernt, leise vor sich hinsingend. Dann drängt sie sich grollend und zankend durch öde Klüfte, wirft sich, wenn sie die grünen Thalwiesen sieht, jubelnd über einen jähen Klippenhang und fließt lind und langsam, als wäre sie das wilde Geschöpf gar nicht gewesen, das von der schwindelnden Höhe niederstürmte, oder hätten die tollen Sprünge sie ermüdet, und als lulle das Schlummerlied des Windes sie ein, die duftigen Matten entlang. Bald aber erhebt sie ihre Stimme wieder und die Bächlein hören sie und eilen von den Höhen nieder und werfen sich ihr unter freudigem Jauchzen an die Brust. Des langen Weges eingedenk, welchen sie zurückzulegen hat, eilt sie weiter und mäßigt nur ihren Lauf, um da und dort die Bergkönige mit ihren in der Sonne glänzenden Eiskronen anzustaunen oder eines Alpenwassers zu harren, das in der nebelumhüllten Höhe seine Silberstimme hören läßt. Schüchtern, aber stolz nähert sie sich dem schönen Leman, hüllt sich in ihr grünes Atlaskleid und eilt, aus dem Schatten der Felsen von Meillerie tretend, durch die tiefblaue Fluth. Jetzt liegt der See hinter ihr; sie athmet wieder frei, sie sieht sich wieder von Bergen umgeben, sie ist wieder das tolle, kindische Wesen, bricht sich durch wilde Felsenriffe Bahn, tanzt sorglos über schwarzes Geklipp und jubelt in die blaue Luft hinein. Plötzlich schrickt sie zusammen, die Stimme versagt ihr, ein leises Gurgeln, wie Todesstöhnen, läßt sich hören; sie ist verschwunden. Hat sie in der unterirdischen Höhle ihr Grab gefunden? will sie in Nacht und Einsamkeit für ihren Leichtsinn Buße thun? Ha, dort tritt sie wieder aus der dunkeln Grotte! Wahrlich, sie muß Buße gethan haben; sie ist bleicher geworden, ernster, gesetzter verfolgt sie ihren Weg nach Süden. Ohne Zweifel hat der Geist, welcher in jener Höhle wohnen soll, ihr gesagt, daß sie nun viele, viele Tage lang zwischen flachen öden Ufern entlang ziehen müsse, ehe sie sich mit ihrer lieblichen Schwester vereinigt, um mit ihr die lachenden Fluren der Provence zu durchwandern und den Glanz eines südlichen Himmels zu rückzustrahlen."

So perorirte mein irländischer Reisegefährte, ein ächter Sohn der grünen Insel, launisch wie das Wetter in den savoyischen Bergen, aus welchen wir kamen, im Reden eben so maßlos wie im Schweigen, bei all seiner Excentricität aber gutmüthig wie ein Kind. Wahrscheinlich hätte er in seiner Sprechlaune die Rhone bis tief in das mittelländische Meer begleitet; wir hatten aber den Punkt erreicht, wo wir uns für einige Tage trennen mußten, und der Nachmittag war weit vorgerückt, während jeder von uns noch mehrere Wegstunden zurückzulegen hatte, ehe er sein Tagesziel erreichte. Wir hatten nämlich von dem nördlichen Ufer des Lac du Bourget einen Ziegenpfad eingeschlagen, um die Höhe zu erreichen, welche, wie man uns sagte, eine herrliche Aussicht auf die Ausläufer des Jura und das Rhonethal nicht nur, sondern auch auf den östlichen Theil des Aindepartement, ja auf die weite Ebene darbot, die sich jenseits der in den mannigfaltigsten Windungen sich nach Westen ziehenden Rhone ausbreitet und es möglich macht, daß man von Lyon aus das gegen sechzig Stunden entfernte eisgekrönte Haupt des Montblanc sieht. Das Wetter begünstigte uns jedoch nicht. Die Sonne überglänzte einen Augenblick den reizenden See von Annecy, der fast zu unsern Füßen zu liegen schien, und hüllte sich dann in eine schwarze Wolkenmasse, deren Schatten die ganze Gegend in ein unheimliches Dunkel hüllten, während in dem Gebirg, nach Osten hin, die Nebel ihre Riesenglieder streckten und allmählig das ganze prachtvolle Amphitheater der savoyischen Alpen verhüllten. Aber der Anblick des Rhonethals, das sich vor uns erschloß, reichte allein hin, uns für den ziemlich beschwerlichen Weg zu entschädigen. Zwischen dunkeln, spärlich bewachsenen Felsen drängt sich die Rhone schäumend und brausend fort; ihre Wellen sind nicht mehr so frisch grün und durchsichtig wie dort, wo sie durch die Hochalpen strömt; ob aber auch heller gefärbt, gibt das wie Atlas glänzende Smaragdgrün immer noch Zeugniß von ihrer „hohen Abkunft." So weit wir sehen konnten, hatten wir eine öde, wilde Gebirgsscenerie vor uns und nur einige Hütten an den Ufern des Flusses und ein halbes Dutzend gefleckte Kühe mit dem unerläßlichen Geleite eben so vieler

Ziegen, die auf einer saftig grünen Thalmatte grasten, ließen gewahren, daß wir uns in der Nähe menschlicher Wesen befanden.

Nachdem ich mich mit meinem Irländer über die Zeit unseres Zusammentreffens in Lyon verständigt hatte, ließ ich den wunderlichen Menschen, der behauptete, er könne sich von dem Anblick der Rhone nicht trennen, auf seiner öden Felsenklippe und eilte thalab. Obgleich ich die Richtung kaum verfehlen konnte, freute ich mich doch, als ich einen Wegweiser fand, der nicht weniger gesprächig war wie mein Erin-Sohn — ein kleiner Bergbach, welcher sich in der schwarzen Höhle, aus der er kam, ein Champagnerräuschchen getrunken zu haben schien, denn er taumelte auf seinem ganzen Wege wie toll hin und her, sang aus allen Tonarten und warf sich endlich köpflings über einen zwanzig Fuß hohen Fels in die Rhone. Hundert Schritte etwa über dem namenlosen Miniaturwasserfall führte ein zeitweiliges, in patriarchalischem Styl gebautes Brückchen über die Rhone. Zwischen den beiden Ufern steigen nämlich in ziemlich gleichen Entfernungen drei Felsplatten über die Oberfläche des in dieser Jahreszeit nicht sehr angeschwellten Flusses empor, dessen schäumende, aber schmale Arme die in der Umgegend weilenden Hirten zur Erleichterung des Verkehrs leicht überbaut hatten. Aus der Ferne nahmen sich diese drei unprovisirten Brückchen äußerst malerisch und romantisch aus, in der Nähe aber hatten sie ein bedenkliches, wackeliges Ansehen; die zwei Fichtenstämmchen besonders, welche die erste Brücke bildeten, schienen sehr unruhiger und beweglicher Natur zu seyn; ich hatte jedoch in den Alpen gefährlichere Klüfte auf weit unsichererem Pfade überschritten und nach zwei Sekunden war ich auf neutralem Gebiet — dort das Königreich Sardinien, hier das Königreich, die Republik oder das Kaiserthum Frankreich; denn wie konnte man an dieser entlegenen Grenze, in diesen einsamen Gebirgsthälern wissen, nach wessen Geige die Pariser jetzt tanzten? Auf dem harmlosen Felsenthron, welchen ich mir nicht ohne Gefahr erkämpft hatte, wurde ich von dem horror vacui erfaßt und Rousseau'sche Gedankenflocken überflogen mich in solcher Menge, daß ich eilte wieder unter den Schutz irgend eines Potentaten, und wär' es der zweideutige Schutz einer »Mobbocracy,« zu gelangen.

Ich hatte das rechte Ufer der Rhone erreicht, ich stand auf französischem Boden; ich erwartete jeden Augenblick, von einem Gensdarmen angehalten und nach meinem Passe gefragt zu werden; ich glaubte, hinter jedem Fels laure ein Douanier, um über mich und, was noch schlimmer, über das Viertelhundert Cigarren herzufallen, welche noch aus dem Freihafen von Genua stammten. Nichts jedoch von all dem! Auf den Höhen rechts und links, in den grünen Thalschluchten, die Ufer des Flusses entlang klangen die Glocken der zerstreut weidenden Heerden; nur dann und wann ließ sich aus der Ferne der langgezogene Ruf des Alphorns oder der grelle Ton der „Chalemie“ hören und der Wiederhall gab diese Klänge schwach, fast wie im Schlafe, zurück, Zeichen, welche nicht zu mißdeuten waren. Das Alphorn ist nur in den höhern Alpen heimisch, wo ihm der Sohn der Felsen, wie die Iren und schottischen Hochländer den Wiederhall nennen, rasch, lebhaft, neckend, wie von einer Klippenwand zur andern springend, antwortet; den Dudelsack nennt der Aelpler ein „Ding gut zum Betteln“ und vergleicht dessen Ton mit dem Krächzen des Bergraben und dem Brummen des Bären; er weckt die Echo nicht aus ihrem Schlummer, die Leitkuh, die auf der hohen Matte sich gütlich thut, hört ihn nicht und in das im Gebirg stets wache, liebliche Geläute der Heerden klingt er wie das Quicken eines heiseren Frosches in Nachtigallensang.

Ein prachtvoller, unmittelbar aus der Rhone aufsteigender Felsblock leitete nach kurzer Weile den Pfad vom Ufer ab und eine steile Höhe hinan, auf deren Gipfel, von düstern Fichten umschattet, eine kleine Kapelle stand, welche, nach dem hölzernen, bunt bemalten Standbilde über dem rohen, einen Altar vorstellenden Holzgerüste zu schließen, dem Beschützer der Hirten und Heerden, dem h. Rochus, geweiht war. Rechts und links von der nach Osten sich öffnenden Gitterthüre waren die äußern Wände mit Hunderten von Namen und Sprüchen bedeckt. Die letzteren waren in französischer, englischer und italienischer Sprache geschrieben und frommen oder sentimentalen Inhalts. Unter den Versen:

> »Douce et charmante rêverie,
> Solitude aimable et chérie,
> Puissiez-vous toujours me charmer!«

stand in großen Buchstaben und die Handschrift des berühmten Mannes nicht ungeschickt nachahmend: »Jean-Jacques.« Polonius' Worte: »Springes to catch wood-cocks,« sind zu Annecy und dessen Umgebungen wie zu Montmorency sehr an ihrem Orte. Ich kenne nur ein Erdenfleckchen, welches noch heute lebendiges Zeugniß von der Anwesenheit Rousseau's ablegt, und dieß ist Aux Charmettes bei Chambéry. Nichts anmuthiger als das ländlich einfache Haus, in dem stillen Thälchen fast versteckt; nichts lieblicher als dieses frische Grün der Kastanien, in welchem die Sonnenstrahlen Verstecken spielen; nichts wohlthuender als diese dämmerlich umschatteten Pfade, diese saftig grünen Wiesenstreifen, diese kühlen Windhauche, die von dem Gebirg niederwehen; man hat dort das ganze Idyll vor sich, das Jean-Jacques in seinen Bekenntnissen so reizend ausmalt. — Wenn ich jedoch bezweifelte, daß Jean-Jacques von seinem Besuche

dieses Platzes handschriftliche Kunde zurückgelassen habe, so sah ich keinen Grund, die Echtheit von Namen wie „John Smith" von London, „James Smith" von Birmingham, „Tom Smith" von Liverpool und einem Dutzend anderer Glieder dieser in England so sehr verbreiteten Familie in Abrede zu stellen. Politische Ergießungen und Maximen, wie man sie nicht selten in der Schweiz an Mauern und Wänden und in Fremdenbüchern, selbst in dem des Klosters auf dem großen St. Bernhard findet, fehlten hier ganz, und die einzigen dieser Oertlichkeit nicht angepaßten Worte, welche sich meinem Auge bei der flüchtigen Umschau darboten, lauteten: »Vivent les Houris de l'Ain!« Ich sah nicht ein, wie die Huldinnen des Paradieses Mahomets in das Departement, das ich eben betreten hatte, verschlagen worden; es wird sich jedoch bald zeigen, daß die Beziehungen zwischen den Houris und den Schönen zwischen Rhone und Saone nicht so fern lagen, wie ich anfangs geglaubt hatte.

Es hat einen eigenthümlichen Reiz, in Gebirgsgegenden die Reisekarte zur Führerin zu wählen; das geringste, auf das man dabei rechnen kann, sind Ueberraschungen der mannigfachsten Art; man gelangt an Orte, welche in einer ganz entgegengesetzten Richtung von denen liegen, die man erreichen wollte; man kommt durch ein stilles, liebliches Thal, welches man bei genauerem Anblick bereits den vorigen Tag durchwandert hat; in einem schönen Walde läuft der immer spurloser werdende Weg endlich an einer malerischen Felswand ganz aus, oder man findet mit dem einbrechenden Abend statt eines prosaischen Landstädtchens mit einer dicken, von Fett und Gutmüthigkeit strahlenden Wirthin eine hochpoetische, in schwarzen Föhrenschatten gehüllte Grenzkneipe, in welcher unheimliche Gestalten, die Unzufriedenen zweier Königreiche etwa, oder Flüchtlinge, die Gründe haben, ihrer Heimath möglichst nahe zu bleiben, oder Schmuggler, wenn nicht gar noch romantischeres Gesindel, Leute, die, wie Falstaff sagt, »march wide betwixt the legs,« und welche man schon auf einem Salvador Rosa oder im Schmuck von Ringen und Ketten die Toledostraße reinigend gesehen zu haben glaubt, in dem Halbdunkel eines schwarzgeräucherten Gemaches sich in pittoresker Weise gruppiren und in einer Sprache unterhalten, welche eben so bunt ist wie ihre Toilette. Auf dem Hochgebirg ist es stets bedenklich und oft gefahrvoll, jenem Reiz oder jener Laune Gehör zu geben; das Hochgebirg lag aber jetzt in nebelumhüllter Ferne und ich sah mich vergleichsweise in einer sanft geschwellten Ebene, auch deutete meine sehr gute Karte die Richtung von Seissel, wo ich die Nacht hinzubringen gedachte, so zuverlässig und unverfehlbar an, daß ich den Pfad, welcher auf der Westseite des Hügels durch einen prachtvollen Fichtenwald abwärts führte, unbedenklich verfolgte. In dem schluchtartigen Thälchen, das ich nach zehn Minuten erreicht hatte, theilte sich der Pfad; die nach Norden ziehende Gabelzinke mußte nothwendig wieder an die Rhone und folglich nach Seissel führen. Die Schlucht war wild romantisch; hohe Felsen, deren wunderliche Zacken in dem immer zweifelhafter werdenden Abendlichte Menschengestalt anzunehmen, bald einen drohenden Arm auszustrecken, bald höhnische Fratzen zu schneiden schienen, thürmten sich auf beiden Seiten empor, bis sie endlich ganz zusammentraten und aus dem letzten riesigen Spalt ein Wässerchen preßten, das wie ein Kind weinend über die schwarzen Steinblöcke niederstürzte. Anfangs glaubte ich, es sey selbst dem Pfade in dieser Wildniß unheimlich geworden und er habe den Rückweg wieder angetreten; ich sah jedoch bald, daß er sich zur Linken durch das Bett eines ausgetrockneten Bergbaches empor wand.

Als ich die Höhe erreichte, verglommen die letzten schwachen Lichter des Tages; Wald, Felsen, Nebel rings um mich, ein grau umwölkter Himmel über mir. Der Pfad führte zwischen Felsen abwärts; die Felsen, das Gestrüpp traten zurück, eine weite Matte zog sich thalab und in der Tiefe glänzte durch den Nebelduft ein Licht. Meine müden Füße trugen mich rascher, als ich es ihnen zugetraut hätte, dem freundlichen Lichtfunken entgegen, und da zwei kläffende Hunde meine Ankunft bereits angekündigt hatten, empfing mich die junge, hübsche Wirthin der »Croix rousse Framont« gerade nicht mit offenen Armen, aber doch unter der offenen Thüre und führte mich in das von einer Hängelampe und dem knatternden Herdfeuer blendend beleuchtete „Gast-, Wohn- und Schlafzimmer, auch Küche, Vorrathskammer und Keller," wie das muntere Weibchen lachend bemerkte. Der Wirth, ein schlanker, schwarzbärtiger Bursche, dessen Haltung und Benehmen sogleich den ehemaligen Soldaten verrieth, kam heran, einige Gäste — augenscheinlich keine Banditen, keine Schmuggler, keine Wilddiebe, sondern ehrliche Hirten, die von der Senn herabgekommen waren, um ein warmes Abendmahl zu verzehren, und ein nicht minder ehrlicher Maulthiertreiber, der einen Engländer von Nantua nach Sorges oder Sourges — denn zwischen Rhone und Saone wird fast jedes o zu einem ou — geleitet hatte — einige Gäste, sage ich, die in den Ecken der Stube ein Nippchen gehalten hatten, rieben sich den Schlaf aus den Augen und lauschten auf das Verhör, das die neugierige Wirthin mit mir vornahm. Ich war so glücklich, meine Zuhörerschaft in große Heiterkeit zu versetzen, als sie vernahm, ich glaubte auf dem Wege nach Seissel zu seyn, das, wie ich jetzt erfuhr, vier gute Stunden östlich lag. Der Wirth, der sehr ortskundig war, behauptete, schon jenseits der Rochuskapelle müßte ich den rechten Pfad verfehlt haben, denn dieser führe stets die Rhone entlang.

Ich beschloß — nicht zum ersten und auch nicht zum letzten mal — in Zukunft keiner Landkarte mehr ein unbedingtes Vertrauen zu schenken, tröstete mich jedoch des heutigen Irrgangs wegen leicht, denn ich durfte hoffen, für die Hälfte des Geldes in der Croix rousse Framont eben so gut zu schlafen wie in dem ersten Wirthshause zu Seissel. Die abgelegene Cantine und die zigeunerhaften Umgebungen, in welchen ich mich befand, sagten meinem Geschmacke überdieß mehr zu, als das Alltagsleben in einem Provinzialstädtchen, und nach Nantua, wohin ich mußte, wenn ich nicht acht Tage im Zickzack in den Hügeln herumlaufen wollte, ehe ich die Lyoner Straße erreichte, hatte ich jezt nach der Aussage des Maulthiertreibers einen nähern und bessern Weg als von Seissel aus. Dazu kam noch, daß ich mich, wenn der Himmel sich nicht aufhellen sollte, des Saumthiers um einen wahren Spottpreis bedienen konnte. Austern, Turbot und Champagner waren in der Croix rousse nicht zu haben; dagegen mundete eine »ouillie,« wie meine kleine Wirthin es nannte, eine Art Potpourri, ein Mittelding zwischen einer dicken Suppe und einem Ragout, trefflich, und was mein Irländer sein nightcap zu nennen pflegte, ein Glas heißes Wasser mit Branntwein und Zucker, schloß gründlich erquickend das improvisirte Mahl. Nach zehn Uhr verließen die Hirten die Cantine, um auf ihre Senn zu gehen, der Mulattiere suchte, nachdem er mir den eben so leichten als raschen Gang seines Thieres noch einmal empfohlen hatte, sein Nachtlager im Stalle auf, die flinke Wirthin bereitete die in einer Ecke der Stube befindliche Bettstätte für ihren Gast und sagte mir dann nebst ihrem schwarzbärtigen Gatten gute Nacht. Ich hörte noch, wie der leztere die beiden Hunde losband und ihre Liebkosungen erwiederte, wie er dann die Hausthüre sorgsam vermachte und endlich mit seinem schmucken Weibchen die »soffitte« — das Bodenkämmerchen — aufsuchte. Es war als hätte sie mit ihrem Manne noch eben so viel zu besprechen, wie draußen der kleine Bach mit dem Nachtwinde, denn troz aller Ermüdung hörte ich noch lange dieses halblaute Flüstern, Singen und Plätschern; es waren die lezten Töne, die mich in den Schlaf wiegten, und die ersten, welche ich beim Erwachen hörte.

Bald wurde es lebendig in der Stube und um das Haus; der Hirte, welcher die Milch von der Matte brachte, ließ sich sein ganz antik geformtes Krüglein mit „Feuerwasser" füllen und packte die »galette« — Roggenbrod in Form eines platten Kuchens, Gebirgszwieback — in seine geräumige Hirtentasche; ihm folgte ein zweiter, dann ein dritter „Hüter der Rinder," die sich in der Croix rousse wärmten und erquickten; zum Schluß rückten zwei Viehhändler aus der „Bresse," wie man stets noch die ehemalige burgundische Grafschaft nennt, und der noch ganz schlaftrunkene Mulattiere ein, während draußen die wieder angeketteten Hunde abwechselnd winselten und bellten, von der nahen Matte herab die Glocken der Heerden tönten und dazwischen das »Io, io!« der Hirten laut ward, welche ihre schwarzen Thiere an den Bach herabführten. Endlich war das Frühstück, eine köstliche Milchsuppe, eingenommen, die Zeche — dreißig Sous, deren Verwandlung in zwei Franken die kleine Wirthin nur auf mein dringendes Bitten zugestand — berichtigt, das Abschiedswort gesprochen, und fort ging es auf dem bunt herausgepuzten, lebendigen Maulthiere, das eine kurze Weile „im Nebel seinen Weg suchte," worauf die Sonne, die heute gewillt schien, sich den Sieg über die Nebel zu erkämpfen, das lustige Gesindel in die Schluchten und Thäler warf, wo sie sich kraftlos an die Klippen und Felsenwände anklammerten und allmählig zerstoben. In Frankreich ist aber nichts von langem Bestand, nicht einmal der Sonnenschein, denn dieser hatte die wilde Gebirgsscenerie kaum eine Stunde mit seinem reichsten Glanze übergossen, als der Ostwind schwere Wolken von den savoyischen Bergen herüberschickte, die sich bald bis auf die Hügelgrate niedersenkten, zwischen denen sich unser Weg durchdrängte. Ich drücke mich jedoch hier überaus euphemistisch aus, wenn ich von einem Weg spreche; eine „Rinderspur" wäre ein bei weitem geeigneteres Wort, und mein Begleiter, sonst ein sehr ruhiger, loyaler Bürger, äußerte sich ziemlich bitter über die Vernachlässigung der Wege in dem Gebirgsdistrikt.

„Sehen Sie, mein Herr," sagte er in seinem stark romanischen Patois, das mehr an die Mundart am Leman als an die glattere und weichere der Saoneufer erinnerte, „da bauen sie durch die Gegenden Frankreichs, die bereits an allem Ueberfluß haben, kostbare Eisenbahnen, um den Leuten einen bequemen und raschen Weg zur Bereicherung zu bereiten, während wir, die fast allein von Viehzucht und Viehhandel leben, uns im Winter kaum aus unsern Thälern herausdrängen können, in den übrigen Jahreszeiten aber unsere Thiere Stunden-, ja Tagelang über holperiges Gestein oder durch versumpften Boden treiben müssen, und beim Ueberströmen der Bäche oft den größten Gefahren preisgegeben sind. Man sagt, der Distrikt wimmle von Demokraten; man sagt, unsere Ellenbogennachbarn, die Genfer, hätten uns alle roth gefärbt — kein wahres Wort ist daran. Die Regierung hat uns vergessen, und da ist es kein Wunder, wenn wir nichts von ihr wissen mögen. Wir sind in der That noch schlimmer daran als die armen Savoyarden drüben, und wenn es in der nahen Schweiz bunt genug hergeht, so sorgen die Regierungen doch für die nöthigen Verbindungsmittel bis zu den höchsten Gebirgsdörfern hinauf. Man könnte sagen, dieß sey Sache der Gemeinden; wo sind aber hier die Gemeinden? Wie mancher

hat hier zwei Stunden zu gehen, bis er seine Dorfkirche erreicht! Wir werden sogleich einen Weiler sich im Thale ausbreiten sehen; er besteht aus zehn Familien, deren Wohnungen eine halbe Stunde von einander entfernt liegen; sollen oder können diese einen Weg von mehreren Stunden bauen und unterhalten? Sie würden eher alle nach Algier auswandern, wohin bereits viele unserer Leute gegangen sind, obgleich sich der Gebirgsbewohner stets mit blutendem Herzen von seiner Heimath losreißt."

So plauderte der gute Bursche fort, bis wir den nächsten Weiler erreichten, wo eine halbe Stunde gerastet wurde. Hier gesellte sich uns ein munterer Reisegefährte zu, ein fünfzehnjähriger Savoyardenknabe, der »via Lione,« wie er sich ausdrückte, nach Paris wollte, um dort, wie so manche seiner Landsleute, sein Glück zu versuchen. Er trug ein langes Wamms von grobem, langhaarigem braunem Zeug, ähnliche schlotternde Beinkleider, dickbesohlte Schuhe ohne Strümpfe, einen zerknitterten Hut; von einem Hemd oder Halstuch war keine Spur zu sehen. In seinem schwarzbraunen Zigeunergesicht waren Gutmüthigkeit, Muthwillen und Verschlagenheit merkwürdig gemischt und sein großes schwarzes Auge sprühte Feuer, wenn er sich in seiner buntscheckigen Mundart — er war im Iseranthale zu Haus, wo die Leute, wie mir Bonstetten einst sagte, das Französische längst verlernt, aber das Italienische noch nicht gelernt haben — über die glänzenden Aussichten äußerte, welche ihm von der „Hauptstadt der Welt" her entgegen lachten. »Dodizi zent lire« in sein Thal nach Haus zu bringen, war sein höchster Wunsch, und »dodizi« hatte er sich schon bei den reichen Milordi am Annecy-See erleiert und hoffte in Jahr und Tag der Mutter Gottes „von der Grotte," wie er es gelobt, den schönsten Strauß von künstlichen Blumen, der je an ihrer Brust gesteckt, von Paris mitzubringen. Hände, Füße und Zunge waren in steter Bewegung. Wenn er sich satt geplaudert hatte, ließ er sein »Jup, jup, jup!« hören und bearbeitete seine Drehorgel, daß mir die Ohren gellten; wenn er müde war, neben dem Maulthiere herzutraben, hüpfte er bald auf dem rechten, bald auf dem linken Beine weiter, und wenn er einen Vogel vorüber fliegen sah, lief er ihm einige Schritte nach, um ihn „einen Pfiff zu lehren, wie man ihn in diesem ebenen Lande — denn Berge, behauptete er, gebe es nur in Savoyen — noch nie gehört habe." In der That wußte er die Tonweisen vieler Singvögel auf das Täuschendste nachzuahmen.

Während der kleine „Marmot," wie ihn mein Begleiter zu betiteln pflegte, sich in diesen Eulenspiegeleien erging, hoben sich die Hügel rechts und links höher und höher, die einzelnen Höfe, die zerstreuten Hütten gewannen ein belebteres, einladenderes Ansehen und selbst der Weg wurde ein wenig „wegsamer" und erinnerte mit der Scenerie, die er darbot, auffallend an die von Zwingen auf den Paßwang führende Straße. Endlich sah ich das Städtchen Nantua zu meinen Füßen liegen. Der italienische Klang des Namens hatte mich eine heitere Oertlichkeit erwarten lassen, dieß war jedoch eine der tausend und einen Täuschungen, denen man sich auf Reisen stets gern wieder hingibt. Ganz Nantua scheint, von den umliegenden Höhen gesehen, wie der Bazar von Konstantinopel, unter einem großen, formlosen Dache zu stecken, und ich hatte keine Ahnung, auf welche Weise das Tageslicht in die Gassen, geschweige in die Wohnungen der Nantuaner zu dringen vermöge. Der Mulattiere, welchem ich diese Bemerkung mittheilte, war fast entrüstet darüber, daß ich seine Vaterstadt so sehr „in den Schatten stellte," gab aber doch zu, die Gassen könnten ein wenig breiter oder die Dächer weniger vorspringend seyn, damit man freier athmen könnte, denn an Licht — lumières — fehle es in Nantua durchaus nicht. Der wackere Bursche that sich augenscheinlich etwas auf die Wendung zu gut, welche er der Sache gegeben hatte, und schnitt jede Einsprache dadurch ab, daß er den „Marmot" heran rief, ihm den Weg nach seinen »dodizi zent lire,« nämlich nach Paris »via Lione« zeigte und die Richtung angab, welche die Straße durch das Labyrinth von Bergen verfolgte.

Bot das Städtchen selbst keinen sehr freundlichen Anblick dar, so war seine Lage und seine Umgebung um so anziehender. Von zackigen Bergen und wilden Felsen umgeben und eingeengt, scheint es sich vor den Stürmen, welche von den Höhen niederbrechen und aus den Klüften brausen, vor den Schneemassen, die die Windsbraut in das enge Thal schleudert, unter das mächtige Schirmdach geflüchtet zu haben, während der an das Städtchen stoßende kleine blaue Bergsee ruhig und sorglos im Kranze der nebelumflogenen Bergzacken liegt und ihre grotesken Formen in seinem krystallhellen Spiegel zurückstrahlt. Da und dort zieht sich eine frischgrüne Matte an den Höhen hinan, und wenn der scharfe Ost die flatternden Nebel in eine der schwarzen Klüfte jagt, welche sich von allen Seiten her in das Thal ziehen, sieht man eine Gruppe von Rindern friedlich grasen oder die Heuer emsig beschäftigt, auf Punkten, welche den Thieren unzugänglich sind, Gras zu sammeln oder das getrocknete auf Schlitten herabzuschaffen. Auch der Thalgrund, in welchem Nantua liegt, ist nicht so unbelebt, wie es anfangs schien. Da die große Straße von Lyon nach Genf durch das Städtchen zieht, zeigt sich zwischen einer Föhrenlichtung der leichte Reisewagen des Handelsmanns, in dem Hohlgrund gegen den östlichen Ansteig hin das mit Koffern und Schachteln überbaute Wohnhaus einer englischen Nomadenfamilie, und den Saum des Sees entlang jagt das Viergespann der Diligence' die täglich zwischen Genf und Lyon unterwegs ist und

den Reisenden jezt für eine Kleinigkeit — zehn Franken — mit reißender Schnelle wie einen Ball aus der einen Stadt in die andere schleudert. Die Lyoner zählen Genf zu ihren Vorstädten und der Pöbel von la Guilotière und der von Genf dürfen sich einer unverkennbaren Familienähnlichkeit rühmen.

Mulattiere und Marmot waren längst unter dem Schirmdach von Nantua, als ich den Höhepunkt verließ, welcher eine so prachtvolle Gebirgsscenerie vor mir erschlossen hatte. Nach zehn Minuten war ich, dem nächsten Fußsteig folgend, in Nantua und eine Stunde später bereits wieder auf dem Wege nach Maillac. Nantua, obgleich innerhalb seiner Pfähle freundlicher, als ich erwartet, bot nichts anziehendes dar; selbst die Fische, welche der nahe See liefert und die von sachkundigen Engländern ihres Wohlgeschmacks wegen gepriesen werden, fand ich im Vergleich mit den köstlichen Bergforellen aus der Dora zu Cormajor und la Salle »flavourless.« wie sich ein Engländer, mein Tischnachbar, ausdrückte, der gegen die Gewohnheit seiner Landsleute äußerst redselig war. Er sagte mir unter andern, er reise nicht wie die Mehrzahl seiner britischen Vettern und Freunde mit dem schwerfälligen Murray, sondern mit Julius Cäsar in der Hand und finde täglich die schlagendsten Beweise von der Unwissenheit der Commentatoren dieses großen Schriftstellers, so wie er sich täglich über die Gleichgültigkeit ärgern müsse, welche die Bewohner von Oertlichkeiten, die allein durch den berühmten Feldherrn einen Namen erhalten, gegen denselben bethätigten. „Es ist Thatsache," bemerkte er, „daß Julius Cäsar von den Nantuanern mehr wußte, als die Nantuaner von ihm wissen." Die gelehrte Welt kann sich auf eine „Reise in den Fußstapfen Julius Cäsars" aus der Feder dieses enthusiastischen Alterthümlers gefaßt machen.

Ich ließ den wunderlichen Mann die Spuren seines Helden im Gebirg verfolgen, umging den kleinen See und sezte dann meinen Weg, Hügel auf, Hügel ab, Nebel rechts, Nebel links, bis Maillac fort, wo ich die Nacht in der Post hinbrachte und am folgenden Tage mit der Lyoner Diligence über Cerdon bis Pont de l'Ain fuhr. Die Straße ist vortrefflich, die Scenerie wechselnd und malerisch, zuweilen, z. B. bei Cerdon, wo man nicht recht begreift, wie man in den Bergkessel, in welchem dieses Städtchen liegt, gekommen ist und wie der Weg sich aus dieser Tiefe und aus diesem Berglabyrinth wieder heraushelfen wird, selbst großartig. Wir waren noch ganz in der Gewalt dieser Felsenkolosse, die wie toll in einander liefen, als uns einer jener Regengüsse überfiel, wie man sie nur im Gebirg und in den Tropenländern findet und dessen Gleichen der Conducteur, der jede hübsche Dirne zwischen Lyon und Genf bei ihrem Taufnamen kannte, noch nie gesehen zu haben behauptete. Es war als ob zwei Wolkenriesen unmittelbar über unsern Häuptern gegen einander stürmten, sich zerfleischten und die abgerissenen Glieder auf uns niederschleuderten; zugleich lag zehn lange Minuten der Schleier der schwärzesten Nacht über der Kluft, durch die wir fuhren. Unsere erschreckten Pferde hatten augenscheinlich Lust, wieder nach Cerdon zurückzukehren, und nur die Wucht des Wagens und die Felsen, welche den Weg einschlossen, hinderten sie an der Ausführung dieses Vorhabens. Der Wind, welcher bisher von den savoyischen Bergen herüber geweht hatte, sprang plötzlich nach Südwesten um, warf die zerschleißten Wolken in das Gebirg zurück, aus dem sie gekommen waren, und ließ von seinem Ungestüm nicht ab, bis er den Himmel und die nahe gelegenen Berge völlig geklärt hatte. Als wir aus unserm Felsversteck heraustraten, spielte er nur noch leise und schmeichelnd mit dem die Straße begrenzenden Buschwerk, das noch vom Regen träufte, und von der nächsten Höhe aus sah ich die Sonne die weite fruchtbare Ebene zwischen der Ain und der Saone überglänzen und dieses liebliche Kind des Jura seine blaßgrünen Wellen durch das belebte Thal rollen. Die Gebirgswelt mit ihren Schrecken, mit ihren Schönheiten, so unerschöpflich an Reiz und überraschendem, aufregendem Wechsel, so reich an Scenen, welche eines Jeden Blut rascher durch die Adern jagen, die das Herz des Kühnsten beengen und deren er noch nach Jahren mit Schauer und Entzücken gedenkt, lag hinter mir und ich theilte fast das Heimwehgefühl meines Wagennachbars, eines jungen Geistlichen aus der Waadt, welcher eine Erzieherstelle in Paris angenommen hatte, und sich jeden Augenblick aus dem Schlag lehnte und mit feuchten Augen nach Osten zurückblickte, wo die Wolken ihren geheimnißvollen Schleier über seine lieben Heimathberge breiteten. Die Ueberreste des Schlosses von Pont de l'Ain — oder Pont d'Ain, oder Pontein, denn in der Bresse hat beinahe jeder Ort drei Namen und man versteht sich hier eben so gut auf die Kunst, sie zu verstümmeln, wie in Deutschland, wo man kaum ahnt, daß Schimmeldiwog und Schönmattenwaag ein und dasselbe Dörfchen bezeichnen — wurde jezt sichtbar und bald auch das freundliche Städtchen, das ganz den Charakter jener Oertlichkeiten an sich trug, die das Gebirg von der Ebene scheiden und früher in hohem Grade Ursache hatten, gegen Ueberfälle aus dem Gebirg auf ihrer Hut seyn und zu gleicher Zeit den Gebirgspaß gegen Horden, die aus der Ebene vordrangen, zu schützen. Der äußerste Saum der Alpen ist mit einer Menge solcher vorgeschobenen Posten besezt und fast alle diese Wart- und Signalthürme, diese Felsenschlösser und Grenzburgen haben ihre wilden Sagen von Kühnheit, List und Grausamkeit abseiten der Angreifer, und von dem Heldenmuth, der

Ausdauer und dem aufopfernden Geiste der Vertheidiger. Die Chroniken der Schweiz, noch mehr die von Savoyen sind reich an Hindeutungen auf solche Grenzerscenen und an den Vorbergen des Jura, der Seealpen, des nördlichen Apenninenzuges hat sich unter dem Volke noch manche Sage aus jener wirren Zeit erhalten.

Man wird es kaum auffallend finden, daß diese Sagen, wo sie der französischen Grenze entlang die Schreckenszeit der Revolution überlebten, beinahe ausschließlich einen ritterlichen und galanten Beigeschmack haben, während auf den italienischen Alpenabhängen fast immer böse Geister und Mönche sich in das Spiel mischen, gegen den Rhein hin aber blutige Raufsucht und Völlerei wie ein rother Faden durch alle Erzählungen laufen. Am westlichen Saume des Jura und der Alpen, im Dauphiné reichen die noch im Munde des Volkes lebenden Sagen kaum über die Zeit Franz des Ersten hinaus, und Liebe, Eifersucht, Entführungen, Prunkzüge, Turniere sind nothwendige Ingredienzien, wenn nicht die Hauptsache bei diesen Geschichten, die dann und wann von der Farbenfrische der nahen Provence zeugen oder wie von maurischer Phantasieglut angehaucht scheinen. Nichts von all dem fand ich jedoch in der Sage, welche man mir als das einzige Ueberbleibsel aus der „uralten Zeit" von dem Bergschlosse erzählte, daß die Burgunder, die Schweizer, die Savoyarden, die Provençalen, und, wenn sich mein Gewährsmann nicht täuscht, selbst die Araber abwechselnd inne hatten.

Dieser Gewährsmann war keine geringere Person als der Adjunkt des Maire's von Pontein, der in dem Gasthause zum Sultan — au Grand-Turc — die Lyoner Zeitung las und ein Glas Zuckerwasser dazu trank. Mit der den Franzosen eigenen Artigkeit entsprach er meinen mannigfachen Nachfragen nach den örtlichen Zuständen und was sonst den Reisenden zu interessiren pflegt. Als ich ihn fragte, ob sich keine Sagen aus der Vorzeit an die Ruinen des Schlosses knüpften, schüttelte er lachend den Kopf und sagte: „Man weiß nichts erbauliches von diesem Gemäuer zu erzählen. In unruhigen Zeiten war es von argen Klopffechtern, in ruhigen aber von Wegelagerern besetzt, welche den Fluß und die Straße aus der Schweiz gleich unsicher machten, auch mit unserer Stadt in stetem Hader lagen. Bis zur Zeit der Revolution hing auf unserem Rathhaus ein Gemälde, auf welchem ein burgundischer Ritter, Raoul de Maillac, baarfuß und im härenen Gewande vor dem gesammten Stadtrathe das rechte Knie demüthig beugend dargestellt war. Dieß bezog sich auf folgendes Begebniß. — Der Herzog von Burgund hatte den erwähnten Ritter mit strengen Befehlen anher geschickt, denn man war die ganze Ain entlang der herzoglichen Willkürheerschaft müde und die Herrn von Savoyen versäumten es nicht, die Unzufriedenen zu hetzen und mit Geld und schönen Worten für ihre Zwecke zu werben. Der Kastellan entsprach seinen Aufträgen mit schonungsloser Härte und förderte so die Plane Savoyens besser, als alle Intriguen, die es spielen ließ, um das Land zwischen Rhone und Saone an sich zu reißen. Der Jähzorn, der höhnische Stolz, die Bedrückungen durch sogenannte Herrendienste und Erpressungen jeder Art hatten den Haß gegen den Burgherrn bereits hinreichend gesteigert, als er seinen Unthaten die Krone aufsetzte, indem er das schönste Mädchen der Stadt in sein Felsennest entführte. Ein Schrei der lange verhaltenen Wuth stieg zur Burg empor; aber der Stadtrath gebot Ruhe und man war zu jener Zeit gewöhnt, der Obrigkeit zu gehorchen. Der Stadtrath war jedoch nicht gewillt, den Schimpf ungerächt hinzunehmen. In aller Stille traf er seine Maßregeln. Eines Abends wurde der einzige Sohn des Kastellans, ein wunderschöner Knabe von sechzehn Jahren und der Liebling nicht nur des Vaters, sondern des ganzen Bezirks, auf der Jagd überfallen und in die Stadt gebracht. Ehe der Morgen tagte, hatte der Stadtvorstand die ganze waffenfähige Jugend der Umgegend versammelt, die Eilboten, welche der Schloßherr nach Bourg schickte, um Hülfsmannschaft heranzuziehen, wurden aufgefangen, alle Zugänge zu dem Felsenneste gesperrt und dem Kastellan erklärt, er habe binnen drei Stunden das geraubte Mädchen herauszugeben und in Sack und Asche vor dem Stadtrath zu erscheinen, um seinen Frevel abzubitten, widrigenfalls man seinen Sohn in der Ain ertränken würde. Die drei Stunden verstrichen; der Kastellan wüthete und drohte Stadt und Land mit Feuer und Schwert zu verheeren; man lachte seiner Drohungen, denn man war gerüstet und der savoyische Löwe streckte im Hintergrunde drohend seine mächtigen Tatzen aus. Als die Frist abgelaufen war, gab man die aufgefangenen Boten frei und ließ durch sie dem Ritter melden, daß ihm noch eine Nothfrist von einer Stunde bewilligt werde. Als diese verstrichen war, ohne daß der eiserne Mann sich dem Willen der Stadt gefügt hätte, lief Angesichts des Schlosses ein Kahn in den Fluß hinaus; in dem Kahne saß zwischen zwei städtischen Dienern in rothen Mänteln der Sohn des Kastellans. Als der Kahn die Mitte der Ain erreicht hatte, legte man Planken über die beiden Borde, die Gerichtsdiener bestiegen mit dem Knaben diese Art Bühne und begannen eben dem letzeren Arme und Füße mit Stricken fest zu binden, als das Signalhorn vom Schloß niederdröhnte. Das Vaterherz hatte endlich gesprochen. Die Jungfrau, die ihre Ehre eben so heldenmüthig gewahrt hatte, wie Pontein die seinige, wurde unter allgemeinem Jubel in die Stadt zurückgeführt und der Schloßherr that in der vorgeschriebenen Weise Buße, indem er zugleich auf sein ritterliches

Wort versprach, das Geschehene zu vergessen und Frieden zu halten. Wie groß war aber sein Staunen und seine Freude, als er, sich erhebend und um sich schauend, seinen Sohn mit dem gewohnten heitern Lächeln, als sey nicht das geringste vorgefallen, in seine Arme eilen sah und erfuhr, man habe nur ihn, nicht den schuldlosen Sohn zu schrecken und zu strafen beabsichtigt, und der Knabe, den er zwischen den rothbemäntelten Stadtdienern in dem Kahne gesehen, sey eines ehelichen Schneiders Sohn aus Pontein gewesen, welcher aus Liebe zu dem Jüngling, mit dem er überdieß einige Aehnlichkeit hatte, dessen Jagdhemd übergeworfen und die kurze Rolle mit dem gewünschten Erfolg gespielt habe."

Der Adjunkt des Maire's von Pont de l'Ain war eben so geneigt zu fragen, als er bereit war zu antworten, so daß er bald genau wußte, wer ich war und woher ich kam; in Bezug auf das nächste Wohin aber war die Auskunft schwieriger, da ich nur im Allgemeinen wußte, daß ich in vier oder fünf Tagen in Lyon einzutreffen hatte, um mit meinem irländischen Freund nach Deutschland zurückzukehren. Der freundliche Mann war rasch mit einem Vorschlag zur Hand. „Ich bin morgen zu einer Hochzeit im Sarazenenland eingeladen," sagte er; „der Herr fährt mit mir hinüber und ich werde ihn dort, da ich nur wenige Stunden bleiben kann, einem Mann empfehlen, welcher das ganz eigenthümliche Völkchen, unter dem er seit einer Reihe von Jahren lebt, gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte." Ich bat um Aufschluß über den auffallenden Namen „Sarazenenland;" der Adjunkt rieb sich aber die Hände, als freue er sich jetzt schon auf die Ueberraschungen, die er mir zu bereiten gedachte, und empfahl mir, als er meine Zusage hatte und Abschied nahm, mich Schlag sechs Uhr reisefertig zu halten.

Transatlantische Skizzen.

II.

Ankunft in Newyork.

Es war Montag, den 18. August, gerade sieben Wochen, Tag für Tag, nach meiner Abreise von Hamburg, als wir Morgens zehn Uhr in den Hafen von Newyork einliefen und am Pier (Hafendamme) Nr. 9 anlegten. Unsere Ankunft war bereits verkündet, da wie bei Staten-Island einer Art von Quarantäne unterworfen worden waren. Wir mußten bei jener Insel anlegen, ein Arzt mit einigen Gehülfen kam an Bord und ließ alle Passagiere, wie auch die Mannschaft, an sich vorbei defiliren. Da wir nun nicht nur alle da und in gutem Gesundheitszustande waren, sondern sogar noch ein überzähliges menschliches Wesen, den kleinen Neugeborenen, aufzuweisen hatten, war die Procedur schnell beendet, und mit dem besten Gesundheitsatteste ausgerüstet lief der Franklin mit uns in den Hafen ein. Während wir aber in Erwartung des Arztes vor Staten-Island lagen, kam ein feiner Herr an Bord, erbat sich vom Capitän die Passagierliste, schrieb die Namen der Kajütenpassagiere auf, bemerkte sich die Zahl aller Reisenden und empfahl sich wieder. Dieser Herr war ein Emissär einer der größeren Newyorker Zeitungen, in deren Spalten somit schon am Abend vor unserer Ankunft unsere Namen prangten. Durch diesen Umstand hatte man im Hafen bereits die Ankunft des Franklin erfahren und wir wurden also von den Unsrigen erwartet. Ja, erwartet, denn der ganze Pier, an dessen Seite wir anlegten, war mit Menschen, Wagen, Karren, Pferden bedeckt, und kaum lag der Franklin still, so stürzten schon Hunderte von Leuten aller Art, darunter sogenannte „Runners," Gastwirthe, die ihre Hôtels anboten, Verkäufer von Früchten, Lebensmitteln u. s. w. an Bord, und es gab ein Geschrei, ein Gedränge und Getöse, von dem man zuvor kaum einen Begriff gehabt hatte.

Dieser Augenblick ist der gefährlichste für den Landenden, und ohne sehr große Vorsicht wird man sicher auf die eine oder andere Weise betrogen, entweder um sein Gepäck gebracht oder von den „Runners" in die scheußlichsten Kneipen geschleppt und dort tüchtig geprellt. Gegen das eine wie das andere kann man sich nur dadurch schützen, daß man sein Gepäck keinen Augenblick aus den Augen läßt und sich wegen der Wahl eines Gasthofs an den Capitän wendet, der in der Regel den besten Rath in dieser Hinsicht zu ertheilen im Stande ist. Hört man aber auf einen „Runner," so wird man sicher in Verlust gebracht; denn ein Runner ist ein Geschöpf, dessen ganzes Geschäft darin besteht, arme Einwanderer auf jede nur mögliche Art hinter's Licht zu führen und zu übervortheilen. Er verkauft die herrlichsten Farms und Landgüter, die aber gar nicht existiren, um einen Spottpreis; er sezt euer europäisches Geld gegen amerikanisches um und verdient 25, auch wohl 30 Procent dabei; er malt euch ein köstliches Hôtel und verspricht euch die billigsten Preise und führt euch in eine Mördergrube. Er warnt euch dabei in einem Athem vor Betrügern und namentlich vor den Runners; er gibt vor, durch eure Freunde und Landsleute bereits von eurer Ankunft unterrichtet zu seyn und verspricht euch, jene sofort zu euch bringen zu wollen. Er nimmt eine heitere, offene Miene an und erbietet sich dabei nicht selten zu den schmählichsten Diensten.

Das ungeheure Gewühl in den sehr breiten Straßen konnte mir, der Großstädterin, eben nicht auffallen, und ich hatte es nicht anders erwartet; was aber mein Erstaunen erregte, war die Menge von zweiräderigen, nur mit Einem Pferde bespannten Karren, wovon einige stark beladen waren, während auf andern nur ein Kistchen, ein Tönnchen u. dgl. fortgebracht wurde. Man zählt solcher Karren, auf denen der Führer immer steht, über 6000; denn getragen wird hier keine Last, da sich auch der Geringste zum Lastträger zu gut hält; alles, was das Gewicht von einigen wenigen Pfunden, die im Handkorb fortzubringen sind, übersteigt, wird auf den Karren geführt, was denn freilich bei den hohen Preisen das Leben hier zum voraus sehr theuer machen würde, wenn es das nicht ohnehin wäre.

Zunächst nun Einiges von dem, womit jeder Reisende in einem fremden Lande sich zuerst beschäftigen muß, vom Gelde. — In den Vereinigten Staaten ist das Decimalsystem eingeführt. Der Dollar, nach europäischem Gelde 1 Thlr. 12 Sgr., hat 100 Cents, der halbe 50, der Viertelsdollar 25. Außerdem gibt es aber auch noch Schillinge zu 12½ Cents, so daß der Dollar deren acht hat. Da es aber keine kleinere Münze als die Cents gibt, wird der Schilling im Kleinhandel nur zu 12 Cents ausgegeben, wodurch der Käufer alle Augenblicke in Verlust geräth. Außer den Schillingen gibt es noch Dimes (10 Cents), Halfdimes und Dreicentstücke von Silber. An Goldmünzen hat man 1 bis 20 Dollarstücke, und daneben eine Plage für

Einheimische wie Fremde — eine solche Masse von Bankscheinen aus allen Staaten der Union, daß man kaum etwas anderes sieht. Da alljährlich eine Menge Banken brechen und der Staat für diese Papiere in der Regel keine Garantie leistet, wird man oft mit den Scheinen längst gebrochener Banken angeführt und jeder muß in der Hinsicht hier erst durch Schaden klug werden. Um das Unheil zu vermehren, bemächtigt sich die Spekulation dieses Umstands, um noch Extraprofit zu machen. Von Zeit zu Zeit kommen die Brokers oder Geldmäkler überein, daß sie diese oder jene Bank, mag sie auch noch so fest stehen, dadurch in Verruf bringen, daß sie bei vorkommenden Geschäften die Annahme ihrer Scheine verweigern, indem sie die Bank für zahlungsunfähig erklären. Darauf ergreift ein panischer Schrecken das Publikum und keiner will mehr die Scheine der in Verruf erklärten Bank annehmen. Damit nicht genug, werden noch mehr Banken für unsicher erklärt, so daß die Verwirrung heillos wird. Diesen allgemeinen Schrecken benutzen die Broker, um die durch ihre Manövers schlecht gewordenen Bankscheine zu möglichst billigen Preisen, oft zu der Hälfte des Nennwerthes, unter der Hand an sich zu bringen. Ist das geschehen, so liest man in den Blättern lange Aufsätze über die unnöthige Angst des Publikums, die Banken werden gleichsam wieder ehrlich gemacht und die Broker haben die ganze Bevölkerung geplündert. Obgleich fast jeder diesen schändlichen Betrug kennt, obgleich jeder Rechtliche sich darüber empört zeigt, so glückt er dennoch jedesmal, und zwar, weil wirklich von Zeit zu Zeit eine der vielen Banken bricht, wenn sie allzuviele Bills (Banknoten) ausgegeben hat. Kommt eine oder die andere Bill zu häufig im Verkehr vor, so wird das Publikum gleich mißtrauisch und man bestürmt die betreffende Bank, um Münze für die Zettel zu bekommen; kann sie diesen Anforderungen nicht Genüge leisten, dann bricht sie und ihre Bills werden Papierwische. Eine solche Krisis ist eben überstanden: es wurden acht Banken von den Brokers in Verruf erklärt und zwei davon brachen wirklich. Es gab einige Tage, wo man für Papiergeld — und man hat kaum anderes — gar nichts kaufen konnte; nach acht Tagen hatten aber sechs dieser verrufenen Bills wieder ihren vollen Werth. Man geht ernstlich damit um, alle Privatbanken aufzuheben und dagegen andere, vom Staate selbst garantirte einzuführen. Man kann sich indeß denken, daß die Brokers alles aufbieten, um dieß zu verhindern; denn träte eine solche vernünftige Einrichtung wirklich in's Leben, so könnten sie keine Millionen mehr zusammenschwindeln. Seltsam genug sind es die demokratischen Blätter, welche sich einer solchen Maßregel widersetzen, und zwar unter dem Vorwande, man dürfe selbst dem Staate kein Monopol ertheilen.

Ueber die hiesige Bevölkerung ein genügendes Urtheil abzugeben, dazu bin ich noch zu kurze Zeit hier und spare mir solches für spätere Zeit auf. Im Allgemeinen sey hier nur bemerkt, daß der eigentliche Amerikaner bei allen Eingewanderten im besten Rufe steht und daß man gern mit ihm verkehrt, da er für sehr solid gilt und dabei freundlich, und unter Umständen auch hülfreich ist. Er schließt sich aber förmlich gegen alle Fremden ab, öffnet sein Haus den ihm Empfohlenen nur mit großer Vorsicht und ist höchst empfindlich gegen einen seine Sitten, Gebräuche und Institutionen treffenden Tadel, in dem Maße, daß es selbst Bulwer nicht gelang, Zutritt zu den höhern Cirkeln zu erhalten, da man errieth, daß er in der Absicht gekommen war, ein Buch über Amerika zu schreiben. Mistreß Trollope hat durch ihre Reisebeschreibung und den über Amerika ausgegossenen bittern Tadel allen nach ihr hieher gekommenen Schriftstellern den Weg verlegt, und die Amerikaner haben es kein Hehl, daß sie sich wohl hüten werden, ihr Haus gastlich Personen zu öffnen, die sie später in ihren Schriften verlästern dürften.

Was das Aeußere der Amerikaner betrifft, so ist es sehr gewinnend. Man sieht fast nur sehr hoch und schlank gewachsene Männer mit einnehmenden Gesichtszügen und wirklich bewunderungswürdig schöne Frauen, die ihre Grazie und natürliche Schönheit durch reiche und geschmackvolle Kleidung noch mehr zu heben wissen. Der Kleiderluxus übersteigt hier alle Grenzen und man sieht reiche Kaufmannsfrauen in Stoffe gekleidet, wie sie in Europa fast nur von fürstlichen Personen getragen werden. Oft kommt ein einziges Kleid auf mehrere hundert Dollars zu stehen, und zwar nur der Stoff; der Aufputz mag eben so viel kosten. Dagegen gehen die Männer, bis auf die höchst saubere Wäsche, sehr, ja oft zu einfach, indem ein Loch am Ellenbogen, ein gänzlich abgetragener Rock durchaus nicht genirt. Ein feiner, oft ein sehr reicher Mann geht wohl auch mit zu Markt und trägt den Korb, der die Einkäufe enthält, nach Hause; ihn von seiner weiblichen Begleiterin tragen zu lassen, würde er sich nie erlauben.

Die Höflichkeit, ja die Ehrfurcht der Männer gegen das weibliche Geschlecht geht überhaupt sehr weit. Nie wird sich ein Mann, er möge aus dem höchsten oder aus dem niedrigsten Stande seyn, irgend eine Unart gegen eine Frau, gleichviel welches Standes, erlauben. Ist ein Omnibus voll und es zeigt sich eine Frau zum Mitfahren, so steigt sogleich einer der Herrn aus, um ihr Platz zu machen. Der Ruf im dichtesten Gedränge: „Platz für eine Dame!“ wird beachtet und der „Lady“ Raum gemacht. Nie wird ein Mann ein Frauenzimmer an seiner Seite nach der Gasse zu gehen lassen, ihr gebührt immer die Häuserseite als die bessere. Eine Dame, oder auch nur eine Frau aus dem Volke neben sich mit einem Schirm, einem Paket oder dergleichen gehen zu lassen, würde als die größte Rohheit

von Seiten eines Mannes angesehen werden. Kurz, Nordamerika ist das Paradies der Weiber, und zwar nicht allein wegen dieser allgemeinen Artigkeit, sondern auch, weil der Gatte und Vater stets bereit ist, die Launen und Gelüste seiner Gattin und Töchter zu befriedigen. Die reiche Amerikanerin thut, sobald ihre Erziehung vollendet ist, den ganzen Tag nichts mehr, als sich putzen oder sich im Schaukelstuhle wiegen; höchstens macht sie täglich eine Promenade zu Fuß oder in Wagen durch den Broadway, die fashionabelste und längste Straße der Stadt, wo der Fremde fast allein die schönen Newyorkerinnen zu sehen bekommt.

Trotz der Aufhebung der Sklaverei in den nördlichen Staaten der Union schmachten Schwarze und Farbige, wenn sie noch so reich sind, immer noch unter dem Fluche der Verachtung. So darf kein Schwarzer in eine Kirche, in ein Theater, in einen Omnibus kommen, ihre Kinder dürfen nie die Schulen der Weißen besuchen; sie finden keine Aufnahme bei der Miliz, sondern müssen ein eigenes Corps bilden; und dieß alles können und dürfen sie so lange nicht, als noch die mindeste Spur ihrer afrikanischen Abkunft, der schwarze Fleck am Nagel oder das wollige schwarze Haar an ihnen wahrzunehmen ist. Man sieht übrigens Schwarze und Mulatten in allen Abstufungen der Farbe. Am häßlichsten sind die Mulatten in der dritten Generation, da dann die Haut ein scheußliches Grau, eine wahre Schmutzfarbe zeigt. — Auch Indianern begegnet man, aber nur sehr selten. Ich sah einige in ihrem vollen Putze und sie sahen sehr schön, ja prächtig aus; lange, schlanke Gestalten mit edlen Gesichtszügen und von imponirender Haltung. Die Röthe in ihrem Gesicht fällt durchaus nicht unangenehm auf, sie steht vielmehr gut zu den dunkeln, blitzenden Augen. Die Tracht ist höchst malerisch und besteht aus einem großen Strohhut mit breitem Rand, einem blauen, fast bis zu den Knöcheln gehenden, schön besetzten Rock und einem gleichen Ueberwurf, den sie günstig zu drapiren wissen. An den Füßen haben sie jene zierlichen Halbstiefeln oder Moccasins, von denen die Reisebeschreiber mit Recht so viel Gutes gesagt haben. Im Benehmen der Indianer, die ich sah, zeigte sich nichts Auffallendes und sie bewegten sich mit vollkommener Freiheit und Ungezwungenheit.

Ich muß jezt einer Menschengattung Erwähnung thun, von der ich bis zu meiner Ankunft in Newyork nie etwas gehört, noch gelesen hatte. Die **Loafers** (sprich Loofers), so nennt man sie, gehören wohl ausschließlich nur dieser Stadt an. Es sind dieß kaum dem Knabenalter entwachsene junge Männer, meist deutschen oder irischen Ursprungs, aber bereits völlig amerikanisirt; auch sprechen sie nur englisch. Ihnen, so darf man wohl sagen, gehört gewissermaßen die Stadt an, und sich mit ihnen zu verfeinden, würde jedem übel bekommen, denn da sie förmlich organisirt sind, hätte man es mit allen zu thun. Abends halten sie, Gewehr im Arm und in Rotten abgetheilt, Trommler und Pfeifer voran, Umzüge durch die schon stiller gewordenen Gassen, und wehe dem Omnibusführer, der es wagen würde, ihnen den Weg zu versperren, er würde seinen Wagen sicher zertrümmert sehen. Die meisten der Loafer sind Feuerleute, d. h. sie müssen bei ausbrechenden Feuersbrünsten die Spritze, den Zubringer u. s. w. zu der gefährdeten Stelle schaffen, was hier ohne Pferde bewerkstelligt wird. Nach den Gesetzen von Newyork muß jeder Bürger oder Bürgerssohn entweder zu den Feuerleuten, oder zur Jury oder zum Militär gehören; die Loafer gehören fast ausschließlich der ersteren Klasse von Bürgern an, weil dieß ihnen erwünschte Gelegenheit darbietet, sich mit dem Gute anderer ohne viele Mühe und Arbeit zu bereichern. Ein brennendes Haus ist ihnen gänzlich preisgegeben; sie schlagen mit ihren Aexten Thüren und Fenster ein, wenn man sie ihnen nicht freiwillig öffnet, stürzen in das Haus und tragen frei alles Werthvolle daraus fort, wobei sie natürlich einander selbst in die Haare gerathen. Ihre Ausschweifungen bleiben meist ungestraft, weil der Staat, der ihrer bei den Wahlen bedarf, sie möglichst schont; auch wird, sollte einmal ein Loafer festgenommen werden, sogleich von der ganzen Genossenschaft Bayle oder Bürgschaft für ihn angeboten. Die ganze, aus Tausenden bestehende Horde steht unter einem Anführer, der den Namen Loafer-König führt. Der gegenwärtige heißt French-Louis und soll französischer Abkunft seyn. Man erzählt sich viele Geschichten von seiner Bravour und auch von seinem Edelmuthe. Er soll Seeräuber, Soldat in Algier und noch manches andere gewesen seyn, bevor die Krone des Loafer-Königthums sein Haupt schmückte. Er herrscht unumschränkt in seinem Reiche und soll ein sehr schöner Mann mit einer höchst interessanten Physiognomie und von kräftiger, imposanter Gestalt seyn. Die Loafer erkennt man, nachdem man einige Zeit hier gelebt, auf den ersten Blick. Es sind hagere jugendliche Gestalten, die Sommers meist in Hemdärmeln, aber mit sehr reiner Wäsche, gehen. Müssig umherschauend sieht man sie zu jeder Tageszeit an den Gasseneckeu stehen, wie auf Beute lauernd. Eine bestimmte Beschäftigung haben sie nicht, hassen auch jede Arbeit und Anstrengung, die sie als unter ihrer Würde betrachten. Hat jemand eine bestimmte Beschäftigung, so ist er sicher kein Loafer.

Sie leben vorzüglich von den Feuersbrünsten, deren leider hier durchschnittlich täglich drei vorkommen. Man sieht sie, sobald die Feuerglocke angezogen wird, zu den Spritzen und mit diesen an den bedrohten Ort rennen, wobei sie ein wildes, widerwärtiges Geschrei ausstoßen. Die Spritzen, Zubringer u. s. w. müssen von den verschiedenen Feuerwehr-Compagnien selbst gehalten werden, wie auch eine

eigenthümliche scharlachrothe Uniform, nebst helmartigen Hüten. Es wird eine Ehre darin gesucht, sehr schöne, ja glänzende Spritzen zu haben, und es gibt deren, die auf das Reichste mit Silber und Malereien verziert sind. Die Spritzenleute halten sehr oft Umzüge, wobei sie in ihrer rothen Uniform, Gewehr im Arm, Degen an der Seite, mit klingendem Spiel, wehenden Fahnen und Standarten einherziehen, welche mit Blumen fast überladen sind. Solchen Aufzügen, von denen der Amerikaner ein großer Freund ist, begegnet man fast täglich, und sie sind in der That prächtig anzusehen.

Aber noch weit schöner ist die hiesige Miliz, der an Pracht und Originalität wohl keine andere in der Welt gleich kommt. Man sieht in ihr nicht nur alle Waffengattungen vertreten, sondern auch fast alle europäischen Uniformen nachgeahmt. So sieht man ungarische Husaren, preußische Jäger, englische Dragoner, russische Musketiere, ja sogar Bergschotten mit dem gewürfelten Plaid und den nackten, mit Riemen umwundenen Beinen. Am originellsten ist das Washington-Corps, das ganz so uniformirt ist, mit Zopf, übergeknöpften Gamaschen, dreieckigem Hute u. s. w., wie es die Truppen zur Zeit des Befreiungskriegs waren. Sobald sich eine Compagnie von Bürgern zusammengefunden hat, zeigt man es der Regierung an, debattirt über die zu wählende Uniform, ernennt selbst seine Offiziere, und die Sache ist abgemacht. So lange das Vaterland nicht in Gefahr ist, treiben diese verschiedenen Corps nur ein Spiel mit den Waffen; allein sollte der Staat bedroht werwerden, so zeigt die Miliz rühmlichen Ernst und den größten Eifer. Von der Pracht dieser Uniformen kann man sich kaum einen Begriff machen; alles strotzt von Gold und Silber, so daß man ein Corps von Generalen vor sich zu haben glaubt.

Der Amerikaner liebt überhaupt äußern Glanz, grelle Farben, was bunt, in die Augen fallend, wenn auch unschön ist, und nicht selten wird ein gebildeterer Geschmack durch die disparatesten Farben beleidigt. Eine Lieblingsfarbe der Damen ist in diesem Augenblick eine Art Orangegelb, wodurch das Auge ordentlich geblendet wird; man kann sich kaum etwas Schreienderes und Geschmackloseres denken. Namentlich glaubt man an den Sonntagen, wo der gesammte Mittelstand auf den Beinen und im vollen Putze ist, eine Wiese mit Butterblumen vor sich zu sehen. Nächst dieser Farbe sind Scharlach und Wiesengrün beliebt. Keine „Lady“ zeigt sich im Putze ohne Fächer, der in der Regel mit Federn berandet ist; und „Lady“ ist auch das aufgeputzte Dienstmädchen.

Ich habe bereits der hochgewachsenen, schlanken, sich etwas zur Magerkeit neigenden Gestalt der Amerikaner und Amerikanerinnen, dabei aber nicht erwähnt, daß es fast gar keine Krüppel gibt. Man kann tagelang durch die belebtesten Gassen, an vielen Tausenden vorübergehen, ohne auch nur einem Verwachsenen zu begegnen. So wird das Auge durch den Anblick einer wirklich schönen Bevölkerung überrascht und erfreut; dagegen fehlt ihr das blühende Ansehen der Europäer, namentlich der Norddeutschen; die Hautfarbe spielt in der Regel etwas in's Gelbliche, vornämlich bei den Männern, denn die Ladies wissen sich schon gegen die Einflüsse der Luft zu schützen.

Im Eisenbahnhofe.

Hört ihr den Pfiff, den wilden, grellen?
Es schnaubt, es rüstet sich das Thier,
Das eiserne, zum Zug, dem schnellen,
Herbraust's, wie ein Gewitter schier.

In seinem Bauche schafft ein Feuer,
Das schwarzen Qualm zum Himmel treibt;
Ein Bild scheint's von dem Ungeheuer,
Von dem die Offenbarung schreibt.

Jetzt welch ein Rennen! welch Getümmel,
Bis sich gefüllt der Wagen Raum!
Drauf „fertig!" schreit's und, Erd und Himmel
Hinfliegen, ein dämon'scher Traum.

Dampfschnaubend Thier! seit du geboren,
Die Poesie des Reisens flieht;
Zu Roß mit Mantelsack und Sporen
Kein Kaufherr mehr zur Messe zieht.

Kein Handwerksbursche bald die Straße
Mehr wandert froh in Regen, Wind,
Legt müd sich hin und träumt im Grase
Von seiner Heimath schönem Kind.

Kein Postzug nimmt mit lust'gem Knallen
Bald durch die Stadt mehr seinen Lauf,
Und wecket mit des Posthorns Schallen
Zum Mondenschein den Städter auf.

Auch bald kein trautes Paar die Straße
Gemüthlich fährt im Wagen mehr,
Aus dem der Mann steigt und vom Grase
Der Frau holt eine Blume her.

Kein Wandrer bald auf hoher Stelle,
Zu schauen Gottes Welt, mehr weilt,
Bald alles mit des Blitzes Schnelle
An der Natur vorüber eilt.

Ich klage: Mensch, mit deinen Künsten
Wie machst du Erd' und Himmel kalt!
Wär' ich, eh du gespielt mit Dünsten,
Geboren doch im wildsten Wald!

Wo keine Art mehr schallt, geboren,
Könnt's seyn, in Meeres stillem Grund,
Daß nie geworden meinen Ohren
Je was von deinen Wundern kund.

Fahr zu, o Mensch! treib's auf die Spitze,
Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blitze!
Kommst weiter nicht als bis zur Gruft.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Shakespeare-Vorlesungen von Fanny Kemble.

Daß Sir John Bull die zarten Blüthen der Kunst mit besonders feiner und sorgsamer Hand zu pflegen wisse, könnte man gerade nicht behaupten. Schon an den kleineren Kirchen modernen Datums kann der nach London kommende Fremde diese Wahrnehmung machen. Diese kleineren Kirchen und Kapellen sind oft von so monströser Bauart, daß das einigermaßen kunstgewohnte und geübte Auge sich mit wahrem Schauder davon abkehrt. Nirgends scheinen Renaissance- und Zopfstyl ihre innere Unnatur und folglich Häßlichkeit üppiger entfaltet zu haben als gerade hier. Da steht am nördlichen Ende von Regentstreet eine Kapelle, welche dem Kunstgeschmack des Hofbaumeisters Georgs III. seine Entstehung verdankt; ein wahrhaft lächerliches, den ganzen Platz verunzierendes Machwerk. Denken Sie sich eine Façade in der Form der römischen Rotunde, getragen von griechischen Säulen und auf das platte Dach einen Thurm von mäßiger Höhe in Gestalt eines Zahnstachers oder Zuckerhutes gestülpt, so haben Sie unstreitig die größte Monstrosität, welche eine indogermanische Phantasie in ihrer ausgeartetsten Willkür ersinnen kann. Jetzt freilich hat sich der architektonische Geschmack der Engländer, wie die herrlichen gothischen Formen ihres neuen Parlamentshauses beweisen, unendlich gebessert; aber in Leben, Sitte und den übrigen Künsten neben der Architektur ist bekanntlich das »graceful« eine nicht sehr kultivirte Eigenschaft der Britten. Doch ich wollte Ihnen heute nur vom Schauspiel reden. Daß die Zustände der Londoner Bühnen in ästhetischer Beziehung nicht die vollkommensten seyen, habe ich schon öfter angedeutet, so wie daß zur Zeit die Gegenstände der politischen Debatte auch auf das Theater übergreifen. Die politische Grille, welche sich seit einiger Zeit besonders hier festgesetzt hat, ist die Besorgniß vor der Politik des Prinz-Präsidenten. Sogleich machte sich die politische Stimmung auch in den Theatern bemerklich. „King John" in Prinzeß-Theater ist besuchter als je, und an den Wochentagen, wo dieses Stück über die Bretter geht, haben die Policemen auf dem Trottoir von Oxfordstreet vollauf zu thun, um den gaffenden Mob in respektvoller Entfernung von den eleganten Karrossen und ihren fashionablen Inhaberinnen und Inhabern zu halten, welche — sonst eine große Seltenheit — in den Logen eines Londoner Schauspielhauses glänzen werden. Stolzere, aristokratischere Mienen (wenn auch eben so elegante Toiletten) können Sie sonst in der ganzen Welt nicht sehen als hier. Früher genossen nur die italienischen Opern, Coventgarden und »her Majestys theatre« die Ehre hoher Besuche. Auch die neueste Fancy der hier mit einem mal in so erklecklicher Anzahl aufgetauchten Schützengesellschaften (rifle-clubs) ist bereits zu einem Lustspielstoffe (»the Rifleclub« heißt das Stück) von D. Jerrold, dessen Komödien (»Hunchback« u. a.) überhaupt auf den kleineren Londoner Theatern sich einer großen Popularität erfreuen, benutzt worden. Im Ganzen kann man sagen, daß die Richtung, welche das moderne England genommen, der Pflege der schönsten Blüthe des Reinmenschlichen, der Kunst, und namentlich der dramatischen, nicht eben günstig ist. Die Entfaltung des Kunstlebens setzt eine gewisse behagliche Muße voraus, es ist eine ihrer Lebensbedingungen, daß der Mensch so weit über die Sorge Befriedigung seiner gröberen und feineren Lebensbedürfnisse hinaus sey, um im Stande zu seyn, einem Gegenstand ein objektiv uneigennütziges Interesse abzugewinnen, und in diesem beneidenswerthen Zustande befindet sich in dem »busy New-England« mit seinen überkünstelten, überspannten Verhältnissen bekanntlich eine noch weit unbedeutendere Minderzahl als in Deutschland oder Frankreich. Daher der Verfall der dramatischen Kunst. Nur hie und da glänzt noch ein vereinsamtes Licht durch den unheimlichen Maschinennebel von London, aber auch diese vereinzelten Lichter flackern schon unsicher und sind dem Erlöschen nahe.

Zu diesen Lichtern auf dem Gebiete der Schauspielkunst dürfen wir unbedenklich die geniale Künstlerin Fanny Kemble zählen. Wir haben uns über ihre Shakespearevorlesungen in St. James-Theater bereits in einer kürzeren Notiz der Allgemeinen Zeitung ausgesprochen. Gestatten Sie mir hier etwas ausführlicher darauf zurückzukommen. — Wenn man bedenkt, welcher tiefe Fonds von Menschenkenntniß, welch ein eindringendes Studium das tiefere oder erschöpfende Verständniß des »myriadminded« Shakespeare schon bei dem Manne voraussetzt; wenn man erwägt, wie selten sich ein moderner Schauspieler findet, der auch nur Eine Shakespeare'sche Rolle im Sinne des Autors, streng objektiv, ohne die subjektive Zuthat virtuosenhafter Ostentation auszuführen versteht, so muß unsere Bewunderung einer Künstlerin, welche nahezu den ganzen Kreis der Shakespeare'schen Welt, Männer und Weiber, Helden und Handwerker, Luftgeister und Elfen, wie betrunkene Konstabler, mit gleicher Genialität, das heißt mit gleicher, von dem ihre ganze Erscheinung durchleuchtenden Feuer künstlerischen Enthusiasmus erwärmter objektiver Treue, recitirend darzustellen weiß, — so muß, sagen wir, unsere Bewunderung einer solchen Künstlerin nur noch gesteigert werden. — Wir wissen aus einigen unter dem literarischen Nachlasse J. Sterlings befindlichen Briefen, die der früh-

verstorbene Dichter an seinen Bruder geschrieben, daß Fanny Kemble in ihrer Jugend (die Briefe datiren aus dem Anfange der dreißiger Jahre) sehr schön gewesen sey. Ihre äußere Erscheinung ist jezt die einer stattlichen englischen Hausfrau (sie ist indessen unverheirathet) in den vierzigen. Aber aus ihrer Gestalt wie aus ihren Zügen spricht nach eine Jugend, „die uns nie verfliegt," wir meinen Geist und eine fast heraische Energie. Wenn sie bei der Lektüre einer Shakespeare'schen Tragödie var einem der prächtigen Foliabände ihres Dichters sizt, in der schwarzen Sammtrobe (sie scheint ihre Anzüge immer dem Charakter der Stücke, die sie recitirt, anzupassen), sa glaubt man in der That aft eine jener trauernden Königswittwen, wie Shakespeare sie uns sa meisterhaft schildert, in ihrem majestätischen Grame var sich zu sehen. Schan Schiller klagte darüber, daß die dramatischen Künstlerinnen ihre Triumphe meist ihrer Schönheit verdankten, und in Thackerays „Pendennis" finden sich über diesen Punkt sehr humaristische Bemeekungen. Bei Fanny Kemble wird auch der schärfste Kritiker des modernen Englands ein tiefgehendes, umfassendes Veeständniß ihrer Rallen nicht zu bezweifeln vermögen. Es war uns in ihren Vorlesungen, als ob wir die englische Bühne auf ihren einfachen Urbestand zurückgeführt sähen; denn wir können nun einmal nicht umhin zu glauben, daß der prunkvalle, künstliche Apparat der heutigen Bühne verderblich auf den Geschmack des Publikums wirkt. In ihren Vorlesungen sieht man das Spiel wieder einmal auf das zurückgeführt, was es nach der Hypothese von Caleridge zu Shakespeare's Zeiten, bei der Abwesenheit fast aller heutigen scenischen Mittel, als die Dekorationen noch der Einbildungskeaft der Zuhörer anheim gegeben bleiben, gewesen seyn mag, auf die richtige Mitte zwischen Aktion und geistvoller Recitation zurückgeführt. Unsere Schauspieler müssen eest wieder gut recitiren und das Publikum an das durch die Schranke dee Recitation bedingte edle Maß sich gewöhnen lernen, ehe der Zustand der Bühne ein besserer werden kann. Es thäte in den madernen Theatern allenthalben wieder eine salche Geschmacksdiktatur nath, wie sie Goethe seiner Zeit auf seinem Graßvaterstuhle im Parterre zu Weimar ausübte, wo er bekanntlich dem applaudirenden Publikum mitunter zurief: „Man lache nicht!" — Es thut einem wieder einmal recht wahl, auf einem madernen Theater nichts zu sehen, als die einfache Bühne, und darauf einen einfachen, mit einem Teppich belegten Tisch, ein paar Wachskerzen, ein paar Blumenvasen, zwischen Blumen und Kerzen einen Band von Shakespeare, aber an dem Tische eine Künstlerin sitzend, welche ahne alle scenischen Mittel — das Orchester und den Chor im Sommernachtstraum etwa abgerechnet — ohne Fräulein Rachels geisterhafte Tragödienblässe und glühende, fascinirende Augen, uns durch ihre Recitatian bald unter Titania's Elfenreigen, bald auf die Bühne der brittischen Geschichte zu versetzen weiß. „Wer Contrastirendes zu vereinigen weiß," sagt Gervinus einmal in seiner Literaturgeschichte, „zeigt, daß er zum Höchsten berufen ist." Fanny Kemble aber verbindet Contrastirendes. Das kamische Genre gelingt ihr eben sa gut wie das tragische, die groteske Komik der Handwerkerscenen im Sammernachtstraum eben sa wohl, als die Darstellung der „Lufttinten" (airy tints) im Geisterleben, die schöne Menschlichkeit im Charakter des Arthur Plantagenet eben so sehr als die finstere Verschlassenheit und die „harte, narmännische Natur" im Charakter König Johanns, Königsweiber so gut als schmachtende Mädchen, Frauenrollen gleicherweise wie Männerrallen. Wenn sie die Scene im „Sammernachtstraum" liest, wa Titania „Monster Battam" mit dem Eselskopfe im Arme hält, und die zarten Elfen die plebejischen Gelüste des athenischen Webers nach Distelköpfen, Hanigwaben &c. befriedigen läßt, sa weiß sie das »Ready« der dienenden Elfen so zart und luftig hinzuhauchen, als ab man ein Maiglöckchen läuten hörte. Daneben sind ihre Darstellungen der Valksscenen, wie z. B. die Handwerkerscenen im „Sammernachtstraum," meisterhaft charakteristisch. Ihre „Konstanze" im König Jahann beschämt jede andere englische Schauspielerin. — Was ihre Action anlangt, so tritt dieselbe mehr hervor als in Deutschland, wo bei solchen dramatischen Varlesungen jezt Tiecks Manier dach wahl die ziemlich allgemein angenammene ist. Natürlich überschreiten diese Gestikulatianen nie das der Recitation eigenthümliche Maaß. Die Veränderungen des Tons ihrer Stimme je nach Charakter, Geschlecht und Alter der Rallen sind van wunderbarer Kunst. Es verlezt uns in ihren Vorträgen kein falscher Tan, keine Ueberschreitung des künstlerischen Maaßes, auch in den höchsten Mamenten der Leidenschaft nicht. — Das Publikum (und ihre Zuhörer, meist aus Damen bestehend, gehören vorzugsweise den gebildeteren Schichten des Publikums an) zeigte sich während dieser Vorlesungen im höchsten Grade dankbar gegen die Künstlerin. Die goldenen Lorgnetten der feinen Ladies waren unaufhörlich nach ihr hingerichtet, alles lauschte ihr mit angehaltenem Athem bei ihren glänzendsten Partien, und in den Pausen und am Schlusse regnete es von Beifallsworten, wie »splendid,« »capital« etc., von schönen Lippen hingehaucht. „Hier ist mehr als Rachel," schrieben wir jüngst der Allg. Zeitung; und dieß muß wahr seyn, sa wahr es ist, daß Shakespeare an paetischem Werthe die klassische Tragödie Frankreichs überragt, und die Darstellung van Leidenschaft, gepaart mit Charakter, höhere Kunst voraussezt, als die Reproducirung abstrakter Leidenschaft in stereatypen Situationen und Formen.

Breslau, März.

Geselligkeit. — Neue Anlagen.

Seit den Ereignissen von 1848 hat das Leben in Breslau in mehrfacher Beziehung eine Umgestaitung erfahren. Früher war die Geselligkeit zersplittert nnd nur in den Bierhäusern zeigte sich ein festes, seit lange bestandenes Pfahlbürgerthum. Gegenwärtig schliesst sich die Mehrzahl der Bevölkerung in Vereine zusammen, die sich meist Ressourcen nennen. In denselben spielt in neuerer Zeit die Musik eine Hauptralle; die Concerte hören gar nicht auf und man kann nicht allein an Sonn- und Festtagen, sondeen jeden Wachentag mehrere derselben hören. So haben sich denn auch mehrere Hauptmusikkapellen, wozu die des Militärs gehören, gebildet, neben denen noch eine Menge kleinerer bestehen, die fast alle Tage beschäftigt sind. Als Glanzpunkte treten zwischen diese Concerte große Bälle, die fast alle so zahlreich besucht werden, daß man sich in dem Gedränge nur mit Mühe bewegen kann. Mehrere neue glänzende Lokale bringen den Unternehmern viel ein, und da die meisten derselben mit Gärten versehen sind, so werden sie auch im Sommer stark besucht. — Wer Breslan nur von dieser Seite kennen lernt, macht sich von der Wohlhabenheit, so wie vom Sinn für Musik eine hohe Vorstellung. Beides aber schrumpft bei näherer Betrachtung sehr zusammen. Wohl ist nicht zu leugnen, daß es hier viele wohlhabende und reiche Leute gibt; aber es gilt dieß am wenigsten von allen denen, die am meisten nach Vergnügen jagen, und was den Sinn für Musik betrifft, fa hat Breslan zwar van jeher einen guten Ruf gehabt, aber er ist bei der Mehrheit derer, welche die Concerte besuchen, Nebensache nnd man sucht nnr Unterhaltung nnd Zerstreuung. — Die Vereine oder Ressourcen haben sich unter mancherlei Firmen gebildet. Conservative, constitutionelle, liberale, demokratische u. a. bestehen und lassen sich gegenseitig unangefachten. Eine Partie ist in allen, wenn auch nur stillschweigend, vertreten, und das ist die der Indifferenten, welche gern ruhig bleiben und die Sachen gehen lassen wie sie wollen. Am stärksten ist und bleibt die Partei, welche an der Verfassung festhält, d. i. die constitutionelle, und es ist auch die Ressaurce derselben die zahlreichste. Am nächsten steht ihr die sogenannte städtische Ressource, die sich in zwei Theile gespalten hat und deren Ansichten und Grundsätze demokratisch sind, aber in gemäßigtem Sinne. Ruft man sich die Vorgänge von 1848 und 1849 zurück, so möchte man glauben, es müsse der leztere Verein den meisten Anhang, und zwar vornehmlich im Valke, haben. Es ist dem anch wirklich so und es würde derselbe noch ungleich mehr Mitglieder zählen, wenn es nicht fa vielen nnmöglich wäre, die, wenn gleich nur geringen Kosten aufzubringen. — Eine zwar alte, aber in den lezten Jahren mehr als früher beobachtete Sitte sind die Bälle und Festlichkeiten der Karporationen. So halten denn der Reihe nach die Gesellen fast aller Handwerke und Gewerbe glänzende Bälle ab, wobei mitunter ein Aufwand gemacht wird, über den man staunen muß. — Als originelles Zwischenspiel zwischen allen dieVergnügungen und Lustbarkeiten treten die Gesangconcerte und die dramatischen Aufführungen der Studenten, die sogenannten Hofhaltungen, anf. Leztere sind eben so witzig als unterhaltend. Die Gesänge der Studentenliedertafel bieten, neben vortrefflicher Unterhaltnng, wahren Kunstgenuß.

Wenn nun bei alle dem das Theater sich nur einer sehr mittelmäßigen Theilnahme erfreut, so möchte man dieß dem Umstande zuschreiben, daß das Publikum sich anderwärts zu viel und zu gut unterhält, wenn es nicht bekannt wäre, daß das von jeher in Breslau nicht anders gewesen ist, so daß bei einer Bevölkernng von hunderttausend Seelen ehemals das budenartige Lokal nur selten ganz gefüllt war und das jetzige größere Theater nur ausnahmsweise keine große Leere zeigt. Dieß muß dem Fremden um so mehr auffallen, wenn er sieht, wie täglich, vorzugsweise aber an Sonn- und Festtagen, die Spaziergänge in allen Richtungen mit Menschen angefüllt sind, so daß man meinen muß, die Stadt sey noch weit stärker bevölkert, als es in der That der Fall ist. Die freundlichen, um die Stadt herum parkartig angelegten Spaziergänge sind bekanne, und sie bieten dem Beobachter reiche Gelegenheit, sich an Genrebildern zu ergötzen. Am meisten besucht ist der Theil vom Schweidnitzer bis zum Oianer Thore, und die noble Welt — wenigstens die, welche sich als solche betrachtet — geht selten über diese zwei Punkte hinaus. Auf diesem Strich liegt die Taschenbastian, welche ehemals eine herrliche Fernsicht bot, die nunmehr größtentheils abgeschnitten ist durch die vielen neuen und großen Häuser der Schweidnitzer Vorstadt, des Faubourg Saint Germain Breslaus. Dieser Höhenpunkt steht in dem Rufe, daß dort selten gewählte Gesellschaft zu finden ist, weßhalb er auch von der feinen Welt gemieden wird, ob man ihn gleich in neuerer Zeit weniger perhorresbirt, als früher.

Die Baulust, welche zur Zeit, als die Eisenbahnen angelegt wurden, auf ihrem Gipfelpunkte war und der glänzenden Schweidnitzer Vorstadt ihre Entstehung gab, hat sich gewaltig gelegt, nachdem es sich herausgestellt, daß ein großer Theil der Bauunternehmer durch diese Spekulation zu Grunde gegangen. Man kann es als charakteristisch betrachten, daß etwas großartige Neubauten meist Gasthöfe und Restanrationen sind. So wird eine salche eben jezt eine Viertelmeile von der Stadt an der Straße nach Schweidnitz angelegt, ein kolassales Bierhaus, das einen Vergleich mit ähnlichen Etablissements Münchens zuläßt. Der starke Hang des Breslauer großen Publikums zur Wanderung nach dieser Seite (trotz Staub und üblem Geruche) rechtfertigt eine solche Spekulation. Die Anlage ist so graß, daß tausende von Menschen unterkommen können, und es wird an Zuspruch nicht fehlen.

Nicht unansehnliche Vorstädte bilden die Eisenbahnhöfe, insbesondere der niederschlesisch-märkische mit dem Breslau-Freiburger zusammen. Aber auch der oberschlesische nimmt sich sehr stattlich aus. In den mit denselben verbundenen Restaurationen fehlt es, besonders zur Zeit der abgehenden und ankommenden Züge, nie an Gesellschaft. Am wenigsten Zuspruch hat die Breslau-Freiburger Bahn. Wie ungeheuer das Leben und der Verkehr unserer Stadt durch die Eisenbahnen zugenommen hat, das kann man leicht daran ermessen, daß täglich auf allen drei Bahnhöfen im Durchschnitt nahe an zweitausend Reisende ankommen und abgehen. Dieß gibt unsern Droschkenkutschern ihre eigentliche Existenz und macht, daß ihre Anzahl von Jahr zu Jahr wächst. Es hat diese Kaste ihre Eigenthümlichkeit bei uns so gut, wie an jedem andern Orte, nur ist ihr Humor weniger harmlos, als z. B. in Wien und Berlin, er wird mitunter etwas plump. Das aber haben sie mit ihrer ganzen Klasse gemein, daß sie, wo es nur angeht, den Fremden schnüren.

An der innern Stadt gehen die Decennien ohne große Spuren von Veränderung vorüber. Wohl werden immer mehr granitene Trottoirs gelegt, Häuser abgeputzt, neue gebaut und die Straßen mit Gas erleuchtet; aber es fällt das alles nicht sonderlich auf, ja es lassen sich stets die alten Klagen vernehmen, daß man bei Regenwetter im Schmutze waten müsse und Abends im Dunkeln tappe. Ob diese Klagen begründet oder ungerecht sind, ist hier nicht zu untersuchen, sie bewirken aber doch ihr Gutes, und das ist, daß die städtischen Behörden jedem wirklich stattfindenden Uebelstande immer schnell abhelfen. — So sehr auch Breslau, als zweite Stadt des Reichs, nach Glanz und hoher Civilisation strebt, und so viele Mittel ihr dabei zu Gebote stehen, so wird der fremde und ruhige Beobachter doch vielfach daran erinnert, daß man hier an den Grenzen Sarmatiens lebt, obgleich Breslau eine durchaus deutsche Stadt ist und seine Einwohner gut deutsch gesinnte Deutsche sind. Manche öffentliche und viele häusliche Einrichtungen erinnern an die Vorzeit, wo Schlesien unter slavischer (polnischer und böhmischer) Hoheit gestanden. Aber gerade das gibt der Stadt eine gewisse Originalität und ein Interesse vor vielen andern. Dieses aus der Vorzeit noch herüberschimmernde Slaventhum wird verstärkt durch die nicht unbedeutende Anzahl von Polen, die hier leben, namentlich als Studenten, so wie dadurch, daß im Verkehr häufig polnisch gesprochen wird, indem alle Tage viel Landvolk slavischen Stammes von der Ostseite Schlesiens zur Stadt kommt. — Trotz diesem Schimmer von Slavismus sucht man vergeblich nach Sympathien für den slavischen Osten, mit Ausnahme der Zuneigung für Polen, die sich ja bei den Umwälzungen im Jahre 1848 deutlich genug gezeigt hat. Man muß sich aber bald sagen, daß diese — man kann sagen nur scheinbaren — Sympathien mehr ein Ausfluß der Abneigung gegen Rußland waren und noch sind; denn für dieses sucht man vergebens nach einem Schatten von Sympathie. Da nun Schlesien die erste Vertheidigungslinie für Deutschland gegen Rußland ist, und da von der Hauptstadt aus die Stimmung auf das ganze Land wirkt, so ist diese Abneigung ein bedeutsames Zeichen für ganz Deutschland.

Zum Schlusse nur noch ein paar Worte über den religiösen Sinn der Breslauer. Will man denselben nach der Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste bemessen, so gibt dieß ein erfreuliches Resultat. An allen Sonn- und Festtagen sind die katholischen und evangelischen Kirchen, wo man nur irgend gute Prediger weiß, voll, ja überfüllt, und man findet da Stille und Andacht. Dennoch fehlt es uns nicht an Freidenkern, die den öffentlichen Gottesdienst für sich nicht in Anspruch nehmen. Ihre Zahl ist aber nicht im Steigen, wofür auch die Abnahme der deutschkatholischen und der freien Gemeinde spricht.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 14. 4. April 1852.

> Our stern alarums chang'd to merry meetings,
> Grim visag'd war hath smooth'd his wrinkled front;
> And now, — instead of mounting barbed steeds,
> To fright the souls of fearful adversaries, —
> He capers nimbly in a lady's chamber.
>
> Shakespeare.

Sechs Wochen Kriegsleben im Frieden.

Natürliche Erinnerungen aus einer unnatürlichen Zeit.

IV.

Ich war gleich am ersten Tag hinausgeschlendert, um mir eine Wohnung zu suchen, und hatte das Glück, auch alsbald in einer der Hauptstraßen und nicht fern vom Gasthof, wo ich den Tisch behalten wollte, am Fenster des zweiten Stocks eine farbige Ankündigung zu entdecken. Helle und bequeme Treppen führten mich hinauf; dann ein dämmriger Flur, rechts eine Thür — verschlossen, links eine andere — sie führte zur Küche und ein freundliches Mädchen ersuchte mich, nur vorn hinein zu gehen und zu fragen; sie glaube, das Zimmer sey noch zu haben. Vorne also wieder zwei Thüren, die eine wieder verschlossen, im Schloß der andern ein Schlüssel. Ich klopfte an. Herein! klang es barsch. Ich öffnete; vom Sopha fuhr eine weinende junge Frau mit einem Schrei von der Seite eines Mannes auf, drückte das Tuch vor's Gesicht und stürzte in's Nebenzimmer. Der Mann trat finster auf mich zu. „Wenn der Mensch einmal Pech haben soll!“ dachte ich und wollte mich schweigend entfernen, denn nach einer solchen Ueberraschung pflegt niemand artig und wohlaufgelegt zu seyn. Doch er sprach. „Was beliebt?“ fragte er. Ich sagte von dem Zettel draußen und meiner Absicht. „Dieß ist das Zimmer,“ sprach er, „und es ist noch frei.“

Ich sah mich um. Reinlich, saubere Tapete, helle Fenster, hübsche Gardinen, anständige Möbeln, ein ganz reiner Fußboden, in einem kleinen Alkoven hinter dunkelgrünen Vorhängen ein anscheinend gutes, breites Bett: bon! „Was kostet's?“ fragte ich. Er nannte den Preis; er war geringer als ich erwartet, doch auch nicht zu gering. „Ich miethe aber nur auf vier Wochen,“ sprach ich; „das Weitere wird sich dann finden, doch länger kann ich einstweilen nicht über meine Zeit voraus bestimmen.“ — „Das thut auch nichts,“ meinte er. — „Also gut. Hausschlüssel?“ — „Da hängt er.“ — „Aufwartung und Reinigung?“ — „Im Hause.“ — „Frühstück?“ — „Ich denke, das wird sich auch machen lassen.“ — „Wann könnte ich einziehen?“ — „Sogleich.“

In mir schüttelte ich, wenn ich so sagen darf, den Kopf. Was das wohl für eine Bewandtniß hat? dachte ich. Wer ist dieser Mann? was ist er? — Ich ging hin, warf das Bett auf; es war sehr sauber, die Bezüge ganz frisch. „Hm,“ machte ich, „und mit wem kann ich abschließen? mit Ihnen?“ — „Nein,“ versezte er, „mit meiner Schwester, die jezt aber nicht daheim ist. Sie werden sie morgen früh um zwölf Uhr sprechen können.“ — „Also würde ich auch erst

morgen Nachmittag einziehen können?" — „Ja, in der That," sprach er und ein höfliches Lächeln flog über das finstere Gesicht, „ich meinte vorhin mit dem sogleich auch nur, daß das Zimmer frei und bereit sey." — „Und wie ist der Name Ihrer Frau Schwester?" — „Die verwittwete Frau Hauptmann K." — „Sehr wohl. Wenn also Ihre Frau Schwester nichts dawider hat, so nehme ich diese Wohnung und werde keine andere suchen. Ich heiße Alfred S., bin Landwehrmann und wohne einstweilen ganz nahe im Hôtel de —. Hier ist meine Karte. Wollen Sie die Güte haben, Ihrer Frau Schwester von unserer Unterhandlung zu sagen? Ich empfehle mich Ihnen."

Er verbeugte sich höflich und ich ging ziemlich zufrieden, sehr neugierig und recht nachdenklich. Wer war dieser Mann, der aus einer verfänglichen Situation aufgeschreckt — sein Herein! war ihm entschieden ganz mechanisch und unbewußt entfahren — doch so viel Gewalt und Bildung besaß, um sich durchaus zu beherrschen und vollkommen höflich zu seyn? Es war ein interessanter Kopf, dunkelblondes Haar, schöne blaue, aber düstere Augen, die Figur nicht groß, aber von reinem Ebenmaß, weiße, gutgepflegte Hände, anständige Kleidung. Er mochte etwa fünfunddreißig bis achtunddreißig Jahre zählen.

Als ich zur bestimmten Zeit wieder erschien, traf ich die Schwester, eine angenehme, noch schöne Frau von einigen und vierzig Jahren, mit der ich bald einig wurde. „Es ist das Zimmer meines Sohnes, der als Fähnrich mit dem Regiment ausmarschirt ist," sagte sie. „Und in dieser schweren Zeit muß eine Soldatenwittwe ihre geringen Mittel zu Rath halten. Daher vermiethe ich." Sie freue sich nun, fuhr sie fort, einen gebildeten, ruhigen Miether wie mich zu erhalten, denn Lärm und Unruhe scheue sie. Ich gab ihr lachend Recht und verhieß mich manierlich zu betragen. Wild sey ich freilich hin und wieder ein bischen, dann aber außerhalb meiner Wohnung; die liebe ich gleichfalls still und ordentlich. Bisweilen ein Bekannter, ein paarmal vielleicht eine kleine stille Partie; andere Gesellschaften, glaubte ich ihr versprechen zu können, werde ich nicht bei mir sehen. Wir waren beide zufrieden. Nachmittags zog ich ein. Die Thür in's Nebenzimmer war mit einem Spinde versetzt. Bei einem abendlichen Besuch, den ich meiner Wirthin machte, fand ich sie allein mit ihrer Tochter, einem allerliebsten kleinen Mädchen, und ward eingeladen zum Thee zu bleiben. Von der jungen Dame des vorigen Tags, von dem Bruder hatte ich noch nichts gesehen. Der letztere, erzählte mir aber die Dame, sey einige Wochen bei ihr zum Besuch gewesen und heute Morgen abgereist; er sey Forstmann. So war mir denn diese Persönlichkeit, die augenblicklich mein Interesse erregt hatte, zu meinem nicht geringen Leidwesen auch wieder verloren.

Ich machte jedoch eine andere Bekanntschaft, die mich bald noch mehr anzog und wahrhaft fesselte; es kam freilich dazu, daß es wirklich eine Bekanntschaft wurde und keine Begegnung blieb. An der Tafel im Gasthof fand ich meinen Platz immer neben einem ernsten, nicht mehr ganz jungen Mann, dessen Aeußeres mich unwiderstehlich anzog. Auf einem hohen wohl proportionirten, aber schon etwas gebeugten Körper saß ein schöner Kopf mit schwarzem, an den Schläfen leicht ergrauendem, kurz geschnittenem Haar und starkem, gleichfalls schon durchgrautem Bart. Das Gesicht sprach von heißem, schnellem Leben und zeigte sich gewöhnlich ein wenig abgespannt und schlaff, und die Augen lagen tief und waren gar müd. Aber wie tief sie auch lagen und wie dunkel sie sich umrändert zeigten, wie müd und kalt sie auch meistens blickten, ich habe nie und nirgends in einem menschlichen Kopf ein paar prachtvollere Augen gesehen als diese dunkelbraunen, fast schwarzen Sterne, so sanft und mild, beinah weich leuchteten sie, so finster und hochmüthig und stolz konnten sie dreinschauen, so schimmerten sie von Lust und Ausgelassenheit, so blitzten sie von Geist und Intelligenz. Er hätte stumm seyn können, diese Augen allein mußten seiner Umgebung beweisen, daß er ein außerordentlich bedeutender Mensch, ein fürstlicher Kopf sey. Ich übertreibe nicht, denn ich zeichne nicht hingerissen vom ersten Anblick. So dachte ich von diesen Augen und so denke ich davon. Und ich möchte meinen Kopf zum Pfande setzen, daß, wenn er mit dem Willen zu erobern mit diesen Augen in ein paar andere blickte, kaum jemand sich ihm entzogen haben könnte.

Da wir immer zusammen saßen und uns auch Abends am selben Ort trafen, kamen wir bald in Unterhaltung und einen regen geistigen Verkehr. Was ihn zu mir zog, weiß ich nicht, aber er schloß sich an mich an, und mich lockten die Augen, mich lockte das schöne Organ, mich lockte sein Geist, seine Erfahrung, sein ganzes Wesen. Wir waren bald schier unzertrennlich. — Er war früher Offizier gewesen, hatte in einer günstigen Garnison gestanden und dort und auf weiten Reisen eine Menge Notabilitäten in Kunst und Wissenschaft kennen gelernt. Eine gänzlich ruinirte Gesundheit zwang ihn endlich seinen Abschied zu nehmen, nach Haus zu gehen und sein Gut zu bewirthschaften. Nun war er einigermaßen wieder durch die Ruhe und Ordnung seines Lebens hergestellt, hatte in der bunten Zeit seine Dienste angeboten und war einberufen worden. Das erzählte mir ein gemeinsamer Bekannter, der früher mit ihm im gleichen Regiment gestanden. Er behauptete, es sey einer der liebenswürdigsten, tüchtigsten und geistvollsten Menschen, die es geben könne, und daß er Recht hatte, zeigte sich überall. Man mochte anklopfen, wo man wollte, es kam immer etwas, und zwar keineswegs

Unbedeutendes zu Tage. Musik und Poesie und Malerei, Geschichte und Literatur, Kriegskunst und Politik, Landbau und Jagd, und was sich weiter in eine reiche, wechselnde Unterhaltung eines muntern gebildeten Kreises ziehen läßt, er war überall zu Haus, prahlte aber nie, urtheilte niemals hart und kurz ab, stellte niemals seine Ansicht als die einzig richtige hin. Ich habe natürlich Leute genug gekannt, die in dem und dem Fach tiefer gebildet waren, einige auch, die sich wirklich geistig bedeutender zeigten, aber nie fand ich noch diese allgemeine und diese liebenswürdige Bildung, dieses rege Interesse für alles, was einen Geist und ein Herz interessiren kann und soll.

Wie gesagt, war er körperlich beinahe ruinirt gewesen, und wie still er auch bisher gelebt, wie sehr er sich geschont haben mochte, er war doch nicht weiter als gewissermaßen zu einer Möglichkeit des Weiterlebens wieder hergestellt. Aber sein Geist war ganz frisch, ich weiß nicht ob geblieben oder auf's Neue geworden; das sprudelte und tollte, sprühte und blitzte oft so keck und unbändig, als ob er erst zwanzig Jahre alt wäre, und zu allen möglichen Tollheiten und Extravaganzen, zu sogenannten Geniestreichen war niemand zu jeder Zeit mehr aufgelegt und bereit als er, und niemand hielt dabei so tapfer und lustig aus, obgleich er es oft mit langer Schlaffheit und heftigem Unwohlseyn zu bezahlen hatte. „Das thut nichts," sagte er wohl, wenn ich ihn daran erinnerte, daß er morgen büßen werde; „an's Morgen hab' ich schon lange nicht mehr gedacht, wie ich auch das Gestern längst vergessen habe. Wenn ich das alles in meinen Kopf nehmen wollte, wär' ich längst toll. Heut leb' ich, heut! Und damit basta!"

Was ihn eigentlich so zu Grunde gerichtet, hab' ich nie erfahren, denn wie viel er auch erzählte, wie oft er diesen und den nannte und beschrieb, wie oft er dieß und das berichtete, so daß man merken konnte, er hab' es selbst erlebt, selbst mit diesen Menschen verkehrt, über sich sprach er eigentlich nie oder doch nur im Verkehr und in der Verbindung mit den gleichgültigsten Dingen. Trinken und Spielen, und was dergleichen mehr ist, hatte ihn nicht so weit gebracht, dazu war er viel zu kräftig in seiner Seele und auch in seinem Körper. Es mußte ein anderer und furchtbarerer Sturm gewesen seyn, der hier hindurchgebraust. Ich habe ihn ein paarmal beobachtet, wie er Viertelstunden lang mitten in der Gesellschaft plötzlich so in sich versunken war, daß er nicht hörte noch sah. Dann, wenn er erwachte, bewegte er den Kopf ein paarmal hastig hin und her, als wolle er etwas Drückendes und Schmerzendes wirklich abschütteln, und warf sich darauf wieder lustig in die Unterhaltung. Ein andermal traf ich ihn in seinem Zimmer allein. Er saß in der Sophaecke, hatte den Arm auf die Lehne und den Kopf auf den Arm gelegt und schien mein Kommen nicht zu bemerken, meinen Gruß nicht zu vernehmen. Er blieb still und ich setzte mich gleichfalls schweigend mit einem Buch in die andere Ecke. Aber über die Blätter weg beobachtete ich ihn bang und heimlich. Endlich stand er auf, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, die Arme wie gewöhnlich auf dem Rücken gekreuzt, die schlanke Figur leicht vornüber gesunken, blieb dann vor mir stehen und sprach: „Hören Sie S., haben Sie sich auch schon einmal gesagt: du hast mit deinem Leben gewirthschaftet wie ein Tollhäusler? du hast gelebt wie ein Dummkopf? Haben Sie sich auch schon einmal ernstlich gefragt: wozu und weshalb hast du so nichtswürdig gelebt und gewirthschaftet? und dann die Antwort erhalten: für nichts! weil du ein Tropf warst! — Nicht? Geh hin, mein Kind, du bist eine glückselige Kreatur! du brauchst ja noch nicht zu trauern und nicht zu verfluchen." — Er ging wieder auf und ab. Zuletzt nahm er Degen und Mütze und sagte munter: „Kommen Sie mit in's Hotel. Wir finden die andern auch dort, wollen ein Glas Grog trinken, und Sie erzählen uns dazu Anekdoten aus dem Brantome und dem Cardinal von Retz. Wollen Sie?"

So war er. Und glaubt nur nicht, daß ich da eine Romanfigur construire und hinstelle; ich setze nicht einen einzigen Zug hinzu. Und mag es sentimental klingen oder nicht, ich kann es nicht verbergen, daß ich bei ihm mehr als einmal an die alten Worte gedacht habe: „hier bricht ein großes Herz." Im Oktober des vergangenen Jahrs empfing ich von ihm noch einen heitern, witz- und geistsprudeinden Brief, worin er mir seinen Besuch auf den nächsten Frühling ankündigte und mich einlud, im Winter einmal zu ihm hinüberzukommen. Gegen das Ende Novembers, gerade etwa ein Jahr nachdem ich zuerst seine Bekanntschaft gemacht, meldete mir sein Bruder, daß er todt sey. Bei einer Jagd hatte er die Flinte für einige Augenblicke an einen Baum gelehnt; ein Stück Wild brach hervor, er griff eilfertig nach dem Gewehr, stieß es um, es entlud sich dabei, Gott weiß wie, und der Schuß fuhr ihm in den Unterleib. An der Blutung starb er wenige Stunden darauf. Soll ich ihn nun beklagen? Betrauert hab' ich ihn tief und ich werde ihn nie vergessen; allein beklagen? Ich weiß nicht.

Als ich diese Erinnerungen aufzuschreiben begann, sagte ich freilich, ich wolle und werde mich lustig machen über jene tolle Zeit und über die Misère, die mich selbst peinigte, und ich gedachte auch diesen Vorsatz aus- und durchzuführen. — Nun aber bricht der Ernst doch so mächtig und unabweisbar hervor und überwogt den armen Scherz, das lustige Tändeln. Was wollt ihr? Das Leben spaßt einmal nicht mit uns und läßt auch nicht mit sich spaßen, und wo

man das erstere nicht versteht und das leztere einmal frech genug versucht, da rächt es sich schwer und bitter.

Die Bekanntschaft mit Karl — denn nur diesen Vornamen kann ich hier nennen — spann sich also lebhaft an und fort, mancher andere trat zu uns und es entstand ein ziemlich großer, höchst gemüthlicher und angenehmer Kreis, der sich gute Tage und heitere Abende im Ueberfluß machte. Es war auch nothwendig, daß man ein wenig zu einander hielt, da es in jener Stadt, wie in jeder größeren, nicht gerade leicht ist, in Familien eingeführt zu werden, und man in einem gewissen Alter sich doch nach einem geselligen, so zu sagen häuslichen Kreise sehnt. Diesen erschufen wir uns selbst, und zwar in jenem Hotel, wo der Wirth uns ein besonderes Zimmer neben dem Speisesaal einräumte, in das wir uns nach Belieben zurückziehen konnten. Wir constituirten uns als „reguläres Waisenhaus“ und Karl ward einstimmig zum Waisenvater ernannt. Dort gab es denn in jener Zeit manche Lust und manche muntere Stunde. Dort wurde mancher muntere Streich ausgeheckt, manche Tollheit und Mystifikation beredet, mancher Plan zu einem besondern, vielleicht verbotenen Vergnügen ersonnen, denn Urlaub ward vom Kommando ein für allemal verweigert. Das ward so streng genommen, daß ein armer Theolog, der kurz vorher sich zu einer Stelle gemeldet hatte und nun zur Probepredigt berufen ward, einen unbedingten Abschlag erhielt, obgleich er nur drei oder vier Tage fern zu seyn brauchte, obgleich die Verhältnisse bereits einen ziemlich friedlichen Anblick gewährten, obgleich vielleicht sein ganzes Lebensglück von dieser Reise abhing. Wir dagegen handelten klüger. Wir fragten nicht erst lange an, sondern instruirten für alle Fälle nur den nächsten Vorgesezten und reisten ruhig ab, bald zu einem Diner bei einem Gutsbesitzer, bald in eine benachbarte Stadt, einmal zu einer großen zweitägigen Jagd. Wer hätt' es auch vermocht uns einer Controle zu unterwerfen, da viele von uns noch Civilkleidung trugen, andere ruhig dieselbe wieder anlegten? Wer kannte uns? Es waren der neuen Gesichter gar zu viele.

Die Empfehlungsbriefe meines Onkels nützten mir nicht. Der eine Freund war bereits abmarschirt, seine Familie verreist; der andere war ein alter grämlicher Herr, der mit seiner eben so alten grämlichen Frau sehr eingezogen lebte, mich beim ersten Besuch nicht einmal zum Sitzen nöthigte und von mir alsbald und ohne Gewissensbisse aufgegeben ward. So beschränkte sich denn der Kreis meiner Bekanntschaften auf jenen Waisenklubb, auf ein paar Freunde im Bataillon, meine Wirthin und schließlich auf eine andere Persönlichkeit. Natürlich war dieß eine Frau, und zwar dieselbe, welche ich bei meinem Eintritt gesehen hatte.

Wenige Tage nach meinem Einzuge sah ich bei einem zeitigen Ausgange eine schlanke Figur schnell über den Flur des ersten Stocks huschen, die mich entfernt an jene Flüchtende erinnerte. Mittags kam ich vom Appell und begegnete ihr auf der Treppe, wie sie im eleganten Hut und Mantel langsam herunter kam. Wir sahen uns an und gingen ohne Gruß hinab und hinauf. Nachmittags wußte ich zufällig im Hotel nichts zu beginnen, da keiner der Bekannten zugegen war, machte mich daher nach Haus, langweilte mich auch dort und ließ mich endlich bei meiner Wirthin melden. Während ich durch's erste, ziemlich lange Zimmer schritt, hörte ich die K. zu einer andern Person sagen: „Aber weßhalb denn? Es ist ein ganz artiger Mann.“ Und als ich in das nächste Gemach trat, stand jene Dame richtig am Fenster, mit dem Rücken gegen das bereits dämmernde Tageslicht gekehrt. Meine Wirthin nannte mir ihren Namen und ihre Verhältnisse. Sie bewohnte den ersten Stock des Hauses. Bei der Vorstellung glaubte ich sie flüchtig erröthen zu sehen; ich verbeugte mich ruhig, nahm einen Stuhl, sie blieb auch und wir plauderten munter und lange.

Am folgenden Morgen begegnete ich ihr wieder auf der Straße in der Nähe unseres Hauses. „Woher kommen Sie?“ fragte sie. „Sie sehen so verbrießlich aus.“ — „Ja,“ versezte ich, „ich komme auch aus dem Dienst. Das ist ein ewiges, zweckloses Hin- und Herlaufen und Stehen.“ — Sie lachte. „Aus dem Dienst? In dieser Civilkleidung? Es ist zu komisch!“ — „Gar nicht!“ sagte ich, „sondern nur recht fatal und langweilig.“ Damit gingen wir die Treppe hinauf, und als ich droben grüßte und weiter gehen wollte, meinte sie, droben sey, wie man höre, das Mädchen noch in meinem Zimmer beschäftigt, ich möge einen Augenblick bei ihr eintreten. Ich entgegnete lachend, ich müsse doch vorher einen Frack anziehen. Mein armer Rock schicke sich nicht wie eine Uniform in alle Lagen und Zeiten. „Unsinn!“ rief sie. „Wir sind jezt in Ausnahmszuständen, in der Gesellschaft wie in der Politik. Kommen Sie nur!“ Ich folgte ihr, und so war die Bekanntschaft denn eröffnet.

Die Erinnerung an die folgende Zeit und an diese Frau ist eine der tollsten und lustigsten meines Lebens. Unser Verkehr währte nur wenig über vierzehn Tage — es ging damals alles so rasch! — aber dieser kurze Zeitraum enthielt an Lust und Ausgelassenheit, an glänzendem Uebermuth, sprudelnder Keckheit und — ich muß wohl sagen, glückseligem Leichtsinn, an Sonderbarkeiten und Seltsamkeiten so viel, wie sonst nicht ganze Jahre des Verkehrs gewähren. Es war ein phantastisches, lustiges, blitzendes und blendendes Mährchen mit einem Knalleffekt zum Anfang, mit einem Knalleffekt zum Schluß. Es zog vorüber ohne Tiefe, ohne einen bedeutenden,

wirklichen, ernsten Inhalt, und als es zu Ende war, war es auch ganz zu Ende ohne irgend einen jener wunderbaren Nachklänge, die in andern Fällen oft noch Jahre lang durch unser Inneres leiser und leiser vibriren. Hier brauchte man weder zu klagen, noch zu trauern; das konnte man nicht einmal. Man legte es einfach auf die Seite und dachte kaum wieder daran; es hatte ja sein Recht empfangen, es war ja nur ein toller, etwas zu früh geborener Fastnachtsscherz, und nichts mehr. Und dennoch, wenn ich mich jezt wieder daran erinnere, sage ich lachend und munter: Ja, es war doch allerliebst! Grüß dich Gott, Magdalene, du närrisches Herz! du toller Kopf!

Zu erzählen weiß ich nicht viel davon. Einerseits muß man von dem, was uns allein gilt und uns, wenigstens für jezt, allein geschenkt wird, ein für allemal nicht sprechen; andererseits läßt sich dergleichen ja auch gar nicht schildern, wie es wirklich war, wenn man es nicht zum Vorwurf einer weitläuftigen eigenen Erzählung nehmen will. Ich aber will nur über sie, über dieses seltsame und ganz eigenthümliche Wesen ein paar Worte sagen.

Ich weiß nur nicht, wie ich beginnen soll, denn ich hasse es, die äußere Persönlichkeit zu beschreiben. Hübsch war sie nicht und noch weniger schön, aber alles an ihr war angenehm und zierlich, von der freundlichen Stirn und dem kleinen Mund bis auf die rosigen Nägel ihrer schlanken Finger und den wohlgeformten Fuß. Ihr Benehmen und Bewegen, ihr Gehen und Stehen, ihr sich Setzen und Erheben war oft etwas rasch und hastig, ja flüchtig, aber immer vollkommen anmuthig. Ihr ganzes Wesen hatte etwas vogelartig Leichtes und Flatterndes. So, möcht' ich sagen, war auch ihr Organ, hellklingend und rein, und ihr Lachen besonders unnachahmlich reizend. Es klang wie das eines glückseligen, tändelnden und nachdenkenslosen Kindes. Sie zählte, um auch das zu erwähnen, damals sieben und zwanzig Jahre.

Ihre Bildung war ihr in einer modischen Pension angeflogen; sie wußte daher auch von allem möglichen, aber der Tiefe, des Ernstes entbehrte sie überall und gänzlich. Und das thut mir noch heute leid, da sie, wie man das zu nennen pflegt, einen brillanten Kopf besaß. Die Menschen erreichen leider nur gar zu selten das, was ihnen von Gottes und Rechtswegen zusteht, was ihren Fähigkeiten und Anlagen entsprechend ist. Eben so wenig erhielt sie jemals eine häusliche Erziehung. Als sie aus der Pension zurückkehrte, fand sie die Mutter todt und den Vater zu allem eher aufgelegt und befähigt als zur Beaufsichtigung und Ausbildung eines jungen Mädchens. Sie heirathete dann, weil sie mußte, sie stand in der Gesellschaft, amüsirte sich, wußte und hatte nichts anderes zu thun als sich zu amüsiren und zu leben, und so lebte sie denn auch.

In ihrem Kopf hatte sie keine Gedanken, sondern nur Leichtsinn, aber einen unglaublichen, zauberhaften Leichtsinn. In ihrem Herzen gab es weder Gefühle noch Empfindungen, sondern nur — ich weiß es nicht anders zu nennen, wie parador es auch klingen mag — — Einfälle, aber närrische, prachtvolle, hinreißende Einfälle. Wen sie bezaubern wollte, den bezauberte sie sicher, aber der Zauber hielt nur nicht lange vor, da sie keine Tiefe besaß und von Treue nie einen Begriff gehabt haben mochte. Es ist freilich begreiflich, daß ein solches Wesen, welches sich einmal in die Aufregung gestürzt hat, immer geschwinder gegen dieselbe abgestumpft wird und eine immer neue und wechselnde suchen muß, da es sich ja nur so zu halten, so nur zu leben vermag. Kurz, es war eine Natur, wie man sie eigentlich in unserem Jahrhundert nicht mehr zu finden erwartet. Ihr Ende wird freilich dasselbe seyn, wie es vor hundert und zweihundert Jahren gewesen wäre: sie wird jung sterben — und das wäre ihr Glück — oder sie wird fromm werden, oder sie wird Karten spielen. Nun, in Gottes Namen! Es führen alle Wege nach Rom für den, der einmal dahin will.

Ich machte ihre Bekanntschaft wie irgend eine andere, ohne Zweck, ohne Absicht, höchstens mit ein wenig Neugier, wie sie sich in Betreff unserer ersten Begegnung benehmen werde. Und eben so absichtslos trat auch sie mir entgegen. Wir dachten beide nicht daran, was dabei herauskommen würde, wir dachten, glaub' ich, kaum, daß etwas herauskommen könne. Wir hatten uns von Anfang an gegeben, wie wir waren, und nicht einen Augenblick mit einander Komödie gespielt, was sonst hin und wieder wohl zu geschehen pflegt. Das fiel uns nun nachher noch weniger ein. Wir schwärmten auch nicht, wir machten keinen großen Aufwand mit unnennbaren Gefühlen und duftigen Träumereien, wir waren lustig und ohne Kummer um die Zukunft. Illusionen wären bei uns beiden auch ganz und gar nicht an der Stelle gewesen.

„Was denken Sie sich eigentlich von alle dem, Alfred?“ fragte sie einmal in einer einigermaßen ruhigen und vernünftigen Pause. „Was wird daraus?“ — „Sie sind närrisch, Magdalene!“ entgegnete ich. — Aber ich muß mich unterbrechen, um etwas Vergessenes einzuschieben. Sie hieß nämlich Mathilde, und Magdalene war erst ihr zweiter oder dritter oder vierter Name. Aber als ich sie zum erstenmal Mathilde nannte, flüsterte sie: „O nicht so! nicht so! Ich mag den Namen nicht. Sie sollen mich so nicht nennen!“ — „Aber wie heiße ich Sie denn?“ fragte ich lachend. — „Ich heiße auch noch Magdalene, Sophie, Eugenie,“ sprach sie.' — „Nun gut,“ meinte

ich, „so will ich Sie Magdalene rufen. Aber wird der Name auch in Ihr Herz klingen?" — „O ja, ja!" rief sie, „nennen Sie mich so! Ich liebe den Namen und mit ihm werd' ich besser seyn." So geschah es denn auch, und nun will ich fortfahren.

Also: „Sie sind närrisch, Magdalene!" sagte ich. „Was geht Sie die Zukunft an? Wir werden uns hoffentlich lieben, so lange wie mögen; vielleicht bis man mich wieder von hier fort kommandirt, vielleicht noch länger, vielleicht kürzer. An die Ewigkeit denken Sie doch nicht?" — „Ah bah!" machte sie lachend. „Das ist es nicht. Ich weiß wohl, daß es zu Ende gehen wird. Aber daß es zu Ende gehen muß — ist das nicht eigentlich jammerschade? Daß wir nun umsonst so lustig und glücklich sind!" — „Umsonst?" versetzte ich. „Und wenn's nur vierzehn Tage dauerte, haben wir uns diese vierzehn Tage nicht amusirt? Und ist das nicht genug? Und Jammerschade? Mein Gott, je kürzere Zeit ein solches Glück währt, desto angenehmer ist es ja, desto voller nimmt man es an und hin, desto öfter kann man ein neues, frisches und eben so süßes erstreben und erlangen. Es lebe der Wechsel!" Sie schüttelte ihren kleinen Kopf und lachte.

Nur in Einem Punkt war sie sentimental, und das that mir leid, denn ich sah dadurch das Ende bedeutend genähert. Obgleich uns niemand und nichts verhinderte, uns so oft und so lange zu sehen wie wir wollten, genügte ihr dieses Zusammenseyn doch noch nicht. Sie wünschte auch sonst von mir zu erfahren und mir von ihren Einfällen und Träumereien oder Phantasien mitzutheilen; sie verlangte daher, ich sollte ihr schreiben, und schrieb mir auch selbst. Natürlich erfüllte ich ihren Wunsch, aber nur ungern; denn ich habe nie gern Briefe geschrieben und mußte mich hier, da ich ihr doch nichts Gleichgültiges sagen und nicht immer das Gleiche wiederholen mochte, fortwährend in einer Exaltation des Gefühls und der Phantasie bewegen, die zwar nicht geradezu gemacht, sondern vielmehr oft wirklich vorhanden war, die mich aber dennoch oder eben deßhalb bald abgespannt und müde werden ließ. Sie war entzückt über meine Schreibereien, ihre Zettelchen fand ich gleichfalls allerliebst, zierlich und liebenswürdig und obenhin wie sie selbst. Und „Magdalene" stand so geläufig darunter, als hätte sie nie einen andern Namen unterzeichnet.

Während dieser Zeit und dieser Unterhaltungen ging unser Dienst, wenn man es Dienst nennen will, munter fort. Schuhzeug und Uniformen, hieß es, seyen nun bald fertig, die eigenen Kleidungsstücke der Leute würden nun bald gleichfalls geflickt und ausgebessert. Unser Club im Hotel setzte den einmal beschrittenen Weg fort, plauderte, lachte und ärgerte sich über die Zeitereignisse, fand die Olmützer Begebenheit sehr unnatürlich, aber auch ganz erklärlich, lachte über einige wahnsinnige Zeitungsartikel und kam endlich zu dem wirklich durchgeführten Beschluß, keine Zeitung mehr in die Hand zu nehmen, noch vor die Augen zu bringen. Nütze waren wir hier nichts mehr, Geld kosteten wir viel, und wir wetteten daher, daß man uns dann und dann laufen lassen oder noch bis zu der und jener Zeit zurückbehalten werde. Außerdem aßen und tranken wir, spielten, gingen auf die Jagd, trieben uns umher und sahen jeder Begegnenden ernsthaft unter den Hut und trugen uns getreulich alle Garnisons- und Stadtneuigkeiten zu. Etwas muß der Mensch doch zu thun haben. — Die Leute trieben es auf ihre Weise eben so und setzten den Neujahrestag als äußersten Termin unseres hiesigen Aufenthalts fest. Länger sey's doch nicht möglich, meinten sie ganz treuherzig.

Es war am achtzehnten December, als ich, Mittags vom Appell nach Hause gehend, um meine Kleidung zu wechseln, Magdalenen wieder einmal auf der Treppe begegnete. „Ich hab' Ihnen einen Zettel hinaufgeschickt," flüsterte sie. „Sie können heut nicht kommen; ich bin leider ausgebeten. Sie werden sehen." Ich verbeugte mich und ging ziemlich zufrieden hinauf. Denn ich war, wie gesagt, schon müde und sie hatte auch bereits ein wenig die geistige Frische verloren, die doch so nothwendig in dergleichen Verhältnissen ist. Oben auf dem Tisch fand ich das Buch, in dem der Zettel lag.

„Lieber Walther!" fing es an. — „Hoho! was ist denn das?" dachte ich. „Es ist doch ihre Hand! Gefällt ihr dein „wunderhübscher" Name nicht länger und will sie auch dich mit einem nom de guerre nennen? Daraus wird nichts!" — Also: „Lieber Walther! Ich habe mich, wie versprochen, für heut frei gemacht. Willst du mir auf dem — Platz um fünf Uhr begegnen, so kannst du dann bestimmen, ob wir den Abend bei F's. zubringen oder bei mir Thee trinken wollen. Der junge Mensch droben ist heut nicht zu Haus, wie mir die K. sagte. Wir sind also sicher vor jedem Besuch. Deine Mathilde." Ich las das noch einmal und brach dann in ein tolles, zufriedenes Gelächter aus. Also so stand's? Also den liebte sie als Mathilde, mich als Magdalene? Also darum! Dem Bruder meiner Wirthin war vielleicht Eugenie zugethan gewesen. Ich fand und finde diese Idee entzückend.

Ich war noch mitten im Lachen, als ein Bekannter in's Zimmer stürzte. „Wissen Sie schon?" rief er. — „Was denn?" — „Eben ist der Befehl zu unserer Entlassung eingetroffen; die Fouriere gehen heute noch ab, morgen marschiren wir." — „Vortrefflich!" jauchzte ich. „Gehen Sie voraus, ich will rasch packen, Abschied nehmen, und in einer Stunde bin ich im Hotel. Das soll ein fideler Nachmittag werden!" Er ging und machte meinem Burschen Platz, welcher auch schon die Neuigkeit gehört hatte und

mein Gewehe holen wollte, um es Nachmittags abzuliefern. Der arme Teufel war froh genug, Frau und Kinder wieder zu sehen und sein Brod sich wie sonst im Schweiß seines Angesichts zu verdienen. Ich packte, und da ich in einem gewissen Vorgefühl meine wenigen Habseligkeiten niemals ganz ausgepackt hatte, war ich jetzt desto schneller fertig. Dann nahm ich rasch Abschied von meiner Wirthin, schickte das Mädchen nach einer Droschke und ging mit Brief und Buch eine Treppe tiefer zu meiner Treulosen.

„Wie kommt's, daß ich Sie sehe?" sagte sie mit ziemlich verdrießlichem Gesichtsausdruck, da ich in's Zimmer trat. — „Leider sind ein paar unvorhergesehene kleine Unglücksfälle eingetreten," gab ich lachend zur Antwort. „Sonst, wissen Sie wohl, bin ich immer gehorsam, Magdalene." — „Was haben Sie nun wieder vor?" fragte sie. „Sie lachen ja und mit dem Unglück wird's also wohl nicht weit her seyn." — „Groß ist's nicht," erwiederte ich. „Wir marschiren. Eben ist die Ordre gekommen und ich freue mich königlich. Ich habe schon gepackt und will Ihnen nur noch Adieu sagen." — „Mein Gott! Marschiren! Aber wann denn?" Sie war wirklich blaß und betrübt, wie es schien. „Morgen in aller Frühe." — „Und das sagen Sie so leicht? Und Sie freuen sich? Morgen früh?" — „Ja ja," entgegnete ich, „und wir müssen also jetzt Abschied nehmen. Nun, Magdalene, adieu! Wir werden uns, denk' ich, oft an einander munter erinnern. Und nun noch das zweite Malheur! Leider hat Ihr Mädchen da eine Verwechslung gemacht. Schicken Sie dieß an die richtige Adresse, es ist noch Zeit, und lassen Sie mir das für mich bestimmte Zettelchen im Gasthof zukommen; ich möcht' es als Andenken haben." Damit gab ich der Betroffenen den Zettel. Kaum hatte sie ihn gesehen, so schrie sie hell auf und fiel in die Sophaecke zurück. Ich nahm den Zettel, steckte ihn ihr in die Tasche, ging und sagte dem Mädchen, sie möge nach ihrer Herrin sehen. Dann fuhr ich in's Hotel, verbrachte einen lustigen Tag und stand am folgenden Morgen zur rechten Zeit auf dem Sammelplatz.

Einige Wirthe, die ihre Einquartierung auf jede Art und Weise ausgesogen und schlecht behandelt hatten, waren von den Burschen schließlich ziemlich derb abgestraft worden. Sie kamen nun und klagten; allein man gab ihnen den guten Rath, uns nicht aufzuhalten und lieber ganz still zu seyn. So fluchten sie denn und wir lachten, und darüber schwenkten wir wieder hübsch in Sectionen ab und liefen der Heimath zu. Ja, wir liefen. Es ging wie mit Siebenmeilenstiefeln, und das einzige, worüber die Leute murrten, war, daß es ihnen nicht erlaubt wurde, zwei Märsche an einem Tag zu machen. Als wir am sechsten Tage in der Frühe zum Bahnhof marschirten und in der Ferne zuerst wieder die Hügel und Wälder unserer Heimath erblickten, ließ der Major Halt machen und antreten, und indem er hinausdeutete, rief er: „Nun, Leute, da liegt unser Land. Es soll leben! Hoch!" — Das war doch schön, wie das klang und jubelte.

Am Abend waren wir wieder in der Festung, ich soupirte beim Onkel General und ließ mich beschenken von ihm. Es war ja Weihnachtabend. Entlassen waren wir bereits am Nachmittag gleich nach unserem Einrücken. — Am andern Mittag fuhr ich ab und fand mich Abends in den Armen der Eltern und Geschwister, der Vettern und Basen und unzähliger meinen Ruhm bewundernder Freunde. Ich war wirklich, was man Hahn im Korbe zu nennen pflegt, und wenn ich nur gewollt hätte, wäre ich von meiner andächtigen Zuhörerschaft nicht vor dem dämmernden Tage verlassen worden; so aber war ich müde und klug, sagte ihnen Valet und ging zur Ruhe. Es war eben einmal wieder mein eigenes Bett.

Aus der Militärgrenze.

Ein Markt an der Grenze und der Guslar.

„Schicke nach Novigrad dein Empfehlungsschreiben voraus, und fahr' mit mir heute über die Kulpa hinüber in die Stadt. Sollst einmal einen Grenzerjahrmarkt mit anschauen!" So sprach Dragutin, auf dessen kleinem Landsitze, in der Sprache der Edelleute, wiewohl mit vieler Uebertreibung, „Gut" genannt, ich gleich bei Beginn meiner Fahrten in Erinnerung alter Freundschaft anstatt einiger Stunden einige Tage hatte zubringen müssen. Wir hatten während des ganzen Frühstücks darüber berathen, ob ich schon heute dem alten Fiskal meine Aufwartung machen, oder noch einen Tag in Dragutins dunkelm Eichenwalde, seinem einzigen Stolz, aber auch seinem einzigen Reichthum, herumstreifen sollte.

Eine Viertelstunde später war Dragutins Slobodnjak (Freisasse), noch vor kurzem der einzige Unterthan, über den sich seine Oberherrlichkeit und Gerichtsbarkeit erstreckte, und nun nach Aufhebung aller Frohnen und Grundverpflichtungen sein einziger gleichberechtigter Nachbar, mit einer Entschuldigung auf den Weg nach Novigrad entsendet, und ein leichtes Zweigespann rollte über die lange hölzerne Kulpabrücke und durch das Thor der kleinen Grenzfestung, um vor dem „Kaiserwirthshause," dem Absteigquartiere aller den Ort besuchenden Honoratioren und Grundherrn aus der Umgebung, Halt zu machen.

Das kleine Wirthshaus war überfüllt. Trödler und Krämer aus Krain, aus Slavonien, aus Agram und Warasdin, Juden aus Kanisa und Papa füllten die Wirthsstube und die Gänge; einige Herrn und Frauen, die vor uns angekommen waren, hatten die wenigen Zimmer besetzt, und wir mußten uns begnügen, Wagen und Pferde unterzubringen, mein weniges Gepäcke der Redlichkeit irgend eines dienstbaren Genius anzuvertrauen, und zwei Gedecke an der Gasttafel für den Mittag zu bestellen. Dann ging es hinaus nach dem Marktplatz.

Die Märkte in den Grenzorten waren von jeher, wie die ganze Grenze selbst, ein ergiebiger Quell von reichlichem Gewinn für die benachbarten, dem Grenzverbande nicht angehörigen Städte und Ortschaften, und werden es trotz der Aenderungen, die seither in der Grenzverfassung vorgenommen worden, wohl noch lange bleiben, da die militärischen Einrichtungen nicht einmal den gewöhnlichen Gewerbfleiß, geschweige denn irgend eine höhere Industrie aufkommen lassen. Bis vor kurzem durfte ein Grenzer seinen Sohn nicht einmal ein Handwerk lernen lassen, ohne dazu die besondere Erlaubniß des Herrn Obersten oder gar des Generalkommandos eingeholt zu haben. Es beschränkte sich somit aller Erwerb in der Grenze lediglich auf das Erträgniß des Bodens, das mitunter kaum ausreichte, um die Familien zu nähren, viel weniger die anderweitigen Bedürfnisse zu decken, und von dem im besten Falle so viel in der Grenze selbst blieb, als eben verzehrt wurde. Das übrige wanderte für all die andern Bedürfnisse, an deren Herbeischaffung eine gewerbliche Hand Theil nehmen muß, aus dem Gebiete hinaus, ohne durch irgend etwas ersetzt zu werden. Weder der militärische noch der häusliche Anzug des Grenzers konnte bisher in der Grenze selbst beschafft werden. Der Grenzer mußte die Stoffe zu seiner Montur, zu seinem Leinenkittel von auswärts beziehen, dieselben meist auch von Nichtgrenzern verarbeiten lassen, und dieß aus dem Ertrage seines Bodens bestreiten. Trug ihm nun der Boden gerade so viel, daß der Erlös nach Abzug dessen, was er und seine Familie bedarf, zur Bestreitung der Abgaben und der von außen zu beziehenden Bedürfnisse ausreichte, so hatte der Grenzer eben sein Auskommen, ohne etwas zu erübrigen oder zuzusetzen. War jedoch, wie dieß in den gebirgigeren Strichen der Fall ist, der Boden weniger ergiebig, oder sandte der Himmel ein schlechtes Jahr, so waren Noth und Elend die natürlichen Folgen. Der arme Grenzer wurde dann seinem Nachbar, den benachbarten Compagnien, dem Kaiser, den Kaufleuten des Provinzials, aller Welt schuldig, ohne Aussicht, bezahlen zu können. Selbst der nothwendigste Lebensbedarf, der Bissen für den Tag mußte ihm vom Aerar in Natura geliehen werden. Waren dann die Jahre besser, oder brachte er Beute heim aus fremden Ländern, so mußte er das Geliehene zurückerstatten. Folgten mehrere Mißjahre auf einander, oder gab es Krieg und Ausmarsch, so daß es an Händen fehlte zum Bau des ohnehin wenig ergiebigen Bodens, so war der Grenzer und die Seinen tiefer als an den Bettelstab gesunken. So

kam es denn, daß die Militärgrenze von jeder für ein armes, ja stellenweise bettelarmes Land gelten konnte, in welchem Geld zu den Seltenheiten gehörte, einmal weil es gar nicht erworben werden konnte, und dann, weil das wenige, das allenfalls aus dem Ueberschuß des Feldertrags oder der Viehzucht erspart wurde, gleich am nächsten Markttage in die Bude des Krämers für Schuhe, Linnen, Kotzen, Nägel u. dergl. wanderte. — So war es seit dem Bestande der Grenze, so bis jetzt, und daß es noch zur Stunde so ist, wohl noch lange so bleiben wird, ehe in Folge der neuen Zugeständnisse einiger Gewerbfleiß in den Grenzerortschaften aufblüht, konnte jeder erkennen, der einen Gang über den Marktplatz machte.

In buntem Gewühle und in den mannigfaltigsten Trachten liefen da die Grenzer aus den verschiedenen Regimentern durcheinander und umdrängten bald diese, bald jene hölzerne Bude, hier um ein Paar rothlederner Opanken (Schuhe), dort um einen justenen Leibgurt handelnd, hier um eine weiße Tuchjacke, dort um ein Hemd, anderswo um ein paar Ellen Schnüre. Dort treibt ein Serezaner im rothen Mantel ein mageres, mit einigen trockenen Schaffellen bepacktes Saumroß vor sich her. Handjar und Pistolen prunken in seinem Leibgurt, als ginge es nicht zu Markte, sondern wieder hinauf gegen das rebellische Wien, und als gedächte er am nächsten Morgen in Pesth zu frühstücken. Er sucht unter den Juden und Griechen, die sich auf dem Platze, zwar kauflustig, aber nur zu den geringsten Preisen bereit, herumtreiben, einen Käufer für seine Felle, um dann seinerseits den Erlös sogleich wieder für allerlei kleine Waare auszugeben. Hier feilscht ein bosnischer Muselman mit rothem Turban und in rothen Hosen um eine Heerde weithin einen höchst lästigen Geruch verbreitender Böcke. Breitschulterig Likaner in blauen prallen Hosen und braunen Jacken, rothtuchene, schwarz verschnürte Kappen auf dem Kopfe; halb als Grenzer, halb als Bauern gekleidete Sluiner; Ottochaner mit breitkrämpigen Hüten, graue Soldatenmäntel über die braune, nackte Brust geworfen; Weiber aus den nahen Compagniebezirken in weißtuchenen, blau verschnürten Ueberröcken mit und ohne Aermel; braune Wlachinnen in faltenreichen weißen Gewändern mit langen, schwarzen, weitherabhängenden Zöpfen, die befrandte Gizelje nach rückwärts gebunden — Alt und Jung, Mann und Weib, Mensch und Thier drängen sich in geschäftigen, lärmenden Knäueln Platz auf, Platz ab. Ein Paar Truthähne werden für zwei schmutzige Viertelgulden, die auch hier nach dem Verschwinden der blanken Münze ein akkreditirtes Aushülfsmittel geworden, an eine Gospa aus der Stadt hingegeben, um dafür an der nächsten Bude Zwirn und Bänder zu kaufen. Hier wird eine Fuhre Knüppelholz für einen Gulden abgelassen, um dafür eine Kappe oder eine Tabakspfeife zu erstehen, dort wird ein Dutzend blanker Knöpfe gegen ein junges Schwein eingetauscht u. s. w.

Aber es fehlt auch nicht an Abenteurern, den Fliegen aller Märkte, die den Marktbesuchern den Groschen, den sie allenfalls noch ersparen möchten, aus der Tasche locken. Mitten auf dem Platz hat ein fahrender „Van Aken" sein Gezelt aufgeschlagen und verkündet unter unausgesetztem Trompetenschall und Paukenschlag die Offenbarung seiner sieben, theils ausgestopften, theils lebenden Weltwunder für drei gute Kreuzer. Er findet seine Schaulustigen. Einige Schritte weiter beglückt ein Marionettenspieler in einem Dialekte, der den Sand an der Spree als sein Vaterland errathen läßt, das ihm an Bildung so weit nachstehende Grenzervolk mit seiner Puppenkomödie. Gott weiß, welcher Sturm ihn hieher verschlagen. Es kümmert ihn jedoch wenig, daß die gaffenden Jungen seine Witze nicht verstehen; wer stehen bleibt, dem hält sogleich der Einsammler die spitze Filzmütze entgegen und fordert den „juten Jroschen vor det Spektakel." An einer andern Stelle hat ein Ritter vom Würfel und von der Karte eine Miniaturspielbank eröffnet, um gegen den Einsatz eines Kreuzers den Männern der Lika das Vergnügen von Wiesbaden und Homburg zu bereiten.

Ein kleines, gebrechliches Kaleschchen rasselt über das holprige Pflaster. Die Weiber weichen zur Seite und die Männer ziehen ehrerbietig, fast scheu, die Kappen ab. Eine städtisch gekleidete Dame sitzt auf dem Rücksitz, rothwangig, wohlbeleibt, von so derbem Aussehen, daß es vom städtischen Anzuge fast auffallend absticht. — „Wer ist die Dame?" fragte ich Dragutin. „Die Frau des Oberlieutenants F...," erwiederte er. „Sie kömmt wahrscheinlich ihre weiteren Einkäufe zu machen. An solchen Damen ist jetzt unsere Grenze reicher als je." — „Wie meinst du das?" — „Du siehst es ihr wohl an, daß sie nicht in städtischen Windeln geboren ist. Vor Ausbruch des ungarischen Krieges war die Frau Oberlieutenantin nichts mehr und nichts weniger als die andern Grenzermädchen, die du hier auf dem Marktplatze Hühner, Eier, Butter und Käse feilhaben siehst. Ihr Schatz war nur etwas mehr als der der meisten andern, er war Gefreiter. Als der Befehl zum Ausmarsch kam, wurde er Korporal. Nun heirathete er, wie so viele andere Korporale und Feldwebel, sein Liebchen frisch von der Hand weg, da er dieß, wenn er es, wie es möglich war, gar zum Offizier brachte, nicht mehr hätte thun können. Nicht weil er dann zu stolz, sie ihm zu gering, sondern weil er nicht im Stande gewesen wäre, die Sechstausendgulden-Kaution zu erlegen, mit der sich jeder Offizier der Armee ausweisen muß, wenn er heirathen will. F. hat auch wirklich gut gerechnet. Er brachte es bald zum Feldwebel. Als die ungarische Insurrektion gefährlicher zu werden drohte, wurden die vierten,

sogar die fünften Bataillons errichtet und F. bekam das Lieutenantsportd'epée. Nach beendigtem Kriege kehrte er als Oberlieutenant zurück, hatte sein Weib und bedurfte keiner Kaution. Die „Gospa Offizieriza" aber hielt es für unvereinbar mit ihrem höheren Stande, nach wie vor gleich den Weibern der „Mannschaft" einherzugehen, und ließ es ihre erste Sorge seyn, sich auf Herren- oder vielmehr auf Damenart zu kleiden, Corset, Shawl, Hut und Schleier anzulegen und sich die Hand küssen zu lassen, und sie kommt nun wahrscheinlich zu Markte, um ihre neue Garderobe standesmäßig zu completiren. Siehst du nicht darin einen Sieg der Kultur?"

Ich konnte nicht leugnen, daß es mir nationaler, poetischer, ja in jeder Beziehung lobenswerther erschienen wäre, wenn die Gospa Offizieriza der schlichten nationalen Tracht treu geblieben wäre. — „In alten Zeiten war es auch so," erwiederte Dragutin. „Da hat sich eine Generalin, die von der Pike auf mit ihrem Manne avanciet, nicht geschämt, ihre Zöpfe, ihren schneeweißen Rock mit dem rothen Gürtel, ihren weißtuchenen Ueberrock beizubehalten, und that sie sich durch etwas hervor, so war es dadurch, daß sie feineres Linnen, feineres Tuch zu ihrem Anzuge nahm. Du kannst die Bilder von dergleichen Frauen noch hie und da in den Häusern finden, und zu jenen Zeiten wußte man nichts von Nationalitätsbestrebungen."

Die Gospa Offizieriza stieg in der That vor der Bude eines Schnittwaarenhändlers ab, der an seinem Verkaufstische ein großes Stück schwarzen Glanztuches mit der kolossalen Aufschrift „aus Wien" ausgehängt hatte, und begann ihre Auswahl. Dragutin aber fuhr in seinen Mittheilungen fort und versicherte mich, daß diese Weise, das strenge Heirathsgesetz, unter dem die Offiziere stehen, zu umgehen, in der Grenze nicht nur bei Korporalen und Feldwebeln, sondern selbst bei sehr hohen Offizieren, ja sogar bei Generalen in Uebung sey, da diese selten im Stand sind, von ihren Gagen die Kautionen für ihre heirathsfähigen Töchter zurückzulegen. Irgend ein Korporal, irgend ein Feldwebel, wenn er nur ein halbwegs annehmbares Aeußere hat, wird dann eines schönen Morgens zum Herrn Obersten oder zum Herrn General berufen, das Fräulein Tochter wird vorgeführt und nun ohne alle Umwege zuerst das Fräulein befragt, ob ihr der Mann gefalle, und dann der Mann, ob er das Fräulein heirathen wolle. Fällt die Antwort bejahend aus, wie wohl meistens, so wird dem Feldwebel N. N. kurzweg die Heirathsbewilligung ertheilt; eine Kaution bedarf es bei Einem von der „Mannschaft" nicht, und die Kopulation wird vollzogen. Es versteht sich, daß dann für das Avancement des Schwiegersohnes Sorge getragen wird, und es hat auch keine Noth damit.

Vom Fuße des Standbildes her, das die Mitte des Platzes zu zieren bestimmt seyn mochte, drangen durch all den Lärm die schrillen Klänge eines ziemlich heiseren Streichinstruments. „Ein Guslar!" rief Dragutin, und wie drängten uns, so gut es ging, an die Stelle, von welcher die Töne kamen. Da saß, von einem Haufen Männer und Weiber umgeben, ein Mann in schlechtem zwilchenen Kittel mit halbnackten Beinen und halbnackten Armen auf einem Stein und strich mit einem kurzen, roßhaarbespannten Fidelbogen die einsaitige Gusla, die er festgestemmt hielt zwischen den gekreuzten Beinen, wie ein Violoncell. Nicht leicht ging einer an dem Manne mit dem braunen klagenden Antlitz mit der braunen klagenden Gusla vorüber, ohne wenigstens einen Augenblick stehen zu bleiben und sich dem horchenden Haufen beizugesellen, der wuchs und abnahm, wie die Leute eben kamen und gingen.

Der Guslar hatte eben ein neues Lied begonnen, von dem er zum Verständniß vorausschickte, daß es Marim, der unglückliche Granitschar (Grenzer), erst vor wenigen Monden im Stockhause gesungen, gelehnt ans Eisengitter und die gefesselten Hände hinausstreckend nach dem blauen Himmel, den er bald nicht mehr sehen sollte, und nach den Seinen, von denen sie ihn fortgerissen mit Gewalt, um ihn vor den Richterstuhl des Auditors zu stellen. Er habe es aus seinem Munde gehört, da er eben unten vor dem Stockhause gesessen, um in der Kühle des Abends von einer langen Wanderung zu rasten, und er singe es nun auf Märkten und in Schenken als das neueste und traurigste von allen Liedern, die irgend ein lebender Guslar kenne, den geehrten Zuhörern zur Belehrung und Erbauung, so wie auch zur Darnachachtung. Er begann:

„Eichbaum, junger Eichenbaum im Walde,
Deine Brüder wirst verlassen balde,
Deine Brüder wirst noch heut' verlassen,
Wirst als Galgen steh'n an off'ner Straßen."

So klagt Marim am vergitterten Stockhausfenster und bricht in Thränen aus, in heiße, bittere Thränen. Seine Mitgefangenen, der eine wegen eines gestohlenen Huhns, der andere wegen eines nicht sauber genug geputzten Patrontaschriemens, der dritte wegen eines noch geringfügigeren Vergehens einer Stockstrafe oder auch einigen Spießruthen entgegensehend, kümmern sich wenig um seine Wehklage und um seine Thränen, und machen sich lustig über die ihnen drohenden Strafen, für die weder ihr Ehrgefühl noch ihr Fleisch mehr empfindlich ist, und wetten mit einander, wem eine größere Anzahl Prügel zu Theil werden würde. Wer die Wette verliert, soll das, um was er sich geirrt, nachträglich vom Gewinnenden zu Hause „aufgestrichen" erhalten. Aber auch

Marim achtet der Späße seiner Genossen wenig, denn sein Herz ist nicht gestimmt zur Kurzweil und sein Auge sieht hinaus, wo am Ufer der Culpa die Spießruthenwiese liegt, auf der morgen des Auditors Todesspruch an ihm vollzogen werden soll. Er ist wegen Straßenraubs mit Todtschlag zum Tode verurtheilt. Marim klagt über seine jungen starken Arme, daß sie sobald unthätig modern sollen, klagt über die unselige Stunde, da er die schöne Dora gesehen, und nicht nachgelassen, bis er sie zum Weibe gewonnen, und kann der Thränen kein Ende finden, da er des Mühsals und der namenlosen Aufopferungen gedenkt, mit denen er sein Weib und seine acht Kinder, in der einen Hand die Muskete, in der andern den Pflug, zehn Jahre lang gepflegt und ernährt. Er weiß nicht, soll er den Mißwachs verwünschen oder den angestrengten Waffendienst, der ihn fast drei Wochen jedes Monats der Sorge für die Seinen entzogen; er weiß nur, daß er endlich an den Bettelstab gekommen und sich nicht zu rathen und zu helfen wußte. Da starb ihm das Weib vor Kummer und Noth:

„Armes Weib! des Brodes letzte Rinde
Gabst du hin dem halbverkommnen Kinde,
Gabst es hin — und nach zwei weißen Tagen
Haben sie dich todt hinausgetragen."

Da nahm ein kinderloser Nachbar den ältesten Buben zu sich, und der Bub konnte manchmal mit einem Stück Brod und einigen Händen voll Kukurutz den Hunger der sieben kleinen Geschwister stillen helfen. Doch sollte diese Aushülfe nicht lange Bestand haben; der Bub wurde eingerollirt und von bosnischen Räubern auf dem Cordon erschossen.

„Was beginnen nun mit sieben Kleinen?
Vierzehn Tag lang hörte ich sie weinen,
Vierzehn Tag die unbeholfnen Würmer
Schrei'n nach Brod, die ungeduld'gen Stürmer."

Da geht er einmal in klarer Mondnacht hinaus, seinen Kummer und sein Elend zu vergessen, und wie er so hinschlendert längs der Straße und denkt, daß ihm niemand mehr werde etwas borgen wollen, nicht einmal das Aerar, weil das Elend in der Grenze zu groß und allgemein sey wegen des Mißwachses und der Theurung, da kommen Getreidewagen aus dem Banate gefahren.

„Hochbeladen zwanzig schwere Karren,
Daß im Sand die breiten Räder knarren.
Mühsam ziehn die Rosse ihre Lasten,
„Herr und Knechte schnarchen — nicht vom Fasten!"

„Zwanzig Fuhren segenschwerer Garben,
Gott! — und meine sieben Kinder darben!
Eh' ich's sprach, da kam der letzte Karren —
Sagt mir doch, worauf sollt' ich noch harren?"

Da zieht er seinen Handjar vom Gürtel, schleicht sich an den hintersten Wagen heran und sticht hinein, in der Absicht, einen der Kornsäcke mit der Waffe aufzuschlitzen, und

„Was sich Korn um Korn verstreut im Gleise,
Sey den ärmsten Darbern Rettungsspeise!"

Und wie er sticht und trifft

„— — — — — in Gottes Namen,
Rothes Blut spritzt auf statt goldner Samen!"

Darum haben sie ihn festgenommen und in Ketten gelegt, das Urtheil über ihn gesprochen und den Stab über ihn gebrochen, und darum soll er morgen hinausgeführt werden zur Spießruthenwiese und vom Leben zum Tode gerichtet werden, und darum steht er nun am Gitterfenster und singt hinaus in den stillen letzten Abend:

„— — In Gottes Namen
Rothes Blut spritzt auch statt goldner Samen!
Eines Wuchrers Seele ist verlodert,
Ach — und ich hab' nichts als Brod gefodert."

„Darum Eiche, Eichenbaum im Walde,
Deine Jungen wirst verlassen balde,
Deine Jungen wirst du bald verlassen,
„Wirst als Galgen stehn auf offner Straßen!"

„Soll es seyn — o daß sie dann schon kamen!
Muß es seyn — so sey's in Gottes Namen!"

Der Guslar schwieg, die einsaitige braune Geige aber klagte noch lange fort, als könnte sie sich nicht trennen von der Erinnerung an das traurige Geschick Marim's, und die armen Grenzer und Grenzerinnen, die umherstanden, lauschten noch lange athemlos, da auch die Gusla schon schwieg, und brachten nichts über die Lippen als ein seufzendes Siromaca! Kukavica!a (der Aermste! der Unglückliche!).

Die Kunde von dem neuen und traurigen Liede mußte sich mit Blitzesschnelle unter den Marktbesuchern verbreitet haben. Immer neue Haufen kamen herbei, begierig das Lied zu hören, und immer von neuem mußte es der Guslar beginnen, wenn er es einmal geendet hatte, bis ihm der Schweiß auf die Stirne trat, die beaugesengte von der Sonne und von dem ewigen Sitzen vor den Thoren der Städte und vor den Eingängen der Dörfer und vom ewigen Emporschauen nach jener Gegend, wo sich für all die Menschen, die um ihn stehen, der blaue Himmel wölbt und die Wolken ziehen durch die Schwüle des Tages. Was thut es, daß der Schweiß in schweren Tropfen auf seiner Stirne liegt? Er streicht doch unverdrossen seine Gusla und singt sein Lied und schaut zur Sonne empor. Seine Augen haben ja die Sonne nicht zu fürchten, und im sengenden Glanz des Mittags können seine Blicke nicht erblinden, denn

seine Lider sind geschlossen und haben nie den Himmel gesehen und nie den Frühling und nie die Welt und nie die Menschen, und was in ihm lebt, das ist kein Anschauen der Gegenwart, sondern nur ein Erinnern an längst verschollene Tage und Gestalten, ein Wiederhall vernommener Kunden und Klagen, und was aus ihm spricht, das ist nicht die Wonne des Frühlings und die Lust der Liebe, sondern die Geschichte, die vergangene Größe seines Volks und das Unglück und das gegenwärtige Elend. Neben ihm auf der Erde liegt sein breitkrämpiger Hut, der sein Auge nicht vor Sonnenschein, sondern sein Haupt nur vor Regen zu schützen hat, und die gläubigen Sluiner, Oguliner, Ottochaner und Sereschaner werfen Kupfermünzen hinein für goldene Lieder.

Abends, als der Leute auf dem Marktplatze immer weniger wurden und der Knabe, der den Blinden führte, die Kupferkreuzer aus dem Hute in die Torba* desselben zählte, um ihn dann an einem Stabe hinauszuführen aus der Festung nach einem der benachbarten Dörfer, konnte ich mir's nicht versagen, noch einmal zu dem Alten zu treten und mich einiger Silbergroschen als Vermittler eines anzuknüpfenden Gespräches zu bedienen. Ich fragte ihn, ob er nicht zu mir kommen wolle in's „Kaiserwirthshaus," um sich nach so mühevollem Tagewerke an einem Glase Wein zu laden.

„Wer ist der Mann, der mit mir spricht?" fragte der Guslar den Knaben, ehe er mir antwortete. — „Ein Herr." — „Und kennst du ihn?" — „Nein." — „Und was will der Herr?" — „Ich weiß es nicht." — „Ich will Euch auf meine Stube führen," sagte ich, „und Euch ein Glas verehren; ich liebe die Sänger."

„Wenn Ihr ein Herr seyd und einem Guslar ein Glas Wein einschenken wollt, dann seyd Ihr gewiß ein Fremder; denn unsere Herrn kümmern sich nicht viel um uns arme Guslars, und wenn das Volk nicht wäre, müßten wir verhungern mit unserer Gusla und alle Lieder kämen in Vergessenheit. Kennt Ihr den Gospon Vuk? Das war auch so ein Herr, der uns arme Guslare aufgesucht hat. Bei dem habe ich ganze Tage lang in der Stube gesessen, da er in unsere Gegend gekommen war, und hab' ihm Lieder vorgesungen und er hat sie aufgeschrieben und sich daran erfreut. Wenn ich einmal ein neues Lied weiß, so will ich den Gospon Vuk aufsuchen und es ihm gleich vorsingen." — „Ihr wollt also mit mir gehen?" — „Gerne, doch erst wenn der Markt vorüber ist." — „Könnt Ihr nicht gleich?" — „Ich bin müde und der Guslar muß auch seine Rast haben." — „Also morgen? Ich will Euch das Doppelte ersetzen, was Ihr an einem Markttage zu verdienen pflegt." — „Das geht nicht, Herr! Wenn Ihr mir auch doppelt so viel Geld gebt, so seyd Ihr doch nur Einer, der mich hört, und an einem Markttage werde ich von Hunderten gehört. Doch, weil Ihr ein so guter Herr seyd, will ich am letzten Markttage, das ist Mittwoch — versteht Ihr mich? — also am Mittwoch, etwas eher Feierabend machen und zu Euch kommen. — Hörst du, Knab? merk' dir den Herrn, wie er ausschaut und wo er wohnt, daß du mich hinführst. Und nun sieh, daß wir in unsere Herberge kommen." Und somit ging er weiter.

Ich mußte bei diesen Worten der Poeten des goldenen Hellas gedenken, denen gehört zu werden von den Tausenden, die sich bei den Volksspielen versammelten, höher galt als selbst der Preis. Und wahrlich, nicht nur Gestalten und Gesichtszüge, nicht nur manche Sitte, mancher kleine Brauch, mehr als eine hie und da im Gespräch auftauchende, aufblitzende Wendung ist es, was den Beobachter der südslavischen Weise nicht verkennen läßt, daß der Einfluß des kleinen Griechenlands auch in den damals noch wilden Stämmen in seinem Norden noch immer nachhallt und fortwirkt. Auch die rhapsodisch-epische Form der serbischen Poesie im Munde blinder wandernder Volkssänger ist, wenn gleich ganz gewiß keine Nachahmung (denn kein Urvolk ahmt nach), so doch wahrscheinlich eines und desselben Ursprungs mit der Art und Weise der Griechen, die Geschichte im Munde des Volks fortleben zu lassen.

Wie die Stämme der Griechen ursprünglich in ewige Fehden unter sich verwickelt waren, so sind die Slaven des Südens ein Volk des Krieges und der Thatkraft, braun, stämmig, markig, entschlossen, einfach, ausdauernd und bekannt mit dem Tode. In den Gebirgen der Cernagera gibt es ewigen Krieg mit den Türken aus den Thälern unten, ewigen Kampf um die Grenzen des kahlen Gebirgslandes, und der Mann legt erst die Waffe nieder, wenn die Stunde zum Sterben kommt, vorausgesetzt, daß er nicht früher mitten in einer Schaar Türken gefallen ist. Längs der Drave und der Donau lauert der Cordon in ewiger Kampfbereitschaft gegen den plünderlustigen Muselman, in Serbien leben die goldenen Tage Duschans unvergeßlich fort, und alle Gedanken sinnen Haß und Rache gegen die Sieger vom Amselfelde. So wird der Mann zum Schwerte geboren und lebt und stirbt als Krieger. Das Weib besorgt ihm das Haus, Knaben und Schwache den Acker; die Geschichte überläßt er dem Blinden, wie einst der Grieche die seinige, daß er sie bewahre in ewigen Liedern und fortpflanze von Geschlecht zu Geschlecht vor den Thoren der Städte und vor den Eingängen der Dörfer, und daß er sie den Waffenfähigen in lebendigen Bildern male.

* Eine Tasche, die an einem Riemen über der Schulter hängt.

Wer unter den Serben blind geboren ist, oder wem ein traurig Geschick auf immer den Anblick der Welt verschließt, den hat Gott zum Poeten bestimmt. Der Vater oder der Bruder kauft ihm eine Gusla, und mit dieser sezt er sich hin in eine finstere Kluft und lauscht zuerst auf das Rauschen der Bäume und auf das Pfeifen des Windes, und dann lernt er der Saite mit dem schwarzen Roßhaarbogen die Weisen entlocken, die er erlauscht, und wenn er die Gusla streichen kann, sezt er sich vor das Stadtthor und vor die Dorfmaut, schweigt ein Jahr lang und hört einem alten Guslar zu und gräbt sich die Gestalten Duschan's, Marko's, Lazar's, Milo's, Obilic's, Karagiorgje's tief in die Seele und ihre Thaten tief in's Gedächtniß, geht dann selber hin, wallfahrtet zu den Jahrmärkten und Gnadenbildern, pflanzt die Geschichte fort von Geschlecht zu Geschlecht, legt seinen Hut auf die Erde und nimmt kupferne Münzen für goldene Lieder.

Beiträge zum Verständniß der poetischen Formen.

VIII.

Wesen und Styl des Dramas.

Harsdörfer, der Stifter der Pegnitzschäfer, der vor zweihundert Jahren in seinem Nürnberger Trichter eine Reihe von Recepten veröffentlichte, durch die jedermann in sechs Stunden zum deutschen Dichter werden könnte, hielt bereits das Schauspiel für die höchste Dichtungsart, weil es die zwei Hauptforderungen der Poesie am vollkommensten befriedige, indem es nütze durch Erregung der Gemüther zum Guten, und zugleich belustige; denn wiewohl es Abscheu vor der Grausamkeit und Betrübniß mit dem Elend der Unglücklichen erwecke, so sey doch die kunstgeschickliche Nachbildung das, was ergötze, so wie uns zum Beispiel das treue Bild eines schrecklichen Löwen wohlgefalle. Er wies das Schäferspiel dem bäuerlichen Nährstand, das Lustspiel dem bürgerlichen Mehrstand, das Trauerspiel dem fürstlichen Ehrstand zu, und sein Freund Klay hielt sich sogar überzeugt, daß ehedem bloß Kaiser, Fürsten und Helden Tragödien gedichtet.

Wir wissen nichts mehr von derartigen Rangordnungen. Was immer in der Natur oder im Reich des Geistes seine Bestimmung erfüllt, das verwirklicht ein Ewiges im Strom der Zeit, das ist ein in sich Vollendetes, in seiner Weise ein Größtes; ich kann die Rose nicht unter die Eiche setzen, noch den Alexander über oder unter den Aristoteles. So ist auf dem Gebiete der Kunst nothwendig, daß der Stoff seine entsprechende Form finde, und es ist lächerlich zu streiten, ob Mozarts Don Juan oder Goethes Faust höher stehe; allein es ist nothwendig zu erkennen, daß ein gedichteter Don Juan und ein musikalisch dargestellter Faust das höchste nicht erreichen können, weil weder die Poesie das Empfindungsleben des Einen so innig und ergreifend wie die Musik, noch die Musik die Tiefe des Gedankens und die Macht des Selbstbewußtseyns so klar und befriedigend wie die Poesie offenbaren kann.

Allein das können wir sagen, daß für die Betrachtung der Kunst das Schauspiel den Schlußstein bildet, indem es auf einer Durchdringung und Verschmelzung der epischen und lyrischen Elemente beruht und auch historisch immer erst dann zur Ausbildung kommt, wenn diese bereits entfaltet waren. Die klarste Kunstgeschichte, die griechische, zeigt dieß am klarsten.

Erst nach Homer und Alcäus treten Aeschylos und Sophokles auf, und in ihren Tragödien lagern sich die epischen Erzählungen in den Botenreden neben den lyrischen Chorgesängen. Das Drama ist objectiv wie das Epos, es stellt Begebenheiten dar, aber so wie dieselben aus der Innerlichkeit der Charaktere hervorgehen; es ist subjectiv wie die Lyrik, es entschleiert uns die Tiefe des Gemüths, aber so daß wir sehen, wie dasselbe sich zu Thaten erschließt und in die Außenwelt bestimmend eingreift. Jede einzelne Gestalt wird zum lyrischen Dichter, um sich selber auszusprechen und die Welt im Spiegel ihrer Seele zu zeigen, der Schöpfer des Ganzen aber tritt hinter sein Werk zurück und läßt sich dasselbe in völliger Objectivität selbstständig vor uns entwickeln. Die dialogische Form allein macht noch kein Drama. Die indische Gita-Gowinda und das hohe Lied der Hebräer sind gleich Wilhelm Müllers schöner Müllerin und so manchem Gedicht von Uhland und Goethe in der Form der Wechselrede; es herrscht aber in ihnen durchaus der Selbstgenuß des Gefühls, und die Situationen wechseln nur, damit im Erklingen immer neuer Empfindungen ihr musikalischer Gehalt kund werde; das Drama aber verlangt die That und den handelnden Charakter. Es erzählt aber auch eine Begebenheit nicht als ein bereits Fertiges, so daß auf das äußere Geschehen, auf den schon gewordenen Weltzustand das Hauptaugenmerk gerichtet wäre, sondern es hebt die Stimmung der Individualitäten, ihre Leidenschaften und Zwecke hervor, und zeigt die Handlung in ihrem Werden und in ihrem Rückschlag auf den Charakter, dessen Thun und Leiden gleichmäßig zur Erscheinung kommen soll. Individuen sind der Mittelpunkt der Welt, wie in der Lyrik, aber auch die Welt ist als objective Wirklichkeit vorhanden, wie im Epos, und beide ergänzen einander, indem die Persönlichkeiten einen bestimmten Umfang der äußern Verhältnisse zu ihrem subjectiven Lebensinhalt machen und mit ihrer Eigenthümlichkeit, mit ihren Wünschen und Planen

bestimmend, umgestaltend in den Gang der Dinge eingreifen und dadurch sich selbst ihr Schicksal bereiten.

Der epische Held ist der Vorfechter seines Volks; er ist einstimmig mit dem Rathschluß des Schicksals; seine Aufgabe ist der Gesammtzweck, an dessen Durchführung alle mitarbeiten. Der dramatische Held will zunächst sich und die Verwirklichung seiner Individualität; er ergreift einen bestimmten Zweck als den seinigen, er scheidet sich von seiner Umgebung ab und kommt dadurch in Conflict mit ihr; er macht seinen Willen zum Gesetz der Welt, um im Kampf mit ihrer Ordnung entweder seine Selbstüberhebung zu büßen oder als Genius einen neuen schöneren Tag in ihr heraufzuführen. Herakles, Achilleus, Alexander, Dietrich von Bern, Karl der Große, Gottfried von Bouillon sind epische, Prometheus, Cäsar, Wallenstein, Napoleon sind dramatische Helden. Die Jungfrau von Orleans ist episch, sie folgt dem himmlischen Rufe, sie führt ihr Volk zum Sieg; zur dramatischen Heldin macht sie Schiller erst dadurch, daß er den Zug ihres Herzens in der Liebe zum feindlichen Feldherrn mit ihrer Sendung, die Engländer zu schlagen, in Widerspruch bringt. Schade, daß er die mittelalterlich nonnenhafte Ansicht, daß die Männerliebe überhaupt der reinen Jungfrau nicht zieme, dabei zu sehr in den Vordergrund gedrängt und dadurch ein Motiv in sein Werk gebracht, das keine Allgemeingültigkeit hat.

„Im Epos trägt die Welt den Helden, im Drama trägt ein Atlas die Welt," sagt einmal Jean Paul, und wir stimmen ihm bei im Unterschiede von Aristoteles, welcher in seiner Poetik schreibt: „Die Tragödie ist nicht Darstellung von Menschen, sondern von Handlungen, von Leben, Glück und Unglück. Denn auch das Glück liegt in den Handlungen begründet, und der Zweck der Tragödie ist eine Handlung, nicht eine besondere Beschaffenheit eines Menschen. Wir handeln nicht, um unsern Charakter darzustellen, sondern entwickeln nur in den Handlungen zugleich den Charakter. So ist Fabel und Handlung der Zweck der Tragödie, der Zweck aber ist das größte in allem: ohne Handlung könnte keine Tragödie seyn, wohl aber ohne Charaktere; das erste und gleichsam die Seele der Tragödie ist die Begebenheit, das zweite sind die Charaktere." Aristoteles steht hier auf dem Standpunkt der griechischen Weltanschauung, für welche die Innerlichkeit des Gemüths noch nicht für sich durchgebildet war, für welche die Subjectivität ihre Unendlichkeit noch nicht geltend gemacht hatte. Demgemäß trägt die ganze antike Kunst das plastisch epische Gepräge, das auch das griechische Drama nicht verleugnen kann. Weder Charakter noch Begebenheit kann fehlen, aber das Drama soll die Geschichte aus der Persönlichkeit entwickeln. Wer gäbe nicht noch so viele Mord- und Spektakelstücke ohne Charakterinnigkeit für Charakterdramen mit wenig äußerer Handlung, wie Lessings Nathan und Goethes Tasso? Erst Shakespeare war der offenbarende und gesetzgebende Genius für die dramatische Poesie, und bei ihm zeigt sich die Dichtergröße unter anderem auch darin, daß er die seltsamsten Geschichten nicht bloß wahrscheinlich, sondern zu nothwendigen Ereignissen dadurch macht, daß er eine Reihe von Individualitäten schafft, die nur zusammenzukommen brauchen, um jene Begebenheiten sofort zu verwirklichen.

„Mährchen noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr."

Wer den Beleg für diesen Goethe'schen Spruch recht ausführlich haben will, der lese in dem Buch von Gervinus über Shakespeare all die Abschnitte nach, in welchen der den Dramen zu Grunde liegende Stoff erzählt und die Art und Weise erörtert wird, wie der Dichter durch die Wahl der Charaktere die Begebenheiten stets zu einem nothwendigen Ergebniß subjektiver Innerlichkeit und dadurch dramatisch zu machen so meisterhaft verstanden hat.

Wenn der dramatische Held einen bestimmten Zweck oder eine Seite des Lebens ergreift, um sie im Unterschiede von andern durchzuführen, so gibt dieß auch seinem Charakter einen entschiedenen Ausdruck. Jener Zweck wird in das Gemüth aufgenommen zur bewegenden Macht oder zum herrschenden Pathos des Menschen, und ein eigenthümlicher Mittelpunkt stellt die Persönlichkeit als eine besondere Eigenthümlichkeit im Gegensatz zu andern dar. Der ganze Reichthum des Gemüths geht in jener einen Grundrichtung auf, der Grundton ihrer Stimmung durchdringt jedes Wort und jede That. Die epischen Helden stellen in ihrem Charakter mehr das Ganze der Menschheit dar, das unter mannigfaltigen Verhältnissen zur Aeußerung kommt; das Drama geht dazu fort den Scheinheiligen, den Geizigen, den Sonderling als solche hervorzuheben. Der Idealismus der Phantasie und des Gefühls, der Realismus des Weltverstandes, die Liebe, die heroische Willenskraft, der in sich webende Gedanke sind solche particulare Stimmungen und Richtungen dramatischer Charaktere: Tassos, Antonios, Romeos, Macbeths, Hamlets.

Der Epiker steht in der Gegenwart, aber er blickt von ihr aus auf die Vergangenheit, er erzählt das, was bereits wirklich geworden ist. Das Streben hat seine Erfüllung gefunden, das Geistige ist realisirt worden, das Ganze ist nun fest und gediegen da, ein Nothwendiges, an dem nichts mehr zu ändern, das nun ruhig und beschaulich aufzunehmen ist. Der Lyriker steht in der Gegenwart und spricht die unmittelbare Empfindung derselben aus; er stellt die Subjektivität dar im Auf- und Abwogen ihrer Gefühle, und das Gemüth beweist seine Freiheit und Selbst-

Herrlichkeit, indem ihm die Welt nur in ihrer Beziehung auf seine eigene Innerlichkeit gilt, und diese selbst sich als den Quell alles Werdens und Lebens genießt. Der Dramatiker steht in der Gegenwart und blickt auf die Zukunft, wie sie aus der Vergangenheit, aus den objektiven Weltzuständen durch die freie Persönlichkeit in der Gegenwart erstrebt oder zur Gegenwart gemacht wird. Was erst werden soll, das versezt uns in Besorgniß und Spannung, und das Gegenwärtige erregt unser Gefühl; insofern unterscheidet sich die dramatische Bewegung des Gemüths von der epischen Ruhe; aber die Spannung muß sich lösen, der Conflikt muß durchgekämpft werden, und so endet alle lyrische Erregung im Drama in einer gottergebenen Befriedigung des Gemüths. Die Freiheit der Persönlichkeit hat sich hier mit der Nothwendigkeit der Zustände und der sittlichen Weltordnung zu vermitteln; die Individualität bedarf zur Verwirklichung ihrer Zwecke der Außenwelt, sie muß also in dieselbe eingehen, um sie nach eigenem Sinne gestalten zu können, und so zeigt das Drama überall diese Wechseldurchdringung des äußern und innern Lebens. Es ist die Poesie der That, die That ist das Werk des Geistes, der Geist ist Selbstbewußtseyn, und dieses unterscheidet sich von der bloßen Naturentwicklung dadurch, daß es ein Bild dessen, was werden soll, in Gedanken entwirft, daß also das Künftige ihm in der Vorstellung schon gegenwärtig ist, und daß das Selbstbewußtseyn unter vielen Möglichkeiten wählend sich frei für Eines entscheidet, das als der Ausdruck der eigenen Innerlichkeit nun in der Außenwelt zur Erscheinung kommt.

Das Selbstbewußtseyn gibt sich kund durch das Wort; durch die Rede äußert sich der Sinn des Menschen, durch die Rede wirken die Persönlichkeiten auf einander ein, und unser Leben ist nicht Erzählung noch Gesang, sondern Wort und That, so daß das volle Lebensbild nur durch handelnde und redende Charaktere gegeben werden kann. Hiernach ergibt sich mit Nothwendigkeit als die entsprechende Form für das Drama die dialogische. Und da können allerdings einzelne Personen eine Schilderung der Vergangenheit, die noch bedingend hereinwirkt, oder einen Bericht des anderwärts Geschehenen durch Erzählung geben, es können allerdings einzelne Personen ihre Seelenstimmung, ihre gährenden Gemüthsbewegungen lyrisch offenbaren, die Hauptsache wird aber immer seyn, daß in der Kunst wie im Leben Keiner für sich allein besteht, sondern in der Wechselwirkung mit Andern, und daß dieß durch eine Wechselrede dargestellt wird, in welcher das Wort nicht bloß den Zustand des Einen kund gibt, sondern auch auf den Andern seinen Einfluß übt, indem es einen Widerhaken in das Gemüth des Hörers einsenkt, so daß in der Dialektik der verschiedenen Gedanken ein gemeinsames Resultat durch gemeinsame Arbeit erzielt wird.

Die Sprache selbst aber wird die Kraft des Willens und den Hauch der That athmen, ihr wird weder die behagliche Breite des Epos, noch die musikalische Klangesfreudigkeit der Lyrik eignen, aber sie wird ein Bild der Spannung und des Dranges nach einem werdenden Zweck in ihrer eigenen Bewegung geben, und da und dort die ganze concentrirte Macht der Individualität in einzelnen gewaltigen Lauten schlagartig hervorbrechen lassen, oder die Idee des ganzen Daseyns klar aussprechen. Als Muster solch dramatischen Dialogs nenne ich die erste Unterredung von Orest und Pylades in Goethes Iphigenie, oder das Gespräch von Tasso und Antonio, das zum Ziehen des Degens, das zwischen Jago und Othello, welches zum Ausdruck der Eifersucht führt. Auch Sophokles ist gleich groß in der zusammenhängenden Rede, durch welche seine Helden ihr Seyn und Wollen vollständig klar machen, wie in jenen Reihen von Wort und Antwort, in welchen jede Person stets nur einen oder zwei Verse spricht. Dieß hat bereits Solger bei ihm anerkannt. „Bei Aeschylos," sagt er, „werfen sich die Personen gewöhnlich die ganze Last ihrer Starrheit oder ungeheure Ausbrüche ihrer Leidenschaft entgegen; bei Euripides spielen sie manchmal ohne Maß mit Sophismen und müßigen Ausflüchten; bei Sophokles sind sie auf den innigsten Zusammenhang der Sache gerichtet, den sie in finnschwerer Kürze so aussprechen und wirken lassen, daß sie in der Seele des hartnäckigen Gegners einen Stachel geheimen Zweifels zurücklassen. So möcht' ich diese Reden bei Aeschylos mit geschleuderten Felsstücken, bei Euripides mit geschickt hin und her gespielten Bällen, bei Sophokles mit scharfen und klug gezielten Pfeilen vergleichen." — Im indischen Drama fehlt dieses Ineinanderwirken, dort herrscht die Stimme weiblich zarter Gemüthlichkeit statt der männlichen Thatkraft; die Spanier gefallen sich zu sehr in rhetorischen Prachtstücken. Auch eignet sich das absinkende Versmaß des Trochäus weit weniger für das Drama als der aufsteigend voranstrebende Jambus, der sich dabei von der gewöhnlichen Rede nicht allzuweit entfernt und doch in seinem gleichbleibenden Rhythmus dem Ganzen die gleiche Färbung und einheitliche Stimmung verleiht, welche die Kunst erfordert.

Selbst im Monolog wird das Dramatische sich dadurch zeigen, daß derselbe wie ein Zwiegespräch der im Individuum kämpfenden Gedanken oder eine Unterredung zwischen dem Ich und den umgebenden Dingen oder Zuständen erscheint. Ueberhaupt, wenn wir verlangen, daß das Wort die erste und hauptsächlichste Aeußerung des Selbstbewußtseyns im Drama sey, so gilt es hier selbst als That oder als Handlungen begleitend und veranlassend, und Johann Jakob

Wagner verlangt mit Recht in seiner Dichterschule, daß das redende Leben des Dialogs durchaus nur als Vehikel des handelnden Lebens und keineswegs selbstständig hervortrete, und nur die Schlechtigkeit der Poeten oder das wortreiche Gesellschaftsleben eines Zeitalters kann in das Drama Dialoge hineindringen, welche Abhandlungen über einen Gegenstand gleichen; der Dialog darf unterhandeln und verhandeln, niemals abhandeln.

Auch die Gedanken, welche die einzelnen Personen in Sentenzenform aussprechen, müssen stets von ihrer Gesinnung getragen seyn; das Gemüth muß sich aus der Bewegung der Leidenschaft und dem Strome der Empfindung durch jene zur selbstbewußten Klarheit und freien Allgemeinheit erheben, oder sie müssen der Ausgangspunkt für Willensentschlüsse seyn, und stets muß ihre Resonanz im Gefühle des Menschen vernehmlich werden. Shakespeares Hamlet und Goethes Faust, diese beiden Gedankendramen sind auch in dieser Beziehung vom höchsten Werth; der Gedanke ist das Pathos dieser Helden, der Zweifel ist die Qual des Gemüths, die allgemeinen Wahrheiten sind die Erkenntniß ganz individueller Situationen. Lessings Nathan, Schillers Posa und Wallenstein stehen ihnen nahe, aber die Reflexion gewinnt hier ein Uebergewicht, und daher mitunter ein docirender Ton oder der Ausdruck einer epischen Gedankendichtung, der die Wahrheit um ihrer selbst willen ohne Rücksicht auf besondere Verhältnisse ein Allgemeingültiges ist.

Stellt das Epos seine Gestalten klar und fest neben einander, so wird in dem Drama alles in einander verschränkt. Unsern Leserinnen möcht' ich sagen, daß der Epiker das Gewebe der von ihm geschilderten Begebenheiten in einfachem Vorderstich zusammenreiht, während der Dramatiker durch kunstvollen Steppstich die Personen und Schicksale in einander verschlingt. Ich habe früher schon auf das Epische des Reliefstyls in Phidias panathenaischem Festzug, in Thorwaldsens Alexanderzug hingedeutet; eine Analogie für das Drama bieten uns die bewegten Gruppen der Gemälde, die um einen Mittelpunkt in lebendiger Beziehung auf denselben geordnet sind. Ich erinnere nur an Raphaels Spasimo di Sicilia. Das Haupt des unter der Last des Kreuzes niedersinkenden Christus ist für den Sinn des Beschauers wie für das Auge der Mittelpunkt; im Kreise umgeben ihn die Frauen, die Kriegsknechte, Simon, der ihm das Kreuz abnehmen will, alle um ihn beschäftigt, und nebst den Reisigen im Hintergrunde durch die Beziehung auf ihn doch unter einander verbunden. Und so darf ich wohl an ein früher schon gebrauchtes Gleichniß erinnern: die Einheit des Epos ist die der Pflanze; jeder Zweig ist eine Individualität für sich und der Stamm erscheint nur als der gemeinsame Mutterboden der Zweige, die sich von ihm aus in die Lüfte erheben und zur Krone wölben, ohne daß die Blätter des einen in die des andern übergingen und so der Trieb absteigend zur Wurzel zurückkehrte. Die dramatische Einheit aber ähnelt dem animalischen Organismus, in welchem Ein Herz der Ausgangs- und Endpunkt, wie die bewegende Mitte der Lebenssäfte und der Adern ist.

Gerade weil der Dichter einmal seinem Werke die größte Objectivität verleiht, indem er nicht mehr als der Sänger oder Erzähler dasteht, sondern jenes ganz selbstständig und frei sich entwickelt, und andererseits das Ganze wie ein Spiel von einander unabhängiger, zunächst nur sich selbst darstellender Subjectivitäten erscheint, muß hier die alles zusammenhaltende Einheit um so straffer und abschließender hervortreten, so daß ein bestimmter Grundgedanke die ganze mannigfache Entfaltung beseelt und beherrscht und alle Besonderheiten des innern und äußern Lebens gegenseitig einander bedingen und durchdringen. Daher das Gesetz allseitiger und strenger Motivirung. Denn das Ereigniß soll in dem Willen der Persönlichkeit begründet und die individuelle Daseynsweise der Charaktere durch die Umstände und Situationen näher bestimmt und gefärbt seyn. Das Schicksal muß der Reflex des Gemüths oder die eigene innere Natur des Helden seyn, jede auftretende Person muß in der Grundidee des Dramas den zureichenden Grund ihres Auftretens und ihres Lebenslooses haben, keine Begebenheit darf ein äußeres Ereigniß bleiben, sondern auch der Schein der Zufälligkeit muß ihr durch die Herleitung aus den handelnden Mächten und durch ihre Rückwirkung auf deren Innerlichkeit genommen werden. Der Epiker hält sich an die Thatsachen, der Dramatiker macht sie zu Thaten des Geistes; der Epiker fragt nach dem Was, der Dramatiker nach dem Warum; jener ist historischer, dieser philosophischer. Darum blüht auch das Epos in der Jugend der Völker, das Drama aber erst zur Zeit ihrer geschichtlichen Reife, im Perikleischen Zeitalter, nach den Perserkriegen, in der Aera der Elisabeth nach der Reformation, in unserer Epoche nach den Aufklärungen des achtzehnten Jahrhunderts.

Doch um noch bei dem Gesetz der Motivirung einen Augenblick zu verweilen, wie meisterlich versteht Shakespeare selbst das Wunderbare, zum Beispiel seine Geistererscheinungen, einzuleiten, so daß wir, auch wenn sie für nichts als eine subjective Vision gelten sollen, sie mit Hamlets, Macbeths, Brutus Auge sehen! Wie meisterlich erscheint der Ausgang der Schlachten seines Heinrich V., seines Richard III. als die nothwendige Folge und die äußere Besieglung der innern Tüchtigkeit und des ewigen Rechts! Je mehr es dabei der Dichter versteht, die Hebel der

Collision und der Entwicklung im allgemein Menschlichen zu finden, desto mehr wird er für die Ewigkeit arbeiten. Was auf wechselnden Zeitansichten beruht, das verliert seine Kraft und Bedeutung. Das Gefühl der Ehre ist ein Ewiges, aber der spanische Coder äußerer Ehrenregeln ein Vergängliches. Dieß allein schon stellt Shakespeares Othello über Calderons Arzt seiner Ehre. Das Drama stellt die Ereignisse in unmittelbarer Gegenwart dar, und wenn der Dichter nicht veralten will, so muß er das immer Gegenwärtige darstellen, und seine Dichtung nicht auf bloßes Menschenwerk, sondern auf jene unwandelbaren Rechte des Himmels gründen, von denen Antigone spricht:

Denn heut' und gestern leben nicht, nein ewig sie
In Kraft, und niemand hat gesehn, von wann sie sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, März.

Die Sontag. — Die Oesterreicher. — Feste.

Wenn sich einst dem Sontag, den zwei Jahrtausende geheiligt haben, so viel Andacht, so viel Theilnahme an seinen Kirchengesängen zuwendete, als jezt unter uns die Sontag, die vor zwei Jahrzehnten die Ruhmesweihe empfing, mit ihren Opernarien wieder gewonnen hat, dann müßte in der That unsere vielersehnte, auch in diesen Blättern besprochene, religiöse Verjüngung mit messianischer Macht gekommen seyn. Doch man sieht hoffentlich, daß dieser nahe gelegte Vergleich nur einen Maßstab geben, nicht etwa ein Verdammungsurtheil über das Publikum, noch weniger über die Sängerin aussprechen sollte. Denn das Auftreten dieser anmuthigen und reinen weiblichen Erscheinung hat etwas so harmlos Erheiterndes, ihre fühlbar von der Gottesgabe des Talents durchhauchten und dabei so treu in den Schranken der Kunst gehaltenen Leistungen haben etwas so Edles und im Vergleich mit mancher ihrer Kunstschwestern so Wohlthuendes und beinahe Frommes, daß ich den Rigoristen sehen möchte, der nicht davon umgestimmt würde. Tertullianische Bühnenfeinde müßten bei solchem Gesang und Spiel zur Weltlust hingerissen werden. Und wirklich hat man auch überfromme Damen, die als strenge Verächterinnen aller Bühnenschau bekannt sind, aus weiter Ferne hergekommen am Figaroabend in unserer Theaterhalle erscheinen sehen. Was aber fast mehr sagen will, selbst das hiesige, sonst schwer entzündliche Publikum ist von dem seltenen Bühnengast wiederholt zum lauten und thätigen Enthusiasmus entflammt, dagegen ein anderes, bisher immer sehr bewegliches und wetterwendisches Wesen, das Repertoire des Hoftheaters, wie aus Ehrfurcht vor solcher Künstlergröße, vierzehn Tage lang zum treuen, sichern Standhalten gebracht worden. Regelmäßig einen Tag um den andern ist die Sontag hier vom lezten Februar bis 10. März aufgetreten, hat dann den Zwischenfall des hiesigen Bußtags, wie es heißt, zu einem Armenconcert in Prag benuzt, und erst gestern den 15. als Rosine in dem wiederholten „Barbier,“ dreimal vorgerufen und mit Kränzen, Sträußen und rosenfarbenen Gedichtblättern überschüttet, unter hier unerhörtem Beifallssturm ihren Cyclus geschlossen. Für das nächstfolgende Dessauer Gastspiel haben die Zeitungen bereits die combinirten Eisenbahn- und Theaterbillets ausgeboten. Auch uns hatten die Dampfzüge Fremde aus allen Gegenden zugeführt. Für die Regimentstochter oder den Barbier hatte die Stadtsage sogar den Besuch des preußischen Hofes angekündigt. Dieser blieb aus, wie zu erwarten war. Aber u. a. kam ein wohlhabender Privatmann aus Berlin, quartierte sich mit Frau und Bedienung auf die ganze lange Sontagfrist im Gasthof ein, und ließ sich allein die sechs Theaterabende in Logen des ersten Ranges 36 Thlr. pr. Cour. kosten. Die Ernte der Hofbühnenkasse, sonst im günstigsten Falle 900 Thaler, soll jeden dieser Abende 1900 überstiegen haben, woran doch nur 100 Louisd'or für die Gastspielerin abgingen. Die Preise waren für die meisten Plätze auf's Dreifache, noch in den fernsten und höchsten Sphären auf's Doppelte erhöht, und doch war die Noth und das Treiben um die Billets entsetzlich; zur ersten und lezten Vorstellung waren schon acht Tage vorher keine anständigen oder bequemen Plätze mehr zu haben. Flehende Stimmen ertönten aus den Gruppen, die des Kassirers Fenster in mehr als Einer Tagesstunde umlagerten und der Arme mußte zähe Geduld oder Härte entgegensetzen. Um so dankenswerther war die Menschenfreundlichkeit der Theaterdirektion, die dießmal auch zu den Proben den sonst streng verbotenen Zutritt unter der Hand genehmigt hatte. Wer vom Intendanten oder von Opernsängern und Kapellmusikern oder auch nur vom Hausmann des Theatergebäudes begünstigt war, oder sonstwie des Orts Gelegenheit erkundet oder erspäht hatte, konnte ungefährdet in das ägyptische Dunkel der Parket- und Parterreräume hineinschlüpfen. Erst drinnen begann die Gefahr; man mußte auf der Hut seyn, sich keiner der zuschauenden, still dasizenden Damen auf den Schooß zu setzen, und im Umhertappen und Tasten von manchem berührten Frauenmantel betroffen zurückfahren. Aber das Wagniß lohnte sich; es war anziehend genug, auch die Bühnenkünstler einmal, und namentlich diese Künstlerin recht eigentlich in ihrer Werkstätte zu belauschen. Die spärlich beleuchtete Bühne ließ unter den Gestalten im Alltagsrock doch an Figur und Stimme die Personen erkennen, und die Wiederholung mancher Scene war mehr ergözlich als verdrießlich. Die Sontag sang freilich nur mit halber Stimme; dennoch ließen sich bei einzelnen Stellen Zuhörer, welche die unterweltliche Nacht der Parterrelogen verbarg, zu einem spukhaften Klatschen hinreißen. Das Spiel auf den Brettern blieb ungestört davon. Sichtbar beim Schein seiner Lampe schmunzelte der Kapellmeister behaglich seiner singenden Unterthanin zu, hörte zuvorkommend ihre Zwischenfragen oder Bitten an, und war nicht minder als die Zuhörerschaft von der überlegenen Meisterin erbaut, die unbefangen ab- und zuging. Andere Mitglieder der Kapelle wollten indessen weder aus den Proben noch aus den Vorstellungen das erwartete Lob der Gefeierten mitbringen. Von ihren dem Publikum freilich angenehmen musikalischen Freiheiten belästigt, und vom nahen Instrumentenlärm umrauscht, hatte

sie mancher dieser Herrn nicht schulgerecht im Vartrag oder zu schwach an Stimme gefunden. Indeß ist ihre Unübertrefflichkeit im Zarten, Sanften, Anmuthigen, Schalkhaften auch bis in die fernsten Regionen manchen dahin verschlagenen urtheilsfähigen Zuhörerinnen nicht unbemerkt geblieben, und ihre Colaratnr, wie ihr bis zum Geisterhauch verhallendes Decrescendo von allen bewundert und innigst empfunden warden. Am Schinß der Regimentstochter legte sie, für die Albernheiten der Opernfabel entschädigeud, eine „Poikaarie" ein, die sie auch bei der zweiten Varstellung des Barbiers wieder anbrachte. In dieser eigens für sie componirten naiv lebhaften Meiadie, die seitdem ais Klavierstück bei den Mnsikalienhändlern reißend abgeht, schien mir ein guter Theil ihres ganzen Wesens rben so anfzngehen, wie die Gesangnatur der Jenny Lind in dem „Vöglein, warum singest dn?" Aber auch der gehalteneren Mazart'schen Musik ergab sie sich mit ganzer Liebe. Das stürmisch beklatschte Dictirduett im Figara weigerte sie sich nicht, wie sanst immer, auf einen leisr gewagten Dacaparuf zu wiederholen. Unter allen Mitspielenden wurdr neidlasr Hochachtuug in der allgemeinen Spannung der Kräfte bemerkbar. Figaros Hachzeit und der Barbier von Sevilla sind selten sa befriedigend hier gegeben worden. Auch an eingestreuten Huldigungen und schmeicheinden Stegreifworten ließen es die männlichen Mitspieienden nicht fehlen, Barthalo-Räder in gewahnter derbkomischer, Sulpice-Wächter, tratz des Grenadiercharakters, in sehr zarter Weise. Den leztern, der nur seiten nach anftritt, soll sie sich als Jugendgenossen aus der Beriiner Zeit der „schönen Henriette" ausdrücklich zum Mitspiel erbeten habeu. An diesr Königsstädter Epoche erinnerte nach vieles auch in ihrer Mimik. Sie bewährte die gebarene Schauspieierin, die Mimeutochter noch auf's Vollkommenste. Dir Gartensceue im Figaro, die erzähite Lebensrettung in der Regimentstochter ließen nichts zu wünschen übrig. Daß aber trotz alledem „Coketterie" in anonymen Briesen ihr vorgeworfen, und der anch in Berlin besprochene Umstand der „interessanteu Umstände" Gegenstand des Stadtgeklatsches wurde u. s. w., das werden Sie erklärlich finden uud etwas weiteres darüber nicht eben wünschen.

Var der halden Henriette * hatten wir hier etliche andere Gäste, die nicht gerade sa willkommen waren. Die durch Sachsen heimziehenden Ungarn, Lambarden, Mähren rc. nahmen ihr Nachtquartier ausschiießiich wieder in Dresden. Und dießmal sall die Aufnahme sogar van Seiten unserer Officiere, deren Gagen das varige mal stark in Anspruch genommen worden waren, nicht ganz wieder sa glänzend gewesen seyn. Aber schiimmer erging es den armen müden Fremdiingen von Seiten der Stadt. Die Einquartierungsbehörde hatte die Last möglichst gleich und weit vertheilen wollen, und sa wurden die auf der Eisenbahn in später Abend- ader Nachtzeit Angekammenen nicht nur in die äußersten Enden der Varstädte, sandern seibst weit vor die Stadt hinans bis über das Link'sche Bad und in die Mühlen des Planen'schen Grundes gewiesen, van wo sie doch in früher Morgenstnnde pünktlich wieder anf dem böhmischen Bahnhaf eintreffen sollten. Des Deutschen Uuknndige hatten ihre entlegenen Herbergen gar nicht finden können nnd auf den Feldern bivauakiren müssen, ader erst spät in der Nacht, van heimkehrenden Trinkern entdeckt, bei mitleidigen Schenkwirthen Aufnahme gefunden, oder gar auf die Abdeckerei hinausgewiesen, es vorgezagen, im Postgebäude liegen zn bleiben. Selbst inaerhalb der Stadt erging es manchem nicht besser. In der Wiisdruffer Vorstadt hatten vielr die Hausthüren schon verschiassen gefunden nnd waren, zu bescheiden den Einlaß zu erzwingen, auf den Steinwegen oder, vom Nachtwächter eingelassen, auf Flur nud Treppen liegen geblieben. In der Neustadt hatten andere ihre Quartierzettel iosen Buben, die sich zn Führern anbaten, überiassen und waren von diesen, die mit dem Zettel in's Dunkel davan liesen, stehen gelassen wardeu. Solche Nichtswürdigkeit mußte wohl von den erwachsenen Angehörigen eingegeben seyn, da sich die Jugend sanst gern fremdem Miiitär anschließt. Aber anch dir wahlwollendrren Quartiergeber ließen die ihnen Zugewiesenen doch lieber zu Gastwirthen verlegen und zahiten für den Mann $^{2}/_{3}$ bis zu 1 Thir., obwohl nur $^{1}/_{4}$ Thir. Entschädigung verheißen ist. Dennoch ist über dir Einqnartiertrn uirgend rine Kiage laut geworden. Dir Leutr waren alle sehr gutmüthig ader unter strengster Zucht. Außer zahireichen Arrestanten sollen in süßerer Haft vorzüglich vielr Hamburger Frauenzimmer mitgekommeu, und darnnter manches reiche Kramer- oder Maklerkind van glücklichen Feldwebeln heimgeführt worden seyn. Als die Leute fart waren, ertönte überall Lob und Dank; man kannte die Bescheidenheit nnd Gutherzigkeit der abgegangenen Gäste nicht genug rühmen. Seit gestern sind noch 2000 Mann nachziehende Reiter mit 3000 Pferden angekündigt, die mit der Ersparniß von Hnnderttausenden, wie versichert wird, den laugsamen Marsch der Dampfbefördernug vargezagen haben.

Man ist dem Finanzminister sehr dankbar gewesen, daß er die zweimaligen, zusammen fast 150,000 Thlr. erreichenden Staatskassendefekte (wafür nun dem früher erwähuten Hauptdefrandanten etliche Jahre Zuchthaus znerkannt sind) nicht mit Steuererhöhung, sandern durch ein geschicktes Geschäftsmanöver bei Rothschild ersetzen läßt. Aber nach dankbarer würde man dem Kriegsminister seyn, wenn er den bescheidenen ständischen Antrag, unser (doch uicht kriegsmächtiges) Heer wenigstens bis auf eiu Proceut der Bevölkerung (18,000) zu beschränken, nicht unbediugt abgelehnt, die Pensianiruugen höherer Militärs uicht so unglaublich vervielfältigt, den Dresdener Straßenkampf nicht ais Feldzug eingerechnet hätte. Weuiger wird über die Preßbeschränkung geklagt, abwahl die Bücher- und Zeitungsverbatr in den Regierungsblättern immer häufiger erscheinen und der Redakteur der „Canstitntionellen," weil er einmal die Verhaadlungen der ersten Kammer unter die Rubrik „Hoftheater" gestellt hatte, gebührend Abbitte für das „Versehen" hat leisten müssen. Die „Freimüthige" oder Freiwüthige, wie sie seit dem Angriff

* Eine drei Jahre jüngere Schwester Henriettens, Juliana Anna S. ist uns als Cisterciensernovizin zu Klostee Marienthal bei Görliz im Kaffeecirkel der Aebtissin bekannt geworden. Sie glich der Opernsängerin weniger im Aeußern als im Schmelz der Stimme, die auch aus dem Nonnenchor in der Kirche mehrmals hörbar hervorklang.

der Freimaurer genannt wird, soll wegen zurückgezogener Hülfsgelder ganz eingehen oder doch den Redakteur wechseln. Der bisherige hat seine Bomben gegen die Logen in eine besondere Schrift zusammengehäuft, die den Ständen übergeben worden ist.

Daß aber von den Staatsmaßregeln unsere Winterfreuden weder gleich dem Winter selbst hinausgeschoben noch irgend gestört worden sind, bedarf wohl nicht der Versicherung. Die Harmonieredoute war gleichwohl verhältnißmäßig schwach besucht und nicht sehr lebhaft. Die Damen klagten über die Laßheit der Herrn. Ein Waffentanz, meist von Offizieren ausgeführt, hatte allgemein, eine Bänkelsängerei auf die Freimaurer sehr wenig, ein Parfümeriewagen mit Blumen und Bonbons, die parodirte, nur zu deutlich bezeichnete Düngerausfuhr, hatte sehr ungleich gefallen. Weit glänzender natürlich war der »bal masqué« beim Minister von Beust ausgefallen, an dessen spanischen und russischen Quadrillen und bunten Aufzügen auch der Hof Theil genommen und wozu manche Dame über den Anzug telegraphisch mit Paris unterhandelt hatte. Die zahlreichen Künstler veranstalteten einen Ball in dem geräumigen Saal der Elbterrasse, den sie mit Gewächsen, Blumenvasen, Ampeln, goldenen und farbigen Streifen oder Schleifen etwas orientalisch phantastisch ausgeschmückt hatten.

Aber am 7. Februar erlitt dieser lebensfrohe Künstlerkreis einen herben Verlust an dem bekannten Maler und Dichter Rob. Reinick, der im 47. Lebensjahr unerwartet an einer bösen Adergeschwulst starb. Seine Lieder, seine Illustrationen, seine Kinderschriften sind verbreitet genug und bereits in andern Blättern besprochen. Der Verfasser, ein etwas hagerer blonder Mann von mittlerer Größe und edler Gesichtsbildung, war hier in vielen Kreisen wohlgelitten und seine Kunstgenossen schwärmten für ihn. In der Sturmeszeit von 1848 und 1849 hielt er sich zu den Besonnenen und Gemäßigten, wie seine Verse zu Rethels Todtentanz bekunden.

Paris, März.

Die französische Romantik. — E. Augiers neuestes Stück.

Das Ende der Restauration und die ersten vier bis fünf Jahre der Julireglerung waren für die französische Literatur im wahren Sinne des Worts eine Epoche der Erneuung; ein junger, blumen- und gewitterreicher Frühling schien auf Frankreichs verwelkten Parnaß mit einem male herabgestiegen; schock- und schußweise erhoben sich die talentvollen, wenn nicht großen Unbekannten; in einer Menge bis dahin nicht oder nur von wenigen besuchter Reviere wurde auf Ruf, auf Ruhm und andere minder problematische Güter Jagd gemacht. Aus diesem wilden, trunkenen, korybantischen Zuge emporstrebender Geister nach dem gelobten Lande einer in Frankreich noch nicht dagewesenen Poesie, aus dieser seltsamen Mischung von systematischer Lehre und anarchischer Praxis, diesem fanatischen Krieg der Empörung gegen das alte Recht und Herkommen im Reich des Schönen und dieser Uebertragung des tollen Parteiwesens in die Republik der Musen entstanden einige Bühnenwerke von wahrem Gehalt, wenn auch gefährlicher Richtung und allzukecker Form, eine Masse von lyrischen Versuchen, die an Farbe und Feuer alles übertrafen, was Frankreich in dieser Gattung aufzuweisen hatte, und im Gebiete des Romans eine nicht geringe Anzahl von Erzeugnissen, die vor dem Sittenrichter schlecht bestehen mochten, aber durch das Feuer der Phantasie, die Spannkraft der Verwicklung, die Eigenthümlichkeit der Gestalten, die Fülle von Mark und Blut, den Nerv des Ausdrucks, und einzelne derselben auch durch die Meisterschaft der Sprache nicht bloß den großen Haufen der plebejischen Leser bestachen. Doch endete diese Bewegung, die gleich im Anfang den Charakter literarischer Saturnalien hatte, wie jede Orgie, mit einem Ausschlafen des Rausches, und gegen die Mitte der vierziger Jahre hatten von der heiligen Schaar, die der Standarte Victor Hugos folgte, nur ein paar unverbesserliche Nachzügler sich erhalten, die niemals nüchtern werden wollten, und jenen bemoosten Studenten, die bis in's Schwabenalter Collegien hören und in der Kneipe ihre tägliche Andacht verrichten, sich vergleichen lassen. Der Meister selbst begrub sich in der Akademie und schrieb die Burggrafen. Aber den Samen, den die Neuerer in ihren bacchantischen Windungen aus vollen Händen ausgestreut, die Schlagworte, die sie ausgesprochen, die Winke, die sie gegeben, wurden von zahlreichen Jüngern nicht bloß, sondern auch von vielen unbefangenen Zuschauern des Schauspiels aufgegriffen und nach und nach Gemeingut. Als daher die Reaktion gegen die ästhetischen Revolutionäre wie billig eines schönen Morgens in die Mode kam, konnte sie sich schon nicht mehr auf die klassischen Ueberlieferungen, auf die drei Einheiten des Aristoteles und die Beispiele der zwei verflossenen Jahrhunderte stützen, sondern sah sich gezwungen, den guten Geschmack anzurufen, den gesunden Menschenverstand und ähnliche allgemeine Götter, die jeder zu verehren behauptet, aber nach seiner Weise verehrt wissen will. Sogar Shakespeare, der große Patron der Romantiker, wurde von den jüngeren Gegnern als Zeuge und Muster herbeigeholt, und man sah in der französischen Literatur eine Erscheinung, die in der englischen Politik häufig vorkommt, sich wiederholen. Die Tories, nachdem sie den Whigs lange widerstrebt, nehmen endlich die Idee der Whigs in die Hand und führen sie in ihrem Sinne, zu ihrem Vortheil und auf ihrem Wege aus.

Der beliebteste und wohl auch der begabteste dieser literarischen Tories ist Emil Augier, der Verfasser des Schierlings und des bürgerlichen Tugendstücks Gabriele. Emil Augier ist einer von den Günstlingen des Publikums und der Kritik, er hat schon eine Schule gebildet, und namentlich seine antike Gemme, der Schierling, hat den Wetteifer eines ganzen Dutzends von Dichterjünglingen erregt. Das Alterthum, schon durch die Rachel wieder in Aufnahme gebracht, wurde plötzlich wieder eine Fundgrube dramatischer Stoffe und poetischer Motive; wie in den Tagen der Perrücke und des Reifrocks, wurden die Griechen und Römer von neuem die Beute aller großen und kleinen Poeten, die sich die Bühne zum Tummelplatz ausersehen hatten, und heutzutage wird in Paris gewöhnlich zu einem Exercitium in zwei, drei, fünf Akten verarbeitet, was früher zu einer Gedichtsammlung sich gestaltet hätte. Darein aber sezte man die Neuerung, daß man vorgeblich die Alten weit genauer und lebenstreuer schilderte, indem man gewisse Formeln der antiken Geselligkeit in seinen Dialog aufnahm, einige Gebräuche, die in Latium und Attika gäng und gäbe waren, erwähnte oder gar in Scene sezte und alles, was auf Tracht und Hauswesen Bezug hat, mit archäologischer Sorgfalt berücksichtigte. Im siebzehnten Jahrhundert, sagte man, hatte man von den Griechen und Römern nur die Namen; all diese Hellenen und Quiriten, mit denen wir in den Tragödien von Corneille und Racine zu thun haben, mögen sie der heidnischen Fabel oder der Geschichte angehören, sind im Grunde nichts als verkleidete Franzosen, adelige Dilettanten der Fronde, Höflinge von Versailles, oder ungläubige Philosophen, und eine Perrücke tragen die einen wie die andern. In der That hatten die vielgescholtenen Dichter der sogenannten klassischen Schule ihren Personen etwas von der Sprechweise und Lebensart des Jahrhunderts gelassen; aber obgleich Britonnicus seine Geliebte mit „schöne Prinzessin" anredet und die Römer und Römerinnen des Stücks sich gegenseitig mit Seigneur und Madame traktiren, so ist doch das Trauerspiel, in dem sie auftreten, ein so wahres, eindringliches, feines und anschauliches Gemälde des tiefen Verfalls der römischen Sitten unter dem Scepter der Cäsaren, wie es heutzutage jenseits und diesseits des Rheins, des Kanals und der Alpen dem hervorragendsten Bühnentalente zu entwerfen schwerlich gelingen würde.

Emil Augier hat von der Manie, die durch sein Beispiel zwar nicht hervorgerufen, aber doch stark gefördert wurde, für seine Person sich frei gehalten und das dramatische Genrebild der antiken Welt seit seinem ersten Auftreten nur ein einziges mal, und zwar in einer anspruchslosen, einaktigen Kleinigkeit, wieder aufgenommen. Er hat zweimal, das erste mal in einer fein gedachten, aber nicht lebensfähig angelegten, mit großem Fleiß ausgeführten, aber vom Publikum nicht verstandenen, daher auch nicht gut befundenen Studie gewisser Grillen und Widersprüche des menschlichen Gemüths, das zweite mal mit bedeutendem Erfolg in einem größeren, theilweise komischen, den Hauptscenen jedoch und dem wesentlichen Inhalte nach ernsten und empfindsamen Werke, in welchem die Vortheile der Tugend für eine junge Hausfrau, die sich langweilt, prosaisch, aber pathetisch und wirksam auseinander gesezt werden, ganz moderne Verhältnisse behandelt. Kurz nach den Februartagen wurde eine dem Stoff nach etwas leichte und dünne, allein sehr poetisch gehaltene Komödie, »l'aventurière,« von ihm aufgeführt, aber der ungünstige Zeitpunkt, so wie das ungenügende Spiel, vielleicht auch der etwas zu luftige Charakter der liebenswürdigen Dichtung machte, daß der im Allgemeinen günstige Entscheid der Kritik vom Publikum nicht bestätigt wurde.

Vor kurzem ist nun Augier mit einer neuen Arbeit, halb Drama, halb Lustspiel, unter Rachels Mitwirkung aufgetreten, und dießmal scheint bis jezt das Publikum besser als die Kritik gestimmt zu seyn. Die Romantiker zumal sind ungemein streng und Theophile Gauthier, der für das vorlezte Stück des jungen Dichters, eine altgriechische Courtisanenidylle, nur hohe Gönnerworte der Aufmunterung gehabt hatte, erscheint dießmal so barsch und unwirsch, wie er es selten ist. Dieser Unmuth erklärt sich indessen leicht und er sucht den Grund davon gar nicht zu verhehlen. Wenn jemand die geheime Triebfeder seines Verhaltens schlecht versteckt, so heißen das die Franzosen die Ohrenspitze zeigen. Theophile Gauthier begnügt sich mit der Ohrenspitze nicht, er zeigt gleich das ganze Ohr. Emil Augier hat nämlich in seiner „Diana" das Gehege Victor Hugos beschritten und ziemlich offen ein Thema, das dem Fürsten der Romantiker schon gedient hatte, sich angeeignet. In seiner Marion de Lorme hat nämlich Victor Hugo den despotischen Einfluß Richelieus auf den widerstrebenden König und die Folgen des Kampfs, den der unbeugsame Cardinal gegen eine von den Ausschweifungen des damaligen Adels, gegen die Duellwuth unternommen hatte, zum Vorwurf gewählt und die Schilderung dieser Zustände darf allerdings unter die besten Erzeugnisse seiner sonst so oft irregeleiteten Schöpferkraft gerechnet werden. Emil Augier hat gleichfalls an die Darstellung dieses Fragments der französischen Geschichte sich gewagt, und eine solche Dreistigkeit konnte von Seiten der Trabanten Hugos unmöglich ohne Strafe hingehen. Aber zugeben muß man ihnen, daß Victor Hugo seinem jüngeren Nebenbuhler in diesem Wettstreite unbestreitbar und unvergleichlich überlegen ist.

Die Heldin des neuen Dramas, Diana de Mirmande, ist eine Calvinistin, die sich jedoch mit versöhnlichem Geiste, ohne deßwegen ihren Glauben abzuschwören, den Katholiken zuneigt, und während sie in der Christnacht für ihren jungen Bruder, an dem sie nach der Eltern Tode Mutterstelle vertritt, und der unterdessen mit frohen Gefährten sich vergnügt, ein schönes, ritterliches Wams vollendet, plözlich von dem Besuche einer fliehenden, jungen Dame überrascht wird, der vier bis fünf von süßem Wein erhizte Cavaliere ungestüm auf dem Fuße folgen. Die Dame, Marguerite Grandin, ist die Tochter eines großen Herrn, und es stellt sich aus der Erzählung, die sie von ihren Schicksalen gibt, heraus, daß sie einem gewissen gemeinen Kerl von Stand, den sie verabscheut, vermählt werden soll. Der aufgedrungene Bräutigam befindet sich unter den weinglühenden Eindringlingen und hat sich die andern Ritter zugesellt, um der schönen Beute, die sich ihm überall, wo sie nur kann, entzieht, auf dem Wege nächtlicher Entführung habhaft zu werden. Die Schöne hatte nämlich der Mitternachtsmesse beigewohnt, wurde beim Herausgehen aus der Kirche von der erwähnten Bande überfallen und war, um Schutz zu suchen, in die Wohnung Dianens eingedrungen. Ihre Dränger wollen sie auch in diesem Asyl ergreifen, aber Diana, von einem alten Diener unterstüzt, der schon mit seinem blutgewohnten Schwerte herauszurücken im Begriff ist, tritt ihnen entgegen und hält sie durch friedlichen Widerstand und würdevolle Vorstellungen zurück. Der am wenigsten Aufgeregte der jungen Männer, de Prienne, erwiedert in galanten Worten Dianens Rede, die übrigen schließen sich ihrem Stimmführer an und ein Keim zärtlicher Neigung entsteht aus diesem Vergleiche zwischen de Prienne und Diana, die, nachdem die Fremden fort sind, ihrem heimkehrenden Bruder unter Vorwürfen über sein nächtliches Schwärmen das Vorgefallene mittheilt.

De Prienne und seine Begleiter haben sich verschworen, um dem Cardinal Richelieu, gegen den sie als adelige Herrn Beschwerden in Hülle und Fülle haben, das Leben zu nehmen, und das Haus der Herzogin von Rohan, de Prienne's Herzensfreundin, dient den Verschworenen zum Stelldichein. Die Herzogin hat von Marguerite Grandin, deren Vater unter den Verschworenen die komische Figur spielt, den Vorfall in der Christnacht erfahren, und somit auch den Eindruck, den Diana und de Prienne auf einander gemacht. Sie will daher Diana sehen, und läßt sie, ich weiß nicht mehr unter welchem Vorwande, zu sich kommen. Diana kommt mit ihrem jungen, feurigen Bruder; de Prienne und seine Collegen sind da, unter ihnen de Cruas, Marguerites aufgedrungener Bräutigam, der, einsehend, daß er das Mädchen, um das er geworben hatte und das ihm versprochen war, nicht bekommen werde, von der, die noch vor kurzem seine Verlobte war, mit Verachtung spricht. Dianens Bruder, dem Fräulein Grandin in die Augen gestochen, begehrt dagegen auf, ein heftiger Zank entspinnt sich, der Zank führt zur Herausforderung und Diana, ergriffen, erschüttert, aber stolz und muthig, gibt ihrem Bruder zur blutigen Begegnung gleichsam selber Segen und Weihe. De Cruas wird getödtet und de Prienne gewährt in einem unauffindbaren Verstecke seines Hauses dem Bruder der geliebten Diana eine sichere Zufluchtsstätte. Niemand weiß davon als er und Diana. Diana kommt zum Besuche ihres Bruders;

die Polizei hatte sie in's Haus gehen sehen; sie schließt daraus, daß der Duellant in demselben verborgen sey. Sie droht das Haus niederreißen zu lassen, wenn der Schuldige nicht ausgeliefert oder die Anwesenheit Dianos in der Wohnung de Brienne's nicht erklärt werde. „Es ist meine Geliebte," sogt Brienne, und noch einigem Zoudern stimmt Diana dieser Erklärung bei. Da stürzt Diana's Bruder aus seinem Versteck hervor und gibt sich preis; er will den Ruf seiner Schwester nicht vernichten, um sich das Leben zu erholten, und wird gefangen abgeführt. Diana sieht keine andere Rettung für ihren Bruder als in der Gnade des Königs, do aber diese ohne den Sturz Richelieus bei dessen Gewalt über den König nicht zu erlongen ist, in dem Untergong des Cardinols, der nun so sehr als möglich beschleunigt werden muß. De Brienne führt Diona in des Königs Gemoch ein, wo sie dessen Ankunft hinter einem Vorhange erwartet. In diesem Hinterhalt belauscht sie ein Gespräch zwischem dem König und dem Cordinal, worin der König erst seine Ungeduld und seinen Aerger über das Joch, unter dem der Cardinal ihn gesongen halte, dann seinen Entschluß, nun mit eigener Hand die Zügel zu führen, kund gibt. Richelieu vertheidigt sich erst, thut alsdonn, ols ob er der Geschäfte überdrüssig wäre, entfernt sich, ols diese List nichts hilft, kommt jedoch wieder zurück und fleht, sich demüthigend, den König on, er möge ihm doch die Vollendung des Werks, mit dem er bisher betraut gewesen, überlassen und die Durchführung einer Arbeit, wie die Umgestaltung und Rettung des Vaterlandes aus den Nöthen der Anarchie, nicht in Hände legen, die zu schwach dafür seyen. Ludwig XIII. gibt nach und Richelien ist wieder Herr. Diano erscheint und bittet um die Gnade ihres Bruders. Sie bietet einen hohen Preis für dieses theure Leben; sie entdeckt die Verschwörung, die Richelieu bedroht, und warnt ihn vor dem Orte, wa die That geschehen soll. Richelieu fardert mehr, er will die Namen der Verschwörer. Diana ist auf der Folter; sie ist zwischen den scheußlichsten Verrath und den Tod ihres Bruders gestellt. Eine gonze Scene hindurch dauert die Marter. Richelieu sieht, daß es unmöglich ist, dieser starken Seele Herr zu werden, und da er nicht unnöthiges Blut vergießen will, so gibt er nach und unterzeichnet den Gnodenbrief. Er verzichtet auf den Fong der Verschworenen und begnügt sich domit, die Gefahr zu meiden. Aber der Polizeilieutenant erscheint und gibt zur Entdeckung der Verschworenen ein Auskunftsmittel an. Diona hatte dem Cordinol gestanden, daß Einer von den Verschworeihr Geliebter sey, und der Polizeilieutenant glaubt, in Folge der Scene bei de Brienne, zu wissen wer Dionens Geliebter ist. Er macht sich anheischig, denselben zu entdecken und die Richtigkeit seiner Entdeckung unumstößlich nachzuweisen. Es handelt sich darum, Diana und de Brienne var Zeugen zum gegenseitigen Bekenntniß ihrer Liebe zu bringen. Die Sache wird geschickt eingeleitet und gelingt in so weit, daß de Brienne Angesichts der Herzogin von Rahan, des Polizeilieutenants und einiger anderer von dem leztern bestellten Persanen Diana einen förmlichen Heirathsontrag macht; diese aber hat den Plan durchschaut, lehnt das Anerbieten de Briennens entschieden ob und stylisirt diese Weigerung so gewandt, daß es den Anschein gewinnt, als habe zwischen ihr und Brienne niemals die geringste Wechselbeziehung verliebter Natur stattgefunden, und es beruhe also das Gerede davon auf einem Mißverständniß. Diana bleibt ledig, sie wird ihr übriges Leben für den Monn, dem sie entsagen muß, beten, und nimmt für dos Glück, das ihr entgeht, das Glück ihres Bruders, der das Mädchen heimführt, für dessen Ehre er sich geschlagen, als Entschädigung an. Dieser Gang der Dinge wird von den Eifersuchtsregungen der Herzogin von Rohan, der ehemaligen Geliebten de Briennes, die jedoch in die Handlung keine abschätzbare Störung und keinen merklichen Aufenthalt bringen, durchkreuzt, und der Varhang fällt zum leztenmal unter wüthendem Herousrufen der Mll. Rachel.

(Schluß folgt.)

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 15. 11. April 1852.

Wem ein tugendsames Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen.
Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln.
Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebenlang.

Sprüche Salomos.

— So ward mein Amt
Von Gottes Gnade mir gegeben,
So mein Beruf mir angestammt,
Im frischen Muth, im warmen Leben.

Annette von Droste.

Gestalten aus der Alltagswelt.

Aus dem Leben einer schwäbischen Hausfrau.

I.

„Ahnfräulein" oder „Ahnfrau" wird in einigen Gegenden Schwabens die Großmutter oder Urgroßmutter genannt, und unter diesem Namen möchte ich am liebsten eine meiner Vorfahren einführen, deren lebensvolles Bild mir heute besonders frisch vor die Seele tritt.

Selten wird ein Leben weniger Wechsel der Scene geboten haben, als das der Ahnfrau. Von ihrer Geburt bis zum Tode, vom ersten bis zum vierundachtzigsten Lebensjahr, waren die Mauern einer kleinen Stadt der einzige Schauplatz ihrer Freuden und Leiden, ihrer ganzen Wirksamkeit, ein Schauplatz, den sie nur sehr selten, zu kurzen Besuchen bei Geschwistern oder Kindern verließ. Und doch, wie mannigfache Bilder in diesem einfachen Rahmen! Welch frisches, lebenswarmes Gemüth, welch unverwelkliche Herzensblüthe hat sich auf einem Boden erhalten, den man sonst kaum für tauglich hält, um Küchengewächse darauf zu ziehen!

Sie war einmal jung und schön gewesen, das Ahnfräulein, das ich nur noch als eingeschrumpftes Mütterchen gekannt, und sie ließ das nicht ungern merken, um so mehr, als das Conterfei, das noch aus ihrer Blüthezeit existirte, leider durchaus von keiner Meisterhand herrührte und einen gar unvollkommenen Begriff von ihren jugendlichen Reizen gab. Doch schaute selbst dieses mittelmäßige Machwerk mit der Rose in den gepuderten blonden Haaren und mit den lichtblauen Augen so freundlich drein, daß ein Bauersmann einst ganz verwundert fragte: „Aber wer ist denn die schöne Jungfer da?" — „Das bin ich einmal gewesen, Jakob." — „Sie, Frau Syndikusin? Ach, du lieber Gott, wie kann doch der Mensch verwesen!" Dieser wenig schmeichelhafte Ausruf hat dennoch das gute Ahnfräulein höchlich ergötzt, denn wenn sie noch eitel war — und wer ist's nicht? — so war sie's am liebsten auf ihre Vergangenheit, in der sie lebte und webte bis zum letzten Hauch.

Jugendliebe.

Die Ahnfrau hatte jung geheirathet, sehr jung, wie das in frühern Zeiten viel öfter geschah, wo man den Most gern süß einkellerte und es dem Ehstand überließ, ihn abzuklären, während es bei uns im Lauf der Dinge liegt, daß er gehörig ausgegohren hat, ehe er in's Faß kommt. Beides mag sein Gutes und Schlimmes haben; wie man mir sagt, soll der süß eingekellerte Most leichter geneigt seyn, trüb und schwer zu

werden. Beim Ahnfräulein war dieß nicht der Fall; sie ist nicht schwer geworden, bis zum letzten Tropfen nicht.

So früh sie nun aber auch das bedeutungsvolle Ja gesprochen, auf das ihr ganzes Leben als volles, freudiges Amen gefolgt ist, es war doch nicht so früh, daß nicht ihr Herz zuvor Zeit gefunden hätte, sich noch ein klein wenig auf eigene Hand zu rühren. Diese erste leise Herzensregung ist eine schöne traurige Geschichte, die ich sie am liebsten selbst erzählen lasse; wenn ich es nur noch ganz mit ihren Worten könnte.

„Siehst du, ich habe es recht gut gehabt in meiner Jugend, obgleich wir zehn Geschwister waren und tüchtig schaffen mußten. Der Vater war nicht reich, aber gar angesehen, und von Mangel und Sorge war keine Rede. Jezt kann man sich's gar nicht mehr vorstellen, was ein Beamter seiner Art dazumal für ein Herr war, und vollends, wenn einer so ein grundgescheidter Mann war wie mein Vater, der zum Herzog mußte, so oft er nach Stuttgart kam. Ja, ja, wir haben etwas Rechtes gegolten; ich selber trug mein Näschen etwas hoch und dachte damals nicht, daß hier in L., wo der Vater regierte, auch sein Tochtermann wachsen würde."

„Nun, es kamen manchmal vornehme und gescheidte Herren aus der Residenz zum Vater, und wir waren solche Besuche gewöhnt; aber Einer ist bisweilen gekommen, nicht oft — da hat mir allemal das Herz geklopft, wie sonst nie in meinem Leben, und es hat sich sonderbar getroffen, so oft er gekommen ist, gefahren oder geritten, jedesmal mußte ich just am Fenster seyn und ihn sehen, und jedesmal hat er heraufgeschaut und mich gegrüßt, und ich mochte nun am Küchen- oder am Oehrnfenster stehen, oder in der Stube, er hat immer am rechten hinaufgeguckt. Wenn er bei uns zum Essen geladen wurde, bin ich aber immer zulezt gekommen: ich hätte mich so gern recht schön angezogen und habe mich dann doch wieder geschämt es zu thun."

„Haben Sie denn auch recht viel mit einander gesprochen?" — „Gesprochen? ich möchte wissen wann? Ich sah ihn nur bei Tisch, und da hätt' ich den Vater sehen wollen, wenn Eines von uns ungefragt bei Tische geredet hätte. Hie und da hat der S. aber doch die Rede an mich gerichtet, aber ich bin immer so roth geworden und so verlegen, daß ich kaum antworten konnte. Ich habe auch gar nie geglaubt, daß er nur ein klein wenig an mich denke, ein so schöner Mann, und so vornehm! Man sagte damals schon, daß ihn der Herzog verschicken werde. Nur ein einziges mal habe ich's doch ein bischen gemeint. — Da war er beim Vater und kam gerade allein über den Hof, als ich eben auf der Staffel stand und meine Blumenstöcke goß; ich hatte nicht viele, zwei Rosenstöcke und einen großen Nelkenstock. — Ich spürte schon von weitem, daß er auf mich zukomme, aber ich rührte mich nicht und zupfte nur immer an einem einzigen Rosenblatt. Wie fuhr ich aber zusammen, als ich seine Stimme hörte: „Ei, was für schöne Rosen, Jungfer Caroline!" Ich wußte gar nicht was sagen, und sah nur ein klein wenig nach ihm auf. „Blüht gar keine von den schönen Knospen für mich?" fragte er wieder. Da hatte ich, ehe ich mich besonnen, die allerschönste abgeschnitten, aber ich hatte nicht den Muth, sie ihm zu geben, bis er selbst sie sanft aus meiner Hand zog. „Danke, danke schön," sagte er mit einem Lächeln — das vergesse ich nicht! — und ging rasch weiter. Was sonst noch am selbigen Tage vorgefallen ist, weiß ich nicht; ich glaube, ich wurde tüchtig gezankt von der Mutter, weil ich wie im Traum herumlief; es war mir immer, wie wenn ich mit allen Glocken zusammenläuten hörte. Am andern Morgen ritt er ab vom Schwanen drüben; das Röslein hatte er an seinem Knopfloch stecken, es war über Nacht aufgegangen. — Ich habe viele Nächte nicht schlafen können und viel Angst gehabt, ob es keine der großen Schwestern bemerkt."

„Ein paar Wochen nachher war der Vater verreist und wir hatten große Puzerei im Hause. Das ganze Haus wurde umgekehrt, Kisten und Kasten geleert, und wir alle hausten mit Besen und Bürsten, wuschen, polirten und wichsten Kommoden, Tische und Schränke und fürchteten uns sehr vor der Mama, die an den Puztagen immer höchst übler Laune und leicht erzürnt war. Da kam der Bastel, der alte Stadtbote, an mir vorbei die Stiege herauf. „Wo find' ich die Frau Mama? Da ist ein Brief, nicht an's Amt, an den Herrn selber." — „Droben ist sie, Bastel, in der obern Gaststube." Der Bastel ging hinauf; nach dem Brief fragte keines von uns."

„Der Vater blieb damals viel länger aus, als er selbst und wir geglaubt. Er war aber schon wieder ein paar Tage zu Haus, als er gelegentlich bei Tisch zur Mutter sagte: „Ei, Nane, denke, der S. ist mit der Gesandtschaft nach Oesterreich gekommen, und er hat nicht einmal schriftlich oder mündlich Abschied von uns genommen. So geht's, wenn die Leute vornehm werden! Von dem hätte ich's aber nicht geglaubt." Die Mutter verwunderte sich gehörig darüber, auch die Schwestern gaben ihr Wörtchen drein, ich aber konnte keinen Bissen mehr essen; ich war froh, daß der kleine Christian, der neben mir saß, mein Teller in der Stille ableerte, weil's eben was Gutes war. In der Nacht habe ich wohl bitterlich geweint; ich hatte freilich nie geglaubt, daß er an mich denken werde, nun aber that mir's doch in der Seele weh. Niemand sprach indessen mehr von ihm, und ich dachte, ich sey eben ein recht einfältiges Mädchen gewesen."

„Da bekam mein Mann selig, der seither Substitut beim Vater gewesen war, die Stelle eines Syndikus, was für seine Jugend schon recht viel war. Er kam zum Vater und hielt um mich an. Der Vater ließ mich in seine Stube rufen und eröffnete mir's recht feierlich. „Du hast ganz deinen freien Willen, Caroline," sagte er zum Schluß; „ich erwarte aber, daß du vernünftig bist, und den Antrag eines so geschickten und rechtschaffenen Mannes mit Dankbarkeit annimmst." Da wußt' ich nun wohl, wie es mit dem freien Willen stand, und daß ich nicht anders durfte; aber es war mir noch gar, gar nicht um's Herz, wie wenn ich ja sagen wollte. — Siehst du, ich hatte gewiß immer rechten Respekt gehabt vor meinem Mann selig, er war auch ein schöner, stattlicher Mann, sehr ernsthaft und gesezt für seine Jugend, und der Vater hielt große Stücke auf ihn; aber daß er mein Mann werden könnte, daran hatte ich mein Lebtag nicht gedacht, und ich meinte, es könne nicht seyn. Der Vater aber hielt es für puren Hochmuth von mir, weil mein Mann von armen Eltern herstammte, und sagte mir tüchtig die Meinung darüber. Endlich aber sprach er: „Wenn du nur einen einzigen vernünftigen Grund hast Nein, zu sagen, so will ich dir mit keinem einzigen Worte zureden." Einen vernünftigen Grund hatte ich aber nicht, nur einen recht unvernünftigen; so sagte ich denn in Gottes Namen Ja, und bat Gott, mir ein freudiges Herz dazu zu geben. Das hat er auch gethan, und ich wurde eine recht vergnügte Braut, als ich sah, wie sie alle ihre Freude hatten, und wie die Eltern meinen Bräutigam ehrten und mich mit, so daß ich jezt am Tisch mitsprechen durfte, wie die Mama selbst. Mein Bräutigam that mir auch zu Lieb und Freude, was er nur konnte. Einmal aber, da hat er's mit dem besten Willen doch nicht gut getroffen, das war mir gar zu arg."

„Ja, was war denn das?" — „Nun sieh, er hatte eine neue Wohnung verwilligt erhalten, das schöne große Haus, das du ja wohl kennst, und hatte es einstweilen bereits bezogen. Nun hatte ich ihm lange versprochen, ihn einmal mit der Mama zu besuchen, und es wurde endlich auf einen gewissen Tag ausgemacht. So gingen wir also, ich und die Mama, in aller Stille über den Marktplaz, ich dicht an den Häusern, weil ich in einiger Verlegenheit war. Siehe da fuhren an dem neuen Logis alle Fenster auf, und der Stadtzinkenist mit all seinen Gesellen blies heraus mit Trompeten, Pauken und Klarineten, die allerneueste Ecossaise! — Du kannst dir denken, daß die Fenster der ganzen Nachbarschaft auch aufflogen, und alle die Köpfe herausstreckten, und die Gassenkinder zusammenliefen, und alles fragte: „Was ists? was gibts?" — „Ei, der neue Syndikus läßt seiner Jungfer Braut aufspielen!" — Ich hätte in den Boden sinken mögen! Er hatte es freilich herzlich gut gemeint und mir die höchste Ehre anthun wollen, aber ich hab' es lang nicht vergessen können."

„Nun gut, das war vorbei, und wir waren vergnügt und zufrieden miteinander, da meldete sich eines Tags der Herr Onkel Landschaftsassessor zum Besuch an. Das war immer eine große Wichtigkeit. Man stach Kapaunen und bestellte Forellen, in der obern Staatsstube wurden frische Vorhänge aufgemacht und das seidene Bettcouvert überzogen. Der Vater, der sich sonst gar nie um Haushaltungssachen bekümmerte, ging selbst mit mir hinauf, um nachzusehen, ob auch alles recht im Stande sey. Ich langte eben das Lavoir von ächt chinesischem Porzellan von der Kommode, ein Prachtstück, das nur bei solchen Gelegenheiten, und stets mit großer Angst gebraucht wurde, weil man uns von Kindheit an fabelhafte Begriffe von seinem Werth beigebracht hatte. — „Da liegt ja ein gesiegelter Brief an Sie, Papa!" rief ich erstaunt, und mit einemmal fiel mir selbiger Brief ein, den der Bastel damals am Puztag gebracht hatte, und mir wurde recht bang auf das Ungewitter, das es wegen dieser Vergeßlichkeit der Mutter geben werde."

„Der Vater öffnete rasch den Brief und las ihn. Sein Gesicht wurde immer ernster und nachdenklicher. „Das kommt nun zu spät!" sagte er langsam, und gab mir nach kurzem Besinnen den Brief: „Da lies, Caroline, es geht dich an." Und mit großen Schritten ging er auf und ab, während ich erstaunt und mit klopfendem Herzen den Brief las. Aber das Herz ist mir fast still gestanden. — Was meinst du, daß in dem Briefe stand? Eine förmliche Werbung des S. um meine Hand beim Vater, und ein klein Brieflein darin an mich, so schön, ich könnte es heut noch auswendig sagen. Da wurde mir's ganz dunkel vor den Augen; ich wollte nur allein seyn, und ging hinunter in das Schlafstübiein."

„Aber das ist doch gar zu traurig! Ja, was haben Sie denn gethan?" — „Gebetet habe ich, Kind, wohl auch geweint, aber gebetet zu dem, der den Sturm auf dem Meer gestillt hat, und es ward auch in mir eine große Stille. Nach einer Stunde ließ mich der Vater wieder zu sich kommen. Nun hat mich's mein Lebtag gewundert, daß der Vater mir nur den Brief gezeigt und noch ein Wort über die Sache verloren hat, nachdem ich schon eine verlobte Braut war; aber es muß bei ihm eben sehr tief gegangen seyn. Er sah ganz bleich, ganz verlegen und bekümmert aus. „Caroline," sagte er, „das ist nun schlimm; mir thut's weiß Gott leid, daß es so gegangen ist, aber mein Wort —" — „Wir brauchen uns nicht mehr zu besinnen, Papa," sagte ich ruhig. „Wenn es Gottes Wille gewesen wäre, so hätt' er's anders fügen können. Ich habe wohl einmal gedacht, ich möchte einen Mann, den ich recht, recht lieb haben

könnte, so von ganzer Seele, und so will ich nun den Friedrich (so hieß mein Mann selig), lieb haben, und Gott wird mir dazu helfen." — „Du bist ein braves Mädchen, Caroline; Gott wird dir's gut gehen lassen." Und der Vater gab mir zum erstenmal die Hand. Sein Wort ist auch in Erfüllung gegangen; der liebe Gott hat's uns gut gehen lassen, und uns reichlich gesegnet mit Wohlstand und Herzensfreude, und acht gesunde und brave Kinder sind heute noch meines Alters Trost und Freude."

„Aber haben Sie denn dem S. gar nicht einmal geschrieben?" — „Ob der Vater es gethan hat, weiß ich nicht, für mich, als eine verlobte Braut, wäre das nicht recht gewesen. Weh gethan hat mir's freilich, daß er sich so verschmäht glaubte und im Groll von uns geschieden ist; aber ein recht stolzer Mann muß er doch gewesen seyn, sonst hätte er nicht so scheiden können."

„Aber der Bräutigam, der hat doch das Opfer gewiß recht erkannt und Sie auf den Händen getragen?" — „Er war ein getreuer und rechtschaffener Mann und mein bester Freund auf der Welt, der mich sein Lebenlang in Liebe und Ehren gehalten hat; aber da wärest du falsch daran, Kind, wenn du glaubtest, er sey darum ein besonders unterthäniger Ehemann gewesen, weil ich zuerst kostbar that und mir eine Weile wie ein Prinzeßlein vorkam. Nein, er ist recht der Herr und das Haupt des Hauses gewesen und ich ihm gehorsam und unterthan, wie es einer rechten Frau gebührt. Ich würde das nicht selbst sagen, aber er hat mir's noch auf seinem Todbett bezeugt. Die Geschichte mit dem S. aber und dem Brief habe ich ihm erst anvertraut, wie er und ich gewiß wußten, daß ich den Irrthum nicht mehr beklagte. Es ist eine schöne Sache, Kind, um das eheliche Vertrauen, und eine rechte Frau wird kein Geheimniß vor ihrem Mann behalten; aber gar zu voreilig muß man nicht damit seyn, sonst wirst man leicht ein Häckchen in des Mannes Seele, das nachher schwer auszuziehen ist."

Hochzeit und Ehestand.

Wer sich nun nach der Geschichte dieser Jugendliebe die Ahnfrau vorstellen wollte als eine Harfe mit zerrissenen Saiten, die nur noch Einen wehmüthigen Accord nachklingen, oder als eine Trauerweide, lebenslang hinabgebeugt auf das Grab des versunkenen Jugendtraumes, der wäre groß im Irrthum. Die Herzen à la Werther trug man dazumal noch nicht, und wenn man sie getragen hätte, so meinte sie just nicht, daß sie alle Moden mitmachen müsse. Sie ertrug das Leben nicht, sie griff es an mit frischem Muth, und wenn das Leben ein Kampf ist, so hat sie ihn freudig und ritterlich durchgefochten.

Daß sie nicht eben sentimentaler Natur war, das beweist der erste Schmerz ihres Ehestandes, der in der Entdeckung bestand, daß ihr junger Ehegemahl — nicht tanzen könne. Neben aller Sitteneinfalt der guten alten Zeit wurden wichtige Lebensereignisse, Hochzeiten, Taufen u. dergl. stets mit entsprechender äußerlicher Feierlichkeit begangen. Hochzeiten, wo man sämmtliche Gäste mit einer Flasche Malaga und einem Teller Süßigkeiten abfertigt, deren Rest der Conditor nachher wieder zurücknimmt, kannte man dazumal noch nicht. So wurde denn auch die Hochzeit der Ahnfrau mit gebührender Solennität gefeiert, alle Freunde, Verwandte und Bekannte, sämmtliches Schreibereipersonal ihres Vaters waren geladen, alle Dienstleute, Wäscherinnen und Taglöhner des Hauses, ja sogar ehemalige Mägde nebst Eltern und Geschwistern der aktiven wärmten sich am grandiosen Küchenfeuer und der reichlichen Mahlzeit, die daran bereitet wurde. Der Hofrath, ein Jugendfreund des Bräutigams, producirte ein schalkhaftes Carmen, auf Atlas gedruckt, aus dem ich mich nur noch der Strophe entsinne:

> „Hinführo darfst du deine Syndikußin
> Ohne alle Sünde kussen."

„Nun war am Abend," erzählte die Ahnfrau, „wie üblich, der Hochzeitball. Vorher hatte es seit langem keine Tanzgelegenheit gegeben, wo ich es hätte erfahren können. Als nun die Spielleute ankamen, stand ich mit meinem Mann auf zum ersten Menuet. Als wir aber anfangen sollten, trippelte er nur so mit den Füßen hin und her. „Ei, warum fangen Sie denn nicht an?" fragte ich; ich habe nämlich erst nach der Hochzeit Du zu ihm gesagt. — „Ja, tanzen habe ich noch nie können; es thut mir leid," sagte er mit Lachen. Mir aber war's gar nicht lächerlich; ich schämte mich vor all meinen Gespielen, daß ich einen Mann habe, der nicht tanzen könne, und es kam mir wie eine rechte Unredlichkeit vor, daß er's nicht vorher gesagt."

Viel Zeit zum Tanzen hat die gute Ahnfrau nun nicht gehabt, wie tanzlustig auch damals die sechzehnjährige Hochzeiterin gewesen seyn mochte. Als sie kaum zwanzig Jahre alt war, wimmelten schon drei Kinderchen um sie, „wären alle unter Einen Korb gegangen." Auch hat ihr der Gatte die Tanzfreude, die er nicht selbst theilen konnte, wenigstens nicht mißgönnt.

„Man wußte damals gar nicht anders, als daß Frauen in gesegneten Umständen zur Ader lassen mußten, und es war der Brauch, sich an diesem Tage etwas zu gute zu thun. Man machte einen Spaziergang über Land, und es wurde etwas Besonderes gekocht. Nun war's gerade ein regnichter Tag, als ich das erstemal zur Ader gelassen hatte. Unser guter

Freund, der Hofrath, kam herüber: „So, die Frau hat heut zur Ader gelassen; was stellt ihr denn an bei dem bösen Wetter?“ Man rathschlagte lange hin und her; endlich sagte der Hofrath zu meinem Mann: „Wenn du deine Geige holen wolltest, so könnten wir ein Tänzchen machen.“ Gesagt, gethan. Du mußt wissen, daß mein Mann selig prächtig die Geige spielen konnte; so holte er denn die Geige und spielte den ganzen Nachmittag auf, und wir zwei tanzten dazu. Der Doktor ist nachher freilich böse geworden, aber es hat mir nichts gethan, und unser Aeltester war ein Prachtkind.“

„Aber Ahnfrau, so jung möcht' ich doch nicht heirathen.“ — „Ist auch ganz und gar nicht nöthig, nicht im Mindesten, will dir's durchaus nicht wünschen, und deinem künftigen Mann noch weniger, wenn's gleich bei uns gut ausgefallen ist. — Ich bin noch ein rechter Kindskopf gewesen, und habe viel Lehrgeld bezahlt. Gesund war und blieb ich, Gott Lob und Dank! Als mich die Frau Försterin in meinem ersten Wochenbett besuchen wollte und ganz leise in das Schlafzimmer trat, sah sie nur das aufgemachte Staatsbett, weit und breit keine Frau Wöchnerin. „Wo ist denn Ihre Frau?“ fragte sie verwundert und ängstlich die Magd. — „Ach, die Frau sind nur hinten im Hof, und schleifen ein bischen!“ Es war nämlich Winter, und hatte mich schon lang gelüstet nach der prächtigen Schleife im Hof. Du kannst dir aber denken, daß ich scharf von den Frauen mitgenommen wurde, und mehr noch später einmal, als ich am Jahrmarkt eine ganze Tafel voll Gäste sitzen ließ und dazwischen hinein mit meinen Schulkamerädinnen auf dem Markt spazieren ging, daß die Magd daheim sich derweil nicht zu helfen wußte.“

Vergeblich waren die Lehrgelder nicht ausgegeben, und die Ahnfrau ist eine so gute und tüchtige Hausfrau geworden, wie nur je eine im guten Schwabenland, die nicht nur der Küche und dem Haus, sondern auch Gärten, Feldern, Ställen und Wiesen nebst Kühen und Kälbern vorzustehen hatte. Und doch hat sie ihren frischen Muth dabei behalten. — Die Kinder, die rasch hintereinander nachwuchsen, wurden nicht als Last und Plage, sondern recht als Gottesgabe aufgenommen. Dafür machte man auch keine Umstände mit ihnen, kleidete die Jungen in Zwilchwämser und Lederhosen, die Mädchen in selbstgewobenen Barchent, wenn gleich ein Bild, das die zwei ältesten des Hauses, den Knaben im Federhut, das Mädchen in hoher Frisur und Poschen darstellt, noch Zeugniß gibt, daß man bei festlichen Gelegenheiten auch Staat mit ihnen machen konnte.

Die Garderobe vererbte sich auf das nächstfolgende Familienglied, es wurde ihm anprobirt und paßte, wie die Ahnfrau meinte, stets „wie angegossen.“ Die Söhne und Töchter selbst waren gerade nicht immer dieser Meinung, und die Kleider und Wämser mit recht gesunden Flicken darauf ließen meist noch hinlänglich Raum für künftige Körperentwicklung. — Die Betten waren je für zwei und zwei, und das konnte bei Störungen der geschwisterlichen Eintracht fatal werden. Der Gottlieb und der Christian z. B., später die einträchtigsten Brüder, waren in ihrer Kindheit so eine Art Don Manuel und Don Cäsar, und geriethen sich im wörtlichsten Sinn dergestalt in die Haare, daß die Mutter darauf kam, ihnen die Köpfe glatt abrasiren zu lassen.

Drangsale aller Art blieben natürlich nicht aus, Löcher und Beulen, Keuchhusten und Scharlachfieber; die Ahnfrau aber steuerte getrost auch durch solche Trübsalsfluthen. Sie war einmal eben im Stall, um der Magd praktische Anleitung im Melken zu geben, da stürzte die gesammte Kinderschaar mit Zetergeschrei herunter: „Der Christian hat Mausgift gegessen, der Christian hat Mausgift geschleckt!“ (genascht). Schnell besonnen reißt die Mutter den armen Sünder herbei, gießt ihm von der warmen, frischgemolkenen Milch so viel ein, als nur immer den Schlund hinab zu bringen ist, und noch ehe der in Eile herbeigerufene Arzt erscheint, ist durch die gewaltsame Explosion, die nun erfolgte, das Gift mit all seinen schädlichen Wirkungen entfernt, und der Christian bildete sich später noch etwas darauf ein, daß er in solcher Lebensgefahr gewesen.

Der Gottlieb freilich, der sah's bedenklicher an. Als er mit dem Christian einige Jahre später beim Herrn Onkel Landschaftsassessor in Stuttgart zu Gast essen durfte, wartete ihnen dieser zum Nachtisch drei Pfirsiche von einem Spalier seines Gartens als höchste Rarität auf, und fragte triumphirend: „Nicht wahr, Buben, so habt ihr noch nichts gegessen?“ — „O, warum nicht,“ sagte der Christian; „'s Frizles Käther gibt so sechs für einen Kreuzer.“ Dem älteren Gottlieb, in tödtlicher Verlegenheit, wie er des Bruders Taktlosigkeit beschönigen sollte, fällt endlich bei: „Ach, Herr Großonkel, nehmen Sie's doch nicht übel, daß mein Bruder so dumm ist, aber vor drei Jahren hat er einmal Mausgift gegessen, das hat ihm vom Verstand genommen.“

Das Haus des Ahnherrn lag dicht neben dem Gasthof. So geschah es denn einmal, daß ein dicker Herr ganz patzig in die Stube trat, wo eben die Ahnfrau mit den Kindern allein war. „Kann ich einen guten Schoppen haben?“ — „Warum nicht?“ meinte die Ahnfrau, die den Irrthum gleich gemerkt, und brachte aus ihrem Keller einen bessern, als jemals der Schwanenwirth seinen Gästen vorgesetzt. — „Ich möcht' auch ein Brod!“ befahl der Dicke wieder. — „Da ist ein neugebackenes,“ sagte die gefällige Hausfrau. „Und ein Licht zu meiner Pfeife!“ — „Sophie, bring Licht!“ befahl die Mutter. — „So, und jezt

möchte ich allein seyn," kommandirte er ferner, da sich die Jugend des Hauses mit aufgesperrten Mäulern um den ungenirten Gast zu schaaren begann. „Schon gut, will meine Kinder hinausschicken, kommt Kinder!" Und mit unerschüttert gutem Humor verließ sie mit der jungen Schaar das Zimmer. Der Dicke aber stellte seinen Schoppen neben sich, öffnete das Fenster der Parterrewohnung, und begann so recht behaglich seine Pfeife hinauszurauchen. Da bemerkte ihn sein Kutscher, der indeß ausgespannt hatte. „Ei, Herr Amtmann, wo sind denn Sie?" fragte er erstaunt. — „Wo werd' ich seyn? Im Wirthshaus um mein Geld," schnauzte der hinaus. — „Du lieber Gott, nein! da wohnt ja der Herr Syndikus; Sie sind um eine Thür zu weit."

Da machte der dicke Amtmann sachte das Fenster zu, steckte die Pfeife ein, und schlich sich eben so leise hinaus, als er laut herein getreten war, nachdem er vergeblich nach der Magd gespäht, um ihr etwa ein Trinkgeld in die Hand zu drücken. Um Weihnachten aber kam eine Schachtel guten dürren Obstes als Zeche für die liebe Jugend. Man sagt, der Herr Amtmann sey künftighin selbst in Wirthshäusern höflicher aufgetreten.

Mit so frischem Humor wußte sie alle Verhältnisse aufzufassen, und ich bin nicht gewiß, ob er Ursache oder Wirkung der körperlichen Rührigkeit und Lebendigkeit war, mit der die Ahnfrau durch Wochenbetten, Kinderkrankheiten und Kriegsnöthen rüstig durchsegelte. Niemand sah der zartgebauten Frau an, welch kräftiges Regiment sie als Hausfrau und Mutter führte, wie sie den Töchtern thätig voranging bei Feld- und Hausarbeiten jeder Art, zu denen jezt jede Magd von Bildung noch eine Untergehülfin verlangt. Darum ist ihr auch der reiche Segen, der ihr Haus sichtbar krönte, und der mit jedem Kind zu wachsen schien, nicht zugeflogen wie eine gebratene Taube, sondern zugewachsen wie dem fleißigen Winzer der edle Wein, der die Frucht seines sauren Schweißes, und doch eine wundersame Himmelsgabe ist.

Transatlantische Skizzen.

III.

Clima von Newyork. — Lebensart.

Das hiesige Clima hat mich überrascht, da ich nicht darauf gefaßt war, in Nordamerika einer fast tropischen Hitze zu begegnen. Freilich hätte ein Blick auf die Karte mich darauf vorbereiten können, da Newyork fast unter derselben Breite wie Madrid liegt. Ich hatte das versäumt und war daher nicht wenig erstaunt, gegen Ende Augusts noch eine Hitze von 40 Grad Reaumür im Schatten erleben zu müssen und im September noch von sechs Personen in den Zeitungen zu lesen, die an Einem Tage vom Sonnenstich in den Gassen befallen und getödtet worden, und zwar nur in der Stadt und in der Vorstadt Brocklyn. Uebrigens ist die Hitze hier nicht so lästig, wie sie es wohl an andern Orten seyn würde. Die Luft ist durchaus rein und ganz frei von Dünsten, und das Meer, wie der schöne, über alle Beschreibung schöne und großartige Hudson, tragen sehr viel dazu bei, die Hitze erträglicher zu machen. Nur sind die oft furchtbaren Gewitter nicht von der Erquickung begleitet, die ihnen in Europa folgt; nach denselben ist es wieder so heiß wie zuvor.

Daß die Küsten Nordamerikas oft von furchtbaren Stürmen heimgesucht werden, ist eine bekannte Sache; ich habe aber noch nichts dergleichen erlebt. Wenn der Sommer durch die herrschende große Hitze dem Norddeutschen namentlich sehr lästig wird, so ist der Herbst dagegen über alle Beschreibung köstlich, wärmer, erquicklicher und gesunder vielleicht als sonst irgendwo. Die Morgen sind etwas kühl, doch sinkt der Thermometer selbst dann nicht unter 14 bis 15 Grad, so wie aber die Sonne aufgeht, wird die Luft warm und der Thermometer steigt auf 20 bis 21 Grad, was man bei offenen Thüren und Fenstern sehr gut aushält. Fast ohne Ausnahme ist das Wetter schön, ein Tag so golden wie der andere, der Himmel immer blau und unbewölkt, die Luft angenehm, so daß man schon am frühen Morgen gern bei offenen Fenstern sitzt und um Mittag den Schatten sucht, und das gegen Ende Oktobers, wo es in Norddeutschland Reif, oft schon Schnee gibt. Man sagt mir, dieses köstliche Wetter hatte bis Neujahr an, dann trete etwas Kälte mit Schnee ein und damit sey der Winter zu Ende. Anstalten zur Abwehr der Kälte, wie man sie in Deutschland trifft, kennt man hier nicht, man geht der rauheren Jahreszeit ohne Sorge entgegen.

Noch immer ist jezt die Vegetation reich, zum Theil sogar noch üppig. Besonders prangt der hiesige schönste Baum, die Trauerweide, die die Höhe und den Umfang der riesigsten deutschen Eichen und Buchen erreicht und über alle Beschreibung schön und malerisch ist, noch im vollsten Blüthenschmucke und verleiht der Landschaft unendlichen Reiz. Unsere Buche suchte ich vergeblich in den angrenzenden Wäldern; die Eiche fand ich, aber mit riesenhaften Blättern und so winzigen Früchten, daß ich sie zuerst gar nicht als Eicheln erkannte. Die Flora ist durchaus verschieden von der europäischen, namentlich der deutschen, und nur selten wird der Blick durch ein an die Heimath erinnerndes Gewächs erfreut. Alles ist hier colossaler, bis auf das Gras hinab, das dem Stroh ähnliches, sehr kräftiges Heu gibt. Aechte und Roßkastanien, Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, verschiedene Arten in Europa unbekannter Nüsse, auch die Reben wachsen hier in der Wildniß; nur trägt leztere nicht die edle, erquickliche Frucht wie bei uns, und selbst wo man den Wein cultivirt, hat er einen widerlichen Fliedergeschmack; aber er ist dabei vollkommen reif und süß. Auch die Pfirsche wachsen hier schon wild und zwar in solchen Massen, daß sie mit Metzen gemessen werden. Auch die Melonen, deren man in der besten Zeit große und sehr schöne für einen Cent (1/3 Groschen) kauft, sind sehr schmackhaft; man hat sich aber vor dem zu häufigen Genusse derselben zu hüten. Die Ananas kommen aus dem Süden und sind überaus schön und saftig, auch billig. Der Wald bietet, außer dem bereits Genannten, noch Brombeeren und Heidelbeeren, außerdem jezt im Herbste eine Menge der schönsten, mir unbekannten Beeren, von denen gewiß viele eßbar sind, die man aber nicht zu kosten wagt, aus Furcht, daß giftige darunter seyn könnten. Groß ist die Plage, die man von den Insekten auszustehen hat; namentlich sind die Wanzen und zwei Mückenarten überaus lästig, so daß man Nachts nicht ohne ein Mosquitonetz schlafen kann. Eine gleich große Plage sind in den Häusern Ratten und Mäuse, gegen die man sich kaum zu schützen vermag.

Das häusliche Leben ist weit leichter und einfacher als bei uns. Da gibt es keine großen Küchen, selbst nicht bei dem Reichsten, mit ihren Hunderten

von Schüsseln, Geräthschaften, ihrem mächtigen Feuerherde u. s. w. Ein einfacher, größerer oder kleinerer Kochofen, den man gewöhnlich im Kamin des Wohnzimmers aufstellt, und der dann im Winter zugleich zum Heizen dient; ein paar Blechgeräthe, Teller, Schüsseln, und die Küche ist fertig. Der Amerikaner lebt höchst einfach und hat in der Regel täglich nur Ein Gericht, Fleisch und Gemüse, im selben Topfe zusammengekocht, auf seinem Tische. An Sonn- und Festtagen kommt eine süße Speise, ein sogenannter Pay, eine Art Fruchtpastete, dazu; allein er muß täglich dreimal Fleisch auf seinem Tische sehen und in hinlänglicher Menge, Morgens, Mittags und Abends, und zwar macht der Handwerker, der Karrenführer, der niedrigste Handlanger ganz dieselben Ansprüche auf Wohlleben oder vielmehr auf Ernährung. Das Fleisch ist auch sehr gut und im Ganzen nicht eben allzutheuer, während die Lebensmittel sonst Preise haben, wie man sie in ganz Europa nicht kennt.

Ueberhaupt ist das Leben in Newyork außerordentlich theuer, namentlich Miethen, Dienstlohn und Feuerung. Eine Wohnung von zwei bis drei Zimmern kostet in guten Stadttheilen monatlich zwölf bis fünfzehn Dollars; ein nur etwas brauchbares Dienstmädchen erhält monatlich fünf bis sieben, ja neun Dollars Lohn und thut dabei was es will. Sie geht Sonntags aus, und zwar zu jeder beliebigen Tageszeit, ohne vorher um Erlaubniß zu fragen. Die Worte Dienstbarkeit, Dienstbote bestehen gar nicht in der Sprache der Amerikaner, man hat nur Gehülfen und Gehülfinnen, und das ist, bei manchen Mißbräuchen, die aus solchem Verhältnisse entstehen, sehr schön. Hier ist auch dem Aermsten sein Höchstes, seine Menschenwürde, gesichert; hier sagt man „Sir" zum Reichsten wie zum Bettler; hier sind Dame und Dienstmädchen „Ladies," ja sogar die armen Negerinnen sind „Black Ladies."

In den nordamerikanischen Häusern wird in der Regel sehr früh, mit Anbruch des Tages, aufgestanden. Man frühstückt mit Kaffee, Brod, Butter, Käse, Fleisch u. s. w., worauf man bis Mittags zwölf oder ein Uhr nichts weiter genießt. Das Mittagessen ist sehr einfach, wie gesagt, es besteht nur aus Suppe, Fleisch, Gemüse, wozu höchstens ein Pay kommt. In den ächt amerikanischen Familien, bei denen, nach englischer Sitte, die Sonntagsfeier sehr streng gehalten wird, ißt man an Sonn- und Festtagen in der Regel nicht warm zu Mittag, sondern behilft sich mit kalter Speise, um den Dienstboten Gelegenheit zu geben, in die Kirche zu gehen, die von der gesammten Hausgenossenschaft in solchen Tagen mehrmals besucht wird. Der eigentliche Amerikaner ist sehr fromm und, was lobend anerkannt werden muß, gegen sich selbst in Hinsicht der Frömmigkeit so streng, als gegen andere tolerant. An Sonn- und Festtagen hat Newyork auch eine ganz andere Physiognomie als an den Wochentagen. An den erstern herrscht in den Häusern wie auf den Gassen die tiefste Stille; kein Karren, kein Omnibus fährt; alle Läden, bis auf die der Bäcker, sind geschlossen, und mit leisem Tritt eilt die Schaar der Gläubigen den Tempeln zu, deren Geläute von den lauen Morgenlüften durch die ganze Stadt getragen wird. Hier herrscht kein Polizeizwang; hier beaufsichtigt keiner den andern, der reine Trieb der Andacht führt die Menschen in die Kirchen. Für solche, die aus irgend einem Grunde letztere nicht besuchen, ist auf andere Weise für die Andacht gesorgt. An den Gassenecken und auf den öffentlichen Plätzen stellen sich jeden Sonntag Prediger fast aller Sekten ein, um dem Volke zu predigen, und dieses bleibt gern stehen, um zuzuhören.

Die Einwanderer.

Vieles hier ist weit besser, großartiger und vernünftiger eingerichtet, als in Europa, und meine Erwartungen wurden in vielen Beziehungen weit übertroffen. Trotz dem wird sich der bejahrte Europäer nie ganz heimisch in dieser für ihn in jeder Hinsicht neuen Welt fühlen, und namentlich nicht der Deutsche, weil er ewig die Gemüthlichkeit vermißt, die sein eigentlichstes Lebenselement ist; denn davon bietet Amerika, so weit ich es bis jetzt kenne, keine Spur, und selbst die 80,000 bis 100,000 Deutsche, die Newyork zählt, haben nichts davon auf die neue Heimath überzutragen vermocht. Man fühlt sich hier beständig wie in einem großen Arbeitshause und vermißt gleichsam den eigenen Herd, obgleich man einen solchen hat, und das ist höchst ungemüthlich.

Die unglückliche irische Nation ist nach den Negern die verachtetste; nach ihr — ich kann nicht umhin, es zu sagen — sind es die Deutschen, die von den Amerikanern nicht sowohl verachtet, als lächerlich gefunden werden. Wirklich spielen die hier ankommenden Landsleute mit ihren zum Theil verwilderten Bärten, ihren Heckerhüten, ihren Waffen u. s. w. eine höchst auffallende Figur. Das erste, was schwindet, das sind bei den Männern die Bärte, die der Amerikaner durchaus nicht leiden kann und woran er den „German" sogleich erkennt. Wenn so ein Zug Deutscher vom Schiffe kommt, folgt demselben die liebe Straßenjugend nach und verfehlt nicht sie zu verhöhnen. Wenn man bedenkt, welche Massen unreiner Elemente alljährlich aus Europa nach Amerika herüberströmt, so muß man sich wundern, daß die hiesige Bevölkerung nicht durch und durch verderbt ist. Aber gerade das Gegentheil findet statt: der amerikanische Staatskörper ist an sich so gesund, daß er

sehr bald die meisten der hier eingewanderten Seelenkranken heilt, indem er ihnen seine gesunden Säfte mittheilt.

Das erste, wozu sich ein eingewanderter Taugenichts genöthigt sieht, wenn der nicht den Hungertod sterben will, das ist, zu irgend einer Arbeit zu greifen, und zu solcher bieten sich zahlreiche Gelegenheiten dar, während durch Bettelei nicht ein Cent zu erwerben ist. Durch die Arbeit kommt so ein verlorener Sohn bald auf ganz andere Gedanken, und da er mit fleißigen und gesitteten Menschen in Berührung kommt, schämt er sich bald seiner Laster und wird ein ganz anderer, als er war. Freilich greift ein solcher nicht gleich zu dem ihm widerwärtigen Heilmittel, und oft nicht eher, als bis der lezte Cent ausgegeben ist, weßhalb auch ein amerikanisches Sprichwort sagt: „Der Einwanderer kommt zu nichts, so lange er noch einen Cent europäisches Geld im Säckel hat." Aber in den meisten Fällen rettet er sich durch Arbeit, die ihm bald gefällt, weil sie über seine Erwartung bezahlt wird und er sich nicht übermäßig dabei anzustrengen braucht. In der Regel werden hier nur zehn Stunden täglich gearbeitet, wobei noch eine Stunde für den Mittag wegfällt, so daß eigentlich nur neun Arbeitsstunden bleiben, und diese können für einen gesunden Menschen nicht lästig seyn. Alle hiesigen Einrichtungen und Gesetze zielen darauf hin, selbst den Anschein von Sklaverei von den Bewohnern der Vereinigten Staaten fern zu halten. Hier soll der Mensch zwar arbeiten, aber auch sich freuen und genießen; er soll vor allen Dingen nach gethaner Arbeit gehörig ausruhen können.

Engländer und Franzosen.

Eine Parallele.

VIII.

Tocqueville in seinem bekannten Werk: »La Démocratie en Amérique« unterscheidet zwei Arten von Centralisation, eine gouvernementale und eine administrative. Erstere allein existirt in Amerika, leztere dagegen ist dort fast völlig unbekannt. Wenn die Centralgewalt der nordamerikanischen Freistaaten die beiden Hebel in ihrer Hand hätte und mit dem Recht, überall zu befehlen, auch die Gewohnheit besäße, Alles selbst auszuführen; wenn sie, nicht zufrieden, die allgemeinen Grundsätze der Staatseinheit festzustellen, sich in das Detail der Ausführung mischen, nach Ordnung der Landesinteressen bis zu den individuellen Interessen herabsteigen wollte, so wäre es aus mit den Freiheiten der Republik. Die Centralisation der Armee, der Marine, der Staatsfinanzen, der Beziehungen zu den auswärtigen Mächten, mit einem Worte, die gouvernementale Centralisation, welche alle Kräfte des Staates zusammenhält und von einem gemeinsamen Punkt aus in Bewegung sezt, ist etwas vortreffliches; dagegen die Centralisation aller Provinzial- und Communalangelegenheiten, aller Interessen, aller Existenzen, des Ruhms, des gesammten Lebens einer Nation in einer großen Hauptstadt widersinnig und unverträglich mit freien und gesicherten Rechtszuständen.

Bis in die lezten Zeiten hatte die französische Regierung das Recht, so ziemlich alle Beamten zu ernennen, und da sie überdieß alle direkten und indirekten Steuern bezog und weitaus die meisten Verwaltungsgegenstände besorgte, hatte sie in ihrer Hand die Existenz einer zahllosen Menge Personen, die Beamte waren oder werden wollten. Für Vergehen, die im Dienste begangen wurden, konnte kein Beamter ohne Genehmigung des Staatsraths, der gänzlich von der Regierung abhängig war, gerichtlich verfolgt werden. Die an Tribunalen angestellten Richter waren allein unabsezbar. Außer den Mitgliedern der Handelstribunale, der Maires und Adjunkten gab es keinen einzigen unbezahlten Beamten. Die Gemeinderäthe konnten nicht den geringfügigsten Beschluß fassen, die Magistrate keinen Knopf auf ihren Kirchthurm setzen lassen, ohne die Genehmigung des Ministers oder Präfekten; ja, die Gemeinden hatten nicht einmal das Recht, die wichtigsten von ihren bezahlten Beamten zu ernennen. Mit den Gemeindewaldungen hatte der Maire gar nichts zu schaffen, da die Forstkultur in ganz Frankreich einer einzigen Oberbehörde anheimgegeben ist. Die Angelegenheiten des Departements, die mit dem Geld des Departements auszuführenden öffentlichen Arbeiten wurden ausschließlich von den Präfekten besorgt, die nach nichts zu sehen hatten als nach dem Pariser Telegraphen. Die Generalräthe gaben einmal des Jahrs ihre unmaßgeblichen Rathschläge. Ein einziger Oberrechnungshof, der gleich allen großen Rädern der französischen Staatsmaschine in Paris seinen Siz hatte, revidirte die Rechnungen nicht bloß der Staatseinnahmen, sondern auch der Departements und der größern Communen. Ebenso unterlagen alle administrativen Competenzstreitigkeiten der Entscheidung des Staatsraths. Man durfte keine Dampfmaschine aufstellen, kein Bergwerk anbohren, keine Schlächterordnung erlassen, keinen Sumpf austrocknen, kein Geschenk an eine öffentliche Anstalt machen, ohne daß der Staatsrath sein Gutachten abgegeben und die Regierung es genehmigt hatte. Eine so künstliche und verwickelte Beamtenhierarchie, der es, dank der verkehrten Anwendung des constitutionellen Princips, sogar an einem leitenden Kopf, an der entscheidenden Spitze gebrach, konnte selbstredend nicht besser funktioniren, als eine nuzlos complicirte Dampfmaschine. Troz der Centralisation verzettelten sich die Geschäfte in's Unendliche, nahmen einen schleppenden, ungeordneten Gang, die wenigsten Beamten beschäftigten sich mit ihrem Beruf eben nur dieses Berufes wegen; die meisten schielten höher hinauf, nach besser bezahlten Posten, und es bildete sich ein Kirchthurmrennen nach Aemtern und Würden, wobei am Ende jedes Mittel, das zum Ziele führte, erlaubt erschien.

Weit gefehlt, daß dieser Uebelstand durch die Februarrevolution beseitigt worden wäre, wurde es vielmehr Sitte, von Seiten der Executivgewalt möglichst viele Erlasse an die Unterbeamten, voll schöner Redensarten, Tag um Tag zur Kenntniß des Publikums zu bringen. Ganz besonders aber excelliren in dieser Art Regiment die Minister Louis Napoleons; als ob Schreiben Regieren hieße, und der Präfekt nach den Grundsätzen verführe oder auch nur verfahren könnte, welche die Spalten des Constitutionnel füllen. Statt Handlungen Worte und daneben ein Anziehen aller Zügel der Regierungsgewalt, wodurch vollends

jeder Rest politischen Selbstgefühls bei den Bürgern getilgt werden muß. Der Mechanismus ist ärger als je zuvor; jezt erst werden die meisten Staatseinrichtungen nicht um des bestimmten Zweckes willen, der damit erreicht werden soll, im Gange erhalten, sondern als Schmucksache angesehen, die der »Gloire« des alten und neuen Kaiserthums als Folie dienen muß. In der Budgetcommission vom Jahr 1851 hatte der Minister der öffentlichen Arbeiten auseinander gesezt, wie er Ingenieure in den besten Jahren pensionirt habe, nur um den aus der polytechnischen Schule Nachrückenden einige Aussichten zu eröffnen; seinerseits erklärte der Kriegsminister, er habe weit mehr Artillerie- und Genieoffiziere als er brauche, namentlich seitdem durch die Befestigung von Paris und Lyon das System der Landesvertheidigung ein ganz anderes geworden. Als nun aber, darauf gestüzt, die Commission eine Minderung der Zöglinge der polytechnischen Schule beantragte, kamen die Minister sogleich mit der Einrede, »que l'école était la gloire de la France.« Im Jahr 1844 hielt der landwirthschaftliche Centralverein eine Versammlung, in der ein Mitglied der Akademie, Ramon de la Sagra, in vollem Ernste als Abhülfe gegen die Unwissenheit der Landwirthe und die Zerstückelung des Bodens vorschlug, den Staat bald möglichst zum Besitzer alles Landes zu machen, und dieses durch landwirthschaftliche Ingenieure, die ihre Bildung in den Staatsschulen erhalten, nach rationeller Methode bebauen zu lassen, wodurch der Bodenertrag auf das Doppelte seines gegenwärtigen Bestandes gebracht werden könnte. So haben wir den alten Staatsmoloch!

Um wie viel vernünftiger war es, daß England seine altgermanische Grafschaftsverfassung und damit die Grundsätze der Selbstverwaltung beibehielt! Die französischen Departements, denen sogar der Reiz geschichtlicher Erinnerungen abgeht, sind ein eben so äußerliches Bindemittel für die willkürlich abgemarkten Bevölkerungen, wie eine Uniform oder ein Grenzpfahl. Die Einwohner der Departements Puy-de-Dôme, Cantal und Loire supérieure fühlen gewiß nicht die geringste Theilnahme für diese Namen; ruft man ihnen aber das berühmte »à moi Auvergne! zu, so zittert jede Faser ihres Nationalstolzes; sie fühlen, daß sie Auvergnaten sind und als solche eine große Geschichte haben. Die Gaueintheilung der alten Deutschen war der eigentliche Träger ihrer Volksfreiheit. Recht und gemeiner Friede für alle Genossen kamen in der Versammlung der Hundertschaft oder Gaugemeinde zur Sprache, daher auch in Deutschland das ordentliche Gericht für Recht und Friedensbrüche sich stets an den Maistätten der Hundertschaften erhalten hat. Bei den Angelsachsen waren alle Freie in Zehntschaften, Hundertschaften und Grafschaften vereinigt und jeder dieser Vereine hatte eigene Gemeindeverbindung, eigene Gerichte und eigene Kriegsverfassung. Einige dieser Grafschaften entsprechen den alten Herzogthümern in Deutschland, indem die Grafen königliche Rechte darin auszuüben hatten. Aus den Grafen sind die Sheriffs, als die ursprünglichen Beamten der Gaugemeinde, hervorgegangen. Ihre Ernennung kam zwar später an die Krone, jedoch nur in der Art, daß jedes Jahr von dem Großkanzler und einigen andern Staatsbeamten die Kandidaten vorgeschlagen werden. Der Sheriff ernennt die Amtleute (Bailiffs) oder Schulzen, für deren Amtsführung er haftet. Auch der Coroner, der in der Grafschaft die Rechte der Krone wahrzunehmen und hauptsächlich die Ursache plözlicher Todesfälle zu untersuchen hat, wird von den Freeholders auf Lebenszeit gewählt. Weil wichtiger ist jedoch das Amt der Friedensrichter, ein tief in das öffentliche Leben eingreifendes und wohlthätig eben so wohl für die öffentliche Ordnung als für die gesezliche Freiheit des Volks wirkendes Institut. Von Edward III. wurden die Friedensrichter in den Grafschaftsgerichten gewählt; allein obschon ihre Ernennung seit dieser Zeit dem Könige zusteht, sind sie doch auf eine Weise angestellt, daß nicht leicht einer in Versuchung kommt, die öffentliche Gewalt zu mißbrauchen. Es sind keine besoldeten Beamten, denen es um Beförderung zu thun ist, der Dienst vielmehr ein durchaus freiwilliger, und hat ein Bezirk Veranlassung, mit seinen Friedensrichtern unzufrieden zu seyn, so wird leicht ein anderer Bürger, der das Vertrauen der Grafschaft genießt, vermocht, den Dienst zu übernehmen, denn berechtigt dazu sind alle, die in der Grafschaft wohnen und aus Grundstücken ein jährliches Einkommen von mindestens 100 Pf. Sterl. haben. In vierteljährigen Versammlungen bilden die Friedensrichter einer Grafschaft das Kriminalgericht für geringere Straffälle, die obere Polizeibehörde, das Gericht für Beschwerden in Steuersachen und die Verwaltungsbehörde der Grafschaftsgemeinde. Der oberste Friedensrichter ist der König selbst, aber auch die meisten höhern Staatsbeamten haben vermöge ihres Amtes friedensrichterliche Gewalt durch das ganze Land. Selbst die unterste Stufe der vollziehenden Gewalt, die Constables, ist, mit Ausnahme der besoldeten Polizeibeamten, mit den Gemeindeinstitutionen und Volksfreiheiten verwachsen; auch bei den Constablern ist die Eigenschaft des Gemeindemitglieds und Bürgers die wesentlichste.

Wie sollte unter diesen Umständen eine Beamtentyrannei aufkommen! Ein weiteres Palladium bildet die Städtefreiheit. Das allmählige Wachsthum der Städte von schwachen und bevormundeten Schutzgesellschaften an bis zu starken und unabhängigen Gemeinden bietet seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts für das südwestliche, bald auch nordöstliche Europa eine ununterbrochene Reihe von Unruhe, Fehden

und Verträgen dar, welche bei aller Verschiedenheit darin übereinstimmen, daß sie die lehensherrlichen Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit zu beugen und den Angriffen der Krone zu trotzen suchten. Wenn in Frankreich äußere Noth, befruchtet von dem rührigen, unternehmenden Geist der Kreuzfahrten, die ersten Keime des städtischen Wesens hervortrieb, so gab in England der genossenschaftliche Handelsgeist dazu den ersten Anstoß. Längst gewohnt, in bedeckten Gängen und Lauben über Angelegenheiten ihres Berufs sich zu berathen, erwarben die Kaufleute größerer Plätze, wie London, Oxford, York, von der Krone für angemessene Geldsummen das Gilde- oder Zunftrecht und die Befugniß, zwei bis drei jährlich aus ihrer Mitte erwählten Schöffen, einen Meister (Mayor) an ihrer Spitze, die Untersuchung bürgerlicher Streitigkeiten und mehreren Aeltesten (Aldermen) als verwaltenden Beamten die Sorge für das Gemeindegut zu übertragen. Jedoch mußte der Mayor, welcher sich als Abzeichen der richterlichen Gewalt bald einen silbernen, bald einen kupfernen Stab vortragen ließ, die Bestätigung des Königs empfangen. Aus den Schöffen, Aeltesten und Stellvertretern der einzelnen Stadtviertel ging später der Gemeinderath hervor. Die englischen Municipaleinrichtungen sind nur unwesentlich von ihrem ursprünglichen Musterbild abgewichen; nach wie vor werden die gemeinsamen Anstalten des öffentlichen Lebens dem freien Willen der Bürger überlassen und nicht von Staatswegen befohlen. Es ist wahr, die städtische Verfassung von London mit ihren Zünften und Corporationen ist noch ganz wie im fünfzehnten Jahrhundert; an großen Gallatagen erscheinen im feierlichen Aufzug die Livery companies in ihren scharlachrothen Gewändern mit mittelalterlichen Fahnen, Wappenschildern, Devisen, und die Kutsche des Lordmayors, sein Stab, die Schildkrötensuppe an seinem Ehrentage, der Gog und Magog in Guildhall — all dergleichen Prachtstücke eines dagewesenen Geschmacks mag ein Continentaler in die Rumpelkammer wünschen; aber liegt darin nicht der tiefe Sinn des wohlbekannten Sprüchworts: „Rühre nicht Bock, es brennt!" Und ist es daneben nicht traurig, wenn die großen Städte in französisch Flandern ihre mittelalterlichen Calvalcaden und Mummereien feiern, von ihren alten Gerechtsamen aber nichts mehr besitzen als das Privilegium, den Präfekten um die Gnade bitten zu dürfen, ihre Maskeraden erlauben zu wollen? Selbst der gebratene Ochs, der alljährlich an Weihnachten auf den königlichen Tisch kommt, hat seine Bedeutung für das englische Volk. In dieselbe Kategorie gehört die Umständlichkeit, die Wichtigkeit, die von Engländern auf Personen und Familien gelegt wird. Sie entspringt aus einer gewissen Pietät, einem gewissen praktischen, lokal historischen Bewußtseyn, die Klatscherei und Kleinigkeitskrämerei, solcher »small talk« in seinen verschiedenen Abstufungen gehört einmal zum Wesen althergebrachter, gesunder, oder doch behaglicher Zustände, wie sie aber nur in England noch vorhanden sind.

Man begreift hienach, warum das englische Volk so mißtrauisch ist gegen alle und jede Codifikation, d. h. gegen die Abfassung von Gesetzbüchern, wodurch Herkommen, Ueberlieferung, Sitte mehr oder weniger bedroht wird. „Unsere Staatsmänner," schreibt ein liberaler Engländer, „proponiren nur solche Reformen, welche die Nation dringend und lange Zeit hindurch verlangt hat. So will es der englische Charakter, so der Geist unserer Verfassung. Was lange existirt hat, das noch existirt, darauf hat die Nation sich eingerichtet. Beim entgegengesetzten Princip würden wir bauen und wieder einreißen; was man nicht lange gewünscht und gefordert hat, das hält man auch nicht fest, noch vertheidigt man es." Sicherlich aber ist nicht zu loben, daß allein die Sammlung neuerer Parlamentsgesetze, die statuarische Gesetzgebung (written law) Englands in ihrer gegenwärtigen Gestalt gar nicht mehr bewältigt werden kann, weder mit den Schultern, um sie zu tragen, noch mit dem Beutel, um sie zu bezahlen, noch mit dem Kopfe, um sie zu lernen. Es sind dreißig Riesenbände, die anderthalb Centner wiegen, hundert Guineen kosten und woran man fünf Jahre, jeden Tag zwölf Stunden, lesen müßte. Kein Richter in England kann von dem ganzen Gesetz, nach welchem er richtet, Rechenschaft ablegen, und Taylor verdiente eine Bürgerkrone für die Petition: daß durch das Parlament eine officielle Ausgabe der statuarischen Gesetze veranstaltet werden möge, aus der alle Gesetze, die außer Kraft getreten, weggelassen wären.

Auch sonst ist die englische Rechtsverfassung mit großen Mängeln und Mißbräuchen behaftet, wie die berühmtesten Juristen des Landes, namentlich Brougham, schon längst anerkannt haben. Es paßt darauf, wie ein Rechtsgelehrter sich ausdrückt, der Fluch des Propheten: „Es wird auf sie Netze regnen." Die Masse schlecht definirter Gesetze, widersprechender Gewohnheiten, gleich einem Urwald, wo die todte und die lebende Natur in einander verwachsen sind. Wie ein Parlamentsredner über den Geist der Verfassung in's Unendliche fortreden kann, so herrscht in der Gesetzgebung dieselbe Unsicherheit und Unklarheit. Das gemeine oder nicht geschriebene Recht ist ein Sammelsurium aus den Rechtsgewohnheiten aller der verschiedenen Völker, die in England einheimisch gewesen oder eingewandert, und im Verlauf der Zeit in den verschiedenen Sprachen abgefaßt, welche diese Völker redeten. Damit keine allzugroße Verwirrung in den, verschiedenen Völkern und Sprachen angehörenden Rechtsbegriffen entstände, mußte man unter Georg II. eine veranstalte Uebersetzung wieder abschaffen.

Will der in seinem Recht Verletzte aus dem Labyrinth kostspieliger Proceduren herauskommen, bleibt ihm am Ende nichts übrig, als an das Billigkeitsgericht zu appelliren, und dieses ist in oberster Instanz die Reichskanzlei, deren Großkanzler als politischer Beamter mit dem Ministerium wechselt. Das Verfahren hat sich nach und nach mit einer Menge technischer Fictionen, künstlicher Auskunftmittel und formalistischer Spitzfindigkeiten überladen, welche die Rechtspflege in's Unendliche verzögern und vertheuern müssen. Nicht allein daß der oberste, in Westminster residirende Gerichtshof in drei ganz verschiedene Curien, das Oberlandesgericht (Court of common pleas), das Oberhofgericht (King's bench) und das Lehenshofgericht (Court of Exchequer) zerfällt, mit einem verwickelten Appellationssystem, das überdieß die Berufung an das Lehenskammergericht (Court of Exchequer Chamber) und in letzter Instanz an das Haus der Lords ermöglicht — neben den Billigkeitsgerichten gibt es außerdem eine Menge besonderer Gerichte für gewisse Sachen, über welche die Obergerichte in Westminster die Aufsicht führen. Die Oberrichter müssen deßhalb alljährlich die in den Grafschaften abzuhaltenden Assisen besuchen, also nach altdeutschem Brauch im Lande herumreisen, damit das Recht an Ort und Stelle gesprochen werden kann.

Die richterliche Gewalt, vollkommen unabhängig wie sie dasteht, ist in manchen Stücken die höchste und unabhängigste Gewalt in ganz England, und der britische Richterstand läßt sich füglich dem römischen Gerichtspatriciat vergleichen. Einige Stellen sind ganz ungeheuer bezahlt: der englische Lordkanzler bezieht für sich allein einen Gehalt, womit man fünfzehn französische Appellhöfe ausstatten könnte. Der Advokatenberuf, in seinen Anfängen unverhältnißmäßig kostspielig und daher nur von Söhnen reicher Familien zu ergreifen, ist der sicherste Weg zu den höchsten Staatswürden. Mit einer jährlichen Gratifikation von zweihundert Pfund werden die berühmtesten Advokaten unter dem Titel King's sergents at law abgefunden und verpflichtet, niemals gegen den König und die Minister zu plädiren, und zu Gerichtspräsidenten werden immer nur solche ernannt, auf die das Ministerium sich verlassen kann. Durch den herrschenden und leicht erklärlichen Corporationsgeist und in noch höherem Grade durch die monströse Anhäufung des gesetzlichen Materials hat sich der englische Richterstand so fest zusammengeschlossen, daß er als die gefürchtetste Classe des Landes gilt und einem englischen Schriftsteller unlängst zu dem Ausfall Veranlassung gab: „Die Advokaten sind eine allgemeine Landplage, sie verletzen und quälen jedermann, richten alle zu Grunde, die in ihre Netze fallen; sie sind das größte Hinderniß gegen jeglichen Fortschritt und verfahren mit dem Publikum mit der Ueberlegenheit einer wohldisciplinirten Armee waffenlosen Landbewohnern gegenüber."

Für kleinere Vergehen und Prozesse, über die der Friedensrichter zu entscheiden hat, ist das Verfahren um so zweckmäßiger, und das Geschwornengericht ein sicherer Regulator für das gestörte Gleichgewicht. Die englische Jury ist so alt als die englische Volksfreiheit und darum ein ächt nationales Institut. Als Anklagejury entscheidet sie mit einfacher Stimmenmehrheit über die Zulässigkeit einer Anklage und als Urtheilsjury spricht sie mit Stimmeneinheit das Schuldig oder Nichtschuldig aus, wenn sie nicht ein bloß auf besondere Thatsachen der Anklage bezügliches Specialverdikt zu geben hat. Die Aufgabe des Staatsanwalts besteht darin, durch genügende Beweise bei den Geschwornen die Ueberzeugung zu wecken, daß das ihm zur Last gelegte Verbrechen von dem Angeklagten wirklich begangen worden ist. Der Richter soll belehren und die Ansichten läutern, wogegen man an der Formation der französischen Jury aussetzt, daß sie die Geschwornen als Experten der That betrachte und als solche über den Richter stelle. Um Einstimmigkeit zu erlangen, werden die Geschwornen so lange ohne Feuer, Licht und Nahrungsmittel eingesperrt, bis sie sich unter einander verständigt haben. Bei einem der wichtigsten und folgenschwersten Prozesse der englischen Rechtsgeschichte, als die protestantischen Bischöfe unter Jakob II. wegen einer dem Könige überreichten Beschwerdeschrift als Libellisten gerichtlich verfolgt wurden, trat ein wohlbeleibter Landedelmann vor den einzigen, dem Hofe blindlings ergebenen Geschwornen, der die Angeklagten schuldig fand, und erklärte ihm, er sey der dickste von allen, werde aber auf seinem Nichtschuldig beharren und müßte er zu einem Lichtstumpen zusammenschrumpfen. Das half. In Irland kommt es bei politischen Prozessen wohl vor, daß, weil die Geschwornen sich nicht einigen können, der Arzt erklärt, für diesen oder jenen sey bei längerer Einsperrung Lebensgefahr vorhanden, worauf die Freisprechung oder die Verweisung an ein anderes Geschwornengericht erfolgt.

Unleugbar ist auch dieses Institut mit Mängeln behaftet, die man in Frankreich dadurch zu beseitigen hoffte, daß an die Stelle der Anklagejury die Anklagekammer der Appellationsgerichte trat und die Stimmeneinhelligkeit, mit gewissen Garantien gegen zweifelhafte Majoritätsverdikte, abgeschafft wurde. Allein in England haben gleichwohl die Geschwornengerichte den großen Vorzug, daß ein mit den nationalen Rechtsbegriffen so zu sagen aufgesäugtes Volk nicht bloß nach der moralischen Ueberzeugung entscheidet, sondern nach einem System von Beweisregeln. Die deutschen Geschwornen verurtheilen jeden, auf dem oft nur ein entfernter Verdacht eines Diebstahls lastet, und sprechen bei politischen Anklagen in der Regel frei, weil sie das

Gehässige einer Verurtheilung fürchten. Der Continent hat durch das Pandektenrecht und das heimliche Gerichtsverfahren den Sinn für öffentliches Rechtsprechen verloren, wogegen die Britten, auch unter der erniedrigenden Tyrannei gewaltthätiger Könige seufzend, an der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit sich immer wieder emporrichteten, mochten die Assisen noch so parteiisch und bestochen seyn. Die Achtung vor dem Richteramte ist daher auch bei unsern insularen Nachbarn eine ganz ungeheure: man denke nur an jenen verrückten Richter Ramshay in Liverpool, der in einer persönlichen Angelegenheit den Redakteur einer Zeitung, der gegen ihn geschrieben, auf eine ganz ungesetzliche Weise vorforderte und zu einer Gefängnißstrafe verurtheilte, ohne daß weder der Verurtheilte noch die aufgeregte Menge der Vollziehung des ungerechten Erkenntnisses ein Hinderniß in den Weg legte.

Die französische Gesetzgebung, die einen, wohl alle andern napoleonischen Schöpfungen überdauernden Glanz auf das französische Kaiserthum wirft, dessen Werk sie ist, war unter den damaligen Umständen, d. h. nachdem die Revolution mit allen geschichtlichen Traditionen des Landes aufgeräumt hatte, die größte Wohlthat. In Preußen wissen wir es recht wohl zu schätzen, welch unsterbliches Verdienst sich die Urheber des preußischen Landrechts um das Land erwarben, das, eine Schöpfung der neuern Zeit und aus sehr heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt, eine Unzahl besonderer Rechtsverfassungen hatte, und man braucht nur in Thüringen oder am Rhein umherzureisen, um den schmerzlichsten Eindruck von der Zerrissenheit unseres Vaterlandes, namentlich auch in dem Mischmasch der verschiedenartigsten Gesetzbücher und Proceduren mit sich zu nehmen. Auch wird man zugeben müssen, daß die französischen „Codes“ mit großer Sachkenntniß und meisterhaftem Scharfsinn aus dem Justinianischen Codex und dem alten Nationalrecht der Franzosen zusammengesetzt sind. Thibaudeau hat durch sein Werk über die Berathungen des Staatsraths in dieser hochwichtigen Angelegenheit dem Kaiser Napoleon ein schönes Denkmal gesetzt. Dennoch leidet auch die Rechtsverfassung Frankreichs an demselben vergewaltsamenden und centralisirenden Mechanismus, der so sehr zu Ungunsten der Verwaltung spricht und sogar den volksthümlichen Charakter einer Einrichtung, wie das Geschwornengericht, schmälert. Der französische Verstand, der mit Leichtigkeit die praktischen Fragen bis in's kleinste Detail verfolgt, hat mit richtigem Takt codificirt, ein System der Strafgesetzgebung, des bürgerlichen und des Handelsrechts mit den dazu gehörigen Prozeßordnungen aufgebaut, und der Franzose mag sich der ihm gewordenen Rechtssicherheit erfreuen; er mag sich Glück dazu wünschen, daß im Gegensatz zu den dreißig Folianten des englischen Statuargesetzes alle seine fünf Codes sich bequem in die Tasche stecken und, was noch mehr wiegt, auch verstehen lassen; daß die Prozesse nicht die enormen Summen verschlingen, wie in England. Nur darüber täusche er sich nicht, daß seine Gesetzbücher, ohne geschichtlichen Halt und eng verwachsen mit der politischen Centralisation, in kritischen Augenblicken eben so wenig von den Sturmfluthen der Revolution verschont bleiben als die Verfassungsurkunden, und daß gerade die höchsten Gerichtshöfe des Landes vor der Gewalt und nicht vor dem Recht sich beugen. Dadurch daß Louis Napoleon den Advokaten verbietet, anders als wie es im Jahr 1808 gestattet war, nämlich außer in Robe und Barett, auch bartlos, mit weißer Halsbinde und schwarzen Beinkleidern im Palais de Justice zu erscheinen, wird er schwerlich die Confiskation der Orleanischen Güter gesetzlich machen.

Und wie die Praxis so auch der Unterricht. Die französischen Rechtsschulen oder juristischen Fakultäten sind weiter nichts als Drillanstalten, denen eine tiefere wissenschaftliche Auffassung und Behandlung des Stoffes völlig abgeht. Die meisten Juristen lassen sich durch Repetiteurs oder in den Büreaus von Notaren auf das Examen „einpauken,“ weil sie ihr einziges Augenmerk darauf zu richten haben, die Paragraphen ihrer Codes und deren richtige Auslegung und Anwendung sich geläufig zu machen. Rechtsphilosophie, Rechtsgeschichte, vergleichende Rechtswissenschaft werden als reine Nebensache angesehen, und es leuchtet von selbst ein, warum die französischen Juristen, wenn sie den Trieb zu literarischen Arbeiten in sich verspüren, sehr oft auf ein ihrem Beruf mehr oder weniger fremdes Gebiet gerathen müssen. — In England ist es allerdings mit dem rechtswissenschaftlichen Unterricht nicht viel besser bestellt; jeder mag selbst zusehen, was er in den Sachwalter-Innungen (Inns of Court) und in den Hallen von Westminster lernt. Schon daß außer London sich niemand zu einem tüchtigen Juristen heranbilden kann, ist beklagenswerth, kaum weniger jedoch, daß es fast gänzlich an ordentlichen Lehrstühlen fehlt, auf welchen die Rechtswissenschaft in angemessener, den wissenschaftlichen Bedürfnissen unserer Zeit entsprechender Weise vorgetragen wird. In London selbst werden gar keine juristischen Vorlesungen im eigentlichen Sinn des Wortes gehalten, und Alles, was auch in Oxford und Cambridge in den Fachwissenschaften geleistet wird, ist so gut wie nichts gegen das, was man bei uns auch nur bei einem leidlichen Fakultätsexamen fordert. Wenn es keinem Mitglied dieser beiden Universitäten je einfallen kann, sich dort zum Theologen, zum Cameralisten, zum Mediciner zu bilden, so würde der Jurist am allerwenigsten sich die nöthigen Kenntnisse verschaffen können. Was er zu wissen braucht, muß er außerhalb der akademischen Studien sich erwerben, in der Praxis, im Leben, durch Privatstudium, in

der Lehre. Im Jahr 1800 wurde in Cambridge durch Privatvermächtnisse die erste Lehrstelle des gemeinen englischen Rechts gestiftet und in Oxford war der berühmte W. Blackstone der erste Professor dieses Faches. So ist auch die juristische Literatur Englands an systematischen Abhandlungen verhältnißmäßig sehr arm.

Weniger in den Hörsälen als in der Schule des öffentlichen Lebens herangebildet, besitzt der wohlerzogene Engländer einen um so höhern Grad allgemeiner politischer Bildung. Sein Land erwartet von ihm, daß er je nach der Lage, in der er sich befindet, zum allgemeinen Besten das Seinige beiträgt, und jeder, der in der Gesellschaft eine irgend hervorragende Stellung einnimmt, ist eo ipso berufen, in der Verwaltung des Staats auf irgend eine Weise Handreichung zu thun. Zu dieser großen und gleichmäßig vertheilten Summe politischer Bildung, die durch die Oeffentlichkeit fortwährend in Athem gehalten wird, kommt eine gesunde Journalistik. Eine naturwüchsige, kräftige und derbe öffentliche Meinung muß selbstredend auch ein entsprechendes Organ haben, daher die Presse in England eben so mächtig und eben so gesund ist als die öffentliche Meinung. Die Redakteure der verbreitetsten englischen Blätter sind unbekannte Namen, die sich nicht nach dem Markte des öffentlichen Lebens drängen; allein je obscurer sie sind, desto tüchtiger ist ihre Bildung, desto größer ihr Einfluß auf den Gang der Politik. Nirgends werden bessere, d. h. sachgemäßere und inhaltreichere Leitartikel geschrieben, die Zeitungen überhaupt zweckmäßiger redigirt als in England.

In Frankreich hat auch die Journalistik denselben künstlichen Boden wie das öffentliche Leben und kann schon darum keinen wohlthätigen und nachhaltigen Einfluß auf die Stimmung der Massen gewinnen, weil der Journalist seinen Beruf nicht, wie Ledru Rollin meint, als ein Apostolat, wohl aber als einen bequemen Durchgangspunkt ansieht, um bekannt, somit zu den politischen Notabilitäten gezählt zu werden, und in Folge dessen in der Liste der zu Staatsämtern Berufenen rasch aufzusteigen, oder wenn auch dieß nicht, sich seine Gunst wenigstens bezahlen zu lassen. Louis Napoleon hat alle Redakteure des Constitutionnel mit dem Orden der Ehrenlegion und einträglichen Stellen belohnt, was gegen den Druck, unter welchem die französische Presse seufzt, um so greller absticht, als es in den Willen dieser Beamten gelegt ist, einem mißliebigen Blatte die polizeiliche Concession morgen zu entziehen.

Die englische Selbstregierung und die französische Reglementirung haben aber einen noch viel weiter greifenden Einfluß auf die praktische Behandlungsweise aller der Stoffe und Beziehungen des socialen Lebens, die das materielle und sittliche Gedeihen eines Volkes bedingen. Der Engländer verlangt und erwartet vom Staate nicht mehr, als was unumgänglich nothwendig von ihm gefordert werden muß; er ist für das »Laissez faire! laissez aller!« im weitesten Sinne, ganz besonders in allen Fragen, welche die mehr ideellen Thätigkeiten des Menschen betreffen und eher zum Schmuck und zur Zierde des menschlichen Daseyns gehören. Weil nun aber der Einzelne zur Förderung derselben doch immer verhältnißmäßig nur wenig beitragen kann, schlägt sich der Associationsgeist in's Mittel, der durch die zweckmäßige Arbeitsvertheilung unter freiwillig Interessirten im ungetrübten Eifer für die Sache ganz Unglaubliches leistet. Es gibt kaum eine Seite der menschlichen Gesellschaft, die in England nicht mit vereinigten Kräften in Angriff genommen würde. Zuerst associrte sich das Capital zu gemeinschaftlichem Gewinn; dann aber gab der Reiche außer seinem Geld auch seine Zeit und Kraft daran, um zu bessern, zu bekehren, zu unterstützen alles, was der Besserung, Bekehrung, Unterstützung bedürftig und überhaupt der Vervollkommnung, der Emporhebung von einer niederen auf eine höhere Stufe fähig ist. Hier hat der Socialismus seinen natürlichen, nämlich einen praktischen Boden gefunden, ohne sich auf der sinnverwirrenden Jagd nach theoretischen Problemen zu verirren. Ein solcher uninteressirter Trieb nach Vergesellschaftung kann übrigens nur da gedeihen, wo der Staat sich nicht in alles mischt, seine Bürger gewähren und machen läßt.

Es liegt außerhalb der mir gesteckten Grenzen, die verschiedenen Gebiete zu nennen, auf denen der englische Associationsgeist sich wirksam erweist; gibt es doch von den Bibelgesellschaften an bis zu jenem Journalisten, der die berüchtigsten Vagabunden und Diebe unter den Londoner Straßenjungen zu einem Meeting versammelte, um mit ihnen die Mittel ihrer Besserung zu berathen, in England kein irgendwie hervortretendes Moment des öffentlichen Lebens, das nicht in den Bereich gemeinschaftlicher Behandlung gezogen würde. Es ist wahr, das Vereinsrecht steht in England unter dem Damoklesschwert eines strengen und vieldeutigen Gesetzes, von dem Blackstone selbst sagt, daß die Theilnehmer eines Meetings nie gewiß seyen, ob sie sich auf gesetzlichem Boden befinden, da das Gesetz nichts darüber enthält, wie viele daran Theil nehmen dürfen. Allein in England ist eben der Geist des Gesetzes als ein lebendiger Ausdruck der öffentlichen Meinung mächtiger als der todte Buchstabe und darum das Vereinsrecht für alle Fälle unantastbar, in welchen der Sicherheit des Staats keine ernstliche Gefahr droht. Hat man den Maschinenbauern, die, 30,000 an der Zahl, zu gleicher Zeit die Arbeit einstellten, etwa verwehrt, Meetings zu halten? Doch darüber läßt sich nicht streiten, der muß

fest auf den Füßen seyn, der sich, ohne anzustoßen, zwischen den Vergitterungen und Grenzpfählen englischer Gesetzgebung einherzubewegen vermag; allein diese Marksteine des Rechts stehen doch unverrückt fest, und so unbequem sie auch zuweilen seyn mögen, so preiswürdig sind sie im Vergleich zu den lecken Barken, die mast- und steuerlos auf dem weiten Ocean der Rechtswillkür umhertreiben. In friedlichen Hallen werden gesellschaftliche Revolutionen durchgekämpft, die in Frankreich resultatlos hinter Barrikaden verfochten werden.

Der englische Charakter hat von dem ungehinderten und allbeherrschenden Associationstrieb eine eigenthümliche Färbung angenommen. Wie der Engländer sein Recht und seine Verfassung lieb hat, so beugt er sich vor jener freiwillig anerkannten Autorität der Vergesellschaftung, deren Zwecke nach Kräften zu fördern er für seine höchste Pflicht hält. Welche ungeheure Summen auf diese Weise zusammenkommen, ist bekannt; weniger, mit welcher Selbstverleugnung das Mitglied einer Gesellschaft dem besondern Interesse dieser dient. Als es galt, den bei der versuchten Umschiffung der Nordspitze von Amerika verloren und aller Wahrscheinlichkeit nach untergegangenen Capitän Franklin aufzusuchen, fehlte es weder an Geld, noch an Matrosen zur Ausrüstung und Bemannung von Schiffen. Hat der Engländer einen bestimmten Zweck vor Augen, so schrickt er auch vor dem Abenteuerlichsten nicht zurück. Ein Herr Boerow, der auch in Deutschland durch seine beiden Werke über die Zigeuner und die Bibel in Spanien rühmlich bekannt ist, hat sein Leben der Erforschung jenes merkwürdigen Stammes, der Zigeuner, gewidmet, die er unter allen Himmelsstrichen aufsucht, mit denen er Entbehrungen und Gefahren aller Art getheilt hat, um ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Abstammung kennen zu lernen. Uns kommt es unbegreiflich vor, wie ein Mensch sich ganz einer solchen Aufgabe opfern mag, und doch kann Großes eben nur auf diesem Wege erreicht werden, und wie stände es mit der deutschen Gelehrsamkeit, wenn die waghalsigen Engländer nicht das Material für sie lieferten?

Der Engländer erscheint zumeist darum steif und langweilig, weil er so systematisch ist, selbst für die Regungen seines Herzens Gesetz und Regel fordert. Nichts soll halb, nichts unrichtig gethan, in allem soll methodisch verfahren werden. Tausende, die keinem Bettler einen Pfennig geben, sehen die Hundert-Pfund-Note nicht an, wenn es einen nationellen, systematischen Wohlthätigkeitszweck gilt. So kann es wohl geschehen, daß Einer in den Straßen von London verhungert. In Paris ist dieß kaum möglich. Dort wirkt der Associationsgeist in sehr beschränkter Weise; dafür soll der Staat oder die Gemeinde sorgen, ist die herkömmliche Ausrede. Wenn es aber gilt, einen Nothleidenden aus frischer Hand zu unterstützen, so folgt der Franzose gerne dem Antrieb einer wohlwollenden Gemüthsart, jener Gutherzigkeit, die ihn auf den ersten Anblick neben dem berechnenden Britten so vortheilhaft auszeichnet. Die deutschen Flüchtlinge, die in den letzten zwanzig Jahren auf französischem Boden sich ihr Brod verdienen mußten — und Gott weiß, das Brod des Verbannten ist ein hartes Brod — wissen von dieser Gutmüthigkeit zu erzählen. Einzelne Franzosen haben gegen die Verfolgten eine Freigebigkeit bewiesen, von der ich nur wünschen kann, daß sie an den auf deutschem Boden flüchtenden französischen Verbannten vergolten werden möge. Namentlich wo er Einen von Seiten der Behörde gedrückt und ungebührlich verfolgt glaubt, öffnet der Franzose bereitwillig seine Börse; aber es ist doch nur ein Almosen. Das ohne Bedacht ausgegebene Geld bringt nur ausnahmsweise gute Früchte. Wie selten wird ein höherer Zweck damit erreicht, eine Existenz gesichert. Verdammen freilich will ich es keineswegs, wenn die Linke nicht weiß, was die Rechte gibt; auch meiner Natur widerstrebt die systematische Wohlthätigkeit, das Richtscheit sittlicher Intentionen; wer wollte es aber darum gut heißen, wenn in einer raschen Gemüthswallung den Unwürdigen gegeben wird, was bei einigem Nachdenken den Würdigen zufließen könnte! Wer diesen Gedanken weiter verfolgt, wird leicht den Schlüssel zu manchen Eigenthümlichkeiten des englischen und französischen Wesens finden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Schluß.)

E. Augiers neuestes Stück. — A. Grisar. — Mlle. Werthheimer. — „Die Nürnberger Puppe." — Merle.

Mit Recht wird dem Drama vorgeworfen, daß seine Natur eine zwitterhafte und daß der Gesammteindruck, den es hervoebringe, ein zweifelhafter, daher peinlicher sey. Daß einzelne muntere oder possirliche Auftritte die trübselige Majestät einer Tragödie erheiteen oder in einem Lustspiel Momente der Leidenschaft sich über die Linie des übrigen Stücks erheben dürfen, das räumen jezt selbst eingefleischte Anhänger des älteren Bühnensystems ein; man hat am Ende nichts dagegen, daß in einem Drama, das auf reichlichen Thränenerguß berechnet ist, hie und da gelacht, und in einem zur Erschütterung des Zwerchfells angelegten Werke zuweilen, wenn nicht eben geweint, doch der Zuhörer sanft gerührt oder sein Gemüth stürmisch erregt werde. Allein daß man zulezt nicht recht weiß ob man weinen oder lachen, ob man zufrieden seyn oder sich ärgern solle, ab der Dichter uns ergötzen oder uns zur Trauer stimmen wollte, das ist quälend und verdirbt jeden Genuß. Auf den Theatern der Boulevards, wo die Begebenheiten der Geschichte und die Ereignisse des täglichen Lebens mit Fälschung, Kindermord, Böllerei und gleich abscheulichen Ingredienzien zu einem dramatischen Salat verarbeitet werden, kommt es nicht auf den ästhetischen Charakter des Endergebnisses, kommt es nicht daeauf an, zu wissen, was man genossen, wenn man nur etwas und zwar etwas recht Beizendes und Berauschendes genossen hat, etwas, das den Gaumen recht kitzelt und die Nerven recht spannt, und die einzige Bedingung, die man in Betreff des Ganzen an den dramatischen Garkoch stellt, besteht darin, daß am Ende der Bösewicht gehenkt, gerädert, guillotinirt, erstochen oder erschossen werde. Von einem Erzeugnisse, das auf dem Théâtre français hervortritt, poetische Ansprüche macht und in Versen geschrieben ist, verlangt man etwas ganz anderes, von einem solchen Erzeugnisse fordert man eine Erquickung, über die man sich Rechenschaft geben könne. Das ist der Grundfehler des neuen Schauspiels, den die zahlreichen Einzelschönheiten desselben aufzuwiegen nicht im Stande sind. Dieser Fehler wird dadurch noch verschlimmert, daß Augier, der so allerliebst zu schäkern, so liebenswürdig zu kosen und so artig zu necken versteht, die ernsten Saiten der dramatischen Leyer weder mit Reinheit noch mit Stärke anzuschlagen weiß. Die Sprache männlicher Vaterlandsliebe hat er nicht in seiner Gewalt, und dem Cardinal Richelieu hat er durch die patriarchalischen Tiraden und Jeremiaden, die er ihm in den Mund legt, schwerlich einen guten Dienst geleistet. Victor Hugo war ohne Zweifel besser berathen, als er am Schlusse seiner Marion de Lorme den furchtbaren Cardinal, der während des Stückes nicht sichtbar war, in einer Sänfte vorübertragen und aus dessen stummer Gegenwart den Schrecken des Despatismus entstehen läßt. Dazu wurde dieser Richelieu von Geoffroy nicht wie ein eehabener Staatsmann, sondern wie eine Art Großinquisitor, der nach Ketzerblut lechzt, gespielt. Um so glänzender trat in der Scene mit ihm die Ueberlegenheit der Rachel hervor, die sich zwar nicht mehr in der Blüthezeit und auf dem Gipfel ihrer Kunst befindet, aber selbst über die Besten ihrer Umgebung noch weit hervorragt. Sie ist offenbar ermattet und erschöpft, sie bedarf langer und tiefer Ruhe, die athemlose Jagd nach Gold und Ruf durch ganz Europa, ohnehin eine Entweihung ihres Berufes, ist keineswegs eine Stärkung für sie; ihre Stimme hat zwar nicht ihre Kraft, aber die Reinheit und den hellen Klang verloren, und ihr Körper, der niemals in stattlicher Fülle prangte, scheint ebenfalls zusammengeschrumpft, und nichts an ihr blieb ungebrochen, als der Geist, der noch immer so aufrecht und lebendig ist wie er war. Die verstecktesten Absichten des geistvollen Dichters stellt sie mit Klarheit und Schärfe in das vollste Licht, und wenn diejenigen, die es am meisten verdienen, vom Publikum am wenigsten beachtet werden, so ist das wahrhaftig nicht ihre Schuld. Dadurch, daß sie zeigt, wie gut sie ihren Autor versteht, thut sie auch dar, daß sie ihn würdigt, und schon die Uebernahme der Rolle durch eine so stolze, so eindringende und an so meisterhaft gezeichnete Frauenrollen gewöhnte Künstlerin beweist viel für Augier. Augiers Muse ist nach in den besten Jahren, wenn auch einige graue Haare auf ihrem Haupte wahrzunehmen sind. Augier ist aus seiner natürlichen Sphäre herausgetreten, aber an seinem Talente läßt durchaus keine Abnahme sich bemerken.

Derselbe Varwurf trifft auch einen der fähigsten Tondichter, die für die Bühne des Singspiels (opéra comique) arbeiten. Albert Grisor kam wie Gretry ous Belgien nach Fronkreich herüber, aber nicht wie dieser durch den nngekünstelten melodischen Ausdruck einfacher, sonfter und ernster Empfindungen, sondern durch das freie und fröhliche Rauschen eines ungebundenen Humors gewann er die Gunst der Pariser. Grisar wnrde hiednrch ein Liebling des Pnblikums. Seine lezten Werke zumal in dieser Gattung waren äußerst beliebt geworden, die Straßenorgeln hatten sich der gelnngensten Lieder, die in demselben vorkammen, bemächtigt, und so die Popularität Grisars selbst in den Klassen, die keines der häheren Theoter besuchen, verbreitet. Grisar gab sich aber mit diesen Lorbeeren nicht znfrieden, er wollte, wie hentzutoge so ziemlich olle Welt, höher hinaus als recht, und achtete die Grenzen nicht, welche die Natur seinen schönen Anlagen gesteckt hat. Er wallte es zn einem graßen Nomen in der neuesten Musik bringen, vielleicht gor die Pforten der großen Oper überwältigen, in fünf langen Aufzügen mit prächtigen Dekorationen und Balleteinlage sich ergehen, neben Meyerbeer paradiren nnd zn den ersten musikalischen Triumphataren der Zeit gerechnet werden. Die Anstrengungen, die er zn diesem Ende machte, zeigten sich in keiner Beziehung so ergiebig als seine possirlichen, seine heiteren Sachen. Auch seine neueste Oper, „der Glöckner van Brügge,“ ist ein Versuch zur Erreichung dieses Ziels. Der Text van dem auch in Dentschland ols dramatischer Wunderthäter bekannten St. Georges, behandelt ein ramantisch palitisches Thema, und die an sich schan verwickelte Handlung ist mit zahlreichen Zwischenfällen durchflochten. Es ist unmöglich die Geschichte, ahne zu ermüden, vallständig und bündig zu erzählen, ja schwer derselben im Theater, ohne daß man irre wird, zu folgen. In Grisors Musik sind einzelne Stellen in dessen früherem, angebarenem Style vortrefflich und von rascher, allgemeiner Wirkung; im übrigen gleicht Grisar jenen eitien Herrn, die darauf versessen sind, statt ihrer Muttersprache sich eines fremden Idiams zu bedienen, in dem sie nicht heimisch sind, in dem sie Fehltritte auf Fehltritte thnn. Man sieht es, er ist in dem Bereiche, wa er sich bewegen will, nicht zu Hause, man merkt ihm die Mühe on, die er sich gegeben, nnd verspürt nichts van dem Vergnügen, das er nns bereiten will. In der nenen Oper trot eine Sängerin auf, die dem Namen noch zu urtheilen eine Deutsche ist, und obgleich ihre Aussprache diese Vermnthung zu bestätigen scheint, gefiel die junge Künstlerin dem Pnblikum dach sehr. Ihr gefälliger Wuchs, ihre edle Haltung, ihre prachtvalle Altstimme gewinnen den Zuschoner und Zuhörer auch da, wa Mlle. Werthheimer ihn nicht durch ihr schwungvalles Spiel und die belebende Wärme ihres Vartrags hinreißt.

Während ein deutsches Talent ouf derjenigen Pariser Bühne, die den musikalischen Genius der Franzosen am reinsten vertritt, entschiedenes Glück mocht, wird van der sogenonnten Nationaloper (opéra national) deutsche Sitte, oder vielmehr was die Franzosen für dentsche Sitte halten, in einer hormlasen Operette dorgestellt. Die Kleinigkeit heißt „die Nürnberger Puppe“ und die Idee dazu kam den Verfassern wahrscheinlich durch die Gunst, in der seit einigen Jahren die Nürnberger Spielsachen bei den Parisern und notürlich nach mehr bei den Pariserinnen stehen. Das Ding ist ein Schwank ans olter Zeit, ein falsches Zaubermährchen, wa die Dämanen nnd Poltergeister verkleidete Menschen sind und mit irgend einem alten, abergläubischen Unhald ihren lnstigen Spuk treiben. Das Stückchen ist wohl nach einer deutschen, vor vierzig oder fünfzig Jahren erschienenen Novelle beorbeitet, und Adom, der liebenswürdige, anspruchslose Componist des Postillon von Lonjumeau nnd des treuen Schäfers, hat dazu eine recht hübsche, deutsche Kindermnsik gesezt, die dem stark mit Proletariern versezten Anditorinm der Nationaloper sehr zu behagen schien. Schade nur, daß dieses nützliche Theater zu weit von den vornehmen Theilen der Stadt entfernt liegt, um von den höheren Klassen benüzt zu werden, nnd die Bevölkerung, die es nmwohnt, weder wahlhabend nach musikfreundlich genug ist, um die Kosten der Anstalt durch seinen Besuch zu decken. Hiezn kammt noch der plötzliche Tod ihres Gründers, Seveste, der sie bisher mit großer Einsicht nnd ausdauernder Energie geleitet hatte. Noch einen Verlust hat das Theoter in der Person Merle's, eines Veteranen der Pariser Bühnenkritik nnd Verfassers einiger Stücke, erlitten, die zwar ihren Urheber nicht zu einem berühmten Manne zu mochen im Stande waren, aber doch ihrer Zeit, vor zwanzig bis dreißig Jahren, eines nicht geringen Zuspruchs sich erfreuten. Merle hatte in der Kritik kein größeres Genie ols in seinen eigenen Schöpfungen; dafür war er nachsichtig, billig, mehr zur Anstrengung als zur Strenge geneigt, nnd seine Beurtheilungen wurden von den Abannenten des legitimistischen Blottes, dessen dramotische Rundschau er besorgte, gewiß ahne Leidenschaft, in dem übrigen Pnblikum höchstens van den Fonatikern gelesen, die alles auf das Theater Bezügliche mit Leidenschaft verschlingen. Er hotte in schon vargerücktem Alter die gefeierte, aber auch berüchtigte Mad. Dorval geheirathet, nnd sie der Nath ihrer Lage wie dem sittlichen Verfall nnd der inneren Gebrachenheit, in der sie den Rest ihres stürmischen Daseyns hinschleppte, graßmüthig entrissen. Ihr Hang zu religiösen Erhebnngen kam ihm hiebei wahl zu Statten, denn er vereinigte tratz des Mißtrauens und Mißwallens, das die katholische Kirche in Frankreich gegen die Spiele der Bühne von jeher an den Tag gelegt hat, mit einer regen und in früheren Tagen sogar proktischen Theilnahme an dem Theoter eine aufrichtige und thätige Frömmigkeit. Es mußte daher sehr wohlthnend für ihn seyn, doß in der lezten Zeit das französische Episkopat, nach dem Vorgange der itolienischen, spanischen und wahl auch deutschen Geistlichkeit, und dem Verhalten gemäß, das Rom selbst einhält, dem Theater gegenüber eine minder schraffe Stellung einnimmt als sanst, Schauspielern und Schauspielerinnen, wenn sie durch anderweitige Aergernisse sich einer solchen Wahlthat nicht unwürdig machen, die kirchlichen Heilmittel nicht versagt, und die Beichtiger ermächtigt hat, mit genauer nnd zarter Rücksicht auf die Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit ihrer Bußkinder den mäßigen Besnch des Theaters zu gestatten. Ungeachtet dieser milderen Vorschriften wollen nach viele, sanft heitere nnd duldsame, aber in den älteren Ueberlieferungen aufgewachsene Priester von

dem Theater schlechterdings nichts wissen und verbieten ihren geistigen Mündeln den Besuch desselben unbedingt und ohne Ausnahme. Sie stellen sich die Bühne nicht bloß thatsächlich, wie das nur zu häufig die Wahrheit ist, sondern nothwendig und ihrem Wesen zufolge als einen Pfuhl aller Verführungen zum Bösen vor, sehen in der weltlichen Musik nur eine Schmeichlerin der Sinne und machen zwischen den Chören Glucks und einer Polka, zwischen dem wahren Drama, das in munterer oder blutiger Weise die Eitelkeit des menschlichen Dichtens und Trachtens nachweist, das so der Lehre, die von der Kanzel herab verbreitet wird und in den Chorgesängen der für alle irdische Herrlichkeit freiwillig Todten feierlich erklingt, mit lebendigen, anschaulichen, einschneidenden Beispielen zu Hülfe kommt, und dem entarteten Schauspiel entarteter Zeiten, das ein Bild jeder Lüsternheit und eine Apologie jeder Verderbniß ist, schlechterdings keinen Unterschied.

Hamburg, März.

Der Abmarsch der Oesterreicher. — Kastengeist. — „Die Mutter im Irrenhause.“ — Bankerott. — Theater.

Das große Ereigniß des Tages ist der Abmarsch der österreichischen Truppen, der, obgleich seit einem Jahre in politischen und unpolitischen Blättern hundertmal prophezeit und wieder in Abrede gestellt, Vielen für den Augenblick doch unerwartet kam. „Sie gehen fort!“ erschallte es plötzlich durch die Stadt; Freunde und Feinde riefen sich die Kunde zu, und jeder dachte sich dabei das Seine. Vierzehn Tage lang bot Hamburg den Anblick einer Militärstation; täglich traf ein Bataillon der aus Holstein zurückkehrenden Regimenter hier ein, um sogleich oder nach ein bis zwei Rasttagen auf der Eisenbahn weiter befördert zu werden, feierlich empfangen und escortirt von der hier noch verweilenden Besatzung, den Hanseaten und den hiesigen Behörden, bis endlich am 2. März die lezten Oesterreicher — mit Ausnahme der zum Schutze des Lazareths noch in Altona zurückbleibenden — uns verließen, und nach dem bewegten Leben, welches die zahlreichen Durchzüge veranlaßten, eine plötzliche Stille eintrat. Bei den Hamburgern hat dieser Abmarsch die verschiedenartigsten Empfindungen hervorgerufen, die sich jezt öffentlich und privatim Luft machen. Die Demokraten von Profession, darunter vorzüglich die Journalisten, natürlich ein Freudengeschrei erheben, und bedenken nicht, daß ihnen durch den Abgang ihrer Stichblätter auch ihr bester, unerschöpflichster Stoff verloren gegangen ist, der von den zwei oder drei Bogen, die wöchentlich geliefert werden müssen, wenigstens Einen füllte. Auf der andern Seite fließen viele Thränen; denn da immer das Ungewöhnliche, Seltene mehr Eindruck macht als das, was man alle Tage haben und sehen kann, haben Offiziere und Gemeine unter der Frauenwelt zahlreiche Eroberungen gemacht, und mancher solide Hamburger könnte zu seinen Töchtern, Schwestern oder seiner spröden Angebeteten mit Heine sagen:

> Sogar in deinem Herzchen
> Viel Einquartierung lag!

Diese zarten Verhältnisse sind nun gestört, größtentheils wohl ganz zerrissen, denn da Beständigkeit bekanntlich keine Tugend des Soldaten ist, möchte sich in den meisten Fällen wohl das bekannte „ander' Städtchen, ander' Mädchen“ bestätigen, und höchstens, wenn es gilt durch seine Eroberungen zu glänzen, wird er sich des zurückgelassenen Schatzes erinnern. Im Vorgefühl der ewigen Trennung fanden sich bei der Abfahrt, troz der frühen Morgenstunde und des beispiellos schlechten Wetters jedesmal ganze Schaaren von Mädchen aus der arbeitenden Klasse ein, um dem geliebten Böhmen, Mährer, Ungarn, Polen oder Croaten noch ein leztes Lebewohl zu sagen, ja einige mußten sogar gewaltsam fortgeführt werden, weil sie unter jeder Bedingung mitgehen zu wollen erklärten. Noch einen Kuß, eine Umarmung, tausend Schwüre ewiger Liebe und baldiger Rückkehr — da erschallt der Pfiff, das Vorwärts des Conducteurs, der Zug sezt sich in Bewegung und entschwunden gleich einem Traume verfällt der Vergangenheit, was gestern noch einzig die Gegenwart erfüllte, entschwunden, als wäre es nie gewesen! Was übrig bleibt, ist die Erinnerung und die Hoffnung, die Poesie, welche selbst die vom Geschick am dürftigsten ausgestatteten Naturen über die Leiden der trostlosesten Wirklichkeit erhebt. Indessen, „wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen:“ die Schadenfreude und der Spekulationsgeist beuten auch diese Verhältnisse aus, und kein Tag vergeht, an dem nicht ein Blatt Anekdoten, eine Lithographie Carrikaturen auf den Abschied der Oesterreicher brächte, wobei natürlich skandalöse, grobkörnige Witze nicht fehlen. Uebrigens, das Herz bei Seite und die Sache aus rein Hamburgischem Gesichtspunkt — das heißt von der Geldseite — betrachtet, kann man die dreizehnmonatliche Besatzung Hamburgs unmöglich für ein Unglück erklären, und nichts ist lächerlicher als das Jammern derjenigen, welche über die Einquartierungslast schrien, als ginge die Stadt dadurch ihrer Verarmung entgegen; vielmehr ist es bei unpartelischer Erwägung einleuchtend, daß gerade der mittleren und geringeren Klasse dadurch ein bedeutender Gewinn erwachsen ist. Die Gage der in Hamburg einquartierten Truppen beträgt allein gegen 32,000 Thaler monatlich, welche, da sie gänzlich hier ausgegeben wurden, vorzüglich den Wirthen und Kleinhändlern zuflossen (man berechnet allein den Verbrauch an Cigarren auf 20,000 Stück täglich), die daraus nicht nur erlaubten, sondern auch unerlaubten Gewinn zogen, indem sie die Fremden auf's heilloseste überforderten. Ferner wurden drei Viertheile der Verpflegungsgelder ebenfalls von der österreichischen Regierung bezahlt, und da die von der Stadt gemachte Zulage als Steuer nur die Wohlhabenden trifft, die niedern Stände dagegen, besonders die Verkäufer von Lebensmitteln, des Vortheils vermehrten Absatzes genossen, so ergibt sich, daß der Stadt durch die Anwesenheit von 4 bis 5000 Menschen, welche hier ausgaben, ohne selbst zu erwerben, doch wahrlich kein materieller Nachtheil entstehen konnte. —

Ein Ball, den die österreichischen Cadetten und Feldwebel zum Abschied gaben, gelang vortrefflich. Die Gäste, größtentheils dem mittlern Bürgerstand angehörend, hatten sich überaus zahlreich eingefunden; das Vergnügen dauerte volle zwölf Stunden, und die Strahlen des Tages drangen durch die Fenster, als die lezten unermüdlichsten Tänzer sich endlich zum Nachhausegehen anschickten. Bei der ungezwungensten Heiterkeit herrschte der vollkommenste Anstand, und das Ganze lief ohne die mindeste Störung ab. Glänzender, doch nicht so kurzweilig, war eine Fête, die vom Senator Jenisch aus Anlaß seines 25jährigen Amtsjubiläums gegeben wurde, zu der auch viele der fremden Offiziere eingeladen waren. Der Glanz der Einrichtung und Bewirthung ließ — wie sich bei der ersten Hamburgischen Patrizierfamilie von selbst versteht — nichts zu wünschen übrig; allein die bekannte Thatsache, daß dem Hamburger das eigentliche Talent für Luxus und Lebensgenuß abgeht, bewährte sich auch hier; die Säle waren so überfüllt, daß man sich auf Vorplätzen und Corridoren drängte, und während sich die nähern Bekannten bald zusammenfanden, blieben die übrigen sich selbst überlassen, wobei die fremden Offiziere natürlich zu kurz kamen und größtentheils gelangweilt umherstanden, ohne Tänzerinnen erlangen zu können, da fast alle Damen gewöhnlich schon im voraus für den ganzen Abend engagirt sind. Ueberhaupt möchte es schwer seyn, einen Ort zu finden, an dem so viele Steifheit, geselliger Zwang und Vorurtheile herrschen als hier. Der selig entschlafene Kastengeist Egyptens hat neubelebt hier ein Asyl gefunden, und der exclusivste Isispriester würde entzückt ausrufen: »C'est tout comme chez nous!« In keiner Monarchie kann man in geselliger Hinsicht ausschließender seyn, als es unsere sogenannte haute volée ist, und man muß schon sehr eingeweiht seyn, um sich auf alle Nüancen zu verstehen, nach denen die Gesellschaft abgestuft wird. In der ersten Classe stehen zuförderst, wie sich von selbst versteht, die Bürgermeister und Senatoren, die fremden Gesandten und Consuln, so wie die große Ritterschaft vom Geldbeutel, welche begreiflicherweise das Hauptelement bildet. Dann kommt der Advokatenstand, ein Theil der angesehensten Aerzte und die hanseatischen Offiziere, in so weit sie aristokratischen Familien angehören. Damit ist aber auch die Grenze erreicht, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist, denn weiter hinunter wird ein für allemal keine Courfähigkeit zugestanden. Detaillisten und Makler sind von vorn herein ausgeschlossen, wiewohl es unter den erstern viele gibt, die Millionen besitzen, und sehr viele Makler selbst Geschäfte im großartigsten Styl machen, wie denn eine Menge Schiffe das Eigenthum der Schiffsmakler sind, welche sich in nichts von den ersten Kaufleuten unterscheiden. Allein was fragt das Vorurtheil darnach? Weil einst die bankrotten Kaufleute gewöhnlich Makler wurden, bleiben dieselben troz des Wechsels der Zeiten nach wie vor von der sogenannten guten Gesellschaft ausgeschlossen, obgleich es auf der andern Seite nicht im mindesten genirt, wenn ein Senator, der Weingeschäfte im Großen macht, zugleich einen Detailverkauf unterhält, wo der Schuster, der vielleicht eben dem Herrn Senator zu einem paar Stiefeln das Maaß genommen, sich gemüthlich, wie in der gewöhnlichsten Schenke, eine Flasche Wein zu vier Schillingen kauft.

Die das lebhafte Interesse der ganzen Stadt erregende Angelegenheit der Madame Gabe de Massarellos, der „Mutter im Irrenhause," deren ich schon früher erwähnte, ist nach hundert Anzeigen, Erklärungen, Gegenerklärungen und Beweisgründen von beiden Seiten, die eigentlich nichts bewiesen und die Sache nur nur noch mehr verwirrten, in ein neues Stadium getreten. Nachdem sich die Meinung des Publikums bis dahin mehr auf die Seite der Mutter geneigt, mithin die Kinder des schauderhaftesten, unnatürlichsten Verbrechens schuldig gehalten, ist jezt der Advokat der lezteen, Dr. Biesterfeld, mit einer Schrift hervorgetreten, die außer einer ausführlichen Beleuchtung der Thatsachen, eine große Anzahl Briefe und Dokumente enthält, nach deren Lesung man — so weit in solchen Fällen eine Meinung erlaubt ist — die Ueberzeugung gewinnt, daß Madame Gabe doch in Wahrheit wahnsinnig und nicht ohne Grund im Irrenhause war, wozu noch der Umstand kommt, daß ihr Advokat freiwillig die anhängig gemachte Klage wegen gezwungener Vermögensabtheilung zurückgenommen hat. Jedenfalls wäre eine Entwicklung der Sache, wie sie jezt wahrscheinlich ist, eine große Genugthuung für das Gefühl, denn eine Irrsinnige, die stets bei vollem Verstand gewesen zu seyn behauptet, gehört gerade nicht zu den Seltenheiten, wogegen man nur mit Schauder und Entsetzen eine Anzahl bis dahin unbescholtener Personen zu solch gräßlichem Complot sieben Jahre lang vereinigt denken könnte.

Seit einigen Wochen wird viel über den bevorstehenden Sturz eines allgemein für sehr reich gehaltenen Tabaksmaklers und Spekulanten gesprochen, und von allen Seiten gibt sich ungetheilte Empörung kund. Fallissements sind in einem Handelsstaat freilich keine Seltenheit, allein ein Bankerott, bei dem es nur Passiva, und zwar von 600,000 Mark Banco, und gar keine Activa gibt, eine so großartige Betrügerei ist selbst in den Annalen hiesiger Schwindeleien unerhört. Seit zehn Jahren handelte und existirte dieser Mann nur mit fremdem Geld, ohne daß irgend jemand, selbst sein eigener Sohn, der in seinen Fall verwickelt ist, nicht ausgenommen, die entfernteste Ahnung von der Lage der Dinge hatte. Der leztere wird daher auch allgemein bedauert.

Im Theater ist gegenwärtig das Ballet an der Tagesordnung. Madame Flora Fabbri, die neueste Celebrität des Tanzes, entfaltet darin eine Vollendung der Technik, eine Kraft und Sicherheit, in der sie alles bisher in diesem Fache Gesehene überbietet. Trotzdem bin ich weit entfernt, in das enthusiastische Lob derjenigen einzustimmen, welche Madame Fabbri den ersten Größen des Ballets, einer Elsler, Grahn und Cerrito an die Seite stellen, oder sie wahl gar noch über diese erheben wollen. Diese sind geniale Künstlerinnen, während die Fabbri nur eine vollendete Handwerkerin ist. Es fehlt ihr der Funke der höhern Begabung, sie tanzt nur mit den Füßen; ihre Pantomime ist gewöhnlich, ihr Gesicht, alles Ausdrucks unfähig, ermangelt jeden Mienenspiels und zeigt das stereotype Lächeln einer Maske. Derjenige, welcher sich des genialen Humors der Elsler erinnert,

des dramatischen Ausdrucks der Leidenschaft, der die Darstellungen der Grahn belebte, oder der unwiderstehlichen Grazie und Anmuth, welche die Cerrito gleich einem rosigen Schein umgab, wird daher selbst die erstaunlichsten Leistungen der Fabbri mit einer gewissen Kälte aufnehmen, was bei unserem Publikum auch im Ganzen der Fall ist. Die alten Herrn im Parket und den Proscenumslogen, die in classischen Stücken ihre Siesta halten, dagegen aber im siebten Himmel sind, wenn nur eine Tänzerin gewöhnlichen Schlages die Glieder zu einer telegraphischen Liebeserklärung reckt, sind nichts destoweniger glücklich, daß ihrer blasirten Schaulust einmal wieder ein Gegenstand der Andacht geboten wird. — Mein nächster Brief soll Ihnen von den Erfolgen der Sontag berichten, die noch in diesem Monat ihren Gastrollencyclus beginnen wird.

Berlin, März.

Raupachs Tod. — Theater. — Kunst.

Am 18. März starb hier im nach nicht vallendeten achtundsechzigsten Jahre seines Lebens der Dichter Ernst Raupach. Ueberraschend schnell ergriff ihn die Krankheit und endete var dem Ablauf des zweiten Tages mit seinem Tade. Fatalisten könnten ein tragisches Schicksal darin erkennen, daß er gerade an dem Tage verscheiden mußte, dessen geschichtliches Andenken er in den lezten Jahren am meisten haßte. Denn er konnte sich nie mit den Falgen befreunden, welche sich in Berlin und für Preußen an den 18. März knüpfen. Wir wallen nicht etwa an seinem Sarge mit ihm darüber rechten, zumal die unparteiische Geschichte immerhin den Tag anders ansehen wird als alle lebenden Parteien. Raupach war van altpreußischem Gesichtspunkte aus ein ganz liberaler Mann. Daß er in den Bewegungen der Gegenwart mehr van deren augenblicklichen häßlichen Auswüchsen abgestaßen als van den Haffnungen der jüngeren Männer angezagen wurde, ist in der Entwicklung seines Lebens begründet. Seine schöpferische Thätigkeit, sein Ruhm, sein Glück, seine Dankbarkeit wurzelten zu tief in den Verhältnissen, welche ihn während eines Vierteljahrhunderts in der Residenz des preußischen Fürstenhauses umgaben, als daß er in deren Umwandlung sich nach hätte finden können. Es wäre tadelnswerth, van einem falchen Zwiespalt der Lebensansichten aus ein Urtheil sprechen zu wallen über einen Mann, der als Mensch ein durchans ehrenwerther, obschan in seiner ehrlichen Geradheit nicht selten sehr schroffer Charakter war, und als Dichter ein höchst fruchtbares Talent mit umfassender Intelligenz verband. Wenn wir die Masse seiner dramatischen Arbeiten betrachten, deren Zahl van allen deutschen Theaterdichtern nur Katzebue übertraf, sa müssen wir gestehen, daß darunter viel Treffliches zu finden ist. Es war vielleicht varzugsweise der Kantrakt mit dem Berliner Hafiheater (das ihm jeden Akt hanarirte), der in seine histarischen Tragödien zum Theil ermüdende Breite und Verschwammenheit brachte. Doch halten wir einige darunter (z. B. Tassa's Tad) dennach für das Beste, was Raupachs Zeit hervarbrachte, denn weder Müllner nach Grillparzer vermögen wir in dieser Beziehung höher zu stellen. Wie Bedeutendes er aber auf dramatischem Gebiete geschaffen, davan wissen die Kassen aller deutschen Bühnen ihr Lied zu singen. Das seine Lustspiel „die kluge Königin," das geschichtlich sa treue und sa lebenswahre Genrestück „var hundert Jahren," die drastische Passe „die Schleichhändler" werden gewiß nach lange nicht vam deutschen Theater verschwinden. „Die Schleichhändler" erschienen auf der Berliner Hafbühne bereits im Jahr 1839 zum hundertsten male; bis heute sind sie über hundertfünfzig mal, und „var hundert Jahren" mehr als hundertmal gegeben warden. Raupach war ein Schiesier. Er wurde am 21. Mai 1784 im Darse Straupitz bei Liegnitz gebaren. Sein Vater war Prediger daselbst, starb aber an demselben Tage, mit welchem der Sahn sein zehntes Jahr antrat. Aermliche Verhältnisse gewöhnten den fleißigen Knaben frühzeitig an Entbehrungen, wie an den Ernst des Lebens. Er lernte arbeiten, und die Fähigkeit der Arbeit war es, welche seinem Talente später jene seltene Ausdauer verlieh. Van 1801 bis 1804 studirte er in Halle Thealagie, nahm dann einen Ruf als Hauslehrer nach Petersburg an und lebte daselbst ungefähr zehn Jahre in verschiedenen vornehmen Privathäusern. Im Jahr 1816 wurde er als ardentlicher Prasessar der Philasaphie und Geschichte bei der Petersburger Universität angestellt und hielt seine Varträge abwechselnd in lateinischer, russischer, französischer und deutscher Sprache. Die russischen Zustände traten jedoch seiner äffentlichen Lehrthätigkeit hindernd in den Weg, und da er niemals der Mann war, seine Ansichten zu verheimlichen, sa verließ er Rußland im Jahr 1822 und begab sich nach Berlin, wo er fortan seinen regelmäßigen Wahnsitz nahm. Seine ersten dramatischen Arbeiten, welche er aus Rußland mitbrachte (die Fürsten Chawansky — die Erdennacht — Isidar und Olga) verbreiteten van Berlin aus schnell seinen Ruf und brachten ihn unter dem Einfluß des Grafen Brühl in eine sehr günstige Stellung zum hiesigen Haftheater. Andere Dichtungen wie „die Tachter der Luft" (nach Calderon), der Hahenstaufencyklus u. s. w. salgten, und Raupach erlebte eine Zeit des Glückes, wie sie wenigen deutschen Bühnendichtern zu Theil gewarden. Im Hinblick darauf darf man ihn tratz der Hypachandrie, die ihn zeitlebens quälte, zu denjenigen Sterblichen zählen, welche sich der Gunst der Götter in hahem Maße zu erfreuen hatten. Außer seinen Werken für das Theater schrieb er eine Reihe von Erzählungen, die in zwei Bänden erschienen, und wissenschaftlich interessante Briese aus Italien. Nach in den lezten Jahren verfaßte er mehrere Dramen, sa das histarische Schauspiel „Mirabean," das Zauberspiel „der Kegelspieler," das Schauspiel „Saat und Frucht" und andere.

Der Kammerherr v. Hülsen ist nun definitiv zum Generalintendanten der königlichen Schauspiele ernannt warden, welches Amt er bisher nur zeitweilig verwaltete. Van durchgreifenden künstlerischen Grundsätzen, die er zur Geltung bringen möchte, kann selbstverständlich nicht die Rede seyn, dach zeigt er persönlich guten Willen, wenigstens das Repertaire mannigfaltig und würdig zu gestalten. Ein sehr verfehltes Unternehmen war es, eine sehr mittelmäßige französische Schauspielergesellschaft, welche den Winter über in Braunschweig gespielt hatte, hieher zu berufen, wa Jahre lang ein recht gutes französisches Theater existirte, das noch im besten Andenken lebt. Dagegen läßt sich das Engagement der Mlle. Fuhr van Hamburg als erste tragische Liebhaberin als ein Gewinn für die Bühne bezeichnen. Eine schöne Gestalt, ein feuriges Auge, ein sonares, wahlklingendes Organ, reiches Empfindungsleben,

zeichnen diese junge Schauspielerin aus, welche den auf gut Hamburgisch etwas sentimentalisirenden Accent ihres Vortrags hier wohl noch ablegen wird.

Vor wenigen Wochen hat der Maler Hermann Kretschmer im Auftrage des Königs ein Oelgemälde vollendet, das einen Moment aus dem Leben des früh verstorbenen Prinzen Waldemar, Bruders der jetzigen Königin von Bayern, zum Gegenstande hat. Sie erinnern sich, daß der Prinz bei seinem Aufenthalte in Ostindien mit der britischen Armee gegen die Shiks auszog und mit großem Muthe in mehreren blutigen Schlachten focht. Eine derselben, die heiße, aber siegreiche Schlacht bei Feroschphur, gab den Stoff zu Kretschmers Gemälde. Muthig war der Prinz bis zu dem stark verschanzten Lager der Feinde vorgedrungen, als ihn mit den Seinen ein heftiges Kartätschenfeuer empfing. Des Prinzen Arzt, Dr. Haffmeister, sank, von mehreren Kugeln durchbohrt, entseelt vom Pferde. Augenblicklich sprang auch der Prinz aus dem Sattel, in der Hoffnung, daß dem Arzte noch Hülfe gebracht werden könnte. Der Punkt, wo sich dieß ereignete, war höchst gefährlich; dicht neben dem Prinzen fiel der Major Brodfoot, und dem Grafen von der Gröben fuhr eine Kartätschenkugel durch den Hut. Aber trotz der inständigsten Bitten war Prinz Waldemar nicht eher zu bewegen, diesen Platz zu verlassen, als bis er sich von Hoffmeisters Tode völlig überzeugt hatte. Die hier geschilderte Gruppe ist der Gegenstand des Gemäldes; in der Mitte die Leiche des Arztes im Arm des Prinzen, der halb über sie gebeugt den Kopf emporhebt und den umstehenden Männern fragende Blicke zuwirft. Graf v. d. Gröben, halb europäisch, halb indisch gekleidet, hält zu Roß daneben und fordert den Prinzen dringend auf, sich zu entfernen. Das gestürzte Roß des Arztes zur Linken, das Roß des Prinzen, von seinem Reitknecht gehalten, befinden sich in der Nähe der Leiche, der aus dem Hintergrunde auch der britische Gouverneur mit seinen beiden Söhnen an der Spitze seines Gefolges sich nähert. Im Hintergrunde seitwärts führt ein anderer Begleiter Waldemars, Graf Oriola, eine Abtheilung britischer Truppen zum Kampf, während auf der entgegengesezten Seite das befestigte Lager der Shiks die Aussicht schließt. Ganz im Vorgrunde erblicken wir am Boden die Leiche eines Malayen und indische Waffenstücke rings umher. Ein von den Seinen getrennter Shik sprengt wild heran und sinkt, von einer Kugel getroffen, rücklings vom Pferde. Man fühlt sich ganz in das Gedränge, in das Toben einer Schlacht versezt, überall Bewegung, wildes Leben, das mit der Mittelgruppe den heroisch-tragischen Akkord bildet. Auch die verschiedenartigen, zum Theil höchst malerischen Kostüme geben dem Bilde einen eigenthümlichen Reiz. — Neuerdings fängt der Berliner Handel an, die Kunst ebenfalls für große und umfangreiche Spekulationen in seinen Bereich zu ziehen. Namentlich hat ein hiesiger bedeutender Exporteur eben jezt eine große Galerie von Gemälden angekauft, um sie nach Amerika auszuführen und den Arbeiten unserer Künstler jenseits des Weltmeers eine neue Abzugsquelle zu eröffnen. Es befinden sich in dieser Galerie Werke unserer talentvollsten jungen Maler, und das Unternehmen selbst, der Umstand, daß der Handel sich der künstlerischen Erzeugnisse zu so weitaussehenden Zwecken bemächtigt, ist ein Zeichen, daß die nach Amerika gelangten Arbeiten deutscher Künstler dort Beifall gefunden haben. Wenn man fortfähet, Gutes zu liefern, so werden auch diese günstigen Chancen fortdauern. Glaubt man jedoch für starke Preise Mittelmäßiges senden zu dürfen, so wird man das Geschäft vernichten. Ehrlichkeit ist auch hier die beste Spekulation.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 16. 18. April 1852.

Every man that advertises his own excellence, should write with some consciousness of a character which dares to call the attention of the public. He should remember that his name is to stand in the same paper with those of the king of Prussia and the emperor of Germany, and endeavour to make himself worthy of such association.

Sam: Johnson.
1759.

Die Zeitungsanzeige in London.

I.

„Der Genius," sagte Johnson vor beinahe hundert Jahren im Idler, „zeigt sich nur durch Erfindungen. Der Mann, welcher zuerst das öffentliche Interesse an einer Schlacht oder Belagerung dazu benutzte, um dem Leser seine Waare anzupreisen, war ohne Zweifel ein Mann von großem Scharfsinn und großer Menschenkenntniß. Es ist leider zu bedauern, daß sein Name verloren gegangen; aber wie er auch gewesen seyn mag, er hat zahllose Nachfolger gefunden, und heutzutage weiß jeder, wie er sich dem Publikum anzukündigen hat, sey es, um zu kaufen oder zu verkaufen, mögen seine Waaren materielle oder geistige seyn, mag er Kleider machen oder Mathematik lehren." Später fügt Johnson noch hinzu: „Die Annoncen sind jetzt so zahlreich geworden, daß man es kaum mehr unternehmen kann, sie durchzulesen, und die Kunst des Annoncirens ist ihrer Vollendung so nahe, daß es wohl nicht möglich ist, irgend eine Verbesserung vorzunehmen."

Wie würde sich der gelehrte Doktor wundern, wenn es ihm vergönnt wäre, die heutige Tagespresse zu durchblättern und das heutige London zu durchwandern. Seine „zahlreichen Annoncen," von denen er spricht, befanden sich (wie ich aus Chambers' Edinburgh Journal entnehme) im Public Advertiser, der etwa zehn bis fünfzehn Anzeigen in jeder Nummer enthielt. Nehmen wir gegenwärtig die erste beste Nummer der Times zur Hand, so zählen wir Tag für Tag in dem Hauptblatt und Supplement ungefähr 1000, oft sogar 1600 Advertisments. Rechnen wir zu diesen die Anzeigen in den übrigen Morgen- und Abendblättern Londons, in den Wochen- und Monatsschriften, so ergeben sich täglich im Durchschnitt für die Hauptstadt allein zum wenigsten 2000 Anzeigen.

Was nun „die Kunst des Annoncirens" betrifft, so erwähnt Johnson als schlagendes Beispiel die Ankündigung eines Pulvers, „das schon nach einmaligem Gebrauche der Haut eine sammtne Weichheit gibt, freilich aber," wie naiv hinzugesetzt wird, „nicht im Stande ist, auf das Antlitz einer fünfzigjährigen Dame den Reiz der jungfräulichen Frische zurückzuzaubern." Jeder moderne Haarkräusler, der ein Schönheitsmittel erfunden hat (und welcher hätte es nicht?), würde ein

mitleidiges Lächeln nicht unterdrücken können, wenn ihm diese Annonce zufällig zu Gesicht kommen sollte. Für ihn gibt es keine Ausnahme, sein Mittel ist unfehlbar, er fordert die strengste Kritik in die Schranken und erklärt sich sogar bereit, jedem, der die Unwirksamkeit seiner Erfindung beweist, 10,000 oder gar 100,000 Pfund Sterling auszuzahlen. Loyaler kann man doch wahrlich nicht zu Werke gehen. Und doch gibt es noch häßliche Menschen in England; aber die Londoner Haarkünstler, scheint es, sind unschuldig daran. Keiner von ihnen hat, so viel ich weiß, seine 10,000 oder 100,000 Pfund Sterling verloren, und die Engländer und Engländerinnen, welche nicht im Besitz antik-klassischer Schönheit sind, haben es also nur ihrer eigenen Nachlässigkeit zuzuschreiben. Doch mein Thema ist ein vielumfassendes, und selbst die Friseure sind nur Stümper, wenn wir sie mit dem gigantischen Genius eines Moses und Sohn oder Nicholls vergleichen.

Ich ersuche die Leser, mir durch die Spalten der Times zu folgen. Wir haben auf diese Weise die beste Gelegenheit, den Charakter der Anzeige zu studiren. Wir folgen ihr von Stufe zu Stufe, Schritt für Schritt, und bereiten uns darauf vor, sie auf Ihrem kühnsten Fluge zu begleiten. Die Annoncen der Times prägen das englische Leben nach allen seinen Seiten hin aus. Sie zeigen uns den Handel, die Schifffahrt, die bürgerliche Concurrenz, die Sitten, die Erziehung, das Gesetz. In der einfachen Sprache so gut wie im pomphaften Gewande der Charlatanerie spiegeln sie die gegenwärtige Entwicklung treu und unverfälscht ab.

Beginnen wir mit dem Anfange. In den ersten zwei oder drei Spalten finden wir die Schiffsanzeigen. „Direkt nach Madras.“ „Nach dem Cap der guten Hoffnung und von da nach Bombay.“ „Segelschiffe nach China.“ „Indische Ueberlandspost.“ „Fünf Segelschiffe nach Nordamerika.“ „Sechs Segelschiffe nach Australien.“ „Dampfer nach Newyork.“ „Dampfer nach Boulogne, nach Calais, nach Ostende und Hamburg.“ „Schiffe nach Westindien.“ „Gelegenheit nach Californien, nach Gibraltar, nach Malta, nach Petersburg.“ Genug! gibt es doch keinen Theil der Erde, den die brittische Macht nicht erreicht und direkt oder indirekt unterjocht hätte, und diese Ankündigungen zeigen es uns deutlicher, als es ein kunstvoller Zeitungsartikel vermöchte. Sie rücken uns den gewaltigen Welthandel Englands vor Augen; wir sehen seine Schiffe den Ocean durchfliegen, die entferntesten Länder, die wir früher nur aus Lehrbüchern der Geographie oder aus Reisebeschreibungen gekannt, sind uns in greifbare Nähe gerückt, und wir fühlen mit Bewunderung, daß wir im Centralpunkte stehen, von dem aus der Genius einer unvergleichlichen Nation die Schätze der Industrie und der Kultur in die Welt ausgießt, um den Reichthum der Welt dagegen einzutauschen.

Unmittelbar nach den Schifffahrtsanzeigen kommen Privatmittheilungen. Zuerst eine Korrespondenz in Chiffern, die uns natürlich unverständlich ist, aber die Unterschrift: „Deine treue Amalie,“ oder „dein ewig treuer Arthur“ lassen uns leicht errathen, welcher Natur diese Korrespondenz ist. Uebrigens hat die Liebe nur ein kleines Winkelchen: höchstens zwei oder drei Annoncen, und das ist auch genug — in den Times. „Wenn James B. D., der vergangenen Mittwoch das Haus seines Vaters verlassen hat, sich nicht sofort bei Herrn X. X. meldet, wird ihm keine weitere Gelegenheit zu einer Aussöhnung gegeben werden.“ Ferner: »P. P. P. Um's Himmels willen, schreibe deinen unglücklichen Eltern, die sich in tödtlicher Angst wegen deines Schicksals befinden. Seit dem entsetzlichen Tage, wo du uns verlassen hast, ist von keiner Seite nach dir gefragt worden, so daß du unbesorgt in dem Hause hättest bleiben können, das durch deine Abwesenheit zu einer Stätte des Elends geworden ist.“ Welche Nahrung für die Phantasie in diesen beiden Anzeigen! Hier ein Vater, der auf dem Punkte steht, seinen Sohn zu verstoßen; dort ein Unglücklicher oder gar eine Unglückliche, die irgend einer eingebildeten Gefahr entflohen und vielleicht dem wirklichen Elend in die Arme gelaufen ist! Unsere Einbildung ergeht sich in Vermuthungen, und ehe wir uns versehen, haben wir einen kleinen Roman geträumt, der wenigstens das Verdienst hat, im wirklichen Leben zu wurzeln. Aber die Träumerei dauert nicht lange. Unsere Blicke fallen auf die Times, welche vor uns ausgebreitet liegen, und der Zauber ist gebrochen. Wir lesen weiter.

„Verlorene und gefundene Gegenstände.“ Wie sich von selbst versteht, ist die Zahl der lezteren geringer als die der ersteren. Verloren heißt in London gewöhnlich: gestohlen, und die Belohnung, welche dem „redlichen Finder“ ausgesezt wird, ist nichts als eine Lockspeise für den Dieb. Die englische Polizei ist zwar sehr gerieben, aber, wie man behauptet, sind die englischen Diebe noch geriebener, und es ist eine trostlose Thatsache, daß nicht der zehnte Theil des gestohlenen Eigenthums wieder ausfindig gemacht wird. Wenn man daher Kleinigkeiten, ein Taschentuch, ein Portefeuille mit nicht zu viel Banknoten, oder eine Uhr „verloren hat,“ so macht man nur selten die gerichtliche Anzeige. Man fügt sich in das Unvermeidliche und tröstet sich mit den zahlreichen Leidensgenossen. Nur wenn der Gegenstand einen besondern Werth für uns hat, versuchen wir als leztes Mittel die Annonce in den Times: „Fünf Pfund Belohnung. Verloren einen Ring von geringem Goldwerthe, der

aber dem Besitzer als Andenken theuer ist. Die obige Summe wird dem Finder sofort entrichtet." Es ist zehn gegen eines zu wetten, daß der Verfasser dieser Anzeige morgen schon ein Briefchen erhält, in welchem ihm der „Finder" ein sicheres Rendezvous bestimmt; wie gesagt, die Londoner Diebe lassen sich nicht leicht in einer Falle fangen.

„Verloren. Fünf Soverigns (Pfund Sterling) und sieben Fünf-Pfundnoten, Nr...... Der Finder erhält zehn Pfund Sterling Belohnung." Auch hier ist einige Chance vorhanden. Wenn die Nummern gestohlener Noten auf der Bank angezeigt sind, ist es ziemlich schwierig, dieselben in Geld umzusetzen. Ist es also dem Diebe nicht sofort gelungen, sein Papier in baares Geld zu verwandeln, so wird er sich wahrscheinlich zur „Ehelichkeit" bequemen und seinen „Fund" zurückerstatten, natürlich gegen die versprochene Belohnung und unter Beobachtung aller Gebote der Vorsicht.

„Eine Guinee Belohnung. Verloren ein Wachtelhündchen (folgt die Beschreibung). Wer dasselbe zurückbringt" u. s. w. Bei den Ankündigungen dieser Art kann ich mich niemals eines Lächelns enthalten. Sie gehen fast ohne Ausnahme von alten Jungfern oder resignirten Wittwen aus, die den ganzen Schatz ihrer Zärtlichkeit auf einen oder mehrere Vierfüßler concentrirt haben. Doch das ist es nicht, worüber ich lächle. — Wenn man an einem neblichten Tage oder in der Dämmerung die Straßen Londons durchstreift, sieht man hier und da einen zerlumpten Burschen stehen, der ein halbes Dutzend Schooßhündchen auf den Armen hält und an die vorübergehenden Damen „von gewissem Alter" zum Kaufe ausbietet. Es muß neblich oder Abend seyn, denn dieser Handel hat seine Gründe, das Licht zu scheuen. Die Waare geht reißend ab. Die Frauen tragen voll Entzücken ihre neuerworbenen Lieblinge nach Haus. Aber selbst die Thiere sind leider oft undankbar, und nach Verlauf weniger Tage ist der theuer bezahlte Freund verschwunden. Die trostlose Besitzerin setzt Himmel und Erde, ihre Dienerschaft und die Polizei in Bewegung, um eine Spur des Verlorenen aufzufinden; aber alles vergebens. Zuletzt versucht sie die Annonce in der Times, und es gelingt. Ein Individuum von etwas zweifelhaftem Ansehen bringt den Hund zurück und nimmt die ausgeschriebene Belohnung in Empfang. Nach einigen Wochen wiederholt sich der Auftritt. Dieselbe Verzweiflung, dieselben Nachforschungen, dasselbe Resultat; nur mit dem Unterschied, daß der Finder nicht der alte ist. Die Tragikomödie ist aber damit noch keineswegs zu Ende. Verlieren und Wiederfinden wechseln in rascher Reihenfolge ab und die gequälte Dame muß fabelhafte Summen aufwenden, um wenigstens zeitweise den Genuß des Besitzes zu haben. Sie denkt nicht im entferntesten daran, daß die verschiedenen Finder sammt dem Verkäufer Mitglieder einer und derselben Compagnie sind, und daß ihr Liebling nur zu gut — dressirt ist.

Aber gehen wir über die zahlreichen Anzeigen dieser Art weg. „Reduktion der Nationalschuld. Frau Helene ... hat 932 Pf. St. 4 Sh. 2 Pence für Abzahlung der Nationalschuld hinterlassen. Wer Ansprüche an das Vermögen der Frau Helene ... zu machen hat, muß dieselben binnen drei Monaten geltend machen." Ein patriotisches Weib, ohne Zweifel, nur schade, daß die Nationalschuld 700,000,000 Pf. St. beträgt! — „Sitzung der Missionsgesellschaft." „Missionsgesellschaft im Innern." „Vorlesung des Pater Gavazzi." „Nächsten Sonntag wird Reverend N. N. in der Kirche von Marylebone gegen die Uebergriffe des Katholicismus predigen." „Seine Eminenz Cardinal Wiseman wird nächsten Sonntag in der Kirche zur unbefleckten Empfängniß Mariä predigen." Katholicismus, Anglicanismus, Ronge, Gavazzi, Wesleyanismus, alles tanzt auf dem Papiere friedlich vor unsern Augen herum. Sonderbarerweise finde ich unmittelbar unter der Annonce Wisemans eine andere folgenden Inhalts: „Seine Eminenz Cardinal Wiseman in vollem Kostüm. — Die Halle der Könige. — Prachtvolle Dekorationen. — Die Säle sind erweitert und für Ventilation Sorge getragen. Eintrittspreis 1 Sh." Was soll dieß bedeuten? Lesen wir weiter: „Der Napoleonssaal und die Kammer der Schrecknisse 6 Pence extra." Nun löst sich das Räthsel. Cardinal Wiseman, das heißt sein Wachsbild, ist boshafter Weise in der Chamber of Horrors der Madame Tussand aufgestellt worden. Ohne Zweifel keine schlechte Spekulation!

Panoramas, Dioramas, Kosmoramas, Colosseum, chinesische Familie, Cummings afrikanische Ausstellung u. s. f. Bücheranzeigen, Revüen, Wochenblätter; unzählige Pferde und Wagen, zu kaufen und zu verkaufen; gerichtliche Anzeigen, Bankerotte, Zwangsverkäufe, freiwillige Auktionen, Versammlung des Ausschusses der ostindischen Compagnie, Gesellschaft zur Ausbeutung der californischen und australischen Goldbergwerke, Versicherungsgesellschaften, Eisenbahnanzeigen, Hospitäler, Suppenanstalten, Asyle für die Obdachlosen, Wohlthätigkeitsanstalten, Theater, Sängerinnen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Virtuosen, Concerte; Literatur, Kunst, bürgerlicher Ruin, Luxus, alles in wenigen Spalten wirr durcheinander gemischt, so wirr und nackt, wie im Leben.

Wir sind nun mit der ersten Seite der Anzeigen zu Ende, und wenden uns, nach Ueberschlagung des politischen Theils der Times dem Supplemente zu. Es beginnt mit Geburts-, Heiraths- und Todesanzeigen. Ueber dieses Thema ist schon so viel Gutes

und Schlechtes gesagt worden, daß ich mich aller Betrachtungen enthalte. Nur glaube man nicht, daß diese Anzeigen umfassend sind. Sie beziehen sich nur auf die Angehörigen der höheren und höchsten Stände. Der Bürger aus der Mittelklasse und der Arme kommt zur Welt, heirathet und stirbt, ohne daß er öffentlich genannt würde. Er wird in den Listen der Pfarrei registrirt, und merkt es nur an den Besuchen des Steuereinnehmers, daß sein Name und seine Adresse in der officiellen Welt nicht ganz unbekannt sind. Der Arme, bei dem nichts zu holen, hat natürlich nicht einmal diesen zweifelhaften Trost. Der Staat nimmt erst Notiz von ihm, wenn er ein Verbrechen begangen hat. Doch nein; alle zehn Jahre wird ja eine große Volkszählung vorgenommen, und dann dient die Masse der Paupers dazu, die Listen des Census anzuschwellen, und die Nationalökonomen erhalten Gelegenheit, von der vermehrten Bevölkerung auf das Steigen der allgemeinen Prosperität zu schließen.

Unmittelbar an die Todesanzeigen reiht sich der Börsenbericht an. Von dem Kirchhofe sind wir mit einem Sprunge auf den Tummelplatz der Spekulation versetzt. Wir stehen vor dem Wetterglase, das die Geschicke der Völker und Dynastien mit untrüglicher Sicherheit bestimmt, und ahnen die gewaltige Macht, welche ihren goldenen Scepter über die heutige Welt schwingt. Aber weiter! Wir übergehen ein halbes Dutzend Anzeigen von Begräbnißgesellschaften, die uns sämmtlich zum billigsten Preise die lezte Ehre erzeigen wollen, und stürzen uns in das tolle Gewühle der Stellenangebote und Stellengesuche. — Zuerst die Angebote. Wie sich in London erwarten läßt, sind sie zahlreich und mannigfaltig. Bediente, Kutscher, Grooms, Jockeys, Mägde, Kammermädchen, Commis, Gouvernanten, Hauslehrer, Schreiber, Köche, Köchinnen, Kellner, Gärtner werden dutzendweise gesucht. (Irländer, das sey hier nebenbei bemerkt, sind fast ohne Ausnahme von Bedientenstellen ausgeschlossen. Armer Paddy!) Hundert Kanäle stehen dem Arbeitslustigen offen, und der Unerfahrene, welcher sich zum erstenmal in das bewegte Geschäftsleben wirft, gibt sich den ausschweifendsten Hoffnungen hin. Wo so viele Plätze offen stehen, wird es ja doch auch für **ihn** ein Plätzchen geben! Und, wenn man nur einmal einen Anfang gemacht hat, so wird sich das Weitere schon finden. Bittere Täuschung! Er bedenkt nicht, daß sich in diesem gewaltigen Menschenocean hunderte von gierigen Händen ausstrecken, wenn nur das kleinste Stückchen Brod hingehalten wird; er bedenkt nicht, daß schon Hunderttausende im Strudel untergegangen sind, die eben so begabt und eben so unternehmend waren, wie er, und daß Tausende — ich spreche nicht von Paupers oder Arbeitern, — daß Tausende von respektablen Leuten, wie man hier zu sagen pflegt, Tag für Tag mit gierigen Blicken die Ankündigungen der Times durchfliegen, um eine Stelle ausfindig zu machen, die sie vom buchstäblichen Hungertode retten soll. Wem das Kapital den Zauberschlüssel verleiht, mit dem er sich die Pforten der bürgerlichen Gesellschaft öffnet, wer über ungewöhnliche Anlagen zu verfügen hat, oder wer sich herablassen will, durch verrückte Marktschreierei an den schlechten Geschmack und die Dummheit zu appelliren, kann in London allerdings sein Glück machen, aber die ehrliche Mittelmäßigkeit findet alle Thüren verschlossen, sie hat mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen, und wenn ihr nicht ein günstiger Zufall zu Hülfe kommt, muß sie sich wohl oder übel den Umständen fügen und mit voller Lunge in die Trompete der Charlatanerie blasen oder im Workhause sterben.

Es fällt mir hier eine traurige Geschichte ein, deren Erzählung den besten Commentar zu dieser Behauptung bilden wird. Vor dreiviertel Jahren ungefähr — es war um die Eröffnung der Industrieausstellung — fand ich im Kaffeehause, das ich täglich besuche, einen jungen Mann, der mich durch sein ganzes Wesen schon beim ersten Anblick für sich einnahm. Er mochte etwa 24 Jahre zählen, sein Gesicht war regelmäßig schön, und ein Zug tiefer Melancholie, der darüber ausgegossen war, machte ihn nur noch interessanter. Seine Kleidung, wenn auch anständig, zeugte von Armuth. Er las eifrig die Annoncen der Times, und es war offenbar, daß er eine Stelle suchte. Am folgenden Morgen fand ich ihn wieder an demselben Platze und bei derselben Lektüre. Dieß dauerte einige Monate lang. Er verzehrte möglichst wenig, kam regelmäßig, und entfernte sich regelmäßig zu derselben Zeit. Allermittelst sank er sichtbar immer tiefer auf den Stufen des Elends, seine Kleider hatten sich völlig verschlissen, und die Melancholie, welche auf seinem Gesichte lagerte, fing an den Charakter der Verzweiflung anzunehmen. Eines Tages ließ er einen offenen Brief liegen. Ich steckte ihn zu mir, und hoffte dadurch Gelegenheit zu bekommen, Bekanntschaft mit ihm anzuknüpfen, und ihm vielleicht einen Dienst zu leisten. Der Brief trug die Adresse Arthur G... Am nächsten Morgen gab ich ihm das Gefundene zurück. Er dankte mir höflich, aber kalt, und, ohne indiskret zu werden, konnte ich mich ihm einstweilen nicht aufdrängen. Ich wartete auf eine bessere Gelegenheit. Am nächsten Tage kam mein Freund — so kann ich ihn nennen — nicht. Die Zeit, wo er sonst immer pünktlich anwesend war, verstrich und sein gewöhnlicher Platz blieb leer. Ich erging mich in allerlei Vermuthungen. Es verstrichen zwei, drei Tage, eine Woche, ohne daß ich etwas von ihm erfuhr. Endlich löste sich das Räthsel, und zwar in den Spalten der Times. „Gestern," hieß es, „wurde in dem ... Workhause Todtenschau über einen

jungen Mann gehalten, dessen Leichnam vorgestern bei Blackfriarsbrücke in der Themse aufgefischt worden war. Man hatte in seinem Portefeuille folgenden, mit Bleistift geschriebenen Brief gefunden: „Wenn man diese Zeilen liest, werde ich aufgehört haben zu leben. Mein Tod ist die Folge eines reiflich überlegten Entschlusses, der mir durch das äußerste Elend aufgedrängt wurde. Ich bin aus Glasgow gebürtig. Meine Eltern sind todt, Geschwister und Freunde habe ich niemals gehabt. Meine Erziehung war vielleicht zu gut für meine Armuth. Ich kam im Frühjahr nach London, mit dem Vorsatz, eine Lehrer- oder im Nothfalle eine Commisstelle anzunehmen. Mit trefflichen Zeugnissen ausgerüstet, zweifelte ich nicht am Erfolge. Ich täuschte mich. Es fehlte mir an einflußreichen Empfehlungen und an Geld, um die Kosten der Ankündigungen zu bestreiten. Monate lang meldete ich mich für jeden offenen Platz, immer vergebens. So kärglich ich auch lebte, das Geld ging mir aus, und meine geringen Habseligkeiten wurden in den Pfandhäusern nicht angenommen. Ich sah, daß es zu Ende mit mir ging. Zum lezten male meldete ich mich beim Besitzer eines Instituts, der eine schlechtbezahlte Lehrerstelle ausgeschrieben hatte; sie war vergeben. Ich hatte seit Wochen von Brod gelebt, meine Kleider waren so schlecht geworden, daß ich mich niemanden mehr vorstellen konnte, und nirgends sah ich einen Ausweg. Ich konnte die Miethe nicht mehr bezahlen, und wurde aus meiner Dachstube geworfen. Zwei Tage und zwei Nächte ging ich in den Straßen Londons umher. Ich hatte keinen Platz, wo ich mein Haupt niederlegen konnte, und der Hunger nagte mir in den Eingeweiden. Ich hätte stehlen können, aber ich dachte an meine Mutter; ich hätte betteln können, aber mein Stolz empörte sich. Um dem langsamen Hungertod zu entgehen, wählte ich den raschen freiwilligen Tod. Nur der Selbstmord kann mich vor der Schande retten. — Geschrieben auf der Brustwehr der Blackfriarsbrücke.

Arthur G...“

Ich schrieb mir den Bericht aus der Zeitung ab, und manchmal habe ich seitdem an den blassen jungen Mann gedacht, der so unverdient den Verhältnissen zum Opfer gefallen ist. Und man glaube nicht, daß dieser Fall ein vereinzelter sey. Das Ende ist gerade nicht immer so tragisch, aber das Ende ist ja auch das Ende des Elends. Von den Tausenden, die alljährlich in die Metropolis kommen, um sich eine glänzende Existenz zu gründen, erreichen die wenigsten ihr Ziel. Die große Mehrzahl kehrt mit einer Niete vom Glücksspiele zurück, und wohl dem, der noch ein Asyl hat, wo er sich vor den Stürmen der Noth bergen und einen melancholischen Rückblick auf die bunten, aber wie Seifenblasen zerplazten Hoffnungen werfen kann. Es ist eine verhängnißvolle Stätte, diese wenigen Quadratmeilen, die man London nennt. Man hat sie schon oft eine Sonne des Reichthums und der Civilisation genannt, und mit Recht. Aber so manche arme Motte, die der Sonne entgegen zu fliegen meint, versengt sich die Flügel an einer schmutzigen Oellampe. Wenn die Pflastersteine reden könnten, sie würden uns von den Menschenhekatomben berichten, die hier alljährlich der Noth zum Opfer fallen, unbemerkt, unbedauert; sie würden uns Geschichten des Elends erzählen, vor denen die Erfindungen der ausschweifendsten Phantasie verblassen, Geschichten des Elends, wie es nur in London existiren kann, in London, wo es kein anderes Band der Gesellschaft gibt, als das Geld, und wo der Mensch nur gilt, was er **hat**. Doch genug.

Wir bleiben bei den Annoncen stehen, in denen offene Stellen angezeigt werden. Sie sind zahlreich; es mögen ungefähr hundert seyn. Nun aber zu den **gesuchten** Stellen. Sie füllen mehr als vier Spalten, obgleich sie meistens nur drei oder vier Zeilen einnehmen. Ich zähle 215 an einem Tag. Also doppelt so viel Angebot als Nachfrage! Erwägt man noch, daß jeder, der eine Stelle zu vergeben hat, annonciren kann, nicht aber jeder, der sie sucht, so springt der Contrast noch greller in die Augen. Wir stehen vor diesem fatalen »surplus of labour,« das uns in der englischen Industrie eben so gut entgegentritt, wie in den Anzeigelisten der Times, und das den Nationalökonomen schon mehr als eine schlaflose Nacht gemacht hat.

Am Schlusse der Stellengesuche treten uns die Annoncen der Sprachlehrer entgegen. Sie bilden den Uebergang zu der Ankündigung höhern Styls. Die schlichte Einfachheit fängt an sich mit der Charlatanerie zu mischen. Zuerst die Franzosen. Wie sich von selbst versteht, sind sie sämmtlich aus Paris, und haben der sorgfältigsten Erziehung genossen. Die meisten sind Erfinder einer neuen Methode des Unterrichts, die alle früher angewandten bei weitem übertrifft. Der eine macht sich anheischig, das reinste Französisch in zwölf Lektionen zu lehren. Ein zweiter steigt bis auf Hälfte herab, und ein dritter sticht beide aus, indem er sich mit **Einer** Stunde begnügt. Das ist mehr als der beschleunigte Naturprozeß, in den manche Theologen die biblischen Schöpfungswunder aufzulösen pflegten. Das größte Wunder ist jedenfalls, daß diese „Humbugs“ Gläubige finden und meistens gelingen.

Unsere deutschen Landsleute zeigen sich ihren rheinischen Nachbarn ziemlich gewachsen. Herr H. (die deutschen Schulmeister und Sänger nennen sich in London immer Herr) aus Hannover (die deutschen Sprachlehrer sind aus Hannover oder Braunschweig, wie die französischen aus Paris); also: „Herr H.

aus Hannover, „Mitglied“ (member) der Universitäten Götlingen und Berlin, nimmt sich die Freiheit, der Nobility und Gentry anzuzeigen, daß er vom 15. März an einen Cursus der deutschen Sprache nach seiner ganz neuen, trefflich bewährten Methode eröffnen wird. Adresse.“ Aus Hannover, Mitglied zweier Universitäten, Besitzer einer ganz neuen Methode, die aber schon trefflich bewährt ist —, was will man mehr? Herr H.. macht auch ganz gute Geschäfte. Er war früher Kellner in einem deutschen Gasthause, und kam, ich weiß nicht aus welchem Grunde, vor einigen Jahren nach London. Anfangs unglücklich in seinen Glücksritterfahrten, wurde er zuletzt durch die Noth gezwungen, als Bedienter bei einem französischen maitre de langues einzutreten. Gewandt, wie er war, lernte er seinem Meister rasch die kleinen und doch so nothwendigen Künste d-s Geschäfts ab. Es gelang ihm, sich eine hinreichende Geldsumme zu erwerben, und eines schönen Morgens figurirte der ehemalige Kellner und Bediente in den Times als Professor, Mitglied verschiedener Universitäten u. s. f. Der Genius hatte sich Bahn gebrochen, die Raupe wurde zum Schmetterling. Herr H... ist nun ein gemachter Mann; er verdient wöchentlich fünf Pfund Sterling, und hat den festen Vorsatz es auf das Doppelte zu bringen. Ich zweifle auch nicht, daß es ihm gelingen wird. Seine Annoncen begegnen uns überall, wo wir nur die Augen hinwenden. Mit den Times nicht zufrieden, hat er sich der Daily News, des Morning Chronicle, des Heralds, der Post, des Athenäums, der Schulzeitung und der Himmel weiß, welcher andern Blättern bemächtigt. „Durch die Annoncen habe ich mein Glück gemacht, sagte er mir eines Tages (ich bin sein „engerer“ Landsmann). Mit Kenntnissen und Ehrlichkeit kommt man in London nicht durch; die Welt will betrogen seyn, will den Humbug. Wollen Sie es zu etwas bringen, so annonciren Sie heute, wo möglich alle Tage, annonciren Sie frappant, unverschämt. Sie drängen sich allmählig dem Publikum auf, und schießen eine Bresche in den eisigen Wall, den die Convention gezogen hat. Sie werden vielleicht ausgelacht, aber es gelingt. Die Ausgaben sind allerdings groß, aber sie rentiren sich. Jedes Pfund das ich für Annoncen ausgebe, bringt mir sechs Pfund reinen Gewinns.“ Ob diese lezte Behauptung gegründet ist, weiß ich nicht, sein Raisonnement ist jedenfalls bezeichnend und nicht unrichtig.

Wir stehen nun vor der eigentlichen, der wahren, der klassischen Annonce. Die bloße Anzeige genügt nicht mehr. Sie muß der „Reclame“ Platz machen. Die schlichte Solidität läßt Hülle um Hülle fallen, und steht zulezt als plumpe Charlatanerie vor unsern Augen. Aber glaube man nicht, daß die Charlatanerie darum in allen Fällen unsolid ist; nichts weniger. Die Zeiten haben aufgehört, wo die Charlatanerie sich in das Gewand der Solidität kleidete, und die Solidität muß umgekehrt das Gewand der Charlatanerie anziehen. Wer unter den Wölfen ist, muß mit ihnen heulen. Im wilden Treiben der Concurrenz kann sich die einfache Biederkeit nicht behaupten; sie muß Schönpflästerchen auf die Wangen kleben und Goldflitter um die Schultern glitzern lassen, um nicht unbemerkt zu verkommen. Man hat oft behauptet, es sey schwer, die Grenzlinie zwischen Handel und Schwindel zu ziehen. Es ist nicht bloß schwer, es ist unmöglich. Wer sich mit wenig oder keinem Kapital in einen Geschäftszweig wirft, muß den Mangel des Kapitals durch geistige Hülfsmittel gut zu machen suchen. Er muß alle Minen springen lassen, um die Aufmerksamkeit des launischen, unbarmherzigen Publikums auf sich zu ziehen, er muß bitten, prahlen, frappiren, imponiren, lügen, er muß alles thun, was ihn nicht ins Zuchthaus bringt, nur um einige Käufer anzulocken, damit er seine Existenz ein paar Monate fristen möge, und den Bankerott, das unvermeidliche Ende, noch etwas länger hinausschiebt. Er macht den Schwindel zum Handel. Aber der ächte, solide Handel wird durch diese Manövers des Schwindels benachtheiligt, er sieht, wie die Menschen mehr nach dem Schein, als nach dem Wesen urtheilen, er ist genöthigt, den Gegner mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, und der Handel selbst muß Schwindel werden, weil der Schwindel Handel geworden ist. Ein Blick in das Londoner Leben bestätigt dieß, und das Londoner Leben spiegelt sich in den Ankündigungen. Wir fahren fort.

„Spiegel. Die Spiegelglascompagnie unter der Leitung des Herrn Mac Lean 165, Orfordstreet und 78 Fleetstreet (man merke sich genau die Namen und die Adresse!) ladet den Adel, das Publikum und den Trade (Kleinhandel) ehrfurchtsvoll ein, Einsicht von ihrem reichhaltigen Etablissement zu nehmen. Das Publikum wird finden, daß die Compagnie in Stand gesezt ist, ihre „Waaren für die Hälfte des gewöhnlichen Preises abzulassen.“ Diese Annonce, troz des vielversprechenden Schlusses, ist noch sehr bescheiden abgefaßt. Das ängstliche: „Man merke ja genau auf Namen und Adresse,“ scheint freilich auf keine sehr große Ausdehnung des Geschäfts schließen zu lassen. — „Möbel und Möbelzeuge. Ablauf der Miethzeit. Nothwendiger Abbruch des Hauses. Die Herrn Stephens und Comp. theilen dem Publikum mit, daß sie in Folge des nothwendigen Abbruchs ihres Hauses gezwungen sind, ihre unermeßlichen Vorräthe ohne Verzug auszuverkaufen, und daß sie, um völlig aufzuräumen, eine enorme Preisherabsetzung haben eintreten lassen.“ (Es wird den meisten Lesern bekannt seyn, daß der Boden in England sich in den Händen weniger großen Grundherrn befindet, die ihn meistens auf die Frist von 99 Jahren verpachten. Die Häuser,

welche auf diesem Boden erbaut werden, müssen beim Ablauf der Pachtfrist niedergerissen werden, wenn das Material nicht in die Hände des Grundherrn fallen soll.) — „Wir verkaufen die besten Teppiche, welche fabricirt werden. Unsere Preise sind beträchtlich niedriger als anderswo. 62 Holborn, Hill, Charles Meeking und Comp." Kurz und bündig, und wie einfach! Wenn die Koketterie nicht so oft die Maske der Naivetät trüge, würde ich ein gewisses Vertrauen zu Herrn Meeking fassen; aber man kann nicht wissen, und kein Schein ist gefährlicher als der der Ehrlichkeit.

„Clarke's Lampen sind die besten! Versucht und urtheilt. Die ungeheure Ausdehnung der Metropolitan-Licht-Compagnie spricht Bände für die Superiorität ihrer Waare. Die Perl-Kerzenlampe ist hundert andere Kerzenlampen werth. Clarkes Lampen sind die besten, welche bisher in der Welt erzeugt worden sind. Diese Behauptung ist kühn aber unwiderlegbar, und jeder, der eine Lampe kaufen will, sollte sie beherzigen. Nach Veröffentlichung dieser Notiz hat das Publikum nur sich selbst anzuklagen, wenn es gewöhnliche Lampen kauft." Ich bemerke dabei, daß Clarke kein Schwindler ist. — Ford's Heureka Hemden. „Die große Industrieausstellung hat eine Menge von Neuigkeiten hervorgebracht, welche die Welt in Bewunderung und Staunen versezt haben. Wie viele dieser Neuigkeiten sich praktisch bewähren, ist eine andere Frage. Eine zweite Frage ist, wie viele derselben nur den halben praktischen Comfort eines guten Hemdes darbieten. Herr Ford hat eine Erfindung gemacht, die neunzehn Zwanzigstel von sämmtlichen Wundern des Krystallpalastes werth ist. — Ford's Heureka Hemden sind nur zu haben 135, Strand." O Archimedes! — „Reichthum, Ruhm, Gesundheit. Ein Napoleon wäre nicht Napoleon geworden, wenn er ein Langschläfer gewesen wäre. Astor stand schon Morgens um drei Uhr auf, und daß alle Menschen, die lange gelebt haben, Frühaufsteher waren, ist eine Thatsache, die von niemanden geleugnet werden kann. Wir bieten einem jeden Gelegenheit dar, sich den Weg zum Reichthum, Ruhm und langem Leben zu bahnen. Unsere Wecker sind die besten und die billigsten in der Welt. Philipps und Comp. 145 Haymarket."

Man sieht, John Bull hat für den Humbug keineswegs so wenig Anlagen als man gewöhnlich glaubt. Die Concurrenz hat ihn aus seinem Phlegma aufgestachelt und er erhebt sich unter Umständen zum Niveau seines Bruders Jonathan. Reichthum, Ruhm, langes Leben — mehr als sich die feurigste Phantasie zu wünschen wagt! Wie mancher wäre sonst mit Einem zufrieden gewesen, und jezt erhalten wir alles zusammen für ein Pfund zehn Schilling. Charakteristisch ist, daß der Reichthum vor dem Ruhme steht. Wir sehen daß wir in England sind. In Frankreich wäre es umgekehrt, und in Deutschland, der Geburtsstätte der Homöopathie und der Kaltwasserheilanstalten, hätte man wahrscheinlich „das lange Leben" vorausgesezt.

„Seasonable Geschenke. Zu dieser Zeit des Jahres, wo sich Freunde und Liebende in geselligen Kreisen vereinigen, wo die Muse des Tanzes die Jugend unter ihrem harmonischen Scepter versammelt, tritt das Bedürfniß nach persönlicher Anziehungskraft (in Anfangsbuchstaben gedruckt) mehr als gewöhnlich hervor, und die folgenden unerreichten Erfindungen im Gebiete der Toilette erfreuen sich einer vermehrten Nachfrage, nämlich Rowlands Kalydos 2c. 2c. Die Gönnerschaft aller europäischen Potentaten, die Gunst der vornehmen und fashionablen Welt, vereinigt mit der unfehlbaren Wirksamkeit der obigen Artikel, geben ihnen eine unerreichbare Berühmtheit und machen sie ganz besonders zu eleganten und fashionablen Geschenken geeignet." Wie haarkräuslerisch sentimental, wie sicher, wie unverschämt! Aber es kommt noch besser. — „Pindar hat gesagt: das Wasser ist das Beste. Hätte Pindar heute gelebt, er hätte es von meinem Schönheitswasser gesagt. Mein Pindarydor gibt jeder Haut binnen vierundzwanzig Stunden eine sammtne Weiche, die Weiße des Elfenbeins und die Frische der Jugend. Man versuche und bewundere! 115 Strand. A. Clapham." Das ist kolossal albern, aber es frappirt. — „Wunder des neunzehnten Jahrhunderts: Kommt und seht. Bells Sanspareilöl zaubert binnen vier Wochen auf jedem Kahlkopf einen blühenden Wald von Haaren. Ich mache mich anheischig, dem, der das Gegentheil beweist, 10,000 Pfund Sterling auszuzahlen, die bei Herrn Williams 17 Cheapride deponirt sind." Samuel Johnson, wie wenig hast du unser Jahrhundert geahnt, als du die Annonce deines naiven Haarkräuslers zum unübertrefflichen Muster erhobst!

„Parr's unfehlbare Lebenspillen sind als die beste Arznei der Welt anerkannt. Wöchentlich 30,000 Schachteln verkauft. Die feinen balsamischen und kräftigenden Eigenschaften dieser Medicin sind in der That wundervoll. Wenn man eine einzige Dosis versucht, wird man zu der Ueberzeugung genöthigt, daß Parr's Pillen hinreichen, dem Schwachen die Kräfte und dem Kranken die Gesundheit zurückzugeben. Besonders wirksam für Gallen- und Leberkrankheiten (dieses „besonders" ist merkwürdig), verkauft in Büchsen zu ein Schilling ein Pence, und in Familienbüchsen zu eilf Schilling." Aber Parr ist nicht der einzige „Unfehlbare." Das Papstthum war bekanntlich niemals schwächer, als wenn es mehrere Päpste gab. — „Dr. Robert's berühmte Salbe, genannt: „des armen Mannes Freund," ist eine unfehlbare Arznei

gegen Wunden jeder Art." — „Blair's Gicht- und Rheumatismuspillen. Unfehlbar. Preis zwei Schilling neun Pence per Büchse." Lakonische Kürze! Die Annonce fällt in den Lapidarstyl. Holloway mit seinen 30,000 Zeugnissen ist bekannt; ich übergehe ihn.

Ueberhaupt genug von den Doktoren. Ihre Kunstgriffe sind in der civilisirten und theilweise selbst in der uncivilisirten Welt so ziemlich dieselben. Der Unterschied zwischen einem chinesischen und englischen Aesculap dürfte schwer aufzufinden seyn. Ich entsinne mich, in kleinen unschuldigen Provinzialblättern Deutschlands ärztliche Reklamationen gelesen zu haben, die London und Paris keine Schande gemacht hätten. — Wir entfliehen nun der zweideutigen Atmosphäre der Pillen und Latwergen und lassen uns von der Welle des Zufalls, oder besser vom Setzer der Times, auf's Gerathewohl weiter tragen.

Gestalten aus der Alltagswelt.

Aus dem Leben einer schwäbischen Hausfrau.

II.

Abwege.

So eine gehorsame und redliche Ehfrau die Ahnfrau war, einmal, das hat sie gestanden, hat sie doch nicht ganz den geraden Weg eingeschlagen mit ihrem gestrengen Herrn (gestrenge Herrn müssen sich das schon hie und da gefallen lassen), als eine schwere Gefahr das Glück und den Frieden ihres jungen Hausstandes bedrohte.

„Da war einmal eine Commission von der Regierung hier, weiß nicht mehr warum, ein paar vornehme junge Herrn, die hatten auch mit meinem Mann selig Geschäfte und schienen groß Wohlgefallen an ihm zu finden. Jeden Abend holten sie ihn ab in den Schwanen, und da ihnen die Gesellschaft dort nicht vornehm genug war, schlossen sie sich in ein besonderes Stüblein ein. Nun hat es keinen rechtschaffeneren und verständigeren Mann gegeben als meinen, und kein Kaiser in der Welt hätte ihn bewegen können, Unrecht zu thun oder unwahr zu reden; aber das war seine Schwäche, daß es ihm erstaunlich wohl that, wenn vornehme Leute freundlich mit ihm verkehrten; mag vielleicht daher kommen, daß er in so sehr dürftigen und bescheidenen Umständen aufgewachsen war. Er kannte die Karten gar nicht und hatte großen Abscheu vor dem Spiel; eines Abends aber erzählte er mir, die Herrn haben ihn ein gar sinnreiches Kartenspiel gelehrt; er hätte nie geglaubt, daß es solche gebe. Das war mir nun gleich nicht recht, doch schwieg ich darüber. Als aber die Herrn jeden Abend kamen, und er, der sonst auf die Minute heim kam, immer länger mit ihnen sitzen blieb, immer erpichter auf ihre Gesellschaft wurde, immer weniger nach seinen alten guten Freunden fragte, da wurde mir bang und ich faßte mir ein Herz ihm zu sagen: „Aber Vater, meinst du nicht, das Spiel und die vornehme Gesellschaft werde dir gar zu lieb? hast ja selbst gesagt, die erste Spielkarte, die Einer in die Hand nimmt, sey das Haar, an dem ihn der Teufel faßt?" Da wurde er aber recht böse. „Hältst du mich für so schwach, daß ich nicht aufhören könne, wenn ich will? Kann ich darum unmanierlich seyn gegen die Herrn, weil sie eben an dieser Unterhaltung Freude finden?" — Ach, er fand sie selbst daran; aber ich durfte nichts mehr sagen. Und doch bemerkte ich, daß er viel öfter als sonst Geld aus der Kasse nahm und es vor mir zu verbergen suchte, was sonst so gar nicht seine Art war; auch kam er oft recht übler Laune heim und war dann am andern Tag nur erpichter auf das Spiel. Es war mir eine rechte Herzensangst und ich lag viele Nächte schlaflos in stillem Beten und im Besinnen, wie ich's wohl anders machen könnte."

„Mein Mann hatte seine Arbeitsstube im Seitenflügel des großen alten Baus, in dem wir wohnten, und die Herrn holten ihn immer dort ab. Da schlich ich denn einmal leise, als ob es die schlimmste That wäre, in großer Seelenangst über den Hof, zu der Zeit, wo sie allemal kamen, schloß die Vorthüre ab und steckte den Schlüssel ein. Mit Zittern und Zagen wartete ich hinter dem Küchenfensterlein bis sie kamen. Sie klopften an die Thür, als sie nicht aufging, probirten das Schloß, eine Glocke war nicht daran, und zogen zuletzt, wie's schien, verwundert und verdrießlich ab. Ich schlüpfte wieder hinüber und schloß auf. Nach einer halben Stunde kam mein Mann und sah nach der Uhr. „Schon so spät? Ist niemand hier gewesen?" — „Bei mir nicht," sagte ich mit einem Herzklopfen, das mich schier erstickte. Er ging verstimmt in der Stube auf und ab. Da sprang unser kleiner Christian herein: „Papa, gehen Sie nicht auch ein einzig's mal wieder mit in den Augarten?" Das kam nun eben zur guten Stunde; er willigte freundlich ein und wir erfreuten uns mit einander an dem schönen Obst."

„Am andern Tag probirte ich's wieder mit dem Abschließen. Die Fenster seiner Schreibstube gingen zum Glück nicht auf die Hausthür. Die Herrn kamen und zogen abermals ab; beim Weggehen begegneten sie der Magd. „Ist der Syndikus ausgegangen?" — „Nein, Sie sind daheim." — „Aber die Thür ist ja verschlossen." — „Da müssen sich der Herr selber eingeschlossen haben," sagte diese, die von nichts wußte; „soll ich die Frau fragen?" — „Nein, nein," sagten die Kommissarien und zogen kopfschüttelnd ab. Ich machte wieder auf und in einer Viertelstunde kam der Mann wieder, recht verdrießlich, fragte aber nicht mehr. Da kam der Hofrath, der schon lange nicht mehr eingesprochen hatte. Mir war's als ob ihn der Himmel schickte. „Muß doch auch einmal wieder sehen, wie's steht und ob wir nicht 'mal wieder ein Tocadill mit einander machen?" —

„Warum nicht?“ meinte mein Mann, schon ein wenig aufgeheiterter. „Bring's Tocadillbrett, Auguste, und laßt auch den Herrn Hofrath vom Neuen versuchen; er wird sich wundern, wie gut sich der macht.“

„Da saßen denn die Zwei wieder beisammen und ich mit meinem Strickzeug hinter dem Tisch; ich hätte weinen mögen vor Freude.“ — „Eben ist mir auch der Kaufmann Mohrle begegnet,“ erwähnte der Hofrath; „der hat ganz gestrahlt vor Freude und wieder mehr französisch wie deutsch gesprochen. Die Herrn Kommissäre haben ihn zu einem l'Hombre eingeladen.“ — „Der alte Narr!“ sagte mein Mann ärgerlich, „weil er einmal ein halb Jahr in Straßburg gewesen, meint er heut noch, er sey ein Franzos und berufen mit hohen Herrschaften zu verkehren.“

„Dabei blieb's aber, die Herren kamen nicht wieder, ihnen nachzulaufen, wäre mein Mann zu stolz gewesen; er blieb wieder daheim, wie zuvor, und war viel vergnügter als je. Die Gefahr war glücklich vorüber.“

„Aber Ahnfrau, war das recht?“ — „So ganz glaub' ich nicht, Kind; ich hab's wohl gespürt an meinem Herzklopfen und meinen großen Aengsten, daß es kein gerader und guter Weg war, wenn ich's auch gut gemeint. Aber der liebe Gott hat zum Besten gewendet, was ich in meiner Schwachheit nicht anders anzugreifen wußte. Ich hab's ihm immer nachher einmal gestehen wollen, aber wenn dann später vom Spiel und seinen Gefahren die Rede war, und er so gar vergnügt sagte: „Ja, ja, mich hätte der Spielteufel beinah auch einmal gepackt, aber ich hab's noch zur rechten Zeit gemerkt und mich frei gemacht,“ da fand ich das Herz nicht, ihm zu sagen, wie es zugegangen. Und als er noch in seinen letzten Stunden mit demüthigem Herzen Gott die Ehre gab auch für diese Bewahrung, da fühlte ich, daß es jetzt kein Geständniß mehr brauche und daß er mein ganzes Herz und Meinen bald besser verstehen werde als ich selbst.“

Kriegszeiten.

Der Ahnherr war eine durch und durch conservative Natur. Die französische Revolution mit ihren Folgen erschütterte ihn fürchterlich; am Tage, wo er die Hinrichtung Ludwigs XVI. erfuhr, hat er sich einen ganzen Tag eingeschlossen, kein Wort gesprochen und keinen Bissen gegessen. — Da konnten die französischen Soldaten, die bald darauf das Land überschwemmten und die kleine Stadt besonders stark heimsuchten, keine willkommene Gäste für ihn seyn. Die gute Hausfrau trug oft schwere Sorge, ob sein tiefer Groll nicht einmal durchbreche durch die unbeweglich ernste und feierliche Haltung, mit der er die ungebetenen Besucher aufnahm und beherbergte.

Das vielgestaltige, bewegte Leben und Treiben, das sie mit sich brachten, hatte aber, zumal für den rührigen Geist der Ahnfrau, etwas Aufreizendes, das das Gefühl der Trauer und des Widerwillens nicht recht zum Bewußtseyn kommen ließ. Auch müssen die zusammengewürfelten französischen Truppen oft einen komischen, buntscheckigen Anblick gewährt haben. Schuster und Schneider durften nicht feiern, Schuhe gehörten unter die ersten Requisitionen der einziehenden Truppen, auch war der Appetit vortrefflich, so viel sie auch über die „schwäbisch Fressen“ schimpfen mochten. Die Ahnfrau sorgte stets, durch gute und reichliche Küche sie bei guter Laune zu erhalten.

Einmal aber hat sie viel Sorge durchgemacht. Es waren vier, ziemlich ungentil aussehende Offiziere im Haus einquartiert, deren Insolenz der Hausherr nur mit Mühe ertrug. Einer unter ihnen, der etwas deutsch verstand und den Dolmetscher der übrigen machte, kam mit beglückender Miene zu den Töchtern des Hauses: „Heut Abend groß Ball, schön Ball; Sie mit kommen, ich Sie tanzen lassen!“ So tanzlustig die Mädchen auch sonst seyn mochten, dießmal waren sie gar nicht aufgelegt, der Vater aber erklärte kurzweg: „Meine Töchter tanzen auf keinem Franzosenball.“ Der Dolmetscher verstand das schon und erklärte es den andern. Diese erhoben ein Geschrei und ein Säbelgeklirr, daß es Mutter und Töchtern angst und bange ward; endlich stürmten alle vier fort. Da kam nach einer Weile der Hofrath: „Hört, das Ding kann bös gehen, die Offiziere haben sich beim Obersten beklagt; der nimmt's als Beleidigung der französischen Ehre und speit Feuer und Flamme. Er will die Mädchen mit Militär abholen lassen, wenn ihr sie nicht gutwillig zum Balle schickt; er droht mit Plündern und was allem. Seyd gescheidt und führt sie selbst hin, so wird gewiß den Mädchen kein Leid widerfahren.“ Die Mutter bat, der Hofrath sprach zu, der Vater selbst sah ein, daß da nichts zu machen war, und gab zähneknirschend seine Einwilligung und den Mädchen Befehl sich anzukleiden.

Nie wohl ist eine Ballgarderobe von jungen Damen unlustiger ins Werk gesetzt worden, als diese. Die hochgesinnte patriotische Auguste verlangte, daß man in Trauer gehen sollte; die trotzige Sophie schlug die alten Hauskleider vor, um seine Geringschätzung recht zu zeigen; Carolinchen aber meinte, man müsse sich doch hübsch anziehen, es könnte dem Papa Verdruß machen. Ob sie dabei nicht eben so viel an ihr hübsches Gesicht und an minder patriotische und mehr geputzte Freundinnen dachte, als an den Papa, das sey dahin gestellt. Die Schwestern ließen sich auch umstimmen und fanden in kleidsamen blauen Kattunkleidern die richtige Mitte zwischen zu festlicher und zu alltäglicher Tracht.

Die Offiziere hatten ihre Empfindlichkeit vergessen,

und erschienen im höchsten Putz, dessen ihre zusammengelesenen Uniformen fähig waren, um die Damen auf den Ball zu geleiten. Der Papa aber im feierlichsten Staatskostüm mit Haarbeutel und Bukeln war nebst der Mutter schon bereit, die Töchter unter seine Fittiche zu nehmen, und schritt an ihrer Seite voran mit so tieferuster Miene, als gings zur Leiche, nicht auf einen Ball.

Es ging übrigens alles gut von Statten; die Franzosen benahmen sich ganz anständig und waren flinke Tänzer, so daß die jungen Damen sich in etwas mit ihrem Geschick aussöhnten. Wenn nicht an der Thüre des Ballsaals Wachen mit gezogenen Säbeln aufgestellt gewesen wären, um etwaiges Entweichen der Damen zu verhüten, so hätte man glauben können, es sey ein Ball, wie ein anderer.

Ein komisches Zwischenspiel war es, als der Dolmetscher die im Gang zuschauende Magd des Hauses absandte, um seinem Bedienten zu befehlen, daß er ihm seinen Mantel bringe. — „Er spielt g'rad Karten und mög' ihn nicht bringen," meldete diese zurückkehrend. — „Er ihn muß bringen, tout de suite!" schrie der Offizier. Die Magd kam zum zweitenmal zurück: „Es sey ja erst acht Tag', daß Sie ihn g'stohlen haben," berichtete sie; „da werden Sie noch nicht so dran gewöhnt seyn." Wüthend, mit gezogenem Degen stürzte er hinaus, muß aber Gründe gehabt haben, seinen unverschämten Bedienten zu schonen; er kam bald zahmer zurück, mit dem bestrittenen Mantel auf dem Arm, zwischen den Zähnen fluchend: »Sacré chien! ich muß haben mein Mantel, ich!"

Auch traurigere Scenen gingen in dieser bewegten Zeit an dem hellen Blick der Ahnfrau vorüber. Im Gasthof neben ihr hatte sich ein französischer Oberst einquartiert mit seiner jungen Frau, einer feinen, schönen Dame, von so ganz anderem Aussehen als die sonstigen Mamsells, die die glorreiche Armee zu begleiten pflegten. Der Oberst wurde weiter beordert und mußte die arme junge Frau allein krank zurücklassen. Das Herz der Ahnfrau war von tiefem Mitleid mit der Fremden bewegt, der es in dem geräuschvollen Wirthshaus gerade an der Pflege fehlte, die Kranken am wohlsten thut. Sie besuchte sie täglich und opferte die noch gesparten Schätze ihrer Speisekammer, um ihr Erquickung zu verschaffen. Sie verstanden einander kein Wort; aber die Fremde konnte doch die Sprache der treuen deutschen Augen lesen und die sanfte Pflege der geschickten Hand empfinden, und sie schloß sich mit kindlicher Innigkeit an sie an. Stundenlang saß die deutsche Frau schweigend am Bette der Kranken, deren schwarze Augen so innig vertrauend in die ihren blickten, daß sie wohl glaubte, sie denke vielleicht einer fernen Mutter dabei. Der Zustand der Leidenden verschlimmerte sich rasch und ihr Ende nahte sichtlich, noch ehe der abgeschickte Bote den Obersten erreichen konnte. Aber ein rastloses Verlangen schien die Sterbende noch zu quälen, und so weit die Ahnfrau mit des Arztes Hülfe sich mit ihr verständigen konnte, galt es mehr noch dem letzten Trost ihrer Kirche als dem abwesenden Gatten.

Da war guter Rath theuer; weder ein Feldprediger noch sonst ein katholischer Geistlicher war in der Nähe zu finden, und einen protestantischen wies sie mit wahrem Abscheu zurück. Schon saß der Tod auf ihren Lippen und noch diese peinliche Unruhe im Auge. Die gute Ahnfrau konnte sie nicht so sterben lassen. Da nahm sie das große schöne eiserne Kruzifix, das als werthes Erbstück in der Familie bewahrt wurde, und brachte es als letzten Trostversuch der Kranken. Da leuchtete das erstorbene Auge auf, und ihr Erstaunen, daß auch die Ketzerin das heilige Bild mit Ehrfurcht und Andacht betrachte, zeigte, welch seltsame Begriffe die arme Frau vom Glauben der Fremden gehabt. Man mußte das Kreuz auf dem Bett ihr vorhalten, sie faltete die Hände und flüsterte mit leiser Stimme einige Worte — wohl ihre Beichte — und ihr seliges Lächeln im Tode sagte, daß ihr auch die Absolution nicht gefehlt. — Die Ahnfrau schmückte sie für den Sarg, wo sie erst der verzweifelnde Gatte wiedersah, sie hob von ihren prächtigen schwarzen Haaren zum Andenken auf und pflegte treulich das einsame Grab.

Allmählig verlief sich der Franzosenstrom; der Ahnherr lebte auf im Befreiungskrieg; Russen, Oesterreicher, Preußen zogen als willkommene Gäste durch, bis am Ende der willkommenste von allen, der goldene Friede, und mit ihm Freude und Gedeihen in das vielbedrängte Haus des Ahnherrn einzog. Die vergrabenen Kleinodien und Schatzgelder wurden aus dem Keller geholt, Gärten und Felder mit neuem Fleiß und Eifer bestellt. Statt fremden Kriegsvolks rückten jetzt als fröhliche Einquartierung die studirenden Söhne des Hauses mit einem Geleite flotter Kameraden ein, die alle im gastlichen Hause willkommen waren.

Dazwischen kamen kleine und große Herzensangelegenheiten der aufgeblühten Töchter, die nicht so tragisch endeten, wie der stille Herzenstraum der Mutter. Die Söhne gingen ihren Weg, erstarkend in eigener Kraft, und der Ahnherr erlebte noch die Freude, sich als Gast des eigenen Sohnes zu sehen.

Wittwenstand und Tod.

Durch all dieß Keimen, Treiben und Reifen in den gesunden Aesten und Zweigen eines kräftigen Stammes wehte ein kalter Hauch, der Todeshauch, und der Hausvater, des Hauses Stütz' und Krone, sank nieder vor seinem eisigen Wehen. — Das war der Wendepunkt im Leben der Ahnfrau; ob auch ihre

innere Jugend, ihr lebensvoller Geist sich nach langer und tiefer Trauer wieder aufrichtete an den Freuden und Pflichten der Mutter, es war doch nicht mehr das volle Tageslicht, es war eine friedliche Dämmerung, in der ihr langes und reiches Leben nun verfloß.

Die wohlerzogenen stattlichen Töchter ließ sie ziehen an der Hand der Erwählten, um den eigenen Herd zu gründen; sie durfte ihr Wittwenstübchen schmücken, um die blühenden Bräute der Söhne zu empfangen. In jeder Gegend des Landes, im Neckarthal, auf der rauhen Alb, in der Residenz, in abgelegenen Pfarrdörfern, stand da oder dort ein eigen Haus für sie, ein Haus, in das sie ihre lakonischen Brieflein, ihre Grüße, ihre Rathschläge sandte, wo sie verweilte mit ihrer Liebe, ihren Sorgen mit Mitleiden oder Mitfreude.

Sie selber ist allein geblieben, allein mit ihren Erinnerungen, ihrer geistigen Kraft und Regsamkeit. Das große stattliche Haus diente andern Zwecken, andere Bewohner gingen ein und aus; sie zog sich in ein bescheidenes Quartier zurück, das aber trotz seiner Mansardenwände, an denen die Bilder auf ergötzliche Weise in der Luft bummelten, mit seinen Familiengemälden, der wunderlich gestalteten Spieluhr, den mannigfachen Geräthen aus alter Zeit, Drisuren, Tabourets und Gueridons, eine äußerst gemüthliche, unterhaltende Heimath für Jung und Alt war.

Sie lebte allein mit einer alten Dienerin, die mit den Tugenden auch alle Fehler alter Mägde in sich vereinigte, und ernstlich Miene machte ihre Herrin zu beherrschen. Von den Söhnen und Töchtern, die längst in Aemtern und Würden standen, sprach sie stets in höchst vertraulicher Weise: „Warum schreibt wohl der Gottlieb so lange nicht? Ich mein', der Christian dürft' sich jezt auch um einen bessern Platz melden. — Jezt sollt' aber die Auguste doch ein Kindsmädchen nehmen.“ Auch waren alle einlaufenden Familienbriefe stets Gemeingut zwischen ihr und der Herrin.

Eine sparsame Seele war sie, die gute Susanne, im Interesse der Herrschaft noch viel mehr als in ihrem eigenen. Sie war im Stande mit der Frau zu grollen, wenn sie ein halbes Schwefelholz weggeworfen, mit dem man doch noch „das schönste Licht“ hätte anzünden können, und als ihr diese befahl, dem Boten, der die glückliche Geburt eines Enkels anzeigte, eine noch vorhandene Bratwurst zu geben, ging sie brummend hinaus: „Soll dem Kerl die schöne Wurst geben; hätt' meine Frau noch mit abfertigen können; so kommt man zu nix!“ — Wie sie's angegriffen, sich aus ein paar abgelegten schwarzen Beinkleidern des Gottlieb noch einen „Gottestischrock“ zu machen, weiß ich nicht. Schade daß sie nicht zum Besten der edlen Schneiderzunft das Geheimniß veröffentlicht hat.

Der guten Susanne war ein schweres Ende beschieden; eine qualvolle langwierige Krankheit kürzte den Abend ihres thätigen Lebens noch vor der Zeit ab. Die Ahnfrau wollte nichts davon hören, sie in ein Spital unterzubringen. „Sie hat Leib und Freud' mit mir getheilt, nicht wie eine Fremde, so soll sie auch nicht sterben unter fremden Händen.“ Und so pflegte sie ihrer wie einer Schwester, nicht wie einer Magd. Und als sie die treue Gefährtin nach langen schweren Tagen und Nächten in den Sarg gelegt, behielt sie als einzige Hülfe und Dienerin die junge rasche Nichte derselben, ein frisches Bauernmägdlein, die sie sich nach eigenem Sinn zustutzen konnte.

Ihr stilles Leben war darum kein einförmiges. Der behagliche Wohlstand, die Frucht des Fleißes und der Sparsamkeit ihrer jungen Jahre machte ihr möglich vielen zu dienen und zu helfen. Eingewachsen in alle Verhältnisse des Städtchens, das ihre einzige Heimath war, ja der ganzen Gegend, wurde sie für Hohe und Niedere eine treue Rathgeberin.

Da kam einmal die alte Jungfer Kiliane aus der Nachbarschaft, um sich in einer Magdangelegenheit zu besprechen; dann kam der reiche Bauer Geiger vom nächsten Dorf. „Jezt, Frau Syndikussin, muß ich Sie auch um guten Rath fragen. Mein großer Bub will heirathen.“ — „Nun, Geiger, das ist kein Unrecht; ich glaube Euer großer Bub ist dreißig Jahr alt.“ — „Ja, aber's Mädle hat nix.“ — „Gar nichts?“ — „Ha, das helst nicht viel.“ — „Ist sie aber brav?“ — „Grundbrav und fleißig, aber wir wollen's nicht leiden.“ — „Aber wenn sie so brav ist, wird's besser seyn als viel Geld.“ — Nachdem die Ahnfrau lang die schönsten und bündigsten Beweisgründe aufgeboten hatte, um den hartnäckigen Vater umzustimmen, begann dieser wieder: „'S wär' alles recht, Frau, 's hat aber nur noch Einen Haken.“ — „Ja und der wär?“ — „'S Mädle will net, sie nimmt einen andern.“ — „Er dummer Geiger, was läßt Er mich dann so lange schwatzen?“

Nicht immer war der gute Rath der Frau Syndikussin so vergebens aufgewandt, und wo Fremde sein nicht bedurften, da gab's in der eigenen Familie Gelegenheit genug. Da kamen Briefe vom Ober- und Unterland mit Botschaften, wie da ein Urenkelein geboren, dort ein Enkelsohn konfirmirt, hier eine Enkelin Braut geworden, und die freigebige Hand der Ahnfrau durfte nicht ruhen. Wie ein Speditionshaus sah vor Weihnachten ihre Wohnung aus, bis all die zahlreichen Schachteln und Schächtelein ausgesandt und alle bedacht waren, die Enkel mit Backwerk und blanken Thalern, die Söhne mit auserlesenem Kirschengeist, die Sohnsfrauen und Töchter mit feinem Flachs.

Dann kamen wieder Danksagungsbriefe, Neujahrs- und Geburtstagsgratulationen, zierliche Carmina

von den Enkelsöhnen, die sie, dankbar für den guten Willen, meist ungelesen bei Seite legte und honorirte, schöne Handarbeiten der Enkeltöchter, mit denen aber die gute Ahnfrau nicht so recht wußte wie sie dran war; denn ihrer Zeit waren sie noch nicht im Schwang. So begegnete es ihr, daß sie einen gestickten Schemel als Zierrath auf die hohe Kommode stellte, einen niedlichen Fußsack, der sie hätte im Winter warm halten sollen, als Bildniß an die Wand hing, und einen Tischteppich, der ihr gar zu schön zu diesem Zweck erschien, als Shawl umnahm. Sie selbst lachte am herzlichsten, wenn sich der Irrthum herausstellte.

Auch kamen als noch frischere Lebenszeichen die Kinder selbst, und brachten ihre Freuden und Sorgen zu der stets heitern, stets geschäftigen Ahnfrau, und die Besuche waren, wenn auch eine Freude, so doch auch eine gewaltige Unruhe für die alte Frau, die auf Ehre und Reputation hielt, und namentlich vor den Sohnsfrauen gern ihre Kochkunst in vollstem Glanz zeigte, zu welchem Ende denn auch stets zu solchen Zeiten ein aufgeschlagenes Kochbuch auf ihrem Nachttisch bereit lag.

Aber recht fröhlich und gemüthlich saß sie dann auch wieder im Kreis der Ihren und nahm Theil an Taufen und Hochzeiten, Examen, Krankheiten und Genesungen. Für alle Fälle hatte sie ein Geschichtchen in Bereitschaft, jede Begebenheit weckte eine Jugenderinnerung in ihr, da sie, wie die meisten alten Leute, ein viel lebendigeres Gedächtniß hatte für lang verflossene Jugendjahre als für den eben vergangenen Tag.

Ich habe schon oft gefunden, daß es, selbst in jungen Jahren, leichter seyn muß, von einem vollen, befriedigenden Daseyn zu scheiden, als von einem verfehlten, das doch mehr Todessehnsucht wecken sollte. Ich habe zärtliche Mütter, geliebte Gattinnen mit getrostem Muth dem Tod entgegenblicken sehen, während abgelebte Greise, während einsame Jungfrauen mit getäuschtem Herzen, mit siechem Körper, sich noch krampfhaft an's Leben festklammerten, als ob sie von dem dürren Strauch noch die Blüthen hofften, die der Lenz versagt. Nun war der Ahnfrau ein volles, befriedigtes Daseyn beschieden gewesen, und so viel Liebes das Leben für sie hatte, so war doch keine Spur von der krankhaften Lebensliebe bei ihr, wie sie oft so ziemlich alten Leuten inwohnt. Sie hatte sich nie weichlich abgewandt von den bittern Tropfen in ihrem Lebensbecher, darum blieb ihr die Bitterkeit nicht bis auf die Hefe erspart. Wie sie klaren Blickes in's Leben gesehen, so blickte sie ruhig dem Tod in's Auge. Sie hatte neben allem Wirken und Sorgen des Lebens ihr Herz lange heimisch gemacht in dem Lande, zu dem er sie führen sollte.

Von treuen Händen gepflegt, segnend und gesegnet, starb sie, ohne die Leiden eines langen Lagers erfahren zu müssen. Der Mund, der im Leben so reich war an heitern Scherzworten, floß im Tode über von wunderbaren, herrlichen Segensgrüßen für die Ihren, zum klaren Beweis, daß auch bewegte Wasser tief gründen können.

Das war die Ahnfrau im Leben und im Tode. Ich kann nicht erwarten, daß ihr anspruchsloses Bild für andere den Reiz hat, der es für die Ihrigen bekleidet; wenn aber diese einfache Schilderung da und dort eine ähnliche liebe, verehrte Erscheinung in's Leben ruft, so hat sie ihren Zweck erfüllt.

Beiträge zum Verständniß der poetischen Formen.

IX.

Wesen und Styl des Dramas.

Die Nothwendigkeit der dramatischen Einheit ist bekanntlich von den französischen Kritikern als das Gesetz der drei Einheiten im vermeintlichen Anschluß an Aristoteles aufgestellt worden. Der alte philosophische Kunstrichter aber fordert nur die Einheit der Handlung; von der Einheit des Orts spricht er gar nicht, und in Bezug auf die Einheit der Zeit stellt er keine Regel auf, sondern gibt nur an, daß das Epos sich durch seine Länge von dem Drama unterscheide, indem dieses leztere sich so viel als möglich auf einen Sonnenumlauf zu beschränken oder wenig darüber hinauszugehen suche.

Vor allem bemerken wir, daß die Griechen nach dem plastischen Princip ihrer Poesie auch im Drama nur eine bestimmte Gruppe und deren Bewegung geben, mit andern Worten, daß sie sogleich bei der Katastrophe anheben und nur diese vor unsern Augen vorgehen lassen, während die Neueren mit Recht gerade das Werden und Wachsen der Charaktere und Begebenheiten zu der Katastrophe hin sehen wollen. Sophokles zeigt uns seinen Aias sogleich wahnsinnig in seinem Zelt; ja, wie Aias austritt, ist sogar seine Vernunft schon wieder erwacht, und in der Anschauung des Gräßlichen, was er begangen, steht sein Entschluß zum Selbstmord sogleich fest, und ohne Bedenken und innere Kämpfe wird derselbe ausgeführt. Shakespeare würde hier den Aias im selbstgenügsamen, götterverachtenden Trotz auf seine Leibeskraft gezeigt, würde uns das Waffengewicht und den Sieg des geistesstarken Odysseus, und dann gerade die Entstehung, das Wachsthum, den thatsächlichen Ausbruch des Wahnsinns, wie die Rückkehr zum Selbstbewußtseyn haben mit erleben lassen. Eine Tragödie wie Hamlet als bloße Darstellung der Katastrophe bleibt ganz undenkbar, und in Bezug auf Macbeth hat schon Schlegel trefflich gesagt: „Der gewaltige Kreislauf der menschlichen Schicksale geht seinen gemessenen Schritt; große Ereignisse reifen langsam, die nächtlichen Eingebungen frevelnder Tücke treten aus den Abgründen des Gemüths scheu und zögernd an's Licht hervor, und die strafende Vergeltung verfolgt, wie Horaz so schön als wahr sagt, den vor ihr fliehenden Verbrecher nur mit hinkendem Fuß.“ Man versuche es einmal das Riesengemälde von Macbeths Königsmord, seiner tyrannischen Usurpation und endlichem Sturze auf die enge Einheit der Zeit zurückzuführen, und sehe dann, ob es nicht bloß dadurch seine erhabene Bedeutung verliert, man möge auch noch so viel von den Begebenheiten, die uns Shakespeare schauerlich ergreifend vorüberführt, vor den Anfang des Stücks verlegen und sie in matter Erzählung anbringen. Es ist wahr, dieses Schauspiel umfaßt einen beträchtlichen Zeitraum; aber läßt uns der rasche Fortgang wohl die Muße, dieß zu berechnen? Wir sehen gleichsam die Schicksalsgöttinnen am sausenden Webstuhl der Zeit ihr düsteres Gewebe fortwirken, und der Sturm und Wirbelwind der Ereignisse, welcher den Helden von der Versuchung zur Frevelthat, von dieser zu tausendfältigen Verbrechen, um ihren Erfolg zu behaupten, und so unter wechselnder Gefahr zu seinem Untergang im heldenmüthigsten Kampfe treibt, reißt auch unsere Theilnahme unwiderstehlich mit sich fort.

Den kunstvollsten Bau aller antiken Tragödien seh' ich im König Oedipus. Er hat unwissend den Vater erschlagen, die Mutter geheirathet, und Sophokles hat darum mit Recht nicht diese Thaten als solche uns geschildert, sondern vielmehr dargestellt, wie es auf einmal in seiner Seele Tag zu werden beginnt, und von der ersten Ahnung an das Furchtbare sich als solch ein verworrener Knäuel von Schuld und Unglück darstellt, daß er es nicht erträgt solches anzuschauen, und sich selber blendet. In der Antigone haben wir schon in neuerer Weise das Herleiten einer Handlung aus dem Gemüth und die durch eine vorhergehende, dargestellte That erst eingeleitete Katastrophe; die natürliche Enge und Geschlossenheit des Stoffs gab diesem Werk wie der Goethe'schen Iphigenie das für die antike wie für die moderne Anschauung gleichmäßig Befriedigende.

Den Ort haben Aeschylos, Sophokles, Aristophanes wechseln lassen, wenn die Handlung es verlangte; Shakespeare thut ein Gleiches, er thut es öfter, weil er umfangreichere Handlungen in ihrem ganzen Verlauf entwickelt. Voltaire meint zwar, daß eine einzige Handlung nicht an mehreren Orten vorgehen könne; das ist wahr, wenn man unter Handlung nur das physische Ereigniß versteht; aber gerade das Drama, das durch Aktion und Reaktion die Charaktere entfaltet, kann von verschiedenen Orten aus die treibenden Kräfte in Bewegung setzen, und wenn

der Dichter, wie bereits Johnson bemerkt hat, unsere Einbildungskraft erregt hat, um tausende von Jahren sich zurückzuversetzen und die Geschichte von Antonius und Kleopatra als eine gegenwärtige anzusehen, so ist der Sprung von Alexandrien nach Rom ein Kleines, und die geistbeflügelnde Macht der Poesie wendet sich ja an das menschliche Bewußtseyn und an die Blitzesschnelle seiner Gedanken. Die Franzosen sind in die Abgeschmacktheit verfallen, Dinge nach einander an einem und demselben Ort geschehen zu lassen, die in der Wirklichkeit verschiedenen Boden haben, gerade wie sie in kurzer Zeit oft das Entlegene thun lassen, zu dem der Mensch sich eine lange Zeit nimmt. — Indeß hat nach meinem Ermessen die Einheit des Orts eine Bedeutung, und zwar folgende. Der Raum bezeichnet das gleichzeitige Nebeneinander der Personen und der Dinge. Und diese Einheit muß bewahrt werden: der Dichter darf nicht Handlungen einer barbarischen Urzeit mit der feinen Bildung einer späteren Civilisation zusammenbringen; er darf nicht aus der höfischen Galanterie neuerer Zeit ein Motiv für die Handlung nehmen, welche sich auf dem Boden der antiken Sitte bewegt; er darf von Leuten mit der Vorstellungsweise des aufgeklärten achtzehnten Jahrhunderts keine Menschenopfer bringen lassen, er darf einer Bathseba keine Empfindungen modern französischer Romanheldinnen leihen und einem Achilleus keine phrasenhafte Liebhaberrolle geben. Nur was wirklich zusammen vorhanden seyn kann, darf der Dichter auch gleichzeitig darstellen. Gegen diese ideale Einheit des Orts war die französische klassische Tragödie eine einzige große Sünde, während Shakespeare dieselbe treu bewahrt und stets eine einheitliche Atmosphäre all seine Charaktere und Begebenheiten in Gedanken und Sitten umfließen läßt.

Wer in den zwei oder drei Stunden dramatischer Aufführung nicht mehr sehen will, als was wirklich in diesem Zeitraume geschehen ist oder doch geschehen seyn kann, der muß auch für ein Gemälde nicht bloß die natürliche Größe der Gegenstände, sondern auch die Aufhebung der Perspektive fordern, da in der Wirklichkeit der ferne Kirchthurm nicht kleiner, sondern größer ist als der nahe Mensch. Wenn aber Corneille statt der drei Stunden dreißig anzunehmen sich erlaubt, in denen die Handlung geschehen soll, so setzt er sich doch eine lächerlich willkürliche Schranke; warum nicht eben so gut acht Tage oder ein paar Jahre? Nein, die Einheit der Zeit ist ein Gesetz für's Drama, aber man muß sie auffassen als die Einheit und Stetigkeit der Zeitentwicklung. Das Gesetz der Stetigkeit des äußern Geschehens, daß eine Begebenheit Zug für Zug gemalt werde, das wir für das Epos aufstellten, wird im Drama zu dem der Stetigkeit der innern Entwicklung, des ununterbrochenen Werdens der Entschlüsse, Thaten, Gefühle. Alle Momente des ganzen Verlaufs von der ersten Regung einer Leidenschaft bis zu ihrer Entladung in der That und ihrem Gerichte oder ihrer Versöhnung muß der Dichter uns anschauen lassen; aber gerade das in dem gewöhnlichen Leben Unterbrochene und Zerstreute rückt er im idealen Abbilde des Lebens unmittelbar zusammen.

Hier ist Shakespeare wiederum der größte Meister. Wir durchleben mit seinem Othello, seinem Macbeth, seinem Hamlet ihre ganze Seelengeschichte in der Darstellung ihrer Geschicke. Eben so in Schillers Wallenstein, in Goethes Faust; hier zwar mit der einen Ausnahme, daß am Anfang des zweiten Theils die innere Versöhnung, die Faust nach Gretchens Tod sich durch Leid, Buße und Umwandlung des Gemüths, im Entschlusse durch ein großartiges Wirken für das Ganze der Menschheit wieder gut zu machen, was er an der Einzelnen verbrochen hat, selbst erringen müßte, in einem Elfenlied ihm äußerlich zugesungen wird. „Wiewohl der Dichter den äußern Zeitverlauf nicht unmittelbar in die Darstellung aufnimmt, so läßt er ihn uns doch in den Gemüthern der Handelnden wie in einem Spiegel perspektivisch erblicken," — sagt Schlegel, und Gervinus bemerkt, daß Shakespeare dem angenommenen Scheine eines kurzen Verlaufs von Handlung zum Trotz Andeutungen einstreut, durch welche die Handlung, die das Auge rasch vorüber gleiten sieht, für das Ohr, für die Vorstellung auf den natürlichen Zeitraum ausgedehnt wird, den sie in der Wirklichkeit erfordert. Solche Andeutungen sind im Othello der Briefwechsel von Jago und Rodrigo, im Hamlet die Reisen der Gesandten nach Schweden und England, des Laertes nach Frankreich, und deren Zurückkunft, in Richard III. die beiden Heirathen des Königs, die dreimonatliche Verfallzeit von Antonios Schein im Kaufmann von Venedig, und dergleichen mehr. So wird hinter den engen dramatischen Vorgrund eine größere Zeittiefe eingetragen, und wie durch die Perspektive der Raum, so erweitert sich die Zeit im Hintergrunde nach den Erfordernissen der Handlung.

Endlich die Einheit der Handlung. Sie besteht nicht darin, daß ein einzelner Vorfall dargestellt, sondern daß eine Begebenheit aus dem Willen des Menschen als sein Zweck entwickelt wird. Den Entschluß, die That, die Folgen der That haben wir also zusammenzunehmen. Aber wo ein Knoten geschürzt, wo eine Kraft durch den Widerstand geweckt, wo ein Conflikt geschildert wird, da treten schon mehrere streitende Interessen ein, da treten schon mehrere Charaktere auf, deren jeder seinen besondern Zweck verfolgt, deren jedem sein Ziel das rechte und die Hauptsache scheint. So will Kreon, daß der Feind des Vaterlandes auch im Tode ungeehrt sey, während Antigone nur den Bruder im Feinde sieht

und ihn bestattet; das bürgerliche Gesetz, das sie übertritt, gibt ihr den Tod, aber auch Kreon büßt seinen Eingriff in die Rechte der Familie durch den Untergang seiner eigenen. Hier haben wir also mehrere Handlungen, aber ein gemeinsames Princip: den Conflikt der ewigen Rechte mit der äußern Ordnung der Familienpietät mit den Geboten des Staats, und die tragische Lösung zeigt, wie das menschliche Leben nur dann bestehen und gedeihen kann, wenn beide harmonisch zusammenklingen. Darum wollte der Franzose de la Motte statt Einheit der Handlung: Einheit des Interesses sagen, und Schlegel hielt diese Erklärung für die befriedigendste, wenn unter Interesse überhaupt die Richtung des Gemüths beim Anblick einer Begebenheit verstanden würde. Allein da muß ich wieder nach dem Grunde fragen, wodurch dieß bewirkt wird, und so ergibt sich als das rechte Wort endlich die Einheit der Idee. Einer der Grundgedanken, welche das Reich der Erscheinungen beherrschen, muß zum organischen Mittelpunkt des Gedichts gemacht werden, so daß er zugleich die Schicksalsmacht für die Charaktere ist, die ihr Loos nach der Stellung empfangen, die sie sich zur Idee geben, so daß diese als der Brennpunkt und die Seele des Ganzen erscheint und dieses dadurch zum Organismus wird, indem alles Besondere aus Einer Quelle fließt, Einem Ziele zuströmt. Dieß thut Shakespeare, und er zeigt die Fülle seines Genius darin, daß er solch einen Grundgedanken nach allen Seiten und Stufen seiner Verwirklichung zur Anschauung bringt, und so einen Reichthum von Gestalten und Begebenheiten nicht bloß äußerlich combinirt, sondern aus Einem Grunde herleitet und so das Unterschiedene zur vollsten Harmonie bringt.

Ein Blick auf Romeo und Julie wird dieß klar machen. Daß hier die Tragödie der Liebe aufgeführt wird, ist klar. Soll aber die Liebe dramatisch dargestellt werden, so kann dieß nur durch Kampf und Ueberwindung eines Gegensatzes geschehen. Dieser Gegensatz ist der Haß. Die Liebe der Kinder siegt über den Haß der Familien, aber zugleich entspringt hieraus die heimliche Heirath, die unselige Hast, die das gewonnene Glück für einen Raub achten muß, der Kampf Romeos mit Tybalt, seine Flucht, der Scheintod Julias und das wirkliche Ende der Liebenden. Die volle Liebe nun ist geistig sinnlich, ganz real und ganz Phantasie; aber ihre Stufen, auf denen viele Menschen stehen bleiben, sind eines oder das andere. So weiß die Amme nur von der sinnlichen Lust der Liebe, und Julie stößt darum im sittlichen Gefühl der Treue die Kupplerin von sich. Paris vertritt das verständige Element in der Liebe, die Convenienzheirath nach dem berechnenden Willen der Eltern; er fällt von Romeos Schwert, der Held der wahren Liebe siegt über den Repräsentanten dieser flauen Neigung, die nur durch den Vater zu freien, nur Blumen auf's Grab zu streuen weiß. Die bloß phantastische Schwärmerei der Liebe ohne wirklichen Gehalt stellt dagegen Romeos Verhältniß zu Rosalinde dar. Es ist ein Meisterzug des Dichters, daß er das liebebedürftige Gemüth Romeos zeigt, wie es sich mit Scheinbildern trägt und sein eigenes Selbst einstweilen in ein anderes Wesen hineinphantasirt, bis ihm das eigene Selbst in der wahren Liebe verklärt entgegen tritt, während Julie dem Geliebten die Treue hält gegenüber dem Gebot des Vaters und den Werbungen des Grafen. Hier sind alle einseitigen Richtungen der Liebe neben ihre ganze ideale Fülle gestellt, und diese leztere erweist eben in der Ueberwindung von jenen ihre Wahrheit. Sie erweist sie in der Ueberwindung des Todes, dessen Schrecken nichts sind gegen ihre Macht, und durch diesen Opfertod werden jezt auch die Hassenden inne, welch eine beseligende Kraft die Liebe ist, und über dem Grabe der Kinder reichen sich die Eltern die Hand zur Versöhnung.

Schon in den mittelalterlichen Mysterien wurden in den Darstellungen aus dem neuen Testament ihnen entsprechende Scenen aus dem alten eingeschoben, und Shakespeare überkam von seinen Vorgängern bereits die Sitte, mehrfache neben einander laufende Handlungen in einem Drama zu verflechten. Aber sein Genius erkannte, daß dieß die Einheit des Kunstwerks aufhebt und höchstens zu einer Vermannigfachung der Unterhaltung dient, wenn die verschiedenen Begebenheiten nicht in einem innern Zusammenhange stehen. Und diesen wußte er dadurch herzustellen, daß er eine und dieselbe Idee zur Seele der verschiedenen Begebenheiten machte und die Begebenheiten selbst unter einander verknüpfte und in einanderschlang. August Wilhelm Schlegel wies bereits den Tadel zurück, als ob im König Lear durch die Hinzuziehung der Geschichte Glosters die Handlung gestört werde; er deutet an, wie sinnreich beide Haupttheile der Handlung in einander verflochten sind und zur Verwicklung wie zur Auflösung des Ganzen beitragen; er erklärte endlich gerade diese Zusammenstellung für dasjenige, was die eigentliche Schönheit des Werkes ausmache. Denn beide Fälle seyen in der Hauptsache ähnlich, sie stellen die Verletzung der Pietät, des Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern dar, hier in Söhnen, dort in Töchtern, und was für sich allein nur als ein Privatunglück erscheinen würde, das stellt sich in dieser Verbindung als eine große Empörung in der sittlichen Welt dar. Und Ulrici fand hier das Geheimniß der Shakespeare'schen Kunst. Sie geht aus von der Einheit der Idee, welche in mehreren Gestalten und Ereignissen sich offenbart, und gerade dadurch sich als eine allgemeine Macht im menschlichen Daseyn erweist. Wir haben nicht ein

einmaliges Ereigniß, sondern eine allgemeingültige, ewige Geschichte. So ist der Lear die Offenbarung, daß unter allen Umständen die Welt aus ihren Fugen geht, wenn die Familie in Verwirrung geräth und die Bande der Pietät sich lösen; er thut dar, wie nur von innen heraus eine Heilung kommen kann, und wie die wahre Kindesliebe alle Verkennung überwindet, indem Cordelia und Edgar nicht bloß äußere Hülfe bringen, sondern auch die Seele ihrer Väter reinigen und retten. So zeigt „Wie es euch gefällt," daß denen, die das Leben recht zu nehmen wissen, denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen, und die ganze reizende Dichtung erscheint wie eine süße, reife Frucht, gewachsen um den Kern der Verse:

> Süß ist die Frucht der Widerwärtigkeit,
> Die gleich der Kröte häßlich und voll Gift,
> Ein köstliches Juwel im Haupte trägt.

So sind die Falstaffiaden die fortlaufende Parodie der Staatsaction, und Shakespeare hebt dieß selbst dadurch hervor, daß er die Zusammenkunft des Prinzen Heinz mit seinem Vater vorher zwischen ihm und Falstaff im Wirthshaus aufführen läßt. So zeigt der Kaufmann von Venedig im Shylok, wie in Bassanios Wahl und Gewinnung Portias und in der Geschichte der Ringe die Dialektik der Rechtsidee; das Stück zeigt, daß das bloße Recht, einseitig festgehalten, zum Unrecht wird, daß der todte Buchstabe den tödtet, der mittelst desselben tödten wollte, daß über das Recht die Liebe, die sittliche Freiheit siegen, oder sich mit ihm einstimmig machen muß, daß nicht auf dem Recht, sondern auf göttlichee Liebe und Gnade unser Daseyn beruht, wie der Dichter selbst sagt:

> Doch Gnad' ist über dieser Sceptermacht,
> Sie ist ein Attribut der Gottheit selbst,
> Und ird'sche Macht kommt göttlicher am nächsten,
> Wenn Gnade bei dem Recht steht. Darum, Jude,
> Suchst du um Recht schon an, erwäge dieß,
> Daß nach dem Lauf des Rechtes unser Keiner
> Zum Heile käm'; wir beten all' um Gnade,
> Und dieß Gebet muß uns der Gnade Thaten
> Auch üben lehren.

Dadurch, daß Shakespeares Charaktere Träger einer Idee sind, gewinnen sie bei aller individuellen Lebendigkeit zugleich ein ideales Gepräge, gewinnen die Begebenheiten, so absonderlich sie oft erscheinen mögen, einen allgemeingültigen Inhaltskern. Ich wundere mich, daß ich hier einen Widerspruch gegen Hermann Hettner einlegen muß, der in seiner Schrift über das Drama der Gegenwart behauptet, Shakespeare bewege sich nur in dem scharf begrenzten Kreise persönlich individueller Charakterentwicklung, es fehle seinen Gestalten das allgemein und rein Menschliche. Hat denn Hettner die ganze eine Hälfte, die weiblichen Charaktere des Dichters vergessen, in denen er so herrlich die Magie des Weibes in der harmonischen Einheit der ganzen menschlichen Natur, in dem naturwüchsigen Frieden von Sinn und Seele darstellt, in denen Weiße mit Fug und Recht den Ausdruck seines eigenen schönen, reinen, tiefen Gemüths erkannt hat? Wie? in Hamlet hätten wir „nur die rein individuelle und zufällige Schwäche thatloser Unschlüssigkeit?" Das sollte uns seit Jahrhunderten interessiren? Vielmehr haben wir in Hamlet die Tragik des Gedankens, der, wenn er immer und überall die That ganz gestalten und beherrschen will, vor lauter Ueberlegung nicht zur That kommt, und ich sehe hier, wie bei Goethes Faust, den Kampf des menschlichen Geistes überhaupt. Wir alle tragen einen Hamlet in uns, die wir weder instinctiv noch gewissenlos handeln.

Die durch die Idee vermittelte organische Einheit des Dramas verlangt endlich eine entsprechende äußere Composition, das Werk muß ein Ganzes seyn. Für ein Ganzes verlangt schon Aristoteles Anfang, Mitte und Ende; es soll demnach im Drama nach der Exposition der Charaktere und Verhältnisse ein Knoten geschürzt und ein Conflict herbeigeführt und dieser dann gelöst werden. So wölbt die Dichtung sich zu einem Höhenpunkt empor und steigt zu einem befriedigenden Schluß wieder herab. Man hat jenen Umschwung, den Aristoteles im Glückswechsel des Helden erkannte, nach ihm Peripetie genannt, und Shakespeare, der scheinbar regellose, weiß dieselbe auch äußerlich in die Mitte seiner Stücke zu legen. Dieß hat Gervinus zuerst hervorgehoben. Im Othello stehen die Worte, bei denen sein Glück auf der Spitze steht (Excellent wretch. Act. III. 3.), wie abgezirkelt in der Mitte des Stücks. So der Tod des Polonius im Hamlet, die Erscheinung von Banco's Geist im Macbeth, der Ausbruch des Wahnsinns im Lear. Im Coriolan steigert sich der Haß und Kampf zwischen ihm und den Tribunen bis dahin, daß sie ihn Verräther nennen; und gerade der Zorn über diesen Vorwurf treibt ihn, um sich zu rächen, zum Verbrechen des Kampfs gegen das eigene Vaterland. Ich freue mich zu sehen, daß Hettner die Peripetie dieses Stücks eine unnachahmlich große nennt. In Schillers Maria Stuart wird das Zwiegespräch der Königinnen, das die Versöhnung bringen sollte, zum Ausbruch des tödtlichen Gegensatzes. Im Wallenstein ist das Werden des Entschlusses die aufsteigende Hälfte; im Moment desselben verbietet der Held der Gräfin Terzky zu frohlocken, und erwartet, daß der Rache Stahl auch schon für seine Brust geschliffen ist. Die Niobefreude Isabellas über ihr Mutterglück steht eben so in der Mitte der Braut von Messina. Die Peripetie im „Leben ein Traum" ist

Sigismunds tiefsinniger Monolog am Schluß des zweiten Akts.

Zum Schluß dieser allgemeinen Erörterungen über das Drama sey Shakespeares Idee von seiner Kunst noch als Bestätigung derselben erwähnt. Er sieht im Drama die poetische Darstellung der Weltgeschichte: der Mensch soll zur Erkenntniß seiner wahren Natur geführt werden; dazu gehört die volle Einsicht in das Gute und Böse, denn das Sittliche ist der Schwerpunkt unseres Lebens; dazu gehört die Kenntniß der Welt, die Veranschaulichung ihrer Lage. Der Dichter spricht durch seines Hamlets Mund zu den Schauspielern: „Der Zweck des Schauspiels war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen."

Moriz Carriere.

In St. Sulpice zu Paris.

1.

Dort an dem Hochaltar, in schimmernd weißem Gewande,
Seh' ich die betende Braut knien auf purpurnem Sammt;
Sehe den Bräutigam ihr zur Seite die Hände verschränken,
Und mit verhaltenem Trotz beugen das männliche Haupt;
Seh' in dichtem Gedräng die Verwandten und anderen Gäste,
Die ein beweglicher Zaun trennt von dem gaffenden Volk.
Neben geschniegelten Herrn und Orden tragenden Männern
Lassen in farbigem Putz Mütter und Töchter sich sehn.
Teppiche decken den Boden und weich gepolsterte Sessel
Stehn in geschlossenen Reihn für die Versammlung zurecht.

2.

Von der Orgel herab wird die freudige Feier begleitet,
Und ihr ergreifender Sinn woget in rhythmischer Fluth.
Sanft wie gesichertes Glück und schmeichelnd wie Liebesgeflüster,
Ziehet die fromme Musik über die Horcher hinweg.
Aber auch heilig und ernst, wie eine himmlische Mahnung,
Dringt der melodische Strom in das bewegte Gemüth.
Jubelnde Herzen, vergeßt in der Wonne des ersten Moments nicht,
Daß euch die eiserne Pflicht bis zu dem Grabe gebeut!
Dann auch fällt von heimlichem Weh ein rührender Anflug
In dem holden Geweb dieser Akkorde mir auf.
Ewig währen sie nicht die Honigmonde der Erde,
Und der festeste Bund löset am Ende sich doch.

3.

Nicht für die Trauung allein, für die er bestimmt und bestellt war,
Ziehet der mächtige Klang durch das erhabene Haus.
Ohne Gedräng und Gepräng, in einer Seitenkapelle,
Segnet ein freundlicher Greis zitternd ein ärmeres Paar.
Einfach ist sie geschmückt des Gärtners zierliche Tochter,
Und kein schimmerndes Kleid liegt um die schlanke Gestalt.
Desto lieblicher steht ihr im dunklen Haare der Brautkranz,
Desto besser gefällt sie dem erkorenen Mann.

4.

Wer wird längeres Glück, wer reinere Liebe genießen,
Du in dem reichen Geschmeid, oder das Mädchen des Volks?
Möget ihr beide dem Herrn, der alles Gedeihen hervorbringt,
Bis zum späten Verblühn theuere Schützlinge seyn!
Und wie die süße Musik, die beiden ertönet, so schwebe
Seine segnende Hand über euch beiden zugleich!

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, März.

Der neue Kunstverein. — Die „Presse“ als Volksblatt.

Der neue Kunstverein (wie man im gewöhnlichen Leben den „österreichischen Kunstverein“ zum Unterschied von einer älteren Gesellschaft zur Beförderung der bildenden Künste nennt) wächst von Tag zu Tage an Gunst und Mitteln, doch hat er immer noch viele Vorurtheile gegen sich, welche sich hie und da wie Gletschereis festgesezt haben. Der alte Verein, dessen Verdienste übrigens durchaus nicht in Abrede zu stellen sind, hatte sich von Anfang an gar zu enge Grenzen gezogen; er schloß und schließt von seiner Theilnahme alles aus, was nicht auf österreichischem Boden geboren ist, und will nichts von dem großen Zollverein europäischer Kunst wissen, durch welchen doch allein der Fortschritt und die Entwicklung zu etwas Rechtem zu bringen sind. Es gibt hier noch eine Menge von Leuten, die nicht begreifen, daß die einheimische Kunst nur gedeihen mag, wenn sie von den Fesseln philisterhafter Beschränkung erlöst wird; und obschon sie gesehen haben, wie in München, der verhältnißmäßig kleinen Stadt, seit etwa drei Jahrzehnten die Kunstschule erwachsen ist, schreien sie Zeter und Wehe über die Neuerer, welche durch die Fluth fremder Erzeugnisse die einheimischen Werke ersticken. Unter denen, welche am ärgsten schreien, befinden sich freilich nicht wenige, denen etwas ganz anderes am Herzen liegt, als die edle Zunft der Maler und Bildner. Sie erblicken in der Kunst eine Art von polizeilicher Anstalt; sie meinen, wenn man nur Madonnen mit langen, magern, blaßen Gesichtern, mit hellblonden Haaren und bauschigen Gewändern um die dürren Glieder male, so werden die Leute allgemein recht fromm werden; sie wollen immer noch nicht verstehen, daß nirgends noch die Kunst des Zeitgeistes Mutter gewesen ist, sondern überall seine Tochter war und immerdar bleiben wird. Doch wenn auch der neue Kunstverein mit seiner weltbürgerlichen Richtung gegen Vorurtheile schwer zu kämpfen hat, so hält der Kampf sein Gedeihen nicht auf. Die Zahl der Mitglieder ist sehr bedeutend, nicht minder der Absaz seiner Loose für die jährliche Gemäldeverloosung. Der Zudrang der Tagesbesucher in den Sälen der ständigen Ausstellung wächst immer noch, obschon der Eintrittspreis von zehn auf sechzehn Kreuzer C.M. erhöht wurde. Die Summen, welche der Verein in diesem Jahr, dem zweiten seines Bestehens, auf den Ankauf von Kunstwerken verwenden kann, werden voraussichtlich die glänzenden Ergebnisse des vorigen Jahrs in den Schatten stellen, indem die Ankäufe jezt schon 20,000 Gulden C.M. bedeutend übersteigen. Dazu kommt, daß neuerdings von Einzelnen weit mehr für neue Bilder ausgegeben wird als früher, so daß Beispiel und Gelegenheit den Künstlern reiche und vornehme Gönner zuführen, während der rege gemachte Wetteifer die einheimische Kunst aus Schlafrock und Pantoffeln herausjagt. So zeigt, um nur Ein Beispiel anzuführen, die Ausstellung des laufenden Monats März ein großes geschichtliches Gemälde von einem hiesigen Künstler, das auf eigene Kosten und Gefahr auszuführen er vielleicht nicht den Muth gefunden, wenn er nicht gesehen hätte, wie sich die Masse der Zuschauer um die größeren Werke aus der Fremde mit bewundernder Theilnahme drängte. Man traute der schönen Welt von Wien in Sachen der bildenden Kunst kein höheres Verständniß zu, als zur Betrachtung eines Hochstücks gehört, bis der Erfolg ein solches Vorurtheil endlich berichtigte. — Es wäre unbillig, den Maler hier nicht zu nennen, dessen Bild durch sein Erscheinen an dieser Stelle allerdings wichtiger ist als durch sich selbst. Er heißt Friedländer und der Gegenstand des Gemäldes ist Tassos Tod. Das Werk gehört noch nicht in die erste Reihe, ist aber über die Mittelmäßigkeit hinaus und (nebenbei bemerkt!) gleich in den ersten Tagen des Monats vom Kaiserhof angekauft worden.

Seit der Eröffnung seiner Monatsausstellung hat der Verein mehrere Werke von europäischem Rufe zur Anschauung gebracht, wie Gallaits Egmont, Delaroches Napoleon zu Fontainebleau und Bonapartes Alpenübergang; im übrigen gibt er ein fortlaufendes Bild der Kunstbewegung des Tages, hierin ähnlich einer schöngeistigen Zeitschrift, welche die Bewegung der Literatur wiederspiegelt. Beide, die Zeitschrift wie die Ausstellung, sind demselben grundsäzlichen Bedürfniß der wechselnden und doch zusammenhängenden Anschauung entsprungen; sie können nicht alles geben, aber sie geben vieles in bunter Reihe, wie der Tag es bringt. Offenbar ist diese Art von stückweiser Mittheilung die bezeichnendste Eigenthümlichkeit unserer Zeit; daher erscheint es ganz natürlich, daß auch zu Wien fast alle Theilnahme, welche die Masse an den schöngeistigen Erzeugnissen der Schriftstellerei nimmt, durch die Tagesliteratur vermittelt wird, und zwar im Schlepptau der politischen Presse, weil dieser Weg nun einmal geöffnet ist. Der Weg ist gut, insofern er vorwärts führt; vielleicht wäre dem Lehrbegriff nach ein anderer besser, aber bisher ist hier noch niemand darauf voran gekommen, und doch arbeitet der am liebsten, welcher sieht, daß er, um es auf gut schwäbisch zu sagen, „nicht den Mäusen pfeift.“

In dieser Andeutung liegt die Erklärung des Glücks, welches hier die „Presse“ als großes örtliches Volksblatt auch mit ihrem schöngeistigen Theile macht, welcher Umstand, weil er bezeichnend für das hiesige Leben ist,

noch einer besondern Erläuterung bedarf. Als im Jahr 1848 die „Presse" erstand, ließ sie mitten im Sturm lustig das schwarzgelbe Fähnlein flattern und eroberte sich in kürzester Frist ihre 15,000 Abnehmer. Damals war von Schöngeisterei keine Rede. Wer hatte Lust und Laune, Feuilletons zu lesen? Später wurde das Blatt verboten, doch haben sich seitdem die Mißverständnisse gelöst; es hat seit seinem Wiedererscheinen mit dem Oktober v. J. seinen alten Leserkreis zwar noch nicht vollständig wiedergewonnen, doch fehlt kaum der fünfzehnte Mann daran. Die veränderte Zeit hat inzwischen ihre Gunst dem Feuilleton wieder zugewendet, und der Herausgeber mit richtigem Verständniß seines Publikums die Sache zweckmäßig angepackt. Er scheidet sein Feuilleton in zwei Theile. Der erste ist ein Allerlei von Neuigkeiten, Theaterberichten, Kunstbesprechungen und so weiter, und zwar sehr reichhaltig, obschon das Randblatt auf dem riesigen Bogen sich nicht besonders groß ausnimmt. Ich habe mir die Mühe gegeben, den Inhalt nach der geringen Kenntniß zu berechnen, welche ich von den Geheimnissen der Guttenberg'schen Kunst besitze, und dabei gefunden, daß der Leser sechsmal in der Woche an Tagesbesprechungen zwölf Spalten von fünfzig Zeilen Höhe mit einer Breite von 38 „n" einnimmt, also jedesmal ungefähr 24 Seiten gewöhnlichen Romandruckes. Im zweiten Theil des Feuilletons aber bekommt er ein Stück Roman von der Hälfte des genannten Umfanges, und genießt mithin im Erdgeschoß seines politischen Blattes über anderthalb Druckbogen Unterhaltung nur so nebenbei. Was nun den Inhalt des erzählenden Theiles betrifft, so hat er bisher allerdings nicht den Anforderungen entsprochen, welche im Westen des deutschen Vaterlandes an das Feuilleton gestellt werden, aber er hat sich seit sechs Monaten redlich Mühe gegeben, in seinen Lesern erhöhte Ansprüche wachzurufen. Die Uebersetzungen sind keine Fabrikarbeit, sondern eben so sorgfältig ausgeführt, wie der Gegenstand der Mittheilung in fortschreitender Steigerung mit gutem Vorbedacht ausgewählt worden. Die Theilnahme wurde angeregt, gefesselt, und bei der großen Verbreitung des Blattes wird sich auf diesem Wege eine Verbesserung des Geschmacks in den Massen ergeben, die hierin von der Pike an dienen. Die Arbeit ist mühselig und erfordert eine große Hingebung, weil Kräfte dazu zu verwenden sind, welche ihren eigentlichen Beruf in höheren Kreisen finden. Aber die nöthige Hingebung hat sich vereint mit der Kraft eingestellt und das Werk schreitet sichtlich vorwärts. Für den nächsten Monat hat übrigens die „Presse" einen ursprünglich deutschen Roman angekündigt.

Um jedem Mißverständniß vorzubeugen, sey nochmals wiederholt, daß hier bei Erwähnung der Leser nur von der ganz großen Masse des Mittelstandes die Rede ist, nicht aber von dem engeren Kreise der wissenschaftlich Gebildeten. Die „Presse" ist das Blatt des städtischen Bürgerthums, doch eben dadurch auf dem Wege, getragen von der aufstrebenden Menge, die Stellung zu gewinnen, welche eine wirkliche und nachhaltige Volksthümlichkeit in allen Kreisen ohne Ausnahme sichert, und die bei uns noch frei ist. Es fehlt auch zu Wien nicht an Zeitungen, die sich feineren Ansprüchen anzupassen streben. Diese vornehmeren Blätter haben indessen den Ton viel zu hoch greifen müssen, um mit Erfolg gegen die Gunst anzukämpfen, in welcher nach vom Jahre 1848 her einige der sogenannten Volksblätter stehen, wie z. B. die „Friedenszeitung," die täglich noch in 6 bis 7000 Abdrücken (zu einem Kreuzer C. M.) verkauft wird. Die Kluft zwischen den glatten, feinen Salonzeitungen und den ruppigen, struppigen Kreuzerblättern suchte das „Fremdenblatt" auszufüllen, bevor die „Presse" als ein großes lebendig gegliedertes Ganze, von einem leitenden Gedanken beseelt, die Stellung einnahm, auf der sie nach oben wie nach unten täglich neue Eroberungen macht. Eine weitere Bürgschaft des Erfolges für dieses Blatt liegt darin, daß der Herausgeber den leitenden Gedanken in besonderer Rücksicht auf den eigenen Vortheil aufgegriffen hat. Eine fruchtbare Landschaft, wie etwa die Lombardei, würde nicht einem Garten gleichen, wenn der Boden den Fleiß des Bebauers nicht lohnte. Die „Presse" wird durch den Zudrang der bezahlten Einrückungen zum guten „Geschäft," und damit allmählig zu dem Ortsblatt, das durch seine Größe und Haltung für die große Stadt paßt, während Wien um seiner geographischen Lage willen nicht der Platz ist, von welchem aus bei dem jetzigen Stande der Welthändel eine Zeitung höherer Ordnung sich eine allgemeine europäische Geltung verschaffen könnte, wenn auch dieser Wirkungskreis in Deutschland noch nicht besetzt wäre, wie er es in der That von Augsburg aus ist.

Paris, April.

Der Pariser Arbeiter und Ludwig Bonaparte.

Die Politik ist eine Wissenschaft und kein Zeitvertreib, sie will mit Ueberlegung gehandhabt seyn und nicht nach der Stimmung des Augenblicks. Sie ist auf einen bestimmten Zweck gerichtet, und dieser ist nur durch unausgesezte Arbeit zu erreichen. Arbeit? Ach, das ist ein Wort, das nicht hieher gehört; es hat einen schlechten Klang in Paris und also in Frankreich. Aber die socialistischen Theorien müssen doch einen Boden haben; jene darbende Menge der Nationalwerkstätten — was verlangte sie anderes als Arbeit?

Der Mann meiner Wirthin ist ein Schlosser; er ist gesund und kräftig gebaut; über seine Geschicklichkeit kann ich nicht urtheilen, aber sein Aussehen lehrt, daß er anstrengende Arbeit wohl ertragen kann. Die Frau ist alt und gebrechlich, sie könnte für seine Mutter gelten, und er, um den Schein nicht Lügen zu strafen, läßt sich auch redlich von ihr ernähren. Sie vermiethet an Studenten im quartier latin und speist die jungen Leute, die sich ihrer Fürsorge anvertrauen, wobei für die Ehegatten mit genauer Noth so viel abfällt, um leben zu können. Die Alte klagt mir oft ihre Noth. „Aber warum arbeitet Ihr Mann nicht?" frage ich. — „Mon dieu, er hat seit den Februartagen des Jahres 1848 keine hundert Franken verdient. Er war gerade an den Gittern der Kirche St. Antoine beschäftigt, da ward er entlassen und hat seitdem keine dauernde Beschäftigung gefunden." — „Aber was fängt er mit seiner Zeit an?" — Sie zuckte die Achseln. „Er ist den ganzen Tag nicht zu Hause; er erzählt mir oft, wie er sich hier und dort bemühe; bald ist es der nächste Montag, bald der Dienstag, wo die Arbeit aufgenommen werden soll, aber es wird nie etwas daraus. Kürzlich sagte er, wenn er nur zwanzig Franken hätte, so wollte er sich einen kleinen Kram anlegen und Marchand in den Straßen werden, aber, mon dieu, ehe ich das zuließe —" — Hier öffnete sich die Thür und Monsieur Mertan trat ein mit jener selbstbewußten Nachlässigkeit, die selbst den Pariser des niedersten Standes auszeichnet. Es war die Stunde des Essens. »Bon jour, monsieur, je vous salue,« sagt er höflich, läßt sich ungenirt am Tische nieder und fragt, was es zum Frühstück gebe; die Alte geht seufzend in die Küche. — Und dieser Mann, geborener Pariser, wie es seine elegante Aussprache schon anzeigt, sollte in vier Jahren nicht irgend eine Beschäftigung gefunden haben? Er konnte sie nicht finden, weil er sie nicht suchte. Im Jahr 1848 hat er sich das Feiern so angewöhnt, daß ihn nur die Noth in die Werkstatt treiben kann; so lange er zu Hause noch einen Bissen Brod und einen Schluck Wein findet, so lange er der mère Mertan noch einige Sous zu dem unentbehrlichen Tabak entlocken kann, ist er unbekümmert und läßt den lieben Gott sorgen, der die Sperlinge auf den Dächern ernährt. Indessen hat ihn die Alte doch zu etwas benuzt; er erspart ihr die Aufwärterin, welche sonst die Zimmer reinigte. Und so sehe ich Morgens den baumstarken Mann sich mit Besen und Bürsten aus einem Zimmer in das andere drücken, denn er schämt sich doch, wenn man ihn in diesem Aufzuge sieht. Den modernen Herkules bezwingt nicht die allgewaltige Venus, sondern ein Gott, für den die Hellenen keinen Namen hatten, den erst der üppige Ovid personificirte.

Aber dieß ist ein einzelner Fall, und ich gebe es zu, daß Ein Beispiel nichts beweist; aber seht euch um auf den Pariser Straßen, und ihr werdet die Mertans zu hunderten, zu tausenden finden. Sieh, wie sie an den Kais und Brücken, nachlässig an die steinerne Brüstung gelehnt, herumstehen, wie sie von einem Platz nach dem andern schlendern, durch den Gaukler gelockt, der ihnen mit frecher Unverschämtheit den lezten Sou aus der Tasche lockt. Hier umsteht der dichte Kreis der Blousen den Sänger, der mit kräftiger Stimme die eintönige Melodie des französischen Volksliedes vorträgt. Für zwei Sous verkauft er den Text, und damit ist zugleich das Concert bezahlt, das also die Mehrzahl umsonst hat. Nicht selten steht neben ihm ein Begleiter, der die Geige dazu streicht, und wie er den traurigen Refrain wiederholt, fällt die Menge fortgerissen ein, und nicht Wagengerassel noch das unablässige Geschrei vorbeikarrender Krämer stört Meister und Hörer. Zwanzig Schritte von diesem steht ein zweiter Hause; der belustigt sich am Witz, wie der andere an der Kunst. In der Mitte des ovalen Kreises tanzt eine affenartig aufgepuzte Gestalt auf und ab. Ich trete neugierig näher. Wir stehen im Schatten eines düstern steinernen Gebäudes antiker Form: es ist die Morgue. So treibt der Unsinn des Lebens sein Wesen im Schatten des Todes. Ein Mann in Hut und Ueberrock wird von den Blousenträgern mit mißtrauischen Augen betrachtet, zudem ekeln mich die frivolen Späße und obscönen Geberden des Gauklers an; ich sehe die wohlgefälligen Mienen der Männer, die junge Dirne mir gegenüber schlägt lüstern die Blicke zu Boden, da verlasse ich das kleine Ungethüm, das eben sein Publikum mit einem geheimnißvollen Pulver, Gott weiß zu welchem Gebrauch, zu prellen in Begriff steht, und folge einigen Männern in das naheliegende Gebäude. — Galgengesichter lehnen am Eingang, müßige Soldaten kommen uns entgegen.

Die Betten von Messing, auf denen so manches Opfer nächtlicher Thaten geruht hat, waren leer; ärgerlich ob unbefriedigter Neugierde, gingen die Männer hinaus; ich stand noch einen Augenblick, froh die Mordwerkstatt leer zu finden. Vor einigen Tagen hatte hier ein junges Weib geruht, das sie aus der Seine gezogen. Was hatte dich in die Nacht hinaus getrieben, du Arme? Der Tod war milder gegen dich als du selbst; er hat dir nichts von deiner Schönheit geraubt; das volle Gesicht

bewahrt noch einen Schimmer von Farbe, die Züge sind ruhig, ohne Entstellung, und kräftig preßt sich der Busen an das umschließende Gewand; aber das Herz hat aufgehört zu schlagen. Auf demselben Bett, auf das die brennende Leidenschaft das Weib geworfen, lag vor kurzem ein armer Handwerksbursch. Es war ohne Zweifel ein Deutscher: die kleine Gestalt im üblichen blauen Rock, das magere, friedliche Gesicht — wie lange mag es her seyn, daß er aus dem Städtchen zog, wo er die mühseligen Lehrjahre durchgemacht? Die Genossen gaben ihm das Geleit, sie tranken im ersten Dorf auf' fröhliches Wiedersehen, dann zog er getrost weiter gen Paris, der berühmten Stadt, die Kunst der Nadel oder der Ahle in ihrer Vollendung kennen zu lernen. Dein Mädchen wird vergebens auf dich harren, armer Knabe, und die alte Mutter, denn du wirst Ränzel und Stab nicht wieder aufnehmen, die sie dir zu Häupten gelegt haben. — Wer aber ist der Geselle, den man ihm zum Nachbar gegeben? Ein Mann von riesigem Wuchs, den der Tod niedergeworfen wie den Stier das Beil des Schlächters. Ueber den wilden Zügen klafft von einem Ende der Stirn zum andern eine entsetzliche Wunde. Doch genug von den Opfern der Schwäche und des Lasters; verlassen wir die Stätte, die der Mord besucht, um sich am Anblick seines Opfers zu weiden, wo aber auch — und das ist betrübender — der Arbeiter Abwechslung sucht nach den Späßen seines Lustigmachers.

Draußen scheint die Sonne freundlich auf die alte Stadt. Der Gaukler mit seinem Kreise ist verschwunden, um einem andern Platz zu machen. Den umgibt ein dürftiger Haufen, denn seine Künste kitzeln die Sinne der Zuschauer nicht. Es ist ein Krüppel, der mit dem gesunden Fuße allerlei Kunststücke ausführt. Kommt zu einem andern, das muß von Interesse seyn; stehen doch wenigstens mehrere Hunderte dort auf dem Greveplatz. Was ist's? Ein Mann steht in der Mitte mit einem Karren, an dem acht Hunde von der größten bis zur kleinsten Rate geschirrt sind. „Noch fünf Sous, meine Herrn und Damen," ruft der Mann, „noch fünf Sous und Sie werden das unvergleichliche Kunststück dieser klugen Thiere sehen." Hier und dort fliegt eine Kupfermünze in den Kreis, er hebt sie kratzfüßelnd auf und schirrt die Hunde los. Auf ein Zeichen stellt sich der Neufoundländer voran, der Tigerhund faßt sein Hintertheil mit den Vorderpfoten, dem thut der Pudel das Gleiche, die andern folgen in abnehmender Größe, und so wandelt die Hundepyramide zum allgemeinen Ergötzen im Kreise herum. Das ist dein Vergnügen, Volk von Paris! Diese Spekulation auf den Beutel des niedern Mannes reicht von einem Ende der Stadt zum andern, aber ihr Hauptmarkt sind die Boulevards. Hier nehmen die Musiken, die geschwätzigen herumziehenden Händler kein Ende, hier treibt der Magnetiseur sein Unwesen und sezt die gaffende Menge in Erstaunen, wenn das Weib mit verbundenen Augen, mit dem er sich in Rapport gesezt hat, bald diesem bald jenem besondere Eigenthümlichkeiten seines Lebens entdeckt — nachdem er dieselben dem Magnetiseur anvertraut hat. Das ist gewöhnlich ein Mann von noblem Betragen, den man natürlich besser bezahlt als den schmutzigen Gaukler. In der Zwischenzeit, während das Weib sich erholt, prügelt er zum Ergötzen des Publikums einen kleinen Kretin in buntem, zerlumptem Aufzuge; ein wahrhaft ekelhaftes Schauspiel. Und dergleichen Unwesen sieht die Polizei ruhig mit an, denn sie hat genug mit der Politik zu thun.

Gewiß, die Noth ist groß in Paris. Aber so lange ich noch täglich tausende von Sous von Händen weggeworfen sehe, die dieselben mit harter Arbeit erwerben müssen, kann ich nicht glauben, daß es so gar schlecht mit dem sogenannten vierten Stande steht. Dem Franzosen ist die Arbeit ein Zwang, den er abschüttelt, so bald die Umstände es erlauben; sie ist ihm nur Mittel zum Genuß. Jene gesunde Lust an der Arbeit, die unbewußt eine ethische Kräftigung in der körperlichen Anstrengung findet, diese schöne Eigenthümlichkeit des deutschen Arbeiters, sieht man hier wenig. Und dieß geht durch alle Stände. Bei uns sucht der Kaufmann eine Ehre darin, sein Geschäft auf die Kinder zu vererben, und die Thätigkeit der Graubärte gibt der rüstigen Jugend nichts nach. Man wird nicht viel bejahrte Leute in hiesigen Geschäften finden.

Es ist Taktik des Pariser Kaufmanns, sein Geschäft mit allen Mitteln in Flor zu bringen. Das ist freilich überall Sitte; aber hier ist der Zweck eigenthümlich. Sobald der Handel im Gange ist und das Geschäft mehr abwirft, sucht man es mit Profit loszuschlagen. Man achte auf die Firmen der Häuser. Die bedeutendsten Geschäfte führen gewöhnlich die Ueberschrift Ancienne maison N. N. Daher die große Menge kleiner Rentiers in Paris. Sobald man genug verdient zu haben glaubt, um bequem leben zu können, wird der ernsten Thätigkeit Lebewohl gesagt. Vergnügen heißt die Parole, die Lust des Augenblicks ist das Ziel des Menschen. Es liegt in dieser sinnlichen Kraft des französischen Lebens ein besonderes, der Kunst günstiges Moment, aber sie verderbt die socialen Verhältnisse durch Auflösung der sittlichen Bande, die Wissenschaft, indem sie sie zur Unterhaltung, die Kunst selbst, weil sie sie zur Zerstreuung herabwürdigt. Und sollte sich die Politik beklagen, daß es ihr nicht besser ergeht? So lange es Vergnügen macht, das heißt in spannenden Zeitumständen, ist jeder Politiker, vom Apfelweibe bis zum Millionär. Wenn die Dinge wieder im Geleise sind, so läßt man es gehen wie es eben geht. Dann würde es Anstrengung kosten, Politik zu treiben, und der Franzose flieht die Anstrengung, wenn sie nur nützlich und nicht zugleich angenehm ist. Man sehe die Behandlung der materiellen Fragen in den legislativen Versammlungen.

Im bürgerlichen Leben herrscht der Leichtsinn, im staatlichen ist es Politik, keine Politik zu haben. Nach Ablauf dieser Periode wird nicht leicht ein Land dem Geschichtsphilosophen interessanter seyn als Frankreich; denn nirgends überläßt man sich so unbedingt dem sogenannten Zufall. Man lebt von der Hand in den Mund; „nehmen wir das Heute wie es ist, für die Zukunft wird sich Rath finden." Dieß ist das Beispiel, welches der Bürgerstand, die Klasse der Intelligenz, dem Arbeiter gibt; er wundere sich also nicht, daß dieser sein »Panem et Circenses« furchtbar geltend macht; das ist der wahre Sinn, den er in den socialistischen Theorien fand, das sind die Wirkungen, die er von den Nationalwerkstätten erwartete. Was

verstand der günstigen Falls nur halbgebildete Handarbeiter von den Systemen, die ihm Louis Blanc im Luxembourg auseinander sezte? was sah er in dem Lorbeerkranz, den die enthusiastische Dichterin um die Stirn des leidenden Mitmenschen wand? Er begriff nur so viel, daß er der Schwerpunkt der Gesellschaft geworden war, und er suchte diese Stellung im Pariser Sinn auszubeuten. Was aber wollten jene Philosophen des Socialismus? Sie schlugen sich selbst an das Kreuz des Mitleids und die Blicke der Welt richteten sich nach dem neuen Golgatha, von wo aus sie den Darbenden das Reich dieser Welt verkündeten. Wenn das achtzehnte Jahrhundert mit den schädlichen so manches heilsame Vorurtheil hinweggeräumte, war es dem neunzehnten vorbehalten, die sittlichen Grundbegriffe des Volkes zu zerstören. So fielen die Bande, welche die alte Vergnügungssucht des Pariser Volkes gefesselt hielten, und die Welt sah mit Entsetzen die Junischlacht von 1848, Bürger gegen Bürger im wahnsinnigen Kampf um das todte Gut, die Besiegten in Carrés niedergeschossen gleich wilden Thieren. Erschreckt über die Gefahr, der sie gräßlich in's Auge geblickt, flüchtete die Bürgerschaft in das Extrem, und wie der Arbeiter alles verlangt hatte, gab sie ihm nichts. Die gesetzgebenden Versammlungen begnügten sich zu allen vernünftigen sowohl wie unvernünftigen Forderungen des vierten Standes Nein zu sagen, und gruben sich dadurch selbst ihr Grab; denn die politische Macht in Frankreich ruht in den Händen des Arbeiterstandes, und zwar — der Beweis sey vorbehalten — des Arbeiterstandes von Paris. Das hat Louis Napoleon, wie seine Schriften bezeugen, schon vor der Präsidentschaft gewußt, und seine Schritte bekunden, daß er demgemäß auch handeln kann. Ueber den Charakter des Mannes, der die Maske nicht schlechter getragen als Fiesko oder der ältere Brutus, der ein bedeutendes Maß ausdauernder Geduld und Energie entwickelt hat, ein andermal. Hier kommt es nur auf seine Stellung an. Die oberste Gewalt Frankreichs muß die Kraft des Volks angreifen, wenn sie nicht von ihr angegriffen werden will. Der Präsident weiß das; darum trägt sich die Bürgerschaft mit beunruhigenden Gerüchten über die Maßregeln des Mannes, den sie in den ersten Decembertagen als den neuen Heiland feierte; sie merkt, daß man die Kastanien nicht für sie aus dem Feuer geholt hat. Und sie hat Recht ängstlich zu seyn. So gewiß der Usurpator sich ohne ihren Beistand auf die Dauer nicht behaupten kann, so gewiß kann er sie entbehren zur Begründung seiner Gewalt. Dazu bedarf er eines Bündnisses mit der politischen Macht Frankreichs, dem Arbeiterstande von Paris. — Neue Kronen werden mit Blut geschmiedet, und zumal die französische hält nicht, wenn ein anderer Stoff ihr gedient hat. Eine dem Feind abgewonnene Schlacht, und ganz Frankreich liegt zu den Füßen des Siegers. Die Wunde von Waterloo ist noch nicht verharrscht, der französische Plebs, edler als der römische der Kaiserzeit, will sich nicht nur an der Beute weiden, er will sich auch am Ruhm berauschen. So steht der neue Gebieter zwei Parteien gegenüber, einer Menge, die ihm enthusiastisch folgen wird, wenn er ihren Durst nach Vergnügen stillt und die Nationaleitelkeit befriedigt, und einer Bürgerschaft, die ihm nur als Retter in der Noth willkommen hieß, sich aber von seinem Ehrgeize abwendet. Es ist nicht zweifelhaft, mit welchem von beiden Theilen er das Bündniß schließen wird oder vielmehr schon geschlossen hat. Die Consequenzen dieses Schrittes für Frankreich und unser Vaterland erlauben Sie mir später anzudeuten. So viel aber ist schon jezt klar, daß die Zukunft bisher unerwartete Ereignisse bringen wird. Deutschland aber möge sich noch bei Zeiten eine Warnung an dem Lande des Nihilismus nehmen, und seine Lenker mögen inne halten auf dem abschüssigen Wege, denn die Gewitter Frankreichs pflegen jenseits des Rheins einzuschlagen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 17. 25. April 1852.

Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer wer sich selbst bezwang.

Herder.

Gestalten aus der Alltagswelt.

Die stillen Schwestern.

Es ist eine recht schöne und löbliche Sache um den Schulzwang, der in unserem civilisirten Lande jedwedem Menschenkind mit gesunden und halbgesunden Sinnen zu der edlen Kunst des Lesens und Schreibens verhilft; aber darum ist's zu Zeiten doch kein Spaß um's Schulgehen, und es gibt kein noch so tugendhaftes und lernbegieriges Kind, dem der herkömmliche Witz alter Leute: „Geh wieder heim, d'Schul ist eingefallen," nicht zu Zeiten wie eine hochwillkommene Botschaft geklungen hätte.

Eine Fundgrube fröhlicher und traulicher Erinnerungen bleibt das Schulleben, dieses erste Vorspiel des Lebens. Es bietet Freuden, die zu keiner andern Zeit und unter keinen andern Umständen für solche gelten könnten, die sich aber auf dem dunkeln Grund der dumpfigen Schulstube wunderbar hell ausnehmen. Natürlich spreche ich hier von Landschulen, wo das Volks- und Kindheitsleben sich noch mehr im Urzustande bewegt und entfaltet, und nicht von höheren Erziehungsanstalten größerer Städte.

So war für uns in der Reihe der bescheidenen Freuden, die das Schulleben darbietet, das Holztragen keine der geringsten, obgleich es in keine Rubrik des Lektionsplans gehörte. Wenn an sonnigen Winternachmittagen das Sitzen und das Lernen uns gar nicht mehr behagen wollte, so erscholl erst als leises Gemurmel, dann als lauter Ruf die Bitte: „Holztragen, Herr Schulmeister, Holztragen!" Nach langem pflichtmäßigem Zögern: „Ei, damit leent ihr mir nichts, dazu schickt man euch nicht in die Schule," u. dgl. gab der Schulmeister nach, und mit lärmendem Jubel zog die Schaar ab. Damals gab es noch angestammte Pietät und Treu und Glauben unter dem Volk; darum hielten wir in gerührter Dankbarkeit den Schulmeister für den großmüthigsten aller Herrscher, nicht daran denkend, wie überaus wohl es ihm selber war, daß er uns für eine Weile los geworden.

Warum aber war das Holztragen ein so großes Vergnügen, dieses mühselige Geschäft, dem sich wenigstens die erste Rangklasse der Schulkinder daheim nur mit Murren unterzogen hätte? — Nun, für's erste war's etwas Ungewohntes und eine Befreiung vom Stillsitzen, und schon das war herrlich; und dann war das Schulhaus ein altes, spuckhaftes Gebäude, von dem wir uns am hellen Tage eine Menge unheimlicher Geschichten mit genußreichem Schauer erzählten. Das Holz mußte von einem untern

kellerartigen Gewölbe auf den obern Boden getragen werden. Dort unten war eine geheimnißvolle, längst verquollene und verrostete Thüre, von der niemand wußte, wohin sie führte; wir aber wußten's: sie führte durch einen unterirdischen Gang in ein benachbartes Haus, das einst ein Nonnenkloster gewesen war. Oben aber auf dem Boden sah man durch die Dachluken weit in's Land hinaus und hinab in die Häuser der Umgebung, die von dieser Seite sich so ganz unbeobachtet glaubten und daher manche sonst verborgen gehaltene Heimlichkeit offenbarten.

Einer der anziehendsten Gegenstände für meine Beobachtung, von den andern wenig beachtet, war da ein altes Haus in einem engen Seitengäßchen unweit der Kirche, das, obwohl verwittert und zerfallend, in seiner stattlichen Größe verwunderlich abstach gegen die umgebenden Barraken. Es war ein Haus, wie sie in älteren Städten noch da und dort zu finden sind, das mit dem zerfallenen Portal vor dem Hofraum, den massiven Steinwänden und den hohen Fenstern mit runden Scheiben von einem bürgerlichen Reichthum früherer Zeit zeugte, wie wir ihm heute nicht mehr begegnen, wo die Wohlhabenheit bürgerlicher Stände sich meist nur durch übertriebenen Luxus oder durch ängstliche Knickerei verräth.

Jezt sah das Haus, troz seiner stattlichen Räumlichkeit, gar nicht mehr wohnlich aus, das Hofportal war eingefallen und die große Pfüze, die den größten Theil des Hofes einnahm, war für Enten und Gänse ein anziehenderer Tummelplatz als für Menschenkinder. Der untere Hausraum diente zur Aufbewahrung von Weinfusen und einer Mostpresse, die obern Stuben mit den erblindeten oder zerbrochenen Scheiben waren zu Speichern benüzt. Nur auf einer Seite zeigte ein breites Fenster mit blanken Scheiben und weiß angestrichenen Rahmen, daß hier noch eine menschliche Wohnung sey. — In der großen Stube hinter diesen Fenstern wohnten die lezten Nachkommen des wohlhabenden, angesehenen Bürgergeschlechts, das vor Zeiten dieses Haus erbaut hatte, zwei unverheirathete, alternde Schwestern, in großer Stille und Eintracht zusammen.

Sie lebten so zurückgezogen, daß nur wenige Freunde ihre Behausung betraten; wir aber von unserem hohen Standpunkte aus konnten zwischen dem jungen Geranium und dem Rosenstock am Fenster durch leicht die Stube überschauen. Geheimnißvolles war da nun eben nichts, weder im Zimmer noch im Thun und Treiben der beiden Schwestern. Es war ein Eckzimmer, das von zwei Seiten Licht hatte, hell, freundlich und äußerst reinlich gehalten; eine stattliche, bauschige gebohnte Kommode, bis oben hinauf mit Glas und Porzellangeschirr besezt, eine Wanduhr in langem Kasten, hochlehnige Stühle und ein Canape gaben ihr ein wohnliches, anständiges Ansehen. Die Schwestern saßen stets mit Rocken und Strickzeug beisammen. Die Spinnerin war die jüngere; sie war es auch, die den kleinen Haushalt, die Einkäufe, kurz das ganze äußere Departement besorgte. Sobald sie das Zimmer verließ, öffnete die Strickende ein großes Buch, in dem sie während der Arbeit eifrig las, bis die Schwester wieder eintrat.

So wäre das Stillleben unten bald beobachtet gewesen; nur Eines fiel mir auf, daß die ältere stets mit abwärts gewandtem Gesicht bei der jüngeren saß, und so auch den Mittagskaffee trank, bei dessen Genuß wir sie hie und da belauschten. Lange war mirs unerklärlich, woher bei dem anscheinend so guten Vernehmen der Schwestern dieses seltsame Geberden komme; als aber einst ein plötzlicher Straßenlärm die jüngere ans Fenster rief, da wandte sich auch die andere rasch vorwärts, und ich sah mit Schrecken, daß ein Uebel, das ich seither kaum aus der Bibel kannte, ein grauenvoller Aussaz, die Zerstörung dieses so viel wie möglich verhüllten Gesichts begonnen hatte. — Ja, so war es, und was ich damals in kindischer Neugier als Curiosität betrachtete, das habe ich später als ein schweres, mit seltener Geduld getragenes Geschick verstehen lernen.

Vor zwanzig Jahren war Rosine, die da drüben so still an ihrem Buch und Strickzeug saß, ein gesundes, blühendes Mädchen gewesen, die Tochter angesehener Eltern, die vergnügte Braut eines wohlhabenden jungen Hufschmieds. Philipp war ein Nachbarsohn, ein geschickter, rechtschaffener Bursche, und die beiden hatten es seit lange als eine natürliche Sache angesehen, daß sie zusammen kommen sollten:

„Die Aecker grenzten nachbarlich zusammen,
Die Herzen stimmten überein."

Seit es Rosinen erlaubt war zum Tanz zu gehen, hatte sie Philipp dazu geführt, und nach der herrschenden Sitte hatte sie dann den ganzen Abend stets nur diesen Einen Tänzer, verlangte auch nach keinem andern. An schönen Sonntagen gingen sie zusammen spazieren, abwechselnd auf Philipps großen Acker und in den Baumgarten, der Rosinen vom Vater zugesagt war. Sie mußten nur noch warten, bis Philipp, der beurlaubter Soldat war, seiner Militärpflicht entbunden und mündig wurde, um Hochzeit zu halten. Mit ruhiger Freude rüstete Rosine ihre Aussteuer und hatte sich schon das seine Halbtuch zum Hochzeitkleide ausgelesen.

Auch Philipp war zufrieden und vergnügt mit seiner braven, fleißigen Braut, und wenn er all das Drangsal mit ansah und anhörte, das seine Kameraden mit spröden oder ungetreuen Schätzen durchzumachen hatten, so freute er sich, sein Schäfchen im Trockenen zu haben. Rosine kam ihm mit ihren rothen Wangen und freundlichen Augen auch so schön

vor, wie irgend eine; nur betrachtete er oft bedenklich einen dunkelrothen Fleck im Gesicht seiner Braut, der nicht hergehörte und nicht weichen wollte. Rosine meinte, das sey ihr einmal „vom kalten Luft“ angeflogen und werde schon vergehen; aber es verging nicht, obschon sie Tränke, Salben und Amulete von einem weitgesuchten „Mann,“ das heißt einem sympathetischen Wunderthäter, gebrauchte; im Gegentheil, das Ding wurde größer und schlimmer.

Da starb der alte Schmied, Philipp hoffte in Kurzem Meisterrecht und Heirathserlaubniß zu erhalten, und es wurden alle Anstalten zu Aufgebot und Hochzeit getroffen. Zuvor aber hätte die Rosine doch wieder gern ein glattes, sauberes Gesicht gehabt. An den „Mann“ hatte sie keinen Glauben mehr, den Arzt im Ort zu fragen, trug sie eine eigene Scheu, und so entschloß sie sich zu einem berühmten Arzt der nahgelegenen größern Stadt zu gehen. Daheim sagte sie kein Wort vom eigentlichen Zweck ihrer Reise, als sie an einem Feiertag Nachmittag sich im schönsten Putz auf den Weg machte: sie wolle nach einer Weste für Philipp sehen und noch etwas zur Hochzeit besorgen. — Philipp gab ihr das Geleit bis zur Ruhbank, die etwa auf der Hälfte des Wegs steht, und versprach, sie da Abends wieder zu erwarten. Als sie ihm die Hand zum Abschied gab, wurde ihr plötzlich recht schwer um's Herz, sie wußte nicht warum; lange ließ sie seine Hand nicht los, so daß sie Philipp ganz verwundert ansah und nun erst bemerkte, daß ihre Augen voll Wasser standen. „Was hast? warum heulst?“ fragte er mitleidig. — „Weiß selber nicht,“ sagte sie und nahm sich zusammen; „b'hüt' dich Gott!“ Als er sich aber heimwärts wandte, mußte sie noch genug weinen und blickte ihm nach, so lange sie ihn sehen konnte. Dann aber schritt sie rüstig vorwärts und vertrieb sich die traurigen Ahnungen mit fröhlichen Gedanken an Hochzeit und Haushalt.

Abends um sechs Uhr stand Philipp wieder an der Ruhbank, um auf Rosine zu warten; er stand eine gute Weile, bis ihm der scharfsinnige Einfall kam, daß er ihr auch noch weiter entgegen gehen könne. Das that er denn auch, und nach einer Viertelstunde sah er endlich Rosine kommen, aber recht müde und langsam; es war gar nicht ihr sonstiger Gang. Als sie näher kam, bemerkte er, daß sie ganz bleich aussah, nur das bedenkliche Mal sah röther aus wie sonst. „Was gibt's, Rosine, was hast?“ fragte er betroffen und bot ihr die Hand. — „Ich will dir's sagen, Philipp,“ erwiederte sie ruhig und ging mit ihm vorwärts. „Ich bin beim Doktor gewesen und habe ihn gefragt wegen meines Gesichts. Ich habe keinen guten Bescheid. Er hat's genau untersucht, wollte aber lang nicht 'raus rücken; aber ich hab' ihm gesagt, ich müsse es wissen, weil ich heirathen solle, und nun weiß ich alles. Philipp, wir können nicht heirathen: es ist ein Krebsschaden, und wird nicht mehr besser.“ — „Ach! das glaub' ich nicht! das kann nicht seyn!“ rief Philipp erschrocken, ließ aber doch unwillkürlich Rosinens Hand los. — „Es ist so,“ sagte Rosine traurig; „ich hab's lang schon gespürt, daß es so etwas seyn werde, aber ich hab's eben nicht glauben wollen. Es ist einmal Gottes Wille so; zum Weib kannst du mich nicht brauchen.“

Sie gingen gar schweigsam mit einander heim. An Rosinens Haus wußte Philipp nicht recht, ob er wie sonst mit ihr hinauf gehen solle; sie aber gab ihm die Hand und sagte: „Gute Nacht, Philipp; nicht wahr, wir gehen im Frieden von einander und tragen einander nichts nach? Wir sind ja unschuldig daran.“ Philipp wollte noch was sagen, aber Rosine hatte ihr Gesicht in das weiße Tüchlein gedrückt und machte sachte die Hausthür zu.

Rosinens Vater wollte es noch schwerer glauben, und den lang gehegten Heirathsplan gab er nicht so leichten Kaufes auf. Man könne immerhin indeß voran machen, meinte er, und nachher Hülfe suchen; es werde nicht gleich zum Aergsten gehen. Davon aber wollte Rosine nichts wissen. Indessen ging sie zu Doktoren und Quacksalbern weit und breit, aber vergebens; das Uebel ward nur schlimmer, bis sie zuletzt bestimmt erklärte, sie brauche nun nichts mehr, da bei der Art des Uebels die Aerzte sogar eine Operation für fruchtlos hielten. Von der Heirath wurde es still; Rosine war nie mehr am Fenster zu sehen, und Philipp kam auch nicht herüber.

Etwa ein halbes Jahr nach jenem Feiertagsgang kam Philipps Mutter Abends zu Rosinens Vater und rückte nach kurzer Einleitung mit dem Plan heraus: sie meine, Philipp könnte nun wohl Lene, die Jüngere, nehmen; dieß wäre so ganz passend. Dem Vater kam es auch so vor, und es nahm ihm wegen des Geredes der Leute und der fertigen Aussteuer einen rechten Stein vom Herzen. Auch Lene, die in der Ecke hinter dem Ofen saß, hörte erröthend mit frohem Herzklopfen zu; es fiel ihr bei, daß sie Philipp eigentlich ihr Lebenlang gern gesehen habe, nur daß sie nicht daran gedacht, weil er ja Rosinen zugehörte. Da hörte sie plötzlich aus der anstoßenden Küche einen dumpfen Schrei; sie sah durchs Schiebfensterchen; da lehnte Rosine am Küchenfenster und hatte den Kopf in ihre Schürze gewickelt, daß man ihr Schluchzen nicht hören sollte. Leise zog Lene den Kopf zurück und blieb ganz still in ihrer Ecke, während die Alten Aussteuer und Heirathsgut bis auf die Mehlsäcke hinaus besprachen, ohne sie zunächst um ihre Einwilligung zu fragen.

Am nächsten Vormittag war Philipp allein in seiner Werkstätte, die Mutter auf dem Feld, da kam Lene und bat ihn mit ihr in die Stube zu gehen.

Er führte sie freundlich, wiewohl etwas verlegen hinein. Sie ließ ihn nicht lang auf den Grund ihres Besuchs warten. „Philipp, deine Mutter und mein Vater meinen, wir sollten jezt zusammen kommen; ich hätte auch nichts dawider gehabt, aber es kann doch nicht seyn. Der Rosine würd' es das Herz abdrücken; nicht wahr, das meinst du auch?“ — Viel schöne Redensarten sind nicht gewechselt worden zwischen Philipp und Lene. Freilich hatte sie ihm nie zuvor so gefallen wie jezt, aber er sah ein, daß sie recht habe, und sagte ihr mit seinem ehrlichen Wort zu, daß er es der Mutter ausreden wolle. „Und, Lene, wenn ich doch Meister werden und heirathen soll, so bleib' ich nicht hier, wenn's gleich des Vaters selig Werkstatt ist. Wenn es immer schlechter wird mit deiner Rosine, so wär's so gar betrübt für mich und für sie.“ — „Du hast recht, Philipp, das ist brav, und es soll dir gut gehen, wo du auch hingehst; b'hüt dich Gott!“ Sie gaben einander recht herzlich die Hand und Lene ging heim, ohne weiter ein Wort darüber zu reden.

Und so blieb es einstweilen beim Alten. Jahr um Jahr verging; langsam, langsam schleichend griff das Uebel Rosinens um sich. Ihr Vater starb, Philipp heirathete eine Base in einem entfernten Ort und seine Mutter zog mit ihm; die Schmiedwerkstätte blieb lang geschlossen, bis ein fremder Meister in sie einzog. Rosine ließ sich nicht mehr außer dem Hause sehen, aber Lene hielt getreulich aus bei ihr und heirathete nicht.

Man hat wenig vernommen vom edelmüthigen Wettstreit unter den beiden Schwestern über dieses Opfer; Rosine hat nicht viel Worte darüber gemacht und niemand weiß, ob sie verstanden, wie viel es die Lene gekostet. Gott allein weiß es, dem sie jeden Abend ihr Herzeleid zum stillen Opfer darbrachte, und zu dem sie ihre inbrünstigen Gebete für die Schwester schickte.

So war es, als ich das Leben der Schwestern zum erstenmal belauschte, und so blieb es lange Jahre. — In stillen Sommernächten sah man wohl hie und da Rosine mit der Schwester leise aus ihrem Haus schleichen und einen Gang in's Freie wagen. Sie hatte das Gesicht in ein weißes Tuch gehüllt und athmete draußen in langen Zügen begierig die frische kühle Luft ein, bis sie geräuschlos wieder zurückkehrten. Am Sonntag versäumte Lene nie in die Kirche zu gehen. Wenn dann alle Kirchgänger drinnen waren und die Straße still, so öffnete sich oben das Fenster, und hinter dem Rosenstock und dem Geranium stand die Kranke und lauschte sehnsüchtig dem Orgelklang und Kirchenlied, die zu ihr herübertönten; wenn der Gesang verklungen war, sezte sie sich mit ihrer Bibel an's offene Fenster und las das Evangelium und horchte andächtig auf die wenigen einzelnen Worte, die sie von der Predigt verstehen konnte. Das war ihr Gottesdienst, und es war kein vergeblicher. Von wie manch reichem Mahl der Gesunden und Frohen bleibt der Friedensengel ferne, der über dem einfachen Tisch der Schwestern weilte, während Lene getreulich in schlichten Worten die Predigt wiedergab!

Acht Jahre war ich dem Schauplatz meiner Jugendfreuden und dieser einfachen Geschichte fern geblieben, bis ich einmal wieder kam und die alte Kirche und das schmale Gäßchen und das Fenster des stillen Schwesterhauses wieder sah. Da war es noch viel stiller geworden. Vor einem Jahr hatte man eine Leiche aus dem Hause getragen; nicht die kranke, lebensmüde, nein, die gesunde, kräftige, hülfreiche Schwester hatte eine bösartige Seuche in wenig Tagen weggerafft. Da war es zum ersten, zum einzigen mal, daß man eine laute Klage von der armen Rosine vernahm, nachdem sie die Schwester gepflegt bis in den Tod und von den schönen Blumen des Rosenstocks einen Strauß in den Sarg der treuen Lene gelegt. Unbekümmert um die mitleidigen und neugierigen Blicke der Leute, schaute sie vom offenen Fenster dem Sarge nach, so lange sie konnte. In der stillen Nacht wankte sie auf den Kirchhof mit dem Rosenstock im Arm, den sie mit zitternden Händen auf dem Grabe einpflanzte; dann ging sie in ihr einsames Haus zurück, um es nie wieder zu verlassen.

So ganz allein ist sie nicht geblieben. Sie war wohlhabend, und bezahlte Hände findet man immer, auch wo die liebewarmen im Grab erkaltet sind. Doch nahm sie nur die nöthigste Hülfe an und fühlte sich am wohlsten in der Einsamkeit, allein mit dem Worte dessen, der verheißen hat uns zu trösten, wie einen seine Mutter tröstet, der „alle Thränen abwaschen will von allen Angesichtern.“

Es sprachen auch Freunde bei ihr ein, in denen der Eindruck ihres friedevollen Wesens das Grauen vor ihrem Uebel überwog, aber ihr Friede war zu innerlich, als daß sie ihn viel in Worte hätte fassen können. So blieb sie bald wieder einsam. Der Rosenstock blühte neu auf dem Grabe, das Geranium aber breitete seine vollen grünen Blätter mitleidig über den ganzen Fensterraum, und unbemerkt konnte die arme Leidensgestalt dahinter ihren stillen Gottesdienst feiern.

Ich habe sie lange nicht mehr gesehen, und ich glaube, daß jezt das Fenster geschlossen bleibt, daß die Geraniumzweige abgeschnitten wurden, um den Sarg zu schmücken, unter dem ein Herz ruht, das schwerer und stiller getragen hat als Tausende, und das überwunden hat in Kraft des Glaubens, der stärker ist als der Tod.

Aus dem östlichen Frankreich.

(s. Nr. 13.)

II.

Am nächsten Morgen sollte ich, noch ehe es tagte, gewahr werden, daß ich mich noch in dem Bereiche der launenvollen Herrschaft des Gebirgsgeistes befand. Er ließ den Südostwind Nebeldunst und Regenwolken in das Ainthal jagen, über dem die schweren Massen eine zeitlang fast unbeweglich hingen, sich dann langsam senkten und zu entladen begannen. Mein Reisegefährte in spe kam mit anbrechendem Tage, um mir sein Bedauern auszusprechen, daß er der Lustfahrt in das „Sarazenenland" zu entsagen genöthigt sey, und mir einige Zeilen an seinen Oheim zu St. Genis zu behändigen, wenn ich gesonnen seyn sollte, auf meinem Wege über Macon nach Lyon den kleinen Abstecher zu machen. Als er hörte, daß ich, wenn das Unwetter nachlasse, nach Bourg zu wandern entschlossen sey, rieth er mir, in dem zwischen acht und neun Uhr dahin abgehenden Lokalwagen einen Platz zu nehmen und von dort, wenn der Himmel sich aufhelle, in den Nachmittagsstunden bis St. Genis, vier kleine Stunden, zu Fuß zu gehen.

Um neun Uhr rasselte der Wagen durch die in Wasser schwimmende Hauptstraße von Pont de l'Ain und unsere kleinen Jurapferdchen liefen, vom Regen gepeitscht, so rasch als es bei dem ziemlich schwerfälligen Fuhrwerk möglich war, die sehr gut unterhaltene Nordstraße entlang. Als wir uns der Hauptstadt des Departements näherten, hob sich der Weg, und kaum war die Höhe einer der Hügelketten, die in mannigfachen Windungen und oft in den reizendsten Formen zwischen dem Ain- und Saonethal ablaufen, erreicht, so hörte der Regen auf, der Nebel, der die Aussicht auf zwanzig Schritte in der Runde beschränkt hatte, zerstoß und die Sonne überglänzte eine sanft gewellte, reich angebaute Landschaft, welche lebendiger und geschmückter wurde, je mehr wir uns dem thätigen und gewerbfleißigen Bourg näherten. Als wir die zierlichen Land- und Gartenhäuser, welche das Städtchen umgeben, die vielen schlanken Kirchthürme, die es in die blaue Luft empor hebt, ansichtig wurden, steckte mein Nachbar im Coupé, welcher die ganze Zeit über mit Rechnungen beschäftigt war, seine Brieftasche ein und überhob mich dem Glauben, der Zufall habe einen Taubstummen an meine Seite geführt. „Nicht wahr," sagte er, wohlgefällig auf die in der Sonne glänzenden Kirchthürme deutend, „ein schönes Städtchen, unser Bourg? Frisch gewaschen, frisch gekämmt, nach der neuesten Mode herausgeputzt, sieht ihm kein Mensch an, wie alt es ist und welche furchtbare Zeiten es über sich hingehen sah. Von den ersten Jahren unserer Zeitrechnung an bis 1815 war diese Gegend eine Art Tummelplatz für Völker aus allen Radien der Windrose: Römer, Gothen, Araber, Spanier, Schweizer, Savoyarden, Deutsche und Russen haben sich hier Rendezvous, und oft blutige Rendezvous gegeben. Das ist vorbei — das ist verschmerzt; aber die Zeit der Prüfungen scheint für meine Vaterstadt noch nicht vorüber zu seyn."

Der Mann schwieg, und da ich fürchtete, er möchte seine Rechentafel wieder aus der Tasche holen, bemerkte ich, alles deute hier auf den wachsenden Wohlstand der alten Hauptstadt der Grafschaft Bresse. — „Flitterstaat!" sagte er bitter lachend, „bunte Lappen über einem siechen Körper, mein Herr! Als der Zug der Waaren und Reisenden nach dem Süden durch Bourg ging, da lebte Handel und Wandel, da war etwas zu verdienen; aber die Dampfschiffe, die von Chalons bis in das mittelländische Meer laufen, haben uns um unser Brod gebracht, und wenn wir keine Eisenbahn erhalten, die uns wieder mit dem Rhein in Verbindung bringt, können wir alle nach dem Bettelsack greifen. Sehen Sie, so weit ist es mit der Hauptstadt des Departements gekommen, mein Herr."

»The same song over and over,« wie die Engländer zu sagen pflegen. Jedes Städtchen, jedes Dorf will eine Eisenbahn haben und lebt der Ueberzeugung, daß noch viel besseres als gebratene Tauben mit dem „Feuerwagen" kommen werde. Zwischen Lyon und Besançon herrschte eben das Eisenbahnfieber, wie früher kaiserliche, königliche und republikanische Fieber,

in diesem Landstriche geherrscht hatten, denn die wärmere Sonne übt hier bereits ihren Einfluß auf das Blut. Uebrigens war an meines dem Bettelstande so nahe gerückten Wagennachbars Gemahlin, die ihn beim Aussteigen in Empfang nahm, keine Spur von Verarmung zu gewahren; sie starrte vielmehr in einem schweren seidenen Kleide und Federhut und Shawl standen dem Kleide nicht nach. Auch in der Stadt war von der angeblichen Noth nichts zu sehen, vielmehr überzeugte mich die Pracht der Läden zu beiden Seiten der großen Straße, welche Bourg von Norden nach Süden durchzieht, das geschäftige Treiben der Menschen, die bunten Trachten der Gebirgsbewohner, welche den Marktplatz füllten, die vielen modisch gekleideten Leute, welche sich über die Straßen bewegten, so wie der neue nach Süden hin sich ausdehnende Stadttheil, daß mein Reisegefährte grau in grau gemalt hatte.

Nachdem ich mich einige Stunden in dem heitern Städtchen, in dessen Bewohnern, in dessen Bauart, in dessen Umgebungen, die von einer üppigen Vegetation zeugen, ein Anhauch des nahen Süden nicht zu verkennen ist, umher getrieben hatte, wanderte ich auf der Straße nach Macon weiter, den blauen Himmel über mir, bald gut bebaute Felder, bald Buschwerk und Wald, von dem Herbst bunt gemalt, bald freundliche Dörfer zur Rechten und Linken. Nach meinen Bergen schaute ich vergeblich zurück; die Höhen, auf denen die bereits nach Westen gewendete Reyssouse entspringt, bedeckten das prachtvolle Gebirgsamphitheater, welches ich jenseits Bourg zum leztenmal in nebelgrauer Ferne gesehen hatte. Carlasond war bald erreicht und nun wendete ich mich, wie mir angedeutet worden, rechts von der Straße ab, streifte das Dörfchen St. Didier und sah, als die Sonne sich eben an den weinbelaubten Höhen jenseits der Saone senkte, die zwischen Obstbäumen zerstreuten Häuser und Hütten von St. Genis vor mir. Ein Mädchen, das, mit der Spindel in der Hand, singend hinter ihren drei Kühen hinschlenderte, zeigte mir den nächsten Pfad zum Pfarrhause, und zehn Minuten später nahm mir der freundliche alte Herr das Reisetäschchen von der Schulter, überflog das Brieschen, das mir der Adjunct behändigt hatte, reichte mir dann die Hand zum herzlichen Willkomm und empfahl seiner hübschen Nichte, dem Factotum des Hauses, wie ich sogleich gewahrte, es an nichts fehlen zu lassen, um seinen Gast recht lange in dem christlichen „Sarazenenlande" zu fesseln. Der geistliche Herr war sehr ungehalten über das Ausbleiben des Neffen und Mademoiselle Christine schwor „bei dem Barte Mahomeds" — dem einzigen Schwure, welcher ihr in Gegenwart ihres Oheims erlaubt war — nicht eher wieder nach Pont d'Ain zu gehen, als bis — wie der alte Herr gutmüthig lachend einfiel — „der nächste Markt dort abgehalten würde."

Diese kleine, hier nur flüchtig angedeutete Scene charakterisirte meine zwei Hausgenossen und ihr gegenseitiges Verhältniß vollkommen und hatte zugleich zur Folge, daß ich mich alsbald bei ihnen heimisch fühlte. Während des einfachen Abendmahls, bei welchem eine Flasche alten Mâcons neben Feigen und Oliven das Dessert abgab, wurde die Merkwürdigkeit des Tages, die Hochzeit, nach allen Einzelheiten besprochen, und zwar übernahm Mademoiselle Christine die Rolle der Erzählerin und der würdige Geistliche fiel ihr nur in die Rede, wenn sie sich, wie sie es zu lieben schien, ihrer lebhaften Phantasie zu sehr überließ, oder wenn sie, was noch mehr nach ihrem Geschmack war, zu lange bei persönlichen Verhältnissen der Dörflerfamilien verweilte. Diese Einreden hatten stets den Charakter des gutmüthigsten Humors und die Nichte ließ sie sich um so eher gefallen, als sie wußte, daß der Oheim auch nicht zürnte, wenn er sein Steckenpferd bestieg und sie sich eine kleine Neckerei erlaubte.

Das Brautpaar war, wie sich die Nichte ausdrückte, „unter dem Himmel von St. Genis geboren und aufgewachsen; denn," sezte sie hinzu, „man kennt kein Beispiel, daß ein junger Mann von St. Genis seine Braut in einem andern Dorfe gewählt hätte; und der Oheim führt diese in der Gegend allgemein geltende Sitte stets unter den Beweisen für seine Lieblingsidee an, derzufolge die Bevölkerung der meisten Dörfer in der Umgegend sarazenischen Ursprungs ist." Der Oheim wollte die Nichte hier unterbrechen, kam aber dießmal nicht zum Wort. Sie fuhr fort: „Ich glaube viel eher an die Abstammung dieser Leute von den alten Gothen, so alterthümlich und altgothisch sind hier Sitten, Gebräuche, Trachten, selbst die Sprache. Wissen Sie, was eine Chéole ist? Das Wort ist, nach der Ansicht meines guten Oheims, arabischen Ursprungs und bedeutet einen Dudelsack. Diese Chéole ließ sich heute wie vor tausend Jahren mit Tagesanbruch hören, um den festlichen Tag zu verkündigen. Als die Braut mit ihrem Putze fertig war, ging der Zug, die Chéole voran, der Kirche zu. Die Braut muß stets kohlrabenschwarz gekleidet seyn, selbst um den Kopf trägt sie einen gewulsteten Aufsatz von schwarzem Flor, und mein würdiger Oheim behauptet, dieser Aufsatz sey einem Turban so ähnlich, wie ein Chorrock dem andern."

„Der Herr wird mir mit Vergnügen das Zeugniß geben, daß ich eine sehr verzogene Nichte habe," fiel hier der geistliche Herr halb grollend halb lachend ein und schien, um alle Neckereien abzuschneiden, den Faden des Berichtes selbst aufnehmen zu wollen; Mademoiselle Christine hatte aber die Zunge rascher zur Hand als der Oheim und fuhr fort: „Bei unsern

Männern sollen die Turbane schon seit der Revolution abgekommen seyn; sie tragen jezt runde Hüte wie andere Christenleute; aber der bis über die Knie niedergehende, mit Haften geschlossene Rock und die weiten Beinkleider sind unverkennbare Zeichen sarazenischer Abkunft. Um nun zu unserem Hochzeitszug zurückzukehren, muß ich bemerken, daß die Sitte Angesichts der Kirche einen kleinen Stillstand gebietet. Sobald die Braut die Kirchthüre erblickt, fühlt sie den ganzen Ernst des Augenblicks, der herannaht, und zaudert, wendet sich um und scheint wieder in das väterliche Haus flüchten zu wollen. Der Bräutigam muß „aus bloßer Sympathie" einem ähnlichen Gefühle Raum geben; da nehmen nun die jungen Dörflerinnen den Bräutigam, die Bursche die Braut in die Mitte und drängen sie vorwärts. Die Braut leistet jedoch Widerstand und wendet sich zu dem Bräutigam, indem sie ruft: „Warum soll ich mich dem Willen eines »malais« — damit bezeichnet die Sprache dieser Gegend einen „Herrn," einen „Gebieter" — fügen, während ich bis jezt frei war?" Der Bräutigam antwortet mit irgend einer artigen Wendung und betheuert, sie solle in seinem »Zameroun« (Haus) die einzige Gebieterin seyn, wie sie bereits die »miamoline« (Liebling) seines Herzens sey. Die Braut hebt nun das Glück in der Hütte ihrer Mutter hervor und der Bräutigam schildert die Verlassenheit einer »motetta« (junges Mädchen), wenn sie ihre Mutter verlieren sollte. Wenn diese ernst-zärtliche Scene eine Zeitlang gewährt hat, wird das Gefolge unruhig und das Pärchen tritt halb freiwillig halb gezwungen in die Kirchthüre ein."

„Die Trauung ist vollzogen und das junge Ehepaar hat mit seinem Geleite die verhängnißvolle Stelle wieder erreicht, wo beide umzukehren geneigt schienen. Hier bleibt das junge Weibchen auch jezt wieder stehen, und sich zu ihrem „Malais" wendend sagt sie: „Heute wenigstens will ich noch einmal frei seyn und mit meinen Freundinnen und Basen bei der Mutter bleiben." Der Malais bittet vergebens; sie eilt, von allen Mädchen gefolgt, in das Haus der Mutter, wo das Mittagsmahl für die Gesellschaft bereit ist; ihr Gatte muß sich in sein Schicksal finden und folgt dem Beispiele seiner schönen Ehehälfte, indem er seine Kameraden einladet, ihm in seine Wohnung zu folgen. — Wenn der Abend zu dunkeln beginnt, nimmt der redfertigste unter den Burschen das Wort und tadelt den jungen Ehemann, daß er sein wohlerworbenes Recht nicht besser wahre und sich nicht, sey es durch Bitten oder durch Zwang, in den Besitz seiner Hausfrau setze; er mahnt ihn aufzubrechen und sein Weibchen heim zu führen; zugleich fordert er die Gesellschaft auf, den Freund zu begleiten. Gesagt, gethan. Mit der unerläßlichen Chéole an der Spize zieht die männliche Jugend vor das Haus der Braut, die man durch das Schnarren des Dudelsacks laut weinen und jammern hört. Der Malais läßt sich nicht irre machen, und nun folgt die Abschiedsscene. Unter einer Fluth von Thränen sagt die junge Frau den Ihrigen, ihren Freundinnen, ihrer Wohnstube nebst jedem einzelnen Geräthe darin, den Hühnern, den Kühen und Ochsen, die sie bei Namen nennt, und zulezt dem Hause selbst Lebewohl und zieht an der Hand ihres Malais, von der ganzen Jugend gefolgt, in das „Zameroun" ihres Gatten. An dem Hofthor sagt das junge Paar dem Gefolge Dank für „Freundschaft und Geleit," und Thor und Thüre schließen sich hinter den Zweien, während die Mädchen unter Gesang, die Bursche aber unter »huchemens« (lautes Jubeln) ihre Häuser und Hütten aufsuchen. Ich will nur noch hinzusetzen, daß die plözliche Erkrankung der Großmutter der Braut heute Veranlassung ward, das Mittagsmahl in beiden Häusern abzukürzen; die junge Frau blieb an dem Sterbebett ihrer Großmutter, welche wahrscheinlich jezt schon eine Leiche ist, denn als der Oheim sie am Abend verließ, war sie bereits ohne Besinnung."

Mademoiselle Christine hätte gern noch ein Stündchen fortgeplaudert und ich hätte ihr mit Vergnügen zugehört; aber das Schlafstündchen des alten Herrn war gekommen, und nachdem er ein kurzes Abendgebet gesprochen hatte, begleitete er nebst der Nichte mich in das Fremdenstübchen und sagte mir, indem er auf ein halbes Dutzend Heiligenbilder, die an den Wänden hingen, deutete, ich würde unter gutem Schutze schlafen. „Wenn der Herr nämlich ein guter Christ ist," sezte die Nichte lächelnd hinzu, „denn sonst helfen die Bilder nichts." Ich versicherte das liebenswürdige Geschöpf meiner strengen Rechtgläubigkeit und wir trennten uns für die Nacht. — Das erste, was ich mit dem anbrechenden Morgen hörte, war der Ruf zum Frühgebet von dem nahen „Minaret," wie Mademoiselle Christine den alten Kirchthurm scherzweise zu nennen pflegte, und dann wurde die Stimme der kleinen Nichte laut, die dem Küster die Befehle des Oheims ausrichtete. Als die Glocke zur Messe rief, ging ich in das Wohnzimmer und begleitete Oheim und Nichte in die Kirche, welche ganz den pittoresken Charakter unserer alten katholischen Dorfkirchen hatte und deren Dämmerschatten durch das an den Fenstern niederflatternde Epheu und durch die Trauerweiden des Kirchhofs noch erhöht wurde. Nach der Messe sprach der Geistliche ein Gebet für die „Seele der am vorigen Abend in Gott entschlafenen Schwester" und das in den vordern Stühlen laut werdende Schluchzen fand bald auf der für das weibliche Geschlecht bestimmten Seite einen lebhaften Widerhall. Der geistliche Herr erklärte mir später diese allgemeine Theilnahme durch das verwandtschaftliche Band, welches die Dörfler vereinige und das eine Folge der Thatsache sey, daß

die jungen Leute früher gar nicht und jezt nur sehr selten ihre Lebensgenossen außerhalb St. Genis suchten. „Diese Sitte," sezte er hinzu, „herrscht in vielen Dörfern dieser Gegend; ich könnte Ihnen mehrere Beispiele anführen, wo junge Mädchen glänzende Anerbietungen von außen zurückwiesen, oder ihre Neigung zu „Söhnen der Fremden" niederkämpften, ja, selbst als Opfer des Eigensinns der Sitte oder der Eltern hinsiechten."

Nach dem sehr einfachen Frühstücke wollte ich mich zur Fortsetzung meiner Wanderung anschicken; der alte Herr erklärte aber bestimmt, ich müsse mich seiner Haussitte fügen und drei Tage unter seinem Dache verweilen, und da auch die Nichte ihre schönen Lippen — »these swelling heavens,« mit Shakespeare zu reden — in Bewegung sezte, kamen wir zu einem Ausgleich, demzufolge St. Genis mein Hauptquartier blieb, von dem aus ich nach der Anleitung meines gütigen Wirthes Ausflüge in die Umgegend machte. Sofort holte ich meine Karte herbei und der alte Mann freute sich wie ein Kind, als er auf einer mehrere hundert Stunden von seinem Kanton gestochenen Karte sein kleines St. Genis und das nahe St. Didier und Chavannes, sein Geburtsdörfchen, angegeben sah. — „Ah," rief er behaglich aus, „da ist auch Ozan, und da Boz; ganz richtig, da fließt die Reyssouse, sehr gut; aber hier fehlt das Dörfchen Reyssouse, und dort vermisse ich Chizerot; sehr schade das, denn diese eben genannten fünf Dörfer sind gerade die interessantesten in dem ganzen Distrikt und in der ganzen Bresse, man müßte denn die Ebene von Bugey und Motte Sarasin am Ufer der Ain ausnehmen. Dieses Motte Sarasin war nämlich eine Art Warte, welche die Sarazenen am Flusse gebaut hatten, um das aufrührerische linke Ufer des Flusses im Zaum zu halten. Leider ist diese Warte nun gröstentheils zerstört, aber man findet in den Trümmern und deren Umgebungen noch jezt häufig maurische Waffen und Geräthschaften aller Art, die nicht nur auf die Anwesenheit, sondern auch auf den hohen Kulturzustand eines Volks schließen lassen, dem Frankreich unendlich mehr verdankt, als man eingestehen will; denn ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß wir noch heute in der Nacht der Barbarei wandelten, wären jene heiteren, kunstsinnigen, ritterlichen Schaaren nicht in unser Land gekommen, um uns mit Wissenschaft, Malerei, Musik, Dichtkunst und Ackerbau bekannt zu machen."

„Der ist im Netz; mag er zusehen, wie er wieder herauskommt!" Etwas dieser Art sagten die muthwillig lachenden Augen der Nichte, die um einen Vorwand zu entkommen nicht verlegen war, während der Oheim sich zu freuen schien, des nicht sarazenisch gestimmten Mädchens für den Augenblick los zu seyn. Ich lernte an diesem Morgen sehr viel Neues und Interessantes; ob auch alles wahr und stichhaltig gewesen, mag unentschieden bleiben. Die Geschichte ist eine Korallenklippe, welche man auf der einen Seite mit unglaublicher Raschheit wachsen sieht, während die andere von den Fluthen weggewaschen oder von unterirdischem Feuer zersprengt wird. „Unser Departement," sagte der Geistliche, „kann für eine Halbinsel gelten, denn Rhone, Saone, Seille und der Jura schließen es völlig ab und geben ihm schon äußerlich ein eigenthümliches Gepräge, das auf den Charakter seiner Bewohner nicht ohne Einfluß blieb. Obgleich im Laufe der Zeiten von Nachbarn und Fremden erobert, überschwemmt, verwüstet, obgleich stets ein Grenzland, oft die Beute eines kühnen Abenteurers, oft ein herrenloser Boden, auf dem jede Art Unfug erlaubt war, hat es doch, in einzelnen Gegenden wenigstens, unverkennbare Spuren des Charakters, der Sitten und Gebräuche, sogar der Trachten der Bevölkerung bewahrt, welche diese Oeden zuerst urbar machte."

Der Geistliche theilte nun seine Halbinsel in vier große Distrikte ein, welche sich, wie er sagte, nicht nur durch Klima und Temperatur, sondern auch durch Sprache, Kleidung und Lebensweise bis in die neueste Zeit wesentlich unterschieden. Bei dem kleinsten dieser Distrikte, als dessen südlichsten Grenzpunkt er St. Genis bezeichnete, verweilte er, wie ich es nicht anders erwartete, mit großer Vorliebe. „In dem ersten Viertel des achten Jahrhunderts," fuhr er fort, „überschwemmten maurische Krieger, welche mit Frauen und Kindern aus Spanien kamen, das südliche Frankreich und drangen bis Lyon vor. Hier wurden sie von Karl Martel geschlagen und zerstreut; eine zersprengte Schaar flüchtete in diese Gegenden, verbarg sich in dem von Wäldern, Sümpfen und Bächen durchzogenen Gebiete, und da sie sich unbelästigt sahen, ließen sie sich an verschiedenen Punkten der Art nieder, daß, wie dieß in ihrer überseeischen Heimath noch heute zu geschehen pflegt, die Hirten- und ackerbauenden Familien getrennte Wohnsitze bezogen und sich den Beschäftigungen widmeten, welche ihrer Neigung am meisten zusagten. So fest hält dieses Völkchen an seinen alten Sitten, daß bis auf diesen Tag die Bewohner von Chizerot z. B. sich ausschließlich mit Ackerbau befassen, während die Burhins bloß Viehzucht und Viehhandel treiben."

Der wackere Pfarrherr hatte eine Fülle von mittelbaren und unmittelbaren Gründen, um seine Ansicht von der sarazenischen Herkunft der Umwohnerschaft von St. Genis zu stützen, und er trug sie mit der Einfachheit der Ueberzeugung und mit der Wärme des Enthusiasten vor; auch war ihm nicht unbekannt, daß manche seiner Freunde und Amtsbrüder sein Festhalten an den Ergebnissen langjähriger Forschungen

für eine Schwäche hielten, und er äußerte sich gelegentlich in gutmüthiger Scherzhaftigkeit dahin, „seine Nichte habe den ersten Keim zu diesem Widerstande, zu diesem Unglauben gelegt, und da sie jung und hübsch sey, schlagen sich seine Bekannten meistens auf ihre Seite, was nicht auffallen könne, denn selbst Mahomed habe ja nicht Anstand genommen, der Frau seines Pflegsohns, der schönen Zeynab zu lieb, einen Ausspruch seines Korans auf geschickte Weise zu ändern; übrigens stehe er mit seiner Ansicht nicht so vereinzelt da, wie es wohl scheinen möchte, und ich würde auf meinen Ausflügen hinreichend Gelegenheit haben, mich zu überzeugen, daß ein Jahrtausend mit Pest, Krieg und Revolution in seinem Geleite nicht im Stande gewesen sey, alle Spuren des ursprünglichen Charakters zu verwischen."

Meine Theilnahme an den Mittheilungen des geistlichen Herrn war so rege, daß ich mich bald, ohne es zu wissen, auf der Gruppe seines Steckenpferdes sah, und über Stock und Stein mit ihm durch das französische Sarazenenland jagte. Der beabsichtigte Ausflug, selbst die schöne Nichte und ihr schelmisches Lächeln waren vergessen; wir folgten den wandersüchtigen Horden durch ihre Wüsten, über ihre Berge, durch ihre quellenreichen Thäler, über das Meer, über die geschmückte Vega von Granada, die Seeküste entlang und durch die zaubervolle Provence bis an die grünen Ufer der Rhone, wo das Schwert der rauhen Nordlandssöhne sie traf, die Mehrzahl vernichtete, die übrigen in wilde Flucht jagte, ein kleines Häufchen aber den Strom hinauf trieb, an dessen Ufern sie sich bargen und nothgedrungen ihre sonnige Heimath zu vergessen suchten.

„Jahrhunderte," fuhr der geistliche Herr nach einer sehr lebendigen Schilderung der oben erwähnten Schlacht von Lyon und den nächsten Folgen derselben fort, „Jahrhunderte lebten diese Fremden in einem völlig vereinsamten Zustande und inmitten eines Landes, dessen Klima, dessen Sitten, dessen Religion allen Erinnerungen widerstrebten, welche ihnen von der Heimath ihrer Väter geblieben waren. Wenn diese Abgeschlossenheit in den ersten Zeiten eine nothwendige war, so mag sie später eine freiwillige gewesen seyn, denn wir lesen, daß sie ihres Glaubens wegen von ihren Nachbarn angefeindet und verfolgt, gehöhnt und verachtet wurden, und daß sie gegen alle die Gehäßigkeiten und Bitterkeiten zu kämpfen hatten, welchen die jüdische Nation bis auf den heutigen Tag bloßgestellt ist. Vielleicht schreibt sich daher der rauhe, düstere, oft abstoßende Charakter unserer Dörfler sarazenischen Ursprungs, das Mißtrauen, mit welchem sie auf ihre Nachbarn celtischer oder französischer Abstammung blicken, die Vorsicht, welche sie bei jeder Art Verkehr mit diesen beobachten, und die reizbare Eifersucht, mit welcher sie an alten, wohlerworbenen Rechten festhalten, selbst wenn diese im Laufe der Zeiten allen Werth verloren haben sollten."

Als ich mich nach dem religiösen und moralischen Charakter dieses seltsam verschlagenen Völkchens erkundigte, sagte der alte Herr: „Sie sind bessere Katholiken als viele unserer Revolutionskinder; die Neuzeit hat sie nicht besser, aber auch nicht schlimmer gemacht, und wenn sie von dem durch den Convent dekretirten Haß gegen die Religion und deren geweihte Lehrer keine Notiz nahmen, so bleibt auch der wieder erwachte bessere Geist bei ihnen ohne Einfluß, und es ist in den Dörfern, welche ihr maurisches Blut vorzugsweise rein gehalten haben, eine Gleichgültigkeit in dieser Hinsicht zu bemerken, in welcher ich zwar einen Charakterzug der Bekenner des Islamismus gewahre, die mich aber oft mit Betrübniß erfüllt. Arbeit! Arbeit! ist ihr ewiges Losungswort, wie es das unserer Socialisten ist; aber dieser Ruf hat bei ihnen einen ganz entgegengesetzten Sinn: sie arbeiten nicht nur, sondern sie arbeiten mit der größten Anstrengung und ohne alle Rücksicht auf ihre Gesundheit. Sie denken kaum daran sich das Daseyn angenehm zu machen, und zeigen eine nicht geringe Sorglosigkeit in allem, was das Leben fristen kann. Man will dieß Geiz nennen; ich glaube jedoch, daß der alte Fatalismus noch bei ihnen spukt. „Wir geben," sagen sie in ihrer sentenziösen Redeweise, „unsere sterbliche Hülle lieber der Erde, als unsern Schweiß den Aerzten." Wenn sie sich je herbeilassen, der Natur zu Hülfe zu kommen, so findet sich in jedem Dorfe ein Nachbar oder eine Nachbarin, welche die Pflanze kennen, die das Uebel beseitigt. Bei starken Erkältungen, Koliken und ähnlichen Anfällen werden durchgreifende Mittel angewendet; der »brayor« oder die »brayase« des Dorfes wird herbeigerufen und der Patient muß sich energischen Reibungen mit Wolle oder Kräutern, oft einer Art Geisselung oder gar einer kräftigen Bearbeitung mit den Fäusten unterwerfen. Gewöhnlich folgt ein mächtiger Schweißerguß und das Uebel ist gehoben. Diese Sitte stammt ohne Frage aus dem Osten, wo das Drücken, Dehnen, Reiben und Streichen der Glieder nicht nur als Heilmittel, sondern auch als eine üppige Zugabe zu dem Bade im Gebrauche ist. In unserer Gegend hat übrigens diese Art Knetung und Walkung des Körpers durchaus nichts von dem üppigen Charakter des orientalischen Massirens; wohlthätig mag die Operation seyn, aber wohlthuend ist sie nicht, wie ich von manchen armen Duldern gehört habe, die sich ihr unterworfen."

Mademoiselle Christine setzte der Unterhaltung ein Ziel, indem sie die Thüre der anstoßenden Stube öffnete, wo der Mittagstisch gedeckt war. Der alte

Herr war während des Essens ungemein heiter und schilderte mit ächt französischer Lebhaftigkeit die Leiden und Freuden seines Aufenthalts zu Bourg, wo er als armer Gymnasiast sich durch Unterricht kümmerlich fortgeholfen, Scenen, die mit der Glanzperiode seines Lebens, einem fünfmonatlichen Aufenthalte zu Rom, wohin er im Gefolge eines hohen Prälaten gekommen war, auf das grellste abstachen. Nachmittags begleiteten mich Oheim und Nichte eine Strecke auf dem Wege nach Ozan und empfahlen mir am folgenden Abend zu guter Zeit wieder bei ihnen einzutreffen, eine Mahnung, welche überhaupt unnöthig war, deren es aber schon deßwegen nicht bedurft hätte, weil ich bei dem Begräbniß der am vorigen Tage verschiedenen Frau anwesend zu seyn wünschte.

Engländer und Franzosen.

Eine Parallele.

IX.

Man gibt allgemein zu, daß der Protestantismus sich große Verdienste um die Schule erworben hat. Weil einseitig durchgeführt, vernachläßigte aber die englische Reformation das Schulwesen auf schreiende Weise, während die schottischen Reformatoren die Einrichtung trafen, daß mit jeder Parochialkirche eine Schule verbunden seyn muß — eine Einrichtung, auf welcher die bei weitem größere Religionskenntniß und höhere Bildung der niedern Volksklassen in Schottland beruht. In England wurde das Schulwesen in dem Zustand gelassen, wie es vor der Reformation gewesen, d. h. weder vom Staate noch von der Kirche systematisch gepflegt, sondern die Gründung der Bildungsanstalten der königlichen Munificenz und dem Privattriebe überlassen. Bei der ungeheuren Zunahme der Bevölkerung seit den letzten hundert Jahren entstand daraus die größte Vernachläßigung der Armen. Noch im Jahe 1839 konnten in Montmouthshire und Wales unter 100 Erwachsenen männlichen Geschlechts 48 und unter 100 weiblichen Individuen 69 ihren Namen nicht schreiben, und jezt noch herrschen über die Zweckmäßigkeit von Staatsschulen unter den Britten Vorurtheile, bei denen man in der That irre werden könnte, ob der gesunde Menschenverstand nicht bankerott geworden. Wenn von allgemeiner Schulbildung die Rede wird, ist regelmäßig das »Compulsory system« (Zwangssystem) der Name für das Schreckbild, das in allen Debatten immer wieder hingestellt wird. Selbst Lord Brougham hat von Abrichtung und Dressur durch military chiefs (Unteroffiziere) in den preußischen Volksschulen gesprochen; R. Peel schreckte vor einem System zurück, welches die persönliche Freiheit der Eltern und die religiöse Freiheit beeinträchtige, und andere fügten hinzu, es zieme sich für die Regierung gar nicht, der Hundejunge (whipper in) zu seyn für die Jagd nach nützlichen Kenntnissen. Einige meinten sogar, es sey bedenklich, den arbeitenden Klassen Schulunterricht zu gewähren, denn Unwissenheit sey das einzige Opiat für die unvermeidlichen Leiden ihrer Lage.

Im Jahr 1781 wurden von Robert Raikes die ersten Sonntagsschulen gegründet und gewannen eine überaus rasche Verbreitung. Eine erfreuliche Ergänzung erhielten dieselben durch die seit 1837 durch Walker eingeführten »Ragged schools.« Im Jahr 1805 wurde die British and Foreign School Society errichtet, bei der sich besonders die Quäker betheiligten. Die Hochkirche wollte hinter diesen Bestrebungen nicht zurückbleiben: so entstand 1811 die National Society, deren Zweck ist, Schulen für Arme in genauer Verbindung mit der Kirche und unter Aufsicht der Pfarrgeistlichen anzulegen. Als die Whigs an's Ruder kamen, vermochten sie das Parlament, eine bedeutende Summe für das Elementarschulwesen in das Budget aufzunehmen. Sobald jedoch der Staat Miene machte, ein Aufsichtsrecht über die Schulen auszuüben, erhob die National Society ein gewaltiges Geschrei und brachte es wirklich dahin, daß sich bald nur eine unter 24 Elementarschulen in ganz England nicht unter Aufsicht der Kirche befand. Wie Pilse sind die Nationalschulen an Orten aus dem Boden gewachsen, wo man vor zwanzig bis dreißig Jahren kaum wußte, was Schule und Schulbildung heißt.

Im Jahr 1849 bewilligte das Parlament die runde Summe von 200,000 Pfund für den Elementarunterricht; nichtsdestoweniger verfährt die Regierung äußerst schonend und hat nur allmählig die Einführung zweckmäßiger Schulbücher veranlaßt. Jezt macht sie ihre Unterstützung davon abhängig, daß sich die Gesellschaften eine Inspektion ihrer Schulen, aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehend, gefallen lassen. Weil nun aber der Universitätsunterricht ausschließlich in den Händen der Hochkirche sich befindet, haben sich in England, nach dem Beispiel des in dieser Beziehung reich gesegneten schottischen Presbyterianismus, Freiuniversitäten und daneben theologische Schulen der Congregationalisten und Wesleyaner gebildet. Lord Brougham, ein geborener Schotte, gab Veranlassung zu Gründung des University College in London, das jedoch nur in den Naturwissenschaften eines verdienten Rufes genießt. Eine ähnliche Anstalt trat in Durham in's Leben. Um hinwiederum den Dissidenten das große London nicht ganz zu überlassen, stiftete die Hochkirche daselbst gleichfalls eine Universität, das King's College — ein hinlänglicher Beweis, wie vortheilhaft der Wetteifer zwischen Hochkirche und Dissidenten auch in dieser Beziehung wirkt.

Die englische Jugendbildung hat mehr eine

kräftig entwickelte Individualität als einen großen Umfang des Wissens zum Ziel. Im Handeln lassen wir uns weniger bestimmen durch das, was wir wissen, als durch das, was unmittelbar den Willen in Bewegung setzt, weniger durch Kenntnisse als durch Ueberzeugungen, durch anerzogene Sitte und bestimmte Richtungen des Gefühls. Die Engländer auch in der Schule sind vor allen Dingen Engländer und Christen: mit Theorien der Menschenrechte und christlichen Religionsphilosophemen ist ihnen nicht beizukommen. Es kann in England nicht vorkommen, daß ein Lehrer nur der Philologie und daneben dem allgemein Menschlichen huldigt; zuerst ist er Bürger seines Vaterlandes und dann Glied seiner Kirche. An dem englischen Schüler bemerkt man durchgängig ein offenes, freies, aufrichtiges Wesen. »Men, not measures,« ist auch für die Erziehungsanstalten die goldene Regel. So hat der Lehrer eine höchst würdige Haltung der aufbrausenden Jugend gegenüber. Wo der junge Engländer in deutschen Erziehungsanstalten würdevollen Ernst, gepaart mit Wohlwollen, findet, ist er leicht zu behandeln, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Nur Nachgiebigkeit und Commandiren kann er nicht ertragen. Die Freiheit, welche man in England den Zöglingen innerhalb bestimmter Grenzen läßt, ist außerordentlich groß: sie können lesen was sie wollen, auch alle politischen Zeitungen. Bei Preisvertheilungen wird rücksichtslos gezischt und geklatscht und die Lehrer müssen manchmal mehrere Minuten warten, bis der Kampf entschieden ist und beide Parteien sich beruhigt haben. Die Achtung vor der Autorität wird dadurch in nichts beeinträchtigt; nach wie vor sind sie dieselben vertrauensvollen, hingebenden Schüler. Disraëli's »Coningsby« ist, abgesehen von der politischen Tendenz, schon in Anbetracht der britischen Jugendbildung ein ansprechendes und lehrreiches Sittengemälde.

In Eton ist nicht einmal der Primaner von der körperlichen Züchtigung ausgenommen, die bei uns als Infamie gelten würde. Es ist ein bedeutendes Wort, das Canning sprach: „Daß wir in unserer Geschichte eine fast ununterbrochene Aufeinanderfolge von Männern gehabt haben, die sich in den schwierigsten Lagen als die Stützen des Landes erwiesen, tüchtig in Wort und That, daß es uns auf keinem Gebiete an Männern fehlt, die Zwecke zu sehen und mit nicht gemeinem Verstand die Mittel zu finden und anzuwenden verstehen, das verdanken wir zuerst dem System unserer public schools.« Es ist nur eine andere Wendung des nämlichen Gedankens, wenn Lord John Russel (English Constitution) den demokratischen Charakter des englischen Adels auf Rechnung der gemeinsamen Erziehung schreibt, der eben darum einen integrirenden Bestandtheil der Landesverfassung ausmache. Der würdige Burton kommt in den Briefen an seine studirenden Söhne immer wieder auf den Satz zurück: „Laß das dein erstes Studium seyn, der Welt zu zeigen, daß du nicht von Holz und Stroh bist, sondern daß etwas Eisen in deiner Natur steckt." (Wiese, deutsche Briefe über englische Erziehung, 1852.)

Durchschneidet man Frankreich in einer geraden Linie von Genf nach St. Malo, so erhält man zwei Hälften, von denen die nördliche, deutliche Spuren germanischen Geistes verrathend, leidlich mit Schulen versehen ist, die südliche, in das romanische Element eingetauchte aber nur dürftigen Schulunterricht erhält. Es ist Cousin's Verdienst, den französischen Elementarunterricht nach preußischem Muster eingerichtet zu haben. Allein Unterrichtsgesetze, mögen sie noch so bündig, bestimmt und zweckmäßig abgefaßt seyn, sind noch immer weit davon entfernt, eine gute Schulbildung zu bewirken. Geist und Methode lassen sich nicht vorschreiben, und darauf kommt am Ende alles an. So wie die königliche Gewalt in Frankreich sich entwickelte, mußte ihr ein nach ähnlichen Grundsätzen verfahrendes Unterrichtssystem in der Weise der Jesuiten am meisten zusagen. Auch von dieser Seite angesehen, ist der Bund, den Ludwig XIV. mit den Jesuiten schloß, nichts Zufälliges. Nirgends erscheint die Thätigkeit des Ordens so überraschend als in der Schule, und schon im sechzehnten Jahrhundert hat der Protestantismus auf diesem Gebiete die härtesten Niederlagen erlitten. Man möchte fast glauben, die Jesuiten hätten beim Unterricht den Punkt getroffen, wo die Geistesbildung ohne Gefahr für die geistige Emancipation unternommen werden kann. Das Unterrichtswesen in Frankreich verleugnet am allerwenigsten die Umgestaltung, die es durch den Orden der Jesuiten erhielt, der sein pädagogisches Gepräge allen Ländern, in welchen er die Erziehung beherrschte, mehr oder weniger und fast unaustilgbar aufgedrückt hat.

Die Gründung der Universität durch Napoleon war nur eine Weiterbildung desselben Princips, gewaltthätig und mechanisch, aber kaum zu umgehen in einer Epoche, wo nichts Traditionelles, nirgends eine historische Autorität mehr bestand. Die alten Lehrcorporationen waren im Jahr 1792 aufgelöst, ihre Güter eingezogen, der höhere Unterricht, welchem Frankreich seine Bildung verdankt, dadurch in's Herz getroffen worden. Die Elementarschulen waren jedem preisgegeben, der aus dem Unterricht der Kinder ein Gewerbe machte. Schon acht Jahre später erklärten die Generalräthe, jetzt wachse das junge Geschlecht in Barbarei und Unsitte empor, ohne Religion, ohne Liebe für Kenntnisse, ohne Hoffnung der Zukunft. Was lag unter diesen Umständen näher als eine Reform des Schulwesens in centralisirendem, halb militärischem Sinn, wodurch der Kaiser auf andern Gebieten so überaus glänzende Erfolge gehabt hatte?

So kam die kaiserliche Universität zu

Stande. Fortan sollte keine Schule, keine Unterrichtsanstalt, von welcher Art sie auch seyn möge, außer der kaiserlichen Universität und ohne die Ermächtigung ihres Chefs gegründet werden können; keiner sollte eine Schule eröffnen und öffentlich lehren können, der nicht Mitglied der kaiserlichen Universität und von einer ihrer Fakultäten graduirt wäre. Ein förmlicher Generalstab, mit einem Großmeister und Kanzler an der Spitze, bildete die oberste und im Geist der damaligen Zeit allmächtige Universitätsbehörde, von der abwärts sich der hierarchische Bau der Schulanstalten, ihrer Lehrer und Aufseher gliederte.

Und wie die äußere Einrichtung, so auch die Methode des Unterrichts — eine mechanische Schuldressur, die zur Selbstthätigkeit, zum Nachdenken, zur freien Reproduktion des überkommenen Lehrstoffs möglichst wenig anregt. Zwar ruht der höhere Unterricht auch in Frankreich auf der allgemeinen Basis der alten Sprachen und der Mathematik, ohne daß jedoch ein tieferes Interesse und mehr als eine bloß formelle Ausbildung des Geistes damit angestrebt würde. So wie die Fakultäten ohne irgend ein gemeinschaftliches Band, das sie auf dem allgemeinen Boden humanistischer Bildung zu einer Corporation zusammenknüpfte, in lauter einzelne Spezialschulen auseinander fallen, haben sie das charakteristische Merkmal von Universitäten eingebüßt und dafür etwas von der Kaserne angenommen. Monopolisirung und Uniformität kann ohnehin nicht der Zweck der Schule seyn.

In einigen Punkten wurde nach dem Sturz des Kaiserreichs die Zwangsjacke aufgeknöpft, der Restauration war es jedoch lediglich um die Priester und ihre Seminarien zu thun, und unter der Julidynastie haben die Gesetze über den Elementar- und Secundärunterricht die Einförmigkeit des Kastenwesens gemildert, einige freiere Regungen in die Schule gebracht, aber das ist damit noch lange nicht erreicht worden, daß die Jugend auch etwas anderes lernt, als was für ihr Fach und ihren künftigen Lebensberuf vortheilhaft ist. Den Franzosen, sofern sie nicht zu der clerikalen Partei gehören, graut vor der Freiheit des Unterrichts, weil sie noch immer bis über die Ohren im Napoleonismus stecken. Was seit der Februarrevolution dem Universitätsmonopol abgebrochen wurde, war lediglich ein Gewinn für die Priesterpartei: der Clerus soll fortan Theil haben an dem Universitätsregiment; immer aber werden Montalembert und der Univers vergebens Sturm laufen gegen die kaiserliche Universität, in welcher der Neffe selbstrebend auch eine Errungenschaft des Oheims erblickt. Schon die fortwährende Spannung zwischen Staatsschule und Seminar ist vom Uebel, noch mehr die Aufmunterung, die man durch Preisvertheilungen den Knaben und Jünglingen zu Theil werden läßt. Der Pariser Concurs kann keine andern Folgen haben, als daß das Hauptbestreben eines jeden Lehrers nur dahin geht, seinen Schülern einen Preis in der Hauptprüfung zu verschaffen, und da nur wenige dazu sich eignen, wird die Masse während des ganzen Semesters wenig beachtet. Die guten Köpfe werden zugeritten wie Vollblutpferde zu einem Wettrennen.

Die alten, stattlichen Collegien in Oxford und Cambridge, der mittelalterliche Anstrich in Gebäuden und Ordnungen, so daß nach einem alten Königsgesetz, wenn die Thurmuhr in Christ Church College die neunte Abendstunde schlägt, die Polizei aus den Händen der Stadtbehörde in die der Universitätsbehörde übergeht, all das zusammengenommen hat etwas Altehrwürdiges, und man begreift, wie die Anhänglichkeit der Studenten an ihre Collegien lange über die Universitätsjahre hinausreicht, so zwar, daß fast kein Jahr vergeht, wo nicht großartige Stiftungen gemacht werden. Die Genossenschaften der Fellows, d. h. graduirten Studenten, sichern aus den Vermächtnissen einem jeden Theilnehmer eine sorgenfreie Existenz, bis er sich verheirathet oder eine der zahlreichen Stellen erhält, über welche das „Stift" zu verfügen hat. Aus ihrer Mitte gehen die vom Rektor auserlesenen Professoren hervor, und wie ich aus den Thesen ersah, die verwichenen Herbst von dem berühmten Vorstand des Trinity College in Cambridge, Whewell, den Examinanden vorgelegt und mir freundlichst mitgetheilt wurden, sind die Fragen so gestellt, wie wir es in Deutschland nur wünschen können, einige Thesen aus der christlichen Apologetik und dem Völkerrecht abgerechnet, die nach unsern Begriffen einen Anstrich von Pedanterie haben.

In den Collegien ist es, wo das feste Band zwischen dem künftigen Landlord und dem künftigen Dorfgeistlichen sich knüpft, indem lezterer, wenn nicht wohl gar der jüngere Bruder jenes, sehr häufig sein ehemaliger Universitätsprofessor (tutor) ist. Daher hält auch der in seinem niedern Seminar erzogene französische Landgeistliche lange keinen Vergleich aus mit dem englischen Dorfgeistlichen, der seine Bildung in Oxford oder Cambridge bekommen hat, und in würdevoller Haltung und anständiger Kleidung als Muster dienen kann.

Alsdann haben auch die meisten Colleges einen historischen und nationalen Charakter: sie fügen Gleiches zu Gleichem. Jeder Student hat eine Wohnung für sich und er wird mit einem andern Studenten (Undergraduate), selbst wenn dieser sein Tischnachbar ist, sich nur dann in ein Gespräch einlassen, wenn dieser ihm durch einen Bekannten beider vorgestellt worden. So will es die Sitte, so die Höflichkeit. Morgens und Abends, oder doch wenigstens einmal des Tages nimmt der Student an dem Gottesdienst in der Stiftskapelle Theil, die sehr oft ein wahres Kleinod mittel-

alterlicher Baukunst und auf das Erfreulichste erhalten ist. Die Bibliothek (Library) ist ein weiterer unerläßlicher Bestandtheil. Seine religiösen Pflichten abgerechnet, kann der Undergraduate treiben was er will, wenn er nur nicht gegen die übrigens nicht strenge Hausordnung verstößt. Excesse kommen äußerst selten vor; dagegen schützt die Achtung, die der Student sich und seinem College schuldet.

Die Lehrmethode ist durchaus substanziell. Was er lernt, soll der englische Student ganz lernen, und in Oxford wird besonders darauf Rücksicht genommen, daß das philologische Studium nicht bloß im Allgemeinen gründlich, sondern auch das gesammte Gebiet der Sprache umfassend sey. Den Fähigkeiten, den Neigungen und dem Geschmack des Einzelnen wird nicht die geringste Gewalt angethan; er darf sogar die Schriftsteller, in denen er examinirt seyn will, selbst wählen, wogegen in Frankreich der Schüler sich an der Seite seines Nebenmanns auf ein Haar hin eben so zu bewegen hat, wie der Soldat in Reih und Glied. Es ist mir selten etwas Trostloseres dieser Art vorgekommen, als eine Maturitätsprüfung in der Sorbonne.

Sehr beherzigenswerth ist das Urtheil eines Franzosen, der selbst Rektor war: „Man kann unmöglich längere Zeit in französischen Collèges gelebt haben, ohne dem Gedanken Raum zu geben, daß Geister, die zehn Jahre lang und gerade in einem Alter, wo die Natur, mehr mittheilsam, auch der Selbstständigkeit in einem höhern Grade bedarf, disciplinarisch eingeschränkt werden, sich verbittern müssen, daß ihr Dichten und Trachten sich in dem Haß gegen Regel und Autorität concentrirt, und daß dieser dann später um so gewaltiger zum Ausbruch kommt, wenn sie mit einem male von der Sklaverei zu unbeschränkter Freiheit übergehen.“ (Lorain. Mémoire sur l'Université d'Oxfoed. In den Séances et travaux de l'Académie des sciences morales et politiques. T. XVIII. Août et Septembre 1850.) Je mehr Bacheliers, desto weniger gebildete Leute in den Provinzen, klagt Naudot, und Bastiat (Baccalauréat et Socialisme) hat unwiderleglich dargethan, wohin eine schlecht verdaute klassische Bildung führt. Selbst die Erziehung, die Mädchen in den Pensionen genießen, athmet großentheils denselben unfreien Geist.

Halte ich die Lehrweisen der beiden Nationen zusammen, so gemahnt es mich wieder und wieder der tiefgedachten Worte eines würdigen Mannes: „Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich so gerne mit leeren Wortschallen hinhalten. Eine Idee darf nicht liberal seyn. Kräftig sey sie, tüchtig in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu seyn, erfülle. Noch weniger darf der Begriff liberal seyn, denn er hat einen ganz andern Auftrag. Wo man aber die Liberalität suchen muß, das ist in den Gesinnungen, und diese sind das lebendige Gemüth. Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht.“

Das Unterrichtswesen war von jeher der sicherste Maßstab für die Beurtheilung des unter einem Volke herrschenden wissenschaftlichen Geistes. Die englische Wissenschaft ist durchaus dem Leben, dessen unmittelbaren Erscheinungen und Bedürfnissen zugewendet. Sie ist praktisch durch und durch und mit Mißtrauen gegen alles erfüllt, was idealistisch klingt. Auf der Londoner Ausstellung trug eine Abtheilung die Ueberschrift »Philosophical Apartment;« es waren Brillen, Fernröhren, physikalische Instrumente daselbst aufgestellt. Einen andern Begriff verbindet der Engländer in der Regel nicht mit der Philosophie, und das, was nicht innerhalb dieser Grenzsteine liegt, soll einen andern Namen führen. Solche einseitig realistische Auffassung thut der englischen Wissenschaft nicht geringen Abbruch; sie ist unsystematisch und abgeneigt allem Generalisiren des erfahrungsmäßigen Stoffes. Jegliches Ding darf nur in seinem natürlichen Gehege von dem Denken erfaßt werden; was darüber hinausgeht, ist vom Uebel. Werke allgemein wissenschaftlichen Inhalts gehören darum in England zu den Seltenheiten. Um so reicher ist die dortige Literatur an geographischen und statistischen Werken, an Lebensbeschreibungen und Monographien. Eine merkliche Neigung zum Besseren läßt sich indessen in der Geschichte, und ganz besonders in der Geologie verspüren. Hier hat der dem Britten von Hause aus eigene combinatorische Scharfsinn tiefe Einblicke gethan, einestheils in die Genesis des geschichtlichen Welt- und Nationalgeistes, anderntheils in den räthselhaften Bildungsprozeß der Erde. Auch sind die bedeutendsten Chemiker Englands, namentlich der große Faraday, sichtbar bemüht, dem Empirismus ihrer Wissenschaft eine Richtung auf das Allgemeine, nach naturphilosophischen Principien zu geben.

Der französische Gelehrte neigt entschieden dem Idealismus zu; aber die Ideenlehre wird jenseits des Rheins zur Ideologie, weil sie durch das glänzende Farbenspiel, das die ideale Welt umgibt, nicht bis zu dieser selbst vorzubringen vermag. Was unter uns Deutschen Vernunft und Vernunftwissenschaft heißt, ist zuverlässig kein besonderes, von den andern bestimmt abgegrenztes Geistesvermögen, und noch viel weniger ein Privilegium der deutschen Philosophenzunft. Wohl aber vermißt man an dem französischen Denkvermögen jene intuitive Begabung, die sich einem Platon, Spinoza, Fichte und Schelling nicht absprechen läßt.

Recht eigentlich eine französische Wissenschaft kann die Mathematik heißen, nebst der mathema-

lischen Naturbetrachtung. Bis zu den strengen Regeln der Zahl und der Figur erhebt sich der Geist des Franzosen mit außerordentlicher Leichtigkeit; die Schlüsse aber, die er daraus für die Naturerscheinungen ableitet, müssen stets mit Vorsicht und unter dem Vorbehalt einer vernunftmäßigen Correktur aufgenommen werden. Der Franzose ist ein außerordentlich feiner Beobachter und Analytiker bis zu dem Punkte, wo die höhere Synthese, die philosophische Weltanschauung beginnt; aus ganzem Holz zu schnitzen ist ihm nicht geläufig. In der Regel opfert er das Ganze dem Theil, die Synthese der These, und organisches Leben weiß er nur auf dem Secirtisch auseinander, nicht aber zusammenzulegen. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht auf die französische Geschichtschreibung, überhaupt auf die französische Auffassung des Ethischen im universellen Sinne des Wortes dieselbe Wahrnehmung paßte. Dann aber kommt in Betracht die auch den wissenschaftlichen Leistungen eigene Selbstgefälligkeit, die sich vor allen andern Rücksichten in ihrem eigenen Bilde zu spiegeln liebt. Der wissenschaftliche Ehrgeiz ist etwas ganz anderes als die wissenschaftliche Eitelkeit.

Der dem Engländer angeborene Sinn für das Praktische macht die Wissenschaft in erster Reihe dem Handel, den Gewerben, der Industrie dienstbar, die von daher anhaltende Förderung erhalten, und theils durch die Gunst besonderer Umstände, theils aber, und noch mehr durch die zähe Ausdauer des angelsächsischen Wesens im Verlauf von anderthalb Jahrhunderten einen Aufschwung genommen haben, für den es schwer hält den richtigen Ausdruck zu finden. England ist verhältnißmäßig spät in die Zahl der Manufakturstaaten eingetreten. Aus den Niederlanden bezog es die ersten, durch Alba's Tyrannei vertriebenen Weber von Wollen- und Leinenartikeln; die Seidenwirker kamen aus Frankreich, Dank den Religionsverfolgungen unter Ludwig XIV.

Ueberhaupt kann man sich nicht leicht eine richtige Vorstellung davon machen, wie es noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Großbritannien aussah. Die nördlichen Provinzen lagen großentheils wüst und öde, kaum mit den nöthigsten Communikationsmitteln versehen, zu einer Zeit, wo Frankreich bereits mit zahlreichen Heerstraßen bedeckt war. Es ist dieß die schwache Seite jenes politischen Systems, das aus Achtung vor der persönlichen Freiheit möglichst wenig von Staatswegen thun und vorschreiben zu dürfen glaubt. In Inverneß verstarb unlängst ein mehr als hundertjähriger Greis, dessen Erzählungen seine Nachbarn gerne zuzuhören pflegten. Da wo jetzt ein lebhafter Handels- und Fabrikverkehr stattfindet, traf vor hundert Jahren die Postkutsche alle vierzehn Tage, und dann noch nicht regelmäßig, von Aberdeen ein. Die Steinkohle war kaum bekannt; die Leute nannten sie black stone. Stattliche Häuser gab es nicht. — Doch was gehen wir ein Jahrhundert zurück! Das bekannte Parlamentsmitglied Graham stattete im verflossenen Spätsommer seinem Freunde, dem Grafen Aberdeen in Aberdeen, einen Besuch ab, und ließ bei einem Meeting sich vernehmen, wie vor dreißig Jahren dieses fruchtbare Land nur mittelmäßig angebaut, der Viehstand ein sehr unbedeutender gewesen sey. Gegenwärtig bringen die dortigen Pächter alle Hülfsmittel, welche die Agrikulturchemie ihnen an die Hand gibt, in umfassendster Weise in Anwendung; der Guano wird in kolossaler Menge zur Melioration des Bodens verbraucht, und statt des unansehnlichen Rindviehs kommen die meisten und schönsten Ochsen auf den Londoner Markt von Aberdeen.

Wohl schwerlich würde der englische Landbau so riesenhafte Fortschritte gemacht haben, wenn er nicht mit der ihm über den Kopf wachsenden Industrie zu rivalisiren gehabt hätte. Zu Statten kam ihm zunächst der geschlossene Gütercomplex und die daraus erwachsende größere Leichtigkeit, das Kapital zum Betrieb heranzuziehen. Man mag aus mehreren Gründen beklagen, daß die englische Gesetzgebung dem Kauf und Verkauf des unbeweglichen Eigenthums so große Schwierigkeiten in den Weg legt; das Gute hat jedenfalls die dadurch erzielte Festigkeit und Untheilbarkeit des Grundbesitzes, daß die Verbesserungen und Gewinnrealisirungen nach einem großen Maaßstab betrieben werden, während die kleinen Leute, in Ermanglung der nöthigen Geldmittel, aus dem Boden nur einen kleinen Nutzen ziehen können. Der Viehstand ist in England eben so bewundernswürdig wie die Sorgfalt der Bodencultur. Nur Flandern kann sich damit messen. Die gesammte englische Bodenrente, die unter Wilhelm III. zehn Millionen Pfund betrug, beläuft sich nunmehr auf fünfzig Millionen. Das Bedürfniß selbst hat es dahin gebracht, daß die Arbeitskräfte zwischen dem Landbau und der Manufakturthätigkeit sich auf die für beide vortheilhafteste und zweckmäßigste Weise ausglichen. Wozu soll die Agricultur mehr Arme verwenden, als sie braucht, und dieselben nicht vielmehr der Industrie überlassen, die sie mit Nutzen anwenden kann? Ein solcher Ueberschuß von Kräften wäre bloß nachtheilig, weil dieselben unterhalten seyn wollen, ohne einen entsprechenden Gewinn abzuwerfen. Daher beschäftigt sich nur der vierte Theil der englischen Bevölkerung mit der Bearbeitung des Bodens, die übrigen können weit nützlicher zu der Bearbeitung derjenigen Schätze verwendet werden, die im Schooße der englischen Erde verborgen sind.

Großbritannien verdankt seine Größe hauptsächlich dem Ueberfluß an Eisen und Steinkohlen. Der Norden Englands und der Süden Schottlands haben aus der Erde Schätze gewühlt, die der Oberfläche

eine gegen früher gar nicht mehr zu erkennende Gestalt gegeben. Der Kohlen- und Eisenverbrauch ist in England mit Zahlen kaum auszudrücken, und wie muß derselbe immer noch zunehmen, seitdem an die Stelle der Hunderte von Kohlenschiffen, welche das kostbare Material von New-Castle nach London schaffen, die Eisenbahnen getreten sind, die um einen mäßigen Preis die Steinkohlen nach den entferntesten Winkeln des Königreichs schaffen! „Woher," fragt M'Culloch, „der erstaunliche Aufschwung von Glasgow, Manchester, Birmingham, Leeds, Sheffield und der beziehungsweise stationäre, oder gar im Verfall begriffene Zustand von Canterbury, Winchester, Salisbury und von andern Städten in Südengland? Der Ueberfluß der Kohle im Norden und die Seltenheit, folglich der hohe Preis derselben im Süden sind die wirklichen Ursachen dieser Verschiedenheit." Die Steinkohlenschichten herrschen von dem Grampiaugebirge bis nach Sussex und vom deutschen Ocean bis zum irischen Meere vor, mit den herrlichsten Kohlenlagern, die in jeglicher Richtung zugänglich sind. Würde die Granitformation der Grampian Hills sich bis Sussex erstrecken, oder der Kalk von Sussex bis zu ihnen streichen, so wäre der ganze Verlauf der englischen Geschichte ein anderer gewesen und Dutzende von Städten, deren Wohlstand und Bevölkerung zusehends im Wachsen begriffen ist, wären kleine Dorfschaften. — In England leben bloß unmittelbar von der Baumwollenmanifaktur vier Millionen Menschen und der Werth der brittischen Baumwollenfabrikate wurde 1847 schon auf mehr als vierzig Millionen Pfund geschätzt. Der Werth der 1851 von England ausgeführten Baumwollenwaaren beträgt an dreißig Millionen Pfund, wovon nach Abzug der Kosten für Roh-, Farbe- und Brennstoffe weit über die Hälfte, ja fast zwei Drittel dem Lande als Gewinn bloß für Arbeits- und Capitalrente bei der Verarbeitung der Baumwolle bleibt, abgesehen von dem Gewinn bei der Schifffahrts- und Handelsthätigkeit.

Aus Norddeutschland.

Ein Rendezvous.

Die Nacht ist tief. Der Schnee liegt weiß und kalt,
Die Tannen ragen still in schwarzen Massen,
Am Himmel sind die Wolken dicht geballt,
Ein fahles Dunkel hüllt des Parkes Gassen.
Still, alles still. Und flücht'gen Schrittes, stumm
Schlüpft durch die Bäume dort ein düstrer Schatten,
Ein Weib. Sie steht und schaut sich hastig um,
Starrt athemlos auf all die weißen Matten.

Und dann — horch, horch! Ein flüchtig dumpf Gestampf, —
Ein Reiter jagt dort um des Waldes Ende.
Sie fähet empor, erstickt des Schluchzens Krampf,
Und angsthaft preßt sie vor's Gesicht die Hände.
Da ist er, springt vom Pferd, und zu ihr dann
Tritt langsam er und still, umfaßt sie schweigend.
Sie schauert krampfhaft zitternd, sieht ihn an,
Und lehnt an seiner Brust, das Köpfchen neigend.

So stehn sie da. Und endlich: Fasse dich!
Spricht tonlos er, o schone meiner Schwäche! —
Da faßt und küßt sie ihn und bitterlich
Weint trostlos sie, als ob das Herz ihr breche.
Und schluchzend stammelt sie: O Gott und Herr!
So rettet nichts uns je aus diesen Leiden?
So hilft uns nichts? — Und kraftlos murmelt er:
Umsonst, du Liebste! — Ja, wir müssen scheiden!

Da schreit sie auf, nur einmal, scharf und wild,
So schrillt die Glocke, wenn es springt im Erze.
Sie fällt an seine Brust, des Todes Bild,
Und — ja doch, ja! hier springt und stirbt ein Herze!
Er stammelt athemlos voll finstrer Qual:
Leb' wohl zum leztenmal, und Gottes Segen!
Sie murmelt schauernd nach: Zum leztenmal! —
Und wieder liegt das Schweigen allerwegen.

Dann hat sie ihm zum Kuß den Mund gereicht,
Ein Händedruck, ein Blick, und — keine Worte.
Dann schwankt sie rechts zum Park, und er entweicht
Links um den Wald. Die Nacht nur bleibt am Orte.

Die Nacht ist tief. Der Schnee liegt weiß und kalt,
Die Tannen ragen still in schwarzen Massen,
Am Himmel sind die Wolken dicht geballt,
Der Park ist still mit seinen öden Gassen.

Lebensgang.

Mit Jauchzen und mit Singen
Ward mancher Tag verbracht,
Die Gläser hört' man klingen
In mancher Mitternacht.
Wir sanken voll Vertrauen
Dem Leben in den Schooß,
Wir sahn den Himmel blauen
Schier ewig, grenzenlos.

Dann standen wir im Sinnen
Und lauschten schwermuthsvoll,
Was tief im Herzen drinnen
Urplötzlich rauscht' und schwoll,
Was uns mit heißem Sehnen
So ahnungsvoll durchdrang,
Mit Lächeln und mit Thränen
Ins bange Aug' uns sprang.

Und als mit Zaubergrüßen
Die junge Liebe kam,
Wie schwand vor der vielsüßen
Der nicht'ge Kindergram!
Wir fuhren und vertrauten
Der Hoffnung schwankem Boot,
Die neuen Argonauten
Erschreckte keine Noth.

Nun hat der Jahre Wehen
Versenkt das Schiff ins Meer,
Das goldne Vließ verstehen
Und finden wir nicht mehr.
Wir träumen von den Tagen,
Als sey's ein Märchenklang,
Als sey'n es alte Sagen,
Die einst die Mutter sang.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Reaktion. — Criminalgeschichten.

Am 18. vorigen Monats brachten die Dienstmädchen, die zum Frühstückholen ausgegangen waren, ihren Herrschaften die Nachricht zurück, daß die Sonne blutroth aufgegangen sey. Unser Conservatismus oder Conservativismus — darüber ist im Schooße desselben noch Streit — ist aber im Verlauf der Jahre so dickhäutig geworden, daß ihn weder Meteore noch Gespenster aus der Ruhe bringen. Selbst das Jesuitengespenst, das schrecklichste, was es sonst hier gab, könnte unsern Herrschaften von den Dienstboten gemeldet werden, sie würden vielleicht ärgerlich rufen: Wofür haben wir denn die Constabler? und den Kopf auf dem Kissen umdrehen, um weiter zu schlafen. Von der blutrothen Sonne war auch in der That nichts mehr zu bemerken, als die Herrschaften zum Kaffee aufstanden, und noch weniger fanden sie in den Morgenzeitungen Warnungen, Aufrufe, die sie daran erinnern konnten, daß es vor vier Jahren anders in Berlin ausgesehen als heute. Nur an den Brunnen ward noch die rothe Sonne besprochen, sonst blieb es auf den Straßen ein grauer, rauher, monotoner Märztag, und vor allem still auf dem Friedrichshain, wo Besucher dießmal nur gegen, von der Polizei ausgestellte Erlaubnißscheine zugelassen wurden. Die benachbarten Bierhäuser hatten so starken Zuspruch, daß man sie aus Vorsicht in früher Nachmittagsstunde schließen ließ; endlich hat man den Begräbnißplatz umzäunt. Das ist aber auch alles, was sich von der Wiederkehr des verhängnißvollen Tages sagen läßt. — Nie, seit es steht, ist Berlin in eine tiefere Ruhe eingelullt gewesen, und selbst die Versuche, Verschwörungen zu finden, hat man aufgeben müssen, seit die des Büchsenvereins sich in Luftblasen aufgelöst hat. Freilich, wer immer Verdächtiges finden will, wem es zur Lebenslust gehört, der wird auch aus dem Schatten, den die Abendwolke wirft, ein heranziehendes Gewitter auguriren, und von solchem Bedürfniß, zu verdächtigen, erzählt man sich denn gelegentlich allerlei. Auf der andern Seite ist man indeß so weit gekommen, daß man die Geschichtchen als eine lustige Würze des monotonen Lebens betrachtet. Ob dieß gut ist, lasse ich auf sich beruhen; es ist aber nur der bestimmte Berliner Ausdruck des allgemeinen Contagiums.

Daß in einem Wahlbezirk der Hauptstadt, wo die Regierungscandidaten stets mit überwiegender, Mehrheit durchgingen, ein Minister durchfiel und zweimal ein constitutioneller Deputirter gewählt ward, will nur anzeigen, daß die Spaltungen in den Ansichten der herrschenden Partei auch im conservativen Publikum allmählig Eingang finden und Gedanken und Bedenken erwecken, die mancher für immer eingeschlummert hielt. Der Schlaf wird allerdings noch lange andauern, und eben so wenig haben die letzten persönlichen Kämpfe in der Kammer zwischen dem Freiherrn v. Vincke und Herrn v. Bismark-Schönhausen, unserem Gesandten in Frankfurt, die Ruhe gestört. Der Gedanke an eine Pairskammer war noch vor drei Jahren dem berlinisch-altpreußischen Verstande das fremdeste und unbegreiflichste; er hat sich jezt auch darein gefunden, der lieben Ruhe wegen, und mit vollkommener Gelassenheit dem Kampfe über das Wie derselben zwischen Krone und Junkerpartei zugeschaut. Die Börse hat den Frieden als ausgemacht acceptirt, und selbst durch Bismark-Schönhausens Drohung in der Kammer, daß es binnen sechs Monaten zur Entscheidung durch die Waffen kommen müsse, sich nicht in's Bockshorn jagen lassen. Obwohl Vertreterin der Bourgeoisie, kümmert sie sich wenig um Louis Bonapartes Verfolgung derselben in Paris. Er hat die Renten convertirt, und das hat günstig auf unsere Papiere zurückgewirkt. Es ist ihm darum vergeben und alle industriellen und Staatspapiere sind in diesem Moment in fortwährendem Steigen.

Da erneuert sich schon das alte Spiel, daß die Börse die Presse zu Hülfe ruft, um das Spiel zu fördern. Vor dem blutigen März war es viel ge-, und es schien verbraucht; weil der März es beseitigt, war es nicht mehr als billig, daß man auch diese Vergangenheit restituirte. Ein langer Artikel warnte mit der väterlichen Sprache moralischer Entrüstung vor dem Schwindel in zwei genannten Aktienarten. Es war so schlagend bewiesen, so einleuchtend gemacht, wie diese Aktien keine Zukunft hätten, wie ihr in die Höhe treiben das gewissenlose Spiel einzelner Spekulanten sey, daß mancher an den Ernst glaubte, um so mehr, als ein zweiter Artikel von ganz anderem Styl sein Erstaunen und seinen Dank über diese Aufklärung ausdrückte. Der Kredit der gedachten Papiere schien auf immer vernichtet. Unvorsichtigerweise war aber im ersten Artikel auch der Kredit zweier Börsenberichterstatter in den Zeitungen bei dieser Angelegenheit angegriffen. Sie spürten dem moralischen Vormunde des Publikums nach und entdeckten ihn in einem hiesigen Kaufmann, der erstens die Warnung aus dem Herzen, zweitens das Erstaunen und den Dank dafür mit eigener Feder geschrieben, mit eigenem Gelde in die Zeitung einrücken lassen, und endlich in den beiden gedachten Aktien hoch gespielt hatte, natürlich à la baisse. Die Enthüllung geschah öffentlich, aus dem rührenden Drama ward eine lustige Farce, die aber auch wohl in einem Trauerspiel enden kann.

Dem Spiel in Eisenbahnaktien droht ein anderes Schicksal, indem den Bahnen selbst eine andere Zukunft

bevorsteht. Der Plan der Regierung, wenigstens des gegenwärtigen Ministeriums, die Eisenbahnen anzukaufen und in Staatsbahnen zu verwandeln, tritt immer deutlicher heraus. Dahin gehört auch die neueste Proposition, die Eisenbahnen mit einer unverhältnißmäßig hohen Steuer zu belegen. Man will den Besitzern die Lust am Besitz verleiden. Mit der niederschlesisch-märkischen ist in direktem Angriff der Anfang gemacht worden, und die Kammer hat ihre Zustimmung ertheilt. Die Debatte war in so fern interessant, als in den Votirenden für und gegen die politischen Parteien ganz verschwanden und eine vollkommene Spaltung in diesen selbst eintrat. Die Art, wie der Handelsminister sich schon früher in den Besitz dieser Bahn gesetzt, hatte auch viele Conservative zu Gegnern; der Plan, das gesammte wichtige Institut dem Staat in die Hände zu geben und damit ein neues, sehr großes Beamtenheer dem Disciplinargesetz zu unterwerfen und bei allen Wahlakten von der Regierung abhängig zu machen, rief begreiflicherweise Oppositionsstimmen hervor, die indeß unterlagen.

Seit dem Regiment der Ruhe ist auch darin eine wesentliche Veränderung in Berlin vorgegangen, daß wir Nachts Ruhe haben vor dem Feuerlärm. Das „Tuten" der Nachtwächter durch die ganze Stadt, wenn in irgend einem entfernten Winkel ein Schornstein brannte, das Aufschlagen der Fenster, das Hinausrufen: Wo ist denn das Feuer? der glutrothe Schein der Fackeln zur Beleuchtung der Spritzen, die halbe Meilen einen kostspieligen Weg machen mußten, oft um das Feuer schon bewältigt, aber gar keines zu finden, denn häufig war es blinder Lärm — alles das gehörte allerdings nicht zu den Annehmlichkeiten unseres städtischen Lebens. Doch wahrscheinlich nicht um dieses angenehmer zu machen, sondern um die Erinnerung an einen andern nächtlichen Lärm, das Herausblasen der Bürgerwehr bei einem sogenannten Aufstande, erlöschen zu machen, ist man zu dem neuen Feuerlöschsystem geschritten, welches uns die Unruhe erspart und sich bis jetzt als probat erwiesen hat. Die neue Feuerlöschmannschaft, aus Gewerbskundigen gebildet und militärisch eingerichtet, soll schon jetzt vortrefflich einexercirt seyn, um durch raschen, zweckmäßigen Angriff die Feuersbrunst zu überwinden und die Gefährdeten zu retten. Namentlich wird ihr Kletterexercitium, mit portativen Leitern, um von der äußern Mauer bis in's höchste Geschoß eines Hauses zu dringen, gerühmt. Noch wichtiger ist das Communikationssystem mittelst der elektrischen Telegraphen, welches durch die ganze Stadt geht und augenblicklich jede Polizeistelle von dem ausgebrochenen Brande, und wo er ausgebrochen, unterrichtet. Es wird jetzt nur die nächste Hülfe und nur in dem Grade requirirt, als sie erforderlich ist, während früher bei der unbedeutendsten Feuersbrunst die Kräfte der ganzen Feuermannschaft, ihre Gespanne und Geräthschaften in Anspruch genommen wurden; daß die telegraphische Communikation noch andere Zwecke hat, braucht nicht erwähnt zu werden. Die Kosten, welche der Stadt zur Last fallen, sind natürlich groß, sie werden nur sehr bedingt durch die hoffentlich geringeren Feuerschäden ausgeglichen, indem die Beitragssumme zu denselben bei dem jährlich steigenden Werthe der zu versichernden Baulichkeiten verhältnißmäßig gering war. Mit Bezug hierauf hat man jetzt die hiesigen Feuerassecuranzgesellschaften zu sogenannten freiwilligen Beiträgen für die Einrichtung herangezogen, aus den freiwilligen könnten aber bald gezwungene und bedeutend höhere werden. An einem rechtlichen Titel zu dieser Besteuerung fehlt es; im administrativen Wege läßt sich der aber leicht beschaffen, und die Billigkeit spricht dafür. Ja es war schon früher, von Frankreich aus, im Vorschlag, alle Feuerassecuranzgesellschaften zu einem Abkommen dahin zu bewegen, daß sie auf gemeinschaftliche Kosten Pompiercorps errichten und in die größern und am meisten gefährdeten Städte vertheilen sollten, aus dem Motiv, daß es ihr eigener größter Vortheil wäre, Mittel zu beschaffen, um die Verluste durch Feuer und damit ihre Verbindlichkeiten zu mindern.

In dieser Zeit, wo von einer bestimmten Seite aus die nachhaltigsten Angriffe gegen die Geschwornengerichte geführt wurden, wo man mit allen künstlichen Mitteln gegen dieselben von der Seite und von hinten bohrte, ohne es zu wagen, von vorn ihnen entgegen zu treten, und einen Todesschlag zu versetzen, haben sie sich in mehreren Fällen so bewährt, daß ein gänzliches Aufgeben des Instituts jetzt fast zur moralischen Unmöglichkeit geworden ist. Eine Justiz über Tod und Leben hinter verschlossenen Thüren könnte nur ein Produkt der Gewalt seyn, wie vieles andere, ihr Kredit läßt sich nicht wieder herstellen. Der letzte große Prozeß vor dem hiesigen Kreisgerichte stach alle vorangehenden aus durch die wunderbaren Verwicklungen, in welche die Untersuchung vermittelst der Schlauheit und Zähigkeit des Angeschuldigten und die Beihülfe seiner Complicen gestürzt ward. Es war eine wahrhafte cause célèbre, die in der Anhäufung ihrer einzelnen Stadien ihres Gleichen sucht. Irre ich nicht, so habe ich Ihnen schon mehrmals, zuerst von der Thatsache selbst, dann von dem ersten plötzlich abgebrochenen Verfahren geschrieben, weil wunderbare Incidenzpunkte eine neue Untersuchung nöthig machten. Jetzt ist die Sache durch ein Verdikt der Geschwornen beendet, der Verbrecher schuldig befunden und zum Tode verurtheilt, und dennoch ist es möglich, daß ein neuer Incidenzpunkt die Sache noch einmal vorzunehmen zwingt. Ich rede von der Ermordung eines Mannes, dessen Leiche, kopflos, im September 1849, unfern Charlottenburg in einer schilfigten Wiese an der Spree gefunden ward, und zu der man Tags darauf wohl den künstlich abgetrennten Kopf fand, aber lange Zeit umsonst nach der Person suchte, welche der Ermordete seyn konnte, bis man aus einem Trauringe und seinen Kleidungsstücken die Gewißheit zu haben glaubte, daß es ein gewisser Ebermann aus Mecklenburg gewesen, ein berüchtigter und gefährlicher Mann, seiner Zeit Viehhändler, Schleichhändler und Wilddieb. Eine bestimmte Recognition konnte nicht stattfinden, da der Kopf gänzlich durchschossen und absichtlich entstellt war, und, als die Angehörigen, und namentlich die Wittwe des Verschwundenen, citirt waren, die Leiche schon in einem Zustande sich befand, wo ihre Identität mit einem einst gelebt Habenden durchaus nicht mehr festzustellen war. Indeß hatte die Wittwe jenen Trauring erkannt, deßgleichen die Mehrzahl der Kleidungsstücke, welche die Leiche angehabt, und Ebermann war seit jenem Septembertage spurlos verschwunden. Sobald dieß feststand, ward auch der muth-

maßliche Mörder in der Person eines berüchtigten Wilddiebes und ebenfalls sehr gefährlichen Menschen, des ehemaligen Kutschers **Schall**, entdeckt und festgenommen. Schall war in den dem Morde vorangehenden Wochen in verdächtiger Weise mit Ebermann umher gereist, er war mit ihm am Tage vor dem Morde in Berlin, dann auf dem Wege nach Charlottenburg gesehen worden, in seiner Wohnung hatte man Kleidungsstücke gefunden, die Ebermann ungehört, und war Ebermanns silberner Uhr auf die Spur gekommen, die Schall zuerst versezt, dann verkaufen lassen. In Schalls Wohnung fand man auch Ebermanns Stock, wogegen das Stöckchen, welches Schall gewöhnlich trug, bei der Leiche in der Erde stecken gelassen war. Dieß ungefähr die Hauptindicien, die aber noch durch viele andere entferntere verstärkt waren. Da ergab sich plötzlich, nachdem das erste Verfahren schon mehrere Tage gedauert, daß Ebermann am Leibe gewisse Tätowirungen und Male von Schröpfköpfen gehabt, von denen an der Leiche bei der Leichenschau nichts entdeckt worden. Es kam darauf zu einer neuen Untersuchung und einem neuen Verfahren, worin jene Bedenken über die Identität der Leiche mit dem verschollenen Ebermann durch gutachtliche Berichte von Sachverständigen zu verscheuchen unternommen ward. Die Geschworenen nahmen sie als beseitigt an und sprachen das Schuldig aus. — Man erwartet, in der Nähe des Todes werde Schall bekennen. Da erbietet er sich auch zu Geständnissen; aber seine Geständnisse sind nichts als ein leztes verzweiflungsvolles Mittel, den Todesstreich von sich abzuwenden, wenigstens zu verzögern. Er amplificirt durch neue Enthüllungen die Vertheidigungslinie, die sein Defensor eingeschlagen. Dieser hat aufgestellt: der Ermordete ist gar nicht Ebermann gewesen, sondern höchst wahrscheinlich war Ebermann selbst der Mörder irgend eines nicht bekannten Dritten. Weil seine eigene Existenz längst durch Steckbriefe u. s. w. gefährdet war, schlug er jenen Unbekannten todt, zog ihm seine eigenen Kleider, steckte ihm seinen Trauring an, und lief irgend wohin in die Welt, jezt vor Nachforschung gesichert, wo Polizei und Gerichte ihn für ermordet und begraben annehmen. Schall, um diese Fabel zu kräftigen, bekennt sich nun freiwillig zu einer Menge von Diebstählen und Einbrüchen, welche er nach jenem Septembertage 1849, und zwar **mit Ebermann** ausgeführt haben will, z. B. einen Einbruch in die Fürstengruft zu Dessau. Gelänge ihm dieser Beweis, damit also der, daß Ebermann nach dem Mordtage noch gelebt, also nicht die Leiche seyn könne, so brächen damit allerdings Anklage und Urtheil zusammen. Nach den bisherigen Versuchen zu urtheilen, die die Vertheidigung gemacht, Ebermann noch leben zu lassen, dürfte es ihr aber schwerlich gelingen.

Als Wahrheit hinter diesem halbdurchsichtigen Schleier tritt in grellen Zügen das heraus: Wir haben es nicht mit einem einzelnen Verbrecher, sondern mit einer ganzen Coalition zu thun. Wir sind so zu sagen in eine haute volée der Verbrecherwelt eingeführt, die uns mit vornehmer Zurückhaltung nur einzelne Streiflichter der Wahrheit gibt, um durch das, was sich beweisen läßt, die Lüge, welche sie damit vermischte, glaubwürdiger zu machen. Das Wahrscheinliche ist, daß Ebermann das Haupt, oder wenigstens der kühnste Paladin einer gefährlichen Bande oder freien Association gewesen, der durch das Impetuose seines Wesens, seine Rücksichtslosigkeit, Tyrannei gegen die Genossen, und noch mehr dadurch gefährlich geworden, daß die Justiz in Mecklenburg und Preußen ihn dermaßen verfolgte, daß er, aller Wahrscheinlichkeit nach, den Stricken nicht mehr entgehen konnte. Sie fürchteten, wenn er gefangen auf Leben und Tod sitze, möchte er versuchen, jenes durch Bekenntnisse zu erkaufen. Es ist wahrscheinlich, daß Mehrere an der Mordthat betheiligt gewesen; es ist gewiß, daß Schalls Complicen, als er gefangen war, auch hinsichts seiner der Besorgniß waren, daß er den Verräther spielen werde. Daher wurden alle erdenklichen Anstrengungen gemacht, ihn zu retten. Zuerst ward in künstlichster Weise der Beweis versucht, daß der Ermordete ein anderer gewesen als Ebermann. Zu diesem Zweck trat eine Art Schauspielerin auf, die ihren verschwundenen Mann, auch einen Schauspieler, suchen mußte, und händeringend fürchtete, er sey von einem andern, den sie nannte, ermordet worden. Sie gab genau seine Kennzeichen an, die auf die Leiche paßten, und als diese ihr gezeigt ward, stürzte sie sich mit Thränen darüber, denn es sey ihr Mann. Der in allem und jedem schlau durchgeführte Betrug ward zur Evidenz erwiesen. Alsdann wurden Zeugen aufgestellt, die Ebermann später lebendig gesehen haben wollten, endlich alles mögliche versucht, die Zeugen zu verdächtigen und zu entfernen, welche für Schall gefährliche Aussagen machten. Dieß ging so weit, daß ein neues Criminalverbrechen daraus entsprungen ist. Einer, der zu den gravirtesten Complicen gehört, machte einen Mordversuch auf eine Zeugin. Er lockte sie als Führerin in eine abgelegene Heidegegend und schoß sie mit einem Terzerol nieder. Sie war nicht todt, erholte sich und erkannte vor Gericht den Mörder, nachdem sein Bart ihm abgenommen, sein gefärbtes Haar gewaschen war. Mysteriöse Briefe flogen hin und her, und alles beweist, welche Wichtigkeit die Sache für die Verbündeten hatte, und welche Verbreitung die Genossenschaft haben mußte. Man vermuthet, daß eine große Zahl bekannter Verbrechen von diesen Wilddieben und Schleichhändlern, Mordthaten an Forstbeamten, Beraubung von Postwagen, die ihrer Zeit unentdeckt blieben, verübt worden. Es ist also Motiv genug da zu den außerordentlichen Anstrengungen, um zu verhindern, daß nicht Einer unter ihnen ein Bekenntniß ablege. Einen gewissen Grad von Bildung, durch den Umgang mit verschiedenen Menschenklassen erworben, verrathen alle Complicen. Ebermann wird als schön, groß, stattlich, eine Art Don Juan oder Rinaldo, geschildert; Schall, äußerlich als Gentleman gekleidet und mit sorgsamer Toilette, zeigt bei großem Verstande noch größere Schlauheit und eine Ruhe, die, da sie dem Bewußtseyn der Unschuld nicht entsprungen seyn kann, den vollendeten Verbrecher charakterisirt. Es ist also begreiflich, daß man auf das vollständige Bekenntniß eines dieser Verbrecher sehr gespannt ist. Denn auch der Mörder der Zeugin, **Pfeffer**, der wahrscheinliche Hauptcomplice Schalls, sieht dem Gericht und Richterspruch entgegen. Zugleich werden wir dabei auf ein tragisches Ereigniß gestoßen, welches uns an die Unvollkommenheit aller Justiz mahnt. Schon jezt dürfte nach Schalls Geständnissen so viel

ausgemacht seyn, daß er mit gewissen Genossen den Einbruch in der Dessauer Fürstengruft begangen, wenn gleich es mehr als problematisch ist, daß Ebermann daran Theil genommen. Seiner Zeit ward aber ein Dessauer Unterbeamter als der That verdächtig angeklagt und verurtheilt. Er büßte seine Strafe — wie jezt erwiesen, unschuldig — im Zuchthause ab; und ging in Verzweiflung nach Amerika, wo er verschollen ist. Keine noch so vervollkommte Justiz schüzt vor Justizmorden! Am wenigsten aber die Betheurungen der Angeschuldigten. Wir haben ein krasses Beispiel aus diesen Tagen.

Ein ergrauter Dieb von 65 Jahren, der von diesen 65 wenigstens 31 Jahre im Zuchthause verlebt, war aus Spandau losgekommen. Er benuzte die ersten freien Tage zu einem verwegenen nächtlichen Einbruch in einem hiesigen Predigerhause. Durch den Muth eines Dienstmädchens ward er in einem Zimmer abgesperrt. Indeß auch auf solche Eventualitäten vorbereitet, läßt er mit seiner Beute an baarem Gelde sich mittelst eines Strickes aus dem Fenster, übersteigt verschiedene Hofmauern, wird aber endlich auf das Geschrei: Halt den Dieb! ergriffen. Gewiß auf handfester That, denn versehen mit allem möglichen Diebswerkzeug und dem gestohlnen Gute, ziehen ihn die Constabler von einem Zaunpfahl herab. Er gesteht, was er nicht läugnen kann, vor der Polizei und vor dem Untersuchungsrichter ein. Vor den Geschworenen aber kommt es ihm ein, als Nichtschuldig zu plaidiren und alles abzuläugnen. Seine Verurtheilung machte sich gleichsam von selbst. Nichts destoweniger schloß er seine Selbstvertheidigung: „Christus starb unschuldig am Kreuze, so weiß auch ich, daß ich unschuldig gestraft werde. Nun so straft mich, wie sie Christus gestraft haben.“ Mit dieser Selbstlüge — wenn man es so nennen kann; das Motiv ist unbekannt und ein socialistischer Spuk nicht wohl anzunehmen — wanderte der greise Verbrecher auf neue achtzehn Jahr, also auf Lebenszeit ins Zuchthaus.

Ein anderes Faktum erschreckt in diesem Augenblick die Bewohner unserer Stadt. Ein Geschworener verläßt den Sitzungssaal und kommt nicht zu seiner Familie zurück. Eine noch jugendliche Gattin und vier Kinder, darunter eines noch an der Mutter Brust, erwarten ihn mit Schmerzen bis in die tiefe Nacht. Er kommt auch am nächsten Tage nicht. Alle Nachforschungen sind vergebens; die Frau erfährt nur, daß er, nicht ganz wohl, den Saal verlassen. In peinlicher Todesangst vergehen acht — nein zwölf Tage. Da findet man eine Leiche, entkleidet, beraubt, nach allen Merkmalen ermordet. Es ist der verschwundene Geschworene, ein Geheimer Registrator, Vorstand eines Büreaus, ein Mann in den Vierzigen. Der Ort, wo man ihn fand, ist bei Charlottenburg, jenseits der Spree, nach den Torfmooren an der Jungfernheide zu, ein fatalistischer Ort, wo Selbstmorde, Wilddiebereien und Todtschläge häufig vorkommen, einst auch berühmt durch die unthätige Thätigkeit der sogenannten Rehberger und anderer in der Revolution berüchtigt gewordener Arbeiter. Diese Coalitionen sind längst verschwunden, aber diese, Berlin so nahe gelegene Gegend ist dieselbe, wo Schall den Mord an Ebermann beging. Die Sage war sofort geschäftig und machte aus dem Umgekommenen einen Geschworenen im Schallschen Prozesse, an dem die Complicen Schalls Blutrache geübt. Auf anderer Seite wird jezt behauptet, daß doch Anzeigen da seyen eines Selbstmordes aus Melancholie.

Aus allen deutschen Gauen Nachrichten über die gesteigerte Auswanderung. Verhältnißmäßig dagegen sind die Auswanderungen von hier nur gering. Nach Chili locken einzelne Berichte von hiesigen dahin übergesiedelten, zum Theil durch die Revolution compromittirten Celebritäten zur Nachfolge. Man traut dem Dinge noch nicht ganz, namentlich möchte man noch abwarten, wie es sich mit der von der Regierung unterstüzten Colonisation in Centralamerika gestaltet. Der aus dem Waldeckschen Prozeß nur zu bekannte Handlungsdiener Ohm, den man in Amerika verschollen hoffte, ward plözlich in Magdeburg und demnächst hier als Vagabund aufgegriffen. Ein Ableger des juif errant! Mehrere Selbstmorde sind vorgefallen, politischen Motiven nicht fremd, obgleich bei den meisten die Nahrungslosigkeit mitspielt. Namentlich erschütterte es, daß ein verdienter Offizier mit historischem Namen, der in Baden gedient hatte, und Bruder eines andern Offiziers, der vor den Barrikaden in Frankfurt gefallen, durch einen Pistolenschuß in einem hiesigen Hotel sich das Leben nehmen konnte — aus Nahrungsmangel! — Ein in weiten Kreisen sehr geachteter Arzt, Larraß, starb in seiner besten Kraft, Raupach, der Dramatiker, wohl mit erschöpfter Produktionskraft, doch mit seiner vollen als Denker. Raupach war eine eigenthümliche Erscheinung, die wohl eine besondere Betrachtung verdient. In den wissenschaftlichen Vorlesungen in der Singakademie trat er zum leztenmal öffentlich auf, mit einem Vortrag über den Aberglauben, der allgemeinen Anklang gefunden. Auch noch eine Tragödie hatte er kurz vor seinem Tode vollendet und in den Kreisen Befreundeter vorgelesen. Daß alles, was zum Theater gehörte, seiner Leiche folgte, verstand sich bei einem Manne, der so lange dieses Theater beherrscht hatte, wie von selbst.

Die wissenschaftlichen Vorlesungen in der Singakademie sind geschlossen, ob nur für dieses Jahr, ist noch nicht ausgemacht. In den andern wissenschaftlichen Vorlesungen, zu kirchlichen Zwecken, hat eine von Richerz viele überrascht; es war eine verfrühte Erscheinung, ein Plaudern aus der Schule, welches den geheimen Dirigenten so unangenehm seyn muß, als wenn Herr v. Gerlach die geheimsten Intentionen seiner Partie im sprudelnden Eifer auf der Tribüne ausschüttet. Krieg den Naturwissenschaften, wo sie sich von der Bibel entfernt haben! war das Motto. Angekämpft ward gegen das Gesetz der Schwere, gegen die Astronomie, wo sie ihre eigenen Wahrheiten auf eigenem Wege gefunden, vor allem aber gegen die Chemie, die nur trennt und scheidet, was Gott zusammen gefügt hat. — Viele, sagen wir, hat es überrascht, uns gerade nicht, und wenn etwa außer dem Freimaurerorden auch die Chemie verboten würde, so wäre das nur die folgerechte Consequenz der neuesten korrektiven Zeitrichtung. Wenn einigen darüber die Augen aufgehen, ist das eine Sache für sich.

Griepenkerl trägt hier in Privatgesellschaften sein neues Trauerspiel „die Girondisten“ mit überwiegender Anerkennung vor. Darüber zu sprechen geht uns eben so der Raum ab, als über das endliche Erscheinen des schon oft

angekündigten neuesten vaterländischen Romans von W. Alexis: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ oder „Vor fünfzig Jahren.“ Die zwei ersten Theile, denen die übrigen drei nach der Ostermesse folgen sollen, führen uns in eine Welt, die der unsern in mancher Beziehung gleicht, doch aber in sittlicher wieder um Jahrhunderte fremd ist. Die Aufmerksamkeit und Theilnahme im Publikum scheint eine, für unsere Literaturepoche unerwartet günstige. Nur die specifischen Preußen der Vergangenheit fragen sich, ob es denn der Dichtung vergönnt sey, die Schäden der eigenen Vergangenheit so aufzudecken, wie es hier geschieht. Der Verfasser antwortet darauf in der Vorrede: „Diejenigen, die nicht den Muth haben, von einer trüben Vergangenheit den Schleier gelichtet zu sehen, entbehren auch des Trostes, der uns andere in der Gegenwart aufrecht erhält, daß wieder eine Zukunft unserem Vaterlande kommen wird, wo wir auf das Jezt in der sittlichen Ruhe und Fassung zurückblicken können, wie wir es ehegestern konnten auf das vor fünfzig Jahren.“

Aus Florenz, April.

Die Opernbühne.

Die italienische Opernbühne hat seit Menschengedenken immer irgend einen Beherrscher gehabt, neben welchem aufzukommen nicht leicht war. Lange hat Rossini diese Herrschaft geübt, und wenn er sie dann mit andern theilen, endlich abgeben mußte, so blieb sein Einfluß doch lebendig. Er ist es heute noch, nachdem der an anderem noch als an Ruhm reiche Meister sich völlig von der Bühne zurückgezogen in die Stille des Privatlebens, nach Bologna erst, dann nach Florenz, dem beliebten Ruhepunkt für viele nach den Anstrengungen, Erfolgen, Wechselfällen einer thätigen Laufbahn. Bellini folgte, der inmitten seines höchsten Glanzes Abberufene; dann Donizetti, der in Folge von Ueberreizung und fast beispielloser Vergeudung seltener Mittel mit totaler körperlicher und geistiger Erschöpfung endete. Pacini und Mercadante waren es, welche neben den genannten den meisten Beifall errangen und ihnen bisweilen den Rang streitig machten. Das Scepter aber mußte die neueste Zeit Giuseppe Verdi überlassen. Er wurde zu Busseto, einem Städtchen im Parmesanischen, geboren; wäre es ihm gelungen, als junger Mensch irgend eine Organistenstelle oder etwas ähnliches in seiner Heimath bei einer Bewerbung zu erhalten, wobei ein Nebenbuhler den Sieg davon trug, wer weiß ob sein jedenfalls ausgezeichnetes Talent zum Durchbruch gekommen seyn würde? Der Nabucadonosor war die erste seiner Opern, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte; das antediluvianische Sujet (das übrigens von Solera in leidlich gute Verse gebracht worden war) verhinderte dieß Werk eben so wenig wie die Semiramis, die Runde durch ganz Italien zu machen, und Verdi's Ruhm stand fest begründet. Was an ihm Eigenthümliches ist, das Vorwalten des dramatischen Charakters in höherem Grade, als man es bei der Mehrzahl der melodiereichen Componisten des neuen Italiens findet, und die Macht der Ensemblestücke, gibt sich gleich in diesem Werke kund und erklärt das Aufsehen, welches es sogleich machte. Wie die Mehrzahl der neuern Italiener, hat dann Verdi sich bald der Schnell- und Vielschreiberei hingegeben, namentlich seit seine Opern i Lombardi alla prima Crociata und Ernani einen Beifall erhielten, der sich von Italien nach Frankreich, nach Deutschland, nach England verbreitete, als Mario, Lablache, die Grisi u. a. die ersten Partien übernahmen. Alzira, Giovanna d'Arco, Guglielmo Wallingrode, Macbeth, Il finto Stanislao, L'Assedio di Harlem, La Gerusalemme liberata (eine Umarbeitung der Lombardi für Paris), I due Foscari, Attila, Luisa Miller, Stiffelio — die Liste ist lang, und es sind doch wohl nicht alle. Es geht Einem heute mit Verdi wie vor zwanzig Jahren mit der Norma: man kann sich nirgend in Italien vor ihm retten, von Palermo bis Turin und Triest. Romani, Solera, Cammarano, Piave u. a. haben die Texte geliefert — Geschichte, fremde Dramen und Romane, epische Dichtung, alles hat Stoffe hergeben müssen; man wird nächstens die ganze Weltgeschichte auf die Opernbühne gebracht haben. Daß man le Roi s'amuse zum Operntext umgestalten würde, mag der Autor selbst nicht erwartet haben. Es ist doch im Verdischen Rigoletto geschehen, der seit einiger Zeit von Ort zu Ort zieht, wo man ihn nämlich zuläßt; denn das Sujet schreckt viele. Der Venetianer Piave, der das Libretto geschneidert, hat schon das Mögliche gethan, das was am Victor Hugo'schen Drama, diesem nach Inhalt der Vorrede moralischsten Stück des französischen Theaters, dramatisch und ergreifend ist, zu verunstalten, will man selbst nicht auf die miserabeln Verse sehen. Aus Franz I. ist nebenbei ein Herzog von Mantua geworden, zu dessen Hofleuten ein „Graf von Ceprano" gehört, was jedenfalls auf tiefe geographische und Geschichtskunde deutet. Ob der Autor nun geglaubt hat, das Sujet moralischer zu machen, indem er die „Amusements" des französischen Königs nach Italien versezt und quasi nationalisirt, mag dahingestellt bleiben. In einigen Städten Italiens hat man aber an dieser Nationalisirung Anstoß genommen. Aus dem Herzog von Mantua ist ein Herzog von Nottingham, und zwar in Schottland geworden, den Rigoletto (Triboulet) hat man in Viscardello umgetauft und, der lieben Moral zu genügen, die freilich in der Lucretia Borgia und so vielen andern neuen italienischen Opern um nichts besser fährt, aus dem ganzen Text den lächerlichsten Unsinn gemacht, der seit lange auf der an Unsinn reichen Opernbühne erschienen ist. Man muß die Absurditäten dieses Textes über der Musik vergessen. Und die Musik hat denn auch viel Schönes, Eigenthümliches, Ergreifendes — viele Frische, obgleich Verdi schon so viel geschrieben hat — viel Dramatisches, was von dem gewöhnlichen Schlage abweicht. Bisweilen möchte man eher Meyerbeer oder, wenn man will, Halévy zu hören glauben, als einen Italiener. Manches ist denn auch gesucht, bloß angeeignet, Reminiscenz, oder in der Wirkung durchaus verfehlt. Der dritte Akt, mindestens dessen erste Hälfte, ist der Glanzpunkt der Oper und, wenn gut gesungen, von erschütterndem Eindruck, mit dem Gegenüberstellen zweier ganz verschiedenen Situationen und Stimmungen, einerseits der Verzweiflung der Betrogenen, die sich von der Untreue ihres Entführers überzeugt, ohne daß dieser es merkt, andererseits der

Leichtsinn dieses letzern; der Ausdruck dieser streitenden Stimmungen und Leidenschaften ist zu einem musikalischen Ensemble vereinigt, gleich ergreifend durch Contrast wie durch Gefühlsausdruck. Den Schluß bildet eine „Spiegelfechterei der Hölle," wie im Fiesko: er muß etwas matt erscheinen nach der heftigen Gefühlserregung jener Scene. Mlle. Albertini, eine Engländerin, aber in Italien gebildet, ist eine Gilda, wie man sie schwerlich besser sehen kann, was Kunst des Gesanges betrifft, während das Spiel befriedigt. Die bedeutendsten Sängerinnen Italiens haben eine so schwierige Rolle, wie die der Louise Miller, welche bedeutende Kräfte und Gewandtheit erfordert, zu einer Lieblingspartie gemacht. Die italienischen Componisten haben überhaupt das Glück, wenigstens für die großen Bühnen auf Darstellerinnen rechnen zu dürfen, deren sie gewiß seyn können, wenn sie die Rollen auch nicht speciell für ihre Mittel berechnet haben. An Sängern, namentlich an Tenoren, ist mehr Mangel.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 18. 2. Mai 1852.

— For aught that I could ever read,
Could ever bear by tale or history,
The course of true love never did rue smooth.
Shakespeare.

Ammi.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande.

I.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September, und obwohl der Nordwind um diese Zeit in der Regel schon scharf über die Stoppeln streicht und der Hunsrücker bereits seine Wintersaat bestellt hat, auch die Schwalben sich um den Kirchthurm schaarten, die baldige Abreise zu besprechen, und die Zeitlose, hier die „Winterhauch" genannt, die Wiesen bedeckte, so war's doch noch ein recht sonnig warmer Mittag. Den Kranichen und Schneegänsen, die in ihren Dreiecken am Himmel vorübergezogen waren, gings dieses Jahr gerade wie den Kalendermachern, die Regen prophezeien, und es gibt Sonnenschein, und umgekehrt. Daher kommt's auch, daß das Sprüchwort sagt: den Kalender machen die Leute, das Wetter der liebe Gott. Das Jahr 1811 machte ohnehin alle Bauernregeln und Kalendermacher zu Schanden, und es schien sich einmal vorgenommen zu haben, seinem eigenen Kopf zu folgen; denn wie's den gesegnetsten Sommer hatte vom frühesten Frühling an, so schien es den Winter völlig vergessen zu haben. Ja, das war ein Jahr! Seit Menschengedenken war kein ähnliches. Das machte aber der mächtige Komet, der am Himmel stand.

Es war an einem Sonntagnachmittag im September 1811. Die Sonne schien noch so warm wie im Juli und der Komet mit seinem ungeheuern Schweife schien den kühleren Herbst ganz weggefegt zu haben. Gegen den entfernten Hochwald hin dehnte sich eine weite Wiesenfläche, die troß der Winterhauchen noch üppig grünte. Seitwärts, etwa einen Flintenschuß entfernt, lag das schöne Dorf. In diesem Wiesengrunde, der sich an dem breiten Bache hinzog, den Erlen und Weiden einschlossen, weideten Knaben, Jünglinge und Mädchen das Vieh, und Jubel und Gesang schallte von allen Seiten her und im fröhlichen Spiele wurde gar häufig die Aufsicht auf das weidende Vieh vergessen. Das that übrigens nichts, denn es war nirgends Gefahr und der Wald war weit genug entfernt. Nur das Eine konnte schlimm werden, wenn nämlich eine Bremse daher schwirrte oder eine Hornisse, weil dann das Vieh zu „biesen" anfing und wegrannte wie toll. Und dazu war's eben immer noch warm genug.

Hier hatten sie von Kartoffelstroh ein Feuer angemacht und brieten sich Kartoffeln darin und tanzten darum, wenn's hoch auflohete, als ob's ein Johannisfeuer wäre; andere trieben allerlei Spiele, kurz, sie vergnügten sich gar lustig. Der Bach machte,

wie alle Hunsrücker Bäche, ganz verwunderliche Krümmungen, wodurch es kam, daß es Stellen daran gab, die recht heimliche Plauder- und Koseplätzchen bildeten, wo man dem Auge der Uebrigen ganz verborgen war. An einem solchen Plätzchen, das schier wie eine große Laube rund von dunkeln Erlen abgeschlossen war und nur gegen den Wiesengrund eine schmale Oeffnung hatte, lag der Stamm eines beim vorjährigen Hochwasser entwurzelten uralten Weidenkopfs. Er bildete im tiefen heimlichen Schatten eine recht einladende Sitzbank, und es schien als hätten ihn Zwei zum Kosebänkchen erkoren, denn sie kamen, nachdem sie sich nach allen Seiten umgesehen, um sich zu vergewissern, daß sie unbeachtet und sicher seyen, mit raschen Schritten in das schattige Versteck herein und setzten sich vertraulich auf den Weidenstamm.

Es war ein liebliches Paar, aber nicht ein Jungbursch mit seinem Liebchen, sondern zwei Mädchen, die in diesem Jahre kaum zum neunzehnten mal die Winterhauchen in den Wiesen sahen. Sie waren beide sehr hübsche Mädchen, aber doch so verschieden, daß, wenn man hätte sagen sollen, welche die schönste sey, man in die Klemme gerathen wäre und sich gefragt hätte: bist du auch deiner Sache so sicher, daß dich dein Ausspruch hintennach nicht reut? Schon wenn man sie die abschüssige Wiese herunter gehen sah, konnte man sehen, daß die Zwei nicht einerlei Wesens waren. Es ist erstaunlich, wie bezeichnend der Gang und die Haltung eines Menschen für sein ganzes Wesen ist. Man kann, wenn man prüfend darauf achtet, gar sichere Schlüsse ziehen.

Die eine trat fest, bestimmt, kräftig auf, die andere weich, man möchte sagen ängstlich und sanft, und diese Art des Auftretens stimmte mit ihren Naturen durchaus überein. Die, welche so fest und schnellkräftig einherging, trug sich kerzengerade wie eine junge Tanne. Ihr Auge sah klar und fest in die Welt, aber es war doch kein Stolz, kein Hochmuth darin. Die innere Sicherheit und Festigkeit des Willens und Herzens aber that sich in jeder Bewegung, in Blick und Haltung kund. Sie hatte kastanienbraunes, reiches, glänzendes Haar und braune, leuchtende Augen. Ihre Stirne war frei, hoch und rein, ihre Wangen wie gemalt und ihr kleiner Mund wie eine rothe Kirsche; aber die Hautfarbe war ein bischen dunkel, was ihr aber gar gut stand und so recht zum Ganzen paßte. — Die andere war etwas kleiner, ihr Körper zarter gebaut, ihr Auge blau wie der Himmel, ihr Haar blond und zart wie der glänzende Flachs, den ihre kleine Hand spann in den Wintertagen. Ihre Haut war wie der frisch gefallene Schnee, wenn die Morgenröthe darauf leuchtet, und ihre Wangen wie eine Moosrose, die eben die Knospe gesprengt hat. In ihrer Kleidung waren sie fast gleich. Ein buntes Halstuch umschloß die Brust bis zum Halse, den ein Halsband von Granaten auf schwarzem Sammtband umgab. Das Mieder war von himmelblauem Tuche, mit schwarzen Sammtbändern eingefaßt. Der Arm war bloß bis zum Oberarm, wo sich das schneeweiße, selbstgesponnene Hemd enge anschloß, weil es über dem Ellenbogen zusammengelegt und hinten mit einer Stecknadel festgesteckt war. Ein weiter, grün und schwarz gestreifter Tartanrock umschloß die schlanke Hüfte und fiel ziemlich lang herab, doch nicht so tief, daß man nicht die hellblauwollenen Strümpfe mit den rothen Zwickeln und die Schuhe mit ziemlich hohen Absätzen hätte sehen können. Vorgebunden hatte jede eine Schürze von dunkelm Druckkattun mit schwarzem, lang herabhängendem Bande.

Man konnte es leicht abnehmen, daß die Mädchen Eile hatten, um ungestört zu plaudern. Bemerkt hatte ihre Entfernung niemand, und wollte ihnen das Glück wohl, so konnten sie leicht ein Stündchen heimlich reden. Sie setzten sich eng aneinander auf den Weidenstamm, und die Braunhaarige, nachdem sie vorsichtig gelauscht, ob nicht etwas Verdächtiges sich hören lasse, legte der Blonden die Hand auf die Schulter und sagte: „Lene, um tausend Gottes Willen, ist's denn wahr?“ — Die Blonde erhob das gesenkte Haupt und sah mit rollenden Thränen die treue Freundin an und nickte bloß, denn sie konnte jetzt, wo ein langverhaltener Schmerz mit aller Gewalt hervorbrach, kein Wort reden. — Ammi, so hieß die Braune, schlug ihre Hände zusammen und sagte: „An des Himmels Einfall hätt' ich eher geglaubt! Aber, rede doch einmal, Lene! habt ihr denn Streit gehabt? — Ein Bräutigam verläßt plötzlich seine Braut, in die er verliebt schien wie ein Eichkätzchen — so etwas ist auf dem ganzen Hunsrück noch nicht vorgekommen! Aber, gelt, ihr habt Streit gehabt? Worüber denn, Lene?“

Lene hatte das Gesicht in beide Hände gelegt. Sie weinte fast laut und der Schmerz stieß ihr ordentlich in der Brust; aber sie antwortete nicht und Ammi fuhr fort: „Ich kann mir den Hannjost gar nicht denken! Ist doch die Lene das hübscheste Mädchen weit und breit! Ist sie doch eines reichen Bauern einziges Kind! Ist doch des Vaters Name ein ehrbarer und ihr Ruf ohne Makel, wie ihre Schönheit! Ich sage, die Welt muß keine Woche mehr vom jüngsten Tag seyn!“ Sie sprang auf, rannte einmal das Wiesenplätzchen auf und ab und setzte sich dann wieder. Da richtete Lene den thränenmüden Kopf in die Höhe und sagte leise: „Ammi, es ist alles vorüber! — Er hat mir meinen silbernen Ring zurückgeschickt durch Schulmeisters Ottil, und seinen hat sie ihm auch gebracht.“

„Da!“ rief Ammi, „so ist der Topf schon über-

gelaufen! — Du mein Gott und Herr! Vor acht Tagen noch alles Liebes und Gutes, die Red' von der Hochzeit zu Märtestag, und jezt alles aus und vorbei! Das begreif' eins! — Sind denn etwa Fuchsschwänzer und Ohrenbläser dazwischen gewesen? Lene, liebe Lene, sag' mirs doch!" — Lene schüttelte den Kopf und sah Ammi so flehend, so schmerzlich an, als wollte sie stillschweigend bitten: sey doch zufrieden! — „Ich fahr' aus der Haut, Lene, wenn du nicht die Lippe aufthust! Ich muß dann glauben, du seyest Schuld, und deine Thränen klagen dich der Schuld an!"

Lene richtete sich auf. Ihr glänzendes Auge richtete sie fest auf die Freundin, dann sagte sie: „Gott weiß es, ich bin ohne Schuld!" — „So ist der Hannjost verrückt!" rief das aufgeregte Mädchen. „Sag' mir's doch!" bat sie wieder. „Du hast mich nicht mehr lieb, Lene! Sieh, ich hab' keinen Gedanken in der Seele, und du kennst ihn schon, ehe er um die Ecke ist; aber du hinterhältst alles. Hab' ich das um dich verdient?"

Da fiel Lene ihr um den Hals und sagte, krampfhaft weinend und schluchzend: „Ich kann dirs nicht sagen!" — „Du — kannst — nicht?" sprach Ammi gedehnt und plötzlich bedeckte eine tiefe Gluth ihr Angesicht. Sie schwieg lange; dann schlang sie ihre Arme um Lene's Nacken, drückte sie fest an sich, faßte ihr Gesicht mit beiden Händen und küßte die Glühende auf den rosigen Mund. „So!" sagte sie, „nun hab' ich dich noch vieltausendmal lieber! Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun! Laß ihn fahren, Lene! er ist ein übermüthiger, liederlicher Bursche, ein Händelsucher und Kartenspieler. Laß ihn fahren! Reiß' die Lieb aus dem Herzen mit Stumpf und Stiel! Er ist keiner Thräne aus deinen schönen Augen werth!"

„Ach, könnt' ich!" flüsterte das tiefgebeugte Mädchen. „Er war ja meine Welt, mein Alles!" — „Ist er's denn noch, wo er deiner Achtung nicht mehr werth ist?" rief Ammi. „Lene, ich hab' meinen Stoffel lieb, daß ich für ihn in den Tod gehen könnte, wenn's seyn müßt', aber ich hätte Kraft genug, die Lieb bis in den tiefsten Keim in mir zu tödten, wenn — —. Nein, Lene, sey stark! Ein Mädchen muß auch Herr seyn können über ihr Herz. Kränkt dich das Gerede der Leute? Wenn das Gewissen rein ist, so lacht man darüber. Siehst du, da droben der, der weiß alles, und der richtet. — Ueberleg' ichs jezt und denke mir, wie der Hannjost so oft rauh und widerborstig ist, so mein' ich, der liebe Gott weiß am besten, was uns frommt. Ich kann freilich nicht in die Zukunft schauen, aber ich hab' den Glauben, so, wie sichs jezt gestellt hat, ists dein Glück. Besser, sie werfen vor der Hochzeit die Maske ab, als nachher!"

Ammi hätte wohl noch lange so fort geredet, wäre nicht auf der Wiese ein Brüllen des Viehes laut geworden und ein lautes Geschrei der jungen Leute und Kinder. „Himmel, das Vieh biest!" rief Ammi und war im Nu verschwunden, wie das flüchtige Reh, wenn es aufgeschreckt worden ist. — Nach allen Richtungen rannte das Vieh wie rasend, den Schweif hoch in der Luft und den Kopf tief an der Erde. Da war kein Aufhalten, kein Wehren, man mußte es eben laufen lassen, bis es müde war und ruhig wurde, wenn es den Ton der summenden Hornisse nicht mehr hörte. Das nennt der Hunsrücker „biesen."

Es war ein Glück, daß sich eine Anzahl Knaben gegen den Wald hin zum Ballspiel gesammelt hatte. Als sie das Vieh rennen sahen, bildeten sie eine lange Reihe und lärmten gewaltig, die Mützen und Tücher schwenkend; dadurch hielten sie das Vieh vom Walde ab. Es rannte nun theils im Wiesengrunde herum, stürzte sich in den breiten und tiefen Bach und schwamm hinüber, theils rannte es auf die Felder und gegen das Dorf. Nach einer halben Stunde war es zurück gebracht und alles wieder in Ordnung.

„Was war's denn?" fragte Ammi ein anderes Mädchen, bei dem der größere Theil der jungen Leute stand. „Ach," sagte das Mädchen, „der Hannjost hat mit der Hand vor dem Munde den Ton einer Hornisse nachgemacht; da wurde das Vieh toll und biesig." — Ammis zürnender Blick traf den Uebermüthigen, daß er das Auge niederschlug. „Wenn man von einem Buben- oder Schandstreich hört, so braucht man nicht mehr im Dorfe zu fragen: wer hats gethan? Jedermann weiß, daß Weierichs Hannjost der Urheber ist!" — Diese Worte sagte das Mädchen mit ätzender Schärfe.

Der Getroffene wurde bleich vor Zorn. „Wärst du ein Bub," rief er, „ich bräch' dir den Hals!" — Ammi hatte sich abgewendet. Jezt fuhr sie rasch herum und sagte: „Es thut mir leid, daß ich keiner bin. Einem Mädchen kann ein Strolch höchstens das Herz brechen; und dann ist er noch frech und leck dazu, und die Welt stoßt ihn nicht aus, wie er es verdiente!" — Sie sah ihn fest, fast durchdringend an, und er schwieg und sah zur Erde. — Sie aber ging noch einmal so fest und schnellkräftig über die Wiese, die Freundin aufzusuchen. — Lene war heimgegangen, um ihren Knecht zu senden. Ammi kehrte zu der Gesellschaft zurück, von der sich Hannjost entfernt hatte. — „Den wird Gott zeichnen!" rief das Mädchen, nach ihm deutend, „das Zeichen der Schmach trägt er schon!"

Kein Unfall störte mehr die Hütenden. Die Thiere beruhigten sich völlig und weideten wieder. Hier und dort spielten die jungen Leute in Gruppen, andere stimmten ein Volkslied an. Ammi aber ging zum Bachufer, lehnte sich an den Stamm einer Erle und stand lange hier allein, sinnend und oft tief aufseufzend. Ihre Gedanken waren bei der Freundin,

bis endlich die Betglocke läutete und das Vieh heimgetrieben wurde.

Lene und Ammi waren, wenn auch mannigfach verschieden, dennoch ein Herz und eine Seele seit ihren frühesten Kindertagen. Sie hatten neben einander in der Schule gesessen, sie waren unzertrennlich bei den Spielen gewesen und hatten auch beide das heilige Nachtmahl mit einander zum ersten male empfangen. So alte Liebe rostet nicht. Innig und treu verbunden blieben die Mädchen in dieser Eintracht und nichts störte sie. Inniger und enger wurde noch die Verbindung, als sie sich das süße Geheimniß der Liebe zu vertrauen und zu bewahren hatten. Freilich war da die blonde Lene im größten Vortheil. Ihre Liebe war begünstigt vom Vater und von Hannjosts Eltern und bald wurde das Verlöbniß gehalten, wo der Pfarrer eine schöne Rede hielt und die Ringe wechselte. Ihrem Glücke schien nichts im Wege zu stehen, und Hannjosts Eltern, wie viele Leute im Dorfe meinten, die sanfte Lene werde über den wilden Hannjost eine Gewalt erlangen, wie selten eine Frau über ihren Mann, eben weil sie so gut und mild sey. Andere zweifelten und meinten, Ammi wäre die Rechte für ihn gewesen.

Ammi war nicht so glücklich. Ihre Liebe zu Stoffel war, wie die Leute sagen, mit aus den Kinderschuhen herausgewachsen, und wie sie höher aufschossen, wuchs die Liebe tiefer in die Herzen hinein; aber sie war eine heimliche, weil der Vater Ammis dagegen war. Gegen den Burschen konnte er nichts haben, er war ein Muster eines braven, wackern Jungen, aber sein Entgegenstemmen hatte einen Grund', der in dem Sprichwort fußte: viele Brüder machen schmale Güter. Der Stoffel war der Aelteste von vier Brüdern und drei Schwestern, und wenn auch der alte Müller Bauermann ein hart gebackener Müller war und ein hübsches Gut hatte, so machten eben doch die Achtelchen nicht so viel aus, wie Ein Ganzes, und das bekam seine Ammi, denn sie war ein einzig Kind. — Vielleicht hätte sich das doch noch ausgeglichen, weil Stoffel die Geschwister mit Ammis Geld abfinden und sich die Mühle erhalten konnte; aber der Alte war Stoffels Vater nicht hold, weil er fest glaubte, der alte Müller Bauermann habe es hintertrieben, daß er Syndik im Dorfe wurde, wie sie zu der Franzosenzeit die Schöffen oder Bürgermeister nannten, und habe es dem Weierich, des Hannjosts Vater, zugespielt, weil der ihm einmal mit Geld aus einer großen Verlegenheit geholfen. Da wusch eine Hand die andere, meinte er mit heftigem Zorn im Herzen, und das vergab er dem Müller nie. So ließ sichs an den Fingern abzählen, daß aus einer Heirath Ammis und Stoffels nichts werden konnte. Mit dem alten Zorn und Hasse ist es wie mit der alten Liebe. Er rostet nicht und wächst am Ende in's Fleisch hinein, wie ein Nagel, schmerzt immer, aber man kriegt ihn nicht mehr heraus.

„Wie wirds noch gehen?" sagte Stoffel oft und seufzte. Dann antwortete Ammi: „Darüber zerbrech' ich mir den Kopf nicht. Kommt Zeit, kommt Rath! So viel weiß ich, wenn mein Vater mich zwingen will, hat er das Spiel verloren; denn die elterliche Gewalt hat auch ihre Grenze, und die ist am Altar Gottes." Der alte Bender, Ammis Vater, kannte seine Tochter. Hundertmal sagte er: „An dem Mädchen ist ein Bub verdorben. Ich fürchte, sie macht mir noch Arbeit". — Wenn er das sagte, dachte er allemal an Bauermanns Stoffel und Ammis Liebe zu ihm. Sie war ihm ein Dorn im Auge und er wartete nur, bis ein rechter Freier käme, um den Faden abzuschneiden.

Ein Ereigniß, wie das, daß Weierichs, des Syndiks, Hannjost mit seiner Verlobten, mit Schneiders Lene, gebrochen, brachte das ganze Dorf in wahren Aufruhr. Ueberall steckten die Leute die Köpfe zusammen. Im Backhause, am Brunnen, im Wirthshause und Sonntag Nachmittags vor den Hausthüren wurde es besprochen und verhandelt. Aber es war eine seltene Erscheinung, daß sich dießmal keine Parteien bildeten und nur Eine Stimme im Dorfe war, und diese gegen Hannjost. Man bedauerte das gute Mädchen und ihren braven Vater, und Hannjost konnte in jedem Gesichte Tadel, Unwille, Zorn lesen. Er hatte eben wenig Freunde im Dorfe.

Fast durchweg in jedem Dorfe spielt ein Reicher unter den Burschen den Wilden. Er ist der Haupthahn; um ihn sammeln sich die andern, er gibt den Ton an, den alle summen. Sein Witz wird im Chor belacht; was er thut, ist schön und recht, was er angibt, wird ohne weiteres gethan. Wenn er irgend einen friedlichen Bürger auf dem Striche hat, so kann er sich Gott befehlen; jeder Schabernack, aller Aerger wird ihm angethan. Im Wirthshaus sitzt er oben an, beim Tanze ist er der erste und tanzt Solo, wenn es ihm beliebt. Er gibt die Tänze an, die die Musikanten spielen müssen, kurz, er ist ein Machthaber, wie irgend einer in der Welt. Daß er der Liebling der Mädchen ist, auch wenn ein derbes Maß Rohheit und Uebermuth mit in's Spiel geht, liegt auf der Hand; und wenn er zehn Schätze hätte und verließe, die Eilfte meint doch, sie fesse ihn sicher, und nimmt seine Bewerbungen mit Freuden an. Gehen Tollheiten, Unordnungen, Nachtlärm und dergleichen von ihm aus, die Männer haben selten den Muth, es ihm zu verweisen, weil sie die tausenderlei Wege kennen, wo er es ihnen vergelten kann und sicher nicht säumt es zu thun. Bei Schlägereien, die zur Kirchweih selten fehlen, führt er seinen Troß an und kann seiner Hülfe sicher seyn. Wenn alle Welt von

ihm redet, gleich viel gut oder böse, so hat er in seiner Meinung das Höchste erreicht. Es ist wahr, daß oft solche Haupthähne, wenn sie es recht toll getrieben, im Ehestande musterhafte Männer werden und recht brave Gemeindeglieder; aber es als eine Regel aufstellen wollen, wäre doch allzu gewagt, da das Gegentheil eben so häufig eintritt.

Hannjost, des Syndiks Weierich Sohn, der einzige, der ihm von neun Kindern geblieben, war so ein Haupthahn. — Eben der Umstand, daß ihnen so viele Kinder gestorben waren, sammelte in diesem lezten der Eltern ganze Liebe, und dieß war sein Unglück. Verzogen wurde er von Kindheit auf, jeder Wunsch wurde ihm erfüllt. Er hatte immer Geld genug in der Tasche, seine Wünsche zu befriedigen, und thats auch, ohne daß ihm die blinden Eltern etwas dagegen sagten. Er war Herr seines Willens und machte es lediglich und immer, wie er selber wollte. So war er ein lüderlicher Gesell geworden, der seine Leidenschaften allein maßgebend seyn ließ für sein Thun, und die Leute im Dorf nannten ihn nur „Weierichs Zuchtruthe.“ Er hatte viele Mädchen nachgeführt, aber alle wieder fahren lassen. Um Benders Ammi strich er lange herum, aber das Mädchen führte ihn ab, daß es eine Lust war, und es gehörte entweder die ganze Unverschämtheit Hannjosts dazu, oder eine wahnsinnige Liebe, dennoch wieder zu kommen. Endlich wurde er's denn doch müde. Vielleicht gefiel ihm auch die herrlich erblühende Lene, die alle Welt als die Krone des Dorfes pries, besser. Er warb um sie, und Lene, die ihn längst geliebt, erhörte seine Liebesbitten, und der alte Weierich sah's nicht ungern, obwohl er die rasche Ammi lieber als Schnur gehabt hätte, der er eine größere Macht zutraute, den Wildfang zu bändigen und ihn zu einem braven Manne zu machen. Er war vollends zufrieden, als Lene so starken Einfluß auf den Burschen ausübte, daß er seitdem wirklich ein ganz anderer Mensch geworden zu seyn schien.

Da brach er plötzlich mit dem holdseligen Mädchen, und der Vater und die Mutter standen so verblüfft da, wie alle andern. Als sie ihn fragten, wies er sie zornig und ungezogen ab. Damit war die Geschichte für sie aus; denn leider war es so weit gekommen, daß sie es nicht mehr wagten dem Burschen mit dem Ansehen der elterlichen Würde entgegen zu treten. Fast weinend sagte der alte Weierich zu seiner Frau: „Das ist die Folge davon, daß wir vergaßen, was im Heidelberger Katechismus steht, daß Gott die Kinder durch der Eltern Hand regieren will. Und Salomo und Sirach so gut wie der Apostel Paulus haben uns umsonst geschrieben, was wir thun sollten. Nun ernten wir das Kreuz!“ Die Mutter seufzte und schwieg. Wer von beiden am meisten Schuld trug, war schwer zu sagen. „Ich wollt' lieber, er wär' Soldat geworden!“ klagte der Alte. „Versündige dich nicht!“ sprach die Mutter; „du weißt doch noch, wie du mit dem vollen Kronenthalersäckel nach Simmern liefst und mit dem leeren zurückkamst! Und gib Acht, es legt sich wieder bei.“

Aber es legte sich nicht bei. Wenn auch Scham und Reue Hannjosts Herz zerriß, sein Bauernstolz ließ eine Rückkehr nicht zu. An Lenens Haus ging er vorüber wie ein Dieb, und wenn er sie sah, blickte er an den Boden. Sein Uebermuth war gebrochen; daher bekamen denn auch die Leute den Muth, ihren Tadel laut und scharf auszusprechen. Es geht aber auf einem Dorfe wie in der Stadt. Eine zeitlang redete alle Welt von der Geschichte; dann ward's still und weil Lene nicht starb, wie manche hatten wetten wollen, sondern, wenn auch mit schmerzlicher Ueberwindung, ihr Loos trug, so wurde nach einem halben oder ganzen Vierteljahr nichts mehr von der Sache geredet.

Es war gegen Martini, als eines Sonntags Mittags der alte Syndik Weierich in Benders Haus trat. Bender war allein und saß am Tisch und kramte in seinen Papieren, Schuldscheinen, Quittungen vom laufenden Anno. „Stör' ich dich, Peter,“ sagte Weierich, „so sag's; so komm ich ein andermal wieder.“ — „Nein, setz' dich, Gottfried,“ war Benders Antwort. Er raffte seine Papiere zusammen, stieß sie auf dem Tische gleich, band sie zusammen, legte sie in das Schränkchen von Kirschbaumholz, das in der Ofenecke fest gemacht war, schloß ab und setzte sich zu dem Syndik. — „Was führt dich zu mir?“ fragte er.

„Ein Geschäft,“ sprach der Syndik. „Ist's just hier?“ fragte er, sich umsehend. „Es ist für dich allein.“ — „Wenn die Wände keine Ohren haben,“ sagte Bender, „so sind wir sicher.“ Er stand auf, sah in die Kammer, die auf der einen, und in die Küche, die auf der andern Seite an die Stube stieß, und da er niemanden sah, kehrte er zurück, setzte sich zu Weierich an den Tisch und sagte: „Du kannst frisch von der Leber reden, wir sind allein.“

„Hör' einmal,“ hob der Syndik an, „ich kann nicht mit jedem Bürger in der Gemeinde reden, aber mit Einem muß ich, und da komm' ich zu dir, weil ich dich für verschwiegen halte. Du weißt, die Landmesser sind nun mit der Vermessung unserer Gemarkung fertig und die nächste Woche soll unsere Gemeinde eingeschätzt werden in ihre Steuerklasse. Da gilt's! Von Rechts wegen müßten wir halb erste und halb zweite Klasse bekommen; aber da müßten wir höllisch bezahlen und die Steuerlast läge auf unsern Nachkommen bis an's Ende der Welt. Werden wir auch einmal auf dem linken Rheinufer wieder deutsch, was Gott lieber heut als morgen gebe, so bleibt doch

der Kataster bestehen und der Steuersatz ist so fest wie unsere Berge; nicht?“ — „Freilich,“ sagte Bender, der eigentlich noch gar nicht wußte, wo hinaus eigentlich Gottfried Weierich wollte. — „Nun hat so ein Commissär zwei Augen,“ fuhr der Syndik fort, „und wenn man auf das eine Geld legt, so sieht er nur halb; legt man auch auf's andere, so sieht er gar nichts. Verstehst du?“ — Der Syndik sah mit diesen Worten fuchsschlau lächelnd in Benders Augen.

„Ich versteh's,“ erwiederte Bender. — „Gut,“ sagte Weierich, „dann kann ich weiter heraus rücken. Ich hab' mit dem Commissär die Sache schon rund gemacht. Wenn er sechs Karolin bekommt, so sezt er unsere Gemarkung halb in die dritte und halb in die vierte Klasse. Es kräht kein Hahn darnach und unsere Steuerlast wird um ein paar tausend Franken geringer. Es ist ein Vortheil für ewige Zeiten.“

Benders Gewissen regte sich. „Recht ist's aber doch nicht,“ sagte er. — „Wohl wahr, Peter,“ fuhr der Syndik fort, „und wenn du meinst, wir sollten's bleiben lassen, so ist mir's auch recht; aber es macht mir und dir ein schönes Sümmchen und der verfluchte Franzos kriegt's doch, der unsere Kinder hinmordet, den wir alle hassen, der uns drückt, wo und wie er kann, und wer steht uns dafür, daß er, wenn's ihm an den Kragen geht, uns nicht unser Gemeindeland nimmt und versteigert's? Das Sprüchwort sagt: der Jud' haßt das Gerümmel! Ich hab' schon so eine Glocke in der Ferne läuten hören. Wie nun? fragst du noch: ist's Recht oder Unrecht? — He?“

Peter Bender müßte kein Bauer gewesen seyn, wenn ihn das nicht schon halb herumgebracht hätte. „Spiel's,“ fuhr der Syndik fort, „spiel's ihm in den bodenlosen Säckel, so hat er's, und du und deine Nachkommen bezahlen's. Uebrigens, Peter, handeln wir ja hier nicht eigennützig für uns, sondern für unsere Gemeinde. Das mußt du bedenken!“ — Peter Bender sagte: „Aber, Gottfried, woher die sechs Karolin nehmen und nicht stehlen?“ — „Oho!“ rief der Syndik. „Weißt du denn nicht vom lezten Gemeindetag her, daß wir in unserer Schmuckelkasse, von der der Maire nichts weiß — weil er nicht alles zu wissen braucht, und man in einer Gemeinde bald hier, bald da einen Kreuzer braucht, um den man nicht erst allemal schreiben kann — daß wir in der Kasse noch mehr als so viel haben?“ — „Das wär' schon gut,“ sagte Bender, „aber was wird die Gemeinde sagen, wenn es fehlt? Und du willst es doch nicht jedem auf die Nase hängen?“ — „Jezt nicht,“ entgegnete der Syndik; „aber ich sag' es dir und noch zwei andern von den ersten Männern im Dorf, die können's bestätigen vor der Gemeind', daß es zu einem Zweck verwendet worden, der allen zu gut kommt. Nach ein paar Jahren sagt man's allen frank und frei, und da jeder seinen Vortheil dabei hat, was er sieht, wenn er in den Steuern herunter kommt, so wird auch jeder schon sein Maul halten und die Geschichte nicht an die große Glocke hängen.“

Beide sprachen nun noch eine Weile über den Handel, dann waren sie einig und die Geschichte war fertig. Diese ächte Bauernschelmerei war aber eigentlich von dem Syndik nur gewählt, um den Bender sich geneigt und kirre zu machen. Es wußten's wenigstens schon zehn im Dorfe und der Commissär hatte das Geld schon, um deßwillen er den Staat um das Zehnfache und mehr betrog, eine Handlungsweise, die damals, wo das Geld alles Eckige kugelrund machte, ganz herkömmlich war.

Sie hatten ihre Pfeifen angezündet, und nachdem die Staatshändel beseitigt waren, kamen die eigenen daran. Weierich klagte Bendern, welch einen Streich ihm sein Hannjost gespielt mit dem Brechen mit Schneiders Lene. Es mochte ihm damit völlig Ernst seyn, aber sein geheimer Zweck forderte es, daß er seinen Sohn wo möglich rein wusch. Auf Lene direkt eine Schuld zu werfen, wagte er nicht. Er sagte daher: „So leid mir auch die Geschichte thut, so hat sie doch eine Seite, die mir nicht unlieb ist. Dir, Peter, kann ich schon so etwas sagen. Siehst du, die Lene ist viel zu weich für meinen Hannjost. Er ist so ein Wilder, weil er halt weiß, daß er Geld hat und kriegt. Wir waren ja auch einmal jung und haben's an uns auch nicht fehlen lassen. Das muß Unsereiner bedenken, wenn er über das Thun und Treiben der Jugend judicirt. Und ich frage dich, sind wir nicht tüchtige Männer und brave Ehemänner geworden? Freilich haben unsere Weiber — man muß ehrlich seyn — viel an uns zu schulmeistern gehabt; aber sie haben alle beide — deine, Gott hab' sie selig! und meine, Gott erhalte sie! — Haar auf den Zähnen gehabt, und hingen uns den Brodkorb hoch und legten uns den Maulkorb an, besonders für's Wirthshaus. Daraus folgte, daß wir alle beide behaltene Männer geworden sind. Die Lene wäre, wie gesagt, zu weich für ihn gewesen und ich hätte befürchten müssen, er hätte wie ein thöricht Fohlen hinten aus geschlagen. Das ist das Einzige, warum mir die Geschichte weniger unlieb seyn könnte. Ich, meines Orts,“ fuhr er fort, als Peter Bender dazu schwieg, „hatte immer ein anderes Mädchen im Auge für ihn, die Krone aller Mädchen im Dorf: ich will's nur rund heraus sagen — deine Ammi — Aber die Lieb' ist stockblind und man mag auch nicht gerade so entgegentreten, weißt du? — Nun aber hat er's selber aufgelöst, und nun ist's gut. Leider hat aber Ammi mir alle Hoffnung genommen, sie als meine Schnur zu sehen, da sie mit Bauermanns Stoffel, wie ich höre, ein Gehänge hat.“

Ammi's Vater hatte bis jezt still dem Redestrom des verschmizten Weierich zugehört. Jezt berührte dieser

einen wunden Fleck. „Wer hat's gesagt," fuhr jener auf, „daß das Gehänge mit Bauermanns Stoffel mehr sey als so ein Tanzspaß? Ich denke, wenn die Sache ernstlich gemeint seyn sollte, der Vater hätte auch noch seinen Batzen dazu zu geben!"

Gottfried Weierich hatte erreicht was er wollte. Er wußte nun, wie viel Uhr es war und wie die Gäule im Stalle standen. „Freilich," sagte er begütigend, „so denk' ich auch. Es ist zwar heutzutage ein bitterböser Geist in der Jugend. Sie wollen von elterlicher Zucht und kindlichem Gehorsam nichts mehr wissen und gedenken nicht, daß es im Heidelberger Catechismus heißt: „Was will Gott im fünften Gebot? daß ich meinem Vater und meiner Mutter und allen, die mir vorgesetzt sind, alle Ehre, Liebe und Treue beweise und mich aller guten Lehre und Strafe mit gebührendem Gehorsam unterwerfe," und wie die Worte ferner lauten. Jedes möchte gern selbst Herr seyn, wenn's über einen Strohhalm springen kann."

„Wenn der Vater ein Simpel ist, dann geht's so," fuhr Peter Bender hitzig fort. „Gottlob, ich bin keiner und führe mein Hausregiment mit eigener Hand. Und dem Mädel will ich den Stoffel aus dem Kopf herausstoffeln, daß es eine Art hat!" — „Wärst du denn nicht abgeneigt, wenn mein Hannjost käme und um Ammi würbe?" fragte Gottfried Weierich mit sanft lautender Stimme. — „Daß ich dir's gerade sage, Gottfried, ich hab' an deinem Buben viel auszusetzen," sprach Bender; „aber wenn er sich artet, so wüßt' ich nicht was ich thäte. Das aber will ich dir sagen, was wir hier reden, muß unter uns bleiben. Merkte die Ammi, und sie ist ihres Vaters Tochter darin, daß es ein abgekartetes Wesen wäre, es gäb' schlimme Arbeit. Ein resolut Mädel ist sie, das muß wahr seyn!" — „Versteht sich," sagte der Syndik. „Dem Hannjost will ich so unter der Hand sagen: „Hätt'st du Benders Ammi gefreit, so wär' das alles nicht gekommen. Das ist genug, denn er hatte die Ammi immer lieb, das weiß ich. — Also es bleibt dabei!" sprach er und stand auf, indem er die Hand hinhielt. „Schlag ein, Peter! wir wollen beide das Unsrige thun, und meinem Wilden will ich sagen: „Zieh die Schwungfedern ein, Bübchen, sonst kriegst noch nicht Hirtenjakobs Kathrin zur Frau!" das wird ihn gescheidt und zahm machen. Ohnehin geht er herum wie ein gescheuchter Dieb. Er kann das rechte Fahrwasser nicht finden und merkt doch, daß es bald Zeit ist, verständig zu werden. Er ist jezt seine einundzwanzig alt, alles hat sein Ende und ich hoffe dich doch noch Kumpeer * zu nennen. Schlag' ein, wenn dir's Ernst ist!"

Der Bender schlug ein und der Syndik ging fröhlich von dannen. Ammis Vater aber blieb in tiefen Gedanken zurück. Er hatte da mehr gehört als er wußte, und sein alter Groll wuchs wieder grün empor. Das aber sah er ein: sollte etwas aus der Heirath mit Hannjost Weierich werden, so war mehr als Eine harte Nuß zu knacken.

Es ist auf dem ganzen Hunsrück eine allgemeine Einrichtung, daß, wo möglich, jedes Haus hinten einen Garten und an diesen anstoßend einen mit Obstbäumen mehr oder weniger besezten Grasgarten, die „Pütz" genannt, hat. Da mancherlei Abflüsse in diese Pütz gehen, sie auch in der Regel den Brunnen enthält und gewässert werden kann, so wächst in ihr das üppigste Gras, das mehrmals im Jahre das herrlichste Grummet gibt.

Es war vielleicht vierzehn Tage später, als Ammi mit der Sense und dem Rechen in die Pütz ihres väterlichen Hauses trat, um noch vor Nacht eine Last Grummet zu mähen, da nicht Futter genug zu Hause war. — Die Pütz zog sich vom Hause bis zum Bache hinab und war auf beiden Seiten von einem dichten Hage von Hainbuchen umzogen. Auf der einen Seite führte an diesem Hage ein Weg vorüber, der aus dem Dorf zum Bache ging. — Sie stand in der Nähe dieses Weges am Hag und schürzte sich eben zum Mähen; aber wie es so geht, es kamen ihr andere Gedanken in den Sinn und sie stüzte die Sense auf die Erde und lehnte ihren runden vollen Arm auf den Sensengriff. Es war ein schönes Bild, wie sie so da stand; das Haar war nachläßig aufgesteckt, nicht einmal in Flechten; zwei volle reiche Locken hatten sich gelöst und fielen auf beiden Seiten in Ringeln auf den Busen; der weiße Hals wurde dadurch besonders gehoben. Auf den schönen Zügen lag tiefer Ernst.

Was sie so nachdenklich machte, waren zwei besondere Umstände, die seit kurzer Zeit auffallend hervortraten. Hannjost schien den Auftritt auf der Wiese ganz vergessen zu haben. Er schien blind für die Verachtung, die sie ihm bewies, taub gegen die harten Worte, womit sie ihn, wenn er sich ihr nahte — und das that er mit sichtlichem Bemühen — zurückwies. Er ging ihr überall nach, und wo er dachte, er könne sie finden, da war er gewiß. Dieses auffallende Betragen stand nicht allein. Auch sein Vater und seine Mutter waren ihr so ungewöhnlich freundlich, daß sie fast zu ahnen anfing, man beabsichtige von dieser Seite her eine Verbindung anzubahnen. — Das war das Eine, was das verständige Mädchen stutzig machte. Das andere kam aus dem eigenen Hause. Schon mehrmals hatte ihr Vater, wenn andere Leute „majeten," d. h. zu Besuch da waren, die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, davon zu reden, wie nothwendig es für redliche Eltern sey, dahin zu wirken, daß ihre Kinder sich in keine unpassenden Verbindungen einließen; daß es der Kinder Pflicht sey, den Eltern

* Compère.

auch beim Heirathen unbedingten, blinden Gehorsam zu leisten. Es sey, sagte er, heutzutage so eine dumme Einbildung und eine Nachäfferei der Herrenleute, daß man von Liebe rede, die zum Heirathen gehöre. Die Hauptsache sey, daß man etwas habe und erheirathe, denn die Lieb' lasse den Magen leer, und damit sey nicht auszukommen. Derartige Reden führte er gar oft. Auch hatte er mehrmals hart über Bauermanns geredet, man sah's, absichtlich. Einmal, als Sonntags „Maje" (Besuch) da war, hätte sie nicht schweigen können. Ihr Vater redete wieder vom Gehorchen beim Heirathen.

„Vater," hatte sie da gesagt, „meint Ihr denn, es sey vor Gott Recht, daß ein Vater oder eine Mutter ihr Kind zwingen könne, eine Heirath mit einem Unhold einzugehen, den es haßt und verschmäht? Meint Ihr, es sey auch da gehorsam zu seyn schuldig, wo es sich um das Glück oder Elend seines ganzen Lebens handelt? Meint Ihr, zum Beispiel, ich ließe mich so von Euch verschachern, wie unsere Kühe an den Juden verschachert werden? Da irrt Ihr! Ich muß mit dem Manne leben, den ich nehme, nicht Ihr. Und sehe ich voraus, daß ich ihn nicht leiden kann, so soll mich keine Macht zwingen Ja zu sagen. Das ist meine Meinung. Der Gehorsam hat auch seine Grenzen, und ein Kind ist nicht das Opferthier, das die Eltern zur Schlachtbank führen dürfen." Da war er aufgebraust mit dem wildesten Zorn, hatte von verdorbenen, ungerathenen Kindern gesprochen, und wie er sie würde zahm zu machen wissen.

Ein andermal hatte sie, als er über Bauermanns los fuhr, ihre Partei ergriffen und sie vertheidigt; da war denn das Gewitter losgebrochen mit Donner und Blitz und er hatte ihr rund erklärt, er werde nie seine Einwilligung geben, ihr aber fluchen, wenn sie ähnlichen Gedanken forthin Raum in ihrer Seele gebe. „Wohlan," hatte sie da gesagt, „so bleibe ich ledig und sterbe als alte Jungfer!"

Seitdem war das Verhältniß zu ihrem Vater nicht mehr das rechte. Kein freundlich Wort sprach er mehr mit ihr. Nur Schnurren und Purren war im Hause; der Friede, wie er früher allzeit geherrscht, war verschwunden. Das hatte ihr schon manche schwere Stunde gemacht und manche Thräne hatte sie mit der treuen Lene geweint. Sie sah, wie auch ihr ein Schicksal nahte, gleich dem der Freundin.

Das alles ging jezt an ihrer Seele vorüber und immer tiefer versank sie in kummervolles Nachdenken. Da berührte plötzlich eine Hand ihre Schulter. Sie zuckte vor Schrecken und wandte sich schnell um. Es war Stoffel, der eben aus dem Dorfe kam und nach der Mühle ging. Auch in seinen Zügen spiegelte sich der Kummer. — Eine Weile sahen sie sich in die Augen, so still, als sollten die Blicke reden. Sie thatens freilich auch. — Endlich sagte Stoffel: „Ammi, nun ist die ganze Geschichte klar!" — „Welche?" fragte das Mädchen. — „Nun, die mit dir und dem Hannjost." — „Nenne den Namen nicht!" sagte das Mädchen mit großem Nachdruck. „Er ist mir so widerlich wie die Blindschleiche, wenn sie sich zu meinen Füßen windet! Aber sag', was hast du denn? du siehst ja auch so traurig drein?" — „Kann ich froh seyn, wenn du mir sollst entrissen werden?" — „Daran sind wir noch nicht!" sagte Ammi. — „Meinst du?" fragte der Jüngling und lehnte seine kräftige Gestalt wider den Buchenhag. „Ich will dir dann nur sagen, daß die alte Weierichin gestern zu meiner Base gesagt hat: es sey ihr lieb, daß ihr Hannjost das bleiche Buttergesicht, die Lene, habe fahren lassen. Die habe nichts für ihn getaugt; du seyest die Frau für ihn, und sein Vater habe auch mit dem deinigen geredet und sein Jawort erhalten. Das sey nun ausgemacht und dein Vater werde dich schon zur Ordnung bringen, wenn du auch nicht wolltest; diesen Dienstag werde er die Freier senden."

Ammi wurde bleich wie Schnee. Sie sah den Jüngling an, den ihre Seele liebte, und in ihrem Blick lag ihre ganze Seele. Sie schwieg einige Minuten, dann sagte sie: „Stoffel, ich bleibe dir treu! Vertraust du mir auch dann, wenn du mich an der Seite Hannjosts zur Kirche gehen siehst mit dem Brautkranz im Haare? — Ich frage dich, glaubst du auch dann noch an meine Treue?" — Stoffel schwieg einen Augenblick, er verstand kaum was sie sagte. — Sie wiederholte ihre Worte und sagte: „Sieh', ich fordere viel, sehr viel von dir, aber die Treue fordert Glauben. Glaubst du?" — „Ja," sagte Stoffel; „aber Gott verhüte, daß es so weit komme!" — „Es kommt so weit, ich glaube es," sagte sie und die bleiche Wange färbte sich wieder in höherer Gluth. „Aber geh, mein Vater könnte kommen. Noch eins, Stoffel! Rede jezt nichts mehr mit mir. Thu, als ob wir unsere Herzen auch getrennt hätten. Sey gleichgültig gegen mich, ich bin's auch gegen dich. Lene wird dir sagen, was ich denke. Gute Nacht!" Er reichte ihr die Hand, die sie drückte, und er ging.

Rasch fuhr jezt die Sense durch das abendlich feuchte Gras, rauschend streckte sie die Mahden nieder. Die innere Erregung förderte das Werk und bald trug sie die Last in die Tenne, von wo aus sie es in die Raufe des Viehes einlegen konnte. Als sie in das Haus trat, hörte sie schon ihren Vater zornig im Zimmer auf und nieder gehen; die Diele krachte, so schwer trat er auf. Und als er sie in der Küche hörte, da kam er heraus und sein wilder Zorn brach los, denn er hatte sie bei Stoffel stehen sehen. Fest erklärte er, nie werde er in eine Verbindung mit ihm willigen und es sey sein fester Wille, daß sie Hannjost Weierich zum Manne nehme.

Sie schwieg beharrlich, denn jede Widerrede hätte

ihn zu Mißhandlungen führen können. Auch kam die Magd, und die Ehre, auf die der Hunsrücker viel hält, forderte, daß sie nicht Zeuge sey von Worten oder Thaten, deren sich Vater und Kind zu schämen hätten. Sie stellte, als das Essen fertig war, es ruhig auf den Tisch und ging auf ihre Kammer.

Das Herz war zu voll. Hier schüttete sie es in heißen Thränen aus. Sie sah das Unglück nahen, das sie so manchmal bei ihres Vaters starrem Sinne gefürchtet hatte. Es hing die Wetterwolke drohend über ihrem Haupte, aber kein Verzagen kam in des Mädchens starke Seele. Sie betete heiß und innig um Erleuchtung und Kraft, und als sie gebetet, setzte sie sich auf ihre Kiste, stützte den Kopf in die Hand und dachte über ihre Lage nach. Und so saß sie noch, als die Sterne am Himmel standen und der wunderbare Komet mit seinem riesenhaften Schweife; so saß sie noch, als der Wächter die zwölfte Stunde blies. — Aber dann stand sie auf, um sich zu entkleiden. Wer in ihre Züge geschaut hätte, der würde in der wunderbaren Ruhe derselben erkannt haben, daß ihr Denken ein sicheres Ziel, eine beruhigende Sicherheit, eine völlige Klarheit gefunden, und daß ihr Wille mit ihren Gedanken im reinsten Einklang stand. Sie legte sich ruhig nieder und der Schlaf des Friedens senkte sich bald auf die geschlossenen schönen Augen nieder, aus denen die Thränen verschwunden waren.

Ruhig erwachte sie und ging an ihren häuslichen Beruf. Eine andere Veränderung war an ihr nicht wahrzunehmen, als daß sie bleich aussah und die frischen Rosen ihrer Wangen seit gestern Abend entblättert schienen. — Ihr Vater sah's, aber er beachtete es nicht, wollte sich wenigstens den Schein geben, als beachte er's nicht. „Bleib heute zu Hause," sagte er, als er in die Küche trat, um eine Kohle auf seine Pfeife zu legen. Sie blieb zu Hause und war unermüdet thätig. Als aber der Vater, um etwas zu ordnen, aufs Feld ging, da eilte sie zu Lene und fiel ihr um den Hals. — „Lene," rief sie, „auch mir naht das Unglück. Denke dir, der Hannjost freit um mich!" — Lene wäre fast in Ohnmacht gefallen.

„Was wirst du thun?" fragte sie schluchzend. — „Meinem Vater gehorchen," sagte Ammi fest; „aber, Lene, zweifle nicht an mir! werde nicht irre an mir! Und siehst du mich mit ihm zur Kirche gehen, zweifle nicht an mir!"

Lene starrte sie an. Ammi aber riß sich los und eilte hinweg.

Die Zeitungsanzeige in London.

(s. Nr. 16.)

II.

„Drei Pfund wöchentlich. — Wer sich persönlich oder brieflich bei A. Y. 15 Cheapside meldet, erhält Auskunft über einen ganz neuen Erwerbszweig, der mit Leichtigkeit binnen zwei Monaten erlernt werden kann und die obige Summe einbringt. Während des Cursus erhalten die Lehrlinge einen Wochenlohn von zehn Schillingen. Eine Gratifikation wird erwartet." Diese Art der Annonce ist in der letzten Zeit so häufig geworden, daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Sie begegnet uns mit geringen Abänderungen fast in jeder Nummer der Times. Drei Pfund Sterling wöchentlich ist ein schöner Verdienst, und „nur zwei Monate Lehrzeit, und während der Lehrzeit bezahlt!" Freilich, es wird eine Gratifikation erwartet, aber wer gibt nicht gerne einen Theil seiner Ersparnisse, seine ganzen Ersparnisse, wenn er sich damit eine Existenz für das Leben sichern kann? Also wir lassen uns verlocken und schreiben an Herrn A. Y. Den folgenden Morgen schon bringt uns der Postmann die Antwort. Herr A. Y. war Foreman (Werkführer) in einer Färberei; er hat eine neue Methode des Schnellfärbens entdeckt, deren Vorzüge vor den früheren er plausibel auseinander setzt, und bittet um einen Besuch in seinem Hause. Natürlich kommen wir der Einladung pünktlich nach. Wir finden einen Mann von überaus einnehmendem und respektablem Wesen. Nach einer halben Stunde sind unsere letzten Skrupel beseitigt. Unter rosigen Träumen von der Zukunft drücken wir dem „Begründer unseres Glücks" eine Fünfpfundnote in die Hand und beginnen den Lehrcursus. Alles geht vortrefflich. Den nächsten Tag stellen wir uns, der Verabredung gemäß, früh um sieben Uhr ein, um die Arbeit fortzusetzen. Wir ziehen die Klingel, aber niemand öffnet. „Herr A. Y. wird wohl in Geschäften ausgegangen seyn. Die Zeit ist zwar sonderbar, aber es gibt auch sonderbare Geschäfte." Wir entschließen uns zu warten. Sekunde verfliegt um Sekunde, Minute um Minute, Viertelstunde um Viertelstunde. Ein unheimliches Gefühl fängt an uns zu beschleichen. Wir setzen den knocker (Thürklopfer) in Bewegung, um den Landlord herauszupochen. Dieser erscheint mit zornglühendem Gesicht, und kaum haben wir nach unserem Lehrmeister gefragt, so bricht er in einen Strom leidenschaftlicher Beredtsamkeit aus und erzählt uns scheltend und fluchend, dieser Schwindler, dieser Dieb sey ihm die verflossene Nacht mit der Wochenrente und einem Theil seiner Möbeln durchgegangen.

Die stolzen Luftschlösser sind zusammengebrochen, die süß geträumten drei Pfund monatlich zerstieben wie Nebelgebilde und unsere wirkliche, reale Fünfpfundnote ist verloren, unwiederbringlich verloren! Schmerzlich bewegt kehren wir nach Hause zurück, um in der Einsamkeit Trost zu suchen. Doch halt! es bleibt noch eine Chance! Eine Woche lang durchlesen wir das Supplement der Times auf's Genaueste, und richtig! wir sind endlich so glücklich, die Annonce wieder zu finden, welche uns in's Garn gelockt hat. Nur die Adresse lautet anders, natürlich. Ohne langes Besinnen eilen wir nach der angegebenen Wohnung und versäumen nicht, unterwegs einen Constabler zu unterrichten. Erwartungsvoll treten wir in das Haus. Man führt uns zu Herrn A. Y. Ein „respektabler," „anständiger," Mann empfängt uns: es ist nicht unser Mann. Er bittet uns höflich, Platz zu nehmen, und schickt sich zu einem salbungsvollen Sermon über sein neues und vortheilhaftes System der Wachsblumenmacherei an. Wir haben natürlich keine Lust zu einem zweiten Lehrcursus, stammeln eine Entschuldigung und entfernen uns rasch, mit zugehaltenen Taschen, aus der Nähe des Unbekannten.

„Aber warum macht die Polizei diesem Unfug kein Ende? Sie braucht ja nur die Annoncen zu überwachen." — Erst vorige Woche wurde einer dieser Schwindler ergriffen und zur Strafe gezogen; aber im Ganzen kann die Polizei nur wenig thun. Jedermann hat das Recht, neue Industriezweige zu erfinden und anzukündigen. Man kann also erst einschreiten, wenn der Betrug schon vollendet ist; aber wie schon angedeutet, der Gauner räumt das Feld, sobald ihm ein Coup gelungen, und überläßt es einem andern aus der Compagnie. Hie und da versucht es freilich die Polizei, eine Falle zu stellen, zu provociren, aber sie scheitert fast immer an der wunderbar organisirten Contrepolizei der Diebe. Man muß eben für sich selbst sorgen, und gewöhnlich scheut man das Feuer erst, wenn man sich ein- oder mehrmals verbrannt hat.

„Jährliche Rente von fünfzig Pfund Sterling. Wer bei H. B. 6 Unionstreet Whitechapel ein- für allemal zwei Pf. St. einzahlt, sichert sich eine Jahresrente von fünfzig Pf. St. Auskunft unentgeltlich." Was sollen wir von dieser Anzeige halten? Ist das Ding eine Schwindelei? Aber dazu ist es fast zu grob. Oder ein schlechter Spaß? Möglich. Whitechapel liegt im entlegensten Theile der Stadt und ein trivialer Witzbold will vielleicht das leichtgläubige Publikum hänseln. Sey es was es wolle, Betrug oder Scherz, der Verfasser der Ankündigung wird seinen Zweck erreichen. Die Aussicht auf eine Rente, und wäre sie noch so problematisch, genügt, um Tausenden das Hirn zu verrücken.

„Wiederbelebung der Anti-Corn-Law-Ligue. Proklamation des Ausschusses." Sie sehen, die Times haben dieser Anzeige einen zweideutigen Platz angewiesen. Das Blatt grollt der Manchesterschule (den Reformern), welche eine Agitation gegen das Toryministerium heraufbeschworen hat. Sein Groll versteigt sich sogar in das Supplement. Es ist freilich nur ein Setzer, den wir hier anzuklagen haben, aber die Bedienten schlagen sich ja immer, wo sich die Herrn zanken.

Waren wir so eben in der offiziellen Politik, so kommen wir nun zu einer Art von freiwilliger Politik. „Hurrah für den Freihandel! Ein protektionistisches Ministerium unterfängt sich in diesem Augenblick, den gerechten Sympathien und Antipathien des Landes Hohn zu sprechen. Trotz seiner heuchlerischen Versicherungen, lauert es nur auf die Gelegenheit, wo es dem Freihandel den Todesstoß versetzen kann. Aber die Britten werden niemals Sklaven werden. Wir lassen uns von den Tories nicht knechten! Wir lassen uns das billige Brod (the cheap loaf), den billigen Kaffee und den billigen Zucker nicht entreißen, um die Grundrenten einiger Privilegirten zu erhöhen! Nein, nein, nein! Der Unterzeichnete hat niemals zurückgestanden, wo es galt, im Interesse des Freihandels zu wirken. Kann er auch nicht auf den Ruhm eines Cobden, Bright, Walmsley und anderer Ehrenmänner Anspruch machen, so hat er doch auf dem Wege der Praxis alles geleistet, was ein großes Kapital und ein aufopfernder Wille möglich machen. Er hat ganze Schiffsladungen von Colonialwaaren angekauft und zu fabelhaft billigen Preisen verkauft, um dem Volke die Möglichkeit zu verschaffen, an den Segnungen des Freihandels Theil zu nehmen. Er liebt es nicht, sich, wie andere thun, dem Publikum in Marktschreierweise aufzudringen. Aber Ehre, dem Ehre gebührt. Das Volk wird die Männer nicht vergessen, die in seinem Interesse gehandelt haben und handeln werden. A. Welshcombe, tea- and coffeemerchant, 21 Oxfordstreet." — Protektionisten, Freetrader, Cobden, Bright, Walmsley werden hier zum Fußgestelle eines simpeln Kaffee- und Theehändlers. Die wichtigsten Fragen der Gegenwart müssen herhalten, um den kundensuchenden Krämer in ein blendendes Licht zu stellen. Und wer bewundert nicht die gesinnungstüchtig patriotische Denkweise des Herrn Welshcombe? Er handelt nicht, um Geld zu verdienen, um ein „Vermögen zu machen." Sein biederes Herz stößt diesen Gedanken mit Verachtung von sich. Er handelt aus höheren Motiven, um ein Princip aufrecht zu halten, um die Richtigkeit eines Systems zu erweisen. Seine Beweggründe sind nicht egoistisch; er hat keine Interessen, als die Interessen der Gesammtheit, kein Ziel, als das Wohl des Volks.

Die Annonce fängt an sich emporzuschwingen. Sie streift die niedere Charlatanerie ab und stolzirt auf dem Cothurn. Sie hüllt sich in die Rüstung der haute politique, geht auf das Forum und deklamirt von Freiheit und Bürgertugend. Sie wird Chartist, Radikalreformer, Freetrader, Whig und Tory. Sie mischt sich in den Kampf der Parteien, und auf die Massen angewiesen, trägt sie meist das Banner der Massen. Sie revolutionirt die hergebrachte Sprache, verschiebt die Begriffe, verwandelt Fehler in Tugenden, Egoismus in Aufopferung, den Krämer in einen Brutus. „Und Brutus ist ein ehrenwerther Mann!" Herr Welshcombe hat uns die Bahn gebrochen und den Weg vorgezeichnet. Wir drängen uns durch die profane Mittelmäßigkeit und treten in das Allerheiligste der Annonce ein.

Jedermann kennt den Poëts-corner in der Westminsterabtei, wo die Blüthe der englischen Poesie vereinigt ist — im Grabe. Wir stehen jezt vor dem Poëts-corner des Advertisements. Es ist nur ein kleines Plätzchen, auf der lezten Seite des Supplements; aber diese lezte Seite wiegt für sich alle früheren auf, sie ersezt durch Qualität, was ihr an Quantität abgeht, sie ist nur die lezte, weil sie die vollkommenste ist. Und von dieser lezten, vollkommensten Seite ist dieses kleine Plätzchen das lezte, vollkommenste Stück. Es ist freilich kein Dichterwinkel im eigentlichen Sinne des Worts, obgleich es nicht an Poesie fehlt, und an Poesie, die nach der Vorschrift des Horaz das utile mit dem dulce vereinigt. Nur schade, daß das erstere zu sehr vorherrscht. Doch Herr Moses ist kein Horaz, und Horaz wäre nie ein Moses geworden. Der Dichterwinkel der Annonce ist ein Schneiderwinkel; wer aber den wahren, den einzigen Menschen, der socialen Cours hat, wer den Gesellschaftsmenschen macht, der darf sich wohl mit dem vergleichen, der ihn nur besingt oder verspottet.

In diesem Schneiderwinkel gibt es keine Denkmale von Marmor; sie sind, wie es sich im neunzehnten Jahrhundert gebührt, von Papier und Druckerschwärze und haben den Vorzug, daß sie bei Lebzeiten gesezt werden. In Deutschland, dem bescheidenen Lande, würde dieß vielleicht Anstoß erregen, aber im

Lande der Wellingtonsstatuen kann es nicht befremden. Das Treiben ist hier so hastig, man lebt so fieberhaft schnell, daß man sich mit der Unsterblichkeit beeilen muß. Besser eine Unsterblichkeit bei Lebzeiten als gar keine. Wir wissen ja nicht, was und wer nach uns kommt.

Ich habe von Unsterblichkeit gesprochen, wo von Moses und Sohn die Rede wurde. Unsterblichkeit und Ruhm sind ja aber für viele gleichbedeutend, und wenn der berühmt ist, dessen Name im Munde des Volkes lebt, so ist Moses und Sohn berühmt und also unsterblich. Sein Name tönt im Süden und Norden, in Ost und West der Vereinigten Königreiche, er ist gedrungen, so weit der Scepter Brittanias reicht, in die Urwälder Australiens und Canadas, zu den Goldbergwerken Californiens, in den Busch des Caps und die Dschungeln Hindostans. Doch Herr Moses wird uns dieß selbst erzählen. Fangen wir an zu lesen.

»National defences! England expects that every man does his duty (Nelsons bekanntes Wort vor der Schlacht von Trafalgar). In diesem Augenblick ist zwar der Kriegslärm verhallt, aber die Gefahr ist nicht vorüber. Wenige Meilen von der brittischen Küste herrscht ein rücksichtsloser Despot, der sich berufen glaubt, die Rolle seines Oheims zu spielen, und in dieser gefährlichen Einbildung durch 500,000 Bajonette unterstützt wird. Sein Haß gegen freie Institutionen, und somit gegen England, ist notorisch. Die Unzulänglichkeit unserer Vertheidigungsmittel braucht nicht mehr auseinander gesetzt zu werden; sie ist von allen Parteien anerkannt. Leider hat der unselige Ministerwechsel die Schwierigkeiten der Lage noch gesteigert. Er hat den Samen der Zwietracht in das Land geworfen, die höchsten Interessen fühlen sich gefährdet, und es ist weniger Aussicht als je auf energische Defensivmaßregeln vorhanden. Wenn die Regierung es versäumt, ist es Pflicht jedes Engländers, zu handeln. Es gilt nicht allein unsere Nationalität, es gilt unsern Handel, unsere Industrie, unsere Freiheit. Ein Theil des Volks hat seine Aufgabe trefflich begriffen, und fängt an sich in den Waffen zu üben. Die zahlreichen Büchsenvereine, die im Laufe weniger Wochen gegründet wurden, sind ein erfreuliches Zeichen patriotischer Gesinnung. Mr. Nicholls Bemühungen für die nationale Sache sind bekannt und anerkannt. Er zeigt hiemit dem Publikum an, daß wieder zweitausend Freiwilligenuniformen nach den besten Mustern angefertigt sind. Uniform, nebst einer als trefflich garantirten Büchse fünf Pf. St.« — Ich habe die Anzeige nicht ihrem ganzen Umfang nach gegeben. Sie ist ein förmlicher Leitartikel, und nicht der schlechteste, den ich gelesen habe.

Nicholls bildet mit Hyam und Moses und Sohn das sogenannte Schneidertriumvirat und verfügt, gleich seinen Collegen und Concurrenten, über ungeheure Geldmittel. Sein prachtvolles Etablissement in Regentstreet wird den Besuchern der Industrieausstellung im Gedächtniß seyn. Was „seine Bemühungen für die nationale Sache" betrifft, so müssen wir ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sobald der französische Staatsstreich bekannt wurde, entdeckte Nicholls mit dem Späherblicke des Spekulanten, daß sich damit eine treffliche Gelegenheit zu Geschäften eröffnet habe. Ehe noch jemand an die weitern Folgen dachte, ehe die capitolinischen Gänse in der Tagespresse das Nahen der Gallier verkündeten, stimmte er das Hannibal ante portas an. Alle Straßenecken wurden mit Plakaten bedeckt, tausende von Traktätchen vertheilt und hunderte von Anzeigen herum gefahren und herum getragen; die Zeitungen wimmelten von Advertisements, und das Thema all dieser Plakate, dieser Traktätchen und Annoncen war die Gefahr des Vaterlands und die Nothwendigkeit, auf Vertheidigungsmittel zu denken. Die Sache zog, und John Bull hörte so oft, daß er bedroht sey, daß er es zuletzt selbst glaubte. Nicholls begnügte sich mit diesem Resultate nicht. Sein Einfluß dehnte sich über einen Theil der Presse aus, und was bisher nur in Anzeigen und Traktätchen zu Tage gekommen war, tönte nun in geharnischten Leitartikeln wieder. Die größeren Zeitungen konnten sich dem patriotischen Sturmwind nicht länger widersetzen, sie nahmen die Frage um so lieber auf, als sie populär war, und „England gerieth in Bewegung." Die friedlichen Bürger fingen an zu exerciren, es bildeten sich Schützenvereine, und Nicholls verkaufte tausende von Uniformen. Es ist dieß ein Seitenstück zu der berüchtigten Expedition nach Cuba, die im Kabinet einiger amerikanischen Börsenwölfe beschlossen wurde. Man wird allerdings einwenden, der englische Kriegslärm sey nicht ganz ohne Grund gewesen, und die Befürchtungen würden sich auch ohne Nicholls Luft gemacht haben. Das ist wahr, aber Amerika wäre auch ohne Columbus entdeckt worden. Nicholls war der Columbus des Kriegslärms; er hat zuerst die Wirkungen des Coup d'état auf seine Landsleute berechnet, er hat die Gefahr des Vaterlandes verkündigt, als noch niemand daran dachte, er hat sich, nur den Eingebungen seines Genius folgend, auf den Ocean der Spekulation eingeschifft, und sein Amerika, oder besser sein Californien entdeckt. Dem Verdienst seine Kronen! Der Geist der Weltgeschichte muß oft sonderbare Wege einschlagen, um zum Ziele zu kommen.

Wir kommen nun zu dem Cäsar des Triumvirats, zu dem Löwen der Annonce, zu Moses und Sohn. — „Das zweite leitende Journal (leading Journal) von Europa. — Der Universal Guide, ein Blatt, welches jetzt täglich in 50,000 Exemplaren circulirt, übt einen mächtigen Einfluß auf die Handelswelt aus. Seine Politik ist liberal, und die Schnelligkeit, mit

der es die Nachrichten gibt, ist unübertroffen. Es findet seinen Weg zu dem Frühstück aller Klassen und durch gewaltiges Capital, wie durch reiche geistige Mittel verspricht es ein gefährlicher Rival der Times zu werden. Eine der größten Firmen Londons und der Welt hat dieses Blatt gegründet, nicht um den Times Concurrenz zu machen, sondern um den politischen Fortschritt zu befürworten und die Sitten des Volks zu verbessern. Die Herrn E. Moses und Sohn, die Eigenthümer, liefern Artikel, die jedem Unterthan Ihrer Majestät passen, mag er den höheren Kreisen oder dem Handel, der Armee oder der Flotte, dem Staatsdienst oder dem Handwerk angehören. Das Journal erscheint im „Monarchen-Etablissement," Altgate and Minories, im Zweigetablissement in New Oxfordstreet Westend, im Zweigetablissement zu Bradford, und im Zweigetablissement zu Sheffield. Für Redakteurs wird bemerkt, daß die Herrn Moses und Sohn im Besitz des besten Stoffs in der Welt sind, und Artikel liefern, die allen literarischen Produkten zum mindesten gleich, wenn nicht weit überlegen sind."

Das ist nicht genug; lesen wir weiter: „Sir John Pakington und die Colonien."

„Dein neues Amt ist schwierig, Sir John,
Und willst du nicht fallen mit Schande und Hohn,
So höre genau, was ich dir sage —
Du kennst ja deine bedenkliche Lage —:
Die Colonien sind nicht in Prosperität,
Das läugnet nur, wer nichts versteht;
Doch füllen sie, Dank der Emigration,
Sich rasch mit der besten Kraft der Nation.
Willst du das Glück der Colonien,
Mußt du dich für den Auswandrer bemühen.
Gesetze sind gut, doch besser sind facta.
Sir John, das nehme dir ad acta!
Gib Fakta, Sir John, wie Moses und Sohn,
Und sorge für die Emigration!
Was nützen alle Gesetze der Welt,
Wenn das Volk sich mit schlechten Kleidern quält?
Ja, der wahre Minister für alle Stationen,
Der wahre Beglücker für alle Nationen
Ist Moses und Sohn!
In mancher Session
Hat er gewirkt für die gute Sache.
Das Monopol, der hungrige Drache,
Der das Volk betrachtet als sichere Beute,
Ward von ihm erlegt in heißem Streite.
Doch des Mannes Zier ist Bescheidenheit,
Darum ziemt es uns zu schließen — für heut.
Also vergiß nicht unsern Rath
Und zeige, Sir John, gleich uns durch die That,
Daß das Wohl des Emigranten du willst. —
Wenn du dann deine Pflichten pünktlich erfüllst,
So kannst du dich mit Moses vergleichen,
Und dein Ruhm ertönt in den brittischen Reichen!"

»London, City Etablishment etc. Der Universal Guide, eine Zeitung, welche die Tagesereignisse tc., eine vollständige Preislistr, Anleitung zum Selbstmaßnehmen tc., enthält, ist umsonst zu haben. Ein schöner Almanach ist ebenfalls umsonst zu haben. Ici on parle français. Hier spricht man deutsch. Qui si parla italiano. Aqua se habla espanol.«

Herr Moses annoncirt uns hiemit seine Zeitung, die täglich in ungefähr 50,000 Exemplaren verbreitet wird. Diese Zeitung ist nun freilich keine Zeitung im gewöhnlichen Sinne des Worts. Sie besteht aus einer fortlaufenden Reihe von „zwanglosen" Blättern, in denen die Tagesereignisse und die Verdienste des Herrn Moses und Sohn besprochen werden. Moses ist der „allgemeine Wohlthäter der Menschheit," „der Freund des Emigranten," „der Rathgeber der Minister," „der eigentliche wahre Minister," „der Vertilger des Monopols," „der Vorkämpfer der Reformpartei," „der Beförderer alles Guten, der unversöhnliche Feind aller Mißbräuche." Moses und Sohn ist nicht bloß der beste Schneider, er ist auch der beste Staatsmann, der beste Schriftsteller, der beste Dichter Englands und der Welt. — Die Annonce seiner Zeitung ist im Grunde genommen nur die Annonce einer Annonce. Der Universal Guide ist nichts als ein Advertisement, und zwar in großartigerer Form, als bisher erlebt worden. Wie eine Regierung ihren Moniteur, so hat Moses und Sohn seinen Guide, und ein Organ in 50,000 Exemplaren ist eine gewaltige Macht. Bedenken wir nur, daß die Times kaum 35,000 Exemplare täglich absetzen. Aber Herr Moses ist nicht zufrieden, seinen Moniteur zu besitzen, er hat auch einen Dichter, und wie einst an den Höfen, ist dieser Dichter Hofnarr und Hofpoet zu gleicher Zeit. Die Epistel an Sir John Pakington ist sein Werk. Das Publikum mag seine Verdienste richten.

Wo die Anzeige so kultivirt wird wie in London, wo sie in die Literatur selbst hinein spielt, begreift es sich leicht, daß sie für einen nicht unbeträchtlichen Theil des literarischen Proletariats zur ausschließlichen, oder doch hauptsächlichen Erwerbsquelle wird. In England ist die Theilung der Arbeit zu Hause. Der Großhändler besorgt die Leitung der Geschäfte und überläßt das Advertisement dem Schriftsteller, der es zu seiner Specialität gemacht hat. Es gibt hunderte von armen Teufeln, die ihr Hirn acht Tage lang um einen frappanten Puff, einen guten »dodge« quälen, um ein paar Schillinge zu verdienen. Die Anzeige ist ein Zweig der Journalistik, und die Verfasser der Anzeigen machen sich Concurrenz auf Leben und Tod. Unmittelbar nach dem Ministerwechsel wurden Herrn Nicholls 59 Advertisements angeboten, welche dieses Ereigniß mehr oder weniger künstlich ausgebeutet hatten. Ich habe das Faktum aus dem Munde eines Mannes, der mit Nicholls in Verbindung steht, und kann es also verbürgen.

Noch einige Worte über Moses und Sohn. Er

hat nicht Unrecht, wenn er auf den Ruhm eines Reformators Anspruch macht. Wie bekannt, ist das Zunftwesen in England — im Allgemeinen — durch die große Produktion verdrängt worden, und an die Stelle der Meister und Gesellen sind die Capitalisten und Lohnarbeiter getreten. In manchen Gewerben fand diese Revolution früher statt als in andern. Wo die Maschinen leichter anzuwenden sind, oder wo schneller Profit lockt, hat das Capital natürlich mehr Neigung, sich zu placiren, als wo dieß nicht der Fall ist. Wie in einem neuentdeckten Lande zuerst nur der beste, erst später der mittelmäßige Boden urbar gemacht wird, so auch in der Industrie. Die Baumwollenproduktion war schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf modernem Fuße organisirt, während z. B. in der Schuhmacherei noch heute die mittelalterliche Betriebsweise vorherrscht. Bis in die dreißiger Jahre war auch das Schneidergewerke noch zünftig. Es gab ungefähr 30,000 Gesellen, die für einige tausend kleine Meister (selbst Stulz war nur ein Kleinmeister) arbeiteten. Im Jahr 1835 oder 1836 errichtete Moses und Sohn sein Hauptetablissement in der City. Er begann mit einem kolossalen Capital und sezte alle Hebel der Concurrenz in Bewegung. In kurzem zeigten sich die Wirkungen. Die Kleinmeisterei wurde ruinirt und die Gesellen kamen in Abhängigkeit vom »intruder.« Der Erfolg dieser Spekulation lockte andere Capitalisten. Die Herren Hyam und Nicholls traten in die Fußstapfen von Moses und Sohn, und zu reich, um von ihm in Grund gebohrt zu werden, theilen sie mit ihm die Herrschaft. Man rechnet jezt in London 35—40,000 Schneider. Von diesen ist ein Drittheil in den großen Etablissements beschäftigt, ein anderes Drittheil hat im glücklichsten Falle drei Monate im Jahr Arbeit, und das lezte Drittheil fristet durch Compagnieschaften, Associationen (Cooperative Societies) u. s. w. ein elendes Daseyn. Die Schneider sind auf denselben Punkt gekommen, wie die Fabrikproletarier, und kein Zweifel, daß die gleiche Umwälzung über kurz oder lang in allen Gewerben vor sich gehen wird, welche bisher vom Einflusse des großen Capitals frei geblieben sind.

Moses ist also wirklich ein Reformator, sogar ein Revolutionär in seiner Art, und auch sein Anspruch auf die Dankbarkeit des Publikums ist nicht so ganz unbegründet. Er liefert uns für drei Pf. St. denselben Rock, für den wir früher sechs Pfund bezahlen mußten, und das ist ein Verdienst, welches Anerkennung verdient. Freilich, der gute Mann scheint es zu vergessen, daß diese „Wohlthätigkeit" sein an sich schon ungeheures Vermögen verzehnfacht hat.

Wir dürfen es übrigens nicht für zufällig halten, daß die Anzeige gerade in der Schneiderei zu so mächtiger Entwicklung gelangt ist. Das große Capital an sich hat keine Neigung zur Charlatanerie; es ist stark genug, um sich in anderer Weise geltend zu machen. Darum finden wir auch die Anzeige in der großen Industrie höchstens in der einfachsten Form. Der Baumwollenlord hat bloß Baumwollenlords zu Concurrenten, die gleich ihm über kolossale Mittel verfügen und gleich ihm des Humbugs nicht bedürfen. Die Marktschreierei ist, wie schon bemerkt, die unausbleibliche Folge der kleinen Concurrenz, d. h. der Concurrenz mit kleinem Capitale. Der Mangel an Fonds (und bei sogenannten wissenschaftlichen Professionen auch an Fond) muß ersezt oder wenigstens verdeckt werden. Bekanntlich gibt es nun, mit Ausnahme der Medicin, kein Gewerbe, das so entschiedene Neigung zur Charlatanerie hat, wie die Schneiderei. Neben den ökonomischen mögen hier noch psychologische und physiologische Gründe zur Geltung kommen, auf die ich nicht einzugehen brauche. Kein Wunder also, daß Moses und Sohn den Charakter des Gewerbes angenommen hat. Das große Capital, so abgeneigt es an sich dem Humbug ist, muß dazu greifen, sobald es mit dem kleinen Capitale in Concurrenz tritt, und da zum Humbug, wenn er en gros betrieben werden soll, Geld gehört, wie zu jedem andern Geschäfte, so wird auch hier das kleine Capital überboten und aus dem Felde geschlagen. Das Publikum selbst verlangt im Kleinhandel die Charlatanerie. Moses und Sohn erkämpfte sich das Supremat nicht bloß, weil er billiger producirt als die Kleinmeister, sondern auch weil er genialer „humbugt" als sie, weil er ihre Puffs überpufft. Durch sein Talent ist er zum größten Marktschreier des Jahrhunderts geworden; aber hüten wir uns, ihn darum zu verdammen. Er ist als Geschäftsmann durch und durch solid, und ein so reeller Fabrikant, wie er in England nur immer zu finden seyn mag. Er ist Charlatan, ohne Zweifel, aber die Concurrenz und das Publikum zwingen ihn es zu seyn. Moses und Sohn, der Marktschreier und solide Geschäftsmann in Einer Person, ist das Produkt der modernen Gesellschaft, ja er ist mehr als ihr Produkt, er ist ihr Repräsentant, und wenn ich mich einmal auf das so beliebte Thema der „socialen Studien" verlegen sollte, würde ich ihm mehr als Eine Seite widmen müssen.

Wir haben die Anzeige nun durch die weiten Räume der Times hindurch begleitet, wir haben sie von den bescheidensten Anfängen bis zu ihrer künstlerischen Vollendung verfolgt. Sie kündigt nicht mehr „frischangekommene Schellfische oder Häringe" an; sie hört auf, bloße Anzeige oder bedeutungsloser Puff zu seyn, sie ist politische Macht, sie ist Kunstwerk. Sie drapirt sich als Marquis Posa, als Junius, und wenn es seyn muß nimmt sie die Kappe des Clown. Sie schreibt gesinnungstüchtige Leitartikel, macht Verse und schlägt Purzelbäume. Die Schranken der Presse werden ihr zu enge; sie bedarf ihrer eigenen Presse, sie bedarf des Raums für ihre Kreuz- und

Quersprünge, für ihre öffentlichen Reden. Sie muß aber dem Publikum noch näher treten, sie muß es am Kragen fassen und zum Hören zwingen. Die Anzeige verläßt die Spalten der Times, sie tritt unter das Volk, sie geht auf die Straße. Folgen wir ihr dahin.

Inmitten des Menschengewühls, im wirren, brausenden Strudel des Handels und Genusses hat die Anzeige mehr Anknüpfungspunkte, ist sie freier und ungehemmter als in den Spalten der Zeitung. Sie steht dem Publikum, diesem vielköpfigen Ungeheuer, dessen Verstand von so manchem Schriftsteller — vielleicht aus egoistischen Gründen — bestritten worden ist, Stirn an Stirne gegenüber; sie folgt ihm nach auf Wegen und Stegen, sie spricht zu ihm, und nicht bloß auf die mehr oder weniger geistigen Mittel der Presse angewiesen, appellirt sie direkt und ohne Umwege an die Sinne, vor allem an die bestechlichsten derselben, das Auge und das Ohr. Auf der Straße herrscht die demokratische Gleichheit. Der Arme bewegt sich neben dem Reichen, der Proletarier neben dem Aristokraten, der Costermonger neben Moses und Sohn. Auf der Straße ist die Annonce frei wie der Vogel in der Luft, wie das Wild im Forste. Der Capitalist findet keine Schranken, als die seiner Erfindungskraft, und der zerlumpte Gassenkrämer strauchelt nicht über Anzeigesteuern (Advertisement-duties) und Einrückungsgebühren. Die Concurrenz ist ohne Zügel, die Arena steht allen offen; helfe sich jeder wie er kann.

Schon Morgens in aller Frühe weckt uns die Annonce aus dem Schlummer. Der Milkman (die Milch wird nur selten von Weibern verkauft) erscheint mit dem Grauen des Tages und kündet sich durch sonderbar gurgelnde Töne an, die bald an das Gurren der wilden Taube, bald an das Jodeln der Alpenhirten erinnern. »Milk! — Mi-ilk! — Mi-i-ilk! — Mi-i-i-ilk!« summt, quiekt, schreit, brüllt es aus allen Ecken, in allen möglichen Variationen, und so tief wir uns auch unter der Bettdecke vergraben, wir können dem verwünschten Concerte nicht entgehen. Kaum sind die Milkmen theilweise verstummt, so beginnen die Orgelspieler ihr geräuschvolles Werk, und hat unser gesunder Schlaf vielleicht durch ein Wunder der ersten Probe widerstanden, gegen diese zweite gibt es keine Hülfe. „Was haben aber die Orgelspieler mit der Anzeige zu schaffen?“ höre ich fragen. Aber zeigt uns die Orgel nicht an, daß da draußen ein hungernder Knabe steht, der nur durch unser Mitleid leben oder vegetiren kann? Was ist sie anders als eine Annonce des Elends? Und fürwahr, diese Annonce ist in London häufig genug! Bald geht sie als Savoyarde mit dem Leierkasten herum, bald macht sie für ein paar Halfpennies halsbrechende Kunststücke, bald schleicht sie blind und stumm auf dem glatten Trottoir und hat keine Beredsamkeit, als die des Schweigens und der Blicke; bald ist es eine unglückliche Mutter, von zerlumpten Kindern umgeben, die vor Kälte zitternd zu den geschlossenen Fenstern hinauf singt, bald ein gebrochener Greis mit schneeweißem Haar, der den schreienden Gassenbuben ein lustiges Kneipenlied vorträllert. Die Noth ist eine unerbittliche Lehrerin. Sie lehrt nicht bloß beten, wie das Sprüchwort sagt, sie lehrt auch singen und lachen, vom Verbrechen hier nicht zu reden. Diese singende und lachende, diese tanzende und possenreißende Noth — es ist die Noth auf ihrer entsetzlichsten Höhe, die Noth mit Bewußtseyn, die Noth, die noch stark genug ist, zu leiden, und die im Delirium des Todeskampfes ihre letzten Kräfte zu einem verzweifelten Ringen aufgerafft hat. Aber ihre Kräfte reichen nicht lange aus; die Füße schwanken und der Blick umflort sich. Die singende Noth hat keinen Athem mehr zu singen, sie wird stumm und kauert sich erloschenen Blicks in die nächste Ecke, um den Tod abzuwarten. Vielleicht hebt sie ein Constabler auf und bringt sie in das Armenhaus; aber nach acht Tagen schon gibt der Coroner sein Verdikt ab: Death by Starvation! Tod durch — doch dieses Starvation ist unübersetzbar, es ist ein Wort, das nur England angehört, und wir lassen es ihm gerne. »To starve« ist freilich im Grunde nichts anderes als unser deutsches „Sterben;“ aber die Bedeutung hat sich geändert, sie hat sich den Zuständen angepaßt. Es ist nicht mehr das natürliche Sterben, das Ende eines Lebens, das sich in Arbeit und Genuß erschöpft hat, es ist das englische Sterben, das Sterben des Paupers, das Sterben, ohne gelebt zu haben, das zollweise, jahrelange, schleichende, hoffnungslose Verkommen mit dem Mangel als treuem Begleiter und dem Hungertode als — glücklichem Ende. Genug, kehren wir zum Thema zurück.

In die Klänge der Orgeln, die erst in später Nacht verhallen, mischen sich bald die geräuschvollen Rufe der Costermonger. Fische, Gemüse, Kartoffeln, Aepfel, Kokusnüsse, Datteln, Ananas (auch hier der Welthandel!), Austern, Schnecken, Hummern, alles was in das Gebiet des Straßenverkaufs fällt, wird der Reihe nach, wird zu gleicher Zeit ausgeboten, und wenn wir uns nicht, wie weiland Odysseus, die Ohren mit Wachs verstopfen, müssen wir die lärmenden Ankündigungen geduldig durchhören. Der Costermonger ist natürlich nicht reich genug, um sich der gewöhnlichen Mittel des Advertising zu bedienen. Er ist einzig und allein auf die Stimme angewiesen, welche ihm eine wohlwollende Fee glücklicherweise umsonst verliehen hat. Die Stimme ersetzt ihm die Anzeige, oder besser gesagt, sie ist seine Anzeige, und wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er versteht es, sie trefflich zu benutzen. Nicht genug, daß er seiner geringsten Waare einen beredten

Panegyrikus widmet, er weiß auch fabelhafte, und was die Hauptsache ist, neue und unerhörte Laute hervorzubringen, die ihn von allen Concurrenten unterscheiden und das Publikum von seiner Anwesenheit in Kenntniß setzen. Jeder Costermonger hat seinen besondern, ihm eigenthümlichen Ruf, und da es dabei weniger auf Wohlklang als auf frappante Originalität ankommt, so vernehmen wir in London oft Töne, so unnatürlich, ich möchte sagen so unirdisch, daß wir kaum begreifen, wie sie in einer menschlichen Brust ihren Ursprung haben können. In diesen Rufen lassen sich nur selten die Worte unterscheiden. Es ist eine Art Lautsprache, die zwar für jeden eine andere ist, die aber nicht den gewöhnlichen Nachtheil hat, daß sie nur vom Erfinder verstanden wird. Das einzige ächt englische Wort, das aus all diesen tausendfachen Rufen herausklingt, ist der „Penny." Um den Penny dreht sich der Straßenhandel, wie der höhere Handel um das Pfund und den Schilling. Und der Penny bedarf der Anzeige so gut wie das Pfund und der Schilling, um umgesetzt zu werden.

Man frage den ersten besten Costermonger, was ihm übrig bleibt, wenn er die Stimme verloren hat. Er ist ruinirt, sobald seine Stimme ruinirt ist, gerade wie sich der berühmte Uhrenfabrikant Bennett ruinirte, als er das Annonciren mit einem male einstellte. Bennett, welcher der Anzeige einen großen Theil seines Rufs und einen noch größern Theil seines Einkommens verdankte, wurde eines Morgens von sonderbaren Gewissensskrupeln heimgesucht, sah plötzlich ein, daß die Anzeige nur Charlatanerie sey, und beschloß, sich dieses „miserabeln Humbugs" zu enthalten. „Das Verdienst wird sich Bahn brechen." Nur schade, daß das Verdienst nicht der Verdienst ist (die deutsche Sprache hat unsere Zeit geahnt, als sie die beiden Worte wenigstens im Geschlechte unterschied). Bennett war auf dem besten Wege, zu Grunde zu gehen, weil er diesen Unterschied übersehen hatte. Sobald er seine Advertisements nicht mehr in London und England verbreitete, trat ein fühlbarer Rückschlag in seinem Geschäft ein, die Bestellungen und Käufe wurden von Tag zu Tag seltener, und es zeigte sich den blödesten Augen, daß „etwas faul war im Staate." Der Citymann war klug genug, seinen Fehler einzusehen, und reich genug, ihn gut zu machen. Er merkte, daß das Publikum eitel ist und geschmeichelt seyn will, opferte seine Bedenken dem leichtsinnigen, aber unerbittlichen Zeitgeiste, und jedem Leser ist es bekannt, daß er im vorigen Frühjahre für eine einzige Anzeige auf der Außenseite des Exhibitionkatalogs ich glaube 600 oder gar 900 Pfund Sterling ausgegeben hat.

Der arme Costermonger kennt nun allerdings sein Publikum zu gut, um in die ideologischen Illusionen Bennetts zu verfallen, aber die Nothwendigkeit gebietet ihm oft, was diesem eine vorübergehende Grille eingegeben. Seine Stimme erliegt den fortwährenden Anstrengungen, er ist außer Stande, sich den Käufern in ihren Häusern bemerkbar zu machen, und die Quelle seines Erwerbs ist verstopft. Vielleicht unterstützen ihn seine Kameraden und er miethet sich für ein paar Pence täglich einen Knaben, der für ihn schreit. Aber in den meisten Fällen ist er am Ende seiner Laufbahn und muß sich in dem eben so verhaßten als gefürchteten Workhouse ein Asyl suchen. Ohne Stimme kann er nichts verdienen, sie ist seine Existenz, sein Capital. Anderes Capital hat er nicht; die paar Schillinge, mit denen er sein Geschäft betreibt, die Karre, auf der er seine Waaren herumführt, erhält er meist vom Wucherer, und zwar gegen enorme Zinsen. Je besser seine Stimme, desto größer der Kredit, desto günstiger die Aussichten; der Umfang der Stimmmittel bedingt den Grad des Wohlstands. Wie richtig dieß ist, lehrt schon die flüchtige Beobachtung. Achten wir nur eine Viertelstunde lang von unserem Zimmer aus auf die verschiedenen Straßenrufe. Wenn wir einen kräftigen Ruf, ein sonores Organ vernehmen, können wir sicher seyn, daß wir es mit einem behäbigen Costermonger zu thun haben. Ist aber der Ruf schwach und heiser, so finden wir unfehlbar einen zerlumpten, armseligen Burschen, dessen Gesicht die hoffnungslose Verzweiflung ausspricht.

Das Londoner Leben läßt sich nicht malen, ohne düstere Farben zu Hülfe zu nehmen. Von jetzt an betreten wir aber weniger abstoßende Regionen, und nur hie und da wird vielleicht noch ein unheimlicher Schatten über das Bild fallen.

Xenien.

Erinn'rung ist ein guter Koch,
Der auch in schlechten Zeiten
Aus lauter Restchen weiß uns noch
Ein Festmahl zu bereiten.

Geist und Talent sind gute Waffen
Zu Schutz und Trutz in jeder Stund',
Doch schneidet man an diesen Waffen
Sich selbst auch oft die Finger wund.

Was im Uebermaß schlechter sey,
Tadel oder Lobhudelei?
Lob treibt allzuschnell zur Frucht,
Niederhält des Tadels Wucht.

Es geht uns mit den Wünschen gern,
Wie oft beim Mediciniren:
Wir denken nicht daran von fern,
Daß sie sich neutralisiren.

Glück und Schicksal geizen sehr,
Geben wenig zu wählen;
Laß es wenigstens daher
An der Wahl nicht fehlen.

Vernunft und Unvernunft seit Jahren
Verfolgen ihr Ziel mit wechselndem Glück;
Die will voran, die will zurück,
Und jede hat gute Zeiten erfahren.

Was aber Vernunft und Unvernunft,
Frage nicht Partei noch Zunft;
An nüchternen und guten Tagen
Wirst du dir's selber am besten sagen.

Die Welt wird jeden Tag beschwerter
Mit neuen Schätzen aus des Wissens Schacht,
Die Welt wird jeden Tag gelehrter —
Wird sie auch klüger? hab' ich oft gedacht.

Man sieht wohl gern, ja oft entzückt
Von ferne zu dem Blitz,
Bis er uns selber näher rückt —
So geht's auch mit dem Witz.

Mache dir nur immer klar,
Wer der Autor des Buchs gewesen;
Das ist oft der beste Kommentar,
Um es ohne Schaden zu lesen.

Willst du groß seyn, dem Vorurtheil
Tritt dann muthig entgegen,
Willst du aber dein eignes Heil,
Geh ihm aus den Wegen.

Spärlich quillt der Weisheit Nahrung
Aus dem Maße der Erfahrung,
Und man lernt aus langem Leben
Eins nur: leichter sich ergeben.

Ein alter Spaß, den ewig die Geschichte
Aufwärmt mit Consequenz:
Wer selbst nicht leuchten kann, reibt sich an fremdem Lichte
Und hofft dadurch Phosphorescenz.

K. Guntram.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Fastenbälle. — Der Sänger Bataille. — Concerte. — Deutsche Musik.

Die öffentlichen Bälle hörten dieses Jahr, wenn die Polizei sich nicht darein legte, selbst in der Charwoche nicht auf, und die Privatgesellschaften choregraphischer Natur rauschten in dem frommen Faubourg St. Germain so gut wie in der minder gläubigen Chaussée d'Antin bis in die Nähe des Palmsonntags fort. Sie fielen jedoch meist in die erste Hälfte der vierzig Tage, die von der gefälligen Sitte eher für ein Nachspiel des Faschings, als für die Einleitung einer Bußperiode genommen wird. Die Kirche sieht dem Jahrhundert durch die Finger und murrt nicht zu laut über einen Mißbrauch, gegen den die schärfsten Anatheme am wenigsten helfen würden. Halb verboten, halb erlaubt, kann es etwas Verführerischeres geben! Die Sonne ist schon ein paar Stunden lang recht warm, aber die Tage sind noch ziemlich kurz, um Mittag ist Frühling, Abends ist Winter, und die Bekanntschaft, die bei Kerzenschein während der Pausen eines Walzers gemacht wurde, kann so bequem auf dem Spaziergange, sey es durch flüchtiges Gespräch, sey es durch sinnvolle Begegnung der Blicke, fortgesezt werden, und weit leichter als während des lauteren, an Zerstreuungen reicheren Carnevals lernt man mittelst der stilleren, vertrauteren Zusammenkünfte, die während der Fastenzeit stattfinden, sich kennen. Hier mischen sich die Stände, und das Vergnügen dient dem Princip der Gleichheit. Die Bälle der Chaussée d'Antin, wo die reiche Finanzwelt ihre Sitze hat, glänzend und mit allerlei Labsal für Gaumen und Magen reich versehen, ziehen auch aus hochadeligen Regionen Besucher und Besucherinnen herbei, die natürlich mit Ehrenbezeugungen überhäuft, die bürgerlichen Erfrischungen genießen, wenn sie es auch hintendrein an mancherlei, keineswegs immer geistvollen Sarkasmen über den Ungeschmack, die Schwerfälligkeit und den gemeinen Ton der Gesellschaft nicht fehlen lassen. Die aristokratischen Bälle des Faubourg St. Germain sind weit strenger geschlossen, doch ist es heutzutage nicht mehr möglich, alle bürgerlichen Elemente völlig auszuschließen. Da finden denn Begegnungen statt, die zu Weiterem führen, und die große Welt wurde kürzlich von einer Geschichte überrascht, die ihr eben so großes Herzeleid als Erstaunen erregte. Ein romantisches Fräulein aus den allerhöchsten Regionen, Tochter eines Hauses, dessen Blut sich vor Alters mit königlichem Blut mischte, hat mit einem bürgerlichen Ritter das Weite gesucht, und die Uebelstände des Abenteuers sind, wie es scheint, auf keine andere Weise, als durch eine Heirath in aller Form zwischen der jungen Fürstin und dem Plebejer zu beseitigen. Der Vorfall erregt allgemeines Bedauern, nicht deßwegen jedoch, weil derlei dramatische Entwicklungen für eine Familie immer ärgerlich sind und zu mancherlei unerbaulichem Gerede Anlaß geben, sondern weil der Entführer der Entführten nicht ebenbürtig ist. Zählte der glückliche Räuber eben so viel erlauchte Ahnen als die geraubte Schöne, so wäre der verliebte Handstreich immer als ein unwillkommenes Ereigniß, wie weiland in der Diplomatie die Schlacht von Navarin angesehen, aber nicht als eine himmelschreiende, revolutionäre Thatsache verurtheilt und bejammert worden. Für den freien Verkehr der hohen Damen werden übrigens keine so strenge Adelszeugnisse gefordert, und es ist einer Gräfin, einer Marquise, selbst einer Fürstin und Herzogin durch die Sitte ihres Standes keineswegs untersagt, einen Mann, der kein anderes Wappen als seinen Geist, keinen andern Adel als sein Talent, und keinen andern Titel als seinen Ruf besizt, vorübergehend auszuzeichnen. Schauspieler und andere Künstler werden am meisten einer solchen Ehre würdig gehalten, und es ist nicht in Abrede zu ziehen, daß manche derselben fast eben so sehr durch weltmännische Bildung als durch ihre Fähigkeiten sich empfehlen. Unter diesen macht durch seine Triumphe auf wie außer der Bühne in der jüngsten Zeit der Sänger Bataille von der Opéra comique nicht geringes Aufsehen.

Auf der Bühne hat er sich sowohl durch seinen Gesang als durch sein Spiel die Gunst des Publikums erworben. Er ist nicht durch die Noth in die Laufbahn, in der er glänzt, geworfen worden; sein Vater, ein geachteter Arzt in Nantes, der sich durch lange Praxis Ruf und Vermögen geschaffen, hatte ihn sich zum Nachfolger bestimmt; er wollte eine neue Dynastie von Aerzten, die Dynastie Bataille gründen. In der stockmonarchischen, an jeder Ueberlieferung und Sitte der Vorfahren mit zäher Treue hängenden Bretagne sind diese Vererbungen desselben Amts, desselben Gewerbes durch mehrere Geschlechter, ja durch mehrere Jahrhunderte hindurch nichts Seltenes, und Bataille der Vater ist ein ächter Bretagner. Bataille der Sohn ist es gleichfalls, aber ist es besonders durch seinen Starrsinn und seine Ausdauer in dem einmal gefaßten Vorsatz und dem einmal begonnenen Unternehmen. Er hatte sich in den Kopf gesezt, daß er eine sehr schöne Baritonstimme habe und dazu berufen sey, sich einen Namen als Sänger zu machen. Er wurde in dieser Meinung nicht bloß durch das Lob nachsichtiger Freunde, sondern auch durch das Aufsehen, das sein Gesang in den Wohlthätigkeitsconcerten seiner Vaterstadt, wie später zu Paris gemacht, bestärkt. Er that die nöthigen Schritte

zur Entwicklung der Naturgaben, die er sich zuschrieb, trat in das Conservatorium, bekanntlich die Bildungsanstalt für die hiesigen jungen Musiktalente, und machte bald vielbemerkte Fortschritte, versäumte jedoch seine ärztlichen Studien dabei nicht, und als sein Vater durch die Kunde von den Lorbeeren, die er in dem Garten Polyhymnias sammle, in Unruhe versezt, nach Paris eilte und sich auf der Arzneischule nach dem Verhalten und Wissen seines Sohnes erkundigte, erfuhr er zu seiner großen Befriedigung, daß sein Sohn alle seine Prüfungen auf das Glänzendste bestanden und überhaupt als eifriger Zögling der Fakultät bekannt sey. Der alte Bataille zog dann Erkundigungen auf dem Conservatorium ein, und seine Musiklehrer bezeigten sich eben so zufrieden, als die Professoren der Fakultät. Zu einem Verweise war nun kein Grund mehr vorhanden, nur väterliche Einwendungen gegen die Laufbahn, die allem Anschein nach sein Sohn einzuschlagen gedachte, waren statthaft. Es wurde zwischen Sohn und Vater hierüber eine Zeitlang hin und her verhandelt und endlich ließ sich der leztere dazu bewegen, im Theater des Singspiels, in der sogenannten Opéra comique, einer Vorstellung, angeblich zum Besten der Armen, bei der sich also Privatliebhaber betheiligen konnten, in einer Loge beizuwohnen. Vater Bataille erwartete mit pochendem Herzen das erste Aufgehen des Vorhangs und das Erscheinen seines Sohns, der sich außerordentlich zusammen nahm, mit Bravour sang, mit Feuer spielte, das Publikum elektrisirte und den Vater bis zu strömenden Thränen begeisterte. Als der Akt zu Ende war, eilte der Vater an die Kasse, um zu erfahren, wo er den jungen Privatliebhaber, der so herrlich singe und so trefflich spiele, sehen und sprechen könne; man entgegnete ihm, der junge Privatliebhaber sey auf drei Jahre für die Opéra comique gewonnen, und der Herr müsse, um ihn zu sehen, sich da und da hinwenden. Der Alte ließ sich nun hinter die Coulissen zu seinem Sohn führen, und eine Scene begann unter Thränen und Umarmungen, die mit der frohen, herzlichen Zustimmung des Vaters zu dem Vorhaben des Sohnes endete, und so ist der junge Bataille eine dauernde Zierde der zweiten lyrischen Bühne von Paris geworden. Aber, wie gesagt, nicht bloß auf der Bühne, auch durch die Liebenswürdigkeit und Feinheit seines geselligen Umgangs hat er entschiedenes Glück. Er macht namentlich in den Kreisen der Künstlerinnen Eroberungen, und man nennt einige von den blühendsten, von den beliebtesten unter den Jüngerinnen Thalias, in deren Herzen er furchtbare Verheerungen angerichtet. Allein auch in minder freien Zirkeln wird er gern gesehen, und wie es heißt, zugleich gefürchtet, zwei Dinge, die, wie man weiß, sich nur scheinbar ausschließen. Bataille ist daneben der Held vieler Concerte.

Der Concerte war während der Fasten Legion, und um etwas Abwechslung darein zu bringen und den Zuhörern für die Strapazen, die ihnen die Aufeinanderfolge von drei bis vier Virtuosen beiderlei Geschlechts und jeder Zunge, jeden Alters und jeden Instruments verursachen mochten, eine Erholung zu bieten, schiebt man jezt zwischen einer Bravourarie und einer Phantasie auf dem Piano ein kleines dramatisches Spiel ein, das der Gesellschaft zu lachen erlaubt, nachdem sie ihre Lust zum Gähnen mühsam eine halbe Stunde hindurch bekämpft hat. Die Concerte des Conservatoriums bedurfen freilich dieser Würze nicht; sie sind an sich schon so bedeutend und anziehend, daß jede nicht musikalische Nachhülfe überflüssig seyn würde. Obgleich sie ausschließlich ernste und klassische Tonwerke bringen, so ist doch die Ausführung so vollkommen, daß der Saal fast nur von einer aufmerksamen und empfänglichen Versammlung zum Ersticken gefüllt ist und die auserlesenen Erzeugnisse der ersten Meister mit feinem Gefühle und sogar mit Begeisterung genossen werden. Namentlich finden Beethovens Symphonien ungemeinen Anklang und verständige Sympathien; die Todtenstille der Andacht und der Sammlung, als wenn die Hostie erhaben würde, sah ich mehr als einmal, wenn ein Andante oder Adagio dieser Schöpfungen das spärlich erleuchtete Haus durchrauschte oder durchlispelte, in diesen Räumen herrschen, und wenn das Orchester endlich schwieg, die bisher stumme Befriedigung in lauten Jubel übergehen. Dann hörte ich bei dem Scherzo, wenn ein Motiv, das stets entfloh und immer wiederkehrte, bald unter der Tonfluth fortsäuselte, bald ganz verschwand, dann wieder unerwartet emporschlug, Laute freudigen Entzückens in mehreren Ecken des Saals, und meine Nachbarn hoben sich und schüttelten sich, winkten und zuckten, als wären sie elektrisirt worden. Auch im St. Cäciliensaale, wo gleichfalls gediegene Musik, jedoch nicht unter Aufsicht und finanzieller Verantwortlichkeit des Staats, wie im Conservatorium, sondern durch die Bemühungen von Privatunternehmern dem Publikum geboten wird, hat sich Beethoven von Seiten eines minder gewählten Auditoriums entschiedener Anerkennung zu erfreuen. Dagegen hat sein Fidelio, der uns dieses Jahr von der italienischen Truppe gegeben wurde, nur wenig angesprochen und sich nicht bis zu Ende des Opernjahrs auf dem Repertorium erhalten. Die Italiener üben heute keine so magische Anziehungskraft mehr wie in frühern Zeiten; die gefeierten Namen fehlen und die fanatischen Schwärmer sind höchst übler Laune. Signora Cruvelli, eine Deutsche mit italienisirtem Namen, die in den Werken Rossinis den Vergleich mit einer Sontag und Grisi durchaus nicht aushält, sang und spielte indessen die Leonore im Fidelio mit großer Energie und tiefer Einsicht in die Schönheiten ihrer Rolle; allein sie konnte den Stammgästen der italienischen Oper, die wahrhaftig nicht bloß aus Franzosen, sondern aus Liebhabern, und zum Theil musikalisch sehr gebildeten Liebhabern von überall her bestehen, zwar eine gerechte Würdigung ihrer Anlagen, aber kein Zeichen der Huldigung für das dramatische Genie Beethovens abgewinnen. Ein schlimmes Losungswort war gegen Fidelio in Umlauf: es ist keine Oper, sagte man, es ist eine Symphonie. Ohne Zweifel würde dieses Schlagwort einer Musik, die dem Geschmack des Publikums wahrhaft zusagte, nicht geschadet haben; allein das Epigramm drückte nur scharf aus, was allgemein empfunden wurde. Deutsche Opern behagen den Parisern weniger als die übrige deutsche Musik, und selbst Mozart, den allerdings die Kenner unter den Franzosen als den Meister der Meister zu ehren nicht anstehen, dessen Melodien sie als das Höchste im treffenden Ausdruck des Gedankens und der Empfindung preisen, selbst Mozart, sogar sein Don Juan, wird vielfach

in Paris unter Rossini und dessen bessere Leistungen gestellt. Ich selbst bin zu sehr Pariser geworden und halte mich zu wenig für Behandlung musikalischer Fragen geschickt, um Beethovens Fidelio in Schutz zu nehmen, Mozart jedoch lasse ich nicht so leicht herabsetzen und habe schon oft um den ersten Platz für ihn mich herumgestritten; aber alles was ich erreichen konnte, war, daß man Mozarts Ueberlegenheit in der Malerei des Schreckens und einschmeichelnder Wollust zugestand; aber in der Schilderung sanfter Gefühle, durch gefällige Heiterkeit und anmuthige Vollendung stehe, behaupteten ein für allemal meine Pariser Gegner, der Autor des Barbiers und Wilhelm Tells weit über Mozart, und da der Mensch einmal das Generalisiren nicht lassen kann, so erkennen sie, was Schaffen sowohl als Ausführung angeht, im Gesang den Italienern, in der Instrumentalmusik den Deutschen die Palme zu. — Unter den deutschen Talenten, die gegenwärtig in dieser Sphäre hier zu Lande die Mode für sich haben, verdient vor allen Fräulein Klaus aus Prag genannt zu werden. Sie ist ein junges Blut, aber dieses junge Blut ist ein warmes Blut. Das Piano gilt keineswegs für ein unterhaltendes Instrument; es ist der Inbegriff aller andern, sagt man, aber die Inbegriffe sind selten anziehend. Fräulein Klaus entlockt aber dem Piano Akkorde, die in die Seele dringen, und hat sie auch nicht Chopins beseligende Grazie, noch den Ungestüm eines Lißt, unter dessen Fingern die Noten wie ein Hunnenheer einher brausen, so besitzt sie doch Kraft, Schmelz und Reinheit des Anschlags in ungewöhnlichem Grade. Sie weiß zu klagen, zu schäkern, und wo es seyn muß, auch zu donnern. Die Gewalt und die Reife ihres Vortrags bilden mit der Jugendlichkeit ihrer Erscheinung einen eigenthümlichen Gegensatz; sie sieht aus wie ein Kind und sie spielt wie ein Mann. Sie hat kaum ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt und ist schon berühmt. In der Musik ist das freilich an der Tagesordnung; die Wunderkinder schießen zu Dutzenden auf im Reich der Töne, und die Priester und Priesterinnen Polyhymnias empfangen gar frühe schon die höchsten Weihen.

Lübeck, April.

Das Rheinweinlied von Matth. Claudius: „Bekränzt mit Laub u. s. w."

In Nr. 3 der Zeitschrift der Spiegel — Stuttgart 1837 — ward einer in Karlsruhe fortlebenden Sage gedacht, daß der Verfasser des bekannten Rheinweinliedes: „Am Rhein, am Rhein u. s. w." nicht Claudius, sondern der 1823 zu Karlsruhe verstorbene Kirchen- und Ministerialrath Sander sey. — Der unterzeichnete Sohn des M. Claudius reclamirte gegen diese Tradition in derselben Zeitschrift von 1837, Nr. 44, und in dem zu Gotha erscheinenden allgemeinen Anzeiger 1837, Nr. 258, und hielt die Sage für beseitigt, da keine Erwiederung erschien. Erst jetzt hat er aber durch Vilmars Literaturgeschichte erfahren, daß die Quelle jener Sage selbst später vollkommen zu Tage gekommen, und jene Behauptung ohne alle Berücksichtigung der in der Reclamation angeführten Gründe im Jahre 1842 wiederholt ist.

In J. P. Hebels Werken, Th. I. — Karlsruhe 1847 — erzählt nämlich Kölle, der Verfasser des vorangeschickten, vom Jahr 1842 datirten Ehrengedächtnisses von Hebel, S. CIV: Hebel und er hätten einst, als sie im Museum zu Karlsruhe „gekneipt" und den Tabakrauch in Ringen ausgestoßen hätten, welche brodlose Kunst Hebel ungemein ergötzt habe, über norddeutsche Dichter und deren größere Strenge in Reimen gesprochen. Auf Kölles Bemerkung, daß Claudius in dem berühmten Rheinweinliede eine merkwürdige Ausnahme davon mache, habe Hebel lächelnd mit einer Art Vaterfreude erwiedert: drinnen sitzt der Verfasser und der Componist der beiden Melodien. Kölle habe erstaunt in's Nebenzimmer geschaut, wo der Kirchenrath Sander einsam eine Zeitung gelesen. „Der, und kein anderer," habe Hebel fortgefahren, „hat es gedichtet und componirt zu einer Hochzeit in Pforzheim, wo er Diaconus war. Die Leute hatten trefflichen Rheinwein im Keller. Das Lied gefiel so, daß sie es dem Wandsbecker Boten, dem einzigen Morgenblatt jener Zeit, anonym zusendeten. So druckte Claudius es ab. Mich freut es, daß Ihr das Oberland herausgefühlt habt." — Kölle fügt hinzu, ein verstorbener Neffe Sanders habe ihm 1834 zu Paris diese Notiz bestätigt, mit dem Zusatz, eine Hochzeit in der Familie Wohnlich habe diesem herzlichen Liede den Ursprung gegeben. — Mit Bezugnahme auf diese Kölle'sche Erzählung behauptet nun A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Th. II. S. 298 und 368 — 1851, vierte Auflage — geradezu: „Das berühmte Rheinweinlied ist übrigens nach der in Hebels Ehrengedächtniß enthaltenen, von Hebel selbst herrührenden Angabe von Sander in Karlsruhe gedichtet."

Die Sage von 1837 ist also schon zur thatsächlichen Behauptung in wissenschaftlichen Werken herangewachsen und über M. Claudius ein Urtheil gesprochen, ohne daß man es der Mühe werth geachtet hat, die Sache näher anzusehen und zu untersuchen. Claudius wäre sicherlich an und für sich wenig daran gelegen gewesen, ob die Nachwelt ihn oder Sander für den Verfasser hielt; aber ihm wäre daran gelegen gewesen, vor der Nachwelt nicht als ein schamloser Plagiarius da zu stehen, der fremdes Eigenthum fälschlich für sein eigenes ausgegeben und das, was er in seinen Schriften gelehrt hat, in seinem Leben verläugnet. Nur diese Verdächtigung seines sittlichen Charakters veranlaßt mich, abermals für das Rheinweinlied in die Schranken zu treten. Für alle diejenigen, welche dem alten Boten auf seinem Lebenswege begegnet sind, aber nur in seinen Schriften den Kern seiner ganzen Gesinnung erkannt haben, bedarf es dessen freilich nicht. Mit voller Wahrheit hat schon die Mitwelt von Claudius gesagt: wie das Lied, so der Mann (s. Jördens Lexicon deutscher Dichter, Th. V. S. 827). Wer ihn aber seine Schriften kennt, wird nicht in Versuchung kommen, deßhalb, weil jemand behauptet, von einem andern gehört zu haben, daß ein Dritter das Lied gedichtet habe, an ihm irre zu werden. Nur für diejenigen, welche weder ihn, noch seinen Charakter und seine Schriften kennen, will ich die Glaubwürdigkeit der Kölle'schen Erzählung etwas näher beleuchten.

Zuvörderst soll das Lied zur Hochzeit des Inhabers eines reichen Weinkellers gedichtet seyn. Es enthält aber keine Spur, nicht die geringste Andeutung einer Hochzeit, nach eines Kellerinhabers. Ist es begreiflich, daß einer ein Lied zu einer Hochzeit dichtet und zweimal componirt, ohne die geringste Anspielung auf eine Hochzeit darin aufzunehmen? — Wäre dem Erzähler der Inhalt des Rheinweinliedes, dessen Anfangsworte er nicht einmal richtig anzuführen weiß, nur einigermaßen gegenwärtig gewesen, er würde schon deßhalb eine solche Behauptung schwerlich gewagt haben. Anstatt mit Hochzeit, Jubel und Freude schließt das Lied mit dem Gedanken an Traurige; ein Molltan, welcher zwar am Schlusse eines Hochzeitsliedes von Sander unbegreiflich, am Schlusse eines Rheinweinliedes von M. Claudius aber ganz an seiner Stelle ist. Es gehört zu Claudius Eigenthümlichkeiten, daß er seine fröhlichen und scherzhaften Aufsätze und Gedichte mit einem ergreifenden, ernsten Gedanken schließt, als ob er in der Seele des Lesers zum Schluß eine Empfindung ernsterer, höherer Art habe erregen und ausklingen lassen wollen. Als Beispiele führe ich nur an den Schlußgedanken in dem Aufsatz von der

Freundschaft: die Freundschaften, die im Himmel beschlossen sind; im Abendlied: den kranken Nachbar; im Eiszäpfel: die Feier der Feste, bis der rechte heilige Abend anbricht; im Aufsatz die Illumination: den Mond u. s. w. u. s. w. In dem Trinklied: Auf und trinkt (Asm: o. s. s. p. III. p. 68) schließt sogar jeder Vers mit dem Gedanken an Kranke, Traurige, Arme.

Fragen wir den Buchstaben des Liedes weiter, so deutet alles auf Claudius, auf den Norddeutschen, nichts auf den Süddeutschen hin, z. B. Europia, eine ungewöhnliche Wortform, welche M. Claudius schon in dem Neujahrswunsch seines Wandsbecker Boten, Jahrgang 1771, Seite 1, gebraucht hat; „Thüringen's Berge:" Claudius hatte in Jena studirt; der in Norddeutschland berühmte, im Süden wenig bekannte, „Blocksberg;" „der Kukuk und sein Küster," nach Grimms Mythologie S. 393 eine niedersächsische Redeformel u. s. w.

Wenden wir uns aber von den Worten zu dem Geist des ganzen Liedes, so legt dieser für M. Claudius ein Zeugniß ab, dessen entscheidendes Gewicht jeder anerkennen muß, welcher sich die Mühe nimmt, die sonstigen Aufsätze und Lieder von Claudius damit zu vergleichen. Dieselbe tiefe warme Empfindung im einfachen kunstlosen Gewande, welche in den sonstigen Liedern von Claudius hervortritt, fließt auch durch das ganze Rheinweinlied, und stellt ein Zeugniß für die Verwandtschaft aus, welches die schärfste Kritik nicht scheuen darf. Blickt man nun andererseits auf den im Januar 1824 verstorbenen Kirchenrath Nic. Sander, so dürfte der Mangel aller Geistesverwandtschaft mit dem Rheinweinliede nicht weniger klar sich ergeben. Unterzeichneter hat ihn zwar nicht gekannt, kennt auch nichts, was er geschrieben hat; allein eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung im Nekrolog der Deutschen (Jahrgang 1824, S. 185—231), in welcher sein ganzer Lebenslauf, die Richtung seines Geistes und seiner Thätigkeit von offenbar kundiger Hand gezeichnet ist, entwirft ein Bild von ihm, das aus dem Rheinweinlied nicht hervorschaut. Im Jahr 1750 geboren, erhielt er, nachdem er unter Semmler in Halle Theologie studirt hatte, im Jahre 1775 einen Ruf zum Prorectorat an der Schule zu Pforzheim. „Er lebte, wie es S. 193 heißt, seiner Schule, vergaß aber nicht von Zeit zu Zeit zu Pforzheim als Prediger aufzutreten. Seine mit größtem Fleiß ausgearbeiteten geschmackvollen Predigten wurden zahlreich besucht u. s. w." Er wirkte als Pädagog und Prediger, und brachte später als Kirchenrath die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche in Baden zu Stande. „Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit" werden S. 223 als Hauptzüge seines Charakters hervorgehoben. Aus allen leuchtet auch das Bild eines verständigen, humanen Theologen und fleißigen Geschäftsmannes hervor. Allein der Geist des Rheinweinliedes ist ein anderer, als der eines fleißigen, beharrlichen Arbeiters. Man lese die ganze Lebensbeschreibung durch und frage sich, ob es denkbar ist, daß ein so frisches, warmes, herzliches, in seiner Form so wenig sorgsam gearbeitetes Lied, wie das Rheinweinlied, aus Sanders Feder hervorgegangen sey. Sein Biograph sagt S. 192, „daß er die Musik sehr geliebt, und in jüngern Jahren das Klavier fertig und geschmackvoll gespielt habe." Allein daß er überhaupt, zumal während seines bis 1789 dauernden Aufenthalts in Pforzheim, gedichtet und componirt habe, davon sagt sein Biograph nichts. Er weiß von keiner Sage, vielweniger von der Thatsache, daß Sander das berühmte Rheinweinlied gedichtet oder componirt habe, und es ist kein einziges Gedicht, keine Composition von Nic. Sander in Deutschland bekannt geworden. Wer kann glauben, daß Sanders Muse nur ein einziges mal gesungen hätte, vor und nach dem Rheinweinlied aber stumm gewesen wäre!

Der Spiegel von 1837 und die Kölle'sche Erzählung von 1842 behaupten, das von Sander in Pforzheim gedichtete Hochzeitlied habe so sehr gefallen, daß man es ohne Namen an den Wandsbecker Boten, das einzige Morgenblatt jener Zeit, gesandt habe; in diesen aufgenommen sey es Claudius zugeschrieben worden und daher später in die gesammelten Werke von Claudius, den Asmus omnia sua secum portans, übergegangen. — Zuvörderst war der Wandsbecker Bote überhaupt kein Morgenblatt, viel weniger das einzige jener Zeit. Er war eine politische Zeitung, in welcher am Ende unter der Rubrik: Gelehrte Sachen, nur ganz kurze literarische Anzeigen und Produkte, meistens von Claudius selbst, als Lückenbüßer Raum fanden. Wie hätte ein Pforzheimer, welcher ein Lied zum Lobe seines Rheinweins bekannt zu machen wünschte, auf den Einfall kommen sollen, dazu vorzugsweise eine politische Zeitung des hohen Nordens zu wählen, und den näher gelegenen Almanachen, poetischen Blumenlesen u. s. w. vorbei zu gehen? — Sodann aber ist das Rheinweinlied im Wandsbecker Boten, wie dessen vor mir liegende vollständige Jahrgänge vom 1. Januar 1771 bis 28. Oktober 1775 erweisen, nirgends und niemals abgedruckt. Es findet sich vielmehr zuerst mit mehreren andern Gedichten von Claudius in dem Musenalmanach für das Jahr 1776 von den Verfassern des bisherigen Göttinger Musenalmanachs, herausgegeben von Johann Heinrich Voß, Lauenburg bei Joh. Georg Berenberg. Hier steht es S. 147—48 abgedruckt, mit dem Namen Claudius darunter, wozu der Herausgeber Voß im Inhaltsverzeichniß noch hinzufügt: „Matthias, sonst aus Asmus." Dann findet es sich, abgesehen von Liedersammlungen, im dritten Theil des Asmus omnia sua secum portans oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten — 1778, Ostermesse — welche M. Claudius selbst sammelte und herausgab, und in allen späteren Auflagen. Aus dieser Thatsache ergibt sich mit voller Evidenz, daß die Erzählung von der Aufnahme des Liedes in den Wandsbecker Boten und dem Uebergang desselben aus diesem Blatt in die sämmtlichen Werke von Claudius aus der Luft gegriffen und rein erfunden ist. Hiedurch verliert aber auch die ganze Erzählung allen Glauben; denn ist das Lied in den Wandsbecker Boten nicht aufgenommen und nicht aus diesem in die sämmtlichen Werke von Claudius übergegangen, steht es vielmehr unter dem Namen von M. Claudius im Voßischen Almanach von 1776 und in dem von Claudius selbst gesammelten Asmus o. s. s. p., und man will dennoch die Behauptung aufrecht halten, daß das unter Claudius Namen hier gedruckte Lied nicht von Claudius, sondern von Sander gedichtet und von Pforzheim aus an Claudius zur Aufnahme in den Wandsbecker Boten eingesandt worden

sey, so bleibt nichts anders übrig, als anzunehmen, daß M. Claudius das ihm zur Aufnahme in den Wandsbecker Boten zugesandte Lied wissentlich unterschlagen und es, anstatt es in dem Wandsbecker Boten anonym aufzunehmen, als sein eigenes unter seinem Namen in dem Voßischen Almanach gegeben habe. Diese extreme Behauptung ist freilich bisher weder von dem Spiegel, noch von Kölle ausdrücklich aufgestellt, allein es bleibt kein anderer Ausweg übrig. Entweder ist auch die ganze Behauptung von der Zusendung des Lieds aus Pforzheim unwahr, oder M. Claudius hat — ich schäme mich, das Wort auszusprechen — einen Betrug begangen. — Um dieses leztere anzunehmen, werden jedoch Gründe von schwererem Gewichte begehrt werden dürfen, als ein angebliches Zwiegespräch bei einer Pfeife Tabak. Ueberall steht die Kölle'sche Behauptung, wie mit dem Gedichte selbst, so auch mit allen näher und entfernter liegenden Thatsachen in Widerspruch. Der Voßische Almanach von 1776 (s. Briefe von J. H. Voß, herausgegeben von Abraham Voß, Halberstadt 1819, Th. I., S. 271—78, und den Wandsbecker Boten von 1775, Stück 77 und 171) war schon im Juni 1775 im Druck und seit Michaelis 1775 im Buchhandel. Das Rheinweinlied müßte also spätestens schon im Frühjahr 1775 gedichtet und componirt seyn. Sander erhielt aber erst im Jahr 1775 den Ruf nach Pforzheim. Es scheint also für die poetische und musikalische Autorschaft Sanders schon die Zeit etwas knapp zu werden. Will man aber auch bei der Ungewißheit, ob nicht Sander schon in den ersten Monaten des Jahrs 1775 sein Amt in Pforzheim angetreten habe, die Möglichkeit zugeben, so bleibt doch immer das zwiefache Räthsel zu lösen, wie einerseits Claudius eine solche Unterschlagung wagen, und andererseits Sander und die Einsender des Liedes sich dabei beruhigen konnten.

M. Claudius hatte im Jahr 1775 durch seine Gedichte und Aufsätze in dem Göttinger Musenalmanach und andern Zeitschriften, wie auch durch den Wandsbecker Boten, sich einen Namen in ganz Deutschland erworben. Er bedurfte keiner Unterschlagung, um ihn zu gewinnen, oder ihn sich zu erhalten. Wohl aber konnte und mußte er alles, was er hatte, seinen Ruhm und guten Namen durch eine so schamlose Unterschlagung verlieren, und dieß konnte ihm am wenigsten im Sommer 1775 gleichgültig seyn, wo die Redaktion des Wandsbecker Boten zu Ende ging und er für sich mit Weib und Kindern eine andere Stellung suchte (s. Voßens Brief vom 8. Juli 1775 a. a. O. S. 175). Wie ist es nur denkbar, daß er — von der moralischen Unmöglichkeit sehe ich hier ganz ab — ohne Zweck und Ziel das Wagestück einer solchen Unterschlagung unternommen und gehofft haben sollte, das auf frischer That an dem so eben empfangenen Liede begangene Plagium werde unentdeckt bleiben, der Einsender es nicht in dem durch ganz Deutschland verbreiteten Voßischen Almanach unter Claudius Namen finden und Lärm schlagen? Und auf der andern Seite, wie ist es denkbar, daß weder Sander noch der Einsender, noch irgend einer der Hochzeitgäste, welche es mitgesungen und bewundert hatten, sich gerührt und den Unfug aufgedeckt hätten, daß selbst, nachdem das Rheinweinlied in ganz Deutschland unter Hohen und Niedern bekannt und gesungen wurde, nachdem es in den Compositionen von Reichard und Schulz in unzähligen Liedersammlungen, so wie in kritischen Blättern und Literärgeschichten stets unter Claudius Namen aufgeführt war, wie ist es denkbar, daß selbst dann Sander und seine Freunde im tiefsten Stillschweigen verharrt hätten, und von 1775 an bis zur Kölle'schen Erzählung im Jahr 1837 auch nicht der geringste Zweifel an der Aechtheit des Liedes aufgetaucht wäre? Die Bescheidenheit Sanders und seiner Freunde wäre eben so unglaublich, als Claudius Unverschämtheit.

Es möchte überhaupt bedenklich um den Werth und die Geltung geschichtlicher Thatsachen stehen, wenn die Wahrheit einer sechzig Jahre hindurch in unzähligen Druckschriften von der Mitwelt in ganz Deutschland als zweifellos anerkannten Thatsache dadurch ihren Werth verlieren sollte, daß jemand mit der Behauptung auftritt, er habe einst von einem verstorbenen Mann im Gespräch die Aeußerung des Gegentheils gehört. Auch Hebel hat manche seiner alemannischen Gedichte zuerst einzeln bekannt gemacht, sie erst 1803 gesammelt und noch dazu anonym herausgegeben, wie Kölle in seinem Ehrengedächtniß S. XXX und XXXI erzählt. Was würde Hebel sagen, wenn jezt jemand behauptete, von einem andern gesprächsweise und ohne irgend weitere Begründung die Aeußerung gehört zu haben, daß sein herrliches Gedicht die Wiese oder der Karfunkel nicht von ihm, sondern von einem Kirchen- und Ministerialrath gedichtet sey, den kein Mensch überhaupt als Dichter kennt?

Die Frage, ob das angebliche Gespräch im Museum wirklich so gelautet habe, wie Kölle erzählt, lasse ich unbeantwortet, da ich über die Glaubwürdigkeit des mir völlig unbekannten Erzählers kein Urtheil habe. Angenommen aber, Hebel hätte wirklich so gesprochen, wie Kölle erzählt, und dieser die Aeußerung für ernstlich gemeint angesehen, so scheint sich das spätere Benehmen Kölles nicht recht dazu zu reimen. Er erfuhr etwas ihm ganz neues, was ihm nicht unwichtig erscheinen mußte, da er noch sechzehn Jahr nach Hebels Tod die eigenen Worte Hebels anzuführen weiß. Dennoch schwieg er, so lange Hebel und Sander lebten, gänzlich davon. Er verschaffte sich nicht einmal, was doch so nahe lag, durch eine Frage an Hebel über den Grund seines Wissens, noch auch durch eine Erkundigung bei dem täglich im Museum mit ihm zusammen kommenden Sander selbst volle Gewißheit über die Entdeckung. Erst im Jahre 1837, nachdem Sander 1824, Hebel 1826 gestorben war, erscheint zu Stuttgart, wo Kölle lebte, im Spiegel die Sage als Vorläufer, und erst im Jahr 1842 rückt Kölle mit seiner Erzählung selbst nach. Es scheint also fast, als ob Kölle anfangs selbst allerwenigstens ungewiß gewesen sey, ob er die Aeußerung Hebels für Ernst, oder für einen Einfall heiterer Laune, für Scherz und Schnurre, wie sie nach Kölles eigener Erzählung (S. XCI, CV, CXI) unter ihnen bei ihren Zusammenkünften an der Tagesordnung waren, halten solle, als ob Kölle das Lächeln Hebels über die Mystifikation erst später anders gedeutet und erst später nach angeblicher Bestätigung des Neffen sich entschlossen habe, die Aeußerung Hebels als literarische Neuigkeit zu Markte zu bringen. Dem sey indessen wie ihm wolle, Hebel verdient keinen größeren, er verdient für seine durch keinen Grund

des Wissens gestüzte Behauptung über eine fremde Thatsache nn und für sich schan geringeren Glauben als M. Claudius, der das Lied öffentlich für das seinige erklärt hat; für wen von beiden aber die sonstigen innern und äußern Gründe sprechen, darüber kann ein unbefangener Beurtheller nicht zweifelhaft seyn.

Zum Schluß noch einen Blick in das Leben von M. Claudius um das Jahr 1775 in Bezug auf das Rheinweinlied. Claudius und J. H. Vaß lebten damals in Wandsbeck im täglichen engsten Umgange (s. Voß Briefe Th. I. S. 269—306). Voß half Claudius bei der Redaktian des Wandsbecker Baten und Claudius half Voß bei seinem Musenalmannch von 1776. Der Rheinwein wnr nicht blaß unter den Brüdern des Göttinger Dichterbundes (s. Gedichte van Hölty, Weißenfels 1814, in der Varrede von Voß, S. 13 und 34; Vaß Briefe Th. I., S. 255, 257, 287), sondern nuch unter Vaß und Claudius zu Wandsbeck der Lieblingstrank, der das häusliche Festmahl würzte. Vaß schreibt am 16. Januar 1776 (Briefe Th. I. S. 298 und 89) an seine Braut: „Ich bin überhaupt seit einiger Zeit ein wahrer Schlemmer. Fast alle Abend trinke ich mit Clnudius Rheinwein und Punsch.“ — Gerade im Vaßischen Almanach van 1776, welcher zuerst das Rheinweinlied von Claudius brnchte, wurde der Rheinwein von Hölty (S. 88) und von Vaß selbst (S. 107) besungen. Was Wunder, daß auch Claudius auf den Gednnken kam, dem Rheinwein ein Lied zu singen! Vaß selbst sah das Lied in seinem Entstehen, und legt noch fünfzig Jahre später, nachdem er viele Jahre zu Heidelberg in der Nähe von Karlsruhe und Sander gelebt hatte, ein schlagendes Zeugniß für Clnudius nb, was allein schon den Werth der in der Luft hängenden Hebel'schen Aeußerung zehnfach aufwiegt. Er sagt in seiner „Bestätigung der Stolberg'schen Umtriebe“ (Stuttgnrt 1820, S. 136—39), wo er die Gebrüder Stolberg tadelt, dnß sie gegen das Grundgesetz des Dichterbundes Verbesserungen ihrer Gedichte durch die Bundesbrüder sich verbeten hätten: „Wir übrigen blieben dem Bunde treu. Auch Claudius nnhm von dem Jüngeren (Voß) einiges in sein Rheinweinlied und den Abendgesnng, manches noch in Urians Reise um die Welt.“

Friedr. Claudius.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 19. 9. Mai 1852.

Poëta sum, et ut spero non humillimi spiritus, si modo coronis aliquid credendum est

Petronius.

— Decus et pretium recte petit experiens vir.

Horat.

Ernst Raupach.

In seinem achtundsechzigsten Jahre ist mit dem Frühjahrsanfang Ernst Raupach in Berlin gestorben. Das ist ein Alter, zwar nicht das äußerste, das ein schöpferischer Geist bei noch rüstiger Thätigkeit erreichen mag — denn in derselben Stadt leben noch zwei weit größere Geister, Ludwig Tieck, den Achtzigen nahe, und Alexander v. Humboldt, der schon in den Achtzigen zählt, beide noch geistig frisch, letzterer sogar merkwürdig produktiv, jener am geistigen Schaffen nur durch körperliche Leiden gehindert — aber ein Alter ist es, wo man annehmen kann, daß, der es erreicht, auch sein Ziel erreicht, seine Lebensaufgabe erfüllt haben müsse. Raupach dachte selbst so. Sein Abschied beim Schluß jedes Winters von seinen literarischen Freunden, die sich noch allmonatlich, als Rest der ehemals blühenden Mittwochsgesellschaft, im Winter versammelten, war stets ein wehmüthiger. Er flog, trotz seiner Jahre, jeden Sommer aus, und meinte dann, wenn man sich auf Wiedersehen die Hand schüttelte, dieser Wunsch werde doch mit jedem Jahre bedenklicher. Seine Körperkraft war nicht eigentlich gebrochen, er schritt noch aufrecht, sein Auge blickte klar und scharf, wenn gleich unter der Brille, seine Stimme war tönend und so bestimmt wie der Ausdruck seiner Rede, aber man fühlte, wie der Mann selbst es fühlte, daß er ein dem Greisenalter zuwankender Mann war. Er hatte sich nicht überlebt, er wußte das Leben zu schätzen und blickte oft neidisch auf die noch mit jüngeren Kräften begabten Männer.

Ein lebendiger Gesellschafter, obgleich mehr ein docirender als ein conversirender, hat er noch in der letzten Zeit als Redner (in dem wissenschaftlichen Verein in der Singakademie) gewirkt, geschrieben, um nicht zu sagen gedichtet, und sogar wenige Tage vor seinem plötzlichen Abscheiden in Freundeskreisen ein neues Trauerspiel vorgelesen. Dennoch kann man sagen, daß er auch als deutscher Schriftsteller seine Aufgabe erfüllt, sein Ziel erreicht hatte. Er hätte in Abhandlungen, historischen Darstellungen noch manches Tüchtige leisten mögen, ja es ist sehr zu bedauern, daß er einen frühern Entschluß nicht ausgeführt und seine Erlebnisse und Sittenschilderungen aus dem Innern von Rußland, wo er so lange Jahre verbracht, und in Verhältnissen, die ihm die reichste und reifste Anschauung gewährten, nicht zu Papier gebracht hat; aber für seine eigentliche Thätigkeit, das Feld, worin er sich einen bedeutenden Namen erworben, die Dramatik, hatte er den Abschluß selbst gemacht. Zwar

kitzelte es den alten Beherrscher unserer Bühne noch einige mal, wieder eine Spätgeburt seiner Laune, besser seines Verstandes, auf die Bretter zu schieben; wenn aber von jeher der eigentlich poetische Impuls, der fruchtende Hauch, der über dem kastalischen Quell schwebt, seinen Dichtungen fehlte, so war dieß bei seinen lezten Produktionen um so weit mehr der Fall, als es ihm damit nur galt, irgend eine Lehre dem Publikum vorzuhalten und es, ein strenger politischer Sittenprediger, auf den Pfad zurückzuführen, den er für den allein richtigen hielt.

Raupach ist als dramatischer Dichter jedenfalls eine bedeutende Erscheinung, die in unserer Literaturgeschichte einen Ehrenplatz finden wird; es ist indeß zweifelhaft, ob viele seiner Werke ihn überleben werden. In das große Volk ist er nicht eingedrungen, und die Hoffnungen, welche einige bei seinem ersten Auftreten aussprachen, daß er dem großen Publikum ein anderer Schiller werden möchte, haben sich nicht erfüllt. Zwar huldigte auch er dem sittlichen Ernst, aber weder mit Schillers rhapsodischem Schwung der Phantasie, noch mit dessen glänzender Diction, noch mit der Gefügigkeit, sich den geltenden Ideen anzuschmiegen, oder die, welche die Philosophie aus ihren Schachten producirt, zu gangbarer Scheidemünze zu machen. Ein Dichter für's Volk, um nicht Volksdichter zu sagen, muß in Deutschland entweder den Geschmack des Marktes kitzeln, oder so ideal glänzende Gestalten in ätherischen Lüften wandeln lassen, daß die Zuschauer, die sich nicht dahin erheben können, doch eine stille Befriedigung daran finden, gleichwie unsere frommen barbarischen Vorfahren, welche den Legenden der Heiligen mit Entzücken zuhörten, weil dieselben, in procura für sie, in einer Tugend gewandelt, zu der sie selbst sich zu erheben weder Lust noch Kraft empfanden.

Zu beidem war Raupach nicht angethan. Er war durch und durch ein Mann, der auf eigenen Beinen stand. Einer derben und schalkhaften Lustigkeit, zuweilen auch einer derb erotischen nicht abgeneigt, war er doch durchaus nicht geneigt, dem Geschmack und Sinnenkitzel des Publikums nachzugeben; er wollte es lieber zu seiner Lustigkeit und seinem Humor heranziehen. Auf der andern Seite stand er der Schiller'schen Idealität eben so fern als der Goethe'schen Begabung, die realen Gegenstände so warm und zart zu kneten, bis sie uns selbst erwärmen, erfreuen und erheben. Die Realität war sein Boden, aber er verarbeitete sie nach einem streng puritanischen Schematismus. — So sollen und müssen die Dinge und Menschen aussehen, denn so habe ich sie nach reifem Studium innerlich erkannt und angesehen; so müßt ihr sie nun auch betrachten, und wenn ihr nicht wollt, so laßt es bleiben, ich kümmere mich nicht darum: — mit einer solchen stolzen und harten Doctrin verschafft man sich selten großen Anhang, noch weniger begeisterte Freunde und Bewunderer.

Raupach arbeitete weit mehr mit dem Verstand als mit Gefühl und Phantasie, obgleich nicht ohne beide. Aber es war ein scharfer, durchgebildeter Verstand, und kraft desselben konnte er auf das Gefühl wirken, die Einbildungskraft beschäftigen. Es war aber nicht der Verstand, mit welchem Lessing die Dichtung beherrschte, klärte und alles als Schlacke fortstieß, was der Wahrheit und der Wirkung widerstrebte. Raupachs Wahrheit kam aus einem bereits in sich zurückgelegten Fonds. Da war Farbe, Pinsel, Form schon fertig, es kam nur darauf an, die Schablonen richtig anzulegen, und das Gedicht war denn auch bald fertig. Bei ihm war fast jedesmal die Tragödie oder das Drama auch ein Lehrgedicht: so und so muß der ernste, nach dem Höchsten strebende Mensch unter den und den Verhältnissen sich benehmen, reden und handeln, dargestellt in usum Aller, ohne auf die Begriffshöhe oder Begriffsfläche der Zuhörer speciell Rücksicht zu nehmen. Weit mehr berücksichtigte Raupach die Begriffsfähigkeit und die Persönlichkeit der Darsteller. Als er sich in Berlin festgesezt hatte und seine dramaturgische Dictatur über das Theater übte, schrieb er seine Stücke eigentlich nur für die Schauspieler des Berliner Hoftheaters und je nach den Begabungen, die er dort vorfand. Da wurden die lezten Heroinen und dämonischen Weiber für das deutsche Theater gefertigt, in denen die Crelinger ihre großartige Kraft zeigen konnte, die Crelinger (Stich), nur eine Art Epigonin der noch dämonischeren großen Schröder (Kunst), und mit ihr scheint dieses Genre auf der deutschen Bühne vollends ausgegangen zu seyn. Man will, wie man längst nicht mehr die idealen Frauen mochte, auch nicht mehr jene chaotisch convulsivisch aufgeregten, und die Medeen und Töchter der Lust haben Weibern mit natürlichen Empfindungen Platz machen müssen. Neben den Heroinen sah man reflektirende Despoten und Tyrannen, die für alle ihre Willkürhandlungen das Bewußtseyn mitbrachten und aussprachen, daß es so seyn müsse. Gereifte Darsteller dafür bot die damalige Berliner Bühne, reife, besonnene Männer, die aus den jugendlichen zu Charakterrollen sich hinaufgearbeitet. Ein Mangel war dagegen an jugendlichen Helden und Heldinnen. Dasselbe Verhältniß spiegelte sich denn auch in Raupachs Dramen ab; Jugendhauch, frische Impulse, das süße Spiel der Gedankenlosigkeit fehlte. Es hat alles Zweck, Ziel, Katastrophe und Anlauf. Das Goethe'sche: „Man merkt die Absicht und man wird verstimmt," kann in gewissem Sinn als Motto zu Raupachs gesammter dramatischer Thätigkeit dienen; nur daß er die Absicht wieder mit so consequenter Kraft durchführte, daß aus dem Respekt vor derselben wieder eine andere Stimmung hervorging.

Im südlichen Deutschland haben Raupachs Stücke weniger Eingang gefunden, Einfluß fast gar nicht geübt; er ist an Orten, wo man es doch sonst erwarten könnte, kaum gekannt, sein Name wird nicht genannt. Zwar werden mehrere seiner Lustspiele, mehr noch die Possen und Fastnachtschwänke fast auf allen Theatern gegeben, es kommt aber wohl vor, daß man den Namen des Autors auf den Zetteln vergißt, oder selbst einen andern dafür substituirt. Seine bedeutenderen Dramen und Trauerspiele haben in Wien und andern größern Städten ihrer Zeit auf dem Theater gelebt, auch Zugkraft geübt, aber sich nicht eingebürgert, noch weniger Nachfolge gehabt, d. h. Nachahmer gefunden. Dieß ist sonst das Kriterium aller bedeutenden, selbstständigen Erscheinungen in Kunst und Literatur. Daß er seine Stücke für die besondern Kräfte eines, des Berliner Hoftheaters schrieb, mag eines Theils der Grund seyn; es ist aber auch der angedeutete, allgemeine, daß Dichtungen, wo der Verstand der Hauptarbeiter war, nur in den Kreisen ihre Anerkennung finden, wo man Lust hat und befähigt ist, der Arbeitsfähigkeit und Anstrengung des Künstlers zu folgen, und schon wenn man die glückliche Ueberwindung von Schwierigkeiten gewahrt, künstlerische Befriedigung empfindet. Wie manches Kunstwerk von Malern läßt das Publikum kalt, das die Kunstgenossen anstaunen, weil der Künstler im Produciren Ungewöhnliches geleistet hat! In der Kunstgeschichte und in Museen finden solche Schöpfungen ihren historischen Ehrenplatz, bei der Dichtung aber ist es bedenklicher. Das Lied, das nirgends Würdigung gefunden, aber in die Luft erklungen von Mund zu Munde geht und Gemeingut geworden, ehe seine Geburt nur von der Kritik registrirt ist, ist und bleibt doch wohl die glücklichste Dichtung. Zum Nachdenken ruft auch wohl der Umstand auf, daß Raupachs großartige Thätigkeit und seine gewiß bedeutenden Schöpfungen nicht allein in jenen Gegenden, sondern auch da, wo er, und in dem Publikum, für das er schuf, keine Nachfolge gefunden haben, trotzdem, daß er durch lange Jahre die Berliner Bühne allein beherrschte, füllte und viele seiner Dramen außerordentlichen Erfolg hatten.

Raupach kam als gereifter Mann aus Rußland, wo er seine Jugend verlebt, nach Deutschland zurück. Er war fertig gebildet in sich, und mit einem Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen ausgestattet, aber das Leben in Deutschland kannte er nicht, oder hatte wenigstens den Bildungsprozeß der letzten Decennien nicht mitgemacht. Darin liegt eine Erklärung für das eben Gesagte. Er war ein Fremder im eigenen Vaterlande und mußte sich in dessen Denk- und Sinnesweise erst wieder einlernen, als er sich berufen fühlte, als Dichter zu wirken. Er hatte sich in Rußland deutsch erhalten, streng, ernst, sittlich in der höhern Beziehung des Worts, aber er hatte dabei eine Selbstständigkeit im Denken und Handeln erworben, die er nun seinen deutschen Landsleuten gegenüber eben so wenig aufgeben wollte. Was sich da noch aneignen läßt, eignete er sich an, er lernte das, was auf die Massen wirkt, aber seine Sinnesweise, seine Anschauungen der Dinge gab der Mann eben so wenig auf, als er sich wieder in den Jüngling verwandeln konnte, der, empfänglich für alles, was um ihn rauscht und klingt, die Töne der Natur und Menschenwelt in seiner Dichtung wiederklingen läßt. Er prüfte, was ihm begegnete, und was er für das Beste hielt, nahm er und setzte es auf sein Instrument, immer mit Geschick; aber das Instrument spielte doch nur seine Weise: gefällt es euch, so ist es gut, gefällt es euch nicht, so schadet es auch nicht.

Eine außerordentliche Virtuosität werden ihm auch seine Gegner nicht absprechen. Kein deutscher Dichter hat in der Art das Verschiedenartigste aufzufassen und zu seinen Zwecken zu verarbeiten verstanden. Er ging nicht auf die Bilderjagd, wie Ewald von Kleist, denn die Ornamentur zu seinen Dichtungen lag immer fertig und bereit in seinen Schatzkasten. Aber wie ein großer Handelsherr besichtigte er den ganzen Weltmarkt, um die Stoffe, die ihm convenirten und die das Auge der Käufer anlocken dürften, an sich zu bringen. Nur seine drei ersten Dramen: die Fürsten Chawanski, eine Erdennacht, und Isidor und Olga sind Mitgebrachtes, oder, wenn wir wollen, aus innerer Anschauung und innerem Bedürfniß hervorgegangen. Von da ab suchte, wählte und sortirte er, und was im Rohstoff beim Publikum Anklang gefunden, nahm er in Arbeit. Wir sagten, „er wählte," aber er war nicht wählig; es convenirte ihm eigentlich alles, sobald er sich davon Wirkung versprach, da er des vollen Vertrauens auf seine Kraft war, daß er es schon mundgerecht für das Publikum herrichten werde. Auch war es ihm gleich, ob Rohstoff, oder schon verarbeitete Waare; wenn sie nur noch nicht auf seine Manier verarbeitet war, machte er sich getrost daran, und war immer der Wirkung, welche er bezweckte, sicher.

Friedrich v. Raumers Hohenstaufen hatten mit andern Werken nach den Befreiungskriegen die Aufmerksamkeit im Publikum auf diese großartigste Epoche Deutschlands auf's neue rege gemacht. Raupach lieferte sofort eine ganze Reihe von Dramen, den Anfang und den Ausgang dieses großen Geschlechtes darstellend. Viele vor ihm hatten es versucht, ihm zuerst glückte es. In dem ersten Drama des Cyclus (der Zeit der Anfertigung nach), in seinem Heinrich, quellen sogar Adern jener ursprünglichen Poesie, die sich nicht machen läßt. In seinem Friedrich II. sind großartige Scenen, wo er die Historie psychologisch durchklärt und lebendig macht. In der Mehrzahl der übrigen Hohenstaufendramen hat er mit großem

Geschick die hervorragenden Momente und Wendepunkte zur lebendigen Erscheinung gebracht, und das Zerrissene und Zersplitterte zu einem Ganzen zu runden verstanden. Auch sein Konradin, an dem so viele deutsche Dichter sich unglücklich versucht, ist unter seiner Hand, wenn auch kein besonders poetisches, doch ein tüchtiges, fehbares Stück geworden. Die Freunde deutscher Einheit hätten möglicherweise von einem Cyclus von Hohenstaufendramen noch andere Anklänge, einen andern Aufschwung erwartet; das lag aber um so weniger in der Absicht des Dichters, als er politisch damit etwas ganz anderes beabsichtigte, als die Glorie deutscher Nationalkraft ans Licht zu stellen. Seine Aufgabe war nur, die Herrlichkeit des absoluten Herrscherthums gegenüber der Kirche, wie dem Unterthanen zu beweisen.

Daran reiht sich sein gelungener Versuch an einer, wie es schien, kolossalen Aufgabe: das Nibelungenepos als Drama auf die Bretter zu bringen. Ohne daß der Duft des Mythus verwischt wäre, hat er sehr geschickt die rohen Heldengestalten der Fabel anschaulich und mit natürlicher Farbe in's Bühnenleben gerufen, Dramatikern ein Muster gebend, wie das Ungefüge der Fabel sich im Drama zurecht biegen läßt, ohne ihr selbst Gewalt anzuthun. Man erinnere sich der zarten Behandlung der Brautnachtscene durch den Gürtelstreit, und an die glückliche Erfindung, oder vielmehr das Inhülfernsen der Geschichte, um die Ortseinheit herzustellen, indem er nicht die Burgunden zu den Hunnen fahren, sondern Attila mit den Hunnen an den Rhein kommen läßt. Nur den grimmen Hagen hat er zu einem modernen Doctrinär der Lehnstreue gemacht. — Minder glücklich ist seine Behandlung der Genovefa; zur Romantik fehlte ihm der Glaube, und damit dem Gemälde der Duft.

Aber wohin griff Raupach nicht? Calderons Tochter der Luft sezte er geschickt um zu einem prachtvollen Zauber- und Coulissenstück. Mährchen, Zauberstücke, Familiengeschichten, historische Episoden, es war seiner schaffenden Thätigkeit alles präparabel geworden. Walter Scotts lezte Stuartromane florirten; er war schnell fertig mit seinem Cromwellcyclus, von dem die Royalisten, weil sie für den Schauspieler eine glückliche Rolle bieten, sich noch immer auf der Bühne halten. Er nahm einen Familienroman in die Hand, und wo keiner vor ihm, erkannte er dramatisches Leben darin und beschwor es heraus, wie in Vater und Tochter und andern, deren Namen uns schon entfallen sind. Selbst Berliner Stadtbegebenheiten, die Defecte eines Justizcommissarius, die Brandstiftung eines Auctionscommissärs, um seine Defecte zu verstecken, eine königliche Begnadigung — es ward sofort ein häusliches, rührendes Drama daraus.

Um das möglich zu machen, kam ihm seine Stellung zur Berliner Hofbühne zu Hülfe. Ja ohne diese, ohne die Macht, daß alles, was er für sie schrieb, von dieser Bühne sofort in Scene gesezt werden mußte, und ohne die Verlockung, die in diesem Verhältniß lag, alles ihm brauchbar scheinende zu verarbeiten, da der Markt und die Käufer vor seiner Thür schon warteten, hätte selbst eine Arbeitskraft, wie die Raupachs, das nicht zu leisten vermocht. Wer für die Bühne dauerhaltig wirken will, muß eine bestimmte in seiner nächsten Nähe zur Hand, er muß sie zu seiner Disposition haben, um jeden Eindruck, den er empfängt, sofort dort wiedergeben zu können, und wiederum Eindrücke und Anregungen von ihr zu empfangen. Wie das auch der ästhetischen Theorie widerstreite, es ist ein praktischer Erfahrungssatz, den wahrscheinlich Shakespeare schon an sich bethätigt gefunden. Aus der Schreibstube, ohne ein reales Theater in nächster Anschauung zu haben, und ohne die Gewißheit, daß seine Stücke sofort einstudirt werden, mag der Dichter zwar einzelne Meisterwerke dichten — es wird indeß auch an diesen immer etwas fehlen — gewiß aber ist, daß er von keinem dauernden Einfluß auf das Publikum seyn wird. Wenn Großes mit Kleinem verglichen werden darf, ist dieß der Kuß, der Mutter Erde gegeben, der immer wieder neue Schöpfungskraft hervorruft; wo diese schwach ist, wird sie durch die beständige Uebung und die Bereitschaft aller Hülfsmittel gestärkt. Es ist dieß das Geheimniß, durch welches so viele Bühnendichter, z. B. jezt die Birch-Pfeiffer, sich einen so überwiegenden Einfluß verschafft und im beständigen Produciren auch einzelne Würfe gethan haben, die über ihr Talent hinausgehen.

Raupach brachte indeß mehr mit, und er erwarb sich diesen Einfluß erst durch das Mitgebrachte. Es ist die außerordentliche logische Kraft seines Verstandes und ein enormes Gedächtniß bei ungewöhnlichen historischen, statistischen und philosophischen, ja auch theologischen Kenntnissen. Was in ihm aufgespeichert lag, ordnete sich sofort, wenn er einen Gegenstand zum Sujet erwählt. Wir glauben nicht, daß er je die gewaltigen, nervösen und aufreibenden Kämpfe so vieler Dichter empfunden, ehe sie einen aufgefundenen schwierigen Stoff bewältigen. War er mit Gegenstand und Idee in sich fertig, so entwickelte sich die Handlung und das Scenerium leicht. Er hatte in seiner Vorrathskammer die Schablone dazu, deßgleichen den poetischen Schmuck, und er, ein trefflicher Erzähler, geübter Redner und Disputant, fand noch weniger Schwierigkeit, wenn er Reden und Gegenreden seinen Personen in den Mund legen mußte. Die korrekte, würdige und auch poetische Diction verstand sich von selbst. Freilich ist es ihm, bei dieser außerordentlichen Leichtigkeit die Gedanken in tönende Worte zu kleiden, oft begegnet, daß man nicht die Leute, sondern ihn selbst reden hört. Er hatte seiner Zeit Theologie, und

sehr gründlich studirt, er hatte kurze Zeit (doch sey dieß nicht bestimmt behauptet) als Geistlicher fungirt, und hat bei mehreren Gelegenheiten sich ausgesprochen, sein eigentlicher Beruf wäre das Predigtamt gewesen. Dieß ist um so eher zu glauben, als er selbst im Umgang den Predigerton nicht lassen konnte, wenn auch nicht in der Weise, wie wir ihn auf den heutigen Kanzeln gewohnt sind. So konnte er auch in der Dichtung das Dociren nicht lassen, und einen vollen Stock des Wissens und der Anschauung in seiner Brust, ließ er ihn durch seine dramatis personae wiedertönen, auch von solchen, die nicht immer dazu geeignet schienen. Es kam doch unter die Leute, und eine Wahrheit, mochte er denken, ist immer gut, auch wenn sie nicht aus dem Munde kommt, wo man sie erwartet.

Auch die Art, wie er die Fabrikation der Dichtung betrieb, hat etwas Eigenthümliches und zeigt, wie alles in ihm klar, und, wir möchten sagen, nach Fächern geordnet war. Es ist zu bedauern, daß er selbst nichts darüber aufgeschrieben hat, doch haben wir das Folgende aus seinem eigenen Munde. Wenn er eine Tragödie in Versen, d. h. in fünffüßigen Jamben, in Arbeit hatte, mußte jeden Tag ein bestimmtes Pensum fertig werden. Er quälte sich damit nicht über dem Papier und zerkaute keine Federn, sondern ging des Vormittags einige Stunden spazieren. Bei diesem Ambuliren knetete und schichtete er täglich 100 bis 120 Verse zusammen; Reden und Gegenreden, Erzählung und der lebendigst wechselnde Dialog, kein Vers, kein Wort ging verloren. So kehrte er, wenn das Pensum fertig war, in's Thor zurück, verzehrte in Ruhe sein Mittagessen, schlief einige Minuten und setzte sich dann an den Schreibtisch, um, ohne anzuhalten, die 100 bis 120 Verse auf das Papier zu bringen. Man muß seine Handschrift gesehen haben; sie sah wie gemalt aus. Dieses Concept, wenn das Wort auf das sauberste Manuscript paßt, das in Schulen als Schönschreibemuster dienen könnte, wanderte in der Regel, ohne vorher copirt zu werden, in's Theater, und nachdem die Rollen ausgeschrieben waren, diente es als das Exemplar des Regisseurs. Raupach versicherte, daß er selten etwas nachträglich umgeändert oder gestrichen habe. Nur bei Längen, welche sich in der Probe oder der ersten Darstellung zeigten, überließ er der Regie zu streichen, was sie für nöthig halte. Zu einer Umarbeitung konnte er sich nicht verstehen.

Schwieriger ward ihm die Behandlung der Prosa. Hier behauptete er nie mehr im Kopfe ordnen zu können, als was nachher auf einer Oktavseite Platz fand. Seine Lustspiele sind in Prosa geschrieben. Wir erinnern nur an seine „Schleichhändler," „Zeitgeist," „Laßt die Todten ruhen," „Kritik und Antikritik," „Doctor und Apotheker, oder die feindlichen Brüder," „Versiegelter Bürgermeister," „Vor hundert Jahren," „Geraubter Kuß" u. s. w., die fast auf allen Bühnen Eingang gefunden haben, und von einer unzweifelhaften Begabung des Dichters für das niedrig Komische Zeugniß ablegen. Niemand hat wie Raupach in diesen Stücken die Wärme, den Wurf, die Keckheit und die Farbe des alten deutschen Schwankes erreicht, und es ist nur zu bedauern, daß sein langer Aufenthalt in Rußland ihn mehr mit den Sitten der dortigen Bauern und Bürger, als mit denen der deutschen vertraut gemacht hat. Den Juchtengeschmack athmen die meisten seiner Possen, auch sogar die feineren Lustspiele, wogegen eine innigere Bekanntschaft mit dem deutschen Volksleben diese Schärfe ausgemerzt und den Humor und Witz gemüthlicher gemacht haben würde. Charakteristisch ist es immerhin, daß das rhetorische Element, das Jambenpathos ihm zum Spiel ward, während der Humor, in dem er mehr er selbst und mehr zu Hause war, ihm einen ungleich größeren Aufwand von Nachdenken verursachte, wie obiges Zahlenverhältniß andeutet. Doch hat er einzelne dieser Lustspiele, freilich mit der Feder in der Hand, auch mit ungewöhnlicher Schnelle und Leichtigkeit geschrieben. So las er z. B. eine Anekdote in einer Berliner Morgenzeitung, die ihm zu einer dramatischen Behandlung Anreiz gab, und am übernächsten Morgen, achtundvierzig Stunden nachher, hatte die Königsstädtische Bühne das Manuscript eines Lustspiels erhalten, welches bald darauf ein Schmuck und stehender Artikel des Repertoires ward.

Das russische Element, so wenig es seinem Rechtssinn Eintrag that, wollte doch aus seiner Erscheinung nicht weichen. Er hat sich selbst in einer Reisebeschreibung als Schulmeister Hiesewenzel geschildert; in einem Bühnenstück von Stephan Schütz erinnern wir uns ihn von einem Schauspieler selbst auf die Bretter gebracht gesehen zu haben. Er war unschwer zu copiren, der etwas gebückt gehende Mann, von vierschrötigem altväterischem Habitus, magisterlich mit einem weißen Halstuch und Schleife, mit dem dicken Ueberrock und den großen runden Brillengläsern, durch die ein Paar sehr kluge, lauernde und beobachtende Augen vorblickten. Er war derb, grob sogar, im Widerspruch wie der Fisch im Wasser lebend; er mußte disputiren, und stieß dadurch eben so sehr an, als er in andern Kreisen dadurch dominirte und sich nothwendig machte. Man klagte über sein ungenirtes Gradherausseyn, am Theater wie an den Höfen. Es half ihm aber an beiden. Er war nichts weniger als aufgelegt, den Schauspielern und Schauspielerinnen, die in seinen Stücken gespielt, ein Compliment zu sagen, oder auch nur zu danken, was sie von den Theaterdichtern gewöhnt sind. Sie thaten in seinen Augen nur ihre Schuldigkeit, und er hinwieder dankte ihnen faktisch mehr als andere billigen würden, indem

er seine neuen Stücke für ihre Kräfte schrieb. Im Anfang erregte dieß Opposition gegen ihn, am Ende fand man sich in den Sonderling und er dominirte, wenn auch nicht rücksichtslos, doch ziemlich autokratisch über das Personal. Theaterdichter pflegen, wenn ein Drama die erste Feuerprobe bestehen soll, sich in einer dunkeln Loge oder hinter den Coulissen den Augen des Publikums zu entziehen. Eine gewisse Bangigkeit beschleicht auch den sichersten. Raupach saß bei jeder ersten Aufführung seiner Stücke im Parket auf seinem gewohnten Platze, mitten im Publikum, und observirte mit mehr Kaltblütigkeit und Ruhe als seine Nachbarn, deren Herz voll Theilnahme schlug, den Erfolg. Wenn er zu seinen Ungunsten sich wandte, nahm er mit derselben Gelassenheit seine Prise und sagte: „Das wird nichts machen.“ Selbst das Auszischen, in den seltenen Fällen, wo es geschah, verletzte seine Ohren nicht. Ein gefallenes Stück suchte er nicht zu bessern. Er ließ es gefallen seyn und meinte, man müsse seine Kräfte nicht mit Flicken vergeuden, sondern zum Produciren neuer Stücke erhalten. Im Ganzen mag er im Recht gewesen seyn, aber da ihm das Produciren so leicht ward, producirte er zuletzt so viel, daß man beim Theater selbst stutzig ward und sich vor der Monotonie, in die man gerieth, scheute. Wegen Auswüchsen, Inkorrektheiten oder Schwächen ließ sich keines seiner Stücke zurückweisen, aber die Schauspieler selbst fühlten, daß ihre Kraft, immer in denselben Leisten und dasselbe Geleise gespannt, einseitig werde, und so mußte man auf andere Mittel denken, seines monopolisirenden Absolutismus ledig zu werden. Im Gefühl dieses Widerstandes hatte er in letzter Zeit sich wohl selbst freiwillig zurückgezogen.

Seine Beziehungen zum Hofe gehören nicht hieher. König Friedrich Wilhelm IV. zog ihn gelegentlich an seine Tafel, und scheint den logischen Geist, mehr noch die großen Kenntnisse Raupachs gewürdigt zu haben. Ein häufigerer Gast war er im Hause der Prinzessin von Preußen, und er hatte auch hier verstanden durch seine Freimüthigkeit und seine scharfen Urtheile sich ein Gewicht und selbst eine Art Herrschaft zu erobern, welche den übrigen am Strang der Etikette ziehenden Hofleuten gar nicht angenehm war. Die geistreiche, seinen Geist schätzende Fürstin zog liebreich als Schleier seine Kränklichkeit und sein Alter darüber. Raupach hatte solche Rücksicht als Mann gefordert und durchgesetzt. Wo er solches nicht durchsetzen konnte, blieb er weg. Diese Charakterstärke muß man anerkennen, wenn man in anderer Beziehung ihn vielleicht des Servilismus anklagt. *

Er war nichts weniger als servil, obgleich er in seiner politischen Thätigkeit oder Lebensrichtung dem Absolutismus unbedingt huldigte. Er hatte sich in Rußland als vir integer erhalten, wenn auch nicht in der Strenge wie Klinger; dem Verlauten nach — es ist darüber nicht viel bekannt geworden, und er selbst lenkte ungern das Gespräch darauf — war er wegen freisinniger Auslegungen der biblischen Geschichte aus Rußland verwiesen worden, er war in Deutschland zuerst bedeutend durch sein Trauerspiel Isidor und Olga aufgetreten, eigentlich eine Abhandlung gegen die Leibeigenschaft: alles Umstände, die in ihm einen freisinnigen Dichter vermuthen ließen. Davon merkte man allerdings in seinen neueren Dramen nichts. Seine großen Tragödien aus der Hohenstaufengeschichte waren eine Verherrlichung des männlich kräftigen Herrscherthums. Läßt er doch seinen Kaiser Friedrich II. auf Peter a Vineis Frage: „Getrautest du dir, wenn du zum Diener geboren wärest, die Kraft zu, Diener bleiben zu wollen?“ antworten: „Ja, wäre ich als Diener geboren, so traue ich mir zu, ich würde ein vollkommener Diener seyn.“ — Zu jener Zeit ward Raupach förmlich als Dramaturg angestellt mit einer königlichen Besoldung. Wir glauben aber, daß dieß eben so wenig auf seine Gesinnung von Einfluß war, als seine Verbindung mit Hegel und der Hegel'schen Schule, welche damals in Preußen herrschte. Er nahm diese Unterstützung seines errungenen Ansehens nur als ein Accidens mit, und blieb nach wie vor er selbst. Er schrieb damals auch nicht eigentlich tendentiöse Stücke gegen den Liberalismus, vielmehr kam in seinen Dichtungen dieser Sinn nur unwillkürlich zur Aussprache.

Aber nach der Märzrevolution ließ, was in ihm zur Ueberzeugung geworden, sich nicht mehr halten. Was von der russischen Natur ihm eingeimpft geblieben, brach nun unverholen heraus. Auch ihn ergriffen die allgemeinen Schrecken, aber zur Ehre des Todten muß es ausgesprochen werden, er verwandelte sich nicht durch den Schreck aus dem Paulus in den Saulus, wie so viel tausend Liberale, die, vorher auf der äußersten Schaumsäule der Linken, nun nicht weit rechts genug kriechen konnten. Raupach verlor nicht wie sie im Wetterleuchten und Sturm einiger Monate seine Besinnung, er warf nicht wie sie hinter sich und verdammte nicht die Errungenschaften der Wissenschaft und eines langen Lebens, sondern er holte nur

* Es cursiren übrigens zahlreiche Anekdoten über seine Naivetät, oder, wenn man will, Rücksichtslosigkeit im geselligen Umgange. Hier nur Eine. Ein jüngerer, seiner Zeit sehr beliebter Theaterdichter hatte ihn und seine Schwester zu einer größeren Gesellschaft geladen. Raupach kam spät und allein. — „Warum bringen Sie Ihre Schwester nicht mit?“ — „Ja, sehen Sie,“ war seine laute Antwort, „das Wetter war zweifelhaft, und da konnte sie doch nicht gehen. Und einen Wagen zu nehmen, lohnte sich doch nicht.“ Der Wirth fiel ihm entzückt über diese aufrichtige Auskunft um den Hals.

bestimmt und deutlich das hervor, was längst in ihm gelebt, was er aber nur gelegentlich, im Gespräch, an den Mann gebracht hatte. Ja er war ein Absolutist in der Politik, wie er es auf dem Theater, in der Aesthetik, im geselligen Umgang war. Ein doctrinärer Absolutist für sich, hielt er das Princip auch im Staatsregiment für das beste. Im heitern Gespräch, beim Glase Wein, ging er noch weiter, er lobte russisches Regiment, russische Verwaltung, sogar in den Schwächen, die von dem verständigen Logiker nicht einmal vertheidigt werden konnten. Aber er that es da auch wohl nur aus Lust an Paradoxien, um Controversen hervor zu locken. — Für seinen ehrenwerthen Muth spricht es, daß er weit früher als andere, die sich damals noch scheu verkrochen und später den Mund vollnahmen, einer der ersten in den Zeitungen auftrat, um gegen die Demokratie zu predigen. Er wirkte nichts, er traf nicht die rechte Sprache, aber er that es, als noch Gefahr dabei war.

Spätere Stücke, die er für die Berliner Bühne verfertigte, um gegen Liberalismus und Constitutionalismus zu eifern, entbehrten aller Wirkung. Willkürlich waren Verhältnisse und Personen erdichtet, um gegen sie die Lanze einzulegen, aber das Publikum fühlte heraus, daß es Puppen waren, nicht wirkliche Menschen, daß nicht die Begeisterung, sondern Verdruß und Grimm diese dialogisirten Predigten eingegeben hatten, denen überdem Blüthenstaub und Duft der Poesie fehlte. Wozu, fragte man, kämpft der alte Raupach gegen die, welche schon die ganze Wucht des furchtbaren Spruchs: Vae victis, empfinden! Es war ehrenwerth, gegen den Wahnsinn der Anarchisten, gegen die offene Revolution zu kämpfen, als es noch mit Gefahr verbunden; aber was ist es, Steine denen nachwerfen, die schon die Diener der Gewalt ergriffen haben und denen man von allen Seiten den Mund schließt?

Ein Romantiker war indeß Raupach eben so wenig, und von den ausgegrabenen Schätzen des Feudalismus hat er kein Heil erwartet. Er lächelte nur über solche Bestrebungen und schwieg, weil er es jetzt nicht passend fand, dagegen zu deklamiren. Strenger Deist, so weit wir Gelegenheit hatten ihn kennen zu lernen, konnte er eben so wenig dem neuesten kirchlichen Verfolgungsgeist das Wort reden, doch hielt er es wohl für gerathen, auch darüber zu schweigen. Aber selbst durch und durch systematisch, verlangte er bestimmte Systeme, Dogmen, eine Kirche, und schon in einer frühern Zeit, wo an die Kämpfe der Gegenwart nicht gedacht wurde, äußerte er über Amerika, daß er die gerühmte Religiosität daselbst nicht gelten lasse, denn ohne Kirche keine Religion. Aber es war eben nur Verehrung des Systems, des staatlichen Gebäudes der Kirche, der Nothwendigkeit derselben, nicht der frische Glaube der Tradition, das Bedürfniß einer Einigung im Glauben; nicht die pietistische oder katholische Sehnsucht nach Erlösung und Heil, sondern das Verlangen nach einer Autorität zur Erhaltung irdischer Ordnung.

Es ist begreiflich, daß Raupach am wenigsten der Mann war, um die deutschen Einheitsgedanken gut zu heißen; sie waren ihm von jeher eine Chimäre. Deutschland war ihm ein Begriff, aus zwei getrennten, sich feindlichen Volksstämmen zusammengesetzt, kaum durch die Sprache, die in wesentlichen Punkten abweiche, zusammengehalten. Außerdem stellte er das Thema in den Vorgrund, daß abgestorbene Nationalitäten nie wieder regenerirt werden. Die Blüthe der romanischen Nationen sey vorüber, daß auch die der germanischen nahe daran sey, gab er zu verstehen. Doch enthielt er sich der Prophezeiung, daß der Panslavismus die Zügel der Weltregierung übernehmen könne. Auch hierin war er durchaus wahr, und jeder Gedanke sey entfernt, daß er als Emissär auswärtiger Mächte eine verdächtige Rolle gespielt. Vornehme Russen, in deren Familien er Lehrer gewesen, suchten ihn mit Hochachtung und Verehrung auf. Er aber suchte niemand auf und blieb gegen Hoch und Niedrig derselbe störrische, rechthaberische, im Grunde aber doch wohlwollende Mann, ja er konnte, animirt, recht liebenswürdig werden.

Nach dem Märzsturm verließ er Berlin, um in Potsdam, wie er meinte, für immer sich zu domiciliren. Er heirathete zugleich, in der Stille der Schrecken, ähnlich wie Goethe, eine junge Schauspielerin, Pauline Werner, die auch als dramatische Schriftstellerin mit Glück aufgetreten ist, und als musterhafte Gattin sein Alter gepflegt und seinen Launen sich gefügt hat. Daß Raupach auch in der Ehe seine Doctrin vom Absolutismus nicht geändert hat, ist wenigstens anzunehmen. Nach der Rückkehr der Ruhe und der Polizeiordnung kehrte er mit seiner Gattin nach Berlin zurück. Er blieb frei wie zuvor. Raupach war ein guter Oekonom, ohne die Anmuth eines behaglichen Wohllebens zu verschmähen; er genoß die Frucht seiner Saat, und unberührt von den Drangsalen, die ein deutsches Dichterleben in der Regel begleiten, ist er als ein vermögender Mann gestorben.

W. A.

Ammi.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande.

II.

Der Mittag war stille herangekommen. — „Hast du Wecken im Hause?“ fragte da der Vater. Als Ammi es verneinte, gab er der Magd Geld, sie zu holen. „Nun richte süße Milch zu,“ sagte der Vater, „und Speck und Eier, denn die Freiersmänner kommen und ich will sie nach Landessitte traktiren.“ — „Welche Freiersmänner?“ fragte sie und ihre Wangen wurden noch bleicher als sonst. — „Die für Weierichs Hannjost um dich freien. Ich will, daß du seine Frau werdest, und heische vollen Gehorsam. Keine Widerrede dulde ich!“ Er sprach diese Worte in einem rauhen, herrischen Tone.

„So thätet Ihr am besten, Ihr lüdet Eure Flinte und schößet mir eine Kugel vor den Kopf; dann schwiege ich für immer!“ Ammi sagte diese Worte mit voller Heftigkeit. — „Ammi,“ versetzte der Alte, „es gibt mehr Ketten als reißende Hunde, sagt das Sprüchwort. Ich rathe dir, nicht noch einmal ein solches Wort zu reden!“ Sein Auge rollte so fürchterlich bei diesen Worten, daß Ammi unwillkürlich zitterte. — „Nehmen mußt du ihn, das hab' ich ausgesprochen, und mein Jawort nehm' ich nie zurück. Richte dich darnach, und wehe dir, wenn du es nicht thust!“ — Ammi zerdrückte eine Thräne und that still was er befohlen.

Mittags um zwei Uhr traten zwei Männer in das Haus. Sie hatten ihre Sonntagskleider, die langen blauen Röcke an und die breitkrempigen Hüte auf. Ihre hellblauen Strümpfe waren an dem Knie, wo die kurze gelbe Lederhose endete, aufgerollt und mit dem Lederriemen und der Schnalle befestigt. Schuhe mit blanken gelben breiten Schnallen und die lange dunkelblaue Tuchweste, zugeknöpft bis zum schwarzen Halstuche, mit weißem, überliegendem Kragen, vollendeten den feststehenden Sonntagsstaat. Es waren nahe Verwandte Weierichs von des Mannes und der Frau Seite. Ihre Haltung war steif und feierlich, ihr Gruß höflich und zuvorkommend. Mit lachender Miene begrüßte sie Bender und setzte ihnen Stühle und schwieg dann, den „Spruch“ des Aeltesten der Beiden erwartend, der nach dem Herkommen erfolgen mußte.

Nach einigen Minuten räusperte sich dieser und stand auf. Er redete Ammis Vater mit dem vollen Tauf- und Geschlechtsnamen an und sagte, es sey ihnen wie aller Welt bekannt, daß das Haus einen Schatz herberge, köstlicher als Silber und Gold, nämlich eine Jungfrau, holdselig und schön, wie keine mehr unter den Töchtern des Landes, aber, was mehr gelte, züchtig und von untadeligen Sitten und Wandel, fleißig und kundig ein Hauswesen zu regieren, reinlich und wacker vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Solche Vorzüge hätten die Augen einer braven Mutter und eines gutbeleumundeten Vaters, der auch ein tüchtig Hauswesen, Viehstand, Ackerbau und Baares habe, auf sie geleitet, und sie wünschten sie als Schnur zu haben für ihren einzigen Sohn und Erben.

„Sagt den Namen an,“ sprach darauf nach des Landes Sitte der Vater des Mädchens. — Sie nannten ihn; allein noch ließ es die Sitte nicht zu, daß der Vater eine Entscheidung gegeben hätte; indessen lag diese schon in der Aufwartung, die nun folgte. Hätte er ihnen einen Schnaps und Butter, Brod und Käse vorgesetzt, so wäre das ein Korb gewesen, auch ohne sein ausdrückliches Nein. Die Freiersmänner harrten mit gespannter Erwartung dessen, was folgen werde; denn wußten sie auch gleich, wie es etwa stand, so konnte ja doch mittlerweile der Stand der Sache ein anderer geworden seyn. An den Gesichtszügen war nichts zu merken, denn der Brauch forderte den feierlichsten Ernst, und Bender war nicht der Mann, der das, was ihn innerlich bewegte, geäußert und dadurch seiner väterlichen Würde und Haltung etwas vergeben hätte. Er saß noch einige Minuten still; dann stand er auf und sagte: „Das läßt sich überlegen; daß wir aber das können, werdet ihr mit mir etwas genießen.“

Er ging zur Thüre und rief, daß das Bestellte aufgetragen werde. „Ich muß das selbst thun,“ sagte er, „denn ihr wisset, es hat Gott gefallen, mich in den traurigen Wittwerstand zu versetzen.“ Darauf kam die Magd herein und deckte ein schneeweißes Tuch auf den Tisch, setzte die blinkenden Zinnteller auf,

legte die Löffel und die Gabeln zurecht, denn sein Messer führt der Bauer jederzeit in seiner Tasche; es wird daher auch nie ein solches aufgelegt; darauf brachte sie die Zinnschüssel voll süßer kalter Milch mit Weckbrocken darin und die dampfende flache Schüssel mit dem Eierkuchen und Speckschnitten. Die Gesichter der Freiersmänner verklärten sich bei diesen Vorbereitungen, denn darin lag stillschweigend die Gewährung ihres Antrags.

Während des nach herkömmlicher Sitte sehr langsam und taktfest gehaltenen Mahles fragte Bender, wo denn, falls er sein Jawort gäbe, das Paar wohnen solle, welche Aussteuer der Bräutigam erhalte? Die Antworten waren genügend. In Weierichs Hause sollten sie wohnen, sagte der älteste Freiersmann. Das war Bender besonders lieb, da er doch dem Hannjost nicht recht traute. Er sagte darauf, was er seiner Tochter mitzugeben gedenke. Auch das genügte, und mit freudigem Handschlag wurde das Jawort gegeben und aufgenommen. Die Männer gingen.

Droben in ihrer Kammer saß Ammi und sah, sich und die Welt vergessend, in die Bläue des Himmels, die rein und wolkenlos sich über der Welt wölbte. Der Ausdruck ihres Gesichts war traurig, das Auge trübe, aber keine Thräne nezte es; der Busen pochte nicht stürmisch. Es war eine wunderbare Ruhe in ihrem Herzen, seit sie mit Stoffel am Hage der Pütz geredet, seit sie sich ihren Plan zurecht gelegt, seit sie im Gebete Ruhe gewonnen. Nur noch Eines wollte sie thun, um vollends zur Klarheit zu kommen. Der Pfarrer, welcher sie confirmirt, ein würdiger Greis, war auf ein Dorf versezt worden, das eine Stunde entfernt lag. Dort wohnte auch ihre „Goth," die sie über die Taufe gehoben. Sie wollte dorthin gehen und jenem und ihrer Goth ihr Herz ausschütten, und der nahe Sonntag war dazu bestimmt. Als sie die Freiersmänner fortgehen sah, kam sie festen Trittes herab.

„Ammi!" rief der Vater in der Stube. Dieser Ruf erschütterte sie. Bebend trat sie in die Stube: ob sie halten konnte, was sie sich vorgesezt? Ihr Herz pochte und leise bat sie Gott um Kraft. Sie trat ein. Finster blickte sie der Vater an. „Hör'," sagte er herrisch, „die Männer haben für Hannjost Weierich um dich geworben. Ich hab' als dein von Gott bestellter Fürsprecher Ja gesagt, weil ich dein Glück gründen will. Nächsten Freitag ist Hüllig * in meinem Hause. Richte dich dazu, wie es ziemlich ist. Was es kostet, frag' ich nicht. Laß es an nichts fehlen und richte dich dazu ein."

* Hüllig = Huldigung, Eheversprechen, Verlobung. Die Hochzeitgebräuche sind treu der Wirklichkeit entnommen.

Er hatte erwartet, daß Ammi sich wieder so entschieden gegen ihn erklären würde wie früher, aber er sah sich getäuscht. Sie schwieg, wandte sich und ging. Als sie hinausgegangen war, schüttelte er den Kopf. „Werd' einer klug aus dem Weibsvolke!" sagte er zu sich. „Sie, die so fix war, mir aufzutrumpfen, schweigt jezt! Nicht einmal Thränen seh' ich an ihr! Und die sind doch ihre Hauptwehr! — Sollte sie sich geben wollen? Hätte mein Wille so leicht gesiegt? Oder hat sie Vernunft angenommen?" Er schüttelte noch einmal den Kopf und nahm sich vor, sie zu beobachten.

Abends kam Hannjost, von Freude strahlend; aber Ammi ging schweigend an ihm vorüber und ließ ihn in die Stube treten. Sie ging zu ihrer Lene. — Als er mißstimmt sich bei dem Alten beschwerte, sagte dieser: „Du kennst sie ja! Es ist ein absonderlich Mädel. Sie ist halt ihres Kopfes und sie will ihr Recht haben. Sey du gutes Muths; es gibt sich alles. Bleib nur beharrlich!" — Er kam am andern Abend wieder und dasselbe wiederholte sich. Dennoch ermüdete er nicht.

Der Tag der Hüllig kam. Die Verwandten strömten zusammen. Auch Ammi kam ruhig herein, sezte die Kuchen und den Branntwein auf, und der Freiersmann that seinen Spruch und legte Ammis Hand in die Hannjosts; sie zog sie aber schnell zurück. Hannjost legte das reiche Handgeld in ihre Hand; sie schob es zurück und sagte: „Ich nehme keines!" Den silbernen Ring, den er ihr darbot, legte sie vor sich auf den Teller; mit ihm sprach sie kein Wort. Mit den Gästen scherzte sie unbefangen und stimmte ein in das fröhliche Gelächter. Als der Freiersmann meinte, es sey denn doch nun Zeit, daß sie den Ring an ihren Finger stecke, erwiederte sie, er passe nicht an ihre Hand, er sey für eine feinere gemacht.

Hannjost verstand sie und sah betroffen unter sich. Der Freiersmann versezte, so müsse man ihn dem Silberschmied wieder zustellen, daß er ihn weiter mache; sie solle ihm aber erlauben, daß er ihn ihr einmal anprobire. Er wollte ihre Hand fassen, allein sie entzog sie ihm unwillig und sagte, das sey lediglich ihre Sache. Sie habe überdieß nicht viel übrig für die alten Gebräuche, wie Ring und Handgeld; sie wolle keines von beiden. Sie sey ihrem Bräutigam treu ohne Ring und das Verloben sey kein Judenhandel, bei dem man Draufgeld geben müsse.

Man kannte im Dorf genugsam das eigenthümliche Wesen Ammis und ihre Art, etwas kurz abzuthun. Obgleich es eine Abweichung von dem festen Herkommen war, so machte doch der pfiffige Weierich kein Aufhebens davon, weil er fürchtete Ammi zu reizen. So verstrich der Abend und Ammi ging

leichten Herzens zur Ruhe. Selbst ihr Vater machte ihr keine Vorwürfe.

Aber das ganze Dorf sprach davon am andern Tage. Viele meinten, dahinter stecke etwas; andere sagten: „Es ist ein hochmüthig Ding, das sich über das alle Herkommen wegsetzen will.“ Man suchte aus Ammi herauszulocken, warum sie das gethan; aber das war fruchtlos. Sie lächelte und führte mit einem Scherzwort die Leute ab. Daß sie aber alle Tage zu der so schmählig verlassenen Lene ging, das war ein Räthsel für alle Leute, und mit Grund. Was die Mädchen redeten, wußte niemand und es gab Stoff genug an den Waschbütten, beim Flachsbrechen und bei jeder Zusammenkunft, das Unbegreifliche zu besprechen.

Samstags nach dem Essen sagte Ammi zu ihrem Vater, sie wolle zu ihrer Goth gehen, ob er es ihr erlaubte, den Sonntag drüben zu bleiben und erst Montag Morgen zurückzukommen? Er gab es zu; aber statt nach dem Dorfe ging sie zuerst in die Stadt. Dort hatte ihre Mutter in einer achtbaren Beamtenfamilie mehrere Jahre gedient und es war ein vertrautes Verhältniß zwischen ihr und der Familie geblieben. Man trug dort das Wohlwollen auf die brave Tochter der treuen Dienerin über. Sie schüttete der wackern Hausfrau ihr Herz aus und fragte sie, ob sie nicht zu Martini sie in Dienst nehmen wolle. Voll Mitleid mit dem armen Mädchen sagte ihr die Hausfrau das zu und fröhlich kam spät am Abend Ammi zu ihrer Goth. Aber schon Sonntag Abends kehrte sie heim und hörte, daß sie der Pfarrer mit Hannjost als Verlobte abgekündigt habe. Sie lächelte und schwieg.

Die Proklamation ging an den folgenden Sonntagen vorüber. Der Vater kaufte die Brautkleider; sie wurden gemacht und waren ausgezeichnet schön. Auf Dienstag wurde die Hochzeit angesezt. Am lezten Sonntag der Verkündigung des Brautpaars kamen die beiden Hochzeitbitter, den Hut mit Rosmarin verziert und mit dem Branntweinkrug, der an Größe dem Wohlstande des Brautpaars entsprach, in die Wohnungen der zu ladenden Gäste. Man trank und der älteste Hochzeitbitter hielt seine von Laune sprudelnde Rede. Es solle einmal wieder eine Hochzeit geben, wie lange keine gewesen, sagte er, darum möchten sie sich einfinden und — ein schönes Hochzeitgeschenk nicht vergessen.

Immer mehr wuchs das Erstaunen im Dorfe. Hannjost nur ging still umher. Eine Bräutigamsfreude war an ihm kaum bemerklich; doch ließ er sich die Scherze und Glückwünsche gefallen. Was ihn drückte, war Ammi's Benehmen. Sie redete kein Wort mit ihm; wollte er ihre Hand ergreifen, so sagte sie: „Nach einer andern solltest du greifen; aber die hast du Gottes und der Pflicht vergessen von dir gestoßen.“ Klagte er über ihr Benehmen, so sagte sie: „Warte nur, bis wir getraut sind, dann wird alles anders.“ Alle ihre Worte hatten einen Doppelsinn, der ihn erschreckte. Fragten ihn seine Eltern nach dem Benehmen Ammi's, so sagte er's ihnen. Sein Vater meinte aber, das sey so das störrige Mädchenwesen; sobald sie seine Frau sey, werde das verschwinden. Sie wolle sich doch gleich bleiben und müsse so seyn um der Lene willen. Das ermuthigte ihn wieder, obwohl der Kummer nicht ganz von ihm wich.

Stoffel stand manchmal auch da und wußte nicht mehr, was er sagen sollte. Ammi verlangte unbedingten Glauben an ihre Treue und doch ging ihre Verheirathung den sichern Gang vorwärts. Bei der trauernden Lene, die sich nirgends mehr sehen ließ, holte er sich Trost; aber sie redete eben so geheimnißvoll, wie Ammi am Hage geredet hatte.

So war Zweifel, Angst, Sorge, Neugierde überall herrschend und selbst Bender wußte manchmal nicht, was er denken sollte. — Um das Hochzeitmahl schien sich Ammi nicht kümmern zu wollen. Er selber ließ schlachten, ließ die großen Vorräthe ankaufen oder kaufte sie selber und bestellte, weil er sich sonst nicht zu helfen wußte und mit Ammi nicht mehr hadern mochte, eine Frau zum Kochen, die in ähnlichen Fällen auszuhelfen pflegte, weil sie das aus dem Fundamente verstand. Er mußte mit Weierichs die Brautjungfern und Brautführer bestellen und hatte so in diesen Tagen viel zu beschicken.

Endlich war alles in Ordnung. Der Dienstag Morgen graute. Alles lebte und webte im Hause von helfenden Menschen, und Hannjosts Mutter war nicht die lezte. Die Scheune war zum Tanze mit Tannen geschmückt, die Musikanten bestellt. In der großen Stube standen die gedeckten Eßtische schon bereit und in der Küche lohete das Feuer unter den Kesseln und Töpfen und die Kuchen standen aufgeschichtet in der Oberstube.

Ammi war diesen Morgen nicht aus ihrer Stube gekommen. Was sie that, wußte niemand. Als die Brautjungfern kamen, sie zu schmücken, sah sie bleich und ergriffen aus. Ihr Gebetbuch lag aufgeschlagen auf dem Bette. Ein reiner Werktagsanzug lag auf der Kiste und ein Korb stand da, der hochgepackt war. Was er enthielt, verbarg ein sorgfältig darüber geschlagenes Tuch. Sie grüßte die Mädchen freundlich.

Der Kopfschmuck einer Braut ist etwas Großartiges, wenn sie keine Haube trägt. Das in der Regel sehr reiche Haar wird in unzähligen, eigenthümlichen Geflechten theils um die Stirne und den Kopf gewunden, theils in einer wirklich schwer zu

beschreibenden, kunstreichen Weise durcheinander geschlungen und aufgestellt, so daß es ein durchsichtiges Gebäude gibt, auf dessen stolzer Höhe der bedeutsame Brautkranz, hier aus Rosmarin gewunden, ruht. Den weißen, blühenden Mädchengesichtern steht dieser Kopfputz höchst reizend. Will ihn eine nicht, so trägt sie eine einfache, weiße, feine Haube, an deren Seite ein sogenannter „gebackener Strauß," künstliche Blumen, mit Flitter, Rauschgold und Glasperlen verziert, angebracht ist, und ein feiner Rosmarinzweig läuft darüber hin. Vor der Brust trägt sie einen Lorbeerzweig, mit rothen, blauen und weißen Bandschleifen verziert; einen gleichen, doch ohne diese Schleifen, trägt sie in der Hand. Ein schwarzes Tuchkleid fällt faltenreich um die Hüften bis tief herab auf den Fuß und ein schneeweißes, feines Tuch verhüllt züchtig den Busen bis hoch an den Hals. Der Brautjungfrauen Pflicht ist es, sie also zu schmücken.

„Ammi," sagte eine der Brautjungfrauen, „sollen wir dir die Haare aufstecken und flechten, oder willst du eine Haube tragen?" — „Keines von beiden," sagte Ammi lächelnd. „Ich will mein Haar tragen, wie ich es jeden Sonntag trage." — „Ei," sagte das Mädchen, „du wirst doch nicht in allen Stücken von der alten Art abweichen wollen? Die Leute räsonniren darüber." — „Mögen sie!" war Ammi's Antwort. „Es bleibt, wie ich sage." Sie mußten ihr willfahren. Ihr schönes Haar wurde einfach geflochten. — „Wo sollen wir denn den Strauß und den Brautkranz anbringen?" fragten die Mädchen wieder. — „Nirgends," sagte Ammi. „Ich trage weder den einen noch den andern." — „Man meint aber doch, du wärest etwas Extras," sprach ärgerlich und schnippisch eines der Mädchen. „Du willst doch immer etwas Apartes!" „Es gefällt mir so," entgegnete Ammi. Die Mädchen dachten: Armer Hannjost, mit der wirst du fein fahren!

Das Brautkleid zog sie an, aber sie nahm keinen Strauß in die Hand. Daß sie keinen Brautkranz tragen wollte, machte die Mädchen toll. „Du wirst dich wüstem Gerede aussetzen!" sagten sie, und ließen nicht ab, bis sie darin ihnen nachgab. Aus Rosmarin wurde er geflochten und auf dem glänzend braunen Haare befestigt. Und ob auch ihr Putz nun gegen alles Herkommen verstieß, die Mädchen betrachteten sie dennoch mit Wohlgefallen und meinten, eine schönere Braut sey doch seit Jahren nicht zur Trauung geführt worden.

Drunten hatten sich indeß alle Räume gefüllt. Die Brautführer, die Musikanten, der Bräutigam und seine Angehörigen, alles war bereit. Die Bursche standen vor dem Hause in Reih und Glied. Sie hatten Wagenketten als Bandeliere umgehängt und an jeder Kette hing, indem dieselbe durch ein in der Mitte gemachtes Loch gezogen war, ein ungeheures rundes Brod, in dem ein Messer steckte. Jeder hatte einen bauchigen Krug voll Branntwein in der Rechten, ein Glas in der Linken. Sie waren bestimmt, neben dem Hochzeitzuge herzutanzen, zu springen, zu gehen, je nach Belieben; denn je toller sie sich gebärden, je mehr sie das versammelte Volk zum Lachen reizen, desto größer ist ihr Triumph. Da der Zug sehr langsam geht, so lassen sie die Armen, Alten, überhaupt jeden, der Lust hat, sich ein tüchtig Stück von ihrem Brode schneiden, je größer, je lieber, und gießen ihm einen Trunk dazu ein.

Jezt erklang die Glocke, und begleitet von ihren Jungfrauen kam die Braut die Stiege herab. Sie war bleich wie eine Leiche und doch so schön, daß fast jedem Munde ein Ah! entschlüpfte. Man kam gar nicht dazu, die Abweichung von der Sitte wahrzunehmen, weil man sich nicht satt an ihr sehen konnte. — Der Zug ordnete sich. Voraus schritten die beiden Väter und in ihrer Mitte der Bräutigam, dessen Blicke sich kaum von der reizenden Braut wegwenden konnten. Er war dunkel gekleidet, an seiner linken Brust prangte ein ungeheurer Strauß von gemachten Blumen, Rauschgold, Rosmarin und Bändern. Sein Hut war mit Rosmarin ganz umwunden. — Hinter diesen Dreien, die ernst und gravitätisch den Zug eröffneten, kamen sechs Musikanten, welche einen Marsch aufspielten, der aber sehr langsam gehen mußte, damit der Zug sich nicht übereile. Diesen folgten die beiden Hauptbrautjungfrauen, deren eine einen Teller trug, auf dem ein langer Rosmarinzweig, ein weißes, neues Schnupftuch und unter diesem ein glänzend neuer Thaler lag; dieß war alles für den Pfarrer bestimmt. Hinter diesen ging die Braut in Mitten der beiden Brautführer. Es folgte der Zug der Jünglinge, die aber bald ihre Stelle verließen, um Brod und Branntwein auszutheilen, denn es waren sicherlich alle Bewohner des Dorfes versammelt. An ihrer Stelle schloß sich der Zug der Verwandten und Gäste an. Gesenkten Blickes schritt die schöne Braut dahin und auf kein Wort, welches ihr in Scherz und Ernst die Brautführer zuflüsterten, gab sie eine Antwort.

Die Schaaren des Volkes folgten dem Zuge. Als der Bräutigam die Schwelle der Kirche betrat, schwieg die Musik. Ein paar Dutzend Pistolen knallten und drinne begann die Orgel zu spielen, bis der Zug in die Stühle getreten war und das Volk die Kirche gefüllt hatte. Nun begann, von der ganzen Versammlung gesungen, das Hochzeitlied aus dem kirchlichen Gesangbuche.

Unter dem lezten Verse trat der Pfarrer an den Altar. Die Orgel schwieg. — Der Bräutigam trat aus seinem Stuhle und schritt zu den Stufen des

Altares hinan. Ammi sollte heraustreten, aber sie wankte, sie war einer Ohnmacht nahe. Die Brautführer unterstützten sie und zum erstenmal durchzuckte die Reue das Herz ihres Vaters, als er in das todtbleiche Gesicht seines Kindes blickte. Man wollte sie mit Branntwein waschen, aber sie stieß die Hände zurück. Sie hatte sich ermannt und festen Schrittes ging sie durch die Kirche und trat an des Bräutigams Seite.

Der Pfarrer begann die Vorlesung des kirchlichen Formulars. Als er an die Stelle kam, wo er zu fragen hatte, sprach er: „Du, Johannes Justus Weierich, willst du die an deiner Seite stehende Anna Maria Bender zu deiner Ehegattin nehmen, sie treu und herzlich lieben, in Freud und Leid nicht verlassen und den heiligen Bund der Ehe mit ihr treu und unverbrüchlich halten, bis dich einst der Tod von ihr scheidet?“ Hannjost sagte laut sein Ja.

Ammi zuckte in sich zusammen, als er es aussprach. Der Pfarrer wandte sich nun an sie mit derselben Frage. Einen Augenblick schwieg sie. Die Versammlung horchte mit angehaltenem Athem. — Da sprach Ammi mit ihrer reinen, klangvollen, allen klar vernehmlichen Stimme: „Nein!“

Der Pfarrer, dem ein Aehnliches noch nicht begegnet war, erschrack so, daß er schneebleich wurde. Hannjost fuhr einen Schritt zurück vor Entsetzen. Durch die Kirche schallte ein lautes Ach!

Ammi griff auf ihr Haupt und nahm den Brautkranz davon weg. Sie legte ihn auf die Stufen des Altars. In der Verwirrung, in die ihn diese Antwort versetzt, wußte sich der Pfarrer gar nicht zu helfen. „Ist es dein Ernst mit deinem Nein?“ fragte er sie endlich. — „Ja, es ist mein Ernst,“ sprach das Mädchen laut. „Ich kann einem Manne nicht seyn,“ fuhr sie fort, „den ich verabscheue, weil er dem bravsten Mädchen der Gemeinde die Treue gebrochen, ihm zur Schande, ihr zur Ehre. Ich bin bis an den Altar Gottes gehorsam gewesen meinem Vater, der mich gezwungen hat. Hier vor Gott hat seine Macht ein Ende. Ihr fordertet Wahrheit, und ich hab' Gott mehr gehorchen müssen als den Menschen.“

„Unter solchen Umständen kann ich Eure Ehe nicht einsegnen,“ sagte der Pfarrer, wandte sich und ging. Aber auch Ammi wandte sich und ging die Stufen fest hinab, durch die Kirche und zur Thüre hinaus. Niemand folgte ihr; wie gebannt standen alle an ihrer Stelle. Endlich lief Hannjost hastig vom Altar weg; er riß den Strauß von seiner Brust und warf ihn zur Erde; dann stürmte er zur Kirche hinaus, und in lautloser Stille folgten alle.

Bender war wie vom Blitze getroffen, wie gelähmt schlich er seinem Hause zu. — Schon im Hofe begegnete ihm Ammi. Sie hatte ihre saubern Werktagskleider an und den verdeckten Korb auf dem Kopfe. Er starrte sie an. „Vater,“ sagte das Mädchen fest und ruhig, „nach dem, was vorgefallen ist, ruht Euer Fluch, auch wenn Ihr das schreckliche Wort nicht ausgesprochen habt, auf mir. Ihr habt mich verstoßen. Ich hab' meine nothwendigen Kleidungsstücke in dem Korbe und verlasse mein Vaterhaus“ — Bei diesen Worten brach ihre Stimme; ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen. Stotternd sagte sie dann: „Ich gehe, mein Brod zu verdienen. Lebt wohl!“ — Sie blickte ihm noch einmal lange, lange in die Augen, dann wandte sie sich weinend ab und ging. „Ammi!“ wollte er rufen, aber die Stimme versagte ihm, er wankte. Wäre nicht einer seiner Verwandten, dem es um einen Theil des Hochzeitmahles zu thun war, zu ihm getreten und hätte ihn umfaßt, er wäre zur Erde gestürzt.

Wochen waren nach diesen Vorfällen vergangen. Die Bestürznng, welche durch das unerhörte Ereigniß im ganzen Dorfe hervorgebracht worden, hatte sich mehr und mehr gelegt, obgleich sie alsbald nach dem unglückseligen Hochzeittag durch ein neues Unglück vermehrt worden war. Am folgenden Morgen fehlte Hannjost, und als sein Vater in seine Kammer trat, lag ein Zettel da, auf dem die Worte standen: „Die Schmach ertrag' ich nicht, ob ich sie gleich am Mädchen verdient habe, das ich so schwer gekränkt. Ich gehe freiwillig unter die Soldaten, wo ja eine Kugel für mich wird gegossen seyn.“ Im Dorfe hatten sich jezt die Urtheile abgeklärt. Anfänglich hatte man über Ammi die herbsten Worte gehört; jezt waren die Leute, ruhiger prüfend, auf ihre Seite getreten und alle Urtheile wendeten sich gegen Hannjost, gegen seine Eltern, und obgleich er das ganze Hochzeitmahl unter die Armen ausgetheilt und dabei gesagt hatte: Betet für mich! gegen Ammi's Vater, der wie ein Unhold sein schönes Kind zu solchem Schritte gezwungen hatte.

Beiderseits waren die Eltern tief gebeugt, doch Hannjosts Eltern mehr als Bender. Dieser wußte bald, wo Ammi war, im Dienste der Familie in der Stadt, wo sie eine Zuflucht gesucht. Aber Weierichs hatten ihr leztes, einziges, wenn auch strafbares Kind verloren. Verloren? — War denn zur Zeit, als Napoleon seine Heere von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schleppte, noch eine andere Hoffnung, wenn man an die Todtenscheine dachte, die der Syndik Tag für Tag empfing? Wohin er sich gewendet, erfuhren sie nicht, denn es kam keine Kunde von ihm.

Bender war seltsamerweise gar nicht erzürnt über seine Tochter. Jener Blick, den er in der Kirche in seines einzigen Kindes todtbleiches Antlitz gethan,

hatte in seine Seele mitten hinein gegriffen, so eiskalt, so erschütternd, daß er hätte ausrufen mögen: „Ammi, komm zurück!“ Und als er vor ihr stand, noch ergriffen von der Macht des eben empfangenen Eindrucks, und sie ihm so lange in die Augen sah mit der reichen Liebe und dem unendlichen Schmerz eines Kindesherzens, das zum Aeußersten gebracht, sich verstoßen und vom väterlichen Fluche belastet glaubt, da war aller Groll verschwunden und die tiefste Reue erfüllte sein Herz, daß er so hart gegen sie gewesen und sie zu einer Ehe hatte zwingen wollen, die in sich selbst eine fluchbelastete gewesen wäre. Er würde sie jezt zurückgerufen haben, wenn er den noch in ihm waltenden Bauernstolz hätte besiegen können. So ein reiches Bauernherz ist zähe und eisenfest. Er glaubte sich etwas vor den Leuten zu vergeben, wenn er sich schwach zeigte. Auch glaubte er, Ammi sey zu weit gegangen, daß sie das Vaterhaus verlassen, ehe sie gewußt, wie er ihren Schritt aufgenommen. Endlich aber fürchtete er, sie möchte sein Zurückrufen als eine Billigung ihrer Liebe zu Bauermanns Stoffel ansehen.

Es war aber doch eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Er ging seitdem ganz gebückt einher; er führte, wenn die Gemeinde bei einander war, nicht mehr, wie sonst, das große Wort, und war nicht mehr so unzufrieden mit allen Schritten des Municipalraths und der Gemeindeverwaltung. Er kam nicht mehr, wie sonst, in die Majen am Sonntag Nachmittag und Abends in der Woche. Still und für sich lebte er und die tüchtige Magd, die er hatte, führte ihm seine Haushaltung zur Zufriedenheit. Nur sein Kind fehlte ihm, und das konnte er kaum verwinden. Die Stadt, wo Ammi diente, vermied er; aber ihre Kiste mit allem, was sie noch daheim hatte und bedurfte, schickte er ihr nach mit dem Zufügen: er wolle nicht, daß sie Mangel habe.

Stoffel war der Glücklichste. War er schier gestorben vor Leid, als er hörte, Ammi sey zur Kirche gezogen mit Hannjost, so lebte er jezt neu auf und die Hoffnung gewann wieder Raum in seiner Seele. War auch die Trennung schmerzlich, so sah er sie doch öfter in der Stadt, als er sie im Dorf gesprochen hatte, seine Ammi, deren Treue die Feuerprobe bestanden. Lene aber glich der vom Sturme geknickten Lilie. War sie auch vollkommen vertraut mit dem was Ammi thun wollte, die Genugthuung, die ihr dadurch zu Theil wurde, war ihr ein Stich in's Herz, weil sie eine so schreckliche Demüthigung und Schmach für Hannjost in sich schloß. Und als er nun gar plötzlich verschwand und unter die Soldaten ging, da brach ihr schier das Herz; denn der Zettel, den er den Eltern zurückgelassen und dessen Inhalt im Dorfe sogleich bekannt geworden war, hatte es ja ausgesprochen, daß er seine Schuld fühlte und sein Unrecht erkannt hatte. Und die, die sie allein aufrichten konnte, fehlte ihr, die treue Freundin, die sie so gewaltig gerächt hatte. Die Rosen kehrten gar nicht mehr auf ihre Wangen zurück und es schien, als zehre ein tiefer Gram an ihrem innersten Lebenskeime. Es wäre ihr eine Seligkeit gewesen, hätte sie zu Hannjosts Eltern gehen können, um sie tröstend Trost zu finden für sich selber, aber sie wagte das nicht.

Unter diesen Umständen floß der Winter träge hin. Der Komet, dessen Schweif nach Frankreich hineinstand, gab den Leuten viel zu denken, und der alte Aberglauben, als habe ihn der Herr als ein prophetisches Zeichen an den Himmel gestellt, hindeutend, wohin sich die Zuchtruthe seines Strafgerichts wenden werde, faßte gewaltig Fuß unter den Bewohnern des Hochlandes, die im innersten Herzen den wälschen Drängern feind waren. Als sich die Kunde von Napoleons gewaltigen neuen Kriegsrüstungen auch zu ihnen schlich, da prophezeiten sie dem Würger den Untergang, weil der Komet es nur zu bestimmt vorgebildet habe.

Durch die rastlosen Bemühungen des menschenfreundlichen Unterpräfekten in Simmern war es endlich gegen Ostern Weierich gelungen, die Kunde zu erhalten, daß sein Sohn in ein leichtes Infanterieregiment gesteckt worden sey, dessen Stamm in Nismes liege. Er schrieb nun an ihn und in diesem Briefe gedachte er Lenens Leid. Da kam endlich eine Antwort von ihm und ein Brief an das trauernde Mädchen. Zitternd erbrach sie ihn und vor Thränen konnte sie ihn kaum lesen; aber was er enthielt, war Balsam für ihr Herz. Voll tiefer Reue sprach er seine Schuld aus und flehte sie um Vergebung an. Heilig betheuerte er ihr, wie er erst jezt so tief fühle, daß er sie und nur sie liebe.

Das war, wie wenn auf eine von der Sonnenglut versengte und verwelkte Pflanze der erquickende Regen fällt. Wie sie sich aufrichtet zu neuer Blüthe, so Lene. Aller Schmerz, alle Kränkung war nun vergeben und vergessen. Ihre Wangen färbten sich wieder und das Leben, das am Erlöschen schien, regte sich wieder frisch in allen Pulsen des jungen Mädchens. Auch von Ammis Herzen nahm es eine schwere Bürde des Vorwurfs, da sie sich als die ansehen mußte, die, obwohl sie recht gehandelt zu haben glaubte, dennoch den Grund zu größerem Leide für die Freundin gelegt hatte.

Seine Eltern hatte er flehentlich gebeten, seine Liebe zu ihm auf Lene überzutragen, und sie, die das Unglück tief gebeugt hatte, boten dem Mädchen die Hand der Liebe und Versöhnung, und in Lenens Brust und Leben fiel ein neuer Sonnenstrahl. Indessen begann der alte Weierich zu kränkeln. Die lezten Erfahrungen waren der Nagel zu seinem

Sarge gewesen. Ohnehin nicht stark, fühlte er durch so herbe überwältigende Geschicke seine Kraft gebrochen. Er siechte noch bis zum Frühlinge hin, dann starb er. Lene hatte ihn wie eine Tochter gepflegt, treu, liebevoll, hingebend, mit einer nie zu ermüdenden Ausdauer. Mit dem Segen für sie auf den Lippen verschied er. Zu seiner Frau hatte er kurz vor seinem Tode gesagt: „Ich sterbe, ich fühl' es. Auf dich, als die Längstlebende, fällt nach unserem Ehepakt all unsere Habe. Sollte Hannjost fallen in der Schlacht, so geb' mir die Hand darauf, daß Lene dein und mein Erbe ist." Die betagte Wittwe hing nun an dem Mädchen wie die Mutter an ihrem Kinde, und Lenens Liebe theilte sich zwischen ihrem Vater und der Mutter ihres Geliebten.

Noch einmal war ein Brief von Hannjost gekommen, dann vernahm man nichts mehr von ihm. Die ausgebildeten Rekruten waren zu dem Regimente gestoßen, das mit dem Heere nach Rußland marschiren sollte.

Engländer und Franzosen.

Eine Parallele.

X.

Weit entfernt, die Fortschritte gering anzuschlagen, die Frankreich seit der Revolution auf dem Gebiet des Ackerbaus und der Industrie gemacht hat, lassen wir es uns doppelt angelegen seyn, denselben volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, da man in Deutschland nur allzu geneigt ist, die Hülfsmittel, über welche Frankreich, namentlich auch im Fall eines Kriegs, zu verfügen hat, zu unterschätzen. Ganz abgesehen von der in Frankreich in voller Blüthe stehenden, wenn gleich durch unangemessene Besteurung vielfach gelähmten und überbürdeten Weinproduktion, besitzt es nicht bloß einen köstlichen Boden für den Ackerbau, der sechzig Millionen Menschen mit Leichtigkeit ernähren könnte, sondern einzelne Distrikte im Norden, die Beauce, die Brie, die Bresse und Normandie sind wirklich vortrefflich angebaut, während im Süden die Zucht der Maulbeer- und Olivenbäume bedeutenden Gewinn bringt. Auch die so vielfach angegriffene Pferdezucht erfreut sich merklicher Verbesserungen. Nicht mit Unrecht rief der alte Sully aus: „Frankreich ist das schönste Land der Welt; in seinen Furchen liegt Gold wie in den Flüssen Amerikas — man muß die Quellen nur öffnen." Aber daran eben liegt es: die in's Unendliche gehende Zerstückelung des Bodens, entsprechend der Legion von Beamten, die mehr als eine halbe Million Köpfe zählt, hat nicht bloß den Nachtheil in ihrem Gefolge, daß 123 Millionen Bodenparzellen unmöglich auf eine vortheilhafte Weise bewirthschaftet werden können, nach dem bekannten Sprüchwort: »point de fumier, point de blé;« kaum geringer ist das Mißverhältniß anzuschlagen, daß unter diesen Umständen der Landmann nur gegen unerschwingliche Zinsen Geld haben kann. Zum mindesten 12½ Milliarden hypothekarische Schulden lasten auf dem französischen Bauernstand, und zu den hohen Zinsen, die mehr als ein Drittel des Ertrags verschlingen, kommt außerdem das drückende Besteurungssystem. Der Fiskus zieht ein Jahr in das andere den siebten Theil von der Nettoeinnahme des Bodens an sich und fordert, ungerechnet die Hypothekenkosten, die Stempel- und Registrirungsabgaben, von dem Erben eine Steuer, die manchmal die Gesammteinnahme zweier Jahre übersteigt, da der Fiskus auf die das Gut belastenden Schulden gar keine Rücksicht nimmt.

In den letzten 34 Jahren zahlte der französische Ackerbau die ungeheure Summe von 50 Milliarden allein an Gebühren für verkauftes und umgetauschtes Grundeigenthum. Unter einer so unverhältnißmäßigen Belastung hat die Viehzucht, die in einigen Provinzen allerdings vortrefflich ist, im Ganzen doch lange nicht das erreicht, was sie erreichen könnte. Frankreich zahlt trotz der hohen Eingangssteuer für Hornvieh und Schafe 8 bis 9 Millionen Franken jährlich an das Ausland und bezieht von demselben überhaupt für mehr als 300 Millionen an Bodenerzeugnissen. Die Ackerbauschulen sind höchst unzweckmäßig eingerichtet und gar nicht den provinziellen Bedürfnissen angepaßt.

Mit Steuern ist allerdings auch der englische Landbau gehörig belastet. Die Armensteuer allein verschlingt mühsam aufzubringende Summen. Nur vergesse man nicht, daß der städtische Besitz sehr oft noch mehr bezahlen muß als das Landeigenthum. Es hat z. B. jemand ein Gut für 700 Pfund jährlich verpachtet. Davon muß er entrichten an Grafschaftssteuern, Armentaxe, Pfarrbesoldung, Schulmeistergehalt, Reparatur an Schulgebäude, Grundsteuer rc. 43 Pfund 15 Sch. 2½ P., somit 5½ Procent der Jahresrente. Derselbe Rentier hat einen städtischen Besitz, der ihm 324 Pfund einbringt, und bezahlt dafür an städtischer Steuer (City Corporation tax), Kirchensteuer, Armentaxe, Grundsteuer, für die Polizei rc. 76 Pfund 3 Sch. 6 P., oder 24 Procent der Einnahme. Hienach wäre es sehr zweifelhaft, ob die Protektionisten berechtigt sind, den von Robert Peel abgeschafften Zoll auf fremdes Getreide zu beanspruchen. Daß der Handelsverkehr durch Beseitigung der Navigationsakte im Ganzen nichts verloren hat, wurde von dem zurückgetretenen whigistischen Handelsminister mit Zahlen bewiesen, wenn auch einzelne Rheder und einzelne Stapelplätze durch die fremde Concurrenz Einbuße erlitten.

Zumal die Schweiz bietet ein merkwürdiges Beispiel dar, wie die Industrie unter den Flügeln der Handelsfreiheit erstarken kann. In dem Kanton Glarus, der vor hundert Jahren noch nichts als Kräuterkäse fabricirte, finden gegenwärtig 8000 Individuen, d. h. mehr als der vierte Theil der Gesammtbevölkerung, ein leibliches Auskommen in der Baumwollenspinnerei

und Kattundruckerei. Nach allen Gegenden des Erdreichs wandern die Glarnerischen Fabrikate. Selbst in englisch Ostindien concurrirt diese Schweizer Industrie mit der brittischen. Dem Muselman liefert sie das bunte, mit Sprüchen aus dem Koran verzierte Tuch zu seinem Turban; die Indianerin am Missisippi, die Negerin auf Madagaskar, wie die braune javanische Schöne schmücken sich mit den nach ihrem Lieblingsgeschmack verfertigten Glarner Tüchern. Der Kroat und der Pandur tragen auf ihnen den Mailänder Marmordom getreulich nachgebildet in ihre heimischen Dörfer. Carlo Alberto zur Zeit seines Glanzes diente der glarnerischen Industrie, die sich mit der italienischen Begeisterung in Einklang zu setzen wußte, und Massen von Collis mit der Danebrogs-Hymne wurden für die dänischen Krieger spedirt.

Nach alle dem übrigens, was wir von dem englischen Charakter beigebracht haben, leuchtet von selbst ein, daß der brittische „Industrialismus" auch mit großen Gebrechen behaftet seyn muß. Das riesenmäßig aufgehäufte Capital zeigt sich weder skrupulös, noch ist es durch das Gesetz verhindert, die Arbeitskraft der Besitzlosen möglichst auszubeuten. „Es ist ein fluchwürdiges Spiel mit Menschenglück und Menschenleben, das hier unter der Firma: Wohlfahrt aller Klassen, vor sich geht," hören wir einen deutschen Publicisten ausrufen. Die Kinder in den Kohlengruben, die entblößte ländliche Bevölkerung, die mittellosen Handarbeiter großer Städte — sie alle befinden sich in einer den Menschen entwürdigenden, stets prekären, bei Geschäftsstockungen erbärmlichen und trostlosen Lage. Die Kluft zwischen den Wohlhabenden und Nichtshabenden gähnt als kaum auszufüllender Abgrund, der sich mit Staatspapieren nicht schließen läßt. Die größten Fabrikstädte, wie Birmingham, wo nichts anderes gedacht und getrieben wird, als durch einen himmelhohen Schornstein aus möglichst viel Rauch möglichst viel Geld zu machen, die kleinen und großen Arbeiterkasernen mit den düstern und unwohnlichen Gemächern, haben etwas Oedes, für Geist und Herz Trübseliges. Darum bleibt es aber nicht weniger wahr, und ein von allen Sachkundigen anerkannter Satz, daß das Maschinenwesen nicht allein die Existenz der Consumenten behaglicher gemacht, sondern auch die Nachfrage nach Arbeitskräften vermehrt hat. Diejenigen Manufakturarbeiten sind die anstrengendsten, der Gesundheit nachtheiligsten, zu welchen keine Dampfmaschinen gebraucht werden. In großen Fabriken befinden sich die Arbeiter durchschnittlich weit besser als in kleinen, und die Vorwürfe, die man gegen das sogenannte Faktoreisystem erhebt, treffen weniger dieses, als die Anhäufung einer fort und fort wachsenden Bevölkerungsmasse in großen Städten. Hier liegt der Krebsschaden. Wo die Befugnisse der Staatsgewalt gerade nur bis an die Grenze des individuell Menschlichen reichen, und nach Gesetz und Herkommen die Obrigkeit sich in die Familienangelegenheiten gar nicht zu mischen hat, liegt das Wohl der arbeitenden Klassen in den Händen einer guten Gemüthsart und persönlichen Wohlwollens, indem der Staat nicht bedenkt, daß der Ungebildete in seinem eigenen Interesse als Kind behandelt und geleitet seyn will. Es gibt einen „Sultanismus," der an rechter Stelle geübt als Wohlthat erscheint; aber der Britte will ein für allemal davon nichts wissen. Mag der Theil leiden, wenn nur das Ganze gesund bleibt.

Ob die englischen Fabrikherrn in ihrem Eifer, recht viel Geld zu verdienen, in der »exploitation de l'homme par l'homme« weiter gehen als ihre continentalen Collegen, kann füglich dahingestellt bleiben; nur darauf möchte ich aufmerksam machen, daß mit Rücksicht auf das gänzlich unüberwachte Verhältniß zwischen Arbeitgeben und Arbeitnehmen die Noth zwar zum Theil durch die Schuld ächtbrittischen Egoismus noch immer groß genug ist, jedoch lange nicht in dem Maße, daß man der englischen Nation ein besonderes Verbrechen daraus machen dürfte. Wie sehr die Abschaffung der Kornzölle gerade diesen Klassen zu Statten kommt, geht daraus hervor, daß das englische Volk für das im Verlauf des vergangenen Jahres verzehrte Brod statt der 19 Millionen Pfund Sterling, die es nach dem frühern Steuermodus hätte zahlen müssen, nur 11 Millionen zu verausgaben hatte, und daß im Jahr 1851 69 Procent Zucker mehr consumirt wurden als im Jahr 1842 (Cornewall Lewis, the finances and trade of the United Kingdom on the beginning of the year 1852.)

Und je enger der dem Gesetze gezogene Umkreis ist, desto weitherziger zeigt sich der freiwillige Philanthropismus. Dem sittlichen wie dem physischen Verderben wird kräftig entgegen gearbeitet; die Pesthöhlen der Arbeiterwohnungen, die noch dazu um einen wucherischen Preis in ganze Generationen den Keim des leiblichen und geistigen Todes legten, lichten sich, seitdem die London City Missionary Society das furchtbare Gemälde der Lodginghouses aufrollte. Das Parlament nahm sich aus gesundheitspolizeilichen Rücksichten der Sache an, und die im Jahr 1844 gestiftete Society for improving the condition of the labouring classes, unter dem Patronat der Königin und mit dem Prinzen Albert als Präsidenten, schreitet rastlos voran in ihrer segensreichen Wirksamkeit, wovon die neben dem Krystallpalast aufgestellte Musterwohnung einen interessanten Beleg darbot. Mit Recht hat Dickens in seinen »Household words« dieselbe höchlichst empfohlen. Den unermüdlichen Bemühungen Lord Ashley's ist es gelungen, daß die Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken durch ein Gesetz auf zehn Stunden ermäßigt wurde; die verlassenen Wesen erfreuen

sich einigen Schulunterrichts. Immer aber ist in dem Augiasstalle des englischen Industrialismus noch genug aufzuräumen und dankbar anzuerkennen, was die belgische Regierung neuerdings für das Wohl der arbeitenden Klassen gethan hat.

Die Zustände der französischen Industrie erscheinen schon darum in einem günstigeren Lichte, weil die Lebensmittel wohlfeiler, zum Theil auch die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zwar nicht durch freiwilliges Uebereinkommen, wohl aber durch das Gesetz besser regulirt sind als in England. Nur täusche man sich darüber nicht, daß in Fabrikstädten wie Lille und Lyon die Schattenseiten eines stark angespannten Industriebetriebs eben so groß sind als die Lichtseiten. Die französischen Manufakturdistrikte sind nur ausnahmsweise im Stande, das auf sie fallende Contingent an kräftigen Rekruten zu stellen, und die Enthüllungen, die eine aus Sachverständigen gebildete Commission über die unterirdischen Arbeiterhöhlen in Lille lieferte, können füglich den Londoner Logierhäusern an die Seite gestellt werden.

England hat an Frankreich einen gefährlichen Concurrenten; eine Zeit lang betrug die französische Ausfuhr im Jahre nur etwa zehn Millionen Pf. St. weniger als die brittische. Die französischen Tücher und Battiste sind nicht weniger geschäzt als die englischen; in Seidenwaaren und überhaupt in allen Phantasieartikeln behaupten die Franzosen den Vorrang vor allen Nationen. Der praktische Verstand des Engländers strebt in allen seinen Industriefabrikaten das Nützliche, Solide und Brauchbare an; der Inhalt ist durchaus die Hauptsache. Der Franzose dagegen ist so überwiegend Formmensch und von einer so hervorragenden Begabung für alles was Sache des Geschmacks ist, daß in Beziehung auf Eleganz, Gefälligkeit des Aeußern und der Gruppirung seine Fabrikate in erster Reihe stehen. Der französische Arbeiter bringt schon von Haus aus diesen niedern Kunstinstinkt in die Werkstatt mit, ohne daß derselbe erst unterwiesen und angeleitet zu werden braucht. Die Bemerkung hatte ich jedoch oft zu machen Gelegenheit, daß dieses unübertroffene Formtalent nur in Paris ganz und vollkommen zur Erscheinung kommt, in den Provinzialstädten dagegen rasch und fast unvermeidlich verkümmert. Man verpflanze einen geschätzten Pariser Arbeiter nach Bordeaux oder Marseille, seine Kunstfertigkeit wird verfliegen wie Champagnerduft. Es gehört zur Erhaltung und Belebung derselben die Pariser Lebensluft, die geschmackvolle, oft kokette Schaustellung der eleganten Verkaufsartikel. In London bemüht der Kaufmann sich einzig zu zeigen, daß seine Waaren gut, wohlfeil und darum preiswürdig sind. Dort die Poesie, hier die Prosa.

Daher hat auch die Kunst in Frankreich einen sehr ergiebigen, in England, zwar ganz und gar nicht mit Rücksicht auf die daselbst aufgespeicherten Kunstgegenstände, jedoch im Hinblick auf die einheimischen Kunstleistungen, einen sehr magern Boden gefunden. Der außerordentliche Form- und Farbensinn des Franzosen hat von jeher der Kunstentwicklung den besten Vorschub geleistet. Auch das Reich der Töne findet sich aufgeschlossen. Gepaart mit einer regen, lebhaften Einbildungskraft, bewegt sich die natürliche Anlage des Franzosen für harmonische Begrenzung und gefälliges Ebenmaß mit Geschick und Erfolg auf allen Bahnen des künstlerischen Schaffens. Hier ganz besonders macht sich der Halbbruder des Hellenen bemerklich. Allein diese ideale Erregbarkeit entbehrt des festen Gehaltes hellenischer Naturanschauung und Weltbetrachtung, jener unwandelbaren Schranken, die der griechische Volksgeist um sein Schöpfungsvermögen gezogen hatte. Das französische Kunstwerk ist anziehend ausgeführt, selten tief gedacht; man vermißt daran die ächte geistige Sättigung. Dieß gilt von der Musik eben so wohl als von der Bildhauerkunst und Malerei. Das Brillante und Uebersprudelnde, das Einschmeichelnde und Bestechende, das Lebensfrische und Unmittelbare reizt den Künstler wie den Betrachter; zu innerer Reflexion und beschaulicher Sammlung nimmt der eine sich so wenig Zeit als der andere. Unternimmt es der Künstler, die unendlichen Beziehungen der Gemüthswelt darzustellen, kann er sich nur der Tünche bedienen.

Eine natürliche Anlage zur Kunst muß man dem Engländer absprechen. Der hausbackene Realismus widerstrebt einem ureigenen Bildungsvermögen. Ich behaupte, daß das englische Ohr dem Musiksinn, das englische Auge dem Farbensinn nicht zugänglich ist. Seiner Naturanlage nach ist das Schaffen für den Engländer Arbeiten. Eine tadellose ästhetische Umgrenzung, die harmonische Einheit eines auch in massenhafte Dimensionen auseinandergehenden Stoffes wird dem Engländer auf seinem eigenen Boden nie gelingen. Kein Land besizt verhältnißmäßig so viele und so prächtige Baudenkmale der mittelalterlichen Kunst; sieht man jedoch näher zu, so sind sie in der Regel zwar sehr wohl erhalten und bis zu Ende geführt, aber nie vollendet. Das richtige Verhältniß der Theile zum Ganzen bleibt ein frommer Wunsch. Während die Bauten der Normannen in Frankreich einen grandiosen, freien und klaren Charakter tragen, sind die nach ihrem Muster in England ausgeführten schwerfällig und im Detail willkürlich, überhaupt unharmonisch. Die englischen Baumeister wußten mit dem Polygon nichts anzufangen. Entweder entbehren die Kirchen des Schmucks der Thürme gänzlich, oder sind diese ungeschickt und einförmig angebracht. Das Geheimniß der Oelfarbe hat noch kein englischer Maler begriffen. Die mit vaterländischen Gemälden angefüllten Gemächer der Nationalgalerie sind merk-

würdig allein wegen des gänzlichen Mangels an richtiger Anwendung der Farbe. Die plastischen Kunstdenkmale in Westminster und St. Paul aber gleichen weit eher Grotesken als wirklichen Bildhauerarbeiten. Flaxman kann nur als Meister im Relief gelten.

Um so überraschender und für die brittische Kunst ehrenvoller sind die Resultate, welche dieselbe auf dem mühevollen Wege der Reflexion und der Nachahmung erreicht hat. Darin besteht wohl eigentlich das Wesen der englischen Kunst. Nicht ohne Verwunderung konnte ich die zum Theil sehr gelungenen Marmorarbeiten brittischer Künstler, die in den Riesenräumen des Ausstellungsgebäudes zerstreut waren, ansehen. Im Verlauf weniger Jahrzehnte hat die brittische Bildhauerei sich an Canova und Thorwaldsen emporgerankt und zurechtgefunden. Weiter reicht ihr Vermögen nicht. In der Malerei haben Hogarth und Wilkie durch ein charaktervolles Reflexionsvermögen innerhalb der schmalen Verhältnisse des Genrebildes Ausgezeichnetes geleistet, und die in englischen Aquarellen ausgeprägte Naturnachahmung steht bis jezt unübertroffen da.

Der natürliche Reiz muß dem französischen das reflektirt Charakteristische dem englischen Kunstwerk zuerkannt werden. Um klar zu sehen, braucht man nur, nachdem der Charivari eingegangen, das »Journal pour rire« neben den „Punch" zu halten. Dort nichtssagende Anmuth, hier vielsagende Derbheit. Wie unbedeutend nehmen sich aber die „Fliegenden Blätter" und der „Kladderadatsch" neben jenen beiden aus!

Wir stehen am Ziel unserer Parallele. Ob auch noch manches zu sagen wäre, lege ich die Feder aus der Hand mit dem Bewußtseyn, die Grundlinien des Bildes richtig gezeichnet zu haben, mehr aber auch nicht. Die Ausführnng in's Einzelne konnte nicht in meiner Absicht liegen. Völlig mißverstanden aber würde ich, wollte man in meiner Arbeit weiter nichts suchen als mehr oder minder gelungene Aperçus, oder den Wunsch, müßige Stunden mit müßigen Schattenbildern auszufüllen. Ich wollte meinem, ich wollte dem deutschen Volke einen Spiegel vorhalten, worin es an fremdem Bilde seine eigenen Mängel — und seine Aufgabe erkennen sollte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Kunstausstellung

Wer von der zu Anfang dieses Monats eröffneten Kunstausstellung graße Dinge erwartet hatte, wurde in den April geschickt. Zwei Umstände hatten in der That zu bedeutenden Hoffnungen berechtigt. Man hatte erfahren, daß Spruchgericht, zusammengesezt aus Künstlern, die aan der gesammten Künstlerzunft waren gewählt warden, und Kunstliebhabern, welche die Regierung ernannt hatte, habe beinahe zwei Drittel der eingesandten Bilder und auch ein gutes Theil der andern Kunstwerke zurückgewiesen, und daraus schlassen wahlwallende Lagiker, der heurige Salon werde eine Blumenlese ausgezeichneter Erzeugnisse enthalten. Zweitens war dießmal während der ersten acht Tage und später einmal wöchentlich ein Eintrittsgeld festgesezt worden, und da man zahlen sollte, glaubte man Ansprüche machen zu dürfen. Freiiich hatte man auf der andern Seite im voraus erfahren, daß einige Koryphäen der heutigen Malerei nicht ausgestellt hatten; man wußte, daß Delacroix, Decamps, Diaz abwesend seyn würden. Delacraix ist zu sehr mit seinen architektanischen Gemälden beschäftigt, um sich mit kleineren Arbeiten zu befassen, und Diaz hatte, wie es heißt, vierzehn kleine Bilder bei einem reichen Liebhaber für eine bedeutende Summe angebracht, von diesem aber die Bedingung, daß er keines derselben ausstelle, auferlegt erhalten. Diaz ist weder bei dem großen Pubiikum sehr beliebt, noch bei den strengen Kunstkennern sehr angesehen, allein den Liebhabern excentrischer Grazie, träumerischer und zarter Sinnlichkeit, so wie einer reichen und magischen Palette ist er in's Herz gewachsen. Diaz stellt in verlockendes Wald- oder Wiesengrün, in eine reizende Blumenwelt, unter einem beseligenden Himmel, liebliche, bunt gekleidete weibliche Wesen, deren Körperformen keineswegs immer sehr gewissenhaft ausgebildet sind, deren Hände und Füße, namentlich in der ersten Zeit, auf den ersten Anblick wie Wolkenbilder aus rosigem Duft einigermaßen chaatisch zusammengewebt schienen, mit denen aber zu verkehren und zu flüstern so einladend seyn mochte, daß entweder vällige Unempfänglichkeit für derlei zarte Schöpfungen, oder ein Geschmack, der gegen die gezierte Anlage und die manierirte Ausführung derselben undurchdringlich geharnischt war, dazu gehörte, um einer sa mächtigen Verführung zu widerstehen. Anderswo zeigt er uns nicht bekleidete Frauenzimmer, sondern nackte Schönen, über deren lächelndes oder schmachtendes, oder schmachtend lächelndes Gesicht ein aphradistscher Schmeiz ergossen, über deren Leib eine aphrodisische Weichheit ausgegossen ist, und die mit ersterbenden Augen, mit aufgelöstem Haar hie und da wie Engel des süßesten Verderbens aussehen. Wenn der flarentinische Madonnenmaler, der nach der Legende, ehe er eine Mutter Gattes begann, durch Fasten und Beten, wie durch einen besondern Gang zum Tisch des Herrn auf das heilige Werk sich vorbereitete, durch den Ausdruck überirdischer Verzückung die Zeitgenossen hinriß und bei der Nachwelt einen, sagt man, nicht begehrten Ruhm erlangt, wenn dieser Mann mit Recht Fra Angelico Beato hieß, sa könnte man unsern Diaz, dem graßen Abstand, der zwischen beiden Malern durch Genie und Kunst besteht, hinlängliche Rechnung tragend, den Fra Angelica Amaraso nennen. Außer diesen erotischen Kleinigkeiten hat Diaz durch Landschaften, in denen ernstere Eigenschaften, warme Farbengebung, scharfes Augenmerk auf die bezeichnenden Mamente des von ihm aufgegriffenen Stücks Wirklichkeit bemerkt wurden, den Freunden seines Talents sich empfohlen. Er hat schon zahlreiche Nachahmer gefunden, und auch in der heurigen Ausstellung ist mehr als Ein falscher Diaz zu entdecken. Jede Manier hat von jeher knechtische oder noch nicht flügge Geister zum Versuche aon Aehnlichem verleitet, um so aiel mehr muß eine so bestrickende Manier in den Jünglingen, die sich das „auch ich bin ein Genie" in ihrer Einsamkeit aarsagen, den Trieb der Nacheiferung wecken. Von Decamps und Delacroix sind ebenfalls mannigfache Spuren in dem dießjährigen Salon vorhanden, und abgleich beide abwesend sind, so ist doch von diesem eine Jacke, von jenem eine Mauer, aon Delacroix ein Lappen Rath, ein grauer Fleck von Decamps zu entdecken. Van dem Genremaler Roqueplan hat die Ausstellung ein kleines Bild gebracht, das beim ersten Anschauen jedermann für eine Arbeit Decamps hält, über dessen Wegbleiben aus dem Salon ich nichts näheres erfahren konnte.

Daß Diaz, Decamps und Delacraix dießmal fehlen, kammt Meissonnier sehr zu Statten, dessen winzige Bilder unter den kleineren Erzeugnissen der heurigen Ausstellung, Dank der Abwesenheit der genannten Meister, unbestritten den ersten Platz einnehmen. Meissonnier ist ein Gatt für die Liebhaber, die Millianäre sind, und ihm seinen Fleiß, seine Sorgfalt für die unscheinbarsten Einzelheiten seiner Arbeiten mit ganzen Haufen von Banknaten belohnen. Er wird aber aus denselben Gründen auch von den gewiegtesten Kunstrichtern sehr hoch gehalten, and der Künstlerjugend, die Nachlässigkeit häufig mit Feuer verwechselt, von den Nestoren der Kritik als Varbild und seine Weise, sein System als gutes Beispiel anempfohlen. Wer aber das Gald der Millionäre und die Matadore der

Kritik für sich hat, dem kann zu seinem Lobe auch die Stimme des Volks nicht fehlen, das zu allen Zeiten und in allem nachthat und nachsagte, was ihm vorgemacht und vorgepredigt wurde. Seine Sachen wurden von den Mandarinen für Diamanten erklärt, als Diamanten von der Menge bewundert und von reichen, eitlen Kauzen als Diamanten bezahlt. Die Einwendungen blieben freilich nicht aus; das übertriebene Lob, das diesem Maler gespendet wurde, mußte natürlich Einschränkungen hervorrufen und sein Glück mochte den Neid manches Collegen erregen. Meissonnier war auf dieselbe Linie gestellt worden, wie Gerhard Dow und die beiden Ostade; eine so unkluge oder so thörichte Ueberschätzung forderte wie von selbst den Widerspruch heraus, der, wie alle Reaktion, weit über das rechte Maß hinaus ging. Statt sich zu begnügen, daß man darthat, wie viel mehr Innigkeit und Naturgefühl bei jenen Niederländern zu finden sey, wie sie namentlich durch den Zauber der Beleuchtung die gemeine Wirklichkeit verklären, während Meissonnier nichts als die Feinheit und Sauberkeit der Ausführung für sich habe, wurde demselben alles wahre Verdienst abgesprochen. Gemüth und Weihe kennt Meissonnier allerdings höchstens vom Hörensagen, allein mit Verstand und Energie ist er gesegnet, und sucht man auch in seinen Bildern vergebens die Seele, so sind sie doch das Werk eines scharfen und aufmerksamen Geistes. Nicht bloß die Köpfe seiner Figuren denken, in allen ihren Gliedern, bis zur Zehe ist ihr Wollen und Denken, wenn nicht ausgeprägt, doch angedeutet, und die Art der Einbildungskraft, die uns die auf etwas Bestimmtes gehenden Regungen anderer Menschen und ihren Ausdruck errathen läßt, besitzt Meissonnier in einem hohen Grade. In seinen heurigen Leistungen ist, scheint mir, diese Gabe nach sichtbarer und auffallender als in allem, was noch von ihm bekannt wurde. Drei Bilder hat er in der Ausstellung hängen; sie befinden sich neben einander, wie denn, einer sehr vernünftigen Neuerung gemäß, die Arbeiten desselben Künstlers immer möglichst nachbarlich zusammengestellt sind. Das erste dieser Bilder stellt einen mittelalterlich gekleideten Mann vor, der ein Schwert auswählt. Vor ihm liegen mehrere Schwerter auf einem Tische unter einem abgelegten Mantel; dasjenige aber, das er, wie es scheint, seiner Wahl würdig findet, hält er in der Hand, besieht es wohlgefällig mit einem Kennerauge, befühlt es mit den Fingern der andern Hand, und es sieht aus, als ob er es liebkose, indem er es prüft. In seinem Gesichte leuchtet muthige Befriedigung, der feste Glaube, daß er mit der Klinge einen guten Treffer thun werde, und in den stillen Jubel der Siegesgewißheit mischt sich die Wildheit seiner Zeit und seines Standes. Was aber in dem Gesicht zu lesen ist, das drückt sich in der Haltung des ganzen Körpers aus; unter dem Wamms, unter den Beinkleidern, unter den Schuhen ist die Erregung der Muskeln zu erkennen, und die Spannung des Geistes wiederhalt sich in allen Gliedern vom Scheitel bis zur Sohle. Zu welchem Zwecke, zu welcher Art von blutiger Begegnung sucht er das gute, das beste Schwert sich aus? Ist es zu einem Zweikampf? ist es für das Handgemenge in der Schlacht? ist es auf eine nächtliche Reise durch eine unsichere Gegend? Darüber gibt uns weder das Bild noch der Catalog des Salons Aufschluß. Das zweite Bildchen dagegen gibt selbst ohne das Buch der Ausstellung auf die Frage, was die unheimlichen Bursche, die an der Thüre lauern, für Absichten haben, eine genügende Antwort. Es sind offenbar gedungene Mörder, die das Opfer erwarten; Anzug, Physiognomie, Körperbau und Körperbewegungen, alles läßt auf grundgemeine und von Grund aus verdorbene Naturen schließen. Von innerem Zwiespalt zwischen dem Vorsatz und dem Gewissen ist keine Ahnung vorhanden; es mag in ihnen wohl einige Besorgniß seyn, ob der Streich gelingen, ob kein Hinderniß aus dem Dunkel hervorspringen, keine rettende Hand ihre Mörderhand zurückhalten und ihren Nacken bedrohen werde, aber höhere Rücksichten sind ihrer Seele völlig fremd. Der eine hat eben an der Thüre gelauscht und durch das Schlüsselloch gelugt; er muß etwas gehört, etwas gesehen haben; er wirft gegen den andern rasch den Arm zurück, sey es, daß er ihm sagen will: er kommt, sey es, daß er meint, es scheine etwas in den Weg zu kommen. Die Bewegung ist von Meissonnier äußerst glücklich aufgefaßt und äußerst lebendig ausgeführt; Meissonnier ist da in der vollsten Bedeutung des Wortes ein Meister und das ganze Bild ist ein wahres Meisterwerk. — Weit weniger Verdienst hat, nach meinem Gefühl, der junge Mann am Studiertisch, obgleich der Eifer des jungen Arbeiters, der mit einer Art von Wuth seine Gedanken auf das Papier wirft, die Anlage Meissonniers für das Charakterisiren in ein sehr helles Licht sezt. Wir wissen nicht, mit welcher Art von schriftlicher Arbeit der junge Mann beschäftigt ist, wir wissen nicht, ob es Prosa oder Verse sind, die er so hastig niederschreibt; daran läge jedoch nichts, und der Maler ist nicht gehalten, unsere Neugierde vollkommen zu befriedigen. Allein das Bild steht den beiden andern, was die Sorgfalt der Ausführung betrifft, nicht gleich, und namentlich die Hand des jungen Mannes kommt mir sehr grob modellirt vor. Der Mann ist nach der Mode des achtzehnten Jahrhunderts gekleidet. Die Wahl der mittelalterlichen Trachten in den zwei andern Bildern entspricht der Natur der Stoffe; ich habe jedoch nicht gehört, daß gerade das achtzehnte Jahrhundert vor allem die goldene Aera der Gelehrsamkeit oder der Poesie gewesen sey. Allein Meissonnier liebt die altfränkischen Röcke und Zöpfe; er findet sie offenbar seinem Talente besonders angemessen und kommt immer wieder darauf zurück. Ueberhaupt hängt Meissonnier an seinen künstlerischen Gewohnheiten, und obgleich er zu wahr ist, als daß man bei ihm von Manierirtheit reden könnte, kann man ihm Geschmeidigkeit eben so wenig zusprechen. Meissonnier wechselt immer seine Stoffe, aber erneut seine Manier nicht, obwohl er sie vervollkommnet. Zwischen der algierischen Hochzeit von Delacroix und den algierischen Frauen desselben Meisters besteht ohne Zweifel eine große, eine unverkennbare Aehnlichkeit; man sieht es auf den ersten Blick, daß sie von derselben Hand herrühren; allein welch ein Unterschied in der Beleuchtung, der Anordnung, in der Farbe, in der Zeichnung! Delacroix ist eben bei seinen ungemeinen Fehlern ein schöpferischer Geist, Meissonnier ein außerordentliches Talent, die Fertigkeit in der höchsten Potenz.

Meissonnier durch die Sauberkeit wenigstens in manchen

seiner Arbeiten zu vergleichen, wenn auch keineswegs an Virtuosität ihm gleich zu stellen, ist der Landschafter Corot; aber durch die Richtung und den Inhalt seiner Malerei, durch den Kern und den Zug seines Talents ist Corot tausend Meilen weit von Meissonnier entfernt. Für Corot ist die sinnenfällige Natur nur die Hülle eines verborgenen, unserem Aug' und Ohr unzugänglichen Lebens; ein geheimes Schalten und Walten spricht ihm aus dem Zittern des Busches und dem Wallen des Korns; Corot ist ein philosophirender, ein schwärmerisch philosophirender Künstler, der über seine Kunst und die Meister, die sie verherrlicht, in subtiler Begeisterung sich ergeht. Wer ihn persönlich kennen lernt, wird bestätigen, was ich von ihm aussage. Daher herrscht in seinen Landschaften auch eine Innigkeit, von der in Meissonniers Genrebildern keine Spur und keine Ahnung ist; wenn bei diesem alles auf ein scharf umschriebenes Ziel, auf einen Entschluß oder eine Handlung zustrebt, so herrscht bei jenem ein Dämmern und Weben der Seele im Unbegrenzten; während bei Meissonnier alles vom Willen der dargestellten Wesen ausgeht und den Verstand der Beschauenden in Anspruch nimmt, kommt bei Corot alles aus dem Gemüth und geht zum Gemüth. Seine besten Landschaften wirken daher auf uns wie die Stille und die Einsamkeit selber, man versenkt sich mit ruhiger Freude in den Frieden und die Ferne, die er uns eröffnet. Die Gestalten, womit er diese schweigsamen Gründe bevölkert, wünschte ich, obgleich sie zum Theil recht schön sind, hinweg; sie stören mich, sie verderben mir die Reinheit des Eindrucks; dagegen hab' ich die rothen Blümchen, die er in sein sammtnes Grün sezt und die so oft bei ihm wiederkehren, daß man sie fast als eine Unterschrift betrachten kann, so gern, als sie nur einer haben kann.

In der Landschaftsmalerei hat überhaupt bei den jetzigen Franzosen derselbe Hang zu einer ungebundenen Romantik wie in der Poesie sich eingestellt, und die klassischen Regeln der älteren Landschaft, in der sich eine Ueberlieferung der Geschichte und Sage mit architektonischen Denkmalen und einer meist erfundenen Gegend häufig in der Weise verband, daß Luft, Wasser und Erde nur der Schauplatz für das historische oder mythologische Drama bildeten, machten nach und nach einem eindringenden und mehr oder minder dichterischen Studium der Natur Platz. Dieses Studium der Natur ward die einzige Methode, die Darstellung der Natur das einzige Ziel der Landschaftsmalerei; alles ästhetische Herkommen, aller die persönliche Freiheit der einzelnen Talente hemmende Schulzwang ward in den Bann gethan, jeder Künstler lebte sich auf eigene Faust in Felsenschlucht und Waldesnacht hinein. Je weiter weg man kam von aller Spur menschlicher Gesellschaft und Thätigkeit, je mehr man von allem Gemachten und Künstlichen sich entfernte, desto besser war es. Das Innere des Waldes von Fontainebleau bevölkerte sich mit einer ganzen Kolonie von jungen Landschaftern; wie die Sand ihre Dorfgeschichten und Naturschilderungen aus ihrem geliebten Berry, so brachten verschiedene Maler aus den malerischen Theilen ihrer Provinzen auf der Leinwand festgehaltene Ansichten mit, und seit fünfzehn Jahren sind es vorzüglich die schroffen und rauhen Seiten, die unzugänglicheren Schönheiten der Natur, finstere, föhrenbewachsene Alpenthäler, Buchen-, Eichen-, Tanneneinsamkeiten, wilde Bergwasser, die man rauschen hört in engen Schluchten, schwarze Wolken über Firnen und Fichtenhöhen, gejagt vom Sturmwind, den man stöhnen zu hören glaubt, welche die französische Landschaftsmalerei anziehen und beschäftigen. Während einiger Jahre waren die Genfer Calame und Didon sehr beliebt; die schaurige Großartigkeit oder idyllische Lieblichkeit der Scenen, die sie mit angenehmer Correktheit darstellten, hatten ihnen die Gunst der Menge gewonnen und sie in die Mode gebracht; allein man machte ihnen gefällige Oberflächlichkeit und Mangel an Vertrautheit mit den Mysterien der Natur zum Vorwurf, und jezt haben ihre Namen einen guten Theil ihres guten Klangs verloren. Dagegen findet Paul Huet, der das Zeichen zu der neueren Richtung gab und schon unter den bemoosten Häuptern der heutigen Malerzunft einen Ehrensiz hat, noch immer allgemeine und ernste Anerkennung. Seine Muse hält sich am liebsten in dem Schooß der Wälder auf und er weiß uns für die Verworrenheit der Blätter und Zweige, für die heimlichen Schatten und die Neckereien des Lichtes in dem grünen Labyrinthe ganz wunderbar einzunehmen. Auch die Landschaften, mit denen er die heurige Ausstellung bereicherte, liegen in dieser Sphäre und machen dieselbe Wirkung. Er zaubert uns weg aus der Welt, in der wir uns befinden, verschließt unsere Sinne den Eindrücken unserer Umgebung und zieht uns wie die süße, zuthunliche Stimme eines Waldgeistes hinaus in die frischen duftigen Asyle, die er uns vor die Augen bringt.

Unter den jüngeren Landschaftern verdient eine auszeichnende Erwähnung Jules Dupré, der für das einsame Stillleben der Hausthiere unter freiem Himmel ein feines, dichterisches, durch ein bemerkenswerthes Geschick der Darstellung unterstüztes Gefühl hat, und unter andern in einem, durch den Steindruck vervielfältigten Bilde das liebenswürdige Farniente munterer Fohlen und kluger Stuten, die auf der Weide lagern, uns trägen und blinden Städtern vergegenwärtigt hat. Seine landschaftliche Auffassung ist die großartiger Ueberficht, und den ergreifenden, bewältigenden, oft beengenden Eindruck, den die unabsehbare Ausdehnung einer Heide, einer spärlich bewachsenen Ebene auf das Gemüth hervorbringt, weiß er meisterlich wieder zu geben und in unserer Seele das Andenken an die einsamsten unserer Wanderungen wach zu zaubern. Seine dießjährigen Landschaften, die Weide und der Teich namentlich, tragen gleichfalls dieses Gepräge. Der Geist der Natur schwebt über diesem schweigenden Wasserspiegel, und dieser grüne waldige Weideplatz, auf dem Hornvieh sich gütlich thut, ist der Natur mit dem innern Auge abgesehen und mit aller Innigkeit künstlerischer Empfindung nachgeschaffen. Vielleicht sind die Lichtpunkte durch etwas zu grelles Impasto hervorgehoben; Dupré folgte hierin einer heutzutage allzusehr verbreiteten und selbst von einigen der bedeutendsten Meister häufig mit Mißbrauch angewandten Schulmode; doch ist in den heurigen Bildern von Dupré, die übrigens in manch anderer Beziehung seinen früheren Arbeiten nachstehen möchten, der Uebelstand, der hieraus erwächst, nicht übergroß, und man darf sich nur ein klein wenig entfernen, damit die zu stark

impastirten Stellen die hinlängliche Leichtigkeit und wünschenswerthe Durchsichtigkeit erlangen.

Wenn bei Carot, bei Dupré, bei Huet und einigen andern Landschaftern, die auf demselben Wege wandeln, die sichtbare Sinnenwelt nur der Abglanz eines verborgenen Lebens ist, und diese trefflichen Maler bis zu einem gewissen Grade, wenn ich sa sagen darf, das Unsichtbare malen, so schlägt Courbet, der durch seine Bilder in der vorigen Ausstellung sich bekannt gemacht, zahlreiche fanatische Bewunderer gefunden und ohne Zweifel bald eine Heerde von Nachahmern um sich gesammelt haben wird, die völlig entgegengesezte Richtung ein und legt es auf eine so zu sagen wörtliche Uebertragung der Natur an. Man kann ihn jenen germanischen Bearbeitern des griechischen Parnasses vergleichen, die in ihrem Hellenisteneifer und unter dem Vorwande, daß die deutsche Sprache sich allen möglichen Idiomen bildsam anschmiege, alle Eigenheiten der griechischen Grammatik, alle dorischen, jonischen und äalischen Partikeln in ihren Verdollmetschungen von Pindar ader Aeschylus beizubehalten bestrebt, eine Verdeutschung zu Wege bringen, die zwar nicht griechisch, dafür aber auch nicht deutsch ist. So ist auch die Natur Courbets, der sich als der alleinige Besitzer der Natur anstħut, der ihre Phänomene ungeschlacht und unverklärt mit dem Pinsel abzuschreiben sich bemüht, und dabei nicht bloß die Gesetze der Schänheit, sondern auch die unbestreitbaren Regeln der Luftperspektive vernachläßigt, weder Kunst noch Natur, sandern ein widerlicher Zwitter van beiden. Und doch ist es unmöglich, diesem Courbet ungewöhnliche Anlagen abzusprechen. Es ist ein hächst energisches Talent, das nichts edler, aber auch nichts schwächer macht ais es ist, und wenn er uns ohne alle Milderung die zerlumpte Jacke eines Steinklopfers zeigt, uns auch den Schmerz einer Gattin oder Schwester um den theuern Gatten ader Bruder, der in's Grab gesenkt wird, mit wahrhaft erschütternder Kraft veranschaulicht. Das vorzüglichste und am meisten besprochene der Bilder, welche in der heurigen Ausstellung seinen Namen tragen, ist mit all feinen, wie es scheint, systematischen Fehlern behaftet, aber es hat auch Eigenschaften, die keine alltägliche Begabung verrathen, und trägt gleichsam das Muttermal eines verirrten, aber höchst beachtungswerthen Talents an sich. Das Grün, in dem er die Blicke des Beschauers spazieren führt, ist matt und verdorrt, die Fluth einer rücksichtslasen Sonne hat lange Zeit auf ihm gelastet und den Glanz der lenzigen Frische ihm geraubt; aber wie es ist, ist es treu, ist es lebenswarm hingestellt und paßt zu den nackten Felsen, die es auf der einen Seite begrenzen, zu dem vertrockneten Bache, der es durchzieht, zu den magern, durch einen Irrthum der Perspektive nur pudelhaben Kühen und dem brennenden, harten und, nach der französischen Ausdrucksweise, ehernen Himmel, wie er wohl über dem Juragebirg, wa Courbet zu Hause ist, im Spätsommer sich wölben mag.

Diesen Streit zwischen Kunst und Natur, der durch Courbets Manier der ästhetische Zankapfel des Tages gewarden ist, hat Gigoux, über dessen nach meinem Gefühl sehr gelungene und der Palme des Salons werthe Magdalena ich später berichten werde, in seiner Galathea dergestellt. In der Werkstätte des Künstlers erhielt das Bild wegen der feinen und wirklich plastischen Behandlung den Beifall aller Kenner, die es zu sehen Gelegenheit hatten; im Salon dagegen, wa es vielleicht zu hoch hängt, gefällt es weniger, sey es, daß die Nachahmung des Marmors auf der Leinwand das Publikum verblüfft, sey es, daß der Uebergang des lebendigen Fleisches zur Statue nicht gehörig vermittelt, sey es, daß der Gegenstand von den meisten nicht verstanden wird und das Werk eine Fassungskraft erfordert, die nur wenigen Besuchern der Ausstellung, auf dem Gebiete der Kunst wenigstens, zu Theil geworden ist. — Gleichsam ais Commentar dazu ward im Theater der Opéra comique ein Singspiel aufgeführt, das die antike Legende von Pygmalian und Galatea zum Gegenstand hat.

(Schluß folgt.)

Aus der Pfalz, April.

Der April. — Das Lokomotiv im Rhein. — Die Eisenbahn. — Der Kropfgeist. — Politische Prozesse.

Das Aprilwetter galt zu aller Zeit als Bild veränderlicher Gesinnung, launenhafter Unbeständigkeit. Heuer will das nicht recht passen. Der April ist völlig aus seiner Rolle gefallen und der beständigste Monat unter allen geworden. Freilich könnte man ihm das wieder als die größte Inconsequenz anrechnen, daß er kaum eine einzige Wolke blicken ließ, keinen Regenguß brachte und nicht ein einziges derbes Schneegestöber, das doch sonst zu seinen Liebhabereien gehört. Der Himmel steht seit lange wie blauer, glänzender Stahl über dem Lande, die Sonne ist völlig ungetrübt, und doch ist's noch nicht rechter Frühling da unten geworden, und die süßen Wonneschauer desselben sind noch in kein Herz gekommen, wiewohl der Mai bereits vor der Thüre steht. Zu frostig weht der Nordost ununterbrochen über das Rheinthal, das zur rechten Zeit wohl seine Blüthen hervortreibt, sie aber nacheinander an dem kalten Hauch der Nächte sterben sieht. Es ist in der That ein Jammer mit anzusehen, wie alle Blüthen ertödtet fallen und mit ihnen so manche schöne Jahreshoffnung vernichtet wird. Kein Wunder, daß viele Gemüther gedrückt sind, da sie ohnehin noch die durch wucherische Spekulation erzeugte Theurung nachempfinden. Nur die reicheren Bauern heben stolz die Köpfe. Der Winter hat ihre Geldgurten wohl gefüllt. Nicht wenige derselben kratzen sich aber jezt dennoch hinter den Ohren. Sie haben auf Hausse spekulirt und reiche Vorräthe zurückgehalten; die Baisse ist gekommen, sie müssen losschlagen, nachdem sie den Höhepunkt der Preise versäumt haben. Besonders mit ihren Kartoffeln drängen sie sich jezt an die Rheinhäfen und liefern den Beweis, daß wenigstens das pfälzische Land keinen Mangel, vielmehr Ueberfluß an den nöthigsten Lebensbedürfnissen hatte.

Da ich eben am Rhein angelangt bin, lassen Sie mich einen Augenblick an demselben verweilen. Die schöne, ich möchte fast sagen bei aller Großartigkeit wahrhaft elegante Festung Germersheim ist im Laufe der verflossenen Monate wohl mit Munition versehen worden und steht nun mit ihrer Nachbarin Landau wohl gerüstet an der Marke Deutschlands als festes Bollwerk zu Schutz und Trutz. Ernstliche Kriegsbefürchtungen hegen zwar hier zu Lande nur wenige, aber es traut auch niemand unbedingt auf die Festigkeit der Zustände in unserm Nachbarlande, und da die Pfalz zu aller Zeit die Tenne war, auf der zuerst gedroschen wurde, so gewährt es ein Gefühl der Befriedigung, wenn wir sehen, daß man sich wenigstens für gewisse Möglichkeiten rüstet. Wir können ja davon reden, wie traurig es ist, in Zeiten der Gefahr des Schutzes ganz zu entrathen.

Folgen Sie mir eine kurze Strecke rheinabwärts. Da liegt tief in der Fluth ein Schatz begraben, um dessen Hebung man sich schon zwei Monate lang vergeblich abmüht. Es ist nicht ein romantischer, wie der Nibelungenhort, sondern so recht einer von denen, die das Geschlecht unserer Tage in Bewegung setzen. Ein Locomotiv ist's, 25,000 fl. werth. In der Keßler'schen Fabrik zu Karlsruhe gefertigt, sollte dasselbe den Rhein hinunter geführt werden. Schiffer Weidner von Koblenz, der die Fracht übernommen, brachte es bis an die Stelle unterhalb Germersheim, wo ein sogenannter Sporn dem Strom die Richtung weist, die er nach menschlichem Willen nehmen soll. Die widerstrebende Fluth dreht sich dort zürnend im Wirbel und hat den Grund bis zu einer Tiefe von fünfzig Fuß aufgewühlt. Dort beugte ein Windstoß das Schiff zur Seite, und die theure Last rollte von Bord ab und versank in der Tiefe. Einen Koloß 400 Centner schwer aus solcher Tiefe zu heben, ist keine Kleinigkeit. Hunderte von Menschen arbeiteten daran mit langen starken Ketten, die an beiden Ufern des Rheins gehalten und durch eine Bewegung wie die des Sägens unter die Maschine gewühlt wurden, während zwei zusammengejochte Schiffe mit einem starken Hebeapparat über der verhängnißvollen Stelle standen. Wirklich gelang es auf diese Weise das Locomotiv fast bis zur Oberfläche des Wassers herauszuheben, aber plötzlich glitt es durch die Ketten hindurch und stürzte wieder hinab, doch schon näher dem badischen Ufer. So liegt es jezt zwar nur dreißig Fuß tief, aber so, daß mit Ketten nicht mehr beizukommen ist. Die Assecuranzgesellschaft in Mainz, die natürlich wesentlich betheiligt ist, hat darauf zwei Taucher mit ihrem Apparat aus London kommen lassen, die unverrichteter Dinge wieder abgezogen sind, und bis zur Stunde hat es noch nicht gelingen wollen, das theure Gut seinem Fluthengrabe zu entreißen. Bald war das Ungethüm nicht zu fassen, bald zerrissen die Ketten, die es heraufziehen sollten. Man operirt jezt mit gewaltigen Ankern oder Kringeln und wird um so weniger ruhen, bis der Rettungsversuch gelungen, da die versunkene Maschine, besonders bei niederem Wasserstande, der Rheinschifffahrt ein unliebes Hinderniß zu werden droht.

Auch an Speier einen kurzen Halt. Die alte Hauptstadt trauert, es ist ihr eine schöne Hoffnung zu Grabe gegangen mit dem königlichen Entscheid, daß die neue Eisenbahn, welche die Pfalz mit dem Elsaß verbinden soll, nicht über Speier und Germersheim, sondern längs des Haardgebirges von Neustadt über Landau nach Weissenburg zu führen sey. Es ist viel darüber hin und her gestritten, Deputationen sind von beiden Seiten nach München gesandt worden; die Vortheile, welche die Gebirgslinie dem Verkehre bietet, haben überwogen. Wir Pfälzer im Allgemeinen sind nur froh darüber, daß es endlich einmal entschieden und vom Staate sogar eine Zinsengarantie von 4½ Procent bewilligt ist. Die Zeit, wann wir auf dem linken Rheinufer mit Dampf nach Straßburg fahren werden, liegt freilich noch im Schooße der Götter, aber kommen wird sie eben doch. Abwärts nach Mainz wird es früher gehen, im Sommer 1854 jedenfalls. Die neu aufblühende Stadt Ludwigshafen freut sich dessen vor allen. Da herrscht jezt das bewegteste Leben. Da sind viel hundert Hände beschäftigt, neue Wohnhäuser und ein neues großes Lagerhaus aufzubauen. Eine neue Schiffswerfte ist in voller

Thätigkeit, eiserne Kähne zu fertigen, die auf der fernen Donau ihre Furchen ziehen sollen. Die Vergrößerung des Hafens steht bevor, die Eisenbahngesellschaft führt ein neues Direktorialgebäude auf, Fabriken und Bierkeller erheben sich, und schon sind die Einleitungen zum Bau zweier Kirchen getroffen. Ludwigshafen wird in Bälde eine Stadt und nicht mehr bloß der schwache Anfang zu einer solchen seyn.

Als säßen wir schan auf der Eisenbahn, die erst werden soll, führe ich Sie im Fluge in die Nähe der französischen Grenze, und zwar in das aus früheren Berichten Ihnen wohlbekannte Städtchen Bergzabern. Da wo vor drei Jahren der Geist des Aufruhrs so gewaltig rumorte, läßt sich seit vielen Wochen schon ein anderer vernehmen, aus dessen Treiben bis jezt die Welt und selbst die Wissenschaft noch nicht recht klug geworden. Das Volk, die Tageblätter und selbst ein eigens erschienenes Pamphlet nennen ihn den „Klopfgeist.“ Der Spuk knüpft sich an ein eilfjähriges Mädchen, das in einer Art magnetischen Schlafes spricht, ja ganze Reden hält. Was aber das Seltsame dabei ist, man hört ein lautes Klopfen und Kratzen, das anfänglich wie aus der Ferne zu kommen schien, später aber sich in lauten, gewaltsamen Schlägen, oder wie ein Hämmern an der Bettstelle des Kindes vernehmen ließ. Dieses behauptet, es sehe einen Mann häßlichen Angesichts an seinem Bette stehen, der ihm die Knie fest halte und ihm an dieser Stelle Schmerzen verursache. Mit diesem spricht das Kind im Schlafe laut, ertheilt ihm Befehle, z. B. wie vielmal er klopfen solle, und jedesmal thut er, was das Kind befiehlt. Das in Bergzabern gedruckte Schriftchen: „Der sogenannte Klopfgeist in Bergzabern,“ sagt unter andern: „Wie wollen unter den sich täglich erneuernden Beispielen nur eines anführen, bei welchem Schreiber dieses selbst Zeuge war. Das Kind lag im Bette auf der rechten Seite. Kaum war es eingeschlafen, als das Klopfen und Sprechen des Kindes folgendermoßen begann: Du, schlag' einen Marsch! und es schlug einen Marsch, der dem bayerischen Feldschritte nicht unähnlich war. Auf das Commando des Kindes: Halt! verstummte der Klopfer. Es befahl weiter: Schlag drei-, sechs-, neunmal! und der Klopfer that, wie ihm befohlen war. Als er auf das Commando, neunzehnmal zu schlagen, zwanzigmal schlug, sagte das schlafende Kind: Nicht recht, es waren zwanzig, und im Moment schlug es neunzehnmal. Weiter befohl die Schläferin: dreißigmal! es gab dreißig Schläge. Hundertmal! Hier konnte mon aber nur bis etwa vierzig zählen, da die Schläge zu schnell auf einander folgten. Mit dem lezten Schlage sagte das Kind: Ganz recht, jezt aber hundert und zehn! Hier konnte mon ebenfalls nur bis ungefähr fünfzig zählen. Mit dem lezten Schlage sprach abermals die Schläferin: Nicht recht, es waren nur hundert und sechs' und im Moment gab es noch vier Schläge, daß die Zahl hundert und zehn voll war. Ein Anwesender sagte nun leise in einer Ecke des Zimmers, daß er ihm in Gedanken, ohne etwas zu sprechen, befehlen walle, daß er sechsmal schlage. Er stellte sich vor das Bett, sprach kein Wort, und es gab sechs Schläge. Noch einmal befahl mon in Gedanken, daß es viermal schlagen solle, und wieder gab es vier Schläge. Dasselbe soll auch von mehreren andern Personen probirt worden seyn, aber nicht immer eingetroffen haben. Plötzlich streckte das Kind die Glieder, schlug die Bettdecke hinweg und erwachte.“ — Es gibt nun freilich viel Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt, aber wahrhaft hyperbolisch klingt es denn doch, wenn es gelegentlich der Beobachtung am Abend des 6. März heißt: „Plötzlich erhob sich die Bettlade, während es stark klopfte, hin und her. Mehr als fünf der Anwesenden versuchten die Bettlade niederzudrücken, was ihnen jedoch nicht gelang. Als sie dieselbe wieder aus den Händen ließen, schwankte sie noch einige male und ließ sich dann wieder nieder. Dasselbe soll auch schon früher einmal geschehen seyn.“ Man kann sich denken, welches Aufsehen die ganze Erscheinung beim Volke macht. Die einen bleiben fest dabei, daß sie in das Gebiet der Dämonologie gehöre, die andern wollen davon nichts wissen. Sie haben sogar von betrügerischem Spuk gesprochen; davon ist indeß keine Rede. Die Polizei, die gewöhnliche wie die medicinische, hat sich längst in den Handel eingelassen und nirgends etwas Absichtliches oder gar Betrügerisches gefunden, wohl aber, daß hier ein eigenthümlich gesteigertes Nervenleben vorliege, begleitet von allerdings räthselhaften Erscheinungen, deren Lösung auf physiologischem Wege nicht leicht zu finden sey. Das Kind ist in das Haus des Kantonsarztes gebracht worden, und jenes seltsame Pochen und Kratzen hat sich an dem neuen Aufenthaltsorte des Kindes fortgesezt. Die Erfolge der wissenschaftlichen Beobachtungen zur befriedigenden Lösung des Räthsels stehen noch zu erwarten.

Während von Bergzabern aus die Geisterwelt die Phantasie des Volkes in Bewegung sezt, stellen sich in den Gerichtssälen die Revenants der politischen Prozesse wieder ein. Der Cassotionshof zu München hat entschieden, daß es keineswegs gegen den juristischen Grundsatz: non bis in idem, verstoße, wenn man die durch das Schwurgericht des Hochverraths nichtschuldig Befundenen wegen einzelner gesetzwidrigen Handlungen vor die Zuchtpolizeigerichte verweise. Darauf hin haben denn vor den Tribunalen zu Zweibrücken, Kaiserslautern und Frankenthal wiederum solche politische Prozeßverhandlungen unter großem Zudrange des Publikums stattgefunden. Hier sind keine Freisprechungen erfolgt, vielmehr wurden die Beklagten sämmtlich entweder wegen unbefugter Einmischung in öffentliche Funktionen und Beschlagnahme öffentlicher Kassen, oder wegen ungesetzlicher Verhaftung von Personen, Requisition von Waffen, Pferden u. dergl. zu mehrmonatlicher, zum Theil sogar zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, womit denn einmal die immer wieder aufregenden politischen Prozesse ihre Endschaft erreicht haben dürften.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 20. | **16. Mai 1852.**

— I must make conclusion
Of these most strenge events.
Here's four that must take hands,
To join in Hymen's bands,
If truth holds true contents.

Shakespeare.

Ammi.

Eine Geschichte aus dem Hunsrücker Hochlande.

III.

Kaum war es nach den aufregenden Ereignissen wieder ruhiger geworden in Benders Seele, so zog in sie der alte Ehrgeiz wieder mit aller Macht ein. Die Stelle des Gemeindevorstandes oder Syndiks war durch Weierichs Tod wieder erledigt und er steuerte jezt mit vollen Segeln auf sie los, die ihm einst entgangen war, wie er meinte, durch des Müllers Bauermann listiges und ränkevolles Spiel.

Wie immer eine langgenährte Feindschaft denen, die gerne Hader säen und zu Ohrenbläsereien Liebhaberei tragen, ein weites Feld heilloser Wirksamkeit eröffnet, so fehlte es auch jezt dem ehrgeizigen Bender nicht an solchen, die ihm hinterbrachten, dießmal denke Bauermann an sich selber. Er sey beim Maire und Unterpräfekten gar gut angeschrieben, und sey schon bei beiden gewesen, um sich die Stelle zu sichern. Da glühte der alte Haß noch einmal so feurig, da war die Macht der Leidenschaft im Manne so groß, daß er sich freute, seinem Kinde, das des Feindes Sohn liebe, die Hand noch nicht geboten zu haben.

Und Bauermanns Seele hatte weder früher noch jezt daran auch nur im entferntesten gedacht, sich in diese Angelegenheit zu mischen oder gar sich selber das zuzuwenden, was Bender mit so glühender Leidenschaft erstrebte. Ein Aemtchen und das damit verbundene Ansehen, der größere Einfluß, auch wohl hier und da das Vortheilchen, das etwa heraussprang, war für diesen die leckerste Lockspeise. Bauermann dachte vernünftiger. Er hätte um kein Gut ein Amt haben mögen, da er darin nur Schaden für sein Geschäft hätte erblicken müssen. Auch sagte ihm, wenn ein ehrgeiziger Gedanke ihn hätte ergreifen wollen, seine Selbsterkenntniß, daß er die Fähigkeiten nicht besitze, die zum Gemeindbeamte erforderlich waren. Die kurpfälzischen Schulen, in denen alle diese Männer ihre Bildung erhalten hatten, gehörten zu den dürftigsten, die sich denken lassen. Auch die Schule, welcher sie ihren Unterricht verdankten, leistete kaum das Nothwendigste. Das beklagte Bauermann oft; aber Bender war zu solcher Selbsterkenntniß niemals gekommen, obwohl er kaum seinen Namen schreiben, kaum einen Brief lesen, kaum auf's Nothdürftigste rechnen konnte.

Nie hatte Bender in dem Grade den Bauern geschmeichelt als jezt, nie hatte er sich so eifrig den Schein eines tieferen Wissens um die Angelegenheiten der Gemeinde gegeben wie jezt. Er verschmähte es nicht, des Verstorbenen Handlungen zu tadeln und sich darüber auszusprechen, wie dieß und jenes hätte

anders und für die Gemeinde vortheilhafter eingeleitet, ausgerichtet und gemacht werden können. So bestellte er den Boden zunächst. Endlich entschloß er sich, zum Maire selber in die Stadt zu gehen. Dieser war ein alter, erfahrener Mann, der, ein Landeskind, die Insaßen seines Verwaltungsbezirkes genau kannte, aber auch die Eigenschaft hatte, rund und derb das zu sagen, was er für geeignet hielt.

Eines Tags kam Bender in seine Privatwohnung; auf der amtlichen Schreibstube hätte er ihn nicht allein sprechen können. Mit großer Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit trat er ein und seine Verbeugung war um vieles tiefer als sonst. Der Maire hatte ihn auf der Stelle durchschaut, und gerade bei guter Laune, wollte er einmal die Windungen kennen lernen, die hier List und Schlauheit mache, um das zu erstrebende Ziel zu erreichen.

„Wie geht's, Bender?“ fragte er freundlich. — „Wie soll's gehen, Herr Maire! So so, la la! — Ich denke, wir haben ein gutes Jahr vor der Hand; wenn nur der Krieg nicht wäre!“ — „Der ist weit von uns,“ sagte der Maire lachend, „und der Kaiser hat den Sieg an seine Adler geheftet.“ — Bender, der gut deutsch gesinnt war, hier aber einem Manne gegenüber stand, der den Franzosen anhing und ihnen seine Stellung verdankte, zuckte die Achseln und sagte trocken: „Man sollt's meinen!“ — „Ueberdieß,“ fuhr der Maire fort, „wird die Eroberung Rußlands des Kaisers Weltherrschaft die Krone aufsetzen.“ — „Was kann man sagen?“ war Benders Antwort. „Unsereins versteht das nicht.“

„Da habt Ihr Recht,“ versezte der Maire. „Ich kann's auch gar nicht billigen, wenn der Bauer sich in derartige Dinge mischt.“ — „Das ist richtig,“ meinte Bender; „unsereins hat Besseres zu thun. In der eigenen Gemeinde ist zu thun genug.“ — „Gewiß; aber sagt einmal, wie sprechen sich denn eure Leute über den Mann aus, der Syndik werden soll?“ — „Da wär' viel davon zu reden, Herr Maire,“ sprach Bender ernst und mit dem Scheine großer Unparteilichkeit. „Hätte die Gemeinde zu wählen, so wüßt' ich schon, wer's nicht würde. Und doch soll er Himmel und Erde bewegen.“ — „Wer denn?“ — „Der Müller Bauermann.“ — „Hört,“ versezte der Maire, „da seyd Ihr auf einer falschen Fährte. Ich halte den Müller für einen der bravsten Männer eurer Gemeinde und für einen sehr verständigen dazu. Schon damals, als Weierich es wurde, wollte ich ihn dazu haben; aber er hat's rund abgeschlagen, und erst vorgestern hatte ich ihn dazwischen, daß er jezt das Amt annehmen solle. Was meint Ihr, was er sagte?“

„Menschengedanken kennt man nicht,“ erwiederte Bender; „aber damals hat er ja doch den Weierich empfohlen.“ — „Das ist gelogen!“ plazte der Maire heraus und lief roth an, denn er war ein hitziger Mann. — „Gelogen?“ fragte Bender erstaunt und betroffen. — „Ja, gelogen!“ fuhr der Maire fort. „Er sagte damals zu mir: der Weierich ist ein Duckmäuser, der so seine Schliche geht und sich selber nicht vergißt. Und was er da gesagt hat, hab' ich wahr gefunden. Nein, Euch schlug er damals vor, als ich ihn fragte, Euch, und Ihr meintet — ich hab's wohl oft gehört — er habe Euch schwarz gemacht. Ihr habt Unrecht an dem braven Manne gethan, während Ihr und der Weierich unter dem Tische spieltet. — Ihr habt ihm viel abzubitten, Bender, das sag' ich Euch.“ Bei diesen Worten sah ihn der Maire so scharf an, daß er die Augen niederschlagen mußte. — „Und vorgestern, als ich ihn wieder fragte, ob er die Stelle denn jezt nicht annehmen wolle, sagte er fest und bestimmt nein. Er meinte, ein Aemtchen sey für einen Bauers- und Geschäftsmann ein Unglück, wenigstens für einen wie er. Er habe, sagte er, sein Geschäft jezt so im Schwunge und sein Sohn stehe ihm so wacker bei, daß der Mehlhandel neben dem Mahlen ihm die größten Vortheile abwerfe. Auch wolle er jezt eine Oelmühle bauen, da er Wasser und Raum genug habe, und deßwegen war er bei mir, daß ihm das gestattet werden möge. Der will's nicht. Als ich ihn aber fragte, wen er denn für geeignet halte, nannte er — Euch.“

„Mich?“ fragte Bender voll Erstaunen. — „Ja, Euch!“ bekräftigte der Maire. — „Was meint Ihr dazu?“ fragte er nach einer Pause. — „Was soll ich meinen, Herr Maire?“ antwortete Bender. „Ich wäre noch rüstig genug dazu.“ — „Das ist richtig; aber wißt Ihr, was ich ihm geantwortet?“ Bender sah ihn mit großer Spannung an, aber er schwieg. „Nein, sagte ich,“ fuhr der Maire fort, „der Bender wird doch kein solcher Esel seyn, daß er darnach strebt! Er kann ja nicht lesen und nicht schreiben. Das wäre mir ein feiner Syndik! Nein, sagte ich zu Bauermann, ich denke besser vom Bender, als daß er in seinen alten Tagen noch vom Hochmuthsteufel sich plagen läßt. Der kennt sich selber besser; denn die meisten Leute, die noch aus Kurpfalz stammen, können nichts. — Der Weierich war noch der beste. Bauermann allein macht eine Ausnahme von der Regel.“

Dem armen Bender wurde es schwindlig. Er entfärbte sich und zog sein roth baumwollenes Taschentuch heraus, um sich den Schweiß abzutrocknen und seine Betroffenheit zu verbergen. Der Maire that, als sähe er das nicht, und fuhr fort: „Der Müller meinte, Ihr wär't ein verständiger und braver Mann, da könne man sich ja in das Geschäft einschießen; aber ich sagte ihm rund heraus: der Bender ist nicht fähig dazu, und er solle nur jeden Gedanken daran fahren lassen. Ja, fuhr ich fort, wär' Euer Stoffel verheirathet und ein seßhafter Bürger, den machte ich

zum Syndik, denn der hat etwas Ordentliches gelernt, und ich halte ihn für den Tauglichsten in der Gemeinde. Uebrigens vor Neujahr wird nichts entschieden, und bis dahin mag der Reiter, der als Beigeordneter dient, das Amt versehen. Macht er sich, so soll er es werden; doch kommt Zeit, kommt Rath. Vielleicht verheirathet sich bis dahin der Stoffel und dann wird er's, so wahr ich Maire bin."

In Benders Brust arbeitete es gewaltig. Alle seine Hoffnungen waren zertrümmert; aber was er von Bauermann gehört, das that ihm wohl. Er bat ihm im Stillen alle Unbill ab. Legte er sich nun die Sache zurecht, so kam etwa diese Gedankenfolge heraus: Heirathete der Stoffel und wurde Syndik und gab er ihm Ammi zur Frau, so konnte er doch so unter der Hand mit in's Amt hinein pfuschen und die Dinge in der Gemeinde nach seinem Kopfe ordnen. Auch begann ihm der Gedanke zu schmeicheln, daß dann Ammi die erste Frau im Dorfe wäre. Diese Reihe von Vorstellungen flog ihm durch den Kopf; aber er besaß Selbstbeherrschung genug, so viel als möglich das, was ihn bewegte, zu verbergen.

„Ihr habt Recht, Herr Maire," sagte er nach einiger Zeit, „für mich ist's nichts, und der Müller hat's gut gemeint; aber sein Stoffel muß ja noch Soldat werden, und dann wär's doch bedenklich, so einen jungen Mann zum Syndik zu machen." — „Ihr habt da zwei Dinge erwähnt," sprach der Maire ernst, „auf die ich wohl antworten kann, weil ich die Sachlage kenne. Stoffel kann nicht Soldat werden. Erinnert Euch, Bender, er ist vor etwa zwei Jahren vom Kirschbaum gefallen und hat den Arm gebrochen. Obwohl das ihn an keiner Arbeit hindert, so kann er doch, da der Arm schlecht geheilt ist, nicht das Gewehr tragen. Das steht fest und ich kenne das. Da er überdieß in diesem Jahre zugfähig ist, so haben ihn neulich die Doctoren untersucht und das erklärt, was ich Euch sage. — Das andere aber ist lächerlich. Erstlich wird er, wie wir, alle Tage älter, und dann kommt's auf die Tüchtigkeit an, und die ist für ihn. Was ich in diesem Falle thue," setzte er mit Selbstgefälligkeit hinzu, „ist gethan, und Jugend hat frische Kraft und Freudigkeit."

Die Stunde, auf die Schreibstube zu gehen, war da, und Bender mußte sich entfernen. Der Maire sah ihm lächelnd nach. „Du bist hoffentlich geheilt!" sagte er; „aber Alter schützt vor Thorheit nicht."

Der Weg nach dem Dorfe führte durch den Wald. Als ihn Bender erreichte, bog er links ab und ging in den dichtesten Theil des jungen Schlages, wo er sich am Stamme einer einzeln stehenden Eiche niedersetzte und den Kopf, der sorgenschwer war, in die Hand stützte. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust hervor. Was er heute erlebt, war so bedeutsam und wichtig, daß es sein Innerstes in Aufruhr brachte. Zunächst machte sich sein Zorn über den groben Maire Luft. Der hätte doch manierlicher seyn können! Ihm so, mir nichts, dir nichts, unter die Nase zu sagen, er sey ein Esel, das war mehr, als ein Mann vertragen konnte, der nicht anders wußte, als daß er sehr klug sey, und der überzeugt war, es mache niemand seine Sache besser als er. So schwer indessen das zu verwinden war, so blieb doch nichts übrig, als den Aerger zu verschlucken. Das aber plagte ihn über die Maßen, daß der grobe Maire das auch dem alten Bauermann gesagt, und daß der es wußte. Hier rieth die Klugheit, den Bauermann sich nicht auf's neue zu verfeinden; denn wurde der erst recht zornig, so erfuhr's das ganze Dorf, und stand er dann nicht geradezu am Pranger?

Das zweite aber, was ihm im Kopfe herumging, war, daß es nun in Frage stand, ob, wenn Stoffel solche Aussichten hatte, er nicht am Ende die Lene heirathete; denn er ging sehr oft dorthin, das wußte er genau. Wär's da nicht klug, Ammi zurück zu rufen?

Endlich bewegte ihn die Frage, ob er nicht auf irgend eine Weise mit Bauermann sich aussöhnen könne? Seit Jahren hatte er nicht bei ihm mahlen lassen, weil er den alten Pick auf ihn hatte. Er sann nach, wie das zu machen sey, ohne daß es Aufsehen errege. Zuletzt kam er darauf hinaus, wenn Ammi zurückkehre und er ihrem Umgang mit Stoffel nichts in den Weg lege, werde das sich unter der Hand geben. Und so verhärtet war Bender auch nicht, daß er nicht längst sein rauhes Wesen gegen Ammi bereut hätte. Als er darum mit seinen Ueberlegungen so weit war, that es ihm im Herzen wohl, dem Gedanken Raum geben zu können, sein einziges Kind wieder um sich zu haben. War's doch schier dreiviertel Jahre, daß er Ammi nicht mehr gesehen hatte! Und wie oft hatte er das Bedürfniß gefühlt! — Aber — ein Gedanke, der mit diesem Aber durch seine Seele fuhr, erschreckte ihn. Er kannte Ammi und ihre Festigkeit. Würde sie kommen, wenn er es ihr sagen ließe? — Lange saß er in tiefem Sinnen; dann stand er auf, er hatte den Ausweg gefunden. Zu der alten Goth wollte er morgen gehen; die mußte in die Stadt und alles ausgleichen. Dann wollte er den Wagen anspannen und Ammi selber holen. Hatte sich ja doch, seit Hannjost in seinen Briefen sich wieder an Lenen gewendet, auch sein Verhältniß zu Ammi geändert, und ohne Furcht, daß man ihn hänsle, konnte er die Hand zum Frieden reichen. — Glücklicher als seit langer Zeit kehrte Bender heim. Sanfter und ruhiger hatte er seit jenem Hochzeittage nicht geschlafen. Als er am andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, so leicht im Herzen, daß er hätte singen und pfeifen können. Alles Bittere, was er beim Maire gehört, war verschwunden, und leichten Herzens ging

er bei Zeiten zu Ammi's Goth hinüber nach dem nächsten Dorfe.

Unfern desselben begegnete ihm der alte Pfarrer, der viele Jahre lang sein Seelsorger gewesen war und auf den die Gemeinde noch ungemein viel hielt. Dem alten Geistlichen konnte nichts erwünschter kommen, als daß er Bender einmal traf. Er hatte ihm so vieles zu sagen, daß er kaum wußte, wo er beginnen sollte. Dem Bender war's nicht recht geheuer, denn er wußte, der alte Pfarrer war, wenn er auch den Napoleon und die Franzosen nicht leiden konnte, doch des Maire's Freund und verkehrte viel mit ihm. Hätte er ahnen können, daß vieles von dem, was der Maire so ganz arglos hingeworfen in der gestrigen Unterredung, mit dem Pfarrer verabredet war, er würde jezt aus den Eisen geschlagen haben; aber darüber lag der Schleier des Geheimnisses und nie hob ihn eine Hand.

Nach dem herzlichen gegenseitigen Gruße fragte der Pfarrer, wohin er wolle, und Bender sagte es offen. — Mit großer Freude nahm der Pfarrer dieses freimüthige Geständniß auf. Er sagte ihm, wie oft schon die gute Ammi ihm weinend geklagt, daß ihr Vater so unversöhnlich sey, nicht nach ihr frage und ihr kein Vaterherz zeige. „Bedenkt," sagte er ernst, „daß der ungerechte Fluch auf Euer Haupt zurück fällt! Ammi hat Euch vor einem schweren Unrecht bewahrt; sie war in ihrem Rechte, nicht Ihr. Und nun verstoßt Ihr das gute Kind, das mit so treuer Liebe an Euch hängt und sich in Gram und Heimweh verzehet. Ihr kommt in die Stadt und besucht sie nicht. Bender, Bender, gedenkt Ihr nicht an des Herrn Gleichniß vom verlorenen Sohne? Und Ammi ist kein verlorenes Kind, und Ihr wollt doch nicht vergeben? — Ihr betet alle Tage: Vergib uns unsere Schuld, wie wir unsern Schuldigern vergeben — und Ihr thut nicht also?"

Bender traten die Thränen in die Augen. „Ach," sagte er, „ich bin ja auf dem Wege!" — „Nein," erwiderte der Pfarrer, „Ihr wollt noch einen Schleichweg gehen; Ihr wollt Euch nichts vergeben, sonst ginget Ihr selber. Die alte Goth soll gehen." — Da rief Bender: „Ihr habt Recht; jezt seh' ich's ein, und bei Gottes Barmherzigkeit, ich gehe selber!" — „So ist's Recht," sagte der Pfarrer; „aber noch eins, Bender. Wie stehts zwischen Euch und Bauermann? Da wird noch der alte Haß lodern? Bender, denkt an das Gebot, an das ich Euch erinnert: Vergebt, damit Euch vergeben werde! Und warum spreizt Ihr Euch so gegen die Verbindung mit dem Stoffel?" — „Ach, Herr Pfarrer," sagte Bender, dem es ganz weh um's Herz war, „Ihr wisset nicht, wie Ihr mich treffet. Ich hab' gestern erst klaren Wein eingeschenkt gekriegt. Ich geb' Euch die Hand drauf, so hart und zähe ich bin, ich hab' mich umgewandelt. Ihr sollt von mir hören, ich geb Euch die Hand drauf." Und er drückte die Hand des Geistlichen und ging, statt in's Dorf, rechts ab das Wiesenthal hinunter, welches ihn auf den Weg nach der Stadt leitete.

Wer Ammi lange nicht gesehen hatte, erschrack über das bleiche Aussehen des einst so blühenden Mädchens. Offenbar nagte der tiefste Kummer an ihrem Herzen, und dieser Kummer war kein anderer, als der über ihres Vaters zähes Beharren auf seinem Sinn. Die Familie, die sie mehr aus Liebe als aus Bedürfniß ihrer Dienste aufgenommen, suchte sie aufzurichten, aber es gelang nicht. Halbe Nächte saß sie weinend in ihrem Bette. Da trat unerwartet ihr Vater zu ihr. Als sie ihn erblickte, sanken ihre Arme wie gelähmt herab. Sie wurde noch bleicher, als gewöhnlich, und ein Zittern ergriff ihren ganzen Körper. Ihre Thränen brachen zugleich mächtig hervor, aber sie vermochte kein Wort zu sprechen.

Bender sah sie liebevoll an. „Ammi!" sagte er, „dein Vater kommt, sein Kind wieder zu suchen." Er selbst war bewegt und sein Auge wurde feucht, als er das sagte. Da löste sich der Zauber, der ihre Brust beengte; einen Schrei stieß sie aus, der gellend durch das Haus drang, und dann lag sie an ihres Vaters Brust und weinte laut. Die Bewohner des Hauses eilten herzu, und als sie das Kind an des Vaters Brust sahen und wie die beiden weinten, da sagte die alte Mutter zu den Ihrigen: „Laßt sie allein! Da feiert die vergebende und versöhnende Liebe ein Fest, dessen sich die Engel des Himmels freuen." Und sie gingen und ließen sie allein, bis sie sich ausgeweint, bis das Wort das Herz erschloß und sie die Vergangenheit vergaßen in der siegenden Liebe des Augenblicks. — —

„Es geschehen Zeichen und Wunder," sagte am folgenden Tage ein Nachbar zu der Wittwe Weierich, bei der Lene in traulichem Gespräche saß. „Habt Ihr's denn schon gehört, daß Benders Ammi wieder mit ihrem Vater ausgesöhnt und hier ist seit gestern Abend?" — „Was sagt Ihr?" rief Lene und sprang auf. — „Wahrhaftig, so ist's!" sagte der Nachbar. Nun hielt keine Macht das Mädchen mehr. Sie flog die Straße hinauf und lag bald am Herzen der treuesten Freundin.

Bender war früh weggegangen, ohne daß er gesagt hatte wohin. Er hatte nahe bei Bauermanns Mühle eine Wiese. Dorthin war er gegangen, um Bauermann vielleicht zu treffen. In das Haus geradezu zu gehen, davon hielt ihn denn doch der noch nicht ganz niedergekämpfte Bauernstolz zurück. — Es war ein heißer Sommertag, der Himmel war rein, ohne ein einziges Wölkchen. Obwohl es Vormittag war, so zitterte doch schon die Luft in der sengenden Gluth der Sonne. Die Pflanzen ließen matt ihre Blätter hängen und kein Lüftchen bewegte das Laub der Erlen,

die am Mühlenteiche standen. An der Mühle ließ sich keine Seele sehen; nur die Räder klapperten emsig, vom starken Wasserstrahle getrieben.

Bender ging am Teiche hinab, wo es schattig war, und näherte sich der Pütz, die an die Mühle stieß und nach Landessitte mit einem sauber beschorenen und sorglich gepflegten Hage von Hainbuchen umfriedigt war. Dort standen des Müllers Bienenstöcke, gegen die Hainbuchenhecke sich anlehnend. Bender trat näher, um nach dem Fluge der Bienen und ihren vorliegenden Schwärmen zu sehen. Das hätte er früher um keinen Preis gethan. Er ging wohl auch auf seine Wiese, aber kein Blick streifte die Mühle; er that, als sähe er sie nicht. Heute aber war er so glücklich, Ammi hatte ihn so liebevoll gegrüßt, als er aus der Kammer trat; sie hatte sein Frühstück schon bereitet, und nie war die Suppe, die die Magd gekocht, so schmackhaft und so nach seinem Sinne gewesen. Er hatte Gott gedankt für die Wendung der Dinge, und es war ihm, als sey die vergangene Zeit ein wüster Traum gewesen. Da kam denn auch des alten Seelsorgers Wort wieder mit seinem ganzen Gewicht in sein Andenken zurück, und das Versprechen, das er ihm vor Gott gegeben.

Neben seinen Bienenstöcken saß der Müller Bauermann auf einem Schemel, den er sich dahin getragen, weil er heute gegen Mittag das Schwärmen eines Stocks mit Gewißheit erwarten konnte. Das Geräusch von Tritten hatte ihn aufmerksam gemacht. Er lugte durch die Lücken der Blätter, die ihn verdeckten, und gewahrte den Bender. Er erstaunte: Bender sah nach der Mühle; ja, es kam ihm vor, als suche sein Auge jemanden, als verlange er, jemanden aus der Mühle zu treffen. Nach dem, was er bis jezt an Bender erlebt, kam ihm das so sonderbar und räthselhaft vor, daß er sich kaum darein finden konnte. Sein Erstaunen wuchs, als Bender an den Hag näher herantrat und die Bienen betrachtete.

In diesem Augenblick stürmten die Massen der Bienen zum Flugloche heraus. Summend schwärmten sie nach der Höhe. — „Der fliegt ab!“ rief Bender. „Ist denn niemand da?“ — „Doch,“ sagte jezt Bauermann und stand auf, Bender'n grüßend. Der hatte sich schon zur Erde gebückt und eine Handvoll Erde gegriffen, welche er in den Schwarm warf. „Hol' das Faß! geschwind!“ sagte er zu Bauermann, „ich will dir helfen!“ Rasch sprang er um die Ecke, wo die Thüre war, und stand bald neben dem Müller. Ohne auf etwas anderes einzugehen, sprach Bender eifrig von den Bienen und beobachtete dabei die Richtung, welche der Schwarm zu nehmen schien. „Dort am Bäumchen hängt er sich,“ sagte er, und wirklich bildete sich bald der dicke Klumpen, anzeigend, daß dort die Königin ihren Ruhepunkt gewählt habe. Der Schwarm wurde nun gefaßt und dann in's Gras gestellt, wo er sich bald beizog.

Jezt fühlte Bender, daß er reden müsse von dem, was ihm im Herzen brannte. — „Bauermann,“ sagte er verlegen, „ich habe dich viele Jahre lang im Verdachte gehabt, du seyest mein Gegner und Feind. Gestern sind mir die Augen aufgegangen und ich hab's eingesehen, daß ich dir groß Unrecht angethan. Sieh, darum komm' ich und reiche dir die Hand und sage ehrlich: verzeih mir's; der Hader soll begraben seyn in's tiefste Meer!“ — Bauermann hatte ihm bewegt zugehört. „Gottlob,“ sagte er, „und Gott lohn's dem, der's gethan, daß du zur Einsicht kommst. Hier ist meine Hand! Niemand kann sie lieber reichen als ich, denn Hader ist Eiter in den Gebeinen und Friede ernährt, Unfriede aber verzehrt.“ — Mit einem herzlichen Händedruck war der Friede hergestellt und besiegelt. Noch lange saßen sie bei einander, bis der nahende Mittag zur Heimkehr rief. Als Bender schon wieder jenseits der Pütz war, rief er noch zurück: „Sende den Stoffel mit dem Wagen, ich muß heute noch Korn fassen.“ — „Es geschehen Zeichen und Wunder!“ rief Bauermann, als er zu seiner Frau trat, bei der Stoffel stand. Keines begriff, was er meine; als er aber erzählte, was sich ereignet, hörten sie voll Verwunderung zu und die Mutter schlug die Hände zusammen; Stoffel aber ging in den Garten, weil es für sein Herz zu enge wurde in der Stube. Die Freude war so groß, nach so langer trostloser Aussicht; die Hoffnung schwellte sein Herz auf's neue. Er konnte den Abend kaum erwarten, wo er Ammi wieder sehen sollte, und dießmal im älterlichen Hause, das er seit seinen Kinderjahren nicht mehr betreten hatte.

Ammi ahnte nichts, als ihr Vater mit dem Knechte ging Korn zu fassen und ihm sagte, er habe den Müller selbst bestellt. Abends stand sie in der Stube, als ein Müllerwagen daher rasselte, den die Glocken der Rosse verkündeten. Sie hätte fast laut aufgeschrien, als sie Stoffel sah, der am Hause hielt und hereinsprang, nachdem er die Peitsche an's Kummet gesteckt. Hocherröthend blickte sie in ihres Vaters Angesicht. Dieser lächelte und sagte: „Geh, Ammi, und zeige dem Stoffel das Korn, das er laden soll.“

Sie zauderte — das war zu außerordentlich, als daß sie hätte daran glauben sollen. „Nun,“ sagte Bender, „soll ich selbst die hohe Treppe hinauf steigen?“ Da flog sie pochenden Herzens hinaus und vor Stoffel die Stiege hinan, daß er ihr kaum folgen konnte. Aber droben? Da sank die Glückliche an des Jünglings treue Brust und im Jubel erzählte sie ihm alles, was sich seit gestern Wunderbares ereignet hatte. Doch wie erstaunte sie, als nun auch Stoffel ihr die neue Mähr von heute Morgen mittheilte.

Ammi blickte dankend nach oben, Stoffel aber drückte sie an seine Brust und rief: „Ammi, es tagt nach langer Nacht und die Hoffnung geht auf wie die Morgensonne!“ Und ihr in die Augen blickend, fragte er leise: „Sagst du auch nein, wenn du mit mir am Altare stehst und dich der Pfarrer fragt, ob du mein Weib werden wollest?“ — Da riß sie sich aus seinen Armen, deutete auf die Säcke und rief: „Stoffel, trag das Korn hinab! Hörst du, es klingelt! die Mühle ist leer!“ — Und im Nu war sie die Treppe hinab und verbarg das glühende Antlitz in ihrer Kammer.

Es war im Spätherbst des Jahres 1813, gegen Martinstag, und es war ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Thüre hätte jagen mögen. Bäcker und Müller stritten draußen, wer von ihnen der größte Schelm sey, wie man auf dem Hunsrück sagt, wenn im Herbst Regen und Schnee unter einander fällt und der Wind die Wetterfahnen und die Flocken und Tropfen trillt. Man sucht dann eifriger den warmen Ofen und schmiegt sich fröstelnd daran, die bedauernd, die draußen seyn müssen.

In einer hellerleuchteten Stube saß ein blühendes junges Weib neben dem alten, viereckigen Ofen, auf dessen Platten biblische Geschichtsdarstellungen zu sehen waren. Sie spann den silberglänzenden Flachs und zog feine Fäden, während sie dann und wann einen liebevollen Blick auf die Wiege warf, in der ein Kind sanft schlummerte, leise geschaukelt von einem alten Mann, der auch kaum vom Kinde wegsah, dessen Züge der schönen Mutter Abbild waren. Dann aber flog ihr Blick mit demselben Ausdruck zur andern Seite des Tisches, wo ein junger Mann saß, der seine Pfeife rauchte und das glückliche Gesicht der Mutter mit unsäglichem Wohlgefallen betrachtete.

Das Gespräch stockte eben, da klopfte es an den Laden, erst leise, dann stärker. Die junge Frau erschrack. — „Herr Syndik!“ rief eine bekannte Stimme und der junge Mann ging zum Fenster und öffnete. „Was gibt's?“ fragte er. — „Lieber Gott, es sind wieder zehn Deserteure da, die um Gotteswillen bitten, wir sollen ihnen Brod geben. Es sind Deutsche.“ Es war ein Mann von der Sicherheitswache, die man überall in den Dörfern errichtet hatte, weil die Wälder von Deserteurs der zerrütteten Armee wimmelten.

„Sollen wir sie arretiren?“ fragte der Mann, setzte aber schnell hinzu: „wir müßten dann aber Hülfe holen.“ — „Stoffel!“ bat das junge Weib, „es sind ja auch treuer, trauernder Mütter Söhne! Thu es nicht!“ — Der Syndik blickte nach ihr hin, und man sah, wie schwer es ihm wurde, seiner Pflicht zu genügen. — „Ich muß,“ sagte er. „Meine Pflicht fordert es.“ Ammi blickte trauernd in das Licht und seufzte tief. Stoffel griff nach seiner Mütze. — „Willst du?“ fragte sie zitternd vor Mitleid, Angst und Sorge. — „Weib,“ sagte er bittend, „mache mir meine Pflicht nicht schwerer als sie ist.“ — „Vater,“ bat sie, „geht doch mit ihm, daß ihm kein Unglück widerfährt.“

Der alte Bender stand rasch auf, um nach seiner Mütze zu greifen; aber in dem Augenblick kam ein zweiter Bote, der sagte, sie seyen fort. Die Leute hatten ihnen Brod gegeben. — „Dann kann ich zu Hause bleiben,“ sagte Stoffel Bauermann, der junge Syndik, schloß den Laden und setzte sich wieder. Langsam kehrten Ammis rothe Wangen wieder.

„Es ist doch entsetzlich,“ sagte sie, „was die armen Jungen ausstehen müssen!“ — „Und wie muß es um die Armee stehen!“ meinte Vater Bender. „Seit der grausamen Schlacht von Hanau laufen halbe Regimenter fort, der Heimath zu. Haben sie aber Unrecht? Ihr Kaiser lügt die Welt an in einem Bülletin, das man in alle Gemeinden schickt, und sagt, er habe gesiegt, und läßt seine Leute im Stich und macht sich aus dem Staube nach Paris! Und euch, den Syndiken, gibt man Befehl, die armen Teufel zu arretiren, die nicht wissen, wer Koch oder Kellner ist. — Nein, käm' einer oder zehn an unsere Thür, ich gäb' ihnen all' unser Brod. Gelt, Ammi?“

„Freilich,“ sagte die junge Frau und blinzte schalkhaft nach ihrem Manne. „Sie kämen dann ja zum Bender und nicht zum Syndik Bauermann, zu Benders Ammi und nicht zur Frau des Syndik.“ — „Schöne Wirthschaft!“ sagte der Syndik halb ernst, halb lachend. „Ich glaube, ihr habt's schon so gemacht.“ Da ließ das junge Weib den Faden einlaufen, klatschte leise in die Hände und sagte: „Geit, Vater, der Stoffel könnte Rathsherr werden!“ — Der Alte lachte und sagte: „Du hast's ja nicht gesehen, als es gestern Abend geschah.“

„Ach,“ rief Ammi, „wenn doch der Hannjost käme!“ — „Ei,“ erwiederte Stoffel, „da sieht man doch, daß es ihr mit ihrem Nein nicht so ernst war! Vielleicht sagte sie jetzt gerne ja!“ — „Du böser Mann!“ zürnte das junge Weib. „Aber nein,“ fuhr sie fort, „laßt uns im Ernste davon reden. Nun ist's weit über ein Jahr, was sag' ich, schier zwei, daß kein Zeichen des Lebens mehr von ihm gekommen ist.“ — „Ich weiß nicht,“ sagte Stoffel, „mir ist's, als müsse er kommen. Der Andres Pfaff aus der Stadt, der als Invalide heimgekommen ist, hat ihn ja noch vor der Leipziger Schlacht gesprochen, wie er mir selber gesagt hat. Hat ihn Gott so lange erhalten, so bin ich des Glaubens, daß er kommt.“ — Und noch lange besprachen sie diese ihnen allen wichtige Angelegenheit.

Und gerade in dieser Nacht war es, daß nach ein Uhr an Weierichs Haus leise geklopft wurde. Der Knecht hörte es und dachte, es seyen wieder hungernde Deserteurs, welche damals in Schaaren die Wälder des Hunsrücks durchwanderten. Meist waren es

Belgier und Holländer, oder Niederländer aus dem Bergischen oder der Gegend von Aachen und Cleve, die sich ihrer Heimath näherten. Strenge Befehle waren gegeben, sie zu arretiren, aber kein Mensch that es, vielmehr leistete ihnen überall das Volk Hülfe und Beistand, so viel es konnte.

Der Knecht stand auf, um nachzusehen, und da fiel es ihm auf, daß der alte Spitz nicht bellte, sondern mit allen Zeichen der Freude wedelnd an der Thüre herum lief. Er öffnete das Fenster. — „Jakob," sprach eine Stimme, die ihm bekannt schien, „mach auf, ich bin's, der Hannjost, des Syndils Sohn; aber sey still, daß es niemand merkt."

Der alte Knecht öffnete, und zerlumpt, naß und fast baarfuß hinkte Hannjost herein. Die Uniform hing ihm in Fetzen am Leibe und den Arm trug er in einer Binde. — „Wie geht's meinen Eltern? was macht Lene?" fragte er. — „Eure Mutter ist wohlauf und auch Lene — aber Euer Vater ruht schon lange im Grabe." — Da sank der Arme auf die Bank und weinte laut.

Die Mutter hörte die Unruhe unten. Sie stand auf, machte Licht und kam herab. — Wie erschrack sie, als sie den Fremden sah! aber welche Seligkeit durchströmte das Mutterherz, als es der geliebte Sohn war! Schnell wurden Kleider geholt, Kaffee gekocht, und erst jezt sah sie seinen Arm. Er war verwundet worden bei Hanau und noch war der Stich einer Lanze nicht ordentlich verbunden. Die Wunde sah übel aus. Was die pflegende Liebe konnte, geschah, aber noch vor Tag holte der Knecht den Chirurgus aus der Stadt, der ein verschwiegener Mann war.

Morgens kam, wie sie pflegte, Lene. Am strahlenden Antlitz der Mutter sah sie, daß etwas Erfreuliches vorgefallen war. Sie sah sie forschend an. — „Komm," sagte jene und führte sie hinauf. Der Chirurgus hatte eben den Arm untersucht und verbunden. Lene warf sich weinend über den Geliebten. — „Kannst du dem Reuigen vergeben?" fragte er sie. „Ich habe schwer gebüßt!" sezte er hinzu. — Sie barg ihr Angesicht an seiner Brust und ihr Mund brauchte nicht zu antworten.

Morgens kam Lene, strahlend vor Freude, zu Ammi, die allein bei ihrem Kinde saß. Diese sah die Freundin einen Augenblick forschend an, dann rief sie: „Er ist da! gelt, er ist da?" Und Lene nickte mit seligem Antlitz. — „Aber schweig, um Gotteswillen!" sagte sie. „Wir halten ihn verborgen. Denk' dir, er ist verwundet!"

Zwei Monate kaum war er verborgen, da kamen die Deutschen unter Blüchers Führung und die Rheinlande waren frei. Des genesenen Hannjosts erster Gang war zu Stoffel und Ammi. — „Meinst du, ich hätte es nicht gewußt?" fragte Stoffel seine triumphirende Frau. „Da hätt' ich ja doch blind seyn müssen. Dir les ich jeden Gedanken auf der Stirn!"

Bald vereinte der Pfarrer das glückliche Paar, und Lene sagte nicht nein.

Transatlantische Skizzen.

(s. Nr. 15.)

IV.

Die Einwanderer.

Es thut mir leid, der Wahrheit gemäß wiederholen zu müssen, was ich schon früher geäußert, daß unsere Nation, nach der irischen, zwar am stärksten vertreten, daß aber ihr Loos im Ganzen durchaus kein glänzendes ist. Wie selten trifft man hier einen Landsmann, dessen man sich freuen, auf den man einigermaßen stolz seyn dürfte! Unter Hunderten kaum Einen. — Die meisten werden — wenn man die im Ganzen geringe Anzahl der politischen Flüchtlinge und Verwiesenen ausnimmt — durch die Hoffnung auf materielles Wohlergehen oder gar durch die Furcht vor Bestrafung wegen im Vaterlande begangener Verbrechen oder Ausschweifungen hieher getrieben. Selten landet einer, der es sich nicht ganz leicht dächte, sich gleich im ersten Anlauf eine lucrative Stellung zu erobern. Da steht er nun auf dem Pier des Hafens, an dem das Schiff angelegt, das ihn aus Europa herüber gebracht; da steht er, entweder sein bescheidenes Bündelchen mit etwas Wäsche am Arm, oder neben Kisten und Koffern, die er, wie man ihm gerathen hat, mit der strengsten Sorgsalt und Aufmerksamkeit bewacht, weil er sonst jeden Augenblick um seine Habe kommen könnte. Seine Blicke schweifen hiehin und dorthin, bald auf den Mastenwald in seinem Rücken, auf die Riesenschiffe, die monatlich 30—50,000 Einwanderer hieher führen, bald auf das Gewühl und Getreide in den Gassen vor ihm, das in seinem bunten Durcheinander ihm ein solches Gefühl von Unruhe und Unbehaglichkeit einflößt, daß er gleich wieder das Schiff besteigen und in die Heimath zurückkehren möchte. Das aber geht aus verschiedenen Gründen nicht an, und somit muß er jetzt seiner Träumerei ein Ende machen und handelnd auftreten.

Das Nächste muß seyn, daß er unter den vielen ihm von geschäftigen, zudringlichen „Runners" angetragenen Wirthshäusern eines auswählt, und dabei muß er sich meist vom Ohngefähr leiten lassen. Er entschließt sich also zu irgend einem Gasthofe und findet, so wie er seinen Entschluß kund gegeben, sogleich große Zuvorkommenheit von Seiten des Wirths oder dessen Gehülfen, dem zu folgen er sich bereit erklärt hat. Zuvörderst muß nun der Preis für den sogenannten „Board," d. h. für Kost und Wohnung, wöchentlich oder täglich, möglichst genau und fest bedungen werden; doch schützt dieß nicht immer vor arger Prellerei. Der niedrigste „Board" ist wöchentlich 2½ Dollars oder etwa 3½ Thaler preußisch, der höchste, im „Astorhaus," täglich 5 Dollars. Für 2½ Dollars wöchentlich hat aber der Gast kein Zimmer, ja nicht einmal ein Bett, für sich allein; er wird oft mit einem Dutzend ihm völlig unbekannter Personen zusammen gesperrt, wobei er nicht selten das Bett — einen Strohsack mit entsprechender Bedeckung — mit drei bis vier Leidensgenossen theilen muß. Am peinlichsten für ihn ist, daß er sich seiner Habe durchaus nicht sicher fühlt, sondern durch dieses Zusammengepferchtseyn mit so vielen andern vielmehr in steter Gefahr schwebt, sie zu verlieren. Auch kommt dergleichen jeden Augenblick vor und trifft namentlich diejenigen, die wirklich etwas zu verlieren haben und dabei die Unvorsichtigkeit begehen, mit ihren Schätzen zu prahlen.

Indeß muß sich der Einwanderer endlich doch entschließen, sein Gepäck zu verlassen, um Arbeit, Beschäftigung irgend einer Art in der Stadt selbst oder weiter im Innern des Landes zu suchen. Dazu erbittet er sich den Rath seines Gastwirths, und dieser wird ihm bereitwillig ertheilt. Versteht der Einwanderer nun wirklich etwas, ist er gar ein geschickter Handwerker, so findet er leicht sein Brod und macht später unschwer eine Art Fortüne, da die Arbeit hier ganz ungewöhnlich gut bezahlt wird. Am leichtesten kommen Dienstmädchen unter, namentlich deutsche. Sie erhalten einen Lohn, von dem sie sich im Vaterlande nichts träumen ließen. Selbst das untüchtigste, noch nicht mit der Sprache vertraute Mädchen erhält monatlich vier Dollars, also fast sechs Thaler preuß., während ein schon einigermaßen geübtes auf mehr als das Doppelte rechnen darf. — Von allen Einwanderern haben die Handlungscommis die schlechteste Aussicht, ihren Unterhalt im erlernten Fache zu finden; alle großen Städte, Newyork, Boston, Baltimore, Philadelphia sind mit jungen Leuten überschwemmt, die als Commis ein Unterkommen suchen. Nachdem sich diese Klasse von Einwanderern eine Zeit lang

vergeblich um ein Unterkommen bemüht, nachdem sie ihre Dienste in allen Zeitungen ausgeboten und den letzten Dollar verzehrt haben, begreifen sie endlich, daß sie die Sache auf amerikanische Weise anfangen, d. h. sich zur Uebernahme jeder Art von Arbeit bequemen müssen, um sich gegen den Hungertod zu schützen. Sind sie zu dieser Einsicht gekommen, dann ist ihnen in der Regel geholfen, besonders wenn sie etwas englisch verstehen und sich offen an einen Amerikaner wenden, ihm ihre Noth klagen und den Wunsch nach Beschäftigung aussprechen.

Dieses Verlangen nach Arbeit dient beim wirklichen Amerikaner als die beste Empfehlung, denn er selbst ist in der Regel durch Fleiß emporgekommen und auch jezt noch der fleißigste Mann. Er wird, wenn er es nur irgend vermag, dem Bittsteller nicht nur guten Rath ertheilen, sondern auch gleich Hülfe leisten, und somit sieht sich der eben noch völlig Verlassene auf einmal liebevoll getragen und gefördert. Freilich muß ein solcher Mensch oft zu seltsamen Auskunftsmitteln seine Zuflucht nehmen und nicht selten mit einem Korb voll Südfrüchten, Sardellen, Kuchen und drgl. von Haus zu Haus wandern, um seinen täglichen Unterhalt zu gewinnen. Sieht ihn aber sein Beschützer dabei unverdrossen, sieht er ihn redlich in Zurückbezahlung der vielleicht vorgestreckten kleinen Summe, so sorgt er sicher bald besser für ihn, und wer vor einem Monat noch „peddeln," d. h. hausiren ging, steht jezt wohl schon in einem glänzenden Laden als „Barkeeper" und hat wöchentlich seine acht bis zehn Dollars einzunehmen. Nach Jahr und Tag aber gebietet er wohl schon über Tausende, denn wer hier nur erst etwas vor sich gebracht hat, der gelangt oft unglaublich schnell zum Wohlstand, ja zum Reichthum.

Mit Schmerz und Widerwillen muß ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die ansäßigen Deutschen sich wenig oder gar nicht um ihre Landsleute bekümmern, und sich das Ansehen geben, als schämten sie sich derselben. So bald es nur irgend angeht, sucht man in der Regel sein deutsches Wesen, bis auf Aussehen und Sprache, los zu werden, um für einen Amerikaner zu gelten. Gleich in der ersten Woche vergißt so einer sein deutsches Ja und Nein und sezt an die Stelle desselben ein ekelhaft gezierte »yes« und »no,« welche Wörter er überdieß so oft als möglich in seiner Rede anzubringen sucht, um sich als einen angehenden Amerikaner darzuthun. Redet man einen Handwerker englisch an und entnimmt aus seiner Antwort, daß er kein Amerikaner ist, so beleidigt man ihn sicherlich, wenn man die Frage hinwirft: »you are a German?« und nur gezwungen wird er sein »yes« hervorquetschen. Wegen dieser ekelhaften Nachahmungssucht und des geringen Nationalgefühls sind auch die Deutschen vom Amerikaner wenig, oder viel- mehr gar nicht geachtet und werden von ihm nach den Irländern auf die niedrigste Stufe sowohl der Intelligenz, als der Sitte gestellt, was begreiflich einen sehr niederschlagenden Eindruck auf den gebildeten deutschen Einwanderer macht.

Wenn nun gleich der Zustand der Deutschen in Amerika im Ganzen genommen ein wenig befriedigender ist, möge man ihn nun von moralischer oder materieller Seite betrachten, so ist er doch hoch zu preisen gegen den der eingewanderten Irländer. Diese bieten nicht nur bei der Ankunft, sondern in der Regel auch noch nach langjährigem Aufenthalt ein Bild der Armuth, des Schmuzes und des Lasters, daß die Seele mit Schrecken davon erfüllt wird. Ein Theil dieser Unglücklichen stirbt gewöhnlich schon auf der Reise, und zwar größtentheils aus Mangel an Nahrung. Auf den ungeheuern, von Liverpool wöchentlich abgehenden Auswandererschiffen, die oft 1000, ja 1500 Passagiere führen, wird keine Verköstigung gegeben; jeder Mitreisende muß sich selbst verproviantiren. Nun reichen aber die Mittel einer auswandernden irischen Familie oft nicht hin, um sich gehörig zu versorgen, und troz dem geht man in der Hoffnung an Bord, dort mitleidige Seelen zu finden, sieht sich aber bei der Menge der Hungernden in dieser Erwartung bitter getäuscht. Durch einen Zufall wird dann wohl auch noch die Reise verlängert; Hungersnoth und durch diese tödtliche Krankheiten treten ein, und ein solches Schiff zählt auf der verhältnißmäßig kurzen Fahrt fünf bis sechs, ja acht bis zehn Todte. Aber auch die wirklich Landenden sind meist dem baldigen Untergange geweiht; das Laster des Trunks, dem sich Weiber wie Männer ergeben, führt einen Theil dem frühen Grabe zu, während ein anderer durch schwere Verbrechen den Gerichten anheimfällt und entweder im Kerker, oder durch die Hand des Nachrichters endet. Von dem physischen Elend, wie von der moralischen Versunkenheit dieser Irländer kann sich nur der einen Begriff machen, der sie hier oder in ihrer Heimath gesehen. Schmuz, Diebstahl, Betrug, Völlerei, Faulheit, Raufsucht, Unverschämtheit charakterisiren den Irländer und stellen ihn auf eine Stufe der Sittlichkeit und Kultur, auf die der Menschenfreund nur mit Schauder hinabblickt. In den Romanen der englischen Dichter freilich nehmen sich diese „Kinder des grünen Eilands" ganz hübsch aus. Uebrigens sind es meist hohe, schlanke, schön gewachsene, leichtfüßige Gestalten, und selbst die Gesichtszüge sind nicht unschön; nur trifft man auffallend viele Schielende unter ihnen; dagegen sah ich noch keinen einzigen verwachsenen Irländer.

An den äußersten Enden der Stadt, dort, wo die neuen Straßen Newyorks erst abgesteckt sind, erblickt man häufig eine Menge kleiner Bretterhäuser, und diese sind nicht nur von Irländern bewohnt, sondern

aus Erde und Latten von ihnen erbaut. Sie miethen zu dem Ende ein Plätzchen und errichten darauf mit geringen Kosten ihre Hütte, auf die Gefahr, sie bald wieder abbrechen und anderswo aufbauen zu müssen. Eine Gegend der Stadt, die „Five Points“ genannt, ist fast ausschließlich von Irländern bewohnt und dadurch so verrufen, daß man sich kaum bei Tage, geschweige denn Abends oder Nachts, unbewaffnet in dieselbe wagt. So sind die Iren die Plage dieser Stadt und es würde um die öffentliche Moral weit besser stehen, wenn uns Irland nicht allwöchentlich seinen Abschaum zusendete.

Daß es hier Einwanderer von allen Nationen der Erde gibt, brauche ich nicht erst zu bemerken. Sie verschwimmen aber gleichsam in der Masse der Deutschen und Iren und zeichnen sich durch nichts besonders aus. Seit dem ungarischen Kriege, der die Sympathie der Amerikaner in so hohem Grad erregt hat, stehen die Ungarn hier, wie in allen andern Staaten der Union, in bedeutendem Ansehen; auch wird für sie sehr viel gethan. Gleicher Gunst und Beachtung können sich, Kinkel ausgenommen, die hiesigen, durch Talente ausgezeichneten Deutschen, wie Gustav Struve, Zitz, Kapp, Fröbel u. s. w. nicht rühmen. Man überließ sie ihrem Schicksale so ganz, daß der Kampf um die nackte Existenz zu Anfang ihre Kraft zu erschöpfen drohte. Die meisten derselben haben sich indessen ohne irgend fremde Beihülfe eine genügende Existenz begründet und stehen unabhängig da. Gustav Struve und Frau geben ein Wochenblatt, den „deutschen Zuschauer,“ heraus, das schon viele Theilnehmer zählt, obgleich es erst einige Monate alt ist. Freilich finden nicht alle eine ihren früheren Lebensverhältnissen einigermaßen entsprechende Beschäftigung und mancher muß zu seltsamen Auskunftsmitteln seine Zuflucht nehmen, um sich des Hungers zu erwehren; allein bei einiger Intelligenz und vielem Fleiße wird doch bald wieder der frühere Stand errungen, wozu es hier weit mehr Mittel und Wege gibt, als in Europa. Das beste ist hier, daß keine Arbeit, mag sie auch noch so niedrig seyn, den, der sie treibt, schändet; nur der Müßiggänger wird verachtet und es kümmert sich keiner um ihn, während jeder Arbeiter auf Achtung und Beachtung rechnen darf.

Religiöses Leben.

Daß in allen Staaten Nordamerikas wie in politischer, so auch in religiöser Hinsicht die absoluteste Freiheit des Denkens und Handelns herrscht, ist bekannt. In der That geht leztere so weit, daß die seltsamsten Secten aufkommen und sich so gut geltend machen können, wie die alten christlichen Bekenntnisse. Ja, fiele es jemanden ein, die längst versunkene griechische und römische Götterwelt wieder herstellen und darauf einen Cultus begründen zu wollen, so würde ihm nicht das mindeste Hinderniß in den Weg gelegt werden. Und die Begründer oder Beförderer neuer Culte haben nicht nöthig, sich in Gebäude zu verkriechen, um ihrer Lehre neue Anhänger zu gewinnen; sie können jede Gassenecke, jeden Marktplaz dazu benutzen, und in der That trifft man Sonntags hunderte solcher Gassenprediger, deren jeder eine andere Religionssekte repräsentirt, und keinem fehlt es an andächtigen Zuhörern.

Es ist höchst merkwürdig, wie bei diesem Zerfallen in so viele Sekten und bei dieser außerordentlichen Duldsamkeit gegen Andersglaubende sich das wahre Christenthum beim eingeborenen Amerikaner so rein erhalten hat. Der Amerikaner ist in der That streng religiös und wünscht — fordert es aber nicht — daß es auch seine Umgebung sey. Die Sonntagsfeier ist hier so streng wie kaum in England. Die Kirche wird von Groß und Klein nicht einmal, sondern in der Regel mehrere male besucht; auch wird am Sabbath kein anderes Buch als die Bibel oder ein Gebetbuch in die Hand genommen. Damit die Dienerschaft durch die häuslichen Geschäfte nicht vom Kirchengehen abgehalten werde, speist der Amerikaner am Sonntag entweder kalt oder wärmt sich die am Tage zuvor bereiteten Speisen selbst auf. Die Theater und sonstigen öffentlichen Vergnügungsorte sind geschlossen, nicht weil es verboten ist, am Sonn- und Festtage zu spielen, sondern weil die Räume leer bleiben würden. Nur einige Concerte werden in öffentlichen Lokalen gegeben, meist aber nur von Ausländern besucht, da der eigentliche Amerikaner sich selbst den Besuch dieser sogenannten „geistlichen Concerte“ zur Sünde anrechnen würde. Gleich den Theatern und sonstigen öffentlichen Vergnügungsorten sind auch die Kaufläden geschlossen; ja nicht einmal ein Omnibus fährt, und somit herrscht am Sonntag Grabesstille in der sonst so geräuschvollen Stadt. Sollte dieses streng religiöse Leben der Amerikaner, inmitten der größten Gewissensfreiheit und der umfassendsten religiösen Duldung, nicht denen zu denken geben, die gegenwärtig in Europa wieder religiösen Zwang einzuführen bemüht sind?

Welche Kraft muß im Christenthum liegen, daß es, von allen Seiten beleuchtet, bekrittelt und angenagt, doch im freiesten Lande der Welt sich unangetastet erhalten hat und Millionen zum Troste, zur Erhebung und Heiligung dient!

Beiträge zum Verständniß der dramatischen Formen.

IX.

Die Tragödie.

Die äußere Wirklichkeit bietet uns Glück oder Unglück, je nachdem die Ereignisse mit unsern Wünschen und Planen sich vereinigen oder sich kreuzen, und unser inneres Seyn bewegt sich zwischen den Polen des Schmerzes und der Freude, oder alle Gefühle sind vielmehr nur besondere Töne dieser beiden Grundstimmungen der Seele, die durch alle Eindrücke sich selbst entweder erhöht und gefördert, oder gehemmt und beeinträchtigt empfindet. Unser Leben besteht im Wechsel von Scherz und Ernst, vom Spiele der Willkür und der Anerkennung der Nothwendigkeit, und die wahre Freiheit entwickelt sich dadurch, daß unsere eigene Wahl das ewige Wesenhafte ergreift und vollbringt. Die Geschichte des ganzen Geschlechts wie des einzelnen Menschen zeigt sowohl die göttliche Gerechtigkeit, die alles Richtige und Verkehrte in's Gericht führt, und die göttliche Gnade, die dem Endlichen gerne die Lust des Daseyns gewährt und der menschlichen Schwäche erbarmend und erziehend zu Hülfe kommt. Das Drama ist die Darstellung des Lebens in seiner werdenden Selbstgestaltung, und muß darum diese beiden Seiten des Daseyns sowohl jede für sich und als herrschendes Princip, als auch beide in ihrer Ausgleichung und Versöhnung zur Erscheinung bringen.

Die **Tragödie** spricht den Ernst des Lebens dichterisch aus, sie zeigt den Sieg des göttlichen Willens oder der Idee und der Nothwendigkeit über alle Widersprüche der Willkür, über alle Unangemessenheiten des Irdischen, sie läßt im Untergang des Bösen das Gute seinen Triumph feiern.

Zwar sagt die Schiller'sche Thekla in ihrem Schmerz um den gefallenen Geliebten:

> Da kommt das Schicksal — roh und kalt
> Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
> Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
> Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Und so klingt das Wort des neuern Dichters an den Ausspruch an, den der alte Herodot gethan, daß die Götter neidisch seyen, daß sie es lieben, das Große zu zerstören, und daß der Blitz die höchsten Bäume zersplittert und niederwirft. Das Schicksal erscheint hier als die Macht des Nivellirens, und der schadenfrohe Haß gegen die menschliche Größe ist ein Ausdruck des Bösen, das in den Willen der Götter selbst eingedrungen. Es ist eine Weltanschauung der Verzweiflung, ärger als die des geblendeten Gloster:

> Was Fliegen
> Den bösen Buben sind, sind wir den Göttern,
> Sie tödten uns zum Scherz.

Auf eine solche Schicksalsidee die Tragödie gründen, hieße sie auf die Lüge gründen, und die Griechen waren weit entfernt, dieß zu thun, sondern sie erkannten die Gefahr des Glücks und der Erhabenheit, die darin liegt, daß sie zum Uebermuth und zur Ueberhebung führen, und diesen gegenüber erscheint das Schicksal als die Macht des Maßes, die durch den Sturz des schuldvollen Trotzes das Gleichgewicht herstellt; wer sich vermessen hat, der erhält nur das gebührende Maß. Jetzt ist die Nothwendigkeit keine hohnlachende Furie, kein unvernünftiges blindes Verhängniß mehr, sondern sittliche Weltordnung. In diesem Sinne haben denn auch die größten Philosophen des Alterthums, Platon und Aristoteles, wiederholt, daß Gott nicht neidisch sey, und wenn nach Anaximander alles Entstandene durch seinen Untergang sofort die Buße zahlen sollte für die Schuld des Endlichen, das die Ruhe und das gleichmäßige Seyn des bestimmungslosen Unendlichen gestört und unterbrochen, so erkannten sie, daß die Welt vielmehr das Werk göttlicher Liebe sey, die als allmittheilsame Güte sich offenbart und die eigene Herrlichkeit und Seligkeit ihren Geschöpfen zum Mitgenuß bietet.

Weil das Wesen Gottes Geist und Freiheit ist, läßt er, um offenbar zu werden, in seiner Offenbarung, in der Welt, Geist und Freiheit walten, läßt er die einzelnen Geister durch eigenen Willen, durch eigene That ihr Seyn sich bestimmen, ihr Loos sich bereiten. Der göttliche Wille herrscht und gilt, und von der Stellung, die sich der menschliche zu ihm gibt, hängt es ab, ob er seine Rathschläge hinausführen und erlangen kann, was er begehrt, oder ob er dem Ganzen auch wider eigenes Verlangen und Streben dienen muß. Die Einigung des menschlichen Willens mit dem göttlichen ist die sittliche Nothwendigkeit und zugleich die wahre Freiheit; wo der Mensch der sittlichen Weltordnung widerspricht, da geräth er mit

seiner eigenen Natur in Kampf, da fällt er von seinem eigenen Wesen ab, da bereitet er sich durch seine Thaten den Untergang und das Leiden, wodurch er zur Selbsterkenntniß kommen soll. Weit entfernt also, daß wir in der Tragödie wollten den Schuldlosen leiden sehen, was peinigend und gräßlich wäre, soll sie vielmehr auf die göttliche Gerechtigkeit gebaut seyn, deren Abbild die poetische ist. Macbeth kann nicht mehr schlafen, seitdem er den schlafenden Duncan getödtet, und im König Lear sagt Edgar zu seinem Bastardbruder Edmund:

> Mein Nam' ist Edgar, deines Vaters Sohn.
> Die Götter sind gerecht und brauchen oft
> Die Laster unsrer Wollust als ein Werkzeug,
> Um uns zu züchtigen. —
> Der dunkle schnöde Ort, wo er dich zeugte,
> Bracht' ihn um seine Augen.

In diesem Sinne verlangte Aristoteles für den tragischen Charakter, daß ihm ein Fehler oder ein Vergehen anhafte, und mit gleichem Recht erklärt er den Taugenichts für untragisch. Auch das Böse muß individuelle Kraft offenbaren, es muß selbst bei einem Jago durch die ehrenkränkende Zurücksetzung und die Eifersucht motivirt werden, und weil der Mensch sich in der Wirklichkeit von Gott eben so wenig losreißen kann, als ein Sandkorn das Band der Schwere zu brechen und der Erde zu entfliehen vermag, so muß auch in dem Verbrecher die Stimme des Gewissens als das Zeugniß der göttlichen Gegenwart wach und laut seyn, wie in Richard III., in der Lady Macbeth, oder das Bedürfniß der Liebe sich kund geben, wie in Edmund im Lear.

Als sittliche Nothwendigkeit ist das Schicksal dem Menschen keine fremde Macht, sondern die Offenbarung der eigenen ewigen Wesenheit:

> „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.
> Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. —
> Recht stets behält das Schicksal, denn das Herz
> In uns ist sein gebietrischer Vollzieher."

Diese Worte Schillers im Wallenstein, ein Gottesurtheil gegen die sogenannten Schicksalstragödien, sie sprechen das Richtige aus im Einklang mit der Erkenntniß, die schon in Heraklit dem Dunkeln aufgeleuchtet, daß der Charakter des Menschen sein Dämon sey.

Aber geht nicht auch das Große, Edle und Schöne in der Tragödie unter? nicht auch Antigone und Cordelia, nicht auch Romeo und Julie, nicht auch Tasso und Hamlet? Dieser scheinbare Widerspruch eröffnet uns den Blick in die innerste Tiefe des Tragischen. Der göttliche Geist ist der Grund und Hüter aller Rechte und Gesetze; der Mensch aber kann ein einzelnes Recht für sich ergreifen, es aus dem Zusammenhange mit andern sittlichen Verhältnissen reißen und mit ihnen in Conflikt bringen. Dann tritt Recht gegen Recht in Kampf; die Schuld liegt hier darin, daß jedes ausschließlich gelten soll und darum das eben so heilige andere Recht nicht anerkannt oder verlezt wird; und indem die Träger der einzelnen Rechte einander zerschlagen und zu Grunde gehen, triumphirt die Idee des sittlichen Ganzen und gewinnen wir die Einsicht, daß dieses im Frieden und in der Harmonie seiner einzelnen Momente besteht. Ferner ist der menschliche Geist eine Totalität, und darum wird auch das Herrlichste, das ihn mit der Gewalt einer ausschließlichen Leidenschaft ergreift, ihn für alles andere ebenfalls Berechtigte verblenden und so die Harmonie des Ganzen zerstören. In dieser Weise stehen in Goethes Tasso der Idealismus und der Realismus, das Phantasieleben des Gemüths und der praktische Weltverstand einander gegenüber, und Eleonore spricht die Idee der Tragödie sinnig aus, wenn sie sagt:

> Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
> Die darum Feinde sind, weil die Natur
> Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte.

Wie sie am Ende einander die Hand reichen, so schwebt vor unsern Augen, wie Vischer treffend bemerkt, die geistige Gestalt dieses Einen Mannes, in welchem der Realist und Idealist sich so versöhnen, wie Schiller dieß am Schluß seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung geschildert hat. — In der Orestie des Aeschylos, in der Antigone des Sophokles erscheint die Familie im Kampf mit dem Staat, während sie seine Grundlage und er ihr Hort seyn soll. Klytämnestra hat den Agamemnon getödtet, weil er die Tochter Iphigenia für einen glücklichen Kriegszug zum Opfer gebracht, Orest hat den König und Vater zu rächen, aber es ist die eigene Mutter, gegen die sein Racheschwert sich kehrt. Antigone hat den Bruder bestattet, unbekümmert darum, ob er ein Feind des Vaterlandes gewesen, ob das bürgerliche Gesetz die Beerdigung verbot; sie vertritt die Pflicht der Familienliebe und sagt:

> Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.

Kreon muß das Gesetz um so mehr aufrecht erhalten, als der Staat eben erst aus einer Katastrophe gerettet worden; aber indem er es rücksichtslos vollstreckt, ohne auf das edle Motiv der That Antigones zu achten, ohne die Stimme des Volks zu hören und die dem König mögliche Gnade mildernd eintreten zu lassen, vergeht er sich gegen das von ihr vertretene Princip der Pietät, und folgerichtig zerstört er sich selbst dadurch die eigene Familie. Was der Chor der Antigone zusingt:

„Die Pflicht der Lieb' ist fromme Pflicht,
Doch auch des Machtbegabten Macht
Geziemet zu mißachten nicht;
Des eignen Herzens Trieb verdarb dich," —

es ließe sich eben so gut auf Kreon wenden und von ihm sagen, daß das Recht des Herrschers und die Aufrechthaltung des Staatsgesetzes ein großes sey, aber auch die Liebe der Familie Beachtung heische, und ihn darum der starre, nur auf jenes gerichtete Sinn in ein verdientes Leid gestürzt. Indem die mit einander in Conflikt gesetzten Momente der Idee sich zerstören, feiert in ihrem Untergang selbst die ganze Idee ihren Sieg und gewinnen wir die Anschauung von der Nothwendigkeit der Harmonie zwischen dem Recht des Herzens und dem äußern Gesetz.

Ueber Cordelia erlaube ich mir zu wiederholen, was ich in den „religiösen Reden," und zwar in der über die christliche Kunst, bereits erörtert habe. — Auch Cordelia nimmt Theil an der Zerrüttung der Familie in Lears Hause; während er Worte der Liebe fordert, zieht sie sich auch da hartnäckig und jungfräulich spröde in ihr „Lieben und Schweigen" zurück, wo sie dem Vater sich mit kindlicher Offenheit an's Herz werfen und ihn von der verderblichen Thorheit zurückrufen müßte; aber es geht ihr gegen die Natur, das Wesen der Pietät, das im Herzen, in der Gesinnung wohnt, im Munde zu führen, und weil kindliche Liebe doch ihres Daseyns Seele ist, bringt sie später dem Vater den verlorenen Frieden. Hier siegt sie, aber ihr Heer, mit dem sie aus Frankreich gegen England zog, wird geschlagen, sie gefangen und durch Edmunds selbstsüchtige Politik getödtet. Ihr mochte es scheinen, daß es sich von selbst verstehe, sie komme nur um des Vaters willen, nicht um zu erobern; aber sie sagt es nicht, und nöthigt dadurch auch den Herzog von Albanien zum Kampf. Wie Antigone hat sie um der Familie willen des Staats und seines Rechtes nicht gedacht. Doch in ihrem Erliegen, in ihrem Opfertode feiert sie selbst den Triumph der Kindesliebe, die sie beseelt; indem sie diese mit ihrem Blute besiegelt, geht sie verklärt mit dem geretteten Vater aus der Welt des Scheins in das Land der Wahrheit, ihre rechte Heimath.

In Romeo und Julie wird das Feuer der Liebe zur allverzehrenden Gluth; es hat sie mit so stürmischer Gewalt ergriffen, daß sie nur diesem einen seligen Gefühl leben, und für die andern Verhältnisse blind sind, oder sie nicht mit besonnener Klarheit zu durchdringen und zu ordnen verstehen. Aber sie sind zugleich verklärt in dem Licht der Liebe, deren ganze Herrlichkeit sie mit trunkenem Muthe gekostet, gerade wie Desdemona die Heldengröße des Duldens nur dadurch offenbaren kann, daß ein unsägliches Leid über sie kommt, in dessen Ertragen sie die herzinnigste Seelenschönheit der weiblichen Natur entfaltet. So wird die Ehre des Mannes, seiner Thaten Herr zu seyn, mit Selbstbewußtseyn Wollen und Vollbringen zu lenken und nach eigenen Gedanken zu handeln, in Hamlets Gemüthe dadurch tragisch, daß er nun stets alles allseitig erwogen haben will, wodurch die Reflexion die Thatkraft überwuchert, indem er dem instinctiven Drang zur That und den Forderungen äußerer Umstände zu wenig nachgibt. Diese Gefahr des Menschen, der in ein einzelnes Gut seine ganze Lebenskraft legt, hat Goethe im Tasso sehr schön geschildert, ja er läßt dort die Prinzessin ein ganz bestimmtes Wort hierüber sprechen:

Zu fürchten ist das Schöne, das Fürtreffliche,
Wie eine Flamme, die so herrlich nützt,
So lange sie auf deinem Herde brennt,
So lang sie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann sie da entbehren?
Und frißt sie ungehütet um sich her,
Wie elend kann sie machen!

Aristoteles hat bekanntlich die Tragödie so definirt, daß sie die Darstellung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung sey, und zwar nicht in Form der Erzählung, sondern in unmittelbarer Wirksamkeit und Rede der handelnden Charaktere, und daß sie durch Mitleid und Furcht die Reinigung dieser Affekte vollbringe. In diesem letztern erkennt er ihren Zweck, und Lessing sah hierin den Grund für das erstere, indem eine Erzählung des Vergangenen lange nicht in dem Grade wie eine gegenwärtige Anschauung dieses Gefühl erregt. In Furcht und Mitleid vereinigen sich dem Denker Selbst- und Nächstenliebe, Sorge für uns und Theilnahme für andere. Wer in ungetrübtem Glück lebt und meint, daß ihm nichts Schlimmes begegnen könne, der fürchtet nichts, aber er wird übermüthig; eben so fürchtet der nichts, welcher am Leben verzweifelt hat, aber er ist kleinmüthig. Mitleid empfinden wir bei dem Anblick eines Verderben drohenden Uebels, das einen andern trifft. Die Läuterung dieser Gefühle besteht darin, daß sowohl das Uebermaß als der Mangel derselben beseitigt werden, daß die Furcht vor einzelnen Uebeln zur Ehrfurcht vor der göttlichen Gerechtigkeit wird, und im Mitleid die Trauer über die Hinfälligkeit der irdischen Größe, der stets ein Mangel, eine Einseitigkeit anhaftet, empfunden wird. Die Kunst läßt uns jene Gefühle ohne Beziehung auf individuelle Zustände in sittlich gehobener Form als ein allgemeines Schicksal miterleben.

Aristoteles gebraucht den Ausdruck der Reinigung wie die griechische Mysteriensprache, um eine geistige Heilung, eine Versöhnung und Beschwichtigung des Gemüths zu bezeichnen, und aus der Art und Weise, wie er am Schluß der Politik von der Seelenreinigung durch die Musik spricht, ergibt sich, daß er auch in unserer Stelle die Wirkung der Tragödie auf das

Gemüth der Zuschauer und Hörer im Auge hatte. Goethe verstand dagegen jene Läuterung der Affekte von dem versöhnenden Abschluß der Handlung selbst; wenn die Tragödie durch einen Verlauf von Furcht und Mitleid erregenden Mitteln durchgegangen, so müsse sie durch Ausgleichung solcher Leidenschaften auf dem Theater ihre Arbeit schließen, und diese aussöhnende Abrundung des Kunstwerks selbst, die Construktion des Trauerspiels, nicht die Empfindungen der Zuhörer habe der Denker im Sinne gehabt. Die Goethe'sche Deutung legt diesem etwas unter, was aber allerdings aus seinen Worten gefolgert werden kann, denn die Seelenstimmung des Zuschauers wird am besten erregt und harmonisirt werden, wenn die Darstellung selbst zuerst den Sturm der Affekte und ihre leidbringende Gewalt, und dann die Ausgleichung und die Versöhnung im Gemüthe der handelnden Charaktere zeigt. Und dieß sind wir für die moderne Tragödie zu fordern berechtigt. Wir wollen

„das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt,“

wir wollen den Sieg der Idee nicht bloß im Untergang des von ihr Abgefallnen, des ihr Widersprechenden sehen, sondern der Umschwung der Handlung, das Leid, das zufolge der Gerechtigkeit auf den Thäter hereinbricht, soll ihn selber nicht wie eine äußere Macht zerschmettern, sondern den vollen Triumph der Idee wollen wir darin gewahren, daß er sie wieder anerkennt, daß sie auch in seiner Seele siegt, und er durch die Buße gesühnt von hinnen scheidet. In diesem Sinn hat Schiller die Maria Stuart gedichtet, in diesem Sinn schweigt die Jungfrau von Orleans bei dem furchtbaren Doppelsinn der Frage des Vaters, ob nicht der Feind in ihrem Herzen sey: er meint den Teufel, sie muß des feindlichen Feldherrn Lionel gedenken; sie läßt ohne Murren den Spruch des Bannes über sich ergehen, sie reinigt ihr Gemüth, und ihr gottergebenes Vertrauen wird durch den schönen Opfertod für's Vaterland gekrönt. Auch Antigone spricht das Wort:

Wohl, wenn es so gerecht ist vor den Unsterblichen,
Will duldend ich bekennen, daß ich schuldig sey.

Die ganze Tragödie Oedipus in Kolonos ist ein solcher Versöhnungsgesang, doch mehr durch die Stimmung der Milde, durch den Schimmer der Verklärung, welche der Dichter mit eben so tiefer Gemüthlichkeit als wunderbarer Kunst über sein ganzes Werk ergossen, als durch die Läuterung des Dulders selbst; die Versöhnung ist im Geist des Alterthums mehr eine objektive als eine subjektive. Man nehme als Gegensatz Goethes Gretchen, wie sie selbst durch Buße und Reue sich innerlich wiederherstellt. Sehr richtig nennt Weiße die Kerkerscene ein über alles Lob erhabenes Meisterwerk und bemerkt, wie es eine der höchsten Dichterkraft würdige Aufgabe gewesen, in dem Wahnsinne des durch die entsetzlichste Seelenqual zerrütteten Gemüths der unfreiwilligen Mutter- und Kindesmörderin den sittlichen Adel, die Reinheit dieses Gemüths zu offenbaren. Und es ist Goethe gelungen, in der furchtbaren Tiefe dieser Widersprüche, in welche eine sittliche Schuld die Seele des Menschen hinabstürzt, die Rettung und das Seelenheil des unschuldig Schuldigen zur klarsten, überwältigendsten Anschauung zu bringen, so daß die Stimme, die am Ende Gretchens Rettung ausspricht, aus der eigenen Brust des Lesers oder Hörers hervorzutönen scheint. Eine Dichtung, die dieß vermag, gibt dadurch lauter als durch irgend eine andere poetische That ihre Abkunft von dem Höchsten, ihre Verwandtschaft, ja ihre innerliche Einheit mit dem Heiligen kund, von welchem alles Menschliche allein seinen Werth und seine Würde hat. — Auch Shakespeares Othello ist bei aller Schreckensgewalt, bei aller Furchtbarkeit dennoch eine erhabene Feier des sittlichen Geistes. In keinem Werk aber ist diese Läuterung durch das Leiden, die Versöhnung sowohl im Ganzen des Gedichts als in der Seele der Hauptpersonen so umfassend und so innig durchgeführt, als im König Lear. Edgar im Lear ist auch der Seelenführer seines geblendeten Vaters, und von den Selbstmordgedanken der Verzweiflung leitet er ihn zur Ergebung in den Willen der Vorsehung: „Reif seyn ist alles;“ sein Herz bricht lächelnd, als er endlich den Sohn erkennt. Und an die Scene, in welcher der alte König sich selber im Anschauen der Cordelia wiederfindet, an die Art und Weise, wie nun die Hingebung der Liebe seinem Gemüth aufgeht und sein Geist in ihr sich verklärt, brauche ich nur zu erinnern, um sofort dem Leser ein Bild vor das innere Auge zu rufen, das im edelsten Glanze um so heller strahlt, auf je dunklerem Grunde es sich erhebt.

Es versteht sich von selbst, daß alles im Allgemeinen über dramatische Composition, Entwicklung und Gliederung Gesagte von der Tragödie gilt. Ihr besonders eignet die erhabene Rührung im Ganzen der Handlung, das edle würdige Pathos, die Größe des Gegenstandes, der den tiefsten Grund der Menschheit aufzuregen vermag. Und weil in ihr das siegende Walten der Nothwendigkeit offenbar wird, schließt sie den Zufall aus, oder läßt ihn höchstens für die äußerliche Wahrnehmung gelten, während der auf den Grund Schauende mit Wallenstein sagt:

Es gibt keinen Zufall,
Und was euch blindes Ohngefähr erscheint,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.

Jeder Ausgang muß ein Gottesurtheil seyn, in den Ereignissen muß der Held die Frucht seiner Thaten haben, und das Wort von Novalis muß sich bewähren, daß Schicksal und Gemüth synonyme Begriffe, zwei verwandte Namen für eine und dieselbe Sache sind. Allerdings ist hier ein Unterschied der antiken und der christlichen Tragödie. Im Alterthum ist das Schicksal das Erste, der Charakter hat es zu erfüllen; er fällt allerdings durch eigene Schuld, aber sie zu vermeiden wäre ihm ja doch unmöglich gewesen. Das Schicksal wird noch nicht gewußt als der Wille der Vorsehung, als der Rathschluß selbstbewußter Liebe, sondern es steht auch über den Göttern waltend in undegriffen dunkler Majestät da, und deßhalb der Hauch der Klage, der Wehruf der Menschheit, der die ganze lebensheitere Welt des Alterthums durchdringt, daher der Zug der Trauer auf der Stirn und im Antlitz der seligen Olympier, daher das Herbe, was die griechische Tragödie für uns hat, während nach christlicher Weltanschauung die menschliche Individualität das Erste ist und durch freie That ihr Loos sich selbst bestimmt, so daß das Schicksal nur als die objektivirte innere Natur des Charakters, nur als die göttliche Besiegelung für die menschliche Wahl erkannt wird.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Betrachtung dieser beiden Grundformen der Tragödie. Beide sind in ihrer Entstehung an die Religion angeschlossen. Dort ist es die dionysische Festfeier, die in den Ereignissen der Natur, im Wechsel der Jahreszeiten ein Kämpfen, Leiden und Siegen des Gottes sah und in leidenschaftlicher Theilnahme mit durchlebte, hier ist es der Opfertod Christi, die Welterlösung durch sein Leiden, was den Ausgangspunkt der Tragödie bildet. Chorgesänge, welche die Stimmung des Volks bei den Leiden und Freuden des Gottes aussprachen, während die Handlung vorausgesezt oder durch den Opfergebrauch symbolisch angedeutet wurde, sie waren die Wiege der antiken Tragödie. Bald machte ein Vorsänger sich geltend, der entweder als Darsteller des Gottes selbst oder als ein Bote desselben von seinen Geschicken erzählt, und der Chor knüpfte daran ein Lied, in welchem er seine Empfindungen kund gab. Thespis fügte einen Schauspieler hinzu, der abwechselnd verschiedene Personen in lebendiger Beziehung zum Chor darstellte und so den Dialog begründete; dieser diente immer noch zur Einleitung einer lyrischen Situation, die dann der Chorgesang ihrem musikalischen Gehalte nach entfaltete. Das Ganze war noch dramatisirte Lyrik. Erst als Aeschylos seinen Kriegergeist der Bühne zuwandte, sprang die Tragödie wie Pallas in voller Rüstung aus seinem Haupt. Er erst legte den Schwerpunkt dieser Dichtungen in die That, er erst machte die Handlung zum Wesen des Dramas. Doch hat auch er ursprünglich nur Einen Hauptcharakter, wie etwa seinen Prometheus, mit dem die entgegenwirkenden Kräfte, wie hier Zeus, nicht unmittelbar, sondern nur durch Boten, nicht in der Gegenwart, sondern durch Befehle für die Zukunft, durch Nachwirkungen der Vergangenheit zusammentreffen. So schildern die Perser des geschlagenen Xerxes Heimkehr, und die Griechen sind nur durch den Boten repräsentirt, der die Schlacht bei Salamis erzählt. Sophokles erst brachte die Gegensätze in volle Wechselwirkung; die Charaktere sind nicht von vornherein fertig, sie werden und entwickeln sich einer durch den andern, Kreon und Antigone vertreten selbst ihre Sache. Aeschylos nimmt diesen Fortschritt auf; in seiner Orestie stehen Agamemnon und Klytämnestra, diese und Orest, Apoll und die Erinnyen energisch und in gleichmäßiger Ausführung Aug' in Aug' einander gegenüber. Immer aber sind die größten Angelegenheiten des Lebens, die allgemeinen Mächte der Menschheit Gegenstand der Tragödie, und der einzelne Mensch gilt nach Ottfried Müllers Ausdruck nur als der Focus, in welchem die höheren dämonischen Gewalten sich treffen und zur Erscheinung kommen.

Euripides größeres Individualisiren bezeichnet den Verfall der alten Kunst, ohne sofort eine neue Schöpfung herauszuführen. Immer aber bleibt der Chor Mittelpunkt der Tragödie, und in langen Erzählungen lagert sich neben dieses lyrische Element ein episches; erst die neuere Kunst vollbrachte deren völlige Verschmelzung. Der Chor ist der Repräsentant des Volks, die Stimme des Volks als Gottesstimme; er stellt den Boden der menschlichen Gattung dar, aus dem die einseitigen Heldengestalten sich erheben, und der sie überdauert; aus ihrem Untergang gewinnt er für sich die Lehre der Mäßigung, und die sittliche Weltordnung anerkennend sieht er im Leben, wie der Schluß der Trachinierinnen sagt:

„Viel Müh' und Beschwer und Entsetzen und Leid, doch in all dem Zeus und allein Zeus!“

Zugleich ist er der ideale Zuschauer und spricht bei den im Lauf der Handlung sich ergebenden bedeutenden Situationen die Empfindungen der Zuschauer in kunstvoller Weise harmonisch aus; zugleich verknüpft er in seinen Gesängen das gegenwärtige Geschehen mit dem Rathschluß der Götter, enthüllt in alten Mythen ein entsprechendes Bild für dasselbe und offenbart es dadurch als eine ewige, allgemeingültige Geschichte. Wie ich früher schon erörterte, ist die ganze Tragödie gleichsam eine plastische Gruppe, nur die Darstellung der Katastrophe. Und in der Aufführung erscheint sie keineswegs als ein möglichst treues Bild des gewöhnlichen Lebens, sondern sie trägt ein ganz ideales Gepräge. Die Schauspieler traten im bacchischen Festkostüm auf, der Kothurn erhöhte ihre Gestalt,

und eine Maske bekleidete ihr Gesicht, das wechselnde Mienenspiel verdeckend, aber den Grundzug des Charakters in großartigen Formen plastisch veranschaulichend. Die Gesänge des Chors waren von der musikalisch geregelten Bewegung der Gestikulation, der feierlichen Tänze begleitet; für die versammelten Tausende vernehmlich wurde die im Schwung des Verses gehobene Rede auch mit gehobener Stimme gesprochen. Das Ganze war ein erhabener Gottesdienst.

Gottesdienstlich waren auch im Mittelalter die Darstellungen vom Leben und Tod des Heilandes und anderer großen Begebenheiten der heiligen Geschichte; auf den Handlungen als solchen ruhte hier gleich anfangs das Hauptinteresse. Man nannte sie Mysterien und gesellte ihnen die Moralitäten zu, in welchen die allgemein sittlichen Mächte, einzelne Tugenden und Laster personificirt und in ihrer Einwirkung auf einen Menschen dargestellt wurden. Sie wurden noch später durch Calderons geistliche Schauspiele (autos sacramentales) zur Höhe künstlerischer Vollendung gebracht, während das Drama sich dadurch fortentwickelte, daß man eine Begebenheit aus dem Leben selbst in ihrem Werden durch die individuellen Charaktere darstellte und hierin zugleich das Walten der göttlichen Weltregierung, wie in den Mysterien, und sittliche Ideen, wie in den Moralitäten, veranschaulichte. Die Blüthe einer neuen Tragödie entfaltete sich nach der Reformation in Spanien und England, dort unter dem Einfluß des Katholicismus, hier des Protestantismus, hier wie dort ächt volksthümlich aus der Stoffesfülle heimischer Sagen und Geschichten, unter der Hand kunstverständiger Genien, eines Cervantes, Lope de Vega, Calderon, eines Shakespeare und seiner Genossen. Die Spanier halten an dem Dogma, wie es in der Lehre und dem Cultus der Kirche fest begründet ist, als an einem objectiv Wahren fest, und durch die Gnadenmittel der Kirche, nicht durch den eigenen Glauben und die Bekehrung des Herzens wird der Mensch gerechtfertigt; eben so sind die Gesetze der Ehre, der Liebe, der Vasallentreue zu einem Codex unverbrüchlicher Satzungen geworden, mit denen nun die Individuen und die unter einander in Conflict gerathen. So zeichnet die spanische Tragödie sich weniger durch Tiefe und Reichthum der Charakteristik, als durch die Fülle der Begebenheiten aus, und ihre Größe liegt in der Poesie der Situationen, im Reiz der Ereignisse wie in der religiösen Betrachtungsweise der Dinge, die das Besondere an das Allgemeine knüpft und die Räthsel des Daseyns löst. Ein scharfsinniges Antithesenspiel im buntesten Bilderflor der Phantasie und weit ausholende beschauliche Reflexion in künstlichen Versmaßen sind der entsprechende sprachliche Ausdruck. Bei Shakespeare dagegen ist die Innerlichkeit des Charakters und sein sittliches Selbstbewußtseyn der Mittelpunkt der Dichtung, und so ward er für uns der offenbarende und gesetzgebende Geist für die tragische Poesie der Neuzeit.

Die französischen Classiker machten einen abstrakt verständigen Versuch, das Mittelalter und das Alterthum zu vereinigen. Sie gaben dem modernen Stoff eine strengere, antikisirende Form in äußerer Regelrechtigkeit, oder sie verquickten die alten Stoffe mit romantischen Elementen, namentlich mit dem Motiv der Liebesgalanterie. Dabei gefielen sie sich in einem Hautgout von spitzfindig ausgeklügelten Collisionen der Pflichten und Empfindungen, wie wenn in Corneilles Rodogune die beiden prinzlichen Brüder trübselig zwischen der Mutter und der Geliebten stehen, indem die Mutter sagt: „Wer die Geliebte ermordet, den ernenne ich zum Thronerben,“ und die Geliebte dem Mörder der Mutter ihre Hand geben will. Dieses Unwesen, so wie die Mißverständnisse der Theorie des Aristoteles hat Lessing so siegesfreudig bestritten, den ganzen Stelzengang der Sprache im Kanzleistyl der Leidenschaften so bloßgestellt, daß wir davon wohl für immer befreit sind.

Die erste deutsche Tragödie war Emilie Galotti. An sie schlossen sich Goethe und Schiller, und den Deutschen gelang die organische Verschmelzung der antiken Idealität mit dem Stoffes- und Gefühlsreichthum der Romantik, indem sie gleichmäßig auf Shakespeare und auf Sophokles hinsahen. Sie beschränkten den überwuchernden Reichthum der Charaktere und Situationen, wußten dieselben aber zu Sinnbildern und Trägern allgemeiner Ideen zu machen und dadurch an die typischen, plastischen Gestalten der Alten zu erinnern. Doch ist Goethe vorzugsweise Lyriker, daher im Drama Seelenmaler mehr als Thatenschilderer, und sein weicher Sinn scheut die Härte der tragischen Conflicte im Untergang der Persönlichkeiten, während Schiller, der Dichter der Idee durch die Macht des Willens, diese als das Ideal anschaut, das durch die Charaktere und Handlungen erst werden soll, noch nicht in ihnen gegenwärtig ist, und darum mit rhetorischem Glanz und Eifer dafür seine Stimme mit einer unnachahmlichen sittlichen Würde des Ausdrucks erhebt.

Von der antiken wie von der modernen Tragödie gilt ein tiefsinniges Wort Solgers: „Das Drama bildet auf der einen Seite die Welt des lebendigen menschlichen Wollens und Handelns, aber mit derselben die in ihr in untrennbarer und innigster Einheit lebende Welt der Nothwendigkeit, deren gewaltig wahrhaftes Daseyn zwar stets dem unsrigen zu Grunde liegt, aber zu unserem Schrecken uns als etwas Fremdes einleuchtet, sobald das Wollen des Einzelnen sich in seiner Entgegensetzung mit ihr darstellt, und dieses ist die schreckliche Seite dieser Kunst. Auf der andern aber ist hier eben auch wieder jene Welt der Nothwendigkeit das Ewige und Höchste,

und erscheint so in der Gestalt der heiligsten, für sich selbst daseyenden Gesetze, welche sich abspiegeln in der idealen Natur der menschlichen Gattung als eines Ganzen. Diese Gattung drückt das ihr eingepflanzte Wesen eines Ganzen aus durch Maß und Gleichgewicht, wodurch sie das Abbild des Ideals, also mit diesem gleich unendlich ist, und hierauf beruht die heitere und beruhigende Eigenschaft der Tragödie. Während also der einzelne Mensch sein abgesondertes Daseyn mit lebendigem Wollen verfolgend von der Allgemeinheit des Nothwendigen ergriffen und darniedergeschlagen wird, blüht zugleich die gesammte Gattung in dem Wiederschein der ewigen Gesetze mit unvergänglicher und unvertilgbarer Kraft des Lebens."

Die antike wie die moderne Tragödie ist unter allen Kunstgattungen von der größten Wirkung auf das menschliche Gemüth. Der Lyrik oder Musik ähnlich, ruft sie die mannigfaltigsten Empfindungen hervor, erschließt die geheimsten Abgründe des Daseyns, läßt uns in die entsetzlichste Verwirrung hineinschauen und stellt jegliches mit der Macht unmittelbarer Gegenwart dar. Und der Plastik und dem Epos verwandt veranschaulicht sie das allgemein und ewig Gültige in seiner durch den Kampf bewährten Wesenheit, in der Majestät des Siegs, in der Ruhe, die durch die Lösung des Knotens und die Versöhnung der Gegensätze eintritt. Sie lichtet und schlichtet das Dunkel und die Verwirrung des Lebens, sie gibt im Einzelbild ein Abbild des Ganzen und verkündet das Walten der göttlichen Gerechtigkeit, die zugleich die höchste Liebe ist. Und hier vor allem gilt das herrliche Wort, mit welchem Schiller seinem Volke sein größtes Werk darreicht:

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Verse von Justinus Kerner.

1.

Bruders Tod.

(Aus dem Leben.)

Mein Bruder spricht: „Muß scheiden
Zum Kampf in's Todesthal!“
Er war in blut'gen Zeiten
Ein tapf'rer General.

Ich sprach: Darfst nicht hinüber,
Ich preß' dich an mich fest!
Verläßst du mich, o Lieber,
Mein Leben mich verläßt!

Er blickt mich an gerühret,
Doch ruft er laut sofort:
„Gott, Gott hat kommandiret,
Da hat der Mensch kein Wort!“

Es bricht sein Lebensfaden,
Mit ihm mein Herze bricht:
Einen treueren Soldaten
Hat Gott im Himmel nicht!

2.

Der arme Dichter.

Ein armer Dichter, kaum eh' er vollbracht,
Sprach noch zu mir, dem Freunde: „Herbe Pein!
Ich hatte nie ein eignes Kämmerlein,
In dem ich einsam hätt' geschafft, gedacht;
Ich mußte stets in dem Gewühle seyn.
Wie ist willkommen mir der Todtenschrein
Mit seiner Einsamkeit, mit seiner Nacht!
Kein Traumbild selbst kommt da zu mir herein.
Es wird der Sylphe farb'ge Flügelpracht
Nicht in dem lärmevollen Sonnenschein,
Nein, in der Puppe Dunkel angefacht!“
So sprach der Arme, schlief leis athmend ein
Und ist nicht mehr zum lauten Tag erwacht.

3.

Einbrach die Nacht.

Die Sonne sank, einbrach die Nacht,
Sorglos schlief ein die müde Erde,
Hat sich Gedanken nicht gemacht,
Ob jemals wieder wach sie werde.
Du krankes Haupt, schlaf ein in Ruh!
Laß dich die Todesnacht nicht schrecken!
Ein Gott schließt dir die Augen zu,
Dem überlasse dein Erwecken!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Schluß.)

Theater.

Das Künstlerdrama war im Laufe des verflossenen Winters wieder etwas in Aufnahme gekommen und einem jungen Anfänger in der dramatischen Poesie ist es mit einem zweiaktigen, gemüthlich in anmuthigen Versen geschriebenen Schauspiel gelungen, dem freilich leicht zu bewegenden Publikum des Odeon während einiger Wochen herzlichen Antheil an den Hemmnissen und Nöthen einzuflößen, die Poussins jugendliches Hervorstreben aus der Dunkelheit umgaben. Seitdem hat der junge Dichter mit dem Meister der lateinischen Elegie, mit Tibull, seinen Versuch in natürlich weit heitererem Tone wiederholt; er machte aber mit dieser römischen, jedes dramatischen Elements fast gänzlich baaren Idylle lange das Glück nicht wie mit dem ersten Stück. — Verwandt mit den genannten Skizzen ist ein anspruchsvolleres Werk von Leon Guillard, einem durch mehr als Ein Fiasko bekannten Veteranen des Odeon. Es soll offenbar eine philosophische Idee verkörpern und will uns mit Machiavelli in dessen Exil bekannt machen. Leon Guillard zeigt uns in Machiavelli, der gewöhnlichen Vorstellung gemäß, den wirklichen und bewußten Erfinder der unter dem Namen Machiavellismus verschrienen und stets von neuem zur Anwendung kommenden Staatslehre. Guillard begnügt sich aber nicht, den Commentator des Livius als den Urheber einer abgefeimten Lehre an den Pranger zu stellen; er läßt ihn auch im Sinn dieser Lehre handeln und macht aus dem Sekretär der Republik Florenz einen Fuchs in der Theorie und in der Praxis. Aber der Fuchs fängt sich in seiner eigenen List, und wie dieß geschieht, wird uns in einer etwas hausbackenen Intrigue, die ich Ihnen ersparen zu dürfen glaube, zwar ohne Weihe und höhere Kunst, aber nicht ohne Geschick auseinandergesezt. — Michel Carré und Jules Barbier, zwei Dichter, nachdem jeder von ihnen nach Poetenweise auf eigene Rechnung, aber nicht mit großem Glück geschafft und geschaffen hatten, haben jezt wie Vaudevillisten sich zusammengethan, hantiren paarweise und machen glänzende Geschäfte. Sie haben zuerst auf den kleineren Bühnen, zumal im Gymnase, dann im Odeon, wo sie nach englischer Weise Prosa und Verse mischten, ihr einträgliches Handwerk getrieben und sich einen solchen Ruf der Bühnenkunde und Bühnengewandtheit erworben, daß die Opéra comique, die an die Scribe, an die St. Georges, kurz an die Matadore der dramatischen Kochkunst gewöhnt ist, kürzlich zur Abwechslung auch auf Michel Carré und Jules Barbier ihr Auge geworfen hat. Sie bekamen ein Opernbuch zu liefern und ihre „Galatea“ ist zwar mit allen Mitteln theatralischer Wirkung, denen sowohl, die in einer geschickten Verwicklung der Scenen und Herbeiführung überraschender Momente bestehen, als denen, die ein Blendwerk der Sinne sind, reichlich ausgestattet, entbehrt aber darum der feineren Reize einer poetischen Auffassung und Behandlung keineswegs. Die Legende ist sehr sinnreich, und zwar in einer Weise, die wie eine Kritik derselben aussieht, dramatisirt. Pygmalions Gebet wird erhört, aber die lebendig gewordene Galatea ist ein blödes, unempfängliches Wesen ohne Gefühl für Schönheit und Liebe; sie verkennt das Gemüth und den Geist des Künstlers, der sie geschaffen, und wirft ihre Neigung an unwürdige Geschöpfe weg, so daß der enttäuschte Bildner endlich Venus bittet, er möchte sie wieder zu Marmor werden lassen. Die Statue der Galatea, von einem der feinsten und elegantesten Bildhauer, die Frankreich besizt, gearbeitet, gibt dieser Oper eine Anziehungskraft ganz besonderer Art, und die Musik von Masset wird geistvoll, dramatisch, hinreichend melodisch gefunden, thut an zwei bis drei Stellen elektrische Wirkung und der Tondichter wird sehr belobt, daß er sich von dem antiken Gegenstande nicht zu einer falschen Anwendung musikalischer Gelehrsamkeit verleiten ließ und der Versuchung widerstand, uns mit griechischer Musik aufzuwarten, die auf moderne Ohren etwa denselben Eindruck hervorbringen dürfte, den das nach den Recepten des Athenäus bereitete hellenische Festmahl der Madame Dacier, philologischen Angedenkens, auf die Gaumen und Magen ihrer gleichwohl sämmtlich als tüchtige Hellenisten bekannten Gäste machte.

Um aber wahrhaft rührende, wahrhaft erhebende Musik zu hören, brauchte man in der lezten Zeit sich nicht seinen Einlaß in die lyrischen Theater oder in die Concertsäle mit klingender Münze zu erkaufen; die vielbesuchten Kirchen ertönten von Concerten, die man umsonst zu hören bekam, und die darum nicht weniger gehört zu werden verdienten. Namentlich die Chöre und Orgelklänge, die bei mystischer Lampenhelle den abendlichen Gottesdienst begleiteten, mußten Hörer, deren Sinn solchem Genusse nicht ganz verschlossen war, erquicken und entzücken, und mancher, der nicht um des Gebetes willen gekommen war oder dem das Gebet nicht vom Herzen ging, mochte, getrieben und getragen von dem Meer süß erhobener Melodien, welche die weiten Schiffe durchströmten, seine Seele wie von selbst zu dem Borne aller Schönheit und aller Andacht empor streben fühlen. In solchen Momenten mögen wir das Loos derjenigen, deren Ohr die Natur verschlossen hat, und die bei der Erhebung zu ihrem

Schöpfer einer so mächtigen, so wunderbaren Hülfe entbehren, doppelt bedauern. Eine solche Empfindung mochten dagegen die meisten der Prediger, die gleichfalls einen Hauptbestandtheil des abendlichen Gottesdienstes während der Fastenzeit und nachher ausmachen, keineswegs erregen. Die Predigten sind in Paris nicht bloß Sache der Religion, sondern auch Sache der großen Welt, heutzutage wie vor zweihundert Jahren. Die Kritik eines beliebten Predigers ist in gewissen, namentlich in Damenkreisen eine so bedeutende Angelegenheit und ein so häufiger, so verführerischer Anlaß zu den mannigfaltigsten Bemerkungen als in einem andern Medium das Erscheinen eines neuen Virtuosen oder einer gefeierten Schauspielerin. Nicht bloß die Theologie des Abbé oder Paters, welcher der Held der jedesmaligen Unterhaltung ist, wird dabei vorgenommen, nicht bloß die Salbung seiner Ermahnungen, der Blüthenreichthum seiner Rhetorik, der Klang seiner Stimme und die Annehmlichkeit seines Vortrags wird besprochen, sondern auch sein Aussehen wird untersucht, ob er ein schöner Herr sey, ob er sich gut halte und ob er auf seine Toilette die gehörige Sorgfalt verwende. Dieser leztere Punkt ist den Frommen weiblichen Geschlechtes besonders wichtig, und die Pracht der heiligen Gewänder, die bei den Hochämtern und den außerordentlichen Ceremonien in den Hauptkirchen entfaltet werden, bildet ein Hauptkapitel in der Wissenschaft vieler gottseligen Töchter Evas. In diesem Jahre wurde, namentlich in der Kathedrale und in der mit dem Seminar des Sprengels verbundenen Kirche St. Sulpice, größerer Aufwand gemacht als seit langen Jahren, und die gnädige Haltung des Staates gegen Cultus und Clerus wird von der Geistlichkeit gewissermaßen durch eine Vermehrung von Prunk und Pomp gefeiert. Die Theilnahme der Cardinäle an den Verhandlungen des Senats verschafft den verschiedenen Kirchen von Paris nach der Reihe die Ehre einen Bischof in ihrem Schooße zu besitzen, sey es um eine einfache, stille Messe zu lesen, sey es zu einer andern heiligen Verrichtung. Häufig wird dann die Anwesenheit des Prälaten in der oder jener Kirche durch die öffentlichen Blätter dem Publikum, das sich um diese Dinge bekümmert, angezeigt und hiedurch ein größerer Zudrang am betreffenden Orte veranlaßt. Auch zu den vorzüglichsten Predigern laden die Zeitungen in köderndem Style, oder, ist der Name des geistlichen Redners an sich schon eine hinreichende Empfehlung, durch eine bloße Anzeige ein. So wurde unter andern von Pater Ventura, den Paris wie manche andere seiner Merkwürdigkeiten von Rom erhielt, in den verschiedenen Blättern, die über die religiösen Neuigkeiten Register zu führen pflegen (und die noch bestehenden thun es fast alle) ohne alle weiteren Beisatz ausgesagt, daß er in der Magdalenenkirche über die hauptsächlichsten Dogmen der Religion, und zwar jeden Donnerstag um halb drei Uhr Nachmittags Vorträge halten werde. Diese Vorträge zogen immer zahlreiche und gewählte Versammlungen herbei, die sich durch die stark italienische Färbung von Venturas Aussprache in ihrer Bewunderung seiner Gelehrsamkeit und des Apparats philosophischer Beweise nicht irre machen ließen. Ventura befriedigt eine Menge von Geistern, welche das Bedürfniß fühlen, dem Dogma, das sie den Einflüssen der Erziehung verdanken, eine mehr oder minder vernunftgemäße Begründung zu geben, und auf dem weichen Lager der Denkgläubigkeit ihren Stolz mit ihrer religiösen Gesinnung zu vermählen. Sie wollen weder die unverhüllte Wahrheit, die sie erschrecken würde, noch möchten sie auf alle Bedingungen einer werkthätigen Frömmigkeit sich einlassen; es ist ihnen also weder damit gedient, daß man der Ohnmacht ihres Verstandes den unbarmherzigen Spiegel eines Pascal vorhalte und ihnen die Religion als eine Rettung aus dem Nichts, als einen Anker über dem Abgrund empfehle, noch damit, daß man ihnen die Mittel der Andacht, durch die höhere Heiligkeit erworben werde, aufzähle; sie verlangen nur, daß man ihnen ihre Religion als die annehmbarste, mit den Ideen, die sie von Jugend auf hatten, vereinbarste Lehre darstelle und so mit ihrem Gewissen auch ihr Selbstgefühl beruhige. Das versteht nun Ventura wie wenige; er entwickelt die Wahrhaftigkeit des Christenthums, wie es in der katholischen Kirche sich gestaltet hat, für seine Zuhörer in wissenschaftlicher Gestalt; die Logik scheint bei ihm der Religion zu dienen und das Auditorium fühlt sich eben so geschmeichelt als erbaut. Möglich, daß nicht alle Schlußfolgerungen unangreifbar, nicht alle Vordersätze unwiderstehlich einleuchtend sind, möglich, daß der Professor der Magdalenenkirche hie und da von dem Punkte ausgeht, den er beweisen will: die hohe Gesellschaft schenkt solchen Kappalien keine Aufmerksamkeit und beweist ihre hohe Zufriedenheit. Ein anderer, gleichfalls philosophisch gebildeter Prediger, der seinen Geist mit deutschen Studien genährt, durch selbstständige Anschauungen den Widerspruch zwischen Dogma und Denken zu lösen versucht, als ihm aber von seinen natürlichen Richtern in dieser Sache die Warnung zukam, daß er auf dem Irrwege sey, und die Weisung denselben zu verlassen, durch eine doppelte Unterwerfung seinen Glauben besser als durch alle Künste seiner Dialektik bethätigt hat, der Abbé Bautain predigte unter großem Zudrang und vor einer vielleicht gemischteren Versammlung, in der jedoch spruchfähige Zuhörer gewiß nicht fehlten, während der Fastenzeit in der Kirche St. Roch und bewegte die Seele mit ganz andern Elementen als Pater Ventura. Bautain sucht, nach den Proben zu urtheilen, die ich von seiner Weise kenne, vor allem das Gemüth seiner Zuhörer in Besitz zu nehmen; allein er unterscheidet sich von dem großen Haufen der Prediger, die sich dasselbe Ziel stecken, durch das Gedankenwerk, das er zu diesem Zweck in Bewegung sezt; er überschwemmt die Herzen gleichsam mit sinnreichen Vorstellungen, die er in flammende Worte kleidet und zuweilen in einem Sturm von Beredtsamkeit einhertreibt. Das Wesen seiner Vorträge ist Licht für die Geister, Feuer für die Herzen, und von allen Kanzelrednern der Gegenwart scheint mir Bautain den großen Mustern des siebzehnten Jahrhunderts, die Frankreich zu rühmen nie müde wird, am allernächsten zu kommen. Er steht mir weit über Lacordaire, der die Romantik auf die Kanzel gebracht hat, und über dem Jesuiten Ravignan, dessen feine und gediegene Vorträge an Eindringlichkeit und Wärme den Reden Bautains nicht gleich kommen dürften. Mit ungemeiner Vorliebe beschwört er das Bild des Todes und der Vergessenheit, in der es die Menschen lassen, hervor, und eine Dame der hohen Welt, an deren

Ruf kein Mackel klebt, die es aber mit der Außenseite ihres Wandels nicht eben strenge nahm und nach der Pariser Mode die frommen Bußübungen der stillen Woche mit der rauschenden Eitelkeit des Longchamp zu verbinden sich nicht scheute, nachdem sie am lezten Gründonnerstag Bautain zum erstenmal, und zwar bei Lampenschein, über die Leidensgeschichte Christi hatte predigen hören, erschien am Charfreitag nicht in den Champs elysées, obgleich dort an diesem Tage bei dem schönsten Wetter größerer Glanz und vornehmeres Leben als je seit der Februarrevolution zu sehen war.

Longchamp dauert übrigens länger als die Charwoche und das Nachspiel ist erfreulicher als das Stück selbst. Was ist das eigentliche Longchamps? Eine Musterung der Pariser Moden, abgehalten vom müßigen Paris, bei der die Gemusterten sich selber mustern, und die von irgend einem launig romantischen, in die Shakespearischen Gegensätze von Lust und Trauer, von Pathos und Posse verliebten Festordner auf die Gedächtnißtage der Scenen des Oelbergs und Golgathas verlegt zu seyn scheint. Sie ist bunt wie ein Jahrmarkt und ein Faschingszug, wo alles Erdenkliche zur Schau kommt. Neben den aristokratischen Prunkgespannen bewegt sich ein ganzer Schwarm von Fiakern mit nach einer längst erloschenen Glanzperiode in tiefen Verfall gerathenen Mecklenburgern oder Normännern. Ganze Gebäude auf vier Rädern, mit zahlreichen Beschreibungen und Anpreisungen rings beklebt, häufig mit türkischer Musik ausgerüstet und von einem phantastisch angezogenen Kutscher auf erhabenem Throne geführt, rollen mit komischer Majestät auf und ab und nehmen sich im übrigen Getümmel etwa aus wie Elephanten oder Giraffen im Gesammtheere der Vierfüßer. Kurz, was Paris an sonderbaren Fuhrwerken beherbergt, kommt hier zur Erscheinung und trägt zwar nicht zur Eleganz, wohl aber zum Interesse des Ganzen bei. Longchamp dauert, wie gesagt, nach Ostern fort, und zwar stiller, gewählter, aristokratischer, ohne die gedachten außerordentlichen Zugaben, bis zur Eröffnung der Villegiatur, bis zum Beginn der Wanderungen auf die Schlösser und in die Bäder, bis Mitte Mai etwa, und bis dahin wechseln die fashionabeln Stadtvergnügungen in freier Luft, die Spazierfahrten, Spazierritte, die Wettrennen und das nachgerade halsbrechend gewordene Kirchthurmjagen mit den lezten Ausläufern der winterlichen Herrlichkeit, mit dem Nachtrabe der Bälle und Concerte heiter ab.

Hamburg, April.

Die Sontag. — Bankerotte. — Alterthümer

Als auf einmal der Ruf von den neuen Erfolgen der Sontag ertönte, konnte man sich in die Vergangenheit zurückversezt glauben. Wir hatten unsere Eltern in der Erinnerung für sie schwärmen und uns Wunderdinge erzählen hören. Seitdem waren zwar nur zwei Decennien verflossen, aber sobald eine künstlerische Erscheinung einmal der Vergangenheit angehört, ist es für die späteren Generationen dasselbe, ob zehn, fünfzig oder hundert Jahre dazwischen liegen, und dieselbe Gestalt gleich einem Phönix wieder als die neueste Erscheinung der Gegenwart auftauchen zu sehen, brachte den Eindruck des Mährchenhaften hervor. Auswärtige und einheimische Journale trugen das Ihrige bei, die Spannung zu vermehren, und als es endlich hieß: „sie kommt in wenig Tagen!" als der Anfang des Billetverkaufs angezeigt wurde, da schien den gedruckten Erzählungen zufolge, das alte Sontagsfieber der Jahre 1825 und 1826 wiedergekehrt. Schreckliche Dinge wurden erzählt von Menschen, die dergestalt in's Gedränge gerathen und gequetscht worden, daß nicht viel mehr als die Hälfte von ihnen übrig geblieben. Andere sollten die ganze Nacht vor dem Bestellungsbüreau zugebracht haben, um sicher die ersten zu seyn; andern sollten die Kleider zerrissen, im Büreau alle Fensterscheiben zertrümmert seyn, und in den „Nachrichten" wurden täglich ein bis zwei Louisd'or für einen Platz geboten. Ich war erstaunt, da ich in diesem Kunstenthusiasmus die guten Hamburger durchaus nicht wiedererkennen konnte; denn die Vorsicht, die erste Lebensregel des Kaufmanns in Handel und Wandel, wird hier so weit getrieben, daß selbst wenn es sich nur um einen größern oder geringern Kunstgenuß handelt, man jener Maxime gemäß sagt: „man muß erst von andern hören, ob es auch das liebe, schöne Geld werth ist, und nun vollends bei doppelten Preisen!" Jeder wartet hier auf den andern, und die Folge ist, daß die ersten Vorstellungen selbst der berühmtesten Künstler gewöhnlich vor halb beseztem Hause stattfinden. Endlich brachten die „Nachrichten" mit derselben albernen Weitläufigkeit, mit der eine Hofzeitung über die Reise des Landesfürsten berichten könnte, die Kunde, die Erwartete sey angelangt und von den beiden Herrn Direktoren im Bahnhof in weißen Glacéhandschuhen empfangen worden, nachdem dieselben den vorhergehenden Tag ihrer dort vergebens geharrt hätten; wo sie abgestiegen sey, wie viele Zimmer sie bewohne war ebenfalls genau, wie auf einem Polizeizettel angegeben. Zur ersten Vorstellung war die Regimentstochter angesezt. Die glücklichen Besitzer von Billets eilen in's Theater, fest entschlossen ihre Plätze nöthigenfalls mit Gewalt zu erobern, und finden zu ihrem Erstaunen wohl die ersten Reihen gefüllt, Parterre und Gallerie aber halb leer, und alle jene lebensgefährlichen Geschichten waren nur ein Puff der Direktion gewesen. Auf den soliden Philistersinn wirkt schon solche Marktschreierei immer etwas abkühlend; aber selbst die vollendete Kunstleistung der Sängerin vermochte keinen wahren Enthusiasmus zu erregen, und obgleich es an Blumen und Kränzen nicht fehlte, konnte sie doch nicht viel mehr als einen succès d'estime erringen. Freilich fehlt ihrer Gestalt, so außerordentlich sie sich auch conservirt hat, die Schlankheit, die straffe Elasticität, freilich gibt es jugendfrischere Stimmen; aber bewundernswürdig ist, daß ihr noch so viel übrig geblieben, und dann besizt diese Stimme noch einzelne Töne voll wunderbaren Wohllauts und Schmelzes, wie sie keiner unserer Größen von heute zu Gebote stehen, Töne, welche uns alle Wunder der Vergangenheit erschließen und uns zeigen, daß unsere Eltern nicht umsonst geschwärmt haben. Auch im Spiel erkennt man noch alle jene Grazie und Anmuth, jene anmuthigen Koketterien wieder, die einst Alt und Jung hinrissen; man begreift den Zauber, der in diesem Lächeln lag, und schwärmt noch jezt kunsthistorisch für die Sontag von ehedem. Vortrefflich gab sie die Klavierscene, in der sie das ausdrucks- und gedankenlose Gesinge der Anfängerinnen und Dilettantinnen mit dem liebenswürdigsten Humor parodirt. Alles zusammengenommen möchte ich die Sontag als künstlerische Erscheinung mit einem wunderbar fein und zart ausgeführten Miniaturbild vergleichen, das uns, wenn die Farben gleich durch die Zeit nachgedunkelt und verblichen sind, doch noch die höchste Vollendung zeigt, die innerhalb der engen gegebenen Grenzen zu erreichen war. Aber freilich, unsere derben Beefsteaknaturen fragen mehr nach den materiellen Stimmmitteln, nach Jugend und Schönheit als nach künstlerischer Vollendung, und ein großer Kukuk ist ihnen lieber als eine kleine Nachtigall. — Ein Vergnügen ganz anderer Art, das aber eine sehr große Anziehungskraft auf das Publikum übt, gewähren im Thaliatheater die akrobatischen Vorstellungen mehrerer Perser, die sich Hofakrobaten des Schachs von Persien nennen. Ob solche Kunststücke überall auf die Bühne gehören, ist eine Frage, welche man nicht ohne weiteres wird bejahen mögen; aber jedenfalls wird man versöhnt durch die unerhörte

Geschicklichkeit, Kraft, Sicherheit und Leichtigkeit, mit der diese Menschen die halsbrechendsten Kunststücke ausführen. Voll ängstlichen Staunens sieht man sie mit der Gewandtheit der Katze an einer hohen, bis in die Saffiten reichenden schwankenden Stange nicht etwa hinaufklettern, nein laufen, sich oben kapfüber schwenken, oder sich aufrecht mit einer Hand und einem Fuß daran festhalten, auf einem schlaffen Seil oder einer freistehenden Leiter die verwegensten Experimente ausführen. Nicht weniger als durch ihre Leistungen zeichnen sich diese Söhne Asiens durch ihre Erscheinung aus, die Schönheit, das Ebenmaß und die Elasticität dieser Gestalten, diese schmalen zierlichen Füße mit den schönen, durch keine drückende Umhüllung verunstalteten Zehen, die sie bei ihren Leistungen gleich Fingern brauchen, diese ausdrucksvollen broncefarbigen Gesichter mit den pechschwarzen, sprechenden Augen finden in Europa schwerlich ihres Gleichen. Ich wurde lebhaft an die Athleten des Alterthums erinnert, und wüßte dem Maler oder Bildhauer kein besseres Madell zu empfehlen.

Der erwartete Bankeratt des schan in meinem aarigen Brief erwähnten Tabaksspekulanten ist jezt wirklich ausgebrochen und beschäftigt nach immee lebhaft die Börse wie das größere Publikum. Nach und nach kommen alle seine Schwindeleien an's Tageslicht, worunter besanders ein Testament merkwüedig ist, weiches er erst var kurzer Zeit errichtet, um sich dadurch Kredit zu verschaffen. Mit vielee Umsicht hatte er darin über große Summen, die in der Wirklichkeit gar nicht existirten, zu Gunsten seiner Kinder und wahlthätiger Anstalten veefügt und das Doeument sodann bei einem der beschäftigtsten hiesigen Natare deponirt. Die Fallitmasse beträgt nahe an 220,000 Thaler. Den würdigen Mann hat man einstweilen verhaftet und seine Strafe möchte ziemlich steeng ausfallen, wenn es der Vertheidigung nicht gelingen sollte, mildere Umstände ausfindig zu machen, was in diesem Fall schwer fallen wird, da die betrügerische Absicht klar am Tage liegt. Im Allgemeinen ist man in dieser Beziehung in Hamburg äußerst nachsichtig und schanend, sieht oft durch die Finger und läßt die meisten Bankerattirer als unglücklich, aber höchstens leichtsinnig laufen. Nur gegen die entwichenen Falliten wird mit einer Strenge eingeschritten, welche gegen die sanst übliche Milde seltsam eantrastirt. Einem uralten Gebrauch gemäß wird nach vorheegegangenem Prazeß der Name des Entwichenen öffentlich vor der Börse verbrannt und dabei eine große Glocke geläutet, die „Schandglocke" genannt, woranf der volle Namen des Uebelthäters auf dem eigens zu diesem Zweck in der Börse befindlichen schwarzen Brett zum ewigen Andenken verzeichnet und das vollstreckte Uetheil duech die Blätter veröffentlicht wird. Wenn man dieser Proeedur zusieht, wird einem ganz darbarisch mittelalterlich zu Sinne, und irre an Zeit und Zuständen möchte man sich fragen, ab man denn wirklich im neunzehnten Jahrhundeet, in einer civilisirt genannten Stadt lebe. Dazu daef man nicht glauben, daß dieses Gesetz, der Ueberrest einer alten Zeit, allmählig der fartschreitenden Civilisatian weichen müsse; im Gegentheil, eben in den lezten Jahren trat ein falcher Zuwachs an würdigen Namen ein, daß, wie mir ein alter Kaufmann erzählte, das schwarze Brett, welches seit undenklichen Zeiten die alte Börse geschmückt hatte und bei Eröffnung der neuen ais würdiges Reliquien- und Inventarstück mitgenammen wurde, bald dermaßen mit Namen überfüllt war, daß man es seitdem, also in einem Zeitraum von kaum zehn Jahren, bereits dreimal erneuern mußte.

Ueberhaupt hat Hamburg sich nach vieler Ueberreste aus vergangenen Jahrhunderten zu erfreuen, an denen mit chinesischer Cansequenz festgehalten wird. Welcher Fremde würde zum Beispiel nicht von Erstaunen eegriffen beim Anblick eines hiesigen Leichenzugs, besonders wenn es, wie das Volk sagt, „eine feine Leiche" ist! Eine solche feine Leiche eröffnet ein Anführer in langem schwarzem Mantel, einen dreieckigen Hut in der Hand, von dem schwarze Flöre herabhängen; dann folgt der große Himmelwagen und hinter diesem paarweise zu Fuß sechzehn bis zwanzig absanderliche Figuren, die aus einem früheren Jahrhundert auseestanden scheinen, in schneeweiß gepuderter Perrücke, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, kurzen Pumphasen, Wamms und spanischem Mantel, ungeheurem hundeetfaltigem, gesteiftem Radkragen, den Degen an der Seite, eine Citrone in der Hand, mit welchem altehrwürdigen Costüm bei schlechtem Wetter die vielfarbigen Regenschirme, die der ganze Zug aufspannt, einen komischen Contrast bilden. Bei näherer Erkundigung wird einem erklärt, dieß seyen die „reitenden Diener," hamburgisch „Reitendiener." „Aber die reitenden Diener gehen ja zu Fuß!" wird man ausrufen. Nicht anders, deßhalb sind sie ja eben eine Merkwürdigkeit Hamburgs. Ursprünglich wirklich beritten, bildeten sie und bilden sie nach bei feierlichen Gelegenheiten die offizielle Escorte der Bürgermeister und haben außer diesen, begreiflich nur seiten varkammenden Gelegenheiten kein anderes Geschäft, als die Leichenzüge zu begleiten, was so einträglich ist, daß der Posten eines reitenden Dieners gewöhnlich mit 20,000 Mark bezahlt wird. Für Hamburg bezeichnend ist es, daß, adgleich die reitenden Diener gewiß schon über hundert Jahre zu Fuß gehen, ihnen ihre alte Benennung bis jezt geblieben ist und wohl bis zum jüngsten Tage verbleiben wird. Man würde sich indessen sehr irren, wenn man glauben wallte, die reitenden Diener begleiteten den Leichenzug bis auf den Kirchhaf; bewahre! zu salcher Bemühung lassen sich die Herren nicht herab; sabald sie den Zug bis an's Thor begleitet haben, besteigen sie die für sie bereit gehaltenen Kutschen und kehren nach Hause zurück, mit dem Bewußtseyn, ihrer Amtspflicht genügt und einen Louisd'ar mit leichter Mühe verdient zu haben; denn sa viel kostet dieser unnütze Luxus. Man sieht, es ist ein kostspieliges Ding, in Hamburg zu sterben und vornehm begraben zu werden, wabei es außerdem noch die albernsten Abstufungen gibt. So hörte ich einmal von einer „geschaukelten Leiche" sprechen und erfuhr auf mein Befragen, daß wenn bei minder glänzenden Leichenbegängnissen die Träger, anstatt einfach im Schritt fortzugehen, beständig mit gravitätischer Langsamkeit van einem Bein auf das andere balaneiren, dieß eine geschaukelte Leiche sey und theurer als eine ungeschaukelte bezahlt werde. Kann es „pyramidaleren" Unsinn geben?

Bei der Erwähnung dieser Alterthümer muß ich noch einer Antike erwähnen, welche darin besteht, daß wenn ein Bürgermeister stirbt, irgend einer der Professoren des Johanneums verpflichtet ist, die Biographie des Verstorbenen in lateinischer Sprache zu schreiben. Die Zeiten haben sich nun freilich sehr geändert; das Lateinische hat längst aufgehört allgemeine Schriftsprache zu seyn und bietet selbst dem Gelehrten größere Schwierigkeiten als ehedem; in ganz Hamburg nimmt außer den fünf bis sechs alten Professoren kein Mensch die mindeste Notiz von einer lateinischen Schrift, denn selbst die Freunde und Angehörigen des Verstorbenen werden jederzeit die zugleich erscheinende Uebersetzung vorziehen; außerdem kann man sich auch wohl leise gestehen, daß in vielen Fällen weder Persönlichkeit noch Leben dem Biographen anregenden Stoff zu bieten vermögen. Das alte Herkommen wird dennoch aufrecht erhalten, die lateinische Biographie muß geschrieben werden, gleichviel ob sie auch ein paar Jahre später erscheint und die Leute inzwischen durch ganz andere Dinge in Anspruch genommen sind. Nicht weniger pikant ist es, daß man sich noch vor wenigen Jahren in dem plattdeutschen Bürgereid, den man beim Bürgerwerden zu leisten hatte, ausdrücklich verpflichten mußte, neben den andern Abgaben auch die Törkenstuer (Türkensteuer) richtig zu zahlen. Doch genug für heute des Antikensammelns, da ich fürchten muß, daß dem Leser des Staubes und der Motten zu viel werden möchte.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 21. **23. Mai 1852.**

> — Quae te cunque domat Venus,
> Non erubescendis adurit
> Ignibus, ingenuoque semper
> Amore peccas
>
> Horat:
>
> — Verzeih dem Freund, der sich nun von dir wendet,
> Und still in sich zurücke kehrt.
>
> Goethe.

Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit. *

Anna Sibylla Münch.

„Kaum dürfte irgend ein Dichter einer gleich reichen Schule im Umgange mit edlen Frauen sich zu erfreuen gehabt haben, als unser Goethe, der gerade hierdurch zum Priester der tiefsten Geheimnisse der Menschenbrust geweiht wurde. In frühester Jugend rankte sich seine Seele an herzlich begeisterter Mutter- und treuester, innig reinster Schwesterliebe empor, die ihn ahnungsvoll ergriffen, ihn freundlich auf seinen blühenden Knaben- und Jünglingspfaden begleiteten, die wie holde Schutzgeister ihn hegten, wie liebliche Engelsblicke in sein Herz strahlten. Mußte er auch den Verlust der Schwester sehr frühe beklagen, so verließ sie ihn doch nicht, ehe er festen Schrittes das Leben erprobt hatte, und die Liebe der Mutter stand wärmend und belebend bis in sein sechzigstes Jahr über des Dichters ruhmgekränztem Haupte. Und wie strahlt Goethe's Name im Brillantfeuer seiner Liebesflammen zu Friederike, Lotte, Lili, in dem feurig glühen Gefühle für Auguste von Stolberg, Maximiliane von la Roche, Frau von Stein, Corona Schröter, in der innigen Verehrung der geistvoll heitern Herzogin Mutter, der hehren, edel würdigen Herzogin Luise, in so vielen andern zärtlichen Verhältnissen, aus denen er heilige Dichterglut in sich sog!

Aber gerade die Mannigfaltigkeit dieser Verhältnisse und den raschen Wechsel der Liebe hat man dem Dichter verargt, und als Beweis, daß seine Liebe nicht auf ächt gesundem Grunde ruhe, gegen ihn in Anwendung bringen wollen. Der Reiz wahrer Weiblichkeit zog unsern Goethe unwiderstehlich an, wie „sein hoher Gang, sein' edle Gestalt, seines Mundes Lächeln, seiner Augen Gewalt und seiner Rede Zauberfluß" alle Frauen mächtig hinrissen. Aber zu seiner eigenen Erhaltung bedurfte er einer besondern Entsagungs- und Wiederherstellungskraft, welche ihm die gütige Natur verliehen, damit er sich nicht selbst aufreibe, sondern immer neu gesundet aus den gewaltigsten Seelenkämpfen hervorgehe. Freilich müssen wir ihm jene Treue völlig absprechen, welche sich für das ganze Leben einem einzigen weiblichen Wesen in ewiger Liebe hingibt, dessen Verlust sie nicht ertragen kann, jene Beharrlichkeit, welche sich an *eine* Liebe fest anklammert, und verblutet, wenn der Gegenstand derselben ihr entrissen wird: aber daraus folgt keineswegs, daß seine Liebe weniger innig und wahr gewesen, vielmehr ergriff sie ihn um so feuriger, je rascher sie sich in ihm austobte, um ihn bald in neue leidenschaftliche Verwicklungen zu stürzen und dem glühen Wettersturm den goldenen Regenbogen der Dichtung entsteigen zu lassen. Dafür blieb dem Dichter aber auch das höchste Glück, der dauernde Besitz des mit allen Kräften und Sinnen erstrebten Gegenstandes seiner Liebe, auf immer

* Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit. Studien zum Leben des Dichters. Von H. Düntzer. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1852.

versagt, so daß er an wahrem Liebesglücke das einbüßte, was er im wechselndem Kampfe der Liebesleidenschaft als Dichter gewann. Nur hüte man sich, ihn darum in seinen Liebesverhältnissen einer kalten Berechnung zu beschuldigen, welche nach bloßer Laune solche anknüpfte und abbrach; vielmehr lag hierin eine gewisse dämonische Gewalt, welche ihn unwillkürlich umhertrieb und ihn oft gewaltsam fortschleuderte, wo seine Besonnenheit ihr Widerstand leisten wollte; denn sich selbst zu beherrschen war seit frühen trüben Erfahrungen sein beständiges Augenmerk, und wie sehr ihm dieß später, schon gegen Ende der siebziger Jahre, gelang, zeigt die genauere Kenntniß seiner Lebensverhältnisse."

„Je tiefer die leidenschaftlichen Stürme von Goethe's Herzen in sein ganzes dichterisches Leben und Schaffen hineingriffen, um so wichtiger muß es erscheinen, besonders bei der vielfachen Entstellung, die sich rasch urtheilende Leichtfertigkeit und blinder Haß erlaubt haben, sie in ihrer reinen Wirklichkeit dargestellt und gewürdigt zu finden, abgesehen davon, daß die meisten hier in Betracht kommenden Frauen auch selbstständig für sich haben Antheil zu erregen verdienen dürften."

So spricht sich Düntzer im Vorwort des hier angekündigten Buches aus. Der Verfasser, der mit dem Eifer leidenschaftlicher Liebe die Schriften und das Leben Goethe's durchforscht und schon manches bedeutende Moment an's Licht gezogen hat, gibt uns mit diesem Werke einen neuen sehr werthvollen Beitrag zur besseren Kenntniß und Würdigung unseres großen Dichters. Die Frauenbilder, die er aufstellt und an deren Schilderung sich eine ganze Jugendgeschichte Goethe's entwickelt, sind seine Mutter und seine Schwester, Friederike Brian, Anna Sibylla Münch, Anna Elisabeth Schönemann (Lili) und Auguste Louise von Stolberg. Unter diesen Gestalten ist die am wenigsten bedeutende Anna Sibylla Münch; sie ist aber zugleich diejenige, von der wir bis jezt am wenigsten gewußt, und über die der Verfasser am meisten Neues beizubringen im Stande war. Da zudem Goethe's Verhältniß zu Anna Sibylla in die entscheidenste Periode seines Lebens fällt, schien es uns zweckmäßig, den Lesern gerade diesen Abschnitt nach seinen Hauptstücken mitzutheilen.

* * *

Wenn wir hier einen bisher in der Goetheliteratur nicht erschollenen Namen in das Leben unseres Dichters einführen, so glauben wir damit nur eine Pflicht zu erfüllen, welche die Nachwelt dem Andenken eines edlen, reizenden Mädchens schuldet, das, wenn auch nur auf kurze Zeit, die zärtliche Neigung unseres Dichters fesselte, und auch noch in seinen spätesten Lebensjahren als „die Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose" seinem Geiste vorschwebte. * Mit ihrem Namen hat Goethe sie nicht bezeichnet, auch nicht einmal mit ihrem Vornamen, wie Aennchen, Friederiken, Lotten und Lili, mag er nun desselben sich nicht mehr erinnert oder ein anderer Grund, etwa daß seine Leipziger Geliebte schon als Aennchen bezeichnet ist, ihn dazu bestimmt haben. Jedenfalls verdient sie eine namentliche Erwähnung im Kreise derjenigen Frauen, denen Goethe's Herz zugeneigt war.

Der Sommer des Jahres 1773 war der erste, welchen Goethe seit dem Jahre 1769 in Frankfurt verlebte. Die Schwester, bereits an Schlosser verlobt, hatte einen Kreis von gebildeten Frauenzimmern um sich versammelt, an dem Goethe's Freunde sich gern betheiligten, um wie im Winter an allen Dienstagen zu größeren Abendgesellschaften, so im Sommer zu freundlichen Lustfahrten und ländlichen Vergnügungen sich zu verbinden, denen der Vater jezt auch nicht mehr, wie früher, entgegen seyn konnte. Zu diesem Kreise gehörten Goethe's Freunde Horn, Riese, Crespel, Crespels Schwestern und die Gerocks. — — Im Jahre 1773 müssen auch Fr. H. Jacobis Gattin Helena Elisabeth (Betti) und dessen ältere Halbschwester Charlotte Katharine, die eben aus einer Erziehungsanstalt zurück war, in Frankfurt gewesen und unserm Dichter bekannt geworden seyn, von denen leztere auch an jenen geselligen Vergnügungen muntern Antheil nahm. — —

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß auch Sophie von la Roche und deren Tochter Maximiliane Euphrosyne (um die sich J. G. Jacobi bemüht hatte) sich im Sommer 1773 einige Zeit in Frankfurt aufgehalten, und daß während ihrer dortigen Anwesenheit die Verbindung der leztern mit Brentano eingeleitet worden, worauf man die Aeußerung Goethe's in einem Briefe an Betti Jacobi aus dem Februar 1774 deuten kann: „Ich fühle, daß ich ihr (der Frau von la Roche) weit mehr bin, sie mir weit mehr ist, als vor zwei Jahren (im Herbst 1772 hatte er sie näher kennen lernen), ja als vor'm halben Jahr." — —

Wahrscheinlich gehörte auch Jakob Ludwig Passavant schon damals zu Goethe's Freunden und nahm an den gesellschaftlichen Vergnügungen dieses Kreises Theil. Im Juli 1774 machte Goethe ein Hochzeitgedicht auf dessen Bruder Jakob; im Juli 1775 durchreiste er mit ihm die kleinern Kantone der Schweiz, und er war der einzige von seinen Freunden, der im Oktober 1775 von seiner noch nicht erfolgten Abreise wußte. (Vgl. Goethe's Briefe an Lavater S. 16.)

Endlich gehört in den Kreis der Familien, welche sich zu frohem Zusammenleben mit Goethe's näheren Freunden geeint hatten, auch die des für reich geltenden Kaufmanns Philipp Anselm Münch, geboren im März 1711, der ein großes und angenehmes Haus machte. Er wohnte in der Döngesgasse; das Haus ist jezt neu gebaut und Neu Nr. 20, Alt Lit. H. Nr. 169 bezeichnet, Eigenthum des Herrn Zimmermann. Er hatte einen Sohn und drei Töchter, von denen die älteste Anna Sibylla Münch, geboren am 3. Juli 1758, in ein näheres Verhältniß zu unserem

* Vergl. Werke. Band 22, 318.

Dichter treten sollte. Goethe beschreibt sie (Werke, Bd. 22, 262) als ein sehr gutes Wesen, von der Art, die man sich als Frau gerne denken mag. „Ihre Gestalt," fährt er fort, „war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen." Zweifeln könnte man, ob sie bereits im Jahre 1773 zu der Gesellschaft gehört habe.

Die Gesellschaft versammelte sich wöchentlich an einem bestimmten Tage, wahrscheinlich am Freitage,* an demselben Tage, an welchem im Winter die Concerte stattfanden, zu Ausflügen und Lustfahrten; besonders beliebt waren Wasserfahrten, wie Goethe eine solche auch im „Wilhelm Meister" (B. 16, 136 ff.) beschreibt, vielleicht in besonderer Erinnerung jener frohen Gesellschaft; selbst das dort dargestellte Komödienspiel dürfte wirklich in ähnlicher Art ausgeführt worden seyn, und man könnte in dem Landgeistlichen ein Bild von Dumeir sehen. Man vergleiche auch die Beschreibung der Wasserfahrt in den „Wahlverwandtschaften" (Bd. 15, 248 ff.). Bei einem Ausfluge dieser Art, als die Gesellschaft, nach einer sehr glänzenden Wasserfahrt und einem anmuthigen Spaziergang, zwischen schattigen Hügeln gelagert, im Grase oder auf bemoosten Felsen und Baumwurzeln sitzend — so beschreibt Goethe den Ort —, froh und heiter ein ländliches Mahl verzehrte, gebot der humoristische Rath Crespel mit schalkhafter Würde, man möge sich in einen großen Halbkreis niedersetzen; vor welchen er dann hintrat, und in launigem Tone, nicht ohne Nachahmung der scheltenden Kapuzinerpredigten eine wohlausgeführte Rede hielt, in welcher er, nachdem er mit emphatischer Klage auf den Uebelstand hingewiesen, daß in ihrer Gesellschaft diejenigen, welche die Geliebten in ihrer Mitte hätten, sich an diese anschlössen, wodurch die andern, denen ein solches Glück nicht beschieden wäre, sich immer und ewig ungepaart sähen, mit dem Vorschlage einer Paarungslotterie hervortrat. Die Namen der Herren sollten in einen Beutel gethan werden und die Damen sich ihr Loos ziehen, wen sie in der Versammlung bis zur nächsten Loosung als ihren begünstigten Diener anzuerkennen sich verpflichtet hielten; diejenigen Herren aber, deren Namen im Beutel zurückblieben und denen demnach keine Dame zu Theil würde, sollten die Sorge für Geist, Seele und Leib übernehmen, besonders für die Seele, weil die beiden andern sich schon eher selbst zu helfen wüßten. Die humoristische Art, in welcher der Redner, der sich auf seine durch großes Nachdenken sich früh zugezogene Glatze berief, diesen seltsamen, durch seine Neuheit überraschenden Vorschlag vorbrachte, versetzte die Gesellschaft in so gute Laune, daß man um so lieber darauf einging, als das Ganze nur ein Versuch seyn sollte, und man, falls derselbe sich als ungehörig erwiese, schon bei der nächsten Versammlung davon abgehen könne. Zum Glücke blieben diejenigen, welche die Trennung weniger heiter aufgenommen haben würden, dießmal zusammen. Crespel gab die einzelnen Zufallspaare unter gewissen feierlichen Ceremonien zusammen, und man trank auf ihre Gesundheit. Die ungepaarten Herren sorgten für die möglichste Erheiterung der Gesellschaft; neue artige Spiele wurden in Gang gebracht, in einiger Ferne eine unerwartete Abendkost bereitet, und bei der Rückfahrt, dem hellen Mondschein zum Trotz, die Jacht beleuchtet. Als diese endlich an's Land stieß, rief Crespel das aus der Messe ihm geläufige: Ite, missa est, wodurch die Trennung der durchs Loos zusammengekommenen Paare ausgesprochen werden sollte. Jeder führte die Dame, welche ihn erloost hatte, aus dem Schiffe heraus, wo er sie ihrem eigentlichen Herrn übergab und dagegen die seinige, wenn er eine solche besaß, wieder eintauschte.

Der erste Versuch war so glücklich ausgefallen, daß dieses Lotteriespiel bei der nächsten Versammlung für den ganzen Sommer festgesezt wurde, wo es denn sehr viel zur Heiterkeit der Gesellschaft beitrug. Crespel aber verfehlte nicht, auch bei den folgenden Zusammenkünften als kapuzinermäßiger Redner die Gesellschaft zu ergötzen. So erwiederte er, als man ihm den Vorwurf machte, er habe bei seiner früheren Rede das Beste derselben, den Schluß, für sich behalten, das Beste einer Rede sey die Ueberredung, und wer nicht zu überreden gedenke — denn mit der Ueberzeugung sey es eine mißliche Sache —, müsse gar nicht reden, und da man sich damit nicht zufrieden geben wollte, führte er auf fratzenhafte Weise, mit unpassenden Bibelsprüchen, nicht zutreffenden Gleichnissen und nichts erläuternden Anspielungen den Satz aus, daß man, wolle man in der Welt zu etwas kommen, seine Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Vorsätze, Plane verbergen, besonders aber in der Liebe des tiefsten Geheimnisses sich befleißigen müsse. Wie mit dieser Schilderung Goethe's seine weitere Bemerkung zu vereinigen sey: „dieser Gedanke schlang sich durch das Ganze durch, ohne daß eigentlich ein Wort davon wäre ausgesprochen worden," wüßten wir nicht zu sagen. Der Redner, der einen Satz ausführt, muß diesen doch bestimmt hinstellen, und gerade darin scheint der Hauptspaß des Redners bestanden zu haben,

* Den Freitag nennt Goethe Bd. 22, 264 ausdrücklich als Tag, an welchem im Jahre 1774 die Gesellschaften stattfanden. Auch in Weimar gab Goethe Freitagsgesellschaften.

daß er sich der streng beweisenden logischen **Form** bediente, aber so, daß seine Beweise sämmtlich auf Trugschlüssen oder närrischen Folgerungen beruhten. „Will man sich einen Begriff von diesem seltsamen Menschen machen," sagt Goethe, „so bedenke man, daß er, mit viel Anlage geboren, seine Talente und besonders seinen Scharfsinn in Jesuiterschulen ausgebildet, und eine große Welt- und Menschenkenntniß, aber nur von der schlimmen Seite zusammengewonnen hatte. Er hätte mich gern zum Proselyten seiner Menschenverachtung gemacht; aber es wollte nicht bei mir greifen, denn ich hatte noch immer große Lust, gut zu seyn und andere gut zu finden. Indessen bin ich durch ihn auf vieles aufmerksam geworden." Was über Crespels Menschenverachtung gesagt wird, dürfte nicht gegründet seyn, wenn dieser auch eine besondere Neigung besessen haben mag, das Schiefe an den Dingen hervorzuheben und zu belachen; ein kalter Menschenverachter hätte sich unmöglich die Theilnahme von Goethe, seiner Mutter und dem ganzen heitern Kreise erwerben können, welche wir bestens bezeugt finden; auch würde ein solcher sich nicht einer so fröhlichen, harmlosen Gesellschaft angeschlossen und sich bei ihr in der am wenigsten ernstlich gedachten Rolle eines Abraham a Sancta Clara gefallen haben.

Neben dem humoristischen Redner Crespel machte Freund Horn, gewöhnlich seiner Kleinheit wegen **Hörnchen** genannt, die lustige Person, der, während er sich selbst preiszugeben schien, um so mehr berechtigt schien, andern eines zu versetzen. Ein stehender Witz war die Beziehung auf seine krummen Beine, doch bildete er sich viel auf seine dicken Waden ein. Da er ein sehr guter Tänzer war und als solcher viel gesucht wurde, behauptete er, es sey eine Eigenheit der Frauenzimmer, daß sie immer krumme Beine auf dem Plan sehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüstlich, seine Laune und Witz zur Belebung und Ergötzung der Gesellschaft unerschöpflich, wo es denn freilich nicht immer ohne Verdruß abging, da er manchmal die Grenze überschritt. Auch durch launige Gedichte suchte er den heitern Kreis zu erfreuen, wie er denn einmal einen bei einer großen Schlittenfahrt vorgekommenen lächerlichen Zufall in der Art der Zachariä'schen und Löwen'schen komischen Heldengedichte darstellte. Daß auch Goethe selbst es nicht an launigen, oft muthwilligen Scherzen und Neckereien fehlen ließ, dürfen wir wohl annehmen, um so eher, als er in solchen Ausbrüchen neckischer Lust ein Gegenmittel gegen neue leidenschaftliche Verwicklungen sehen mochte, die er möglichst zu meiden suchte.

Nachdem ihm nun auf diese Weise Sommer und Herbst unter manchen wöchentlichen Ausflügen vorübergegangen, veranlaßte die Vermählung der Schwester, welche am 1. November vollzogen wurde, manche Festlichkeiten, die ihn aber bei der bevorstehenden Trennung von der heißgeliebten Kornelia nicht heiter zu stimmen vermochten. — — Die Wintergesellschaften, vermuthlich, wie früher, an den Dienstagen, werden indessen ihren Fortgang gehabt haben, ohne daß Goethe dadurch seiner Verstimmung entrissen worden wäre, wenn auch in einzelnen Augenblicken sein fliegender Humor durchgebrochen seyn wird. Erst am Ende des Jahres fühlte er sich durch die Nachricht von der baldigen Vermählung von Maximiliane la Roche mit dem Frankfurter Kaufmann Brentano von neuem gehoben. „Auf's neue Jahr," schreibt er Betti Jacobi, „haben sich die Aussichten für mich recht raritätenkastenmäßig aufgeputzt. * Max la Roche heirathet hierher. Ihr Künftiger scheint ein Mann zu seyn, mit dem zu leben ist. Und also heisa! wieder die Anzahl der braven Geschöpfe vermehrt, die nichts weniger als geistig sind, wie Sie freilich vermuthen müssen." Jetzt, fährt er fort, suche er nur mit solchen heiter geselligen, natürlich angenehmen Wesen das Leben zu genießen, und er habe wirklich schon in Gefahr gestanden, sich zu verlieben.

Die Ankunft Brentanos mit der Neuvermählten und ihrer Mutter zu Frankfurt am 15. Januar gab zu manchen Festlichkeiten Veranlassung, an denen sich Goethe gern betheiligte. Er schreibt am Anfang Februar: „Diese dritthalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir zufrieden und glücklich, als man's seyn kann. **Wir** sag' ich, denn seit dem fünfzehnten Jänner ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herumgebissen habe so oft, wird jezt höflich betitelt **das schöne, weise Schicksal**; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens." Man sieht, wie bedeutend sich das Gefühl für Maximiliane Brentano in kurzer Zeit gesteigert hat. — —

Kaum waren die Festlichkeiten im Brentano'schen Hause vorüber und Sophie la Roche abgereist, als Maximiliane sich im dunkeln Handlungshause unglücklich zu finden begann, wodurch Goethe, der Zeuge ihrer sich täglich steigernden Unzufriedenheit war und umsonst die Freundin zu trösten versuchte, selbst sehr verstimmt ward, so daß er in dem Gedanken, welche Wonne ihm selbst eine Verbindung mit der unglück-

* Der Vergleich mit dem Schönenraritätenkasten ist dem Dichter sehr gebräuchlich. Vgl. B. 7, 109, den Brief an Engelbach bei Schöll S. 47 und den ersten Brief an Betti Jacobi, auch Lenz bei Stöber S. 66.

lichen jungen Frau gebracht haben würde, und in der Ueberzeugung, ihm sey keine wahre Befriedigung seines Herzens bestimmt, von einem gewaltigen Lebensüberdrusse befallen wurde, von dem er sich aber durch die rasch hingeworfene Dichtung des „Werther" (im Februar und März 1774) befreite. * Mit dem beginnenden Frühlinge fühlte er sich wohlgemuther und heiterer gestimmt als je: eine grenzenlose Dichtungs- und Schaffungskraft war in ihm erwacht, die ihm nicht selten zu eigener Qual gereichte. Die Farce gegen Wieland und der Prolog auf Bahrdt erschienen; auch bildeten sich „Pater Brey" und der Prolog zum „Puppenspiel."

Die schöne Jahreszeit versammelte bald wieder die fröhliche Gesellschaft, deren abgegangene Mitglieder durch andere ersezt werden mochten, zu fröhlichen Land- und Wasserfahrten. Vielleicht trat damals Goethes Straßburger Freund, Heinrich Leopold Wagner, zur Gesellschaft; wenigstens war er ohne Zweifel schon im Anfange des Jahres 1775 in Frankfurt, obgleich er erst am 21. September 1776 als Advokat vereidigt ward. ** Auch Klinger's Bekanntschaft könnte Goethe schon damals gemacht haben. Rath Crespel hatte sich aber einen neuen Gesellschaftsscherz ersonnen; es sollte nämlich jezt alle acht Tage nicht mehr, wie früher, um liebende Paar, sondern um wirkliche Gatten gelost werden. Wie man sich gegen Geliebte betrage, sey allen jezt bekannt genug, wie sich aber Gatte und Gattin in der Gesellschaft zu benehmen hätten, das sey ihnen noch unbekannt und müsse nun vor allen Dingen gelernt werden. *** Die von ihm angegebenen Regeln waren im allgemeinen die bekannten, daß man thun müsse, als ob man einander gar nicht angehöre, daher man nicht neben einander sitzen, nicht viel mit einander sprechen, noch weniger sich Liebkosungen erlauben dürfe; dagegen habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechselseitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könne, sondern müsse vielmehr darauf bedacht seyn, sich seine Gattin auf eine ungezwungene Weise zu verbinden. Die lustige Gesellschaft ging auch hierauf gern ein und begann die Mariagenlotterie mit bestem Humor, der besonders durch einige barocke Paarungen belebt wurde.

Wunderbar genug wurde unserem Dichter gleich von Anfang an zweimal hinter einander die heitere sechzehnjährige Tochter des Kaufmann Münch, Anna Sibylla, zu Theil, der er um so leichter, seiner Ehestandspflicht gemäß, mit Freundlichkeit und Achtung begegnen konnte, als er es schon vorher aus allgemeinem Gefühl und natürlichem Wohlwollen zu thun gewohnt war. Als aber nun gar zum drittenmal das Loos sich für diese Verbindung entschied, da erklärte Crespel, sie könnten jezt, da der Himmel so offenbar gesprochen habe, nicht mehr von einander getrennt werden. Das durch das Gesetz vorgeschriebene freundlich zutrauliche Betragen befestigte wirklich ein näheres Verhältniß des durch das Loos zusammengekommenen Paares, und da nach der Vorschrift die Gepaarten sich mit dem traulichen Du anreden mußten, so wurde unser Paar diese Wochen über desselben so gewohnt, daß sie auch, wo sie sonst zusammenkamen, sich desselben unwillkürlich bedienten. Das Mädchen ward dem Dichter immer werther, da ihre heitere Natürlichkeit und ihr offenes Wesen ihn freundlich ansprachen, und er befreundete sich immer mehr mit dem Gedanken, sie wirklich als Gattin heimzuführen.

Bei dem großen Aufsehen, welches die am 16. Februar erfolgte, das Recht leidenschaftlich unterdrückende Verurtheilung von Beaumarchais in ganz Europa erregte, achtete es Goethe für angemessen, eines Tags dessen viertes, die Reise nach Spanien und seine Verwicklungen mit Don Josef Clavijo y Flarardo beschreibendes Memoire in der Gesellschaft vorzulesen. Es fand vielen Beifall und ward nach den verschiedensten Seiten hin durchgesprochen, bis endlich Goethe's Hälfte sich an ihren mehrmals angeloosten Gatten mit den Worten wandte: „Wäre ich deine Gebieterin und nicht bloß deine Frau, so würde ich dir auftragen, dieses Memoire zu einem Schauspiele zu bearbeiten, wozu es mir ganz geeignet scheint." Worauf dieser, dem schon beim ersten Lesen der Gegenstand dramatisch, ja theatralisch vorgekommen, sofort mit heiterer Neigung erwiederte: „Damit du, meine Liebe, siehst, daß Gebieterin und Frau auch in einer Person vereinigt seyn können, so verspreche ich dir, heute über acht Tage das gewünschte Stück vor unserer Gesellschaft vorzulesen." Man war über die Kühnheit eines solchen Versprechens sehr verwundert; doch hatte Goethe bereits, als er an diesem Abend sehr spät nach Hause kam, das Stück ziemlich ausgedacht. Als er nämlich seine angelooste Gattin nach Hause führte, war er wider Gewohnheit still, worüber diese ihre Verwunderung nicht verbergen konnte, und fragte, was ihm sey. Er aber erwiederte, er sinne das Stück aus und sey schon mitten drinn

* Vgl. meine „Studien zu Goethes Werken" S. 113 ff.

** Vgl. ebendaselbst S. 196 ff.

*** Nach Goethes Darstellung würden zwischen der Losung der Geliebten (1765) und dieser neuen Mariagenlotterie (1774) neun Jahre in der Mitte liegen, was an sich, abgesehen von sonstigen Gründen, unmöglich der Fall seyn kann; denn binnen neun Jahren mußte sich eine solche Gesellschaft durchaus ändern, und es ist eben so unwahrscheinlich, daß das für ein Jahr beliebte Scherzspiel mehrere Jahre sich erhalten haben sollte, als Crespel sich auf eine vor neun Jahren gemachte Erfahrung würde berufen haben. Hiernach beruht auch die Bemerkung auf Irrthum, welche Goethe bei dem Jahre 1774 macht: „Auch jener wunderliche Redner — war nach mancherlei Schicksalen gescheidter und verkehrter zu uns zurückgekehrt."

er wünsche nur, ihr zu zeigen, daß er ihr gern etwas zu Liebe thue. Sie drückte ihm darauf zur Erkenntlichkeit die Hand; als er diese aber eifrig küßte, meinte sie, er müsse nicht aus der Rolle fallen, da Zärtlichkeit nach der Meinung der Leute sich nicht für Ehegatten schicke. „Laß sie meinen!" rief Goethe dagegen; „wir wollen es auf unsere Weise halten." Nachdem er das geliebte Mädchen bis zur Thüre ihres Hauses geleitet hatte, entfernte er sich mit einem zärtlichen Abschiede. Die innere Aufregung trieb ihn noch einige Zeit umher, ehe er mit dem fast vollständigen Plane im Kopfe und zärtlichster Neigung im Herzen nach Hause zurückkehrte.

Dieser Abend, an welchem der von jugendlicher Schaffungskraft und hinreißendem Gefühle glühende Dichter den Plan zum „Clavigo" entwarf, muß in den Mai fallen; denn schon am 1. Juni 1774 meldet er seinem Freunde Schönborn in Algier (B. 27, 475): „Dann hab' ich ein Trauerspiel gearbeitet, „Clavigo," moderne Anekdote, dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im „Götz," vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Scenen, die ich im „Götz," um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte." Der letzte Freitag im Mai — und an einem Freitag ward der eben vollendete, acht Tage früher versprochene „Clavigo" vorgelesen — fiel im Jahre 1774 auf den 27., gleich nach Pfingsten; da aber kaum anzunehmen, daß Goethe troß der einfallenden Pfingsttage den „Clavigo" in acht Tagen versprochen haben werde, so dürfte derselbe am 20. zum erstenmal vorgelesen worden, am 13. der Freundin zugesagt worden seyn, und wenn, wie es nach der Erzählung scheint, dieses Versprechen nicht vor der dritten Zusammenkunft geschah, so würden jene Ausflüge der fröhlichen Gesellschaft in der zweiten Hälfte des April begonnen haben.

Goethe wußte wohl, daß er seiner Gesellschaft nur durch einen tragischen Ausgang der Geschichte genügen und sie durch Clavigos reuigen Tod allein mit diesem schwankenden Charakter aussöhnen könne, der, bei aller Gutmüthigkeit und Liebe, durch das Streben nach Ruhm und Macht zur Treulosigkeit gegen die Geliebte verleitet wird; aber auch dieses Streben würde nicht im Stande seyn, ihn zum Verrathe an seiner Liebe hinzureißen, wenn nicht ein klar verständiger Freund ihm zur Seite stände, der nur von der einen Leidenschaft durchglüht ist, seinen Clavigo zu den höchsten Ehrenstufen und Würden gelangen zu sehen, der aber für seinen Mangel an der schönsten menschlichen Tugend, an reiner Frauenliebe, dadurch auf das empfindlichste gestraft wird, daß er seine Hoffnung auf Clavigo ein schmähliches Ende nehmen sieht. Daher mußte der Dichter, wie sehr er sich auch sonst an Beaumarchais hält, aus welchem er sogar die dramatisch wirksamen Darstellungen wörtlich herübergenommen hat, dem Stücke einen eigenen Schluß geben, so daß der dichterische Clavigo viele Jahre lang auf der deutschen Bühne starb, * während der wirkliche Goethe's Stück noch zweiunddreißig Jahre überlebte, wie auch Marie Louise Caron de Beaumarchais nicht aus Gram über den Verräther ihrer Liebe starb, sondern sich in Paris, wohin sie mit dem Bruder zurückkehrte, verheirathete. Clavigo ward seines Amtes entsetzt und floh, um sich der Verhaftung zu entziehen, zu den Kapuzinern, aber bald durfte er sich wieder hervorwagen, und schon im Jahr 1773 — die Geschichte mit Beaumarchais spielt 1764 — sehen wir ihn mit der Herausgabe des Mercurio historico y politico de Madrid beauftragt.

Goethe wußte mit der Vorlesung des auch durch die Neuheit des Stoffes anziehenden Stückes in der traulichen Gesellschaft die beste Wirkung hervorzubringen, besonders aber mußte Anna Sibylla Münch, die ihn zur Ausarbeitung veranlaßt hatte, eines solchen Erfolges sich freuen; es war, wie Goethe selbst bemerkt, als ob sein Verhältniß zu ihr, wie durch eine geistige Nachkommenschaft, sich durch diese Dichtung enger zusammenzöge und befestigte. Bei dem großen Ruhme, welchen der jugendliche, auch durch manche sonstige Excentritäten Aufsehen erregende Dichter sich in raschem Fluge erworben hatte, konnte die Kunde von seinem neuen Drama und der artigen Veranlassung desselben auch in den weiteren Kreisen Frankfurts nicht lange verborgen bleiben, und vor allem mußte das Verhältniß den beiderseitigen Eltern zu Ohren kommen, welche mit einer daher zu hoffenden Verbindung nicht unzufrieden waren, wenn sie auch zunächst die Sache ihren Gang gehen ließen und der Entwicklung dieser zärtlichen Neigung nicht vorgreifen mochten.

Kurze Zeit nach der Beendigung des „Clavigo," in der Nacht vom 28. Mai, einem Sonnabend, auf den 29., brach in der engen Judengasse Feuer aus, das bald auf schreckliche Weise überhand nahm, so daß man endlich, um dem um sich greifenden Elemente ein Ziel zu setzen, mehrere Häuser niederreißen mußte. „Ich schleppte auch meinen Tropfen Wassers zu," schreibt Goethe an Schönborn, „und die wunderbarsten, innigsten, mannigfaltigsten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin aber- und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind." **

* Zu Hamburg wurde 1789 auf Ansteben des spanischen Gesandten die Aufführung des Clavigo untersagt. Vgl. Meyers „Schröder" II. 47.

** Vgl. die ähnliche Aeußerung in den Briefen an Frau von Stein I, 131.

In „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 283) findet sich ausführlich erzählt, wie er, in Schuhen und seidenen Strümpfen, wie man damals zu gehen gewohnt war, die thätigste Theilnahme am Löschen genommen, indem sein Zureden bewirkte, daß man bis zum Orte des Feuers eine Gasse bildete, in welcher er die Feuereimer rasch zu ihrem Ziele befördern half, ohne Rücksicht auf seine bald durchnezten Kleider. Da viele, die von Neugierde zum Brande getrieben wurden, ihn bei diesem feuchten Geschäfte sahen, so wurde diese für einen Frankfurter von guter Familie auffallende Betheiligung am Löschen bald zum allgemeinen Stadtgespräche. Auch in Weimar sehen wir unsern Dichter stets bereit, bei den häufigen Brandfällen thätige Hülfe zu leisten. *

Auch auf seine Geschäfte als Advokat mußte Goethe neben seinen dichterischen Arbeiten und den Ansprüchen, welche das gesellschaftliche Leben an ihn machte, einen Theil seiner Zeit verwenden. So finden wir ihn um diese Zeit als Bevollmächtigten der Erben der Vorstadt- und Buddelschen Handlung, in welcher Eigenschaft er am 10. Juni und darauf am 18. Oktober 1774 alle Schuldner derselben auffordert, in vierzehn Tagen Zahlung zu leisten, mit Androhung, „gegen die Säumigen ernsthaftere Maßregeln zu ergreifen." Indessen fiel die Hauptarbeit bei diesen Geschäften dem Vater und einem gewandten Schreiber zu. Ersterer, dem sein Charakter als kaiserlicher Rath das öffentliche Auftreten als Advokat nicht erlaubte, hatte schon früher seine eigenen Rechtshändel, so wie die seiner nähern Vertrauten in der Weise betrieben, daß die von ihm ausgefertigten Schriften von einem ordinirten Advokaten gegen eine billige Vergütung unterzeichnet wurden. Als aber der Sohn zu prakticiren begann, war ihm dieß eine willkommene Gelegenheit, seinen Geschäftskreis zu erweitern. Goethe berichtet, bei der Beschreibung des Verhältnisses zu Lili (B. 22, 304), er habe die frühesten Morgenstunden der Dichtung geweiht, der wachsende Tag aber habe den weltlichen Geschäften gehört, was freilich nicht im strengen Sinne genommen werden darf, da der junge, von Schaffungsdrang und Lebenslust glühende Dichter oft ganze Tage den Geschäften fremd blieb. Der Vater, fährt er fort, der gründlich und tüchtig, aber von langsamer Conception und Ausführung gewesen, habe die Akten als geheimer Referendar studirt, ** und wenn sie zusammengetreten, ihm die Sache vorgelegt, worauf er selbst die Ausfertigung

* Vgl. Goethe's Bericht an Auguste von Stolberg vom 24. Mai 1776. Riemer II, 27. 89 f. 123 f.

** Abweichend hievon berichtet Goethe B. 22, 143 von der Zeit nach der Rückkehr von Wezlar (Herbst 1772), er selbst habe die Akten gelesen, mit denen sich dann auch der Vater bekannt gemacht habe.

mit solcher Leichtigkeit vollbracht habe, daß es dem Vater zur höchsten Freude gediehen. Natürlich waren dem Dichter des „Göz" diejenigen Sachen am liebsten, in welchen er sich als Redner ergehen konnte, besonders wenn es galt, die neuen Ideen des überall sich verbreitenden Humanismus zur Geltung zu bringen. „Gefängnisse wurden gebessert," schreibt Goethe selbst, „Verbrechen entschuldigt, Strafen gelindert, die Legitimationen erleichtert, Scheidungen und Mißheirathen befördert, und einer unserer vorzüglichen Sachwalter erwarb sich den höchsten Ruhm, als er einem Scharfrichtersohne den Eingang in das Collegium der Aerzte zu erfechten wußte. * Vergebens widersezten sich Gilden und Körperschaften; ein Damm nach dem andern ward durchbrochen. Die Duldsamkeit der Religionsparteien gegeneinander ward nicht bloß gelehrt, sondern ausgeübt, und mit einem noch größeren Einflusse ward die bürgerliche Verfassung bedroht, als man Duldsamkeit gegen die Juden mit Verstand, Scharfsinn und Kraft der gutmüthigen Zeit anzuempfehlen bemüht war. ** Diese neuen Gegenstände rechtlicher Behandlung, welche außerhalb des Gesetzes und des Herkommens lagen, und nur an billige Beurtheilung, an gemüthliche Theilnahme Anspruch machten, forderten zugleich einen natürlicheren und lebhafteren Styl. Hier war uns, den Jüngsten, ein heiteres Feld eröffnet, in welchem wir uns mit Lust herumtummelten, und ich erinnere mich noch gar wohl, daß ein Reichshofrathsagent mir in einem solchen Falle ein sehr artiges Belobungsschreiben zusendete. Die französischen Plaidoyers dienten uns zu Mustern und zur Anregung." Dagegen machte ihn sein späterer Schwager Schlosser in einem ähnlichen Falle, wo er seine energisch abgefaßte Streitschrift seiner damit gar wohl

* Der im Januar 1799 zu Frankfurt verstorbene Arzt Johann Michael Hoffmann war der Sohn des Scharfrichters in Marburg. Er studirte in seiner Vaterstadt, dann zu Göttingen und Straßburg, und promovirte an lezterem Orte im Jahre 1766. Als er aber in demselben Jahre in Frankfurt als Arzt auftreten wollte, wurde ihm dieses seiner Abkunft wegen verweigert. Am 3. Juni jedoch wurde ihm die Erlaubniß unter der Bedingung gewährt, daß er eine Bürgerstochter oder Bürgerswittwe heirathe. Die Stadtphysici legten hiergegen Berufung beim Reichshofgericht in Wien ein, wo aber die Sache 1768 zu Hoffmanns Gunsten entschieden und die Kläger abgewiesen wurden. Er verheirathete sich am 2. März 1772 mit Justina Katharina Vögel.

** Ueber Goethe's Abneigung gegen die Juden und die Furcht vor ihrer alles verschlingenden Gewalt vgl. Werke B. 19, 96 f. 118. 20, 178 f. Brief an Zelter Nr. 179. Briefe an Frau von Stein II, 258. Briefwechsel mit einem Kinde I, 215 ff. Riemer I, 427—429, dessen weitere Ausführung auf den folgenden Seiten Goethe gewiß nicht gebilligt haben würde.

zufriedenen Partei vorgelesen, tadelnd darauf aufmerksam, daß es beim Rechtsstreite hauptsächlich auf eine gründliche Behandlung der Rechtsfrage, nicht auf rednerischen Styl ankomme. — —

Eine höchst bedeutende Wirkung übten um diese Zeit auf unsern Dichter die Ende Juni erfolgende Zusammenkunft mit Lavater und das innige Freundschaftsbündniß, welches er in Düsseldorf in der Mitte Juli mit Fritz Jacobi schloß, wodurch sein Geist zu einer lebendigen Durchdringung und tieferen Fassung seines ganzen Wesens getrieben wurde. Auf der Lahnfahrt, am 18. Juli, schrieb Goethe, wenn wir seiner Darstellung ganz trauen dürfen, beim Anblicke der Burgruine Lahneck die schöne Ballade „Geistesgruß" (B. 1, 76 f.) in das Stammbuch des Lavater begleitenden Zeichners Lips, in welcher sich das Herübertragen der Vergangenheit in die Gegenwart auf schaurige Weise ausspricht. Die Geschlechter der Vorfahren, die nur in Trümmern zu uns reden, haben, wie die von frischem Blute belebte Gegenwart, einst das Leben genossen und durchgekämpft; dieses kecke Leben spricht der auf dem alten Thurme erscheinende Geist eines Helden, der einst als Stammvater diese Burg bewohnte, als das ewige Menschenloos aus, und er wünscht den auf dem Flusse Schiffenden eine glückliche Fahrt. Schon hier erkennen wir den eigentlichen Charakter der meist knapp und markirt den Gegenstand andeutenden, die größten Schauer und die eigensten, tiefsten Gefühle der Menschheit ausprägenden Goethe'schen Ballade. — —

Als Goethe am 13. August von der Rheinreise nach Frankfurt zurückgekehrt war, fühlte er sich von der heiligsten Flamme der Freundschaft und dem gewaltigsten Schaffens- und Wirkensdrange wundersam durchglüht. Neben dieser gährenden Aufregung konnte das zärtliche Verhältniß zu dem lieben, reizenden Mädchen, dem er von Herzen gewogen war, keinen Fortgang gewinnen: war es doch keine höhere, geistige Liebe, die ihn zu diesem zog, sondern das bloße sinnliche Gefallen an dieser rein sich entfaltenden, glücklich gebildeten Natur, mit welcher sich auf's Leben zu verbinden ihm nicht unerfreulich schien. Gehörte sie ja auch zu den braven, herzlich lieben Geschöpfen, die nichts weniger als geistig sind," wie es in den Briefen an Betti Jacobi (S. 15 f. 19) heißt. An den heiteren Lustfahrten wird Goethe auch nach seiner Rückkehr wieder den gewohnten Antheil genommen haben, und sein Humor, bei aller sonstigen geistigen Aufregung, oft zum glänzendsten Durchbruche gekommen seyn; er wird auch gegen sein liebes Mädchen sich verbindlich, wie zuvor, gezeigt haben, und wir dürfen wohl vermuthen, daß er nicht verfehlt haben wird, ihr ein Exemplar seines zunächst auf ihre Anregung entstandenen „Clavigo" zu verehren.

Je mehr das väterliche Haus durch die von allen Seiten zuströmenden Fremden beunruhigt wurde, welche die Bekanntschaft des jungen, in kurzer Zeit so ungemein berühmt gewordenen Dichters zu machen suchten, und je mehr zu fürchten stand, daß der Sohn zu einem schweifenden, aller festen Bestimmung entbehrenden Leben verleitet werden würde, um so eifriger suchten Goethe's Eltern das angesponnene Verhältniß zu Anna Sibylla Münch, welcher die Mutter schon früher geneigt gewesen, fortzuführen und zu einem erwünschten Abschluß zu bringen, wenn man auch dem Sohne noch vor der Heirath eine Reise nach Italien gönnen wollte, auf die der Vater stets sein Augenmerk gerichtet hielt, da er die Anschauung dieses natur- und kunstgesegneten Landes zur Vollendung der Ausbildung für durchaus nöthig hielt. Häufig wurde das Gespräch darauf hingelenkt, daß der Familienkreis seit der Verheirathung der Schwester doch zu enge geworden, und daß eine Schwiegertochter die Einsamkeit des weiten Hauses zur Freude der Eltern glücklich beleben werde. „Wenn ich heirathe," hatte er schon am 23. Januar 1770 an Käthchen Schönkopf geschrieben, „so theilen wir das Haus, ich und meine Eltern, und ich kriege zehn Zimmer, alle schön und wohl möblirt im Frankfurter Gusto."

Eines Tages ergab es sich wie von ungefähr, daß Goethe's Eltern jenem von ihnen begünstigten Frauenzimmer auf einem Spaziergange begegneten, sie in den Garten (wahrscheinlich in den Weinberg vor dem Friedberger Thor, nach Werke B. 20, 187) einluden und sich längere Zeit mit ihr unterhielten. Beim Abendtische wurde hierüber gescherzt und mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohl gefallen habe, da sie die Haupteigenschaften besitze, welche dieser, als ein Kenner, von einem Frauenzimmer fordere. Auch fehlte es nicht an mancherlei Anzeichen, daß man an die Einrichtung eines zweiten Haushaltes denke, da im ersten Stocke manches eingerichtet, die Leinwand gemustert, an einigen bisher vernachlässigten Hausrath gedacht wurde; ja einmal überraschte unser Dichter die Mutter, als sie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete. Freilich sollte die Heirath erst nach der italienischen Reise erfolgen, aber die vorsorgliche Mutter war schon jetzt auf den neu einzurichtenden Hausstand bedacht. Solchen Vorbereitungen und Anmahnungen zur baldigen ehelichen Verbindung und zunächst zur Verlobung gegenüber verhielt sich der Dichter ganz leidend, indem er, im freudigen Gefühl seiner Unabhängigkeit, keinen Schritt thun wollte, die in Aussicht stehende Verbindung zu beschleunigen. Zu der nach dem Plane des Vaters der Verheirathung vorhergehenden italienischen Reise fühlte er sich jetzt am wenigsten geneigt, wo ihn so manche Verbindungen an Deutschland fesselten, wo neuerdings der begeisterte Freundschaftsbund mit Fritz

Jacobi ihn zu einem lebendigen Zusammenwirken mit diesem aufgeregt hatte.

Was Goethe's dichterische Schöpfungen in den beiden ersten Monaten nach der Rückkehr von Jacobi betrifft, so verspricht er schon am 14. August in einem Briefe an diesen neugewonnenen Freund, „Drama's, Lieder, allerlei" schicken zu wollen, und eine Woche später: „Du kriegst bald kleine Sachen von mir, wie ich sie finde; es liegt allerlei hier und da;" er hofft auf gute Tage wieder ein Stück zu machen, obgleich viele am „Clavigo" irre werden. In diese Zeit fallen die ersten Scenen des „Faust," „Satyros," wohl auch „Prometheus" und die Anfänge des „ewigen Juden." Anfangs Oktober erhielt Goethe Klopstocks Besuch. — —

Gegen Mitte Oktober erschienen „Werthers Leiden." Dieser wunderbar in die Zeit eingreifende, weil aus dem innersten Wesen derselben geschöpfte Roman sollte bald die Augen von ganz Deutschland auf den Dichter des „Götz," der durch den „Clavigo" und die übrigen kleineren Werke seinen Ruhm nicht sonderlich vermehrt hatte, von neuem hinwenden, ihm die Theilnahme aller empfindsamen Herzen erwerben und seinen Namen mit glänzendstem Ruhme schmücken, ihn freilich daneben auch lieblosen Vorwürfen und Verdammungen, wie unverständigen Angriffen bloßstellen. Bemerkenswerth ist es, daß „Werthers Leiden," wie alle früher herausgegebenen Werke unseres Dichters, mit einziger Ausnahme des „Clavigo," ohne Goethe's Namen erschienen, und er sogar vom Verleger ausdrücklich die Verschweigung seines Namens gefordert hatte; doch hielt dieser so wenig sein Versprechen, daß er im Meßkatalog sie mit Goethe's Namen bezeichnete. — —

Wenn der junge, in raschem Siegeslauf auf der Bahn des Ruhms dahinfliegende Dichter schon bisher durch die vielfachen ehrenvollen Besuche von bedeutenden Dichtern und Gelehrten die allgemeinste Aufmerksamkeit der Frankfurter auf sich gezogen hatte, die sich nicht genug wundern konnten, wie dieser ein solches heiter lustiges, fast studentenmäßiges Leben arglos fortsetzte, so mußte der neugierige Antheil, den sie an ihm nahmen, und sein Ansehen um so höher steigen, als gar fürstliche Personen seine Bekanntschaft zu machen suchten. Anfangs December trat der Erbprinz von Sachsen-Weimar mit seinem jüngern Bruder die Reise nach Karlsruhe an, wo er die Bekanntschaft der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt machen sollte, welche die Herzogin Amalia ihm zur Braut bestimmt hatte. Gegen den 10. December kamen sie in Frankfurt an, sie trafen mit Goethe zusammen, und dieß führte den bedeutendsten Entwicklungspunkt seines Lebens herbei. — Alles wies ihn jetzt nach Weimar hin, wo auch seinem Genius eine freie Bahn sich eröffnen konnte, wie dort Wieland bereits eine ruhige, heitere und ehrenvolle Stätte gefunden hatte. Aber ehe er dorthin gelangte, sollte noch einmal die glühendste Leidenschaft der Liebe (zu Lili) sein Herz ergreifen, der gewaltigste Sturm der Gefühle sein Innerstes von Grund aus erschüttern, damit er nach so manchen Leiden, die ihn zum Dichter der Liebe geweiht, in Weimar in der Freundschaft des edelsten Fürsten sich selbst wiederfinde und in einem beschränkten, aber sicher zu überschauenden Kreise heranwachse und gedeihe.

Das Verhältniß zu Anna Sibylla Münch war allmählich in sich erloschen. Ueber ihr weiteres Leben haben wir nur wenige Nachrichten. Nach dem Tode ihres Vaters, am 8. November 1788, übernahm der Bruder das Geschäft, in welchem die Erbschaft der drei Schwestern blieb; er heirathete ein Fräulein von Backhausen aus Heilbronn und kaufte sich ein Gut in Lieberbach in der Nähe von Frankfurt; aber das Geschäft ging unglücklich und verschlang sein eigenes wie seiner Schwestern Vermögen. Am 18. Juli 1799 ward Anna Sibylla Münch, die unter diesen traurigen Verhältnissen sehr litt, als Conventualin in das lutherische Catharinenkloster zu Frankfurt aufgenommen, wo sie am 6. November 1825 starb. Auch eine ihrer Schwestern starb unverheirathet, die andere soll sich mit einem Prediger Schmidt in Leipzig vermählt haben.

Aus der Militärgrenze.

(s. Nr. 14.)

II.

Schloß Novigrad.

„Bilikum!" — Ich weiß nicht, ob es einen Philologen gibt, der auf den ersten Blick zu errathen im Stande wäre, welcher Sprache dieses Wort angehört. Wer es wäre, dem müßten die beiden größten Philologen der Welt, von denen der eine behauptet, Adam habe mit Eva magyarisch gesprochen, und der andere, Moses habe die Bibel ursprünglich slavisch geschrieben, sicher den Vorrang abtreten. Ich für meinen Theil gestehe, daß ich meine sprachlichen Armentarien vergebens durchwühlte, um mir einen Begriff davon zu machen, was ein Billkum sey, als ich aus den Händen eines Novigrader Slobodnjaken, der mich bereits seit einer halben Stunde im „Kaiserwirthshaus" erwartete, ein zierlich gefaltetes Billet empfing und auf dem feinsten, blau und roth geränderten Velin folgende, allen Anzeichen nach von einer zierlichen Frauenhand in kroatischer Sprache geschriebene Zeilen durchflog: „Sehr geehrter Herr! Die empfehlenden Zeilen unseres Freundes machen auch Sie zu dem unsern. Sie werden uns zu dem verbindlichsten Danke verpflichten, wenn Sie uns die Ehre erweisen wollen, Sonntag, das ist morgen, unser Gast auf Novigrad zu seyn. Mein Oheim bittet Sie, ihm das Vergnügen zu gönnen, Ihnen ein gutes Reitpferd zur Verfügung stellen zu dürfen, das noch heute Abend für Sie in K. bereit seyn wird. Auf ein herzliches Bilikum mit Ihnen freut sich recht sehr Ihre ergebene Imritza."

Man wird mich für entschuldigt halten, daß meine Bereitwilligkeit, die Einladung anzunehmen, mächtiger war als mein philologischer Forschungstrieb, wenn man bedenkt, daß es außer allem Zweifel stand, Imritza müsse die liebenswürdigste aller achtzehnjährigen Töchter oder Nichten seyn, die je einen reichen Fiskal * Vater oder Oheim genannt, und wenn man weiter in Erwägung zieht, daß der warme, freundliche, fast trauliche Ton der wenigen Zeilen eine sehr zuvorkommende, offenherzige Aufnahme erwarten ließ. Man wird es ferner verzeihlich finden, wenn ich nach schon ausgesprochener Annahme der Einladung meiner Wißbegierde immer noch die Bremse anlegte und weder den Slobodnjaken noch sonst jemand um Aufschluß über das mir so fremde Wort anging, sondern entschlossen blieb, das Sprachstudium einmal rein auf dem Wege der Empirie zu betreiben. Worauf sich eine „ergebene" achtzehnjährige Liebenswürdigkeit freut, davon muß man nicht den Spatzen vorpfeifen, und dem kann man, wenn auch nicht mit Geduld, so doch mit vollkommener Beruhigung und Sorglosigkeit selbst mit verbundenen Augen entgegen gehen. Zu diesem Resultat hatte es meine Philosophie längst gebracht, und ich sah keinen Grund, es plötzlich in Zweifel zu ziehen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe klopfte der Slobodnjak an meiner Thüre: „Herr, die Pferde stehen vor dem Hause." — Nach weniger als einer Viertelstunde hatte ich nicht nur den berittenen Slobodnjaken, sondern auch die Stadt hinter mir und ritt in kurzem Trab durch die lange, schattig gewölbte Lindenallee hin, die sich von der Stadt aus bis einige hundert Schritte hinter das nächste Dorf zu beiden Seiten der Straße hinzieht.

Novigrad liegt etwa eine Meile von der Stadt, abseits der Straße, auf einer mäßigen Anhöhe mitten in einem herrlichen, mit Weingärten, Wäldern und Kukuruzfeldern bedeckten Thale. Am Ende der Lindenallee biegt man links ein und reitet durch kühle Eichenschatten längs eines ziemlich breiten Baches bis vor die Novigrader Anhöhe, an deren Fuß der Fiskal eine neue Mahlmühle und einige Wirthschaftsgebäude angelegt hat. — Als ich nach einem anderthalbstündigen, ziemlich ermüdenden Ritte die Mühle erreicht hatte, waren eben auch einige Damen und Herrn

* Fiskale hießen nach dem vormärzlichen, in den ungarischen Kronländern üblichen System die öffentlichen Anwälte.

daselbst angelangt, die von einer andern Seite hergekommen waren und in denen ich geladene Gäste gleich mir zu erkennen glaubte. Ich übergab daher mein Pferd dem Slobodnjaken und gesellte mich zu den Angekommenen, um mit ihnen das Schloß selbst zu Fuß zu erreichen.

Ich würde mich gerne der undankbaren Mühe überheben, ein auch nur flüchtiges Bild dieses „Schlosses“ zu entwerfen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß sich mancher wirklich eines der Schlösser darunter vorstellen könnte, in denen der hohe Adel seine wonnigen Sommer- und Herbstmonde zu verspazieren und zu verjagen pflegt. Solche Schlösser hat Kroatien wohl nur wenige, sehr wenige.

„Schloß“ nennt hier jeder nur etwas bemittelte Grundbesitzer sein meist in der Mitte seiner Besitzungen gelegenes Wirthschafts- und Wohnhaus, so wie er jene, auch wenn sie noch so wenig umfangreich sind, sein „Gut“ nennt. So ist denn auch Schloß Novigrad nichts als ein einfaches Wohnhaus, aus dessen Fenstern der alte Fiskal seine Felder und seine Weingärten übersieht, ohne Schwierigkeit und ohne Fernrohr die Grenzen seiner Souveränetät bewacht und durch Vermittlung seines Factotums, eines etwas kultivirteren Slobodnjaken, Befehle und Anordnungen erläßt.

Durch ein Plankenthor, über das der Fiskal, um den Namen „Schloß“ doch einigermaßen zu rechtfertigen, eine große hölzerne Tafel mit seinem Wappen hat anbringen lassen, tritt man in einen großen viereckigen Hofraum, dessen zwei Seiten rechts und links einige alte Stallgebäude, Scheunen und Schuppen einnehmen, und in dessen einer Ecke sich das ein Stockwerk über dem Erdgeschoß hohe Herrenhaus erhebt. Pflüge, Eggen, gefällte Bäume liegen in wirrer Unordnung umher. Unter den schlechten Arbeitskarren macht sich eine leichte Kalesche bemerkbar. Und wenn man einige Mühe hat, trockenen Fußes durch die allerhand natürlichen Ergüsse, die sich in bunten Lachen über den ganzen Hofraum verbreiten, zum Herrenhause zu gelangen, so hat das seinen Grund in der patriarchalischen Gemeinschaft, in der in der guten Jahreszeit Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Hunde, Hühner und Menschen diesen Raum als Wohnsitz und Nachtaufenthalt theilen. In Erwartung der Gäste hatte jedoch der Fiskal für den heutigen Tag die so eben specificirte Bewohnerschaft seines Schloßhofes theils in die Stallungen zurück, theils unter die Schuppen treiben lassen und nur das Geflügel von dieser strengen Maßregel ausgenommen. Auch hatte er vom Plankenthor bis zur Thüre des Herrenhauses über die Lachen einige Bretter legen und diese selbst mit Gras bedecken und mit abgehauenen jungen Fichten besetzen lassen. Eben so waren alle Pflüge und Karren mit grünen Baumzweigen bedeckt, der Anblick des Hofes somit ein ziemlich erfreulicher.

Was aber in den Augen eines jeden Kenners als der eigentliche Schmuck von Novigrad galt, stand in der Thüre des Herrenhauses und konnte auf den schönen Lippen nicht genug Dobro dasao (Willkommen) haben, um die Gäste zu begrüßen. Es war Imritza. — In der schlichten Tracht der kroatischen Landmädchen, in der sie uns entgegentrat, erschien sie überaus anmuthig, ja schön. Mögen unsere Damen immerhin sagen, wir Männer verstehen nichts von Tracht und Anstand; ich werde immer behaupten, daß es nichts Unschöneres gibt, als die allgemeine europäische Mode. Die schönsten Gewandungen bleiben immer die nationalen. Sie sind die verkörperte Sprache, die sichtbare Weltanschauung, die plastische Poesie eines Volks, und wer Imritza in ihrem Nationalanzuge gesehen hätte, dessen Urtheil über den poetischen Sinn der jungen Kroatinnen wäre sicher nicht das ungünstigste gewesen.

Imritza hatte an der Tracht ihrer Landsmänninnen nichts geändert. Jede Verkünstelung, jeder Versuch, das Urthümliche durch Hinzuthaten zu verschönern, hätte der einfachen Lieblichkeit des schlichten, faltenreichen, weißen Kleides mit kurzen Aermeln nur schaden können. Ein feineres Linnen und handbreite Gimpen aus blauem, rothem und weißem Garn waren alles, wodurch sich ihr Kleid von dem der neben ihr stehenden Tochter des Feldwächters unterschied. Um die Taille war das Kleid in tausend Fältchen zusammengezogen und von einem rothen Seidenbande zusammengehalten. Um den Hals trug sie eine Schnur rother Korallen, zwischen denen hin und wieder ein Goldstück eingehängt war. Das schöne schwarze Haar trug sie von vorne nach rückwärts in zwei Theile abgetheilt, über den Schläfen in zwei langen Zöpfen geflochten, und nach rückwärts in niedliche Achtertouren gelegt, eine Frisur, die das ärmste Kroatenmädchen so geschmackvoll zu tragen weiß, daß ich Anfangs der Meinung war, sie müsse eine Nachahmung städtischer Mode seyn. Was die Nichte des Schloßherrn — denn das war Imritza, und daneben seine erklärte einzige Erbin — denn doch vor den andern Mädchen kenntlich machen sollte, das war eine weiße Nelke, eine halboffene Rosenknospe und eine Kornblume, die sie nur halb sichtbar als patriotische Kokarde in ihr dunkles Haargewinde verborgen hatte.

Nach den ersten Begrüßungen, bei welchen nach einer alterthümlichen, nichts desto weniger aber unverantwortlichen Sitte nur die Frauen, und höchstens die jungen Buben von den Lippen der schönen Wirthin geküßt wurden, führte uns Imritza in das Innere des Schlosses. Durch einen nicht sehr langen, von der Außenwelt bloß durch eine ziemlich durchsichtige Bretterwand geschiedenen Gang gelangten wir an eine

niedere, von mehreren Menschenaltern gebräunte, massive eichene Thüre. Jmritza bat uns einzutreten. Wir sahen uns in einer sehr weitläufigen, weiß getünchten, angenehm kühlen Stube, in die durch drei kleine, vergitterte, von Hollunderbüschen verdeckte Fenster einige Strahlen zu werfen die Sonne große Mühe hatte. Von dem braunen Gebälke der Decke hingen einige Hundert goldgelbe Kukuruzkolben, auf einem langen Brette längs der einen Wand stand eine Schlachtordnung von Flaschen voll eingesottenen Obstes, und man hätte sich versucht fühlen können, den Ort für eine Speisekammer oder Dörrstube zu halten, wenn nicht die roth gepolsterten Sessel und der mit allen Erfordernissen eines herrlichen Frühstücks reich beladene Tisch der Ansicht den Sieg erfochten hätte, daß es das Empfang- und Frühstückzimmer von Novigrad sey.

Ich will den Leser nicht am Frühstückstisch aufhalten, da ich weiß, daß selbst eine mit Walter Scotts Feder entworfene Schilderung thauiger Himbeeren, duftender Erdbeeren, glänzender Kirschen und saftiger Feigen, daß das niederländisch vollendetste Conterfei der auf's abenteuerlichste geformten Kuchen für den materiellen Abgang all dieser Herrlichkeiten niemanden zu entschädigen vermögen. Es genüge der Trost, daß ich mich an der Vernichtung derselben so wenig betheiligte, als irgend einer, der diese Zeilen liest; denn all meine Erwartung war von dem mir noch immer unbekannten Wesen des Bilikum in Anspruch genommen, das mir erst enthüllt werden sollte.

Der Fiskal selbst war nicht zugegen. Er ließ sich entschuldigen, da es ihm unmöglich wäre, die Treppe herabzukommen. Auf die Bitte Jmritza's verfügte ich mich zu ihm in's obere Stockwerk. — Ich trat in eine große Stube, deren Mitte ein langer, für etwa vierzig Personen kostbar gedeckter Tisch einnahm. An einem der Fenster, von dem aus man die eine Hälfte des Gutes übersehen konnte, saß der Fiskal in einem großen bequemen Lehnsessel, der auf Rädern bewegt werden konnte. Er war ein Greis von einigen und achtzig Jahren, dessen funkelnde Augen und lebendige, fast ironische Züge der Gicht zu spotten schienen, die ihm Hände und Füße schon seit zwanzig Jahren zu unbrauchbaren Körperanhängseln umgeschaffen.

„Fürchten Sie nichts, Herr Doctor!" sprach er mich zuerst an. „Ich habe Sie nicht zu mir heraufgebeten, damit Sie mir rathen. Mir fehlt nichts, als zwei Hände und zwei Füße, und ich habe gelernt, auch ohne diese Dinge alt zu werden. Aber Sie reisen, reisen macht froh, und ich liebe die frohen Leute, und jeder Fröhliche ist mein lieber Gast, so lange dieses Haus steht und ich darin herumkutschire. Apropos! ist das nicht ein herrliches Reitpferd, das ich Ihnen geschickt habe? Ich habe es erst vor acht Tagen gekauft, und ich habe eine wahre Freude daran. Jmritza muß es jeden Morgen herumtummeln."

Der alte Fiskal war mir in der That eine Achtung einflößende Erscheinung. Sein Zustand war ein solcher, wie er jedermann unerträglich scheinen mußte; aber der Mann schien sich ganz gut damit zu vertragen, und er hatte sich offenbar darauf eingerichtet, den Rest der Lebensfreuden, der ihm erreichbar geblieben, mit weiser Mäßigung bis auf das lezte Krümchen zu genießen. — „Sehen Sie, ich habe allen Grund, recht zufrieden zu seyn," fuhr er fort. „Ich habe jeden Tag Gäste, also jeden Tag eine Freude. Die Leute sind so gut und kommen gerne, wenn ich auch nicht wieder zu ihnen kommen kann, und das ist doch ein Beweis, daß ich noch immer meinen Spaß zu machen verstehe; denn der Kroate kommt nur dahin, wo er weiß, daß man lacht. Da ist zuerst der Pfarrer von W..., ein altes Faß, das schon ein paar meiner Weinlesen in sich hinein gekeltert hat; ist aber immer noch dauerhaft; dann der Stuhlrichter von F...., ein junger Mensch, aber von guter Schule; dann der Postmeister von M...., ein absolvirter Sereschaner, mit dem der Pfarrer in ewigem Streite lebt. Dann haben Sie den Kaplan von D..., einen sehr gelehrten Mann, der aber nie lernen wird, kroatisch zu trinken. Das sind fast meine täglichen Gäste, und an Sonn- und Feiertagen raffe ich mir dazu noch ein Contingent aus der Umgegend und aus der Stadt zusammen, und selten vergeht eine Woche, ohne daß es ein Bilikum gäbe." — Ein Bilikum! — Und selten vergeht eine Woche ohne ein solches! Alle romantischen Ideen, die ich mir von einem Bilikum gemacht, waren zerstoben, denn ich konnte nicht glauben, daß sich der Alte irgend wie an erotischen Abenteuern betheiligen würde, wenn die wöchentlichen Bilikums solche wären.

Ich machte die Bemerkung, der Herr Fiskal werde wohl auch oft seine Familie, die ohne Zweifel eine zahlreiche sey, bei sich sehen. Die glänzenden Augen des alten Mannes verdüsterten sich bei dieser Frage. „Ja, Familie!" begann er, nachdem er eine Weile in den blauen Himmel hinausgesehen; „ich habe keine Familie. Ich habe sehr viel Glück in meinen Unternehmungen, aber gar keines in meinem Hause gehabt. Mein Vater war ein Korporal in der Grenze. Im siebenjährigen Kriege ward er Lieutenant, und so kam er mit den Seinigen aus dem Grenzverbande und den Grenzerverpflichtungen. Ich selbst war als Knabe von dreizehn Jahren Compagnieschreiber in S... Erst spät fing ich an in Pesth zu studiren, wohin mich mein Vater in eine Rasirstube als Lehrling schickte. Der Juratensporn gefiel mir aber besser als der Streichriemen, und so wurde ich Jurat und endlich Fiskal. Ein sehr schwieriger Prozeß, den ich dem Grafen D... gegen den Grafen B... gewann, ließ dieses Schloß

mit seinem Gute in meinem Papierkorb liegen, und ich war ein gemachter Mann und hatte ein Haus, in das ich die Tochter des Vicegespanns als Frau einführen konnte."

„Meine Frau war eine städtisch erzogene Dame und ihre verwöhnten Nerven ertrugen nicht lange die Einsamkeit Novigrads. Sie starb nach zwei Jahren und ließ mich kinderlos. Da machte ich mir Vorwürfe und sagte mir selbst: Du hast sie zu Grunde gerichtet. Eine Dame gehört in die Stadt, und in den Hühnerhof von Novigrad gehört ein einfaches kroatisches Weib. Ein Jahr später machte ich das schönste Mädchen auf zehn Meilen im Umkreise, die Tochter eines wohlhabenden Bauernedelmanns, zu meiner Hausfrau. Mochten die Städter und alle Fiskale des Komitats sagen, was sie wollten, meine Frau war und blieb ein Weib vom Lande und für's Land, und trug sich wie alle andern Bauernweiber. Wenn ich an sie denke, da ist es mir noch immer, als wenn ich sie sähe mit ihren großen schwarzen Zöpfen, mit ihrem rothseidenen Leibchen, mit ihrem blauen faltenreichen Rock und dem weißtuchenen Ueberwurf. Zwei Jahre lebten wir glücklich mit einander, da setzten ihr die Frauen aus der Stadt, die oft auf Besuch herauskamen, in's Ohr: für eine Fiskalin schicke sich die Bauerntracht nicht, und sie müsse sich städtisch kleiden. Ich wollte das aber durchaus nicht dulden, und da gab es manche böse Stunde."

„Eines Morgens geh' ich auf die Jagd. Seit einigen Nächten hatte mir von meiner ersten Frau geträumt und ich wollte mich zerstreuen. Todtmüde komme ich spät Abends nach Hause, die lezte Ladung noch im Stutzen. Wie ich die Thüre der untern Stube öffne, steht eine Gestalt vor dem Spiegel, vor deren Anblick ich entsezt zurückschrecke. Es ist der Geist meiner ersten Frau! denk' ich; es war ihre Haltung, ihr städtischer Anzug, derselbe, in dem sie die lezten Tage ihres Lebens gegangen."

»Tko jesi i stao oces?« (Wer bist du und was willst du?) rufe ich laut. — Die Gestalt wendet sich nicht um, sondern bleibt gegen den Spiegel gekehrt stehen und spricht lächelnd hinein: »Tel se ti dopadam?« (Gefalle ich dir?) — Die Züge im Spiegel erscheinen mir als die Züge meiner ersten Frau, das Lächeln ist wie das ihrige, die Stimme ist wie die ihrige. »Natrag u grobu!« (Zurück in's Grab!) rufe ich und lege, kaum wissend, daß ich es thue, den Stutzen an. — »Nemoj! nemoj! stao nevidis, da jesam twoja?« (Nicht doch! nicht doch! Siehst du nicht, daß ich dein Weib bin?) ruft die Gestalt und stürzt mit ausgebreiteten Armen auf mich zu. Mich übermannt das Entsetzen, die Sinne schwinden mir, der Schuß fällt und die Gestalt sinkt zu Boden. Leute eilen herbei, man bringt Licht — die Leiche zu meinen Füßen ist die meiner zweiten Frau."

Der Fiskal schwieg. Er weinte nicht, seine Augen wurden nicht einmal feucht, aber in seinen Zügen lag alle Trauer und aller Schmerz der Erinnerung. Nach einer Weile ermannte er sich wieder und sagte in seiner humoristischen Weise, über sich selbst spottend: „Sehen Sie, der Himmel hat mich so lieb, daß er mich nicht einmal beten läßt. Ich hätte so gern die Hände gefaltet; ich kann nicht."

Man klopfte an die Thüre. Die Gäste aus dem Frühstückzimmer traten ein und im nächsten Augenblick war der Fiskal wieder der freundliche Alte wie immer, und sagte den Frauen, die an seinen Sessel traten, schöne Sachen, und sprach mit den Männern von der muthmaßlichen Weinlese und vom Stande des Kukuruz, dann von der neuen Organisirung des Landes, und war begierig, ob bei der Besetzung der Aemter mehr kroatisch Gesinnte oder mehr heimliche „Magyaren," deren es genug gebe, angestellt werden würden. — Als den neuesten der Gäste hielt es Imritza für ihre Pflicht mich mit den weiteren Lokalitäten bekannt zu machen. Ich mußte alle Zimmer durchwandern, Keller und Garten besehen, die Pflaumenbäume loben, die jungen Purans (Truthühner) liebenswürdig finden, und auf die Bemerkung, daß der alte Mann mit dem weißen Schnurrbart und dem Stelzfuße, den wir unter einem Fliederbusche im Garten sitzend und damit beschäftigt fanden, sich aus einer Art ellenlangen Grases einen neuen Mantel zu binden, mich sehr interessire, erfuhr ich, daß dieser Mann sein Leben dem „Bilikum" danke.

„Es ist ein Grenzer," sprach Imritza, „der vor vierzig Jahren nach Novigrad Kaffee zu bringen pflegte, den er aus türkischem Gebiete herüber schmuggelte. Der Müller auf der Mühle, die Sie unten am Bache bemerkt haben werden, hatte uns ihn empfohlen. Die beiden waren gute Freunde und hatten bei einander Bilikum. So oft der Grenzer mit Kaffee kam, blieb er beim Müller über Nacht, und so oft der Müller in die Grenze reiste, war er der Gast des Grenzers. Einmal kamen die Grenzwächter dem unbefugten Kaffeehändler auf die Spur und verfolgten ihn bis zur Mühle. Dicht vor dieser schossen sie ihn in's Bein und der Arme behielt kaum so viel Kraft hineinzukriechen und, da es Nacht war, seinen Freund aufzuklären. Nun dachten die Wächter, den Schmuggler, dem sie schon seit lange fruchtlos nachgespürt, fest zu haben, und wollten in die Mühle eindringen, da stellte sich ihnen aber der Müller mit seinen drei Burschen entgegen, verrammelte die Thüre mit Wurzelholz, und wer sich dem Hause genähert hätte, den hätten sie schonungslos niedergeschossen. Die Wächter mußten unverrichteter Dinge abziehen. Der arme Teufel aber, der, wenn sie ihn eingefangen hätten, gewiß standrechtlich hingerichtet

worden wäre, war froh, mit einem Stelzfuße davongekommen zu seyn, und lebt seit der Zeit auf unserem Schlosse, wo ihm der Vorsicht halber der Oheim auch Bilikum gab.

Nun war es mir klar, daß Bilikum eine Art Gastrecht sey, und ich sah mit desto mehr Interesse der materiellen Seite dieser Sitte entgegen.

Mittlerweile war es Speisezeit geworden und im obern Zimmer rückte man schon die Stühle und lobte die netten Teller, Zeichen, die nichts bedeuten, als daß man es an der Zeit halte, sich beider zu bedienen. Auch war wirklich alles bereit und man erwartete nur noch die unentbehrliche Trias des Pfarrers, des Kaplans und des Sereschaner Postmeisters.

(Schluß folgt.)

Beiträge zum Verständniß der poetischen Formen.

X.

Die Komödie.

Die Schönheit ist das Glück und die Blüthe des Lebens, die vom Geist völlig durchleuchtete und verklärte, und die in der Erscheinung ganz und ungetrübt sich offenbarende Idee; wir genießen im Schönen unmittelbar die Harmonie der großen Unterschiede des Seyns, und schauen die Liebe als das Wesen und Band aller Wesen an. Das Häßliche ist nicht bloß die Abwesenheit oder der Mangel des Schönen, sondern der verneinende Gegensatz gegen dasselbe; es verhält sich zu ihm wie die Lüge zur Wahrheit, wie das Böse zum Guten, es ist die Verzerrung und Zerstörung des vollen mangellosen Seyns, es ist die frivole Leugnung oder der heuchlerische Schein des Ideals, es ist das Gespenstige oder die Verwesung, das wir durch ein Gefühl des Grauens und Entsetzens von uns abweisen, während es sich selbst vernichtet. Die Verwesung hebt sich in der Zerstörung des Lebens selber auf und bereitet nur einem neuen Organismus den Boden und die Mittel, gerade wie der Böse wider seinen Willen dem Guten dienen muß. Die wahre Kunst kann deßhalb das Häßliche nicht als das Seyende, sondern nur als das Sichselbstvernichtende darstellen, wie der Musiker Dissonanzen einführt, um sie aufzulösen und zu neuen Harmonien zu leiten.

Indem das Schöne die thatvoll lebendige Einheit der Idee und Erscheinung ist, kann in ihrem Vermittlungsprozeß bald die eine, bald die andere zuerst oder überwiegend auftreten. Ueberwächst die Idee, so daß sie als ein Unendliches, ungedeckt von aller Endlichkeit, vor unsern Geist tritt, so entsteht das Erhabene. Erhaben nennen wir einen Gegenstand, neben dem alles andere klein erscheint, und der dadurch den Gedanken des alles Ueberragenden, des Unermeßlichen in uns erweckt, so daß wir selbst als finnliche Wesen ihm gegenüber uns nichtig vorkommen, während er unsere Seele wahrhaft ausweitet, indem er sie mit seiner Größe erfüllt; und so hat Kant das Gefühl des Erhabenen eine durch Schmerz vermittelte Lust genannt; denn es wirft den Menschen als sinnlichen zu Boden, erhebt aber den Geist zum Innewerden einer unendlichen Macht und zum Bewußtseyn seiner Ebenbürtigkeit mit ihr, indem er sie ahnend zu erfassen vermag. Wie Goethe's Faust bei der Erscheinung des Erdgeistes, fühlt er in Einem seligen Augenblicke sich so klein, so groß, und ein warmer Schauer, der seine Glieder durchrieselt, verkündet ihm die Erhöhung seiner eigenen Natur.

Das Tragische ist erhaben, in ihm tritt die Nothwendigkeit sichtbar hervor, in ihm siegt die Idee in ihrer unendlichen Hoheit und Reinheit über jeden Widerspruch, in ihrer Totalität über jede Einseitigkeit, und während die Individuen bei aller Größe und Herrlichkeit doch in der Schwäche des Endlichen ihr gegenüber stehen, zeigt sie sich eben als jene Schicksalsmacht, welche den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt. In der Komödie dagegen ist die Nothwendigkeit der verborgene Gott, der Schein und Willkür gewähren, ja einen scheinbaren Sieg über die Idee feiern läßt; gelöst vom Gesetz und seinem Ernste wird das Leben ein Spiel, ein Spiel der Zufälligkeiten in der Außenwelt, der Grillen und Launen in der Innenwelt. Aber gesetzlos kann es nur ein tolles, sich selbst kreuzendes und widersprechendes Spiel seyn; die Verkehrtheiten müssen einander wieder verkehren, die Widersprüche sich auflösen und durch ihr eigenes Treiben muß am Ende die Idee in einem heitern Sieg des Guten und Rechten offenbar werden. Hier herrscht die göttliche Liebe, welche auch dem Endlichen Freiheit läßt, welche gemäß der Gerechtigkeit zwar das Unrecht nicht bestehen läßt, aber die Persönlichkeiten erhält, denen es als Schwäche anhaftete, die in Fehltritten ihm nachgingen; ihre eitlen Plane und Absichten werden vereitelt, während sie selbst dadurch von dieser Trübung befreit und wir durch diese Erheiterung der Lebensatmosphäre miterheitert werden. Eine Willkür steht wider die andere, ein Zufall stößt gegen den andern; so paralysiren sie sich wechselseitig, und aus den sich selbst aufhebenden Thorheiten leuchtet, eben weil sie sich selbst aufheben, die menschliche Natur als die vernünftige mit unverlierbarem Adel hervor, aus dem Zufall, eben weil er zu Falle kommt, entpuppt sich der gesetzmäßige Gang der Dinge, und indem am Ende alles doch zum Guten ausschlägt, erkennen wir die erziehende Hand der Vorsehung und getrösten uns für alle Verwicklungen und Verwirrungen der Erscheinungswelt ihrer ewigen Liebe. Dem Tod in der Tragödie tritt als Schlußpunkt der Komödie mit Fug die Hochzeit gegenüber, weil in ihr die Individualitäten nicht bloß erhalten bleiben, sondern zu ihrer sich ergänzenden süßen Lebensvollendung

kommen, aus der wieder neue Individualitäten entsprießen.

Die Komödie muß vor allem komisch seyn. Indem wir aber das Wesen des Komischen bestimmen wollen, erinnern wir uns an Jean Paul, der da sagt: „Das Lächerliche wollte von jeher nicht in die Definitionen der Philosophen eingehen — ausgenommen unwillkürlich." Nichts ist an sich komisch oder lächerlich, sondern wird es erst im auffassenden Subjekt, erst der Geist macht es dazu; zum Lachen gehört einer, der ausgelacht wird, aber vor allem einer, der auslacht. „Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das was sie lächerlich finden," sagt Goethe, und Vischer entwirft eine Scala der Lacher: „Der Hanswurst benutzt Straßenjungen als Gegenstände des Lachens für das Publikum; unter jenen mag selbst schon einer oder der andere seyn, der mitlachend in die Komik, durch die er leidet, frei eingeht; Bauern lachen über das Spiel, das der Hanswurst mit den Jungen treibt; ein Pedant lacht über das Lachen der Bauern; ein wirklich Gebildeter lacht über dieses Verlachen des Lachens." Für ein göttliches Auge wird unser ganzes irdisches Treiben eine große Komödie seyn, die bald den Titel: „Viel Lärmen um nichts," bald „Wie es euch gefällt," bald „Ende gut alles gut" führen kann.

Jean Paul sagt, daß wir über einen angeschauten Unverstand lachen. Dieß führt uns gleich auf die rechte Spur. Die Widersprüche und Verkehrtheiten des Lebens sind bald ein quälendes Räthsel für unsern Verstand, bald ein schmerzlicher Angriff auf unser sittliches Gefühl; wenn sie aber als Verkehrtheiten und Widersprüche, damit als Thorheiten und sich selbst aufhebendes Treiben vor unsere Anschauung treten, dann entbindet sich unser Gemüth von dem Druck und der Schwere einer ideenlosen oder der Idee entgegenstehenden Realität, die momentan auf ihm lasten wollte, und schüttelt lächelnd dieselbe von sich ab, indem es sich darüber in das Wohlgefühl der eigenen Idealität und Gesundheit erhebt. So lachen wir über den Trunkenbold, der sich heute vorgenommen hat, nicht in's Wirthshaus zu gehen, und als er glücklich vorüber ist, umkehrt, um sich für seine Enthaltsamkeit beim Schoppen zu belohnen; wir lachen über den Bauer, der sich das Absägen eines Astes dadurch erleichtern will, daß er sich auf das äußere Ende setzt, und der mit dem letzten Zug zu Boden fällt; wir lachen über den Geizhals, der, um wieder zu seinem Thaler zu kommen, den er einem armen Barbier geliehen, sich von demselben einen Zahn ausziehen und schröpfen läßt, ohne daß ihm etwas fehlt. Wir lachen aber auch über den Affen, der hinter dem Hund unter dem Ofen liegt, so daß seine Nase durch die Hinterpforte des Hundes bestrichen wird, und der sich einigemal schüttelt, dann aber aufsteht, einen Korkstopfen und ein Scheit Holz holt und die ihm unangenehme Oeffnung verpfropft. Hier ergözt uns eine Aeußerung des Verstandes im Unverständigen, dort der Unverstand im Verständigen, der sein eigenes Werk vereitelt und zu Falle kommt. Sehr sinnig definirt daher Ruge: „Die Erheiterung, der Geistesblitz der Besinnung in dem getrübten Geist ist das Komische." Es sezt einen Druck, eine Spannung, einen Widerspruch voraus, und ist die Lust in der Befreiung und Auflösung, damit in der Wiederherstellung der Heiterkeit des Geistes und der Idee.

Warum ist vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt? Ich glaube deßhalb, weil überall kein Gegenstand als solcher erhaben ist, sondern nur in uns den Gedanken einer über alles Endliche erhabenen Größe weckt, und der Gegenstand, der die Erhabenheit anstrebt, damit etwas Eitles thut und die Lust der andern erweckt, ihn das empfinden zu lassen. „Ich rufe Geister aus der Tiefe," sagt Glendower bei Shakespeare; „ich auch, sie kommen aber nicht," versezt Percy. Darum heftet sich die Komödie als Parodie an die Ferse der schlechten Tragödie, und die Schuld wird mit der verhängnißvollen Gabel aufgespeist. Gegen die sich übersteigernde Geistigkeit des Erhabenen lagert sich die cynische Derbheit des Komischen, damit wir nicht vergessen, daß wir doch alle nackt in unsern Kleidern stecken, und gerade die gemeinste irdische Bedürftigkeit macht sich aus diesem Grund im Komischen breit. Aristophanes tadelte zwar seine Genossen, daß sie auf der Bühne mehr den Gegenpol des Mundes als den Mund laut werden ließen, er selbst aber ist reich genug an diesen Gewitteranalogien.

Der Mensch läßt indeß nicht die Dinge bloß an sich herankommen, um durch ihre Lächerlichkeit zum Lachen gereizt zu werden, sondern er geht selbstthätig auf sie ein, um an ihnen seine Macht und Herrschaft zu erweisen und die ganze Welt in ein willkürliches Spiel des Verstandes aufzulösen, die feinen Widersprüche aufzusuchen oder den Dingen selbst erst welche zu bereiten. Diese Komik des Verstandes ist der Wiz. Er ist nicht das Vermögen, Aehnlichkeiten überhaupt aufzufinden, sondern solche, die für die gewöhnliche Ansicht gar nicht da sind, und ganz entlegene Dinge auf überraschende Weise unter einen gemeinsamen Gesichts- und Brennpunkt zu bringen. Er läßt Aehnlichkeiten aufblitzen, die eigentlich ungereimt sind, aber den Zuhörer für einen Augenblick in die Illusion hineinziehen, als ob sie ernstlich gemeint seyen, und die Lust des Komischen entsteht in der Auflösung des selbst bereiteten Widerspruchs oder seiner Elemente. Es belustigt uns, daß eigentlich kein Zusammenhang da ist und doch einer auftritt, und darum ist Kürze und Schnelligkeit die Seele des Wizes, und eine ungeahnte Beziehung muß aufblitzen, die uns stutzen und

staunen macht, wie doch jemand solch einen Einfall haben möge. So sagt Frau Hurtig, Falstaff habe sie in Bezug auf die unbezahlte Rechnung damit getröstet, daß Prinz Heinz ihm Geld schuldig sey. Was? fragt dieser. — „Ja," versetzt jener, „du bist mir deine Liebe schuldig, und die ist mir mehr als eine Million werth." Derselbe Falstaff will auf dem Krankenlager Bardolfs rothe Nase als Bettwärmer haben. — Auf der Göttinger Bibliothek wurde einmal eine Silberstufe gestohlen. „Was machen wir jezt nur mit dem Futteral?" sagte Heyer in ärgerlicher Verlegenheit, und Kästner hob das Lächerliche dieser Frage dadurch hervor, daß er erwiederte: „Stecken Sie die Nase hinein, die Sie vom Curatorium bekommen werden." — „Ich habe eben acht Groschen verdient," sagte Heinrich Heine, als er aus einem schlechten Concert kam; „es hat das Billet sechzehn Groschen gekostet und ich habe mich für einen Thaler gelangweilt." — Auch die Unterbrechung eines erwarteten Zusammenhangs kann witzig seyn, wie jene Lessing'sche Kritik: Dieses Buch enthält viel Gutes und Neues, nur schade, daß das Gute nicht neu und das Neue nicht gut ist.

Der Wortwitz oder das Wortspiel verbindet Entlegenes durch den gemeinsamen Klang der Wörter, und beutet die Vieldeutigkeit derselben aus. So sprach Friedrich August Wolf von Nibelungensucht und Minneliederlichkeit; so wird behauptet, daß man beim Abschied Scheidewasser weine; so sagte Heine einmal zu einem Freunde: „Sie werden mich heute etwas dumm finden; X. war bei mir, wir haben unsere Ideen ausgetanscht;" und jener Schüler übersetzte: amare coepit, er nahm einen Bittern. — Shakespeare's Narren wissen den Leuten das Wort im Munde zu verdrehen oder etwas ganz anderes als das Gemeinte herauszuhören, um darauf aufmerksam zu machen, daß man in der komischen Welt sey, und daß niemand sich auf die Consequenz seiner trockenen Verständigkeit zu viel einbilden solle.

All diese Witze sind Späße, sie meinen es so ernst nicht, und wer Spaß versteht, lacht mit, auch wenn er selbst einmal getroffen wird, und sucht, statt ein sauertöpfisches Gesicht zu machen, lieber den Stich zu erwiedern. Auch ist der Witz nicht Sache des kalkulirenden Verstandes, sondern gehört zunächst in das Bereich der Phantasie, wie alles Aesthetische, wenn er auch die Verstandesstufe derselben im Unterschied von der Vernunftstufe des Humors bezeichnet. Witzige Leute stehen unter der Herrschaft dieser ihrer Gabe, sie können ihre Witze nicht zurückhalten, man muß sie ihnen nicht allzusehr verargen. Ernster meint es die Ironie; sie gräbt sich in die Dinge ein, um dann deren Hohlheit wirklich aufzuweisen, sie nimmt den Schein scheinbar für das Wesen, um dieses im Selbstvernichtungsprozeß des Richtigen triumphiren zu lassen; sie ist eine scheinbar lobende, in Wahrheit aber tadelnde und höhnende Darstellung eines Häßlichen oder Schlechten, um durch diese zumal in ihrer absichtlich überladenden Färbung das Bewußtseyn des Rechten zu erwecken. Jean Paul fordert den Schein des Ernstes vom Ironiker, um den Ernst des Scheines zu treffen, und preist besonders die Feinheit Swifts, der es vor andern verstanden habe, die Ehrenpforten für Thoren zierlich mit Nesseln zu behängen. Hat die Ironie nicht wie die sokratische die milde Absicht, das bespottete Subjekt über sich selbst aufzuklären und zu bessern, sondern will sie dasselbe mit Bitterkeit bloßstellen, so wird sie zum Sarkasmus. So Hamlets Wort über die schnelle zweite Heirath seiner Mutter:

> Wirthschaft, Horatio, Wirthschaft! Das Gebackne
> Vom Leichenschmaus gab kalte Hochzeitschüsseln.

Er leiht ihr hier ein Motiv, das sie gewiß nicht gehabt hat, um ihre grundlose Schlechtigkeit aufzudecken.

Dagegen ist der Humor gemüthlich und nimmt an allen Dingen einen Herzensantheil, so daß man ihn wohl den Witz des Herzens oder die Komik der Vernunft nennen kann. Humor heißt Flüssigkeit. Zur Zeit der Humoralpathologie, wo man die Unterschiede der Menschen wie den Grund der Erkrankung in dem Verhältniß der Flüssigkeiten im Körper, des Blutes, der Galle, des Wassers, sah, gebrauchte man das Wort, um die Eigenthümlichkeit der Menschen gerade nach ihren besondern Launen und Wunderlichkeiten zu bezeichnen. So schrieb Ben Johnson ein Lustspiel: »Every man in his humor,« und definirte darin so:

> As when some one peculiar quality
> Doth so possess a man, that it doth draw
> All his affects, his spirits and his powers
> In their constructions all to run one way,
> This may be truly said to be a humor.

Erst im achtzehnten Jahrhundert bekam das Wort seine tiefere Bedeutung, und Vischer erinnert an den glücklichen Zufall, daß es bildlich jezt an die geistige Flüssigkeit des Komischen anspielt, worin alles Feste sich auflöst; eben so passend nennt man die beschränkten Naturen, denen alles fest ist, trocken. Der Humor weiß, daß jedes Ding zwei Seiten hat. Die Rose blüht nur aus Dornen auf, und wer möchte eine dornenlose? Der Sarg ist die Wiege eines neuen Lebens, die Thräne bricht uns im Schmerz und in der Wonne aus den Augen, und nur auf der grauen Wolkenwand erbaut das Sonnenlicht den glänzenden Regenbogen. Das Große bedarf des Kleinen, um wirklich zu werden, und wer im stolzen Gang nach einem erhabenen Ziel der Steinchen und Pfützen auf seinem Wege nicht achtet, wird bald auf seine Kniescheiben fallen und sich die Hosen zerreißen. Wer bei dieser Doppelwirklichkeit des Lebens in allem Endlichen

doch eines Unendlichen inne wird, das wieder nicht anders denn in unendlichen Formen erscheinen kann, wer in der Stärke des Menschen den Grund seiner Schwäche, in seiner Schwäche ein gutes Herz wahrnimmt, der steht in der Welt wie in einer Komödie, er lacht des Scheines, weil er ihn als solchen durchschaut, und liebt den Schein als die Hülle des Wesens, und er kann sich selbst zum Besten haben und haben lassen, weil er seines göttlichen Lebensgrundes sicher ist. Der Humor ist die Kraft der Selbstbefreiung und Selbstverlachung, weil er in der verlachten Welt sich selber mit einschließt, und dadurch, daß er über sie scherzen kann, sich selber über die Endlichkeit erhebt. Der Humor, sagt Hillebrand, ist die Seele, insofern sie in ihrer endlichen Qual sich selbst als ideale freie Macht anschaut und darstellt. Darum ist seine Stimmung eine schmerzlich frohe, und Frau von Staël meinte ihn damit zu charakterisiren, daß sie ihn la tristesse dans la gaîté nannte, so wie Heinrich Laube ihn als den Kuß bezeichnete, den Schmerz und Freude sich geben. Besser noch möchte die lachende Thräne, jenes Homerische δακρυόεν γελάσασα der Andromache, das Shakespeare'sche smiling in grief sein Symbol seyn.

Der Humor behandelt nichts als ein Festes, Abstraktes, Fürsichbestehendes, sondern er zeigt stets in ihm auch sein Gegentheil, im Großen das Kleine, im Kleinen das Große, und so werden ihm alle Dinge zu in einander spielenden Wellen des einen Stroms der göttlichen Liebe. Wie die Subjektivität sich selbst in tausend Hemmungen und Bedingtheiten des irdischen Daseyns verstrickt und doch wieder als frei im Reich der Ideen lebend erblickt, so behandelt sie die Welt als einen Zaubergarten, in welchem alles aus allem werden kann, weil in jedem Ding das Ganze lebt und jedes gerade durch seine Schranke mit dem Universum zusammenhängt. Sinnig nennt Jean Paul den Humor einen Gaukler, der auf dem Kopfe tanzend den Nektar aufwärts trinkt, und vergleicht ihn dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch so gen Himmel fliegt, ohne die Erde aus dem Gesicht zu verlieren. Denn der Humor vertieft sich in das Detail und überrascht uns durch das Interesse, das wir unter seiner Anleitung an sonst wenig beachteten Gegenständen nehmen, eben weil er im Genrebild in den flüchtigsten Zügen ein Ewiges, in Kleinigkeiten dennoch den besten Gehalt des Menschenthums durchschimmern läßt. Wie wenig äußerlich Bedeutendes erlebt Sterne auf seiner empfindsamen Reise, und wie weiß er den innersten Grund und die tiefste Wesenheit der gewöhnlichen Tagesereignisse zu erschließen und ihnen unsere herzlichste Theilnahme zu gewinnen! Der Humor muß verschiedene Stimmungen gleichzeitig festhalten und in einander schillern lassen, weil er bei allem Eingehen auf das Einzelne nie das Vereinzelte, sondern das Ganze im Sinn hat und deßhalb das Mannigfaltigste beibringt. Er muß dazu der Combinationskraft des Witzes vollkommen mächtig seyn, aber er stellt dieselbe unter die Herrschaft der Vernunft und der Liebe. Von diesen empfängt er seine Tiefe und seine Anmuth. Es ist seine Lust uns durch barocke Formen irre zu machen und doch durch den zweckmäßigen Inhalt zu befriedigen.

Die den Humor dem Alterthum absprechen, sollten stutzig werden, wenn sie die scheinbar ganz widersprechenden Urtheile lesen, die zwei so ausgezeichnete Denker wie Solger und Hegel über Aristophanes fällen. Solger spricht von dem Ernst und der Herbheit dieses Dichters, und weiß nichts, was tiefer erschüttern könnte, als die von ihm aufgestellten großen Bilder des demagogischen Wahnsinns, in welchem der herrlichste Staat des Alterthums sich selbst verzehrte; Hegel aber meint, ohne ihn gelesen zu haben, lasse sich kaum wissen, wie dem Menschen zu Muthe sey, wenn er sich sauwohl befinde. Die Lächerlichkeiten in der alten Komödie sind die großen öffentlichen Interessen, die Prozeßsucht, die Kriegslust, das Hereinbrechen der Pöbelherrschaft, der sophistischen Aufklärung, der Verfall der alten Sitte, des alten Glaubens, der alten Kunst; aber die hier wirkenden Subjekte sind in ihren Verschrobenheiten selbst so behaglich eingenistet, sie treten als so sichere Narren auf, daß wir mitten im Untergang einer schönen Welt über die unverwüstliche Kraft der Menschennatur mit dem Dichter jubeln können. Aristophanes steht mit ernster, sittlicher Gesinnung auf Seiten der alten Volksherrlichkeit, aber er spottet eben so gut auch über das Trompetengeschmetter Aeschyleischer Wortungeheuer, über die geistige Unbehülflichkeit des Strepsiades, als er die Weinerlichkeit des Euripides und in Sokrates die subjektivistische Bildung lächerlich macht. Gerade weil er ein religiöses Gemüth ist, kann er den Herakles auch als Erbsenfresser darstellen, oder den nach dem immer rascheren Takt des Froschgesangs immer schneller rudernden Gott Dionysos singen lassen:

> Ich aber habe Blasen schon,
> Und mein Liebwerthester schwitzt mir schon,
> Und schreit beim nächsten Bücken mit:
> Brekekeker koax koax!

Oder komödiren sich die Ritter nicht selbst mit ihren sich überschlagenden Schimpfworten, wenn sie im Chor tobend gegen Kleon auf die Bühne stürzen:

> Nieder mit ihm, dem Erzhallunken, Ritterstaadeswürgehund,
> Und dem Zöllner, und dem Mistpfuhl, und dem Charybdisschlingehund,

Und dem Hallunken und dem Hallunken zehnmal noch und hundertmal,
Denn ein Hallunk ist dieser Hallunke ja des Tags wohl tausendmal!

Darüber hat das athenische Volk gewiß eben so laut gelacht als über die Anweisung zur neumodischen Staatsmannschaft. Der Wursthändler sagt:

Das Orakel mundet mir, aber es wundert mich,
Wie ich des Volkes Führer zu seyn soll fähig seyn.

Ein Diener belehrt ihn:

O Kleinigkeit! Dasselbe thust du wie bisher:
Durcheinander rührst du, hackst wie Hache und stopfst wie Wurst
Die Demokratie, und machst dir das Volk mit süßem Guß
Von küchenmeisterlichem Geschwätze mundgerecht.
Das übrige Demagogenwesen hast du ja:
Hundsfött'sche Stimme, schofle Geburt und den Straßenwitz,
Kurz alles hast du, was man zur Staatsverwaltung braucht.

Der größte Humorist der romanischen Nationen, Cervantes, gibt komisch denselben Gegensatz des Idealismus und Realismus, den Goethe's Tasso tragisch entfaltet. Die Narrheit des Don Quixote entspringt aus dem Trieb die Unschuld zu beschirmen, das Recht zur Herrschaft zu bringen, und wenn er als einseitiger Idealist ganz ohne Rücksicht auf die reale Lage der Dinge handelt, so bleibt ihm doch stets sein wirklicher Muth und seine so einsichtsvolle Rede. Unser Jean Paul hat als der Dichter der Jugend den anziehenden Stoff des innerlich zu reinen, so tiefen Jünglingsgemüthes bei äußerlicher Unbehülflichkeit und mangelnder Weltkenntniß aufgegriffen, und dieses an sich humoristische Wesen weiß er nicht bloß in den Flegeljahren, sondern überall auszubeuten. Die Gutmüthigkeit des Humors ist bei ihm und in Goldsmiths Vicar of Wakefield am einleuchtendsten. An Tiefe des Humors und an Reichthum aller seiner Formen steht im Drama wieder Shakespeare oben an. Man denke an den einfältigen Gerichtsdiener, der zu registriren bittet, daß er ein Esel sey, und doch dasjenige entdeckt, was allein die Verwirrung lösen kann, und was kein Verstand der Verständigen gesehen hatte. Man denke an Mercutio, den Gervinus so ganz verkannt, von dem Schlegel so schön gesagt hat: „er geht mit dem Leben um wie mit einem perlenden Weine, den man auszutrinken eilt, ehe der rege Geist verdampft;" mit einem Scherz fordert er den Tybalt zum Kampf, mit einem Scherz scheidet er aus dem Leben. Man denke an die Kirchhofsscene im Hamlet, wie sie uns recht schlagend vorhält, wohin all das Planemachen der Menschen doch am Ende führt, und wie Angesichts der offenen Gräber doch der Spaß sein Recht behauptet. Man denke an König Lear, wie der Narr sein eigenes Herzeleid über das Unglück des Königs hinwegzuscherzen strebt, indem er tröstend bei demselben aushart, wie er in seiner Selbsterniedrigung seine Selbsterhebung feiert, indem er die Narrenkappe trägt, um der Wahrheit dienen zu können.

Die Komödie muß vor allem komisch seyn, sagte ich oben, und da das Komische im Humor seine Vollendung findet, so wird er als die schöpferische und beseelende Macht der Komödie anerkannt werden müssen. Er zeigt, wie das menschliche Leben eine Welt der Ungereimtheiten und Widersprüche wird, wenn Zufall und Willkür in ihm herrschen, aber er läßt zugleich diese sich selbst und damit die von ihnen gebildete Welt auflösen, so daß auch wider das Bestreben der Einzelnen und gerade durch ihre Verirrungen und Mißverständnisse das Gute geschieht und auch ihnen zum Heile dient. Nur so kann eine überschwengliche Heiterkeit aus allen Adern der Dichtung hervorsprudeln. Aber gerade auch in der Komödie wird das Komische seinen höchsten Triumph feiern, weil die Spannung und Auflösung des Widerspruchs in der unmittelbaren Gegenwart, in der sinnlichen Wirklichkeit viel energischer auftritt als in der bloß wiederholenden Erzählung, und weil der Musik die Gedankenbestimmtheit, den bildenden Künsten die Bewegung fehlt. Uebereinstimmend hiemit bemerkt der Geschichtschreiber der deutschen Dichtung: „Es ist nichts so dialogisch, so dramatisch von Natur wie das Komische. Wer Spaß macht, muß Spaß ertragen, und ganz recht sagt Falstaff, er sey nicht nur selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß es andere Leute werden."

Das Lustspiel als Darstellung des Lebens unter dem Gesichtspunkte des Scherzes wird bloß nicht bloß durch einzelne Späße, sondern durch seine ganze Anlage und Durchführung; es erträgt nicht die Würde und den Ernst großer Charaktere, die ihr ganzes Seyn heroisch an ein Ewiges und dessen Erringen setzen, sondern es behandelt vielmehr das gewöhnliche Thun und Treiben der Menschen, ihre Launen und ihr Streben für besondere Zwecke, oder weiß wenigstens dem Großen eine lächerliche Seite abzugewinnen und diese zum Gegenstande der Darstellung zu machen. Ein höchst glücklicher Fund für den Lustspieldichter sind komische Talente, wie Falstaff, die alles in das Scherzhafte parodirend zu ziehen, ihren Witz an allem zu üben und in allen Verlegenheiten die Freiheit des Geistes humoristisch zu bewahren verstehen. Zu solch unbezahlbaren Gestalten gehören die Clowns der englischen Volkskomödie, die Shakespeare so meisterhaft zum idealen Mittelpunkt mehrerer seiner Lustspiele macht, indem sie mit scharfem Blick erkennen, wie alle Menschen zuweilen oder nach gewissen Richtungen hin Narren und Thoren sind, und die darum freiwillig die Schellenkappe aufsetzen, um das zu scheinen, was die andern sind, ohne es scheinen zu wollen, und die gerade die recht Ernsthaften, die Malvolio's, um so

gründlicher zum Besten haben. Schade daß der pöbelhaft gewordene Hanswurst in Deutschland durch Gottsched verbrannt wurde, statt eine ähnliche Veredlung unter der Hand der Kunst zu erfahren. Schon der edle Justus Möser trat für ihn in die Schranken, und Lessing wollte, daß man ihn nach Gottscheds Tod wieder in seiner bunten Jacke auferstehen lasse.

Sind Willkür und Zufall die Elemente des Komischen, so wird die Komödie je nach dem Uebergewicht des einen oder des andern in zwiefacher Form, in einer mehr realen, als Charakter- und Intriguenstück, und in einer mehr phantastischen erscheinen, wie bei Aristophanes und in der dramatisirten Mährchenwelt der Neuern. Dort ist es die menschliche Selbstbestimmung auf dem Boden der gewöhnlichen Wirklichkeit, in ihrer besondern Eigenthümlichkeit, in ihren Trieben und Planen, was den Träger der Handlung bildet, und durch die Intriguen der Subjecte werden die Verwicklungen hervorgebracht, und indem dieselben einander durchkreuzen und aufheben, wird die Dialektik des Humors oder der Ironie vollzogen; hier sind wir in eine phantastische Welt der Wunder versetzt, wo die Begebenheiten scheinbar grund- und zusammenhanglos und dem realen Boden entrückt sich entfalten und dennoch am Ende das Verkehrte in seiner Verkehrtheit anschaulich gemacht oder das Rechte spielend durchgesetzt wird. So versetzt uns Aristophanes mit Einem Schlag in eine ganz neue Sphäre, und wie Dante in der Hölle durch die Strafe der Missethäter nur ihr wahres inneres Seyn gegenständlich macht, so führt jener irgend eine Ungereimtheit sogleich systematisch und plastisch durch, indem er einen ganzen Weltzustand ihr gemäß einrichtet, so daß sein sophistischer Denker mit den Wolken hin und her schwebt, seine politischen Projektmacher als Vögel ein Wolkenkukuksheim in die Luft bauen. Nicht minder leben wir im Sommernachtstraum, im Sturm in einer verzauberten Welt, in einem Land der Träume, das duftig und zart, wie es ist, eine ernste Charakteristik nicht verträgt und nur wie ein Schattenspiel an uns vorüberfliegt. Die lose Lockerheit der Form bei Aristophanes hat auch Hettner hervorgehoben. Andererseits wird das reale Lustspiel zu leicht bloße Copie der Alltäglichkeit und geräth in Gefahr, einer moralisirenden Trockenheit zu verfallen. Wir werden darum den Lustspielen den Preis geben, welche die Calderon'sche Poesie der Situation und den Reiz der Begebenheit mit der Menander'schen oder Molière'schen Charakterzeichnung und den intriguespinnenden Persönlichkeiten verschmilzt. Dieß ist in den Fröschen und Wolken des Aristophanes, dieß in Shakespeares „Was ihr wollt" und „Wie es euch gefällt" der Fall. Das classische Wort Josephs an seine Brüder: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht," könnte man als das rechte Lustspielmotto an die Stirn des letztgenannten Werkes schreiben. Es zeigt, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen, und lehrt uns, gleich dem verbannten Herzog, Gutes in allem finden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Die Kaisergruft bei den Kapuzinern.

Wie auf der Freiung, vor der Schottenkirche und dem Palaste des Grafen Harrach, Schwanthalers Erzbrunnen mit den Gestalten der Austria und den Gottheiten der vier Hauptströme des Kaiserstaates, so erhebt sich auf dem Mehlmarkt, oder besser Neuen Markte, der Brunnen von Raphael Donner (1736), der seine Personifikationen der vier Flüsse der Erblande nur aus Blei zu gießen vermochte, aber selbst in dem geringen Material nach Erlösung der Natur zu ringen wußte, und zwar mitten in der Zeit der Zöpfe und Puderquasten. Wie lieblich, wie einfach schön ruhen die Nymphen, wie kühn die Wassermänner! Wenn wir dieses befreite Leben und Regen in ihnen bewundert haben, mögen wir uns zu der nahen Kapuzinerkirche wenden und von ihren auch im Innern unscheinbaren Hallen nicht festgehalten, in den anstoßenden Klostergang treten. Nach langem Harren öffnet sich das Pförtchen, an dem wir geläutet; ein Kapuziner erscheint mit einem Lämplein in der Hand und schließt uns die Thüre der Gruftkapelle auf, über deren Kuppel außen seltsam genug ein Todtenschädel von Marmor mit stark vergoldeter Krone prangt. Bekanntlich werden in diesem, von Matthias und der kinderlosen Kaiserin Anna — Tochter Erzherzog Ferdinands von Tirol, der die Ambraser Sammlung gegründet — gestifteten Begräbnisse, an dessen Haupteingange die Trauerwagen unmittelbar anfahren können, nur die Kaiserleichname beigesezt, ihre Herzen aber in der Lorettokapelle bei den Augustinern, die Eingeweide in St. Stephan.

Der Mönch leuchtet uns die Stufen hinab in die Grabhallen, die uns mit eisigkalter Luft wie aus anderer Zeit, anderer Welt anhauchen. Die große Gestalt in der braunen Kutte, ein noch junger Mann mit regelmäßigen Zügen, das mächtige Gewölbe, die zahllosen reichen Särge und die wie in groß artigem Humor Leben und Tod zugleich parodirenden Schädel mit Kronen, gleich jenem auf der Kuppel, rings wiederholt, die Doppelbeleuchtung vom Ampellicht und den hin und wieder spärlich einfallenden Tagstrahlen — alles vereint macht ein merkwürdiges Bild. Mitten in der Hauptrotunde der neuen Gruft, unter der mehrerwähnten Kuppel, steigt das von Balthasar Moll aus Zinn gefertigte Mausoleum (1753—55) empor, das die Gebeine Maria Theresias und Franz I. umschließt; ein riesiger Sarg, trefflich verziert mit Darstellungen von Hauptmomenten der Monarchie, Ansichten aus Ungarn, Prag, Florenz, Frankfurt, der aber eigentlich mehr einem prachtvollen Ehebette gleicht. Unähnlich den frommen Schlummergestalten auf ihren Steinkissen aus grauen Tagen, ruht oben das Paar wie lebendig hingestreckt, mit altväterischem Schmucke belastet. Daß die Kaiserin, die mit der Rechten Oesterreichs Scepter hält, mit der Linken das Deutschlands berührt, übrigens in ungarischer Tracht abgebildet ist, soll andeuten, daß sie noch im Tode der Treue der Magyaren dachte, welche die Ehre und Untheilbarkeit der Krone Maria Theresias verfochten (1741). Sie hat sich, weiß uns das Volk zu erzählen, schon 24 Jahre vor ihrem Abscheiden das schwarze Kleid, in welchem sie begraben ist, fertigen und mit Edelsteinen sticken lassen. Bei Tag und Nacht pflegte sie die Gruft ihrer Ahnen zu besuchen. Bekanntlich war sie zulezt sehr stark, und da mußte man sie denn, wie zu Schönbrunn auf das Belvedere der Gloriette durch den noch jezt vorhandenen Zug, immer aus der Gruft hinaufziehen, wo sie jeden Freitag am Sarge ihres Gemahls betete. Einst brach während des Aufwindens einer der Stricke, dreimal blieb die Maschine stecken; da sagte die Kaiserin: „Die Gruft will mich behalten." Und wirklich war Maria Theresia zum leztenmal lebendig in diesen Mauern gewesen. Drei Tage darauf verließ sie ihre Gemächer nicht mehr und ging am 29. November 1780 für immer zu ihren Vätern heim. Am 3. December erfolgte die Beisezung der Hülle.

Rings um diese zärtliche Mutter, die sechzehn Kinder hatte, liegen zwölf derselben in Särgen gebettet. Wohin ist die Asche des einen verweht, dessen Blut der Henker verspritzte und dessen blonde Flechten, denen eine Königskrone entfallen war, in langer Kerkernacht zu Silber bleichten? Viele aus diesem stummen Familienkreise in der Rotunde sind als Kinder, die meisten in früher Jugend gestorben, eine Erzherzogin mit achtzehn Jahren. Ihre Züge auf dem an der Seitenwand der Bahre angebrachten Bildnisse erinnern an Marie Antoinette. Zu den Füßen des Prachtmausoleums sehen wir einen schmucklosen Sarg hingestellt, den geringsten im ganzen Gruftgewölbe. Auch der Kapuziner deutet nur kurz darauf hin, indem er sagt: „Und da ist der Joseph!" An diese demüthige Truhe knüpft sich durch einen liebenswürdigen Zug das Gedächtniß eines Mannes, der nun auch nur noch in Liedern und in Herzen unter seinem deutschen Volk lebt, ein Zug, der so ganz das eigenthümliche Wesen Gustav Schwabs bezeichnet, das immer junge Dichterherz, sein warmes Gefühl für alles Schöne und Aechte. Sein und mein Begleiter an dieser Stelle, der Verfasser des Don Juan d'Austria, hat mir den Moment wiederholt. Als Frankl bei Schwabs Anwesenheit in Wien ihn an einem heißen Sommertage in die Kaisergruft führte, hatte lezterer gleich beim Eintritt den Kapuziner gebeten, weil es unten so kühl sey, den Hut aufbehalten zu dürfen. Als sie jezt an die Schlafstelle von Theresiens Nachfolger kamen, und der Mönch, wie sie so da standen, sprach: „Das ist der

Sarg Jasephs!" da riß Schwab plözlich den Hut aom Kapf.

Auf der andern Seite, zu Häupten der Kaiserin, liegt die Erzherzagin Christine, der ihr Gemohl, der Herzag aan Teschen, von Canaaas zartem Meißel das biendend weiße Mormardenkmoi in der Augustinerkirche setzen ließ. Mutter und Tochter hingen innig on einander. Obschon das olles noch sa neu ist, hat sich doch bereits die Tradition desselben bemächtigt. In Preßburg, wa Christioe auf dem hochgelegenen Schiosse residirte, das jezt ois Ruine zerfällt, klang mir aus dem Munde des Vaiks eine rührende Sage van jener Fürstin und Maria Theresia. Wa immer wir einer Spur dieser an Geist und Gemüth so reichen Kaiserin, dieser wahrhaft graßen Frou begegnen, geht ein besonderer Zouber davon aus; sie iebt noch überoll. — Unter dem reich geschmückten Sarge van Josephs Gattin gewahrt mon den gonz kleinen ihres Kindes, sost wie ein Juaelenschrein; nebenan die achtzehnjährige Tochter, eine schöne Gestalt, wie sie innen schlommert, außen ouf deo Deckel hingegossen. — Links aon dem Mausoleum öffuet sich die Franzkapelle. Inmitten derselben steht der große Sorg Fronz II., seine drei Frauen um ihn; die Stelle der vierteu, der Koiserin Mutter, ist nach leer. Donn folgt Morie Lauise, daneben on der Wand der Herzog van Reichstadt. Wer vermöchte diese Bohre ahne Bewegung zu betrachten? Ich legte die Hand dorauf; kein Stöubchen regte sich oam Könige van Rom. Er schläst in Frieden, weiß nichts van deu Phautamen, den Schemen, die seitdem aufgeschwirrt. „Wenn der jezt da wäre!" fagten zwei Tauristen zu einonder, die inzwischen hinzugetreten waren.

Auf der entgegengesezten Seite ist der Ferdinondanbou, die neue galerieortige Kapelle, für das jetzige Geschlecht bestimmt. Wir aerweilen ou der Bahee des greisen Feldherrn, des Siegees van Aspern, Ezherzogs Karl. Ein einziger Kranz, die einzigen Blumen in deu weiten Hallen, und auch dieß uur blosse Immortellen — in diesen Wölbungen gibt es keine Blumen, uur Kronen — lag ouf dem Sorge einer Erzherzogin Rainee. Von da weisen uns wieder Todtenschädel mit galdenen Keonen den Weg zu der alten Gruft, varüber an dem prächtigen, im Dunkel geheimnißvall funkeiuden Sarg des Vaters Mario Therestas, Kaisers Koel VI. In Einer Reihe, liegen hier, glaube ich, neun oder nach mehr Kaiserinuen. Mit Stolz erwähnte der Kapuziner, es sey Housgesetz, doß olle Kaiser und Koiserinnen, sie möchten sterben wo sie wollteo, in diese Gewälbe gebracht werden müssen. Die übrigen, sezte er hinzu, können kommen ader nicht. Mario Theresio ließ ihre Großmutter Eleonore Theresie in einen schönen Sorg schließen, gleich allen ondern. Obschon bei deren Ableben erst ein dreijähriges Kind, erinnerte sich die Kaiserin doch noch in spätern Jaheen deutlich der frommen Frou. Leztere begehrte in Nannentrocht in einer ganz gemeinen Truhe bestattet zu seyn, mit keiner andern Grabschrift als an hälzerner Tafel: „Eleonore Mogdalene Theresie, orme Sündeein." In diesem einzigen sey sie der Graßmutter weniger gehorsam gewesen, schrieb die Enkelin ouf den Sorkaphag. Moria Theresia wollte ober auch — unerhörte Neuerung, gegen alle Etikette der Johrhunderte — unter Einem Dache mit ihrer Erzieherin in die Ewigkeit hineinschlummern: die Gräfin Fuchs allein sollte zwischen all den Kaiserleichen ruhen, zwischen einem Bruder und einem sonstigen Verwandten der Manarchin.

Oft hobe ich nach nachher, im „Bortengange" bei den Kopuzinern, bei den Kruzifixen und Heiligennischen, vor denen Beter knien, umherschlüpfend, durch das breite eiserne Gitter hinabgeschaut ouf den Sarg Mario Theresios, wa sie mit ihrem Franz in sa weltlicher Gestalt freundlich hingestreckt liegt, und ouf die Bahren ihrer Kinder, wie sie in der Rotuude umherstehen. Am Allerseeientoge ober steht die Gruft dem gonzen Valke offen. — Vielleicht dürfte dos Ceremoniell der Beisetzung, des feieelichen Einzugs in diesen Tadtenpalost, unsere Skizze nicht ungeeignet schließen. Der Leichnam wird sogieich einbolsomirt und mit allen Würdezeichen ausgestellt, entweder in der „Ritterstube" oder in der Hafburgkirche, die Koiser Friedrich III. 1449 einweihen ließ, und zwar ouf dem Grunde der Kopelle Rudolphs IV., weicher dos Gemoch, wa er gebaren war, in eine Kopelle verwondelte (1357). Oft grüßte ich ous einem der von Schildwachen wimmelnden Durchgänge des olten Imperatarensitzes die Rückseite des germanischen Chars; dunkel, aufstrebend, voll edler Steinbilder auf den Pfeilern, mitten unter neuem Anbou fast aeegessen und erdrückt. Die Leiche ruht auf dem Paradebette in einem hölzernen Sarge mit vergaldeten Beschlägen. Der Ueberzug ist für die regierenden Herrn und dereo Gemahlinnen schwarzer Sammt und Galdstoff, für die Ezherzoge und Erzherzoginnen rather Sammet und Goldstoff. Das Obersthafmeisteromt sucht safort in der Gruft die Stätte aus. In der Kapuzinerkirche werden olle Betstühle weggeräumt, die Wände der Kirche schaarz behängt, mit den Woppenschildern und sanstigen Trouerinsignien verziert, ouch Tag und Stunde dee Beisetzung dem Pater Guardion omtlich ongedeutet. Im bestimmten Augenblicke aersommeln sich die Kopuziner beim Klosterthar und ziehen zu der Augustinerhaskirche bis zur Ankunft der Leiche, die meist zu Wagen geführt wird, warouf sie der übrigen Geistlichkeit vartreten und „die Herrschast" mit Fackeln in die Kirchenhallen begleiten, in welche mau nur die uumitteibor zum Canduft gehörenden Personen einläßt. Der Sarg, ouf eine Estrade gestellt, wird vom Fürsten Erzbischof eingesegnet. Assistenten und Mönche singen die vorgezeichneten Psaimen. Dorauf trogen die Kapuziner bei Fackelschein die Leiche in das Gruftgewölbe und stellen sie ouf einem erhöhten Platze ous. Man öffnet nochmois den mit zwei Schlössern versehenen Saeg. Der Obersthofmeister frogt den Guordion: „Erkennen Sie hier in dem (odee der) Verblichenen den durchlouchtigsten Erzheezag" ꝛc., oder „unseres allergnädigsten Herrn, ader Fronen Majeßät ꝛc.?" und nach der Bejahung spricht er die förmliche Uebergabe aus, worauf der Guordian eewiedert: „Der höchste Leichuam wird, nach schuldigster Obsorge, allhier bei uns wohl aerwohrt seyn." — Man aeeschließt nun den Sorg; deu einen Schlüssel behält der Obersthafmeister, den ondern der Guardion. Mehrere Wochen später legen die Kapuziner unter Absingung verschiedener Psolmen, im Beiseyn eines befanders hiezu abgeordneten Hafbeamten, die Leiche in einen größeren Kupfersorg. Die Sorgschlüssel werden in der Schatzkammer ousgehoben.

Mannheim, Mai.

Messe. — Bildergalerien für's Volk. — Auswanderung.

Es ist ein wahres Glück, daß wir uns noch nicht sammt und sonders zum neuesten Purismus bekannt und in den deutschen Sprachreinigungsverein des Wißmeisters Brugger haben aufnehmen lassen. Wär' es geschehen, so müßten wir den Mai „Wonnemond" nennen, und doch wüßten wir gar nicht, was wir gegenwärtig mit diesem süßen Namen anfangen sollten. Klänge er nicht wie ein wahrer Hohn, wo der Nordost ohn' Ermüden schneidend kalt aus den Schluchten des Odenwaldes bläst und der verspätete Winter sich von dessen Höhen zum öftern weithin sichtbar macht? Doch dem schauderhaft rauhen Wetter zum Trotze hat der erste Dienstag des Monats wieder eine wahre Menschenfluth in unsere Stadt geführt. Den Mannheimer Maimarkt zu versäumen, gilt für Hunderte von „hüben und drüben" noch immer als ein Unglück, wenn nicht gar als Vergehen. Ja es scheint, als wolle sich der Pferdemarkt, dieser Mittelpunkt der ganzen Maimesse, im Vergleich zu den lezten Jahren wieder wesentlich heben. Der zu Stutgart drohte ihm den Rang abzulaufen und hatte ihn bereits nicht unwesentlich beeinträchtigt; allein die Händler behaupten, dort ihre Rechnung nicht mehr finden zu können, seit die königlichen Pferde in so bedeutender Anzahl concurriren, und wenden sich darum wieder mehr der Rhein-Neckarstadt zu. Die Zahl der ausgebotenen Pferde war in der That über Erwarten groß, und manch stattliches Thier war darunter. Die Kinder Israels hatten unaussprechlich viel mit Hand und Mund und ganzem Leib zu thun. Es sind dafür aber auch nicht unbeträchtliche Käufe abgeschlossen worden, und die sogenannte allgemeine Stimme erklärte sich zufrieden mit dem Resultate des Tages. — So lärmend es nun im Bereiche des Roßhandels und auf dem Rindviehmarkte vor dem Neckarthor herging, so still, ich meine relativ still, war es im übrigen Marktraume und auf den freien Plätzen. Gesprochen und gehandelt wurde zwar nicht wenig, aber sonst ließ kein Klang noch Sang sich hören. Nur die Trauerglocken läuteten in der Mittagsstunde von allen Thürmen zusammen. Der Tod des edeln Großherzogs Leopold, dessen feierliche Beisetzung am verflossenen Sonnabend Tausende nach Karlsruhe gezogen, läßt keinerlei Musik und Spiel zu, und so fehlt denn ein wesentliches Element des Messe- oder besser Jahrmarktlebens. Da gibt es keine Menagerie und keinen Circus, keine Riesen und keine Zwerge, keinen ägyptischen Zauberpalast und kein Panorama, Polichinell und Drehorgel sind nicht vertreten, und selbst die bleichen, todten Gesichter eines Wachsfigurenkabinets dürfen sich für dießmal nicht sehen lassen; keine kleine Einbuße für so manches Geschäftchen. Nur die Wirthshäuser, besonders die Bierschenken, finden ihre Rechnung vollauf, und selbst das frostige Wetter kommt ihnen zu statten. Indeß haben einzelne der Jahrmarktskünstler minderer Sorte ein Auskunftsmittel zu finden gewußt. Sie haben ihre Buden drüben in Ludwigshafen aufgeschlagen, wo keine Landestrauer ist, und in langen Zügen sind die Mannheimer, besonders am lezten Sountag über die Brücke gewandert, so daß es fast unheimlich öde geworden auf der Messe.

In Ermangelung anderer Sehenswürdigkeiten hielt ich mich für dieses Jahr absonderlich an die kleinen, bunten Bilderläden, die so recht eigentlich ihre Geschäfte mit dem Volke, besonders mit dem vom Lande machen. Die kleinen farbenbunten Bildchen mit goldpapiernem Rande, die unter dem Deckblättchen den Reim bergen, der entweder von Freundschaft oder von Liebe, immer aber von felsenfester Treue spricht, behaupten noch immer ihren alten Rang und bewähren ihre Anziehungskraft bei der Dorfjugend, die das Opfer eines Groschens nicht scheut, um das Blümchen zu erstehen, „womit sie ihre Liebe schmückt." Dort heißt es immer noch: „Wandle auf Rosen und Vergißmein-nicht!" Diesen Devisen zunächst fesseln das Auge der weiblichen Jugend die etwas idealisch gehaltenen, in allen Farben prangenden weiblichen Brustbilder, unter denen ihr eigener oder der Freundin Name steht. Sich selbst abconterfeit und noch dazu so schön vor Augen zu haben, und das um so billigen Preis, das hat einen Reiz, der die Bilderläden dieser Sorte nicht aus der Mode kommen läßt. Neben den mit allen Reizen geschmückten vier Jahreszeiten bleiben die rührenden Scenen aus Genovevas Leben ewig jung; sie fehlen nie, und Hunderte lesen, wer weiß zum wievielstenmal, unter diesen grellen Bildern in nuce die tragische Geschichte. Neben ihnen spielen jezt Edmund und Caliste die Hauptrolle. Die Heckerei, die vor einigen Jahren alles andere verdrängt oder doch tief in Schatten gestellt hatte, ist natürlich ganz verschwunden. Von der ganzen bärtigen Genossenschaft darf keiner mehr sich sehen lassen. Biblische Scenen und Heiligenbilder sind wieder in ihre alten Rechte eingesezt. Unter andern hat die Wentzel'sche Fabrik in Weißenburg in diesem Genre eine merkwürdige Serie geliefert. Sie hat das Gleichniß vom verlorenen Sohne völlig modernisirt, in Frack und Glacéhandschuhe gesteckt. Da verlangt der junge Thunichtgut sein Erbtheil in der Gestalt eines wohlgeschniegelten Commis im Paletot, dort sizt er weinend bei seiner Schweinheerde, während im Hintergrunde ein gut christliches Dorf seinen Kirchthurm in die Höhe streckt und die Bauern unter der Linde lustig tanzen. In's Vaterhaus zurückgekehrt liegt er mit ganz zerrissenen Hosen vor seinem Vater, der im blumigen Schlafrock und im Morgenkäppchen eben vom Canapé aufgestanden ist, und unter der Thüre erscheint der elegante Herr Bruder, eine junge Frau am Arme. Auch eine moderne Verzweiflungsscene am Spieltisch fehlt in dieser Reihe nicht, und darunter steht geschrieben: „Nachdem er das väterliche

Haus verlassen hatte, wurde er auf der Reise mit jungen ausschweifenden Leuten bekannt. Eines Abends, nachdem er in solcher Gesellschaft das Abendessen eingenommen, sezte man sich zum Spiel und er verlor alles, was ihm von seinem Vermögen übrig geblieben war.“ So macht man jezt biblische Lehren volksthümlich und paßt sie dem Bewußtseyn der Neuzeit an. — Eine Stufe höher kommen nun die Bilder für den untern Bürger- und vornehmen Bauernstand, lithographische Nachbildungen der Kupfer- und Stahlstiche, mit denen die rheinischen Kunstvereine die Zimmerwände ihrer Mitglieder ausgestattet haben. In die vorderste Reihe aber sind jezt wieder Napoleonische Bilder getreten. Sie haben zwar nie gefehlt, aber seit man neben den Oheim auch den Neffen stellen kann, sammelt alles, was dahin einschlägt, wieder die größere Zahl der Beschauer um sich. Bembaur und Gangel in Metz haben für hinreichenden Vorrath der Art gesorgt, doch findet der Prinz-Präsident bei uns im Augenblick nicht eben zahlreiche Käufer, da er in der gegenwärtigen Gestalt bald außer Cours kommen dürfte. Wer sein Bild besitzen möchte, wartet wohl noch ab, bis er Kaiser geworden. Dagegen nimmt das Porträt des neuen Prinz-Regenten Friedrich von Baden, das fast noch feucht von der Presse kommt, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es will jedermann das jugendliche Gesicht des faktischen Landesherrn sehen.

Doch ich will Sie nicht langweilen, indem ich mich mit diesen Volksbildergalerien unterhalte und an den Urtheilen und Bemerkungen ergötze, die ich mitten unter der ab- und zuströmenden Zuschauerschaft erlausche. Aber zu wirklichen Kunstwerken überzugehen, fehlt denn doch für dießmal die Gelegenheit. Im Lokal des Kunstvereins ist es so gegenwärtig still und öde, und von der Gemäldegalerie und den übrigen öffentlichen Kunstsammlungen, so wie von denen einiger Privaten rede ich wohl ein andermal. Es darf schon einmal wieder davon gesprochen werden, um so mehr, als so viele Reisende die Stadt gerade so durchschneiden, als wäre nichts darin und daran zu sehen, als eine neue Kettenbrücke und moderne Häuser. Hier will ich nur flüchtig vorüberstreifen an einem schönen Genuß, den der Landschafter Saal von Gablenz, der bekanntlich in Heidelberg verweilt, im Laufe des verflossenen Winters den hiesigen Kunstfreunden geboten durch Ausstellung einer seiner norwegischen Landschaften. Es war ein großes, herrliches Bild: ein tosender Wasserfall zwischen hohen Bergen. Das Bild gibt so recht klar und wahr die großartige Natur der einsamen norwegischen Gebirgswelt wieder und ist nach dem Urtheile aller Kenner nach Conception und Ausführung meisterhaft zu nennen. — Das Theater hat endlich den Propheten als Neuigkeit gebracht, und Mühldorfer hat durch die überraschend schöne Scenerie seinem Künstlerruhme neue Lorbeeren hinzugefügt. Der Tod des Großherzogs bringt einen Stillstand von vier Wochen, den die Kasse hart empfindet, da just die Maimesse, die alljährlich eine reichliche Ernte bietet, in diese Zeit der Landestrauer fällt. — Die Nothwendigkeit, das Theater zu erweitern, ist unabweisbar geworden. Die Plone zu dieser Erweiterung liegen bereits vor, allein die Mittel, 70 bis 80,000 Gulden, sind noch nicht flüssig. Doch dürfte auch dafür Rath und die Ausführung wohl noch im Laufe dieses Sommers begonnen werden.

Zum Schluß noch das alte Lied, das ich schon mehrmals gesungen, das wenigstens theilweise recht tragische Lied von der Auswanderung. War diese in den lezten Jahren schon stark, so ist sie es in diesem noch unverhältnißmäßig mehr geworden. Die Züge, die aus Baden und Württemberg nach unserem Rheinhafen strömen, sind endlos, und nie waren die Agenturen für Auswanderung so beschäftigt wie in den lezten Monden. Hunderte mußten sogar vertröstet werden auf etwas spätere Zeit, weil die Zahl der Schiffe, welche die Ueberfahrt vermitteln, zunächst nicht mehr zureichte. Daß die theure Zeit zur Vergrößerung dieser modernen Völkerwanderung das Ihre beigetragen, kann nicht in Abrede gestellt werden, doch ist sie keineswegs die Hauptursache. Der Zug der Gemüther geht nun einmal in die Ferne über den Ocean hin, einer neuen Heimath zu. Will man ihn eine Krankheit, eine Seuche nennen? Vielleicht ist er gerade das Ringen der alten Welt nach Genesung und der Anfang derselben. Wir wollen ihn dafür nehmen und damit dem sonst so trüben Bilde seine bessere, heitere Seite abzugewinnen suchen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 22. 30. Mai 1852.

— It is a custom,
More honour'd in the breach, than the observance.
This heavy-headed revel, east and west,
Makes us traduc'd and tax'd of other nations.

Shakespeare.

Aus der Militärgrenze.

(Schluß.)

Endlich ließen sich die heiligen drei Könige von Novigrad am Fuße der Anhöhe sehen, und ich hatte Zeit, mir sie genau zu betrachten, während sie heran kamen. Voran ging der Kaplan, der offenbar am leichtesten drfußte unter den dreien; hinter ihm schritt der Sereschaner, und zulezt keuchte der umfangreiche Pfarrer empor. — Nach einer Weile traten sie ein, begrüßt vom lauten Zuruf der Anwesenden. Ihnen auf dem Fuße folgten die Suppenschüsseln, von drei weithosigen Burschen aufgetragen, die, sobald sie ihre dampfende Last abgesezt hatten, den Fiskal an die oberste Stelle der Tafel schoben.

Der Sereschaner schlenderte treuherzig mit der ausgestreckten Rechten herum, schüttelte jedem die Hand, dem Fiskal die Schlafrockermel, und gab die tröstliche Versicherung, er komme nicht allein zu essen, sondern auch zu trinken, und was er aus Rücksicht auf lezteres im ersteren zu wenig leisten möchte, das werde seine Frau mit seinen beiden Jungen nachzuholen bemüht seyn, die zuverlässig kommen würden, sobald die verfluchte Post vorüber sey. Hierauf warf er sich in einen Sessel und machte sich den Speiseapparat zurecht. Der Pfarrer, eine kleine faßförmige Figur mit rothem, von einem dreifachen Goderwalle umgrenzten Gesicht und dünnen, mit dem sehr umfangreichen Leibe so schlecht harmonirenden Beinen, daß man bei jedem Schritt ihrem Zusammenbrechen entgegen sah, strengte sich sichtlich an, das ehrwürdige Aussehen, das sein blauer Sommerjanker im Verein mit seiner Gestalt allerdings nicht hervorzubringen im Stande war, sich durch eine strenge Haltung seiner Züge zu geben, was er durch ein eigenthümliches Runzeln seiner Stirne und wunderliches Emporzwinkeen der Augen zu erzielen glaubte. Dabei streckte er eine des Kusses gewärtige Hand aus, ohne daß jedoch andere Lippen als die der erwähnten drei Bursche ihr den erwarteten Tribut gezollt hätten.

Eine nicht minder feierliche Haltung suchte der hinter ihm stehende Kaplan zu behaupten. Eine schmächtige, den Pfarrer fast um's doppelte überragende Gestalt, beugte er sich über den leztern mit dem Ausdruck aller Demuth, deren ein hageres, abgeblaßtes Gesicht fähig ist, das den Blicken nicht zu verbirten vermag, nebenbei mit stillem Begehren nach der reich besezten Tafel hinüber zu blicken, während er den Hut mit beiden Händen an jene Gegend drückte, die

sentimentale Leute die Brust nennen, von der aber der Sereschaner zu seiner Nachbarin sehr richtig bemerkte, daß es die seines Magens sey.

Ordnung und Gesetz sind die Seele jedes wohlconstruirten Staates, und daß ihrer auch ein wohlbesetzter Tisch nicht entbehren kann, das haben auch die Kroaten eingesehen. Unsere Tafel war eine wohlbesetzte, und sollte bei zunehmender Lebendigkeit nicht Anarchie einreißen, so mußte unter dem Titel „Hausherr" ein Diktator ernannt werden. Diktatoren pflegt man nur in Zeiten der Gefahr zu ernennen. Unsere Gasterei für eine solche Zeit zu erkennen, war durch die Aussicht, die der Fiskal auf einige Eimer seines Kellers eröffnete, sehr gerechtfertigt, und ehe noch die Stunde kam, da die Schleußen des goldenen Meeres sich aufthun sollten, war durch Stimmeneinhelligkeit das Regiment dem hoffnungsvollen Stuhlrichter übertragen.

Der „Hausherr" ist der Tyrann des Tisches. Seinen Befehlen ist unbedingter Gehorsam zu leisten. Wer sich ohne seine Erlaubniß dem Gastmahle entzöge, der würde arg gegen die Sitte des Landes verstoßen. Er läßt jedem Gaste nach seinem Ermessen einschenken und vorlegen, und den Wein namentlich kann man nicht wohl unausgetrunken stehen lassen. Er bringt die Toaste aus, er paart die Gäste zusammen, indem er jeder Dame ihren Cavalier zutheilt, bei ihm ist um's Wort anzuhalten, wenn man sprechen will. So lange er nicht die Mahlzeit für beendet erklärt, dauert sie fort, und wäre es bis in den andern Tag hinein.

Der für dießmal erwählte „Hausherr" war ein Mann, den man seinem Amte gewachsen nennen mußte, eine Behauptung, die von ihm viele eher am Speisetisch als an der Gerichtstafel wollten gelten lassen. Der Stuhlrichter aber, in der beruhigenden Ueberzeugung, daß es genüge, in Einem ausgezeichnet zu seyn, schien heute gewillt, alle glänzenden Seiten seiner Fachroutine zu entwickeln. Für's erste, erklärte er, müsse er besorgt seyn, der heiligen Pflicht des Bilikum nachzukommen. Der Pfarrer lüftete sein Käppchen bei dieser Erklärung und zwinkerte mit den Augen, der Kaplan drückte die zusammengeballten Hände demüthig an den Magen und der Sereschaner säuberte sein Glas mit der Serviette.

Einer der weithosigen Bursche stellte auf den Wink des Fiskals fünf bis sechs kunstgerecht geformte Glasbecher von sehr verschiedener Größe vor den Hausherrn, ein anderer pflanzte eine Sechsmaaskanne des feurigsten Küstenweins vor ihm auf. Sodann erhob sich der Stuhlrichter und begann: „Das Frühjahr ist zu Ende, und ehe wir uns umschauen, braucht der Wirth Platz in seinem Keller für den neuen Wein. Als redliche Nachbarn müssen wir ihm daher helfen, bei Zeiten den alten hinauszuschaffen, und daran wollen wir denn heute wacker Hand anlegen. Den ersten Trunk aber soll unser neuer Gast als Bilikum haben, damit es ihm unter uns heimisch werde und damit er sich fortan als einer von uns betrachte. Nun aber sage mir, lieber Gast, bist du ein Meister oder ein Lehrling? Hier stehen sechs Becher vor mir. Der größte faßt eine Maas, der kleinste einen Nipp, den man Seidel nennt, die mittleren anderthalb Seidel, zwei, dritthalb und drei Seidel. Welchen soll ich für dich füllen?"

Ehe ich noch antworten konnte — denn niemand anderem als mir galt der Sermon — hatte der Sereschaner den Maasbecher vorgeschoben. Ein geringerer, meinte er, sey nicht der Mühe des Einschenkens werth. — Eine gute Frau, die mir gegenüber saß und mir viele Aufmerksamkeit bewies, entgegnete ihm, einen Doktor müsse man schonen, und schlug den Zweiseidelbecher vor. Darüber entspann sich nun ein Streit unter der Gesellschaft, dem aber Imritza thatsächlich dadurch ein Ende machte, daß sie dem Stuhlrichter alle Becher bis auf den kleinsten unter den Händen wegpracticirte, so daß ihm, als des wohlwollenden Streites für mich kein Ende werden wollte, nichts anderes übrig blieb, als diesen zu füllen und in seinem Sermon fortzufahren:

„Hier reiche ich dir also den ersten Becher Wein unter diesem Dache und befehle dir, ihn auf Einen Zug zu leeren. Thue es aber mit Bedacht und bedenke, was du damit erlangst! Dieser Trunk gibt dir die Schlüssel dieses Hauses in die Hand. Von jetzt an magst du kommen bei Tag oder bei Nacht, zu welcher Jahreszeit und zu welcher Stunde du willst; du magst reich seyn oder arm werden, gesund bleiben oder krank werden, du magst dich vor Feinden bergen, oder, was oft noch nöthiger ist, vor Freunden, dieses Haus steht dir immer offen, und du wirst darin finden, wenn kein Flaumenbett, so doch einen Bund Stroh, wenn keinen Braten, so doch ein Stück Brod, und wenn nicht zwei Gläser Wein, so doch eines. Uebrigens benütze es immer und brauche es nie! Zivio!"

„Zivio! Zivio!" wiederholte die Gesellschaft. Hierauf reichte er mir das Glas, und war das Bilikum auch nicht das, was ich mir vorgestellt, so war es doch eine schöne Sitte, und ich fühlte den natürlichen Drang, meinen Dank auszusprechen, nachdem ich zu meiner größten Verwunderung den Becher leichter geleert hatte, als ich geglaubt, daß es mir gelingen könne. Indem ich diesem Drange folgte und meine Jungfernrede in serbischer Sprache, so gut und so schlecht als es eben gehen wollte, vorbrachte, befolgte ich nur eine feststehende Sitte, die niemand, dem ein

Bilikum gebracht wird, unterläßt. Nachdem ich über das Dick und Dünn der verschiedenen grammatikalischen Unfälle hinwegstolpernd, endlich glücklich geendigt hatte, lohnte die Gesellschaft meinen rednerischen Versuch mit einem dreimaligen »Zivio gromovito!« Der Fiskal bedauerte die Impotenz seiner Hand und ließ mir seinen Händedruck durch Imriza entbieten, und diese stellte ein mit bunten Blumen bemaltes Glas vor mich hin, als aus welchem allein ich von nun an auf Novigrad trinken sollte. Mir aber ward klar, daß das Wort Bilikum dem Slaventhum zu vindiciren nur jenen Philologen gelingen würde, die es so weit gebracht haben, die deutsche Sprache für eine Enkelin der slavischen zu erklären, und ich glaubte meinem Patriotismus gar nichts zu vergeben, wenn ich vor der Hand annahm, Bilikum sey nichts anderes, als das bis zur Unkenntlichkeit verrenkte Wort **Willkomm.**

Der Stuhlrichter, nachdem er seines Amtes auf so glänzende Weise gewaltet, zögerte nun keinen Augenblick, denselben für ihn wichtigeren Theil in Vollzug zu bringen, und nahm die Leitung des Kruges in die Hand. Nun wurde auf sein Geheiß ein Becher nach dem andern gefüllt, und so lange noch die Geister beisammen waren, zum Ausbringen der Trinksprüche geschritten. — Zuerst erhob er sich selbst und brachte die Paare aus. Dieses Zusammenstellen der Paare nach eigenem Ermessen ist das Recht des Hausherrn, das ihm viel Stoff zu den komischsten Combinationen, mitunter zu boshaften Anspielungen auf geheime Verhältnisse gibt. Unser Stuhlrichter schien in die Geheimnisse der Gesellschaft tiefe Blicke gethan zu haben, und die allgemeine Heiterkeit war nicht gering, als er, nachdem er den Fiskal mit der benachbarten Gutsfrau hatte hoch leben lassen, und mir Imriza als Dame zuzuweisen so freundlich gewesen war, einen riesigen Becher fast bis an die Decke erhob und ausrief: — »Neka zivili gospon prebanos i gospoja »postmeisteritza!« Neka zivili skupa kao dve svete golubice — gromovito!« (Es lebe der Herr Pfarrer und die Frau Postmeisterin! Sie leben wie zwei heilige Tauben beisammen — hoch!"

Der Sereschaner schlug eine donnernde Lache auf und mit seinem Glase so gewaltig auf den Tisch, daß es zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit in Scherben sprang. Der Pfarrer aber zwinkerte mit den Augen, und der Kaplan wollte sich unvermerkt erheben, um sich heimlich aus dem Zimmer zu machen und einem Toast auf seine Wenigkeit zu entgehen. — „Wer hat Euch aufzustehen erlaubt, Herr Kapellan?" zürnte der Haustyrann. „Ich befehle Euch sitzen zu bleiben, und zur Strafe werdet Ihr auf Eures Liebchens Gesundheit ein Zweiseidelglas leeren. »Zivili gospon Kapelian i gospoja »mautheinemertza« — gromovito!«

— „Gromovito!" stimmte die ganze Gesellschaft ein, und der Kaplan, indem er sich dankend so tief verneigte, daß er mit seiner Stirne den Hals der vor ihm stehenden Weinkanne berührte, versuchte sein Gesicht in die möglichst freundlichen Falten zu legen, ohne dem heiligen Ausdrucke desselben zu viel Abbruch zu thun, hob mit Salbung das Glas und sog es in stiller Ergebung in sein Geschick bis auf den letzten Tropfen aus.

Das Ceremoniell war nun abgethan und der Stuhlrichter fing an es auf die Trinkhelden des Tisches abzusehen. Es waren dieß der Pfarrer, der Kaplan und der Sereschaner, denen er ohne Unterbrechung einschenken ließ, um sie, was man in der Kunstsprache so nennt, systematisch „zuzudecken." Während die Wangen des Pfarrers höher zu glühen begannen, das Zwinkern seiner Augen in ein furchtbares Rollen überging und er sich genöthigt sah, Rock und Kollar als raumbeengende Fesseln abzulegen, trug der Kaplan mit christlicher Fügung sein Geschick, und begann mir, der ich ihm gegenüber saß, zu wiederholten malen zu versichern, daß er ganz wohl auf sey, und daß er für mich eine unbegrenzte Affektion empfinde.

Der Sereschaner fing an zu fluchen und beklagte den Verfall der Zeiten und Sitten, machte dem Stuhlrichter die bittersten Vorwürfe, daß er mich mit dem Bilikum so leicht durchkommen lassen, und erinnerte den Fiskal an die bessern Zeiten, da ein „Tablobiro" (Gerichtstafelbeisitzer) an derselben Stelle, an welcher ich jetzt sitze, ein ganzes Schaff Wein als Bilikum habe austrinken müssen, und wie es ein Hauptspaß gewesen sey, als man ihm, da er nicht mehr trinken konnte, den Wein aus lauter Brüderlichkeit mittelst eines Trichters eingeflößt habe. Das sey noch eine Zeit gewesen, wo es Kunsttrinker gegeben, wo man Trinken gelernt und gelehrt habe, und wenn der Herr Pfarrer nicht wäre, so gäbe es auf zehn Meilen gar keinen Mann mehr, der etwas Rechtes vertrage. Das glorreiche Geschäft der „Trinkreisenden," die mit ihrer Kunst von Gasterei zu Gasterei gezogen und davon gelebt, so wie sie auch selig an ihr gestorben, sey leider völlig zu Grunde gegangen.

Inzwischen war es Abend geworden, und der Stuhlrichter, der wohl seine Gründe dazu haben mochte, entließ die Tischgesellschaft mit Ausnahme der heiligen drei Könige von Novigrad.

Imriza, meine Dame von Stuhlrichters Gnaden, führte uns in den Garten, wo ein kleiner Kreis junger Frauen und Bauernmädchen in Begleitung einiger jungen Bursche auf einem Grasplatze gelagert war. Wir ließen uns nieder, und nun ging es zum Beschlusse des Bilikumtages an's Singen. Erst wurde in Gemeinschaft gesungen; unter andern folgendes Lied:

Ausgespannt sind auf der Wiese
 Grüne Zelte,
Drunter sprießen, sprießen üppig
 Grüne Gräser;
Auf die Gräser sind gestreuet
 Rothe Rosen,
Auf den Rosen ausgebreitet
 Seidne Polster,
Auf den Polstern sitzt Jergetsche,
 Der Alajbeg.

Geht vorbei ein Christenmägdlein,
 Holet Wasser,
Spricht Jergetsche zu ihr also,
 Der Alajbeg:
„Nicht so oft, o Christenmädchen,
 Hole Wasser!"

Ihm jedoch das Christenmädchen
 Drauf erwiedert:
„So die Mutter mir's besiehlet,
 Will ich's holen,
Will es holen, wahrlich, wär's auch
 Jeden Morgen!"

Da sie nun des andern Morgens
 Ging nach Wasser,
Sieh, da faßt sie an den Armen
 Der Alajbeg:
„Steh' ein Weilchen, steh' o Närrchen,
 Christenmädchen,
Daß ich dir die Augen schaue,
 Schlehenaugen,
Daß ich dir die Wangen küsse,
 Sonnenwangen,
Daß ich sprech' mit deinen Lippen,
 Zuckerlippen!"

Ihm jedoch das Christenmädchen
 Drauf erwiedert:
„Wo doch sind mir die neun Brüder,
 Wackre Helden,
Daß Jergetsche sie erfassen,
 Den Alajbeg,
Und ihm legen schwere Ketten
 An die Hände?
Und so ihnen Leid erregte
 Seine Jugend,
Daß sie in die Macht ihn geben
 Mir, dem Mädchen?"

Und der Beg, da er dieß höret,
 Läßt das Mädchen,
Ob des Mädchens Arme wären
 Heiße Nesseln;
Und das Mädchen — jeden Morgen
 Holt es Wasser.

Ferner:

> Also weislich rieth ich meinem Liebsten:
> „Geh', Geliebter, nicht so oft vorüber,
> Leicht verdächtig könnt's der Mutter scheinen,
> Könnt' zuletzt, daß wir uns lieben, meinen,
> Wir, die wir uns niemals noch gesehen,
> Uns in allem dreimal, glaub' ich, küßten —
> Zählt' es jemand, hundertmal wär's freilich,
> Schrieb's wer nieder, ging's auch in die tausend!"

Zuletzt wurde ein Rundlied angestimmt. Die Rundlieder gehören zu dem schönsten und eigenthümlichsten der südslavischen Poesie, und die Gegend von Novigrad steht in dieser Beziehung in ziemlich gutem Ruf. Ein Mädchen improvisirte:

> „Wo sich sehn vier Augen eben,
> Muß es auch für's Herz was geben.
> Neka, Neka, nek se zna,
> Da pi moja lubeznа!«

Der ganze Kreis wiederholte die letzten zwei Zeilen als Refrain im Chor. Dann fuhr der ihr zunächst sitzende Bursche fort:

> „Hat das Herz ein Lieb zu eigen,
> Wird der Mund es nicht verschweigen.
> Neka, Neka, nek se zna etc.«

Hierauf ein zweites Mädchen:

> „Wenn die Leute drum auch schmähen,
> Will ich dich doch täglich sehen.
> Neka, Neka, nek se zna etc.«

So ging es im Kreise herum, jeder improvisirte seine Doppelzeile, und wenn eine solche recht schlagend zum Refrain paßte, so wurde freudig in die Hände geklatscht und aufgejauchzt.

Als die Reihe an mich kam und ich, genöthigt, meinem rednerischen Verdienst von heute Mittag durch einen Versuch in gebundener Sprache die Krone aufzusetzen, all mein kroatisches Wissen zusammenraffte und gegen Imritza gewendet improvisirte:

> „Bilikum botst du im Becher,
> Biet's vom Munde nun dem Zecher!"

wollte das Lachen kein Ende nehmen. Imritza schlug mich aber mit einem Weidenzweige auf den Mund, und als sie gar davon lief, da ward es mit dem Lachen noch ärger, und mit dem Singen war es aus.

Eine halbe Stunde später ritt ich die Höhe von Novigrad herab, nachdem ich dem alten Fiskal meinen herzlichsten Dank gesagt und in seinem Schlosse wieder einzusprechen versprochen, wenn ich wieder

einmal in die Gegend kommen sollte. Jmritza war mir überall ausgewichen, kam indessen zum Abschiednehmen herbei; als ich aber Einiges zu meiner Entschuldigung vorzubringen suchte, erwiderte sie: „So recht! so machen Sie es noch besser! Wenn Sie wieder einmal kommen, sollen sie erbarmungslos das Zweiseidelglas haben!" und hüpfte davon.

So viel ich erfahren konnte, wanderten der Pfarrer, der Kaplan und der Sereschaner bei spätem Mondschein, übel zugerichtet, von Novigrad aus. Der Stuhlrichter dagegen blieb auf dem Schlosse, behauptend, die drei seyen nichts als feige Schlemmer, die sich auf und davon machen, wenn es recht ernst werde, und vereinigte in Ermanglung von Gästen bis zum lichten Morgen Hausherrn und Gäste in seiner Person.

Aus dem östlichen Frankreich.

(f. Nr. 17.)

III.

Die Sonne begann den dunkelblauen Abendduft, welcher die Rebenhöhen jenseits der Saone umwebte, mit Gold und Purpur zu säumen, als ich mich einem Dorfe näherte, dessen weißgetünchte Häuser und Hütten neugierig aus schönen Pappelgruppen zu mir herüber schauten, während aus zehn bis zwölf dieser Dörflerwohnungen ein Ueberbau emporstieg, der einer Warte oder einem bescheidenen Minaret nicht unähnlich sah. Ich war mehrere male auf Kreuzwege gestoßen und hatte auf gutes Glück den ersten besten Pfad eingeschlagen, der in nordöstlicher Richtung auslief, so daß ich, als die Sonne sich zu neigen begann, darauf gefaßt war, die Nacht eher in jedem andern Dorfe als in Ozan hinzubringen. Ich hatte mich in dieser Ahnung auch nicht getäuscht, wie ich sogleich Angesichts des erwähnten Dorfes mit seinen sonderbaren Minareten erfahren sollte. — „Ist dieß Ozan, mein Knabe?" fragte ich einen Geisjungen, welcher auf dem Gras am Wege saß und sich mit einem wunderschönen weißen Ziegenbock neckte. — „Bo-u," sagte er kurzab und zog das muthwillige Thier, das ihm die Stirne bot, an den Hörnern auf seinen Schooß.— „Und in welcher Gegend liegt Ozan?" Auf diese Frage schien der Knabe anfangs gar keine Antwort geben zu wollen, besann sich aber doch bald eines bessern, hob die Hand und deutete mit seinem schwarzbraunen Zeigefinger in südlicher Richtung, wo ein Kirchthurm aus dem Grün der Bäume ragte. — „Dann wird dieses Dorf vor uns wohl Boz seyn, mein artiger Knabe?" — „Ja, ja, Bo-u, Bo-u!" rief er halb verblüfft, halb ärgerlich, denn er hatte meine lezten Worte ganz gut verstanden, erhob sich rasch und eilte seinen Ziegen nach.

Da mein geistlicher Herr nie Ozan genannt hatte, ohne Boz anzufügen; da er dem leztern Dorfe sogar orientalische Eigenthümlichkeiten und saracenische Sitten zuschrieb, welche zu Ozan sich bereits verwischt hatten; da die Minarete überhaupt und deren Menge in einem so kleinen Dorfe ein sehr verlockendes Aussehen hatten; vor allem aber, da es spät am Abend und ich nicht geneigt war, noch eine Stunde in der Nacht zu lustwandeln, wendete ich meine Schritte „Bo-u" zu. Die Minarete wurden leider, als ich mich dem Dorfe näherte, zu sehr prosaischen Schornsteinen, die allerdings eine Höhe hatten, welche selbst meinem Freunde von der smaragdgrünen Insel wo hohe Schornsteine heimisch sind, hätte auffallen können, in deren Form aber nur ein eingefleischter Saracenomane eine entfernte Aehnlichkeit mit den schlanken Thürmchen finden konnte, von deren Zinnen den Gläubigen die Stunde des Gebets verkündigt wird. Dagegen kam den Ansichten des guten Pfarrherrn von St. Genis der Schild des Wirthshauses »au croissant,« der gastfreie Empfang, welchen mir der Wirth zum Halbmond angedeihen ließ, und die Einrichtung der Wohn- und Gaststube einigermaßen zu gut, nicht zu gedenken, daß die wenigen „Burhins," welche ich bis jezt gesehen, einen stark maurischen Teint hatten und daß die Augen der zwölfjährigen Tochter des Wirths ächt saracenisches Feuer ausstrahlten. Die geräumige Gaststube hatte etwas altväterlich Behagliches. Der Heerd stand in der Mitte und war auf drei Seiten von Sitzen umgeben, auf welchen acht bis zehn Personen bequem Platz finden und sich der Wärme des Kohlenfeuers und der Unterhaltung freuen konnten.

Der Wirth war ein sehr liebenswürdiger, gesprächiger Mann; er hatte es in Algier bis zum Sergenten gebracht und seinen Abschied in dem günstigen Augenblick erhalten, wo die junge Wittwe des frühern Wirths zum Halbmond sich nach einem Manne umsah, der die Last eines ausgedehnten Geschäfts und Hauswesens mit ihr theilte. „Unser Glück war von kurzer Dauer," fügte er hinzu; „die gute Frau starb acht Tage nach der Geburt unserer Marianne." Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, gedachte ich des Irrwegs, auf welchen ich an diesem Nachmittag gerathen, und des nicht überhöflichen Geisbuben. — „Nun," sagte der Wirth, „der Knabe wollte ohne Zweifel den unter unsern Nachbarn beliebten Spruch: »rude comme un Burhin.« nicht Lügen strafen. Man stellt uns mit dem „Wasservolk" an der untern Rhone auf eine Stufe und läßt nur den Bewohnern des Dorfes Chizerot die Ehre, uns an Herbheit und Derbheit der Sitten zu übertreffen, denn von diesen sagt der Spruch: »sauvage comme un Chizerot.« Solche freundnachbarliche Höflichkeiten erwiedern die Burhins und die Chizerots in gleicher Münze, ohne daß dadurch etwas besser oder schlimmer würde. Wenn übrigens auch nicht alle Bewohner von Boz dem Geisbuben gleichen, so nennt man uns doch

nicht ganz mit Unrecht ein wenig ungeschlacht und bärenhaft. Was wollen Sie aber? Wir sind auf Viehzucht und Viehhandel angewiesen; wir sind entweder auf der Weide, um das Vieh zu hüten, oder im Stall, es zu mästen, oder auf dem Markt, es zu verkaufen; wenn man einen Burhin an diesen drei Orten nicht findet, ist er gewiß in die östlichen Berge gezogen, um sich Nachzucht in den Stall zu schaffen. Bei solchen Beschäftigungen und bei einem solchen Umgang lernt man keine feinen Sitten; ich darf es aber wohl sagen, daß diese rauhe Schale einen gesunden, tüchtigen Kern in sich schließt, und daß manche unserer Nachbarn vielleicht schonender über uns urtheilten, wenn wir ihrem Beispiele folgten und uns mehr um die Geschicke Frankreichs als um die Geschicke unserer Familien, mehr um das Regierungswesen als um unser Hauswesen bekümmerten. In Folge dieses ganz heillosen Einmischens in Dinge, die der Landmann nicht versteht, sind viele Dörfer Saone auf und Saone ab in Verfall gerathen, während Boz, Ozan, Chlzerot, und wie die sogenannten saracenischen Dörfer heißen mögen, durch Umsicht und Thätigkeit ihren Wohlstand von Jahr zu Jahr steigern. Sehen Sie hier den Grund, warum man eine dieser Gemeinden rauh und roh, die andere wild, die dritte geizig, die Bewohner dieser kleinen Dörfergruppe aber Selbstsüchtler, Vaterlandsfeinde, Saracenen- und Judenkinder nennt. Wir aber beten und arbeiten und lassen unsere Nachbarn nach Belieben politisiren, schimpfen und hungern."

Die Tochter des Hauses hatte unterdessen schweigsam und behend den häuslichen Pflichten, welche ihr oblagen, Genüge gethan und flüsterte ihrem Vater einige Worte zu, welche dieser lächelnd anhörte und mir dann zu wissen that, Marianne fürchte, das Abendessen möchte nicht nach meinem Geschmacke seyn, da der Fasttag bei ihnen streng beobachtet werde. Ich überhob die junge Hausverwalterin jeder Besorgniß, indem ich ihr erzählte, daß während der lezten vier Wochen in den piemontesischen und savoyischen Alpen mein Abendmahl gar oft aus frischem Käse ohne Brod und aus Milch bestanden habe, und daß ich doch stets mit dem nächsten Morgenroth gestärkt und munter vom duftigen Heulager aufgestanden sey. — „Nun, wenn der Herr auch nichts besseres zum Nachtessen erhalten sollte, wird er doch bei uns nicht auf dem Heu schlafen," versezte Marianne, hielt aber, wie sich dieß bei jungen Mädchen zuweilen begeben soll, nicht Wort, sofern es sich von dem Abendessen handelte; denn ich sah bald ein lucullisches Mahl vor mir, bestehend aus Omelette und Salat, duftigem Pigeot mit eingemachten Perdrigon-Pflaumen, zum Dessert Rahmkäse, Butter, frische Oliven und Mandeln; daß eine Flasche Burgunder nicht fehlte, versteht sich von selbst, war ich doch so zu sagen nur zwei Schritte von der Grenze des gesegneten Burgunderlandes entfernt. Marianne wünschte zu wissen, ob ich schon früher „Pigeot" gegessen hätte; als ich ihr bemerkte, daß der Name mir so neu sey wie das Gericht, sagte sie mir, das Pigeot sey ein ächtes Burhiner Gericht und werde aus Hirse mit beliebigen Zuthaten von gestoßenen Mandeln, großen Rosinen und zartem Fischfleisch an Fasttagen, sonst aus Hirse mit gehacktem Schinken und Geflügel bereitet. Als ich am folgenden Abend meinem geistlichen Herrn von dem seltsamen Gerichte und dem eben so seltsamen Namen desselben erzählte, rief er mit leuchtenden Augen: „Das Wort ist augenscheinlich nicht französisch; es ist arabisch, obgleich die lange Zeit ihm arg mitgespielt hat. Ist Ihnen der Pilau der Orientalen nicht in den Sinn gekommen? Wir können keinen Reis hier bauen und die Hirse muß dessen Stelle vertreten."

Während die rührige Tochter an einem Nebentisch den Teig zu den „Gaufres" — ein dünner Kuchen, einer großen Waffel ähnlich — für den nächsten Mittag bereitete, sagte mir der Vater, man nehme zu diesem Kuchen gewöhnlich Mehl von Weizen, dessen Anbau in der Umgegend sehr beliebt sey, obgleich Mais und Roggen auch ergiebige Ernten lieferten. „Wir Bouains, oder Burhins, wie man uns gewöhnlicher nennt," fuhr er fort, „befassen uns indessen weniger als unsere Nachbarn mit dem Ackerbau; unser Boden — prachtvolle Wiesen, ausgedehnte Weideplätze, fette Waldlichtungen — verweist uns auf die Viehzucht, und die aus alter Zeit auf uns vererbte Neigung zu einem stets bewegten Leben und zum „Geschäft" führt unsere jüngeren Leute bis weit in die Thäler des Jura, wo sprüchwörtlich die schönsten Kälber und jungen Stiere nur für die Burhins wachsen. Wir stehen hier in dem Rufe, unsere Ochsen mehr zu lieben als unsere Kinder; dieß ist jedoch nur „burgundischer Scherz;" wenn wir übrigens unsern Thieren zugethan sind, wissen wir recht gut warum."

Hier wurde der Wirth durch ein ziemlich lautes Geschrei, das die Straße herab tönte, unterbrochen. Emeuten und Bocksbärte waren damals in Frankreich noch Mode und ich glaubte, die Mondscheinnacht habe den süßen Pöbel einer communistischen Gemeinde in der Nachbarschaft nach „Bo-u" gelockt, um sich an diesen „engherzigen Schlafmützen" zu reiben; mein Burhin folgte mir jedoch sehr ruhig an das Fenster und sagte: „Da hören Sie die »ululemens« und »huchemens« unserer jungen Bursche, das in's Burhinische übersezte Girren des Taubers, welcher der Taube ruft, — kurz, die Feierstunde ist gekommen und die rüstigen »abeus« (Söhne) von Boz machen ihren Abendspaziergang und laden ihre »mottetas« (junge Mädchen) ein, sie zu begleiten. Wir werden sie sogleich jener Pappelgruppe zuziehen sehen, wo dann und wann die

Fiedel und der Dudelsack laut werden und die Farandole oder der Ringeltanz getanzt wird; heute nimmt aber das junge Völkchen auf den Rindenbänken Platz und bringt eine Stunde mit Gesang und Geschichtenerzählen hin."

Da Marianne auch an das Fenster gekommen war, bat ich sie, mir die Farandole zu beschreiben. „Die Beschreibung," sagte die maurisch-gallische Schöne, indem ihre großen glänzenden Augen wie Sterne leuchteten, „wird kaum länger seyn als ein Ave Maria. Der beste Tänzer ist der Farandou, der Vortänzer; als solcher erhält er als Zeichen seiner Würde von seiner Tänzerin einen Blumenstrauß und eine Bandschleife; die leztere befestigt er auf seinem Hute, den Strauß hält er in der rechten Hand; in der Linken hat er eine Schnur, welche seine Tänzerin mit der rechten Hand faßt; das zweite, dritte Paar u. s. w. olgen ihrem Beispiele, und nun gibt der Farandou mit seinem Blumenstrauß die Bewegungen an, welche die Gesellschaft auszuführen hat. Das Wesentliche ist, daß der Kreis sich jeden Augenblick zu öffnen, die Schnur jeden Augenblick zu fallen scheint, und daß bei aller Raschheit der Bewegungen, bei dem steten Wechsel der Hände, welche die Schnur fassen und fallen lassen, der Ring geschlossen bleibt." Zu Lyon erfuhr ich, daß die „Farandoule" ehedem der Lieblingstanz der Provençalen gewesen, und daß man sie noch jezt in vielen Dörfern bis zur spanischen Grenze, ja bis gegen Barcelona hin tanze.

Unterdessen hatten zehn bis zwölf Pärchen sich zusammengefunden und zogen den Rindenbänken unter den Pappeln zu. Nach einer kleinen Weile begann der Gesang. Marianne sagte, es sey ein Hirtenlied, das gesungen werde, wenn die Heerden, die schönste Kuh — la sonnalière, die Leitkuh — voran, im Frühjahr auf die Weide ziehen. Der Refrain:

»La sonnalière
Va la première.
Io, ioi, io!«

wurde stets von der ganzen Gesellschaft zweimal wiederholt. Mehrere andere Lieder folgten; sie bezogen sich alle auf das Hirtenleben und der nie fehlende Refrain hallte weitum wider. Im Allgemeinen war der Gesang langsam und eintönig und nur in dem Vortrage des Refrains war eine lebhaftere Erregung zu gewahren.

„Unser junges Volk," sagte der Wirth, als das Sängerchor sich wieder in dem Dorfe zerstreut hatte, „war heute in seiner Hirtenlaune; zuweilen singt es auch ganz schöne Lieder andern Inhalts, z. B. von dem Hirtenmädchen, dessen Schönheit einen Fremden so bezauberte, daß er sie erst durch Schmeichelworte, dann durch Gold, dann durch Geschmeide zu berücken suchte; der Refrain lautet aber stets: „sie folgte still der Heerd' und spann." Als er ihr endlich Herz und Hand bot, blieb sie stehen, hörte auf zu spinnen, sah den Fremden an und erwiderte seinen Händedruck. Der Fremde aber war der Sohn des Herzogs von Burgund und bald schmückte die herzogliche Krone das Haupt der schönen Hirtin." Noch will ich eines andern Liedes erzählender Art gedenken, dessen Inhalt mir Marianne mittheilte. Die Burgunder haben die unruhigen Savoyarden in ihre Berge zurückgetrieben und kehren als Sieger in ihre Heimath zurück. Ein junger Dörfler war schwer verwundet zu Cerdon zurückgeblieben. Als seine Wunden endlich geheilt waren, zog er heim und klopfte um Mitternacht an der Thüre seiner Verlobten. Alles still. Er ruft sie bei ihrem Namen. Da öffnet ein Nachbar das Fenster und sagt ihm, seine Verlobte sey am vorigen Tage begraben worden. Er eilt auf den Kirchhof und zerfließt über dem frischen Grab in Thränen. Eine weiße Hand erhebt sich aus der Erde; er faßt sie, er bedeckt sie mit Küssen; sie will sich zurückziehen, er hält sie aber fest; da öffnet sich das Grab und vereinigt, indem es sich wieder schließt, die Verlobten für immer.

An Sagen schien die Gegend sehr arm zu seyn; ohne Zweifel hat die Revolution die Najaden aus der Saone, die Elfen aus den Waldlichtungen und die Feen aus den Häusern verjagt; selbst die Schrecken der Hexenzeit waren von den größern Schrecken der Revolutionszeit in den Schatten gestellt worden. Nur in den dem Jura näher gelegenen Cantonen findet sich, wie mir der Wirth zum Halbmond erzählte, noch eine schwache Spur von diesem „alten Unfug." — „Drei bis vier Stunden östlich von der Saone, jenseits Mont Revel liegt eine Dörfergruppe," sagte er, „deren Bewohner von einzelnen Familien sagen, sie „hätten einen Namen." Avoir un nom heißt aber bei ihnen so viel als „der Hexenzunft" angehören. Dieß sind durchgehends wohlhabende Familien, welche in ihren Dörfern geachtet werden und mit denen man gern verkehrt, die aber unter sich heirathen müssen, denn das ärmste Hirtenmädchen würde den Freier aus einem Hause, das „einen Namen" hat, von sich weisen." Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß man in diesen Gegenden einen eigenthümlichen Ausdruck für „Freien" hat; man sagt nämlich »ire en côté.«

Marianne war ganz Ohr, als ich ihr von unserem Rübezahl und seinen Schwänken, von den Hauskobolden unserer Vorfahren u. s. w. erzählte, und sie vertraute mir, als der Vater auf eine kleine Weile abgerufen ward, man glaube auch an der Saone, obgleich der Vater nichts davon hören wolle, an Feen und Hausgeister. Die Reihe war jezt an mir, ganz Ohr zu seyn; aber hilf Himmel! welche Enttäuschung! Mein Glaube an die Abstammung der Burhins von den phantasiereichen Arabern erlitt einen harten Stoß. Statt der reizenden kleinen Geschöpfe mit den wie

Sterne glänzenden Augen, mit den langen blonden Locken, dem silberschimmernden Gewande und der Purpurblüthe der Digitalis als Hütchen auf den duftigen Haaren; statt dieser ätherischen Wesen, die von Thautropfen leben, deren Stimme dem leisen Flüstern des Abendwindes durch Laubgrün gleicht, und die ewig jung ihr Daseyn unter Gesang, Spiel und Tanz im Mondenschein unter grünen Linden hinbringen, traten mir hier, zu Boz, inmitten des Saracenenlandes, die Feen und Eisen in Gestalt alter, höchst kluger und äußerst tugendhafter Jungfrauen entgegen, die in Berghöhlen wohnen und brave Hirtenmädchen, welche in die Nähe ihrer Wohnungen kommen, zu sich heran winken und ihnen gratis Unterricht im Stricken und Nähen geben, sie mahnen, tugendhaft und fleißig zu seyn, und sich thatsächlich zu überzeugen suchen, ob ihre guten Lehren auch Früchte tragen. Bestehen die Mädchen die Probe, so erhalten sie ein Geldstück, »dé quai sé fare bailler,« um mich ächt burhinisch auszudrücken, d. h. um sich etwas Schönes zu kaufen; im andern Falle verwandelt sich das Geldstück in ein Buchsbaumblatt und die alten Jungfern sind für eine solche junge Sünderin nie mehr zu Haus, heren ihr auch wohl ein kleines Uebel an, so daß sie auf der nächsten »Vogue« (Kirchweihe) nicht erscheinen kann oder am »dimanz dé brandons« (dem Sonntag vor Fastnacht) keinen »galant« findet, welcher sie zum Tanze führt.

Marianne war am folgenden Morgen noch nicht in ihrem Sonntagsputze, als ich schon von einem kleinen Ausfluge an die Ufer der Saone zurückkehrte. Von dem schönen Flusse, der von Boz an bis Lyon mit jeder Minute auf lachendere und reizendere Ufer blickt, war nichts zu sehen, denn ein dichter Nebel rollte und wogte über dem blauen Wasser und schien alle seine Kräfte zu sammeln, um den Kampf mit der Sonne zu beginnen, die schüchtern aus den Föhren trat, welche die Höhen hinter St. Jean sur Reyssouse krönen. Während den Fluß entlang die feierliche Stille des Sonntagmorgens herrschte, begann es in dem Dorfe bereits lebendig zu werden, denn die Bewohner der eingepfarrten Weiler Morillon, Nièvre und Quart d'Amont sammelten sich um die Kirche oder nahmen auf den Bänken vor den Häusern ihrer Bekannten Platz und thaten sich an frischen »gaufres« gütlich. Auf dem Rückwege durch Boz bemerkte ich, daß ich mich in einem viel ausgedehnteren und wohlhabenderen Dorfe befand, als ich nach der ersten flüchtigen Umschau in der Dämmerung des vorigen Abends erwartet hatte. Die Bevölkerung hat sich seit dreißig Jahren, wie mir der Wirth zum Halbmond sagte, um ein Fünftheil gesteigert und man zählt jezt gegen eilf hundert Seelen. Die Gassen waren reinlich gehalten, einzelne Häuser zeugten von Wohlstand und Geschmack und die Fenster selbst der ärmlichsten Hütten waren schön gescheuert und entweder mit Blumentöpfen, in denen neben Geranien und Rosmarin weiße, gelbe und rothe Monatrosen mit Vorliebe gepflegt wurden, oder doch mit einer einfachen irdenen Vase geziert, aus welcher ein frischer, duftiger Blumenstrauß ragte, wie man ihn vor jedem Hüttenfenster in Steiermark zu sehen pflegt.

Die Glocken begannen zur Kirche zu rufen und ich folgte dem Wirth und seiner Tochter in die alte, geräumige, in den Schatten von Ulmen gehüllte Dorfkirche, wo der erstere mir auf einer Seitenbank in der Nähe des Chors einen Platz anwies, von welchem aus ich die ganze Gemeinde bequem überschauen konnte. Schon in der Kirche, in höherem Grade aber nach dem Gottesdienste, als ich die Leute in den Gassen und vor ihren Hütten und Häusern sah und mich mit einzelnen unterhielt, fiel mir der Unterschied zwischen den Burhins und den Bewohnern der eingepfarrten Weiler und Höfe auf. Der Gesichtstypus der erstern war fast ganz gleichförmig, besonders schienen alle Mädchen einer und derselben Familie anzugehören. — Die Burhins, wie man in der Umgegend seit undenklichen Zeiten die Einwohner von Boz nennt, sind von mittlerer Größe; die Form des Gesichtes ist rund, die Züge sind sehr beweglich; das dunkle Auge, von starken, fast zu starken Brauen überschattet, ist verhältnißmäßig klein, rund und von lebhaftem Glanze; Nase und Mund sind antik schön geformt, das Kinn steht merklich zurück, die Haare sind dicht, lockig und von glänzendem Schwarz. In dem Ausdruck des Gesichts, das bei den Männern durchgehends stark gebräunt ist, gewahrt man geistige Regsamkeit und ein seltsames Gemisch von Stolz, rauhem Unabhängigkeitsgefühl und Verschlossenheit; sprichwörtlich ist an der Saone das reizbare Temperament der Burhins. Ein halbes Dutzend junger Bursche, welche sich nach der Kirche an dem Brunnen des Dorfes unter lebhaftem Geberdenspiel in der Burhinsprache unterhielten, hätten nur kleine Veränderungen mit ihrer Toilette vornehmen und sich auf rasche Pferde werfen dürfen und jedermann würde ächte Söhne der Wüste in ihnen erkannt haben. Dagegen sind die Morillons, die Quart d'Amonts, und die Bressans überhaupt, größer und schlanker; Haare und Gesichtsfarbe sind heller, das Gesicht ist länger und schärfer ausgeprägt und der Ausdruck desselben zeugt von Gutmüthigkeit und ruhigem Gleichmuth. Hier der nördliche Typus, welchen die wärmere Sonne leicht umgestaltet hat, dort der südliche, dessen Charaktergepräge gleich dem der Juden weder durch die Länge der Zeit noch durch den Einfluß eines wärmeren Klimas völlig verwischt werden konnte.

Die Mädchen von Boz sind reizende Geschöpfe, und ich überzeugte mich leicht, daß die Worte, welche mir auf der Wand der Waldkapelle im Jura: »Vivent les houris de l'Ain,« aufgefallen waren, sich nur auf

die Töchter der Burhins beziehen konnten, obgleich auch die Mädchen des benachbarten Dorfes Reyssouse, wie ich später erfuhr, sich fast derselben körperlichen Vorzüge rühmen können und vor den Burhines noch den Vortheil voraus haben, daß ihre Mundart weit sanfter und weicher ist. Fassen wir eine dieser Huris näher in das Auge. Das Gesicht ist rund, die Stirne vielleicht ein wenig zu hoch, Nase und Mund von klassischer Form, das Kinn schön abgerundet, das Auge schwarz, lebhaft, von langen Wimpern überschattet, der Ausdruck des Gesichts spröd und doch im höchsten Grade anziehend, die Gestalt schlank und beweglich; Zierlichkeit und Anmuth sprechen sich in jedem Schritte, in jeder Geberde aus. Die Tracht ist ganz geeignet, den Liebreiz eines solchen Wesens zu erhöhen. Sie trägt ein weißes, mit Wollenspitzen besetzes Häubchen, das mit einem rothen Bande unter dem Kinn befestigt ist und die Gesichtsfarbe, die man frischer, belebter wünschen möchte, ein wenig hebt. Dieses Häubchen heißt man hier »coiffetta« und die Feinheit des Spitzenrandes deutet auf den größeren oder geringeren Wohlstand der Besitzerin; auch ist dieses zarte Gewebe alles, was man von der coiffetta zu sehen bekommt, denn sie wird von dem schwarzen Filzhütchen mit schmalem Rande bedeckt und das schmale schwarze Bändchen, welches es festhält, läuft wie ein dunkler Streifen über das breitere rothe Band der coiffetta. Die verheiratheten Frauen zeichnen sich vor den ledigen durch eine doppelte Reihe Spitzen um die coiffetta aus. Man sagte mir, früher habe man hier allgemein farbige Hemden getragen, und das weibliche Geschlecht sey einem lebhaften Roth oder Gelb mit Vorliebe zugethan gewesen; jezt ist die Leinwand glänzend weiß und der Saum des über der Brust aufgeschlizten Hemdes arabeskenartig mit rother Seide ausgenäht und mit einem kleinen Spitzenstreifen geziert. Das Hemd läuft in hundert Fältchen vom Halse nieder und wird über der Brust mit einer silbernen Nadel zusammengehalten. Das Kleid ist weit und faltenreich, von grüner oder gelber Farbe, roth besezt und um die Taille mit einem rothen Bande leicht zusammengehalten. Die Fußbekleidung ist ein Mittelding zwischen Halbstiefeln und Schuhen mit Kamaschen; man nennt sie »garodes;« der Lederbesaz unten ist kaum anderthalb Zoll breit, der übrige Theil vorne roth und hinten grün oder dunkelblau. Man sieht, daß die rothe Farbe bei der Burhine sehr beliebt ist; auch wird man kaum eine andere als eine rothe Blume in ihrer Hand oder vor ihrer Brust sehen.

Dieß ist das Bild der Burhine in ihrem Nationalkostüm, an welchem die lezten fünfzig Jahre nur wenig geändert haben; die wohlhabenderen Dörflerinnen fangen jedoch an, der alten Sitte untreu zu werden und an der Tracht der Mädchen von Macon und Bourg mehr Geschmack zu finden als an der malerischen und netten Kleidung des Heimathdorfes. Unsere Marianne z. B. trug sich ganz wie die Bürgerstöchter von Macon und Bourg; nur die coiffetta und das Hütchen hatte sie noch beibehalten, „weil der Vater es wünschte.“ Der alte Schullehrer, mit welchem ich mich längere Zeit unterhielt, äußerte sich sehr mißmuthig über den Einfluß der Neuzeit auf die Sitten der Bevölkerung dieses kleinen Erdenwinkels. „Die Revolution und die Kriegszüge nach Italien,“ sagte er, „haben hier den ersten Riß in unser einfaches Leben gemacht; dann kam die Straße von Pont-de-Vaur nach Macon und Lyon, dann die Dampfschifffahrt, um dem Verkehr und der Sittenlosigkeit den Weg in diese Dörfer zu bahnen. Die alten Gebräuche verschwinden, die Ueberlieferungen der Vorzeit werden belacht, das dauerhafte Wollenzeug macht der gefärbten Leinwand Platz, die gemüthliche, wohlklingende Mundart der Bresse wird bald von keinem Hirtenmädchen mehr verstanden werden, und was das schlimmste ist, die Familienbande lockern sich; der Hausvater, welcher früher von der ganzen Familie »noustrou maitre« genannt wurde, ist um sein Ansehen gekommen und in gleicher Weise ist der Einfluß des Geistlichen, des Lehrers gesunken. Wenn Sie nach zehn Jahren wieder an die Saone kommen, werden Sie keine Spur mehr von dem finden, was das kleine Saracenenländchen heute noch vor den umliegenden Kantonen in so eigenthümlicher, und ich darf wohl hinzusetzen, in so rühmlicher Weise auszeichnet.“

Wie sehr auch die zwischen Pont-de-Vaur und Macon laufende Lokalpost die Sittenlosigkeit des Saracenenländchens fördern mochte, kam mir diese Gelegenheit, zu guter Zeit in St. Genis einzutreffen, viel zu erwünscht, als daß ich sie nicht hätte benützen sollen. Auch hatte ich das Glück, einen sehr unterrichteten und liebenswürdigen Wagengenossen in einem jungen Mann zu finden, der bei dem Dörfchen Reyssouse eine kleine Besitzung hatte und auf dem Wege nach Macon war, um seine Braut heimzuführen. Er sah wie der heilige Stephan den Himmel vor sich geöffnet und die Zukunft glänzte ihm in den lachendsten Farben entgegen. Sein Reyssouse schilderte er mir als eines der lieblichsten Fleckchen der Erde und ich bedauerte sehr, diesem kleinen Paradiese so nahe gewesen zu seyn, ohne es gesehen zu haben. „Reyssouse,“ sagte er, „ist ein Dörfchen, oder richtiger ein Weiler; aber Sie werden in dem schönsten Schweizerort keine zierlicheren Hütten finden. Die Fenster glänzen wie Spiegel und die Wände sind von Rosen und Weinlaub umrankt. Reizende Landhäuser heben sich auf allen Punkten aus dem frischen Grün der Bäume; die Felder weitum gleichen den bestgepflegten Gärten und die blaue Reyssouse spiegelt die reich geschmückte Landschaft und die lachenden Wohnungen einer kleinen Bevölkerung zurück, welche an Thätigkeit, heiterem Sinn und

fittlichem Adel vielleicht in ganz Frankreich nicht ihres Gleichen hat."

Zu St. André war ich genöthigt mich von meinem liebenswürdigen Reisegefährten zu trennen. Eine kleine Wegstunde führte mich an das Ufer des Menthon, an dem ein Fußpfad über grüne Wiesen zu dem nahen St. Genis führte. Die schöne Nichte meines geistlichen Herrn rief mir schon vom Fenster herab »Salamalec« zu; ihr Oheim drückte mir herzlich die Hand zum Willkomm und nahm mich alsbald über die Ergebnisse meines kleinen Ausflugs in ein strenges Verhör. Vielleicht hätte ich mich, wäre Mademoiselle Christine nicht anwesend gewesen, verleiten lassen, meinem Bericht auch einige Worte über die von den Peris und Dschins der arabischen Mährchen so sehr abstechenden Feen und Elfen der Burhins einfließen zu lassen; so aber durfte ich dem muthwilligen Geschöpf keine neue Waffe gegen den Oheim in die Hand geben und behielt diese Merkwürdigkeit für mich.

Meine Mittheilungen veranlaßten den alten Herrn, in eine Schilderung des Charakters der saracenischen Umwohnerschaft einzugehen, um seine Ueberzeugungen möglichst gründlich auf mich überzutragen. „Die lebhafte Phantasie dieses Völkchens," sagte er unter andern, „thut sich besonders bei solchen Vorkommenheiten kund, welche außerhalb des Bereichs der Alltagsbegebnisse fallen. Eine Hochzeit, ein Todesfall, ein Leichenbegängniß, eine ansteckende Krankheit unter den Dörflern, mehr noch, möchte ich fast sagen, unter den Heerden, eine That, die von Muth und Selbstaufopferung zeugt, die Entartung eines Sohnes und ähnliches führt stets leidenschaftliche Scenen herbei, und dann müßten Sie hören, wie diese einfachen Menschen sprechen! Schon der kräftige Ton, der feierliche Ausdruck des erregten Gefühls ist ergreifend; aber die figurenreiche Sprache, die oft poetischen Wendungen, die Leichtigkeit, mit welcher dem Unbelebten Leben eingehaucht, das Gewöhnlichste in den Zauber eines neuen Bildes gekleidet wird, dieß und so vieles andere sind Erscheinungen, welche unmittelbar auf den morgenländischen Ursprung dieses Völkchens hindeuten."

Ich sollte mich bald überzeugen, daß der würdige Geistliche sich nicht ganz ohne Grund in seine Lieblingsidee verwebt hatte, denn der dumpfe Ton der nahen Glocke, welcher seine Ergießungen unterbrach, rief mich auf den Kirchhof, wo ich Zeuge einer Scene ward, die fast noch leidenschaftlicher war, als ich nach den eben mitgetheilten Aeußerungen meines Wirthes erwarten durfte. Dieser war im Chorhemd mit dem Kreuzträger und dem Chorknaben in das Haus gegangen, in welchem die Leiche lag, während ich mir auf dem Kirchhof ein bescheidenes Plätzchen aussuchte. Der Leichenzug ließ nicht lange auf sich warten. Vier Männer, nahe Verwandte der Verstorbenen, trugen den Sarg; die weiblichen Angehörigen, sämmtlich weiß gekleidet, folgten zunächst; ihnen schloßen sich die übrigen Dörflerinnen an, denen das männliche Geleit folgte. Der Zug näherte sich langsam und das feierliche Schweigen wurde nur durch das Schluchzen der nächsten Verwandten, besonders der neu vermählten Enkelin, des Lieblings der Großmutter, unterbrochen.

Nach der Einsegnung und dem kurzen Gebet trat die junge Frau dem Geistlichen gegenüber an das offene Grab. Ihr Gesicht war in Thränen gebadet, ihr Auge auf das Grab geheftet, ihre Arme nach dem Sarg ausgestreckt, ihr Oberkörper vorwärts geneigt, als wollte sie sich mit der geliebten Todten begraben lassen. Es dauerte lange, bis sie sich entschließen konnte, eine Handvoll Erde zu fassen, um sie auf den Sarg zu werfen, und dann fiel sie unter lautem Weinen und schmerzlichem Händeringen auf ihre Knie, um auf immer von der Großmutter Abschied zu nehmen. Es ist unmöglich, die Worte wieder zu geben, welche sie in dem leidenschaftlichsten Schmerze ausstieß, oder den Eindruck zu schildern, welchen die Scene auf alle Anwesenden hervorbrachte. „O meine Großmutter!" rief sie unter andern, „wohin gehst du? Soll ich dich nicht mehr sehen? Ruft dich mein Jammern nicht in das Leben zurück? Der Abend wird kommen, die Nacht wird einbrechen, aber du kommst nicht mehr zu mir! Alla, ze meurou itie de doulou! (diese Worte: „Ach, ich sterbe hier vor Schmerz!" wiederholte die junge Frau drei- bis viermal mit dem ergreifendsten Ausdruck). Das Licht der Sonne wird mich nicht mehr erfreuen. Die Nacht, die dich verhüllt, wird auch mich aufnehmen. Meine Thränen werden mir den Weg zu dir öffnen. O Großmutter, nur noch Ein Wort des Trostes laß mich hören Werde ich dich wieder sehen über den Sternen?"

Der junge Gatte und die nächsten Verwandten der Klagenden machten nach einer Weile diesen wilden Ausbrüchen des Schmerzes ein Ende, indem sie das Weibchen nicht ohne Gewalt von dem Grabe weg und nach Hause führten, ehe der erste schwere Schollen dumpf auf dem Sarg wiederhallte. Als das Grab gefüllt war, suchten die Frauen und Mädchen langsam und schweigend ihre Wohnungen auf, die Männer und Bursche aber begaben sich in das Haus der Verstorbenen, wo ihrer das Leichenmahl harrte, eine Sitte, welche, wie mir der geistliche Herr sagte, noch in vielen Gemeinden der Umgegend angetroffen wird und den Verwandten und Bekannten Gelegenheit gibt, die Tugenden und guten Eigenschaften derer zu besprechen, welche sie zur ewigen Ruhestätte begleitet hatten.

„In frühern Zeiten," fuhr der würdige Greis bei dieser Gelegenheit fort, „pflegte man den Verstorbenen irgend eine Geräthschaft, den Männern ein Beil oder eine Hacke, den Frauen eine Spindel oder ähnliches

mit in den Sarg zu geben. Meine Herrn Amtsbrüder haben so lange gegen diese unschuldige Sitte geeifert, bis man davon abließ; in den Dörfern jedoch, in welchen sich das maurische Blut rein erhalten hat, läßt man nicht so leicht von alten Gebräuchen und viele Familien legen den Todten ein kleines Geldstück in den Mund, den Kindern aber, welche der Tod ihnen nimmt, geben sie eine „Gobille" (kleine Marmorkugel) in die Hand." — „Wahrscheinlich spielen die mahometanischen Kinder mit solchen Kügelchen in dem Paradies des Propheten," bemerkte die Nichte, indem sie den Oheim mit ihren lachenden Augen ansah, und die scherzhafte Aeußerung des alten Herrn, „ihre Ausfälle gegen das Paradies Mahomets seyen verzeihlich, da die meisten Ausleger des Korans der Ansicht zuneigten, das weibliche Geschlecht habe keinen Zutritt zu den Wohnsitzen der Seligen," wurde von Mademoiselle Christine rasch dahin beantwortet, „sie sehne sich nicht nach jenem Paradiese, da man dort in schlechter Gesellschaft sey." — „Wie das?" fragte der Oheim ziemlich eifrig. — „Ich habe gelesen, der Esel Mahomets sey in dem Paradiese und bleibe dort, bis der Prophet wieder auf die Erde zurückkehre," versetzte die Nichte, fuhr mit ihren rosigen Fingerkuppen schmeichelnd über die langen weißen Haare des Oheims und eilte aus dem Gemache.

Die herbstlichen Morgennebel lagen noch schwer auf den dampfenden Fluren, als ich nach einem dreitägigen Aufenthalte in dem Saracenenländchen von meinem gütigen Wirthe und seiner schönen Nichte Abschied nahm und den plaudernden Wellchen des Menthon folgend der Saone entgegen schritt. Als ich in die Nähe von Macon kam, hellte sich der Himmel ein wenig auf und die Sonne warf zuweilen ein glänzendes Streiflicht über die freundliche Stadt und den schönen Fluß; die rebenreichen Berge aber, an welche Macon sich lehnt, blieben in einen leichten Nebelschleier gehüllt, aus welchem die hundert und aber hundert glänzend weiß angestrichenen Weinberghäuschen gleich Silberflittern funkelten. Ich war kaum jenseits der Saone, als das Dampfschiff stromabwärts klapperte, und in wenigen Stunden öffneten sich die Höhen, die Lyon umgürten, das Boot tanzte an den prachtvollen Landsitzen, welche sich in der Saone spiegeln, vorüber und die zweite Hauptstadt Frankreichs breitete sich vor meinen entzückten Blicken aus.

Beiträge zum Verständniß der poetischen Formen.

XI.

Das Schauspiel.

Es ist längst anerkannt worden, daß zwischen den Extremen der Tragödie und Komödie ein Mittelglied im Drama besteht und ästhetisch gerechtfertigt werden muß, aber die Ansichten über dasselbe gehen auseinander, und es ist weder in seinem Werthe noch in seiner Geschichte hinlänglich gewürdigt.

Weiße erklärt eine Verschmelzung des Tragischen und Komischen für möglich, sieht aber in ihr doch nur eine Vermischung beider Elemente, die Aufnahme ernster Scenen und Charaktere in die Komödie und komischer in die Tragödie. Dieß findet allerdings statt, begründet aber keine neue Gattung; auch in Romeo und Julie und im Hamlet sind komische Partien, eben so in vielen spanischen Stücken. Lope de Vega sagt ausdrücklich in seinem Gedicht über die Kunst des Dramas, daß die Natur selbst diese ergötzliche Mannigfaltigkeit lehre und daß das Leben dem Wechsel des Ernstes und Scherzes einen Theil seiner Reize verdanke. Lessing hat hierüber in der Hamburger Dramaturgie mit gewohnter Entscheidungskraft gesprochen. „In der Natur," sagt er, „ist alles verbunden, alles durchkreuzt sich, alles wechselt und geht in einander über. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Wenn endliche Geister an seinem Genusse Antheil nehmen sollen, müssen sie vermögen, Einzelnes abgesondert für sich zu betrachten, und gerade diese klare Hervorhebung und Veranschaulichung des Einzelnen, daß wir nur dieses, aber dieses auch voll und ganz erblicken, ist das Werk der Kunst. Sind wir Zeuge einer wichtigen und rührenden Begebenheit, so sehen wir von dem ab, was sich Unwichtiges oder Störendes außerhalb derselben ereignet. Nur wenn jene Begebenheit selbst in ihrem Fortgang alle Schattirungen des Interesses annimmt und eine nicht bloß auf die andere folgt, sondern nothwendig aus der andern entspringt, wenn der Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraction des einen oder des andern unmöglich fällt, nur alsdann verlangen wir auch, daß die Kunst jenen Wechsel abspiegle." — Mit dieser Weisheit, sey es im klaren Kunstbewußtseyn, sey es im instinctiven Takt des Genies, ist Shakespeare verfahren.

Andere haben das bürgerliche Drama als eine besondere Gattung angenommen, in welchem es sich um Geld und Gut, um häusliche Misère und allerlei moralische Verwicklungen, um das Einstecken silberner Löffel, um lumpige Individualitäten und deren sich Bessernwollen, um verzeihende Hahnreis und dergleichen mehr handelt und ein Rührbrei angesetzt wird, bei dem es uns allerdings weder tragisch noch komisch zu Muthe wird, sondern wir nur mit dem Verfasser und den Schauspielern Mitleid haben. Kotzebue ist der schreibselige Vertreter dieser Richtung, die auf Kunstwerth keinen Anspruch machen kann. Andererseits ist es für die Tragödie ganz gleichgültig, ob sie in einem Bürgerhaus oder in einem Fürstenpalast sich ereignet; nicht auf die äußere, sondern auf die innere Größe, nicht auf das Kleid, sondern auf den Mann kommt es an, und Angesichts der Worte Lessings: „Wenn wir mit Königen Mitleid haben, so haben wir's mit ihnen als mit Menschen, nicht als mit Königen," wundert es mich immer, wie Ulrici sich bemüht, auf Nebenzüge aufmerksam zu machen, wie zum Beispiel auf die Senatssitzung im Othello, durch die Shakespeare diese Dichtung in eine höhere Sphäre rücke. Shakespeare kennt nur Eine Sphäre, die der Menschheit und der Poesie. Ist die tragische Bedeutung vom zweiten Theil des Faust, der am Kaiserhof spielt, so groß als die des ersten im Gelehrtenzimmer, im Gärtchen und der Kerkerzelle Gretchens? Hebbels Maria Magdalena, Lessings Emilia Galotti sind ächte Tragödien, größer als der Ritterpomp Raupach'scher Hohenstaufen oder das Wortgetös Griepenkerl'schen Revolutionsspektakels. Es kommt darauf an, daß das Drama eine Idee, ein allgemein gültiges Moment des Lebens und der Geistesentwicklung zur Grundlage habe, und es erhebt sich sogleich dadurch zu geschichtlicher nicht bloß, sondern zu ewiger, allgemein menschlicher Bedeutung.

Ulrici in seinem genialen Buch über Shakespeare sieht die höhere Einheit der tragischen und komischen Kunstform in dem historischen Drama, und meint, daß der große Britte als Schöpfer desselben der Aesthetik um hunderte von Jahren vorausgeeilt sey. Er sieht in der Geschichte einen Fortschritt nach allgemeinen Zwecken und Principien, der weit über das Leben der einzelnen Subjecte hinausgeht, und will dieses epische Element durch einen Cyklus von Dramen

veranschaulicht haben, die das Leben der Völker abspiegeln; er will veranschaulicht haben, wie sowohl einzelne Persönlichkeiten tragisch untergehen, als die falschen Tendenzen ihre komische Paralyse erfahren, und so die Menschheit im Ganzen fortschreitet; er will das Recht und die Bedeutung der Individuen und zugleich die Macht und den Gang der Menschheit als Gattung in einer gleichsam potenzirten Kunst offenbart sehen.

Nun hat aber Hettner darauf aufmerksam gemacht, wie die Shakespeare'schen Stücke aus der römischen Geschichte, die seiner reichsten Zeit angehören, Charaktertragödien sind, und zwar jedes für sich abgeschlossen dasteht, wie dagegen in den Stücken aus der englischen Geschichte, die er selbst Historien nennt, das epische Element, das Begebenheitliche, und der cyklische Zusammenhang vorwiegt; sie aber gehören der werdenden, suchenden Jugend des Dichters an. Schlegel hat sie mit Recht ein Heldengedicht in dramatischer Form genannt; sie entrollen ein wunderherrliches Bild der englischen Geschichte, aber nur einige, wie Richard III., Heinrich IV., sind zugleich in sich völlig gerundete Dramen.

So wenig wie die bürgerliche hat die historische oder politische Tragödie oder Komödie das Recht einer besondern Kunstgattung. Es kommt auch hier durchaus auf die Kunst als solche an, es kommt darauf an, ob eine geschichtliche Idee in einem Charakter und seinen Erlebnissen tragisch veranschaulicht werden kann, ob die Ereignisse aus diesem Charakter abgeleitet werden, er durch sie bedingt wird, und wir haben in diesem Falle eine Tragödie der Idee, mag der Stoff einem Geschichts- oder Sagenbuch entlehnt seyn, mag der Held Cäsar, Coriolan, Richard, oder mag er Hamlet, Macbeth, Lear heißen. Dabei muß natürlich das historische Drama der Geschichte treu seyn, sonst greife der Dichter nach einem andern Stoff zur Veranschaulichung seiner Gedanken. Auch hierüber kann ich auf die Hamburger Dramaturgie verweisen, wo unser Lessing das alles entwickelt hat. Allerdings gibt es geschichtliche Dramen, die in der Mitte zwischen Tragödie und Komödie stehen, wie Heinrich IV., aber das Geschichtliche macht es nicht aus, denn andere, wie Coriolan, Cäsar, Richard III., Wallenstein, Egmont sind durchaus vollwichtige ächte Tragödien.

Einen Vortheil hat allerdings der Dramatiker der Geschichte; Jean Paul hat ihn angedeutet: Ein historisch bekannter Charakter, zum Beispiel Sokrates, Cäsar, tritt, wenn ihn der Dichter ruft, wie ein Fürst ein und setzt sein Cognito voraus; ein Name ist hier eine Menge Situationen. Hier erschafft schon ein Mensch Begeisterung oder Erwartung, welche im Erdichtungsfalle erst ihn selber schaffen mußten. Eduard Devrient fand ein gleiches für den Schauspieler, als er das Oberammergauer Passionsspiel sah, das er so schön geschildert hat. Er hält es nach dieser Erfahrung für viel leichter, die allbekannten großen heiligen Persönlichkeiten auf der Bühne zur lebendigen Wirkung zu bringen, als unbekannte, tugendhaft gottbegeisterte Menschen, von deren Größe und Seelenadel der Schauspieler sein Publikum in jedem Moment erst überzeugen muß. Die heiligen Gestalten sieht das Volk schon mit bestimmter Ueberzeugung von ihnen an, man fordert keine neue Ueberzeugung von der Darstellung, sondern nur die sinnlich lebendige Erscheinung, auf die man den eigenen Glauben daran übertragen kann. Der sinnige Kenner der dramatischen Poesie und Darstellung macht dabei auf den Unterschied der Volks- und Kunstbühne aufmerksam, und ich erinnere die geneigten Leser an meinen Beitrag über Volks- und Kunstpoesie. Die geschlossene Kunstbühne möge die fein entwickelte, seelenmalende Charaktertragödie aufführen, aber unter freiem Himmel, auf einer Bühne, die auch Massenentwicklung gestattet, könnte die begabte Jugend aus dem Volk die großen Thaten der heiligen und politischen Geschichte, die selbst mehr im Frescostyl vom Dichter entworfen wären, mit der Geschichte allein genügenden epischen Gestaltenfülle darstellen. Der Antheil der Massen würde dabei, glaub' ich, am besten durch im Oratoriumstyl gehaltene Chöre gesangsweise ausgedrückt.

Das Richtige über die dritte Art dramatischer Poesie hat endlich Hegel in seiner Aesthetik angedeutet, wiewohl auch er den Gedanken weder festhält noch durchführt, vielmehr selbst die vermittelnde Weise derselben für unbedeutender als die Pole des Trauer- und Lustspiels erklärt, und in die Prosa der Diderot-Iffland'schen Familienstücke als ein Beispiel jener Dichtungsweise sich verirrt. Hegel findet nämlich die Vermittlung der Gegensätze nicht sowohl in dem Nebeneinander und Umschlagen derselben, sondern in ihrer wechselseitigen Ausgleichung. Die Subjektivität, statt in komischer Verkehrtheit zu handeln, erfüllt sich mit dem Ernst gediegener Verhältnisse, während sich die tragische Festigkeit des Wollens und die Tiefe der Collisionen in so weit erweicht und ebnet, daß es zu einer Aussöhnung der Interessen und harmonischen Einigung der Zwecke und Charaktere kommen kann.

Der geschichtliche Held, der eine neue Idee ergreift, mit dem Widerstand und Mißverstand der Welt in Kampf kommt, diese besiegt und seine Zwecke durchführt, wie Columbus, oder der Shakespeare'sche Heinrich V., der die Heiterkeit und den Genuß des Lebens mit dem Ernst seiner Zwecke zu verbinden und mit freudigem Schritt ein hohes Ziel zu erreichen versteht, das sind dramatische Gestalten, aber sie sind eben so wenig tragisch als komisch. Ein Gleiches gilt von jeder edeln Natur, welche in sittliche Conflikte geräth

und dieselben überwindet, oder welche die Verirrungen, in die sie gekommen, sich sofort zur sittlichen Läuterung dienen läßt. Die Kunst kann gerade darin das Walten der Vorsehung offenbaren, daß allen Unterschieden von Interessen und Leidenschaften zum Trotz eine einklangvolle Wirklichkeit durch das menschliche Handeln zu Stande kommt, und daß dieß die Persönlichkeiten dazu erzieht, sich mit dem Schicksal einstimmig zu machen, damit auch das Resultat der That mit der Tendenz ihres Willens zusammentreffe und sie die Frucht ihrer Saaten genießen.

Herrscht in der Tragödie die Nothwendigkeit, in der Komödie die Willkür und der Zufall, so ist das Drama im engern Sinn ganz eigentlich die Dichtung der **Freiheit**. Dort folgt der Charakter seiner innern Natur oder dem Drang seiner Leidenschaft, ohne daß er in der Allgemeinheit seines betrachtenden Selbstbewußtseyns sich über die Einseitigkeiten erhübe. Romeo ist für Lorenzos Reflexionen unzugänglich, und Antigone denkt nicht daran, wie es möglich werden könnte, dem Gesetz der Pietät zu genügen, ohne das des Staats zu verletzen. Oder die Charaktere lassen das Spiel ihrer Launen und die Eingebungen des Augenblicks eben so blindlings walten, um dann in der komischen Paralyse derselben uns zu belustigen. Hier im Schauspiel erhebt sich die Individualität zu jener Selbstmacht des ganzen Geistes, in welcher der Mensch auch mit dem Bewußtseyn, daß er anders handeln könne, seine Zwecke verfolgt, in welcher er sich als den Herrn seiner einzelnen Gedanken, Gemüthsrichtungen und Entschlüsse erkennt, in welcher er seine Subjektivität durch eigene Wahl mit den objektiven Gesetzen der Weltordnung in Einklang zu bringen versteht. Die wahre Freiheit ist ein Gut, das stets errungen werden muß, das nur als That der Selbstbefreiung unser eigen wird; das Drama ist die Darstellung dieses ihres Werdens im Kampf und der Entwicklung ihrer einzelnen Momente. Je völliger die Menschheit sich von der Stufe der Natur oder des Naturells zu der des Charakters oder der selbstbewußt sittlichen Lebensführung erhebt, desto mehr wird sie gerade in dem Schauspiel der Versöhnung oder der Freiheit die angemessenste und befriedigendste Kunstform haben.

Schon die Alten dichteten Dramen, in welchen die Individuen nicht aufgeopfert, sondern erhalten werden; aber es ist allerdings sehr ungenügend und unbeholfen, wenn ein von außen hereinwirkender Gott, Deus ex machina, den Knoten zerhaut oder löst, wie im Philoktet des Sophokles, in der Iphigenie des Euripides. In Aeschylos Eumeniden wird der Seelenkampf Orests durch den Streit der Erinnyen und Apollons objektivirt, und die Versöhnung des Selbstbewußtseyns durch den Spruch der Pallas Athene veranschaulicht. Auch der Prometheus war als solch ein Versöhnungsdrama angelegt; nach aller Spannung der Gegensätze sollte der Titan in der Anerkennung des göttlichen Willens seinen Trotz brechen und seinen Frieden finden; je gewaltiger jener gewesen war, desto gründlicher und wirksamer mußte dieser das Gemüth beruhigen und zu gottinniger Freude stimmen.

Von Calderons Dramen nenn' ich hier nur das eine, in welchem wir die Individualität des Dichters am reinsten genießen, die Tiefe seiner Weltanschauung, den Reiz der Begebenheiten und den Glanz der Sprache, ohne daß ein uns fremder gewordenes Motiv die unmittelbare Lust der Betrachtung störte, ich meine „das Leben ein Traum." Wie der Mensch den Willen des Schicksals nicht zu brechen vermag, sondern durch seine widerstrebenden Plane nur beschleunigt, wie er aber durch Erfahrung gereift und geläutert seine innere Natur besonnen und harmonisch entwickeln und so die Conflikte lösen lernt, statt in eigenrichtiger Starrheit zu verharren und den Kopf einzurennen, und wie die Erhebung der reinen Natur zu ihrer Wahrheit gleich dem Erwachen aus einem verworrenen Traum erscheint, das alles, was weder tragisch, noch komisch ist, wiewohl es bald an das eine, bald an das andere anstreift, hat der Dichter in der Wechselwirkung der Charaktere und dem dadurch erfolgenden Spiel der Begebenheiten leicht und anmuthig, und doch voll Ernst und Würde dargestellt.

Shakespeare hat außer den drei Werken, die der Verherrlichung seines heroischen Lieblings, Heinrichs V., gewidmet sind, den Kaufmann von Venedig, Maß für Maß und Cymbeline gedichtet. Die Spannung der Charaktere und Verhältnisse geht hier bis an die Grenze des Tragischen, aber der Dichter hat von Anfang an doch einen heitern Grundton angeschlagen; er will ja zeigen, wie nicht das strenge Recht, sondern Liebe und Gnade unseres Lebens Princip sey; durch die Freiheit harmonischer Gemüther leitet er die Befreiung aus der verstrickenden Gewalt der Gegensätze ein, und alle Dissonanzen verklingen in einem lieblichen Friedensaccord.

Von Lessings Dichtungen gehört der Nathan in den Kreis der hier zu betrachtenden Dramen, auch wieder nicht ein Nebenwerk, sondern gerade das Hauptwerk, das Testament des edeln Mannes für seine Nation, die schönste Frucht der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, das Drama der Humanität, das Angesichts des ewigen Wunders der Naturordnung die sie durchbrechen sollenden vereinzelten Wunder leugnet, aber im Getriebe der menschlichen Handlungen, wie sie von verschiedenen Standpunkten aus verschiedene Zwecke verfolgen, einander kreuzen und doch in Einem Ziel zusammentreffen, der Wunder größtes, eine Vorsehung als die Macht der Geschichte der Menschheit wie jedes Einzelnen offenbart. Lessing hat zugleich durch die ruhige Milde der Gesinnung einen

Hauch des Friedens und der Verklärung über das Ganze ergossen, der unmittelbar aus dem Herzen stammt, den kein Druck- und Pumpwerk der Kritik und des einsichtig berechnenden Verstandes möglich machen kann, und der das bescheidene Wort des trefflichen Mannes widerlegt, in welchem er bekannte kein Dichter zu seyn.

Auch Schillers Schwanengesang, der Tell, ist ein solches Schauspiel, freilich mit einem epischen Grundton, indem der Held in Uebereinstimmung mit seinem Volke siegt; es verherrlicht die Macht der Natur, die im rechten Augenblick das Rechte ergreift, und eröffnet uns aus dem engen Alpenthal eine Durchsicht in den weitoffenen Raum der Weltgeschichte und in die Wandlung der Zeiten beim glücklichen Hervortreten des freien Bürgerthums.

Von Goethe's Dichtungen gehören zwei hieher, deren eines das Gepräge der reinsten Kunstform trägt, das andere am reichsten an Gehalt ist und für das poetische Tagebuch seines ganzen Lebens, für ein weltliches Evangelium gelten kann, also gerade seine beiden herrlichsten Werke auf dramatischem Gebiet, die Iphigenie und der Faust.

Der Mittelpunkt der Iphigenie ist die still erlösende, harmonisirende Macht eines weiblichen Gemüths, das durch die Reinheit der Seele und durch die Klarheit des nie überwogenden Selbstbewußtseyns allen Irrsinn heilt und alle Schuld versöhnt. Goethe ist selber der Orestes, der in Zweifeln und innern Leiden nach dem Lichte ringt, und Iphigenie wie alle seine Werke ein Symbol seiner innern Erfahrungen, hier in der Liebe zu Frau von Stein und in der Anschauung des Alterthums unter dem blauen Himmel Italiens. Schon in der Expositionsscene sagte Arkas, daß von Iphigeniens Wesen herab auf Tausende ein Balsam träufelt, daß sie die blutigen Opfer am Altar Dianens eingestellt, daß sie des Königs trüben Sinn erheitert, der nun sich auch zur Milde gewandt und dem Volk des schweigenden Gehorsams Pflicht erleichtert habe. Als Thoas, da er sie nicht die Seine nennen kann, unmuthvoll der alten Härte sich wieder zuwenden will, da ruft sie die Stimme der Menschlichkeit in seinem Innern wach, und nicht das Wort einer herzutretenden Gottheit wie bei Euripides, sondern die Kraft der Wahrheit und der Liebe in Iphigeniens Rede besänftigt den König, daß er sie ziehen lasse. Anfangs in der Nacht seines Wahnsinns weiß Orest sie nicht zu erkennen, dann stellt ihm der Schmerz seiner Seele, der überall das Dunkelste hervorsucht, das unerhörte Schreckniß dar, wie jetzt die alten Greuel des Vaterhauses dadurch tragisch endeten, daß er, der letzte kinderlose Sohn, von der liebevollen, zur That gezwungenen Schwester geopfert werde; aber bereits unter dem wohlthätigen Einfluß von Iphigeniens Wesen, der wie ein magnetischer Strom ihn umgibt, ist es ihm, als ob er den Becher Lethes trinke, und seiner selbst noch nicht mächtig, erblickt er ein Bild von dem aufdämmernden Frieden seiner Seele durch die Vision des Jenseits, wo die Ahnen alle, im Leben vom Haß zerfleischt, nun liebend vereinigt sind, wo, was hienieden mißklingt, in ewigen Harmonien tönt, und wie er die Schwester, wie er den Freund auch unter den Abgeschiedenen zu sehen meint, da genügt ein Wort der Lebenden, daß auch er sich lebend erkenne, daß er neugeboren nach Freuden und großen Thaten jage.

Seither hatte im Hause des Tantalos sich Verbrechen an Verbrechen gereiht, um das eine zu rächen, war das andere begangen worden; sehen wir ab von Pelops, von Atreus und Thyest, bei deren Greueln die Sonne sich verhüllt hatte, so war durch Agamemnon um der Kriegsehre und um des Heervolks willen durch das Opfer Iphigeniens am Geiste der Familie gefrevelt worden, und wegen der hinweggenommenen Tochter dem Gemahl grollend, war Clytämnestra den Lockungen Aegisths verfallen und hatte dem Heimkehrenden das Todesnetz ums Haupt geworfen; so hatte, um das Blut des Vaters zu sühnen, Orestes den Mordstahl auf die eigene Mutter, die Gattenmörderin, gezückt. Und Iphigenie hatte in frommer Ergebung gehofft, darum sey sie dem Vaterland entrückt worden, daß sie einst mit reiner Hand und reinem Herzen die schwer befleckte Wohnung entsühnen werde; da sagt ihr Pylades den Orakelspruch Apollons, der für Orest Hülfe verheißen habe, wenn das Götterbild Dianas, dessen Priesterin Iphigenie geworden, von ihm nach Griechenland geführt werde; er gibt ihr ein listig Wort an, wie sie zu geheimnißvoller Weihe mit dem Bild nach dem Meere wandeln und dort mit ihm auf das Schiff der Ihrigen kommen soll. Hier droht das alte Verhängniß auch sie zu erfassen, hier scheint die Rettung des Bruders nur durch ein Unrecht gegen den königlichen Freund möglich, hier scheint es abermals unmöglich, im Widerstreit der Pflichten das Herz rein zu bewahren, hier ist der Mittelpunkt und die Peripetie des Gedichts. Und Iphigenie ruft ein Weh über die Lüge, welche die Brust nimmer befreit; sie betet zu den Göttern:

> Rettet mich,
> Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Und so gesteht sie dem König den ganzen Anschlag und löst ihr Gemüth von der Gefahr des Verraths, und wie in Folge ihrer reinen, milden Rede Thoas sie entlassen will, aber über das Bild der Göttin, das er nicht hingeben kann, dennoch der Streit nothwendig erscheint, da beweist Orestes die ihm gewordene Klarheit durch seine Worte, die den innersten Sinn der Dichtung wunderschön erschließen.

Bringst du die Schwester, die an Tauris Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland, so löset sich der Fluch.

So lautete das Orakel; sie hatten es von Apollons Schwester ausgelegt, jezt sehen sie, daß die Schwester Orests gemeint ist; von ihr berührt, war er bereits geheilt; gleich einem Heiligenbilde, daran das Geschick der Stadt geknüpft ist, war sie hinweggenommen und zum Segen der Ihren rein bewahrt worden; da alles verloren schien, gibt sie alles wieder. Orest sagt:

Laß deine Seele sich zum Frieden wenden,
O König! hindre nicht, daß sie die Weihe
Des väterlichen Hauses nun vollbringe,
Mich der entsühnten Halle wiedergebe,
Mir auf das Haupt die alte Krone drücke!
Vergilt den Segen, den sie dir gebracht,
Und laß des nähern Rechtes mich genießen.
Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
Beschämt und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edlen Manne wird belohnt.

Und dann schlingt noch zum Schluß Iphigenie ein Band der Liebe, der Gastfreundschaft um sie alle, und in einem schmerzlich herzlichen Lebewohl löst jede Dissonanz sich auf.

Goethe brachte die christliche Idee der Gnade, der Versöhnung des Gemüths in der reinen sittlichen Gesinnung der Liebe zur antiken Mythe heran, die alte Mythe selbst fand durch ihn ihre innerste Deutung, ihre verklärende Lösung; das Schicksal ist in das Gemüth des Menschen gelegt und zur wohlwollenden Vorsehung geworden; als ein Triumphgesang der Wahrheit, der Wahrhaftigkeit tönt dieses Preis- und Ehrenlied der Weiblichkeit in der innigsten Verschmelzung hellenischer und deutscher Kunstweise.

Faust ist das hohe Lied der Befreiung für den Mann, im Kampf der Gegenwart die Siegeshymne für die Zukunft. Das Problem, welches schon in der Reformationszeit die Gemüther bewegen mußte, ob es möglich sey, dem Geist persönlicher Selbstständigkeit zu huldigen, ohne aus der Liebe Gottes zu fallen, die Bande der äußern Autorität zu brechen, ohne dem haltlosesten Taumel preisgegeben zu werden: es war in Goethes Jugendzeit unter dem Rufe nach Originalität und Natur im Sturm einer revolutionären Weltepoche wieder aufgetaucht und der Dichter arbeitete sich selbst im Faust zu der Antwort empor. Dem Menschen kann ein Ganzes gelingen, er kann Weisheit und Genuß vermählen, aus allem Irren zur Wahrheit, aus aller Schuld zur Versöhnung gelangen; er kann frei seyn, ohne den Bund mit Gott aufzuheben, und unter der Leitung der Vorsehung ist er in seinem dunklen Drange des rechten Weges sich bewußt. Schon der Prolog im Himmel veranschaulicht die Stellung des Bösen zur göttlichen Weltordnung. Selbstbestimmung ist die Gottesehre des Menschen, Gott als der freie kann seinem eigenen Wesen nach völlig nur in freien Geistern offenbar werden und gibt diesen deßhalb die Möglichkeit, in ihrem Willen sich von seinem Gesetz abzuwenden, denn das Gute, das Sittliche ist selbstbewußte That, ist Ueberwindung des Gegensatzes, und so will Gott die Möglichkeit des Bösen um des Guten willen, damit der Mensch die wahre Freiheit gewinne. Aber das Böse besteht nur im falschen Streben und in der Verkehrung des Willens, die Wirklichkeit der Objectivität gewährt Gott ihm nie, denn das Werk der bösen Gesinnung muß immer dem allgemeinen Weltplan zum Besten dienen, wie der Verrath des Judas für ihn eine Sünde war, aber im Opfertod Christi die Erlösung vermittelte.

Wir finden im Faust eine Natur, die der Dinge äußerste Ende verknüpfen will, vom Himmel die höchsten Sterne, von der Erde die schönste Lust fordernd. Seine Subjectivität ringt nach Vermählung mit dem objectiven Seyn; die Buchgelehrsamkeit hat ihm nicht genügt, so ergibt er sich der Magie, unmittelbar das Ganze der Welt zu schauen und sie zu seines Geistes Dienste zu zwingen. Aber die Anschauung des Ganzen, welche die Forschung im Einzelnen verschmäht, ist nur ein Rausch der Entzückung, und in seinem Eifer wirft Faust sich in's Gegentheil: er will sich nun völlig hingeben an die Natur, im Selbstmord seine Persönlichkeit opfern, um sich mit ihr innigst zu vermählen. Da weckt der Klang der Osterlieder die Erinnerung, daß er einst im Glauben die angestrebte Versöhnung genossen, und dieß ermuthigt ihn, ihr weiter von neuem auf Erden nachzutrachten. Aber die zwei Seelen, die in jeder Brust wohnen, das Streben nach dem Unendlichen und Idealen und der realistische Verstand, der Sinn der Endlichkeit, der losgetrennt von jenem egoistisch und böse wird, sie trennen sich, und der leztere tritt als Mephistopheles zu ihm heran.

Der Herr hat dem verneinenden Geist erlaubt, es zu versuchen, ob er den Faust von seinem Urquell abziehen könne, und hat in dieser Wette Fausts endliche Rettung behauptet. Fausts Bund mit Mephistopheles hat zwei Seiten. Sagt jener zum Augenblick: „Verweile doch, du bist so schön!" dann hat sein Streben ein Ziel erreicht, dann ist sein Leben vollbracht, dann sey seine Todesstunde. In dieser aber wird es sich erst entscheiden, ob er dem Teufel verfallen ist oder zum Himmel emporsteigt, je nachdem das Ziel jenes Strebens ein edles oder ein gemeines und schlechtes war. Findet Mephistopheles ihn in der Hölle, so wird Faust dessen Diener seyn müssen, wie hier Mephistopheles sich ihm untergibt, in der Absicht, ihn so tief in's Böse zu verstricken, daß kein Heil für ihn bleibe. Die Ausleger haben dieß übersehen, sie

meinen, Faust verschreibe sich dem Teufel unbedingt und Goethe habe den Vertrag später fallen lassen; allein derselbe ist an eine Bedingung geknüpft und der ganze Verlauf des Gedichts löst die Frage, ob sie sich drüben wieder finden, in der Art, daß Gott Recht behält.

Fausts ideales Streben verwechselt die Freiheit mit der Schrankenlosigkeit, und in Gesetz und Ordnung sieht er nur die Grenze der Selbstthätigkeit, nicht deren eigene Macht und Erfüllung; er fürchtet den Verlust seiner Freiheit, wenn er irgendwo beharre, statt sie in der Selbstbestimmung zu erkennen, die damit sogleich Selbstbeschränkung ist, um sich eben nicht im Unbestimmten zu verlieren, sondern etwas zu seyn. Mephistopheles erster Versuch mißlingt; das wilde Leben in Auerbachs Keller ist dem Denker unbehaglich. Nun sieht er Gretchen; aber statt daß er hier dem Sinnengenuß verfällt, weckt ihr reines Gemüth die Seelenliebe in seiner Brust, und in der Liebe findet er jetzt auch den Schlüssel zu einer reicheren Erkenntniß Gottes und der Welt, indem er fühlt, wie wir in der Hingabe der Liebe unser Selbst bewahren oder doppelt gewinnen; er fühlt Gott in sich und sich in Gott, und sieht darum auch in Fels und Busch seine Brüder, da Ein göttlicher Lebensgrund alles trägt. Nur zur sittlichen Wiedergeburt führt ihn die Liebe jetzt noch nicht, vielmehr sieht er immer noch die Freiheit in der Schrankenlosigkeit und verläßt die Geliebte, die durch Reue und Buße sich läutert und rettet.

Schiller hat richtig bemerkt, daß Faust jetzt aus den Privatkreisen auf die Bühne des öffentlichen Lebens treten muß; ich glaube, er soll jetzt durch sein Wirken für die Menschheit das gut zu machen suchen, was er an einzelnen Menschen verbrochen hat. Leider hat aber Goethe ihn nicht geschildert, wie er aus tiefstem Seelenschmerz über das Geschehene sich zu diesem Entschluß durchkämpft, sondern Elfen singen ihn in Schlummerruh, und von außen kommt ihm die Mahnung:

> Säume nicht dich zu erdreisten
> Wenn die Menge zaudernd schweift:
> Alles kann der Edle leisten,
> Der versteht und rasch ergreift!

Auch kommt er zunächst nur an den Hof zu Fest und Spiel. Was aber für die andern nur ein Reiz der Unterhaltung seyn sollte, die Beschwörung der Helena, das wird ihm zum schönsten Lebensernst. Ihn entzückt der Anblick der klassischen Schönheit, und dießmal geht er nach dem ersten poetischen Reiz ein in das Besondere; nachdem er zu den Müttern, in die innerste Tiefe des Geistes hinabgestiegen, um die ewige Idee zu erblicken, geht er nun in der klassischen Walpurgisnacht den Weg zur Helena hin. Ihre Vermählung mit ihr symbolisirt die Verschmelzung des griechischen und germanischen Geistes, aber im Bunde mit der Schönheit und Kunst findet er jetzt die sittliche Wiedergeburt durch die Erkenntniß des Maßes und der klaren zweckmäßigen Bestimmtheit auch im Handeln. Das ziellose Spiel der Meereswogen, das ihm sonst ein Höchstes, ein Bild seiner selbst gewesen wäre, wird ihm nun ein Greuel, er will nun ein bestimmtes Wirken für einen großen Zweck, und sieht darin jetzt nicht mehr den Verlust, sondern die Erfüllung seiner Freiheit.

Goethe sagt auch im Wilhelm Meister: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt." Alle die aber, welche die Bedeutung des praktischen Berufes verkennen, dem Faust sich zuwendet, sind von vornehmen Vorurtheilen geblendet, daß sie den hohen Werth der Arbeit nicht so wie der Dichter verstehen. Und es ist nicht irdischer Besitz als solcher, den Faust anstrebt, er will dem Meer einen Boden abgewinnen, um auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen, und indem er in sich den Begründer eines thätigen glücklichen Nationallebens erblickt, der für Aeonen gewirkt habe, ist nun der Augenblick des Genusses da, wo er sagen kann: Es ist vollbracht! Sein Streben hat sein Ziel gefunden, sein Lebenszweck ist erreicht, dem Vertrage gemäß, und nach der Natur der Sache selbst stirbt er. Aber hat Mephistopheles ihn zu sich herabgezogen? Im Gegentheil, das Positive im Geiste Fausts hat sich stets mehr Macht über das Negative angeeignet, der Herr hat die Wette gewonnen; und der Epilog im Himmel besiegelt diese freudige Lösung. Das Lied des Lebens haben wir vernommen, wir haben gesehen, wie Schmerz und Liebe die Erzieher der Menschen sind, wie alle Mißlänge zur Harmonie werden und alles zum Heile führt, indem die göttliche Gnade theilnehmend uns zu sich erhebt, wenn wir muthig und selbstbewußt das Unsere thun.

> Das ist der Weisheit letzter Schluß:
> Nur der verdient die Freiheit und das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.

Moriz Carriere.

Aus dem Englischen.

Die Gräber Eines Hauses.

In Einem Hause jugendschön
Und fröhlich sie erblühten;
Wie sind ihre Gräber so fern und weit
Durch Land und Meer geschieden!

Dieselbe Mutter hat sie gelegt
Einst in ihr Bettlein zu ruhn,
Mit Einem Blicke die Knospen beschaut,
Wo sind die Schläfer nun?

In Westens Wäldern, am dunkeln Strom
Ruht Einer in weichen Matten;
Der Indier weiß sein einsam Grab
Fern in der Cedern Schatten.

In blauer See, bei Perlen tief
Da liegt der fröhlichste Knabe;
Sie haben ihn Alle am meisten geliebt,
Und Keines kann weinen am Grabe.

In Südens sonnigem Rebenland
Da liegt der dritte erschlagen,
In Spanien schläft er in blutrothem Feld,
Wohin er sein Banner getragen.

Auf Einer Grab im Abendwind
Der Mirthe Blätter fallen;
Sie ist bei Italiens Blumen verblüht,
Die Lezte, die Schönste von Allen.

So fern getrennt, die einst gespielt
In Eines Baumes Schatten,
Die einst um einer Mutter Knie
Vereint gebetet hatten!

Ihr Lächeln, ihr Sang einst des Hauses Lust,
Das Licht am heimischen Heerde.
O, wenn keine ewige Heimath wär',
Was wäre dein Lieben, o Erde!

Felicia Hemans.

Des Lieutenants Liebeswerbung.

(Oh wilt thou sew my buttons on?)

O, nähst du einst mir Knöpfe an,
Ruft dir zurück ein Traum,
Dich als der Bälle Königin
Im lampenhellen Raum?
Wenn Parade hält Die schöne Welt,
Und lockt und winket dir,
Sag an, du herrliche Gestalt,
Nähst du doch Knöpfe mir?

Zu deinem Fuß manch Stolzer kniet,
Du treibst mit ihm nur Scherz,
Die reiche Welt Aus Hof und Feld
Gewinnet nicht dein Herz;
Doch neigst du mild, Du süßes Bild,
Dich zu dem Lieutnant hier.
Willst in bescheidner Wohnung einst
Du nähn die Knöpfe mir?

Antwort.

Ja, sey getrost, ich nähe dir
Einst deine Knöpfe an,
Ob auch sechshundert Gulden nur
Ein Lieutnant bieten kann.
Laß andre Frau'n Nach Juwelen schau'n,
Was soll der Schimmer mir?
Will nicht hinaus, Bleib still zu Haus
Und näh' die Knöpfe dir.

Wenn dort der Straußenwalzer tönt
Und Paare flink sich drehn,
Sollst du bei schmalem Abendbrod
Bei mir kein Thränchen sehn.
Wenn Sommers lacht Der Moden Pracht,
In Bäder alle ziehn,
Dann ohne Leid Im alten Kleid
Näh' ich dir Knöpfe hin.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Halevy's ewiger Jude. — Die großen Feste.

Schöne Frauenzimmer haben Launen und machen häßliche Gesichter; das ist eine von den alten Geschichten, die ewig neu bleiben, und in dieselbe Klasse gehört auch das Lied van dem holden Mai, der statt des Flieders und der Rosen uns eine Kälte bringt, wie sie im Januar und Hornung erträglicher war. Damals wurde doch allenthalben halbwegs gute Feuerung getroffen, aber jezt, nachdem uns der so schlecht angeschriebene April an warme Tage und sanftes Hinschlendern in der Sonne gewöhnt hat, Paletot und Mantel wieder hervorholen zu müssen, das ist hart. Wir haben nicht das Recht, den holden Mai den perfiden Mai zu schelten, wie wir eine Huldin, die uns an der Nase herumgeführt, eine Kokette heißen; der Mai, der Pariser Mai wenigstens, treibt seit Jahren schon dieselbe Posse, und wir müssen es, wie das im Leben so häufig geschieht, nur unserer unbesiegbaren Leichtgläubigkeit zuschreiben, wenn wir uns in den Spaziergangs- und Spaziersahrtsplanen, die wir auf die Huld des Monats Mai gebaut hatten, sa grausam getäuscht sehen. Die Wirthe der Umgebungen von Paris, die auf den Empfang zahlreicher Gäste gerechnet hatten, sind nichts desto weniger zu beklagen, die Theater dagegen dürften dem holden Monat, der uns so unhold, ihnen aber wirklich hold ist, eine Dankadresse votiren. Die große Oper hätte allerdings in diesem Augenblick die Hülfe, die ihr von dem Herrn der Rosen und Nachtigallen zukommt, nicht nöthig gehabt; Halevy's „ewiger Jude“ übt eine hinlängliche Zugkraft auf die Pariser opernfähige Gesellschaft aus. Zwar ist Halevy selbst kein Magier und gegen einen Tondichter von wahrem Genie gehalten, so ziemlich was der heurige holde Mai ist, verglichen mit dem holden Mai, wie ihn die Musenalmanache beschreiben. Halevy ist ein geschäzter Opernsetzer; er hat mehrere Werke geschrieben, die Dank einem vortheilhaften Textbuch und einer gelungenen Darstellung eine Zeitlang die Kasse füllten. Seine Jüdin, durch Nourrit und Mlle. Falcon eingeführt, ist eine der Hauptopern des Theaters der Rue Lepelletier geworden und hat sich eben so gut wie Robert der Teufel und die Hugenotten auf dem Repertoire erhalten; in der Königin von Cypern und Karl dem Sechsten haben patriotische Gelegenheitsklänge gezündet und wurden von den Drehorgeln unter den großen Haufen gebracht, der die große Oper nicht zu besuchen pflegt. Aber wie gesagt, wenn einige seiner Melodien beliebt, wenn sie auf der Straße geleiert, von angezündeten Patrioten wie die Marseillaise gesungen und van einsam dämmernden Müßiggängern gepfiffen wurden, so bekam doch sein Name nie einen magischen, mehr oder minder napoleonischen Klang, und wenn Heine von Halevy's Bruder, einem sehr mittelmäßigen Dichter, dessen Physiognomie bedeutende Aehnlichkeit mit den Versen, die er schmiedet, haben soll, sagen konnte, er sehe aus, als wenn ihn sein Bruder componirt hätte, so drückte er hiemit nur die über Halevy's Musik herrschende Ansicht aus. Halevy hat daher, man sollte meinen, instinktmäßig seine Harmoniengebäude auf spektakelreichen, zugtüchtigen Textbüchern errichtet und mit prachtvollen Dekarationen wie mit festen und hohen Mauern umgeben. Das Textbuch seiner neuesten Oper hat den ewigen Juden zum Gegenstand, einen Helden, den die Franzasen seit etwa zwanzig Jahren mit besonderer Vorliebe besingen. Edgar Quinet, Béranger, Eugène Sue und in lezter Instanz auch Eugène Scribe, der sich in alles mischt, haben ihm ihre respektiven Künste gewidmet. Es ist als ob die Franzosen von einem Koller der Selbstironie befallen wären, der sie gerade an diesem, wie sie selbst, nie zur Ruhe kommenden Wanderer ihr Gestaltungsvermögen versuchen und ihre Phantasie sich weiden läßt. Vielleicht zieht auch die Sucht, welche so vielen der poetischen Talente unserer Zeit innewohnt, über alles Erdenkliche sich schweifend zu verbreiten, zu diesem Stoff, der gleichsam Himmel und Erde in seinem Schooße beherbergt, die schaffenden Kräfte immer von neuem hin. Diese leztere Annahme findet eine abermalige Bestätigung in dem Textbuche von Halevy's neuester Oper. Der Roman, der als Faden durch die Unmasse der vorkommenden Erscheinungen und Begebenheiten zieht, ist von einer Plattheit, die das nicht auf gelehrte, hülfsquellenreiche Musik, glänzende Dekorationen und allerlei Herrlichkeit sich stützende Nacherzählen kaum zuläßt. Es ist ein ganz gewöhnlicher, zehntausendmal schon dagewesener Diebs- und Liebeshandel, der bei verschiedenen Anläßen von dem phantastischen Eingreifen Ahasvers unterbrochen und von dem natürlichen Verlaufe abgelenkt wird. Ahasver tritt wesentlich als Schutzengel treuer Liebe auf, und es wird ihm daher zur Belohnung auch ein Stündchen Siesta von dem lieben Herrgott gewährt. Das Stück zieht sich durch einen großen Theil der vor Columbus bekannten Welt hindurch, beginnt in Flandern, dem klassischen Lande alles Geisterspuks nach französischen Begriffen, springt nach Asien über, wo durch die Laune oder Tücke des Schicksals die schon in Flandern zusammengewesenen Personen sich von neuem treffen und verborgene Liebesseufzer durch die Handstreiche entführungstüchtiger Sklavenhändler, die in Flandern als Banditen hantieren, gestört werden. Von Asien sezt die Handlung wieder nach Europa über, bleibt aber am Rande dieses Welttheils in Constantinopel sitzen, und in der Nähe dieser Stadt hauptsächlich entwickelt Ahasver seine großartigen Rettergaben, kann aber doch den Helden des

Stücks nicht vor einer Versenkung in das Meer durch die abenangeführte Entführungsgesellschaft bewahren. Glücklicherweise entkommt der erwähnte Held der Fluth und ihren Ungeheuern; Ahasver hofft als Ehrensold für die Wohlthaten, die er im Laufe des Stücks der Menschheit erweist, endlich selig in dem Herrn zu entschlafen, allein es ist, wie gesagt, nur eine vorübergehende Siesta, begleitet von einem schauerlichen Traume, der den Werth derselben bedeutend vermindert. Das lezte Gericht bricht an und der Höllenrachen thut sich furchtbar auf, man sieht die armen Sünder braten in den ewigen Flammen und die Teufel jubiliren wie wahnsinnige Affen. Das ist natürlich ein ungeheures Fest für die Musik, und alles Heulen, Bellen, Sieden, Stöhnen, kurz das ganze Concert der Verdammten und ihrer Henker hallt in dem Orchester wieder. Dieser Charakter der dramatischen Malerei geht durch die ganze Oper, überall ist Halevy bemüht, die Momente und Situationen durch Akkorde und Gänge zu versinnlichen; überall ist ein guter Kopf vorhanden, der die Massen und die einzelnen Punkte der Handlung, die er musikalisch zu bearbeiten hat, sich richtig vorstellt und die musikalischen Mittel kennt, welche für den Ausdruck dieser richtigen Vorstellungen sich schicken. Namentlich durch die Instrumentirung weiß Halevy zu überraschen, die Aufmerksamkeit zu erregen, zu unterhalten und hie und da zu ergreifen. Nur ist man allgemein über den maßlosen Gebrauch, den er von den Blechinstrumenten macht, betroffen, und fast sämmtliche Kritiken, selbst einige von den günstigsten, drücken ein wahres Entsetzen darüber aus.

Diese großartigen Mittel wären diese Woche auf dem **Marsfelde zur Feier des Adlerfestes, unter freiem Himmel und Angesichts großer Militärmassen, die mit allerlei geräuschvallem Spielzeug umzugehen gewohnt sind, völlig an ihrem Platze gewesen; da hätten sie hingereicht und nicht erschreckt, und die zumal aus der Provinz wie aus den napaleanisch gesinnten Vorstädten herbeigeströmte Menschenmenge wäre über den kolassalen Ohrenschmaus ohne Zweifel entzückt gewesen. Paris hatte varigen Montag, dem Tage des Adlerfestes, wirklich ein außeraedentliches Ansehen und am frühen Morgen ging die Kais herunter, die Boulevards entlang, durch die Straße Rivoli, kurz auf allen Wegen, die aus dem Innern der Stadt nach dem Marsfelde führen, ein fartwährender Menschenstrom. Schon um sechs Uhr füllten sich die Cafés, und gegen zwölf Uhr, wa sie sonst so gefüllt sind, waren sie wie ausgestorben. Mehrere Tage zuvar war kaum von etwas anderem die Rede und weder der Salan noch der ewige Jude konnte gegen die Theilnahme, welche die Marsfeldfeier erregte, aufkommen. Die Neugierde der Pariser weidete sich an den Unifarmen einzelner Militärs, die aus den Departements oder aus Afrika als Abgesandte ihrer nie in Paris liegenden Regimenter gekommen waren, und allenthalben drückte man seine Freude aus über das Leben, das in Handel und Wandel durch den Zudrang sa vieler Fremden kommen müsse. In der That sah man eine ungewöhnliche Zahl von Fremdlingen aus der Provinz und aus dem treulosen Albion. Langen, blauen, zu weiten Röcken aus grabem Tuche, mit einem Ehrenkreuz geschmückt, ehrwürdigen Nasen departementaler Hausfrauen und arglos erstaunten Gesichtern departementaler Fräulein begegnete man auf jedem Schritt und Tritt; kurz die sämmtlichen Maires der dreißig- bis vierzigtausend Gemeinden der französischen Republik schienen ausgeflagen mit Familie, um in Paris dem grassen Adlerfeste beizuwahnen. Und jezt sage man nach, daß die Eisenbahnen nicht die ersten Civilisatiansmaschinen der Welt sind. Van den fernsten Ecken des Landes können die großen und kleinen Würdenträger der grassen Natian herbeiströmen, um der Auferstehung des kaiserlichen Adlers beizuwahnen, der bei seinem ersten Fluge wie ein gebesserter Raubvogel verspricht, daß er fortan nicht mehr auf Raub, wie in früheren Zeiten, ausgehen werde. Er hat sich darum auch einsegnen lassen durch einen Priester des Friedens, und bei dem Rückzuge nach Paris zwischen drei und vier Uhr Nachmittags bekam ich fast mehr schwarze geistliche Röcke als gestickte Senatorenkleider zu sehen. Es ist schade, daß die geistlichen Herrn nicht auf den Bällen erscheinen können; sie würden einen mäßigenden Gegensatz zu der Unmasse van gold- und silberbelegten Kleidern bilden, welche die Damen zur Verzweiflung bringen und den glänzendsten Frauenanzügen Abbruch thun. Das schöne Geschlecht ist gezwungen, seine Zuflucht zu gold- und silbergestreiften Stoffen zu nehmen, die den doppelten Nachtheil haben, daß sie sehr theuer sind und die körperlichen Vorzüge der schönen Trägerinnen in Schatten stellen. Das ist freilich ein Unglück, das nicht die Mehrheit trifft, und da jezt das allgemeine Stimmrecht in der Mode und es guter Tan gewarden ist, var allem den Majoritäten, den Massen Rechnung zu tragen, so ist es kaum zeitgemäß, über ein schlimmes Schicksal, das nur wenige Ausnahmen angeht, zu seufzen. Mehr, bei weitem mehr als der, Dank einer plötzlichen Sinnesänderung des bisher so unfreundlichen Mai, sommerlich leichte Damenputz und all die gestickten Senatorenkleider, mehr als die Uniformen der Veteranen und Invaliden und die bunte, aber bekannte Musterkarte des jetzigen Heeres, wurden die rothen Mäntel einiger arabischen Häuptlinge bewundert. Die Farbe des Feuers und des Bluts lag auf diesen zierlich gewundenen Ueberwürfen in einer Stärke und Lebendigkeit, wie sie nur ein Rubens zu geben vermochte und sie heutzutage der erste Colarist Frankreichs, Delacroix, kaum zu verwirklichen im Stande ist. Diese Mäntel, die sich auf den weißen Gewänden doppelt schön ausnahmen, waren der schönste Schmuck des Festes, und ihnen von allem, was man sah, höchstens die edlen Pferde, welche diese Häuptlinge ritten, zu vergleichen. Neben diesen malerischen Vertretern der Barbarei konnten die meisten Offiziere der fremden Armeen kein wärmeres Gefühl als das der Neugierde in Anspruch nehmen. Eine Bewegung der Neugierde war überhaupt der vorwiegende Zug in der Theilnahme, die der Feier gewidmet wurde, womit ich jedoch nicht sagen will, das militärisch patriotische Pathos sey völlig ausgeblieben. Sa war es auch auf dem Balle, der am andern Tage Abends in der Militärschule stattfand, nicht der Däman der Tanzwuth, der die vierzehn- bis fünfzehntausend Gäste beherrschte; der Präsident, dessen Gesicht Zufriedenheit strahlte, die fremden und einheimischen Unifarmen, der bunte Zauber des prachtvallen Ballanzüge, die Gewalt eines Orchesters van dreihundert und fünfzig Instrumenten, unter denen**

ein Glockenspiel geräuschvoll tändelnd sich hervorthat, der berauschende Anblick von hunderten und aber hunderten von Kronleuchtern, das hohe Selbstgefühl, das aus der Anwesenheit eines oder einer beglückten Sterblichen in einem wenigstens angeblich so aristokratischen Gewühle, wenn man auch darin fast erstickt, hervorgeht, und der Genuß, den man im voraus bei dem Gedanken empfand, daß man sagen könne, man habe dem hohen Feste beigewohnt, daß man seinen minder begünstigten Freunden, Freundinnen und Bekannten davon erzählen könne: das waren die Elemente der Glückseligkeit, welche die Eingeladenen beiderlei, aber vorzüglich weiblichen Geschlechts erfüllte. Solche Elemente aber wirken, wie man sich denken kann, mächtig auf schwache Seelen, und es ist kein Wunder, daß die Zahl der Bewerber und Bewerberinnen um die Gnade der Zulassung zu diesem Ball ganz ungewöhnlich war. Ein Mädchen, die Tochter eines Finanzinspektors, die durch die Stellung ihres Vaters von rechtswegen bei der Feier gegenwärtig seyn konnte und keine Mutter mehr hat, die sie hätte abhalten können, war den ganzen Tag hindurch, der dem klassischen Abend vorherging, unwohl, von Kopfweh und Brustleiden geplagt, spie sogar Blut und war in Folge dieser Zufälle todtmüde; trotz dem machte sie die stundenlange Balltoilette, schnürte sich ein, als wenn ihr gar nichts fehlte, tanzte auf den Teppichen, mit denen die Stegreifsäle belegt waren, die ganze Nacht durch und kehrte um zwei Uhr Morgens, da die Wagenreihe von dem Marsfeld bis zu dem Boulevard des Italiens, also fast eine Stunde sich hinzog, und sie vielleicht bis acht Uhr Morgens hätte warten müssen, zu Fuß in ihre vom Ballpalast wenigstens zehntausend Fuß entfernte Wohnung zurück. Das nenne ich Enthusiasmus; man muß es gestehen, die Frauen wissen sich aufzuopfern; Hingebung ist ihr ganzes Wesen, und wenn sie nicht Lust, Beruf oder Gelegenheit haben, diese Tugend durch die Ausübung christlicher Nächstenliebe zu erproben, so bewähren sie dieselbe im Dienste des Vergnügens.

Einen ähnlichen Enthusiasmus konnte das am Donnerstag abgebrannte Feuerwerk unmöglich erzeugen. Zwar hatten es die Posaunen pomphafter Ankündigungen bestens empfohlen; das Pariser Volk, das in die Feuerwerke von jeher verliebt war, hatte sich Wunderdinge von der verheißenen Herrlichkeit versprochen und war daher karavanenweise nach dem Wallfahrtsort, wo sie zu sehen seyn sollte, von den entlegensten Stadtvierteln, zum Theil meilenweit herbeigeeilt. Männer mit ihren Kindern auf den Schultern, Weiber mit dem Säugling auf dem Arm und an der Brust, Arbeiter und Arbeiterinnen aller Gewerke, Soldaten und Geistliche, schlechte Dirnen und alte Weiber bigotten Styls, die dem Prinzen Louis Napoleon, weil er dem Clerus schön thut, wohlwollen, possentüchtige Gassenjungen, Hausirer mit Erfrischungen, Verkäuferinnen von Eßwaaren, Bettelvolk unter allerlei Vorwänden und zahllose Industrieritter hatten auf dem weiten Felde, wo einige Tage zuvor Reiterei, Fußvolk und Geschütze in musterhafter Ordnung sich bewegt hatten, sich eingefunden und ohne Zwang und Ordnung Platz genommen. Die einen, und zwar die meisten, blieben stehen, die andern, meist Proletarierjugend männlichen Geschlechts, setzten sich auf den staubigen Boden, den der drohend bewölkte Himmel jeden Augenblick in einen Morast zu verwandeln drohte, mehrere machten sich paarweise mit ihren Rücken wechselseitige lebendige Lehnen; allenthalben wurde Feuer angeschlagen, halb verzehrte Cigarren, wie man sie häufig in Lutetias Kehricht findet, wurden von den jungen Blousenmännern zu Ende geraucht, drollige Gassenhauer wurden rechts und links von heiseren Kehlen angestimmt und Witzworte aller Art gewechselt. Unterdessen ward es immer dunkler, die Laternen des Marsfeldes wurden angezündet und stellten einstweilen zur Beruhigung der öffentlichen Ungeduld, die schon ziemlich laut sich zu äußern anfing, eine freilich sehr magere Art von Beleuchtung vor; endlich trommelte es triumphirend, der Präsident kam angefahren, mäßiger Zuruf ließ sich hören, und nach einigen Minuten ward von dem Dache der Militärschule das Zeichen zum Beginn des Schauspiels mit bengalischer Flamme gegeben. Dieses Feuerwerk, das man im voraus als so außerordentlich gepriesen, machte aber, wie das auch so manchem Theaterstück geschieht, dem man die gleiche Wohlthat anthut, gerade heraus gesprochen, Fiasko. Das alte Lied von den farbigen Kugeln wurde wieder in zahlreichen Variationen aufgespielt und erfreute, wie von jeher, die größten der großen Kinder, die auf dieser Erde leben. Alles übrige, den Triumphbogen des Carroussels, der in seiner feurigen Erscheinung wie ein Neujahrsgeschenk aus der Fabrik eines Zuckerbäckers aussah, obgleich er einige Ah hervorrief und ein wenig beklatscht wurde, mit einbegriffen, machte geringen Eindruck, der sogenannte Strauß von Raketen, der das Ganze beschließt, war so kurz, daß jedermann noch mehr erwartete, und als nichts mehr nachkam, der erregbarere Theil der Anwesenden unwillig wurde und durch lautes Zischen, ganz wie im Theater, sein Mißvergnügen zu erkennen gab.

Wien, Mai.

II.

Die Remisen auf dem Josephsplatze.

Wer sich die erwähnten Trauerceremonien und noch andere historische Feierlichkeiten anschaulicher machen will, versäume nicht, die kaiserlichen Remisen auf dem Josephsplatze zu besuchen, dem ehemaligen Irrgarten, dann Reit- oder Tummelplatz, nach der Reiterstatue Josephs II. genannt (1806 oon Franz von Zaumer), die man Hochverruth nennen möchte, so kläglich sitzt der geistvolle Kaiser da, die Knie hinaufziehend. Die Thore der Remisen öffnen sich am Burgflügel im Rücken der Josephstatue, unsern der zum Bibliotheksaale, der stolzen Kuppel Fischers von Erlach, führenden Treppe, zur Rechten des Monuments, während ihm zur Linken der zunächst nach dem Münzkabinet, der Hofkapelle, dem Amalienhofe und aus diesem in den innern Burghof führende Durchgang sich befindet. — In jene Räume der Vehikel eintretend, gewahren wir vorerst eine Reihe leichter Kaleschen, grün mit Goldgestell, weiche zu „Veruggiaden" benuzt werden, wenn fremde Fürstlichkeiten da sind, in Schönbrunn u. s. w., und wenn die Herrschaften selbst kutschiren. Folgt eine zweite Kette von prächtigen Goldkutschen, „die Damenkutschen;" sie wurden für die Damen gebraucht, wenn der Hof nach Sankt Stephan fuhr. Dann kommt der Todtenwagen, ganz roth mit Gold; für Erzherzoge bleibt er roth, für Kaiser wird er schwarz dekorirt. „In jenem Falle Schimmel, in diesem acht Rappen, spanisches Costüm" — so bedeutete unser der Etikette sehr kundige Cicerone. „In ganz Venedig ist nur Eine rothe Gondel," bemerkte mein schon früher genannter Begleiter; „in dieser fuhr der Doge, und wenn er starb, stellte man auch seinen Sarg hinein. Hier begegnen wir nun einer Art Wiederholung davon." — Wir nähern uns dem großen Huldigungswagen, in welchem Kaiser Ferdinand zu Insbruck einfuhr, und der auch bei Vermählungen dient, zum Einzuge fremder, im Auslande getrauter Prinzessinnen. Weiterhin der Krönungswagen Karls VI., prächtig gearbeitet, und zwar in Madrid. Die schwarze Farbe erhielt er erst bei der Huldigung für Ferdinand, weil man sich damals noch in der Trauerzeit für Franz befand. Der Cicerone wiederholte hier sein: „acht Rappen, spanisch." Die Geschirre allein kosteten 60,000 Gulden. — Jüngst hat man diesen Karoluswagen vom Gestade des Manzanares auch für König Otto von Griechenland verwendet. Ferner eine neue Reihe oon goldenen Galakutschen, bei der Krönung für die Prinzen bestimmt; auch sämmtliche Geschirre natürlich sehr reich und kostbar. — Gern verweilt man vor dem Schlitten Maria Theresias; es ist nur eine Muschel, ein Tigerfell darüber gedeckt. Wie lebendig das alles Zeiten und Menschen vergegenwärtigt! Man meint die Gestalten in den Karossen zu erblicken; Maria Theresia saß leibhaftig var mir. In der Nachbarschaft stand der Wagen, dessen der Minister Kaunitz nnter Joseph sich bediente, und der eben wieder frisch dekorirt wird. Darauf folgte eine Reihe überreicher Schlitten, einer immer kostbarer als der andere. Sie scheinen gerade der Gesellschaft zu harren, mit der sie festlich über den Schnee gleiten sallen, einer Gesellschaft von Monarchen. Für eine solche wurden sie zu einer glänzenden „Schlittage" während des Wiener Kongresses gefertigt. Der Cicerone zeigt, wa die Kaiser u. s. w. fuhren, nennt die Damen, welche sie führten. Jezt eine Gesellschaft van Schatten, Kronen wie Rosenkränze, alles dahin, Lächeln und Worte verweht, Blicke und Herzen gebrochen. Auch die Preise der Schlitten nennt uns der Cicerone. „Der Schlitten des Czars Alexander hat 10,000 Gulden Münz mehr gekostet als der des Königs von Preußen." — Ueberraschend ist der Krönungswagen zur Krönung in Feankfurt aus dem siebzehnten Jahrhundert, ein kleiner Palast, nichts als Purpur und Gold, das Aeußere ringsum voll trefflicher Oelgemälde, allegorische Darstellungen, Gottheiten und andere mythologische Gestalten in buntester Fülle, dem Rubens zugeschrieben, aber wenigstens gute Copien nach ihm. Eigentlich ist die Bezeichnung als Krönungswagen wohl nur zur Hälfte wahr, da er zwar beim feierlichen Einzuge des Kaisers in Frankfurt, aber nicht auf dem Wege zum Dome benüzt ward, den der Monarch unter reichgesticktem, von Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin auf glänzend geschmücktem Rosse zurückzulegen pflegte. Das war also der Krönungswagen, auf dem Goethe's funkelndes Jünglingsauge ruhte und den er uns aus Jugendreminiscenzen schildert: „Der prächtigste Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas versehen, mit Malerei, Lakirung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rothem gestickten Sammt obenher und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiser und König, die längst erwünschten Häupter, in aller ihrer Herrlichkeit betrachten." — Etwas Rührendes birgt die Ecke nahebei. Welche Gegensätze! Ein unscheinbares kleines Kinderwägelein, mit grüner Seide ausgeschlungen und gedeckt. Darin wurde Kaiser Joseph als Kind geführt, und die Liebe der Mutter hat das geringe Fuhrwerk, wo die junge Knospe einst wie aus frischem Laube herauslächelte, als Heiligthum bewahrt. So hätten wir denn Wiege und Bahre beisammen, und zwischen beiden die Kronenherrlichkeit, den ganzen Lebenslauf des großen Herrschers. Neben dem Kütschlein von dunkelgrüner Seide, ganz im Winkel, steht eine reiche Sänfte

roth mit Gold. Diese wird ein paar Tage vor der österreichischen Kaiserkrönung mit Mauleseln bespannt — einer vorne, einer hinten — und in großem Gefolge nach Kloster Neuburg entsandt, den Herzogshut zu holen beim Grabe des heiligen Leopold, der an der Stätte des wiedergefundenen Schleiers seiner Gemahlin, der schönen, hochgesinnten Kaisertochter Agnes, die Abtei gegründet hat. Das lezte mal wurde diese schimmernde Sänfte gebraucht, um den kranken Herzog von Reichstadt darin nach Schönbrunn zu bringen. Däucht uns doch fast, das bleiche Jünglingsgesicht in ihr lehnen zu sehen. — Wenn wir diese historischen Wagen überschauen, dieses Gewimmel von Rädern, die wenn auch nicht immer Räder des Glücks, doch sicher Räder der Geschichte sind, so fühlen wir, daß hier eine ganze Geschichte auf Achsen vor uns steht. Wo sind die, welche einst die Zügel lenkten? Wie, wenn sie um Mitternacht plötzlich auf's neue ergriffen würden von kalter Hand, wenn Geisterpferde schnaubend sich vorspannten, aus den Kutschenthüren, aus den Fenstern bleiche Häupter sich neigten, auf den Kissen sich Gestalten wiegten, längst verschwundene, der Gruft entstiegen?

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 23. 6. Juni 1852.

> Wenn dieser falsche Ton in einem Herzen
> Nun einmal klingt, und immer wieder klingt,
> Wo ist der Künstler, der es stimmen könnte?
>
> Goethe.

Der Maienhof.

Eine schwäbische Volksgeschichte.

I.

Ein schöner Sommertag neigte sich zum Ende, als Michael, des Schultheißen jüngster Sohn, nach zweijährigem Aufenthalt unter dem Militär in Urlaub kommend, sich dem Heimathdorfe näherte. Der Weg führte durch den einsamen Tannenwald, über dessen dunkeln Kranz nur der Hohenstaufen die kahle Kaiserstirne träumerisch erhob. Der duftige Schatten kühlte angenehm nach schwülem Tage; dem Wanderer war's recht jugendfroh und wohlicht zu Muthe, er jodelte hell und kühn in den stillen, ruhenden Wald hinein, und verschmähte nicht sich hie und da nach den saftigen Erdbeeren zu bücken, die längs des Fußpfades aus dem Grün blinkten. Er wollte seines Bruders Kindern ein Sträußlein davon zum Gruße mitbringen.

Warum sollte er auch nicht heiter in die Welt hinein schauen? War er doch recht froh, das Militär verlassen zu haben und die Heimath wieder begrüßen zu dürfen. Den Pflug führen oder die Sense handhaben mochte er doch lieber als Wache stehen und exerciren, wobei man den Tag hinbrachte und müde wurde, ohne am Abend zu wissen, was man denn eigentlich gethan. Gestehen wollte Michael dieß freilich zu Hause nicht, denn er gedachte mit seiner militärischen Haltung und seinen städtischen Erinnerungen sich ein Ansehen zu geben. Hatte er ja deßhalb darauf bestanden, daß der Vater ihn nicht loskaufe, als das Loos ihn traf, besonders da man zu Haus ihn nicht nöthig brauchte. Des Vaters Gut war schon an den ältern Bruder weggegeben, die beiden Schwestern hatten sich verheirathet und der Vater lebte nur noch seiner Ruhe und seinem Amte, die sich beide vollkommen vertrugen.

Da aber Michael seiner stattlichen Gestalt wegen unter die Artillerie gestellt worden war, hatte sein Aufenthalt im Dienste sich doch länger verzogen, als er erwartet und beabsichtigt hatte. Zwei Jahre Abwesenheit, während welcher er nur auf einige Tage zu Hause gewesen war, welch eine Zeit für ihn, der sonst das Dorf kaum an ein paar Markttagen zu verlassen pflegte! — Wie mochte es jezt aussehen, nachdem drei neue Ehen geschlossen, mehrere Leute begraben, Kinder getauft, ein Haus gebaut worden und eine Scheuer abgebrannt. Auch in anderer Hinsicht schien man nicht hinter der Zeit zurückgeblieben zu seyn. Daß man im „Stern" jezt die „Zeitung" lesen könne und daß etliche Bauern probirten die Ochsen mit dem Kummet statt mit dem Joch einzuschirren, hatte ihm sein Vater zu wissen gethan; daß

die Mädchen wieder anfingen bunte Schürzen zu tragen wie „vor Alters," während einige Zeit her nur Schwarz für anständig gegolten hatte, war ihm durch seine Schwester bei einem Besuche anvertraut worden. Begierig war er auch, was die ledigen Bursche jetzt zu singen pflegten. Zu seiner Zeit war: „so viel Stern' am Himmel stehen" das gangbarste gewesen; doch hatten einige auch schon die „Lorelei" gekannt. Michael hatte unter den Ledigen immer viel gegolten. Die Buben hatten ihn gerne wegen seiner gutmüthigen Heiterkeit und hielten ihn hoch wegen seiner Körperstärke, seiner guten Singstimme, seiner schönen Ulmerpfeife und seines vollen Geldbeutels, aus dem er an Hochzeiten und Markttagen auch gegen andere nicht karg that. Die Mädchen sahen ihn gern, weil er der schönste Bursch im Dorf war, eine Gestalt, die ein Künstler für einen Sankt Michael hätte zum Modell nehmen können, und ein lebensfrohes Gesicht, das der blonde Schnurrbart nach seinem Dafürhalten auch nicht entstellen mußte.

„Wundern soll mich's doch, wer mich zuerst begrüßt," sprach er bei sich. „Es wäre mir doch lieb, wenn's nicht gerade der Gänsebub oder die alte Hirtenliese wäre!" Während er sprach, tönte eine glockenreine Mädchenstimme singend durch den Wald her. — Michael horchte hoch auf, der Wald gab den Klang so wunderschön; er schritt rascher vorwärts. Das Gebüsch öffnete sich plötzlich und vor ihm lag seitwärts auf einsamer Wiese, von zwei Seiten eingefaßt vom Waldrande, der Maienhof. Ob er den Namen von einem unvordenklichen Besitzer erhalten, oder von den Maienbirken, die mit hellem Grün dort den Tannenwald durchschlangen, mag unerörtert bleiben. Auf der blumigten Wiese aber kniete ein Mädchen, um die Leinwandstücke zusammenzufassen, die, zum Bleichen ausgelegt, ein gutes Theil der Wiese überspannten. Es mußte „Madele" (Magdalene) seyn, des Maienbauers einziges Kind. An sie hatte Michael nicht gedacht, denn als er Soldat wurde, war sie kaum aus der Schule gewesen.

Die Gestalt im faltigen, mäßig kurzen Rocke, dem bunten Leibchen, auf das die schweren, dunkeln Zöpfe fielen, den weißen Hemdärmeln und dem Granatenmuster am bloßen schlanken Hals nahm sich so zierlich aus, wie eine der Maienbirken mit dem schlanken Stamme und den zartgeästelten Zweigen, die den Platz umgaben. Michael blieb stehen, war's doch eine Landsmännin, und die erste, die er wieder sah, denn der Maienhof gehörte zum Ortsverband. Endlich wandte sie den Kopf um, und ihn erblickend richtete sie sich auf. Was war aus dem Mädchen doch in zwei Jahren geworden! Michael meinte, selbst in der Hauptstadt unter Hut und Schleier kein hübscheres Gesicht gesehen zu haben; fast schien es nur zu fein für ein Bauernmädchen. Und doch blickten ihn die dunkeln Augen noch so treuherzig und freundlich an, wie es sonst nur Kinderweise ist. — Sie erkannte ihn sogleich, und das that ihm wohl. „Du bist wieder hiesig?" sprach sie und reichte ihm treulich die Hand; „grüß' dich Gott vielmals!" Er wußte, so gesprächig er sonst war, jetzt nicht ein Wort zu sagen, doch blieb er stehen; sie aber bückte sich wieder zum Tuche, um es aufzunehmen. Michael wollte ihr's tragen; das nahm sie nicht an, da half er ihr die Ballen auf den Kopf heben und unterstützte sie mit der Hand, wenn sie über einen Graben schreiten mußte, denn die Last schien fast zu schwer für sie. So ging er neben ihr her bis an's Haus. Dort, als sie ihm freundlich „bhüet Gott" sagte, blieb er wieder zögernd stehen. Als sie die Leinwand in der Kammer niedergelegt hatte und wieder unter der Hausthüre erschien, stand er noch da und blickte auf's Haus, als hätt' er's noch nie gesehen. „Wäre nur mein Vater zu Haus," sagte sie mit einiger Verlegenheit, „so müßtest du herein kommen und ihm Bescheid thun; wir haben fernd guten Most gemacht; mußt eben ein andermal einkehren."

Der beurlaubte Kanonier fühlte, daß er keines Weges weiter gehen mußte, um dem Mädchen nicht sonderbar vorzukommen. „Schau," sagte er nun, „du warst die erste, die mich daheim gegrüßt hat; das soll mir ein gutes Zeichen seyn!" Sie lächelte vergnügt und unbefangen; er bot ihr den Erdbeerstrauß und sagte: „Die hab' ich unterwegs gefunden; es sollt' mich freuen, wenn du sie nehmen wolltest!" — „Ich will's wohl nehmen," sagte sie sehr freundlich, „aber ich hab' dir gar nichts dafür zu geben! Doch — halt! ich hab' schöne Nelken, da will ich dir davon holen!" Sie ging wieder in's Haus und kam bald mit einem Strauße auserlesener Nelken zurück; kein Mädchen im Dorfe konnte solche noch aufzuweisen haben. Die reichte sie ihm freundlich. Er ging, aber nach einer Strecke schaute er sich noch einmal um und sah richtig das Mädchen noch dort stehen unter den dunkeln Nußbäumen, wo sie ihm den Strauß gegeben hatte, die braunen Augen mit ihrem eigenthümlichen träumerischen Ausdruck auf ihn gerichtet.

Der Tag ging indeß hin, ohne sonst einen besondern Eindruck bei Magdalene hinterlassen zu haben. Bei ihrer abgeschiedenen Lebensweise, in der sie nur beim sonntäglichen Kirchgang in's Dorf kam, keine Lichtstube und kaum einmal irgend eine Lustbarkeit besucht hatte, war sie bis jetzt fast ganz ein Kind geblieben. Am Sonntag darauf aber, als sie in die Kirche ging und an der Linde vorüber kam, wo die ledigen Bursche versammelt standen, grüßte sie freundlich der Michael, der unter allen mit seiner kühnen Haltung und dem militärischen Abzeichen an der Mütze sich am stattlichsten ausnahm. Aufblickend sah Magdalene gar noch, daß er ihren Nelkenstrauß noch am

Ohre stecken hatte; den mußt' er sorglich frisch erhalten haben.

Magdelene war, obwohl eines reichen Bauern Kind, doch an keinerlei dergleichen Aufmerksamkeit gewöhnt. Sie war von Natur innigen und zarten Gemüths, den Waldblumen ähnlich, die fast ihre einzigen Kindheitgespielen gewesen waren; aber sie wußte sich fast eben so wenig mitzutheilen als diese. — Still ging sie unter den andern Mädchen hin, wenn sie je unter ihnen gesehen ward; was sie sprachen, war ihr meist fremd, und nur wenn sie einen Gesang anhuben, klang ihre Stimme hell unter den andern. Sie galt für blöd, kindisch und unfähig. Auch ihre zarte, zierliche Gestalt, ihr feines Gesicht wurden übersehen neben den volleren Formen, dem tieferen Wangenroth ihrer Gespielen. Sie selbst fühlte recht wohl, daß sie geringgeschätzt wurde. Sie war leicht verletzlichen Gemüths von Natur und durch die nachsichtige Liebe der Eltern noch empfindlicher geworden. Darum zog sie sich absichtlich zurück, und aus der natürlichen Schüchternheit ward eine krankhafte Menschenscheu.

Michaels Aufmerksamkeit that ihr wohl, denn sie fühlte, daß dieselbe aufrichtig gemeint und ohne Spötterei war. Als sie aber Nachmittags nach der Kinderlehre noch einen Spaziergang mit den Altersgenossen machte und Michael dazu kam, zum hohen Vergnügen all der Mädchen, mit denen er jezt eine lebhafte Unterhaltung anspann, da erröthete sie hoch vor innigem Vergnügen, denn sie fühlte, daß er ihretwegen da war. Und auch Michael fühlte sich recht wohl in Magdalenens Nähe, denn es däuchte ihm, sie unterhalte einen gut, wenn sie auch nicht sprach; man sah, daß ihre Seele doch bei allem war, was man sagte, und es war oft, als ob sie durch einen ihrer Blicke einem erst zur rechten Rede verhelfe.

Es war bald bekannt, daß des Schuldheißen Michael auf's Madele ein Aug' habe. Diese wurde hübscher als je, und wenn auch noch still und schweigsam, war sie doch nicht mehr scheu und zurückhaltend. — Es ward aber Magdalenen nun recht traurig zu Muth, als der Winter kam und sie Sonntags der unterwaschenen oder verschneiten Wege halben nicht mehr in's Dorf gehen konnte. Zum erstenmal in ihrem Leben kam es ihr vor, als lebe man auf dem Hofe doch recht verlassen und abgeschlossen. Einsam brachte sie die Weihnachten zu; beim Jahresschluß aber wurde es ihr ganz schwer ums Herz. Heute war man im Dorfe geselliger als je; oft hatten die Mädchen ihr vorerzählt, wie heiter dieser Abend in den Lichtstuben zugebracht werde, und Magdalene hatte wahrhaftig nie die geringste Lust nach solch einem tollen Lärm empfunden; aber jezt! — es wollte sie bedünken, als wäre es doch gar trübselig, wenn nur Fuchs und Eichhorn, zur Noth ein paar Schuhus einen begrüßten zu solch feierlicher Stunde, wo bei der wehmüthigen Flucht, dem bänglichen Wechsel der Zeit man so gerne von andern sich sagen läßt, daß man nicht allein seyn werde, komme auch, was da wolle.

So lag sie bis nahezu Mitternacht wachend im Kämmerlein, horchte dem scharfen Brausen des Windes, der die Tannen stöhnen machte, und schaute durch die Ritzen des Fensterladens dem Spiele der Sterne zu, das sie mit den Wolken trieben. Endlich schlug die große Schwarzwälderuhr in der Wohnstube unten zwölf, laut und vernehmlich, daß es durchs ganze Haus tönte. Jezt wards laut im Dorfe. Auf und ab knallten die Schüsse laut und freudig und kündeten manchem Mädchenherzen an, daß ein anderes treues Gemüth jezt ihrer mit gutem Wunsche gedachte. Da fuhr der Hofhund bellend auf und ein Schuß tönte beim Hause. Magdalene meinte zu träumen; aber es knallte wieder, und noch einmal, laut und kräftig; die Wälder gaben den Knall mit zehnfachem Widerhalle zurück. Magdalene zitterte vor freudiger Ueberraschung; das war doch eine warme, ernstgemeinte Liebe, die durch Nacht und Schnee kam, ihr das Neujahr zu wünschen!

Indeß vernahm sie, daß eine Stimme den Hund beruhigte und dann Tritte dem Hause sich näherten. Er war also noch nicht fortgegangen. Nach einer Weile vernahm sie von unten die Worte: „Bin ich keines Wunsches werth?" Nun überwand sie die Scheu, legte hastig den Rock an und trat an's Fensterlein. „Ich wünsch' dir ein gutes neues Jahr!" lispelte sie. — „Und sonst nichts dazu?" war seine bittende Gegenrede. „Nun, ich wünsch' dir alles, was du selber dir wünschest!" antwortete sie mit klopfendem Herzen. — „Dann ist's was Gutes. Ade, Madele, ich wünsch' dir nichts anderes, als mir selber!" tönte es mit gedämpfter und doch freudiger Stimme, und sie vernahm nur noch die Tritte des Wegeilenden im krachenden Schnee. Jezt erst besann sich der Hund auf die versäumte Pflicht und holte sie durch um so anhaltenderes Nachbellen ein. Unten öffnete sich aber mit vielem Geräusch ein Fenster und eine rauhe Stimme ließ sich vernehmen: „Was soll der heidnische Lärm? Sultan, faß an!" Doch antwortete nur noch der Widerhall in der lautlosen Nacht.

Von da an wußten die jungen Leute, daß sie einander lieb hatten und sich so gut die Treue halten würden, als wenn schon der Handschlag geschehen wäre. Die Eltern merkten's auch wohl und hatten nichts dawider. Michael hatte, obgleich er jüngerer Sohn war, doch ein schönes Vermögen, und da seines Vaters Gut schon an seinen Bruder gegeben war, so schien das „Unterkommen" auf dem Maienhofe für ihn ganz tauglich. Doch wollten sie noch nichts davon

reden hören, denn Magdalene war noch so gar jung und Michael nicht militärfrei, und eine Heirath so lange vorher auszumachen nicht üblich. Die jungen Leute erhielten darum wenig Gelegenheit sich zu sehen, kaum am Sonntag nach dem Kirchgang, wenn Weg und Witterung es erlaubten.

Im darauf folgenden Herbst aber, da Michael zum Manöver einberufen wurde, nahm er sich das Herz und ging auf den Hof, um Magdalene ohne Hehl ein „bhüet Gott" zu sagen. Er ward auch nicht unfreundlich empfangen. Der Bauer trank ihm seinen Most zu, scherzte recht heiter, wie er doch neugierig sey, wer einst den Hof überkommen werde, und zählte ihm vor, welche Namen in vier Menschenaltern darauf gewesen. Die Mutter aber drückte ein Auge zu und rief Magdalene nicht ab, als diese unter den Nußbäumen noch verweilte, um ihm Ade zu sagen. Auch schien sie's gar nicht in Acht zu nehmen, daß er beim Weggehen einen Strauß mit den schönsten Bändern an der Mütze stecken hatte, den man bei seiner Ankunft sicherlich nicht an ihm gesehen hatte.

Michael fand's in der Stadt dießmal unerträglich langweilig. Diese steinernen Häuserreihen kamen ihm so öde vor und das Geräusch auf der Straße betäubte ihn; immer stand ihm der Maienhof an der stillen Waldecke vor Augen mit seinen Nußbäumen und den bunten Nelkenstöcken vor dem Fenster. Er begriff jezt nicht, wie er es zwei Jahre lang so hatte aushalten können, und wünschte sich noch um ein paar Jahre hinaus, hinüber über die schöne, lustige Jugendzeit, der er sich sonst so gefreut hatte.

Eine gewaltige Veränderung war vorgegangen, als er nach Monatsfrist heimkehrte. Der Maienbauer war an einer rasch verlaufenden Krankheit gestorben. Bald darauf, um Neujahr, ließ die verwittwete Maienbäurin in einem befreundeten Hause im Dorfe verlauten, daß Magdalene jezt doch heirathen müsse, weil sie selbst in ihrem Alter sich nicht die Bewirthschaftung des ganzen Hofgutes aufbürden könne. In Folge dessen, was ihm noch am selbigen Tage zu Ohren kam, kaufte der Schultheiß, sein Vater, ihn für die noch übrige Zeit des Militärdienstes los; darauf wurde in aller Form auf dem Maienhof der „Antrag" gestellt, Handstreich gehalten und die Hochzeit auf die Osterwoche bestellt.

Nun durfte Michael alle Sonntage sein Mädchen auf den Hof zurück begleiten und auch in der Woche Abends ein paarmal dorthin kommen. War ihm vorher Magdalene schon lieb gewesen, so wurde sie's jezt mit jedem Tage mehr. Sie kam ihm so ganz anders vor, als alle andern Mädchen; man hörte kein rauhes Wort aus ihrem Munde, und was sie that und wie sie sich bewegte, war's allezeit anmuthig, und man mußte sich wundern, daß die oder jene Beschäftigung dem Auge so wohlgefällig werden könne. Blöde war sie in der trauten Abgeschiedenheit ihrer Heimath gar nicht; sie wußte über alles etwas zu sagen, über die Vögel und den Wald, die Blumen und andere Dinge, woran man sonst hundertmal vorbei geht, ohne einen Gedanken darüber zu haben. Michael selbst kam sich oft stumm und gedankenlos vor, dem Mädchen gegenüber.

Lange war keine so stattliche Hochzeit, kein so glückliches Brautpaar gesehen worden, wie in diesem Jahr am Donnerstag nach Ostern. Als man aber nach der Trauung in den Stern zog und die Musik tönte, der Tanz rauschte, die Gläser klirrten und die Gäste alle Stuben füllten, da lebte Michael erst recht auf; er sprach mit allen Gästen, stieß mit allen Burschen an und rief alle Mädchen zum Tanz auf; es schien ihm gar nicht genug zu werden, sein Glück und sein Freudengefühl überströmen zu lassen; alle Leute sollten Theil daran nehmen. Magdalene dagegen zeigte sich schüchterner als je; sie schien sich eigentlich zu fürchten vor dem Geräusch, das um sie summte, und ihre Blicke hafteten unverwandt an ihrem Bräutigam, als fände sie an ihm den einzigen Halt in der Verwirrung, die um sie strömte. Die ältern Gäste schüttelten die Köpfe und sagten: „Sie ist noch ein pures Kind! Die Leute werden mit einander noch manches paar Schuh zertreten, ehe sie in den rechten Gang kommen." Die jungen Leute auf dem Tanzboden dagegen winkten sich zu und flüsterten: „Auf dem Tanzboden, ja, und an den Wirthstischen ist der Michael an seinem Plaze; wie er's aber auf dem Maienhof aushalten mag, wo die Füchse und die Eulen einander gute Nacht bieten, das mag Gott geben!"

Die Hochzeit ging vorüber und am andern Tag fuhr Abends, nachdem zuvor mit dem Wirthe abgerechnet worden war, das junge Ehepaar mit den nächsten Verwandten nach dem Maienhof. Nun war Magdalene glücklich; als die Wälder sie wieder mit frischem Hauch anwehten, der Kuckuk ihnen entgegen rief und der Maienhof ihnen mit seinen blumengeschmückten Fenstern entgegen blickte, lächelte sie selig wie ein Kind, und als der Wagen unter den Nußbäumen still hielt und Michael sie herunter hob, da schaute sie ihm tief und innig in die Augen und sagte: „Jezt erst kann ich dich recht lieb haben; draußen war mir's angst vor den Leuten!" Und als seine Verwandten, bewirthet an seinem eigenen Tische, wieder weggefahren waren und Magdalene ihn bei der Hand nahm und froh wie ein Kind umherführte, in ihr Gärtlein, in den Hof zu den jungen Hühnern, in den Stall, wo sie die Kühe streichelte, den Kälbern aus der Hand zu fressen gab und den Rossen Haber

hinwarf, damit sie auch etwas von der Hochzeit schmeckten, und als Michael all dieß mit den Augen eines nunmehrigen Hofbauern und Eigenthümers betrachtete, da schien ihm selbst der Hof gar nicht mehr einsam zu liegen.

Glücklich und still wie die Kinder lebten die jungen Eheleute zusammen. Michael warf sich mit rüstigem Eifer in die Arbeit. Der Geschäftsdrang des Frühjahrs hatte ihn gleich zum Anfang recht in die Bahn geführt, und ihm war das neue Bewußtseyn, auf eigenem Grund und Boden zu arbeiten, von hohem Reize. Um so schöner ward ihm dann auch der Feierabend, wo Magdalene immer gleich freundlich und anmuthig ihn am reinlich gedeckten Tische empfing. Sie kam nicht viel auf's Feld, wo ihr die Arbeit zu schwer war; um so fleißiger aber wirthschaftete sie zu Hause, in der Küche, im Garten und bei Vieh und Geflügel. Nach dem Nachtessen aber, das anders schmeckte als einst in der Kaserne, gingen sie noch eine Strecke in den Wald spazieren, wo der Gesang Nachts so schön hallte, oder sie saßen unter die Nußbäume, wo Magdalenens Nelken und Rosen so lieblich herüber dufteten, und sprachen von allerlei.

Hätte man's Michael gesagt, da er noch unter den Kanonieren in Ludwigsburg war und den Sonntag kaum zudringen zu können meinte, wenn er nicht Urlaub nach Stuttgart hatte, daß er einst sich in solche Einsamkeit begraben müßte, er wäre lieber „der Welt ein Ende“ gelaufen. Im Dorfe aber konnten die Leute nur staunen, wenn das junge Paar jeden Sonntag mit freundlicherem Gesicht erschien, und wenn man auch lachte, weil sie nie eines ohne das andere vom Hofe weg gingen und wieder zusammen heimkehrten, so ließen sich die Glücklichen das nicht anfechten. Michael hatte nicht nur das innige, tief liebende Gemüth Magdalenens kennen gelernt; er selbst war innerlicher und dadurch froher, obwohl stiller geworden.

Doch jetzt kam der Winter wieder, die Feldarbeit hatte ein Ende, das Dreschen endlich beschäftigte noch bis zu Neujahr. Dann aber ward's ganz still auf dem Hofe. Wenn Michael auch das Vieh besorgte, das Futter schnitt, bald da bald dort an einem Geräthe flickte, wozu ein rechter Bauer immer das Handwerksgeschirr im Hause hat, ein paar Stunden blieben jeden Tag noch übrig. In's Dorf zu gehen war bei den schlimmen Wegen und tiefem Schnee selten möglich; er mußte nun in der Stube ausharren, wo die Weiber sammt der Magd spannen. Die wenigen Neuigkeiten, die man je zuweilen vom Dorfe erhaschen konnte, waren bald besprochen; seine Erinnerungen aus dem Soldatenleben hatte er so oft schon preisgegeben, daß er selbst ihrer überdrüssig war. Das Singen klang nicht gut in der Stube, besonders beim hellen Tage, und die Pfeife allein konnte einem so jungen leichtblütigen Mann nicht die Zeit vertreiben. Den Weibern wurde es besser; sie hatten ihr Spinnrad und ihre Küche und Magdalene außerdem am Kindszeug zu arbeiten. Die Schwiegermutter zwar meinte, es ließe sich täglich eine Zeit schön und gut mit der Bibel und Arndts Paradiesgärtlein zubringen; der ehemalige Artillerist aber, wenn er auch aus anerzogenem Respekt gegen das heilige Buch ihr nicht zu widersprechen wagte, fand doch meistens, wenn sie darauf kam, daß es Zeit für ihn wäre, den Stall zu besorgen, oder etwas anderes nöthiges zu treiben. Vielleicht war aber auch der Schwiegermutter herbe, strenge Art nicht geeignet, tiefere Gefühle im Herzen des stolzen jungen Mannes anzuregen.

Michael pflegte jetzt fleißig nach dem Himmel zu schauen, ob nicht bald ander Wetter komme, damit man hinaus könnte und sehen, wie andere Menschen lebten. Endlich brachte der Februar Thauwetter und hernach trocknende Winde. Eben in diese Zeit fiel ein Markt in einem entfernten Orte. Michael behauptete nothwendig hingehen zu müssen, obwohl die Schwiegermutter dieß nicht begreifen wollte, da in nächster Zeit noch mehrere Märkte in der Nähe zu erwarten waren. Magdalene nahm's ihm ein wenig übel, daß er mit so gar heiterem Gesicht von ihr Abschied nahm, denn sie konnte ihn jetzt nicht mehr, wie sonst, begleiten. Doch schaute sie ihm lange nach; er aber sah sich nicht um, sondern schritt rüstig vorwärts mit aufgerichtetem Haupte, wie einer, den die offene Welt hinaus, aber nichts rückwärts zog. Magdalene war an viele Liebe gewöhnt. Ihre Empfindlichkeit hatte in der letzten Zeit sich nur weniger geäußert, weil sie nie verletzt worden war.

Im Laufe des Tags zwar überwand sie den Unmuth; das Haus war ihr so leer ohne Michael und sie freute sich auf seine Rückkunft; nebenbei regte sich doch auch einige Neugier auf die Nachrichten, die er vom Lauf der Welt im Umkreis mehrerer Stunden mitbringen würde. Als die Schwarzwälder Uhr, deren Zeiger sie unzählige mal beschaut hatte, endlich sechs Uhr schlug, stellte sie das Spinnrad bei Seite, um ihm eine Strecke weit entgegen zu gehen, denn um diese Zeit wollte er kommen, wie er gesagt hatte. Sie war eine Viertelstunde lang gegangen; er kam immer noch nicht; sie setzte sich ein Weilchen auf einen Baumstamm nieder; aber es war naß und frostig, überdieß dunkelte es im Walde schon stark. Sie mußte wieder umkehren. Er kam immer noch nicht, und schon brachen ihr vor Unmuth die Thränen aus. Endlich konnte man auch mit dem Nachtessen nicht länger warten; die Magd und die alte Bäuerin wollten zu

Bett. Magdalene meinte jezt, es könnte ihm ein Unglück begegnet seyn.

„Es braucht kein Unglück," sagte die Mutter; „von Haus weg geht's leicht, aber um so schwerer, wenn's wieder zurück geht; das ist bei allen Männern so." — Dieß war freilich kein Trost für Magdalene; das war's ja, was sie am ärgsten fürchtete, daß Michael irgendwo lieber sich aufhalte als bei ihr. Sie that zwar ruhig und verlangte, daß die Mutter zu Bette gehe wie sonst. Dann aber, als sie allein war, brach sie in bitteres Weinen aus.

Endlich, eine Stunde vor Mitternacht, klopfte Michael am Haus. Magdalene trocknete die Thränen und ging hinab, ihm aufzumachen, aber trocken und kalt erwiederte sie seinen herzlichen Gruß. „Ist dir etwas?" fragte er noch freundlich. „Nichts!" antwortete sie und wandte sich ab, um zu Bett zu gehen. Sie fragte nicht, wie es ihm ergangen, sie zeigte nicht die mindeste Begierde nach den Neuigkeiten, die er mitgebracht haben mochte, die empfindlichste Kränkung für den Heimkehrenden, der sich auf diese etwas zu gut gethan hatte.

Michael war eine solche Begegnung nicht gewöhnt; auch er schwieg nun und legte sich zürnend nieder ohne ein weiteres Wort. Er war zu rechter Zeit aufgebrochen vom Marktorte. Nahe bei der Heimath aber, in einem einsam an der Straße gelegenen Wirthshause, das viel besucht war, hatten ihn Bekannte angerufen, die, ebenfalls vom Markte heimkehrend, dort sich noch ein Gutes thun wollten. Er konnte Ehrenhalber nicht vorübergehen. In der warmen Stube aber, an den vollbesezten Tischen unter den alten Bekannten beim schäumenden Biere ward's ihm freilich so traulich, daß er sich nicht losreißen konnte, ehe die andern auch aufbrachen. Man hatte ihn aufgezogen mit seiner altväterlichen Lebensweise, und meinte, er würde von seinem Weibe doch zu streng im Zaume gehalten. Er hatte mit einem recht warmen Lob Magdalenens darauf geantwortet, übrigens, um den Verdacht zu entkräftigen, versprochen, zuweilen wieder hieher zu kommen. Nun bei Magdalenens unfreundlicher Begegnung dachte er erst wieder über die Reden im Bierhause nach, und es kam ihm vor, als ob seine Bekannten nicht so ganz Unrecht gehabt hätten. Hätte Magdalene ihn mit Liebe empfangen wie sonst, so hätte er empfunden, daß es in der Heimath doch noch traulicher sey, als im Bierhause.

Am andern Morgen fanden sich beide in sonderbarer Spannung. Zum erstenmal hatten sie sich entzweit, und wenn beide auch wieder gern in's alte Geleis getreten wären, so wußte keines, wie es mit dem andern stand. Den Anfang zur Versöhnung zu machen, ließ Michaels Stolz und Magdalenens Empfindlichkeit nicht zu.

Nun aber konnte sich die alte Maienbäurin doch auch nicht versagen, in einigen Winken, so gegeben, daß ein Blinder sie greifen konnte, ihre Meinung über das Vorkommniß kund zu thun. Darüber ärgerte sich Michael noch mehr und die Verstimmung konnte sich nicht so schnell wieder auflösen. Um so lieber unternahm er am folgenden Sonntag Nachmittag einen Gang in das Straßenwirthshaus. Er habe es versprochen, sagte er zu Hause, und in der That gestand er sich, daß seine Bekannten recht gehabt hätten: er versauerte in seiner Einöde.

Es gefiel ihm heute noch viel besser dort als das leztemal. Man war viel heiterer und aufgeweckter zusammen, als wenn man etwa einen Bekannten in seinem Hause besuchte. Auch war's gar angenehm, daß das Haus so neben draußen lag; man konnte „unbeschrieen" hingehen. Wenn man dagegen einmal des Jahrs im Dorfe in den Stern sich wagte, so konnte man gewiß seyn, daß die Weiber am äußersten Dorfende einem die Schoppen nachzählten. Eine Karte dort anzurühren hatte noch niemand gewagt, wäre das Spiel auch nur um Bohnen gegangen.

Der Arbeitsdrang, den der Frühling brachte, und eine liebevolle Behandlung von Seiten seines Weibes hätten dem Reize noch entgegenwirken können, den bald diese Zerstreuungen mächtig auf ihn ausübten. Magdalene aber ward nun Mutter. Die beiden jungen Eltern waren entzückt von dem Kinde, einem hübschen Knaben; doch äußerte sich jedes in seiner Art. Magdalene wurde fast selbst wieder zum Kind; sie konnte es nicht satt bekommen, dasselbe zu sehen, zu pflegen, seine ersten Bewegungen, selbst seine Athemzüge in seinem ruhigen Schlafe zu beobachten. Michael freute sich desselben nicht minder, aber er konnte doch nicht an der Wiege sitzen, oder das Kind wickeln helfen.

Seine Freude drängte ihn daher noch mehr hinaus, um sich andern mitzutheilen. Magdalene litt nun lange an großer Schwäche und konnte die Stube nicht verlassen; da wurde es dem jungen Manne zu Haus immer langweiliger. Er wartete nicht erst die Sonntage ab, um in's Straßenwirthshaus zu gehen; traf er doch immer Gesellschaft an lustigen Stadtherren, wenn auch seine Bekannten vom Dorf nicht Zeit hatten einen Besuch dort zu machen. Allmählig genaß nun freilich Magdalene wieder, aber sie lebte fast ganz ihrem Kinde. Michaels verändertes Benehmen kränkte sie tiefer, als er ahnen konnte. Sie dachte nicht daran, daß ihr Mann sie lieben und dennoch an der übrigen Welt noch ein Interesse

nehmen könne. Das war ja bei ihr selbst ganz anders, und auch von ihrem Vater, dem weiland Maienbauer, hatte sie nicht gesehen, daß er je auswärts Unterhaltung suchte. Nun drängten sich ihr all die Erinnerungen wieder auf an die Geringschätzung, die sie in früheren Jahren hatte erdulden müssen. Auch Michael, fürchtete sie, denke nun eben wie die andern und sehe über sie weg. Manchmal hätte sie durch eine freundliche Bitte ihn zurückhalten mögen, aber ihn bitten um das, was er selbst nicht über's Herz bringen sollte, das wollte sie um keinen Preis. Hätte sie gezürnt und gescholten, so hätte eine Erklärung und auf diese eine Versöhnung folgen mögen. Aber Schelten war nicht Magdalenens Sache. Sie zürnte schweigend, und Vertrauen und Offenheit waren dahin.

Aus Süddeutschland an die Adria.

I.

An schönem Tage, vom Reiseglück begünstigt, durch schöne Länder und Städte hin an das Ufer des von allen Dichtern heilig gesprochenen Meeres, vom schnaubenden Dampfrosse getragen, fliegen zu dürfen, in wenigen Tagen einen Weg zu machen, wozu man sonst einen halben Kalender und ein ganzes Testament brauchte, das ist gewiß eine Lust und ein Genuß. Aber am trüben Tage, da man umsonst nach Waldesgrün und Vogelsang und Himmelbläue durch Schneegestöber und Regenwolken ausschaut, im behaglichen Zimmer bei nicht ermattenden Gliedern und unbestaubten Sohlen, aus dem wohlverwahrten Kerne der gepflückten und genossenen Frucht neue Blüthen zu ziehen, mit dem Zauberstabe der Erinnerung wenigstens sich über Berge und Thäler zu versetzen und mit den Flügeln der Morgenröthe zu fliegen an's wogende Meer, in dessen Schooße die Königin der Städte wie die Perle in der Muschel glänzt — solcher Nachgenuß ist Geist und Leben, und in diesem Erdenleben ein Stück Ewigkeit, deren Seligkeit ja wesentlich in Erinnerung besteht. Und so sey freundlich zum Mitgenusse eingeladen, wer in dieser trüben Zeit sich gern ein wenig dorthin flüchten möchte, wo die zwei Denkmale der ewigen Kraft und Gottheit, die allein unentweihbar sind von Menschenhänden, in den Tummelplatz des armen Menschenlebens wundersam erhebend hereinragen, die Gebirge und das Meer — diese zwei irdischen Größen, welche der begeisterte Sänger nicht höher ehren kann, als wenn er zu seinem Gott im Psalme singt: „Deine Gerechtigkeit stehet wie die Berge Gottes und deine Wahrheit wie große Tiefe."

Wir kamen am schönsten Sommermorgen im Jahr des Regens 1851 in liebenswürdigster Laune aus dem besten der Stellwagen — Ruhe seiner Asche! — auf die Welt, d. h. auf die Eisenbahn, dort wo hinter den schwarzrothen Grenzpfosten Schloß Hohenbaldern, der Jurakegel des Nipf, der weithin starrende Wallerstein und der erhabene St. Georgenthurm von Nördlingen über das wogende Kornmeer des Rieses und über unzählige Schaaren berühmter Gänse thronen, deren Eier die löblichen Reichsstädter zu Bopfingen da drüben einst so sinnreich zu versenden wußten, indem sie dieselben eigenfüßig in die geduldigen Fässer stampften. Geldfüßler hießen von dort an diese sinnigen Künstler im Reigen der Schwaben, denen sie den siebten Helden stellten. Aber gefährlich ist's, den Leu zu wecken; der freie Staatsbürger von heute versteht sich auf keinen Spaß mehr, auch auf den seiner Väter nicht, und der Bopfinger steht nicht, wie die übrigen Reichsstädter, erst seit 1848, sondern von Urzeit her auf vulkanischem Boden. Die Basalt- und Trappkuppen, welche das Ries umgürten und aus deren Eingeweiden Kirche und Kirchthurm von Bopfingen genommen sind, zeugen hinreichend für den grimmigen Revolutionskampf, den in diesem einstigen Meeresbecken das aristokratische Feuer und das demokratische Wasser mit einander bestanden, bis die Sturmfluth den südlichen Wall durchbrochen und die vielgeschlängelte Eger den ruhigen Abzugskanal für den Meeresboden gebildet, der nun unter der eisernen Herrschaft der Pflugschaar und Sense ein äußerst geruhiges Leben führt in aller Ehrbarkeit und Fruchtbarkeit.

Nördlingen, zu dessen behaglicher Betrachtung der sonst unerbittliche Dampfwagen uns gnädige Frist gewährt, gehört zu den alten kleinen deutschen Städten, welche nur nicht in Deutschland liegen dürften, und sie wären fleißiger Beachtung der Reisenden würdig. Noch hat es seine alten stattlichen Mauern und mächtigen runden Thorthürme, trotz Augsburg und Nürnberg, wenn auch nicht mehr ganz in der Form, die ihnen Kaiser Ludwig der Bayer 1327 gab, nachdem Kaiser Friedrich der Zweite die Stadt, die schon im neunten Jahrhundert zwei Kirchen hatte, aber damals auf der Anhöhe stand, in der Ebene neu erbaut hatte. Im Innern erinnert sie nicht gerade an graues Alterthum, aber doch ganz an jene glückliche Zeit, da man noch zu werden und zu wachsen, noch nicht bloß gemacht und linirt zu werden verstand. Diese ungeraden Gassen und Gäßchen, diese unregelmäßigen und ziemlich geräumigen Plätze, diese Gärten selbst mitten zwischen Häusergruppen geben auch dem jetzigen Nördlingen noch seinen billigen Antheil an Naturwüchsigkeit und behaglicher Bürgerlichkeit, wenn auch abseiten der Hauptplätze und Straßen über die entschwundenen bessern Zeiten Gras gewachsen ist.

Wer weiß nicht von dem, was dieser Stadt als eifriger Lutheranerin im schmallaldischen und ganz besonders im dreißigjährigen Kriege für Drangsal widerfahren ist? Die Schlacht von Nördlingen wüthete zwei Tage (5. und 6. September 1634) oben auf den südlich von der Stadt sich hinziehenden Anhöhen, wo

man noch die Stelle zeigt, auf der unter mörderischer Gegenwehr das schwedische gelbe Regiment in die Pfanne gehauen wurde. Vom Schlachtfeld stürmte das Unglück gegen die Stadt herunter, die auf Gnade und Ungnade sich ergeben mußte und einen Stoß erhielt, den sie nie mehr ganz verschmerzte. Zwar ist sie der natürliche Mittelpunkt und Stapelplatz für das ganze so fruchtbare Riesbecken, und das hat immer noch Wohlstand erhalten, aber die Zeit der kleineren Städte und Gewerbe ist unwiederbringlich vorüber, und wenn auch die Eisenbahn die Gnade hat, so ein Städtchen im Vorüberfluge mitzunehmen, wie sich die bayerische Südnordbahn in einem sehr graciösen Bogen gegen die Mauern der getreuen Kornspenderin heran verneigt, so ist das eben ein Compliment und nicht viel mehr. Doch wie kann auch nur ein gnädiges Compliment, ein freundlicher Kanzleitrost der Großen auf Erden die Kleinen schon so zum Ersterben glücklich machen!

Außer dem alterthümlichen Gebäude, einem alten Kloster, das die Schulen enthält, zieht das Rathhaus und vor allem die Kirche den Blick auf sich. Diese ist drei Heiligen geweiht, dem heil. Georg, dem Lindwurmtödter, den man in den Sümpfen des abgelassenen Seebeckens ohne Zweifel einst sehr gut gegen die urweltlichen Leviathans brauchen konnte, sodann der Jungfrau Maria, und der Maria Magdalena. Der Thurm ist nicht ganz kunstgemäß ausgebaut. An der Westseite stehend erhebt er sich nach drei, durch zierliche Gesimse bezeichneten und durch vier schlanke Spitzsäulchen gekrönten viereckigen Stockwerken in's Achteck, das mit dem Kranze schließt. Von 1453 bis 1490 wurde an ihm gebaut und dann mußte er sich erst noch mit einer elenden Laternenkappe begnügen, die ihm 1539 aufgesetzt wurde. Immerhin erhebt er sich — der dritthöchste Thurm Bayerns — schlank und groß als König des Rieses zu 350 Fuß. Prächtig ist der Rundblick vom Kranze auf die höhenumkränzte, mit wogenden Kornfeldern geschmückte Ebene, in der ein Kirchthurm um den andern im Morgenlichte blitzend den Zeigefinger zu dem milden Geber all der reichen Ernten empor streckt, die der Stolz des Rieses sind.

Das Innere der Kirche macht eine bedeutende Wirkung mit seinen drei gleich hohen Schiffen, welche von zweiundzwanzig runden, auch in den Chor sich fortsetzenden Säulen getragen werden. In die Kosten der Gewölbe haben sich seiner Zeit einzelne wohlhabende Familien getheilt; in Zeit von zehn Jahren, von 1495 bis 1505, war Meister Stephan Weyrer damit fertig. Wie lang, wie langweilig würde so ein Bau heutzutage erscheinen, und welche Stadt triebe, nicht das Geld, sondern die Geduld auf, etwa vom Jahre 1828 bis 1905 an ihrer Hauptkirche fortzubauen, wie die Nördlinger es einst von 1428 bis 1505 durch zwei Menschenalter hindurch ohne Unterlaß ihren drei Heiligen zu lieb thaten? Und nachdem die Kirche fertig war, drängten sich erst noch die Geschlechter und Zünfte zur Stiftung der zwanzig Altäre und der Ausstattung der dazu gehörigen Meßpriester. Was hatten diese Alten doch Geld! Aber freilich, sie hatten keine Staatsschulden zu tilgen, und so konnten sie schon an die Gewissensschuldentilgung Einiges rücken.

Nördlingen hatte einst eine berühmte Malerschule. Sein Friedrich Herlen hat bei den Eyck in Niederland seinen Blick in die Natur und in die Geheimnisse der Farbenwelt ausgebildet und seine Gemälde an dem Hochaltar, besonders die aus der Jugendgeschichte Christi, mit dem tiefen Ausdruck der Köpfe, der braven Zeichnung und sorgfältigen Ausführung der Gestalten und Gewandungen, namentlich aber mit der ganzen landschaftlichen Haltung machen dem Meister alle Ehre. Auch diesen großen Altar hat 1462 ein reicher Bürger allein gestiftet. Der untere kleinere Altar, durch spätern Ungeschmack verderbt, enthält das Meisterwerk des ebenfalls von einer Nördlinger Familie stammenden Hans Schäuffelen, dessen meist etwas handwerksmäßigen Bildern mit der kleinen Schaufel als Künstlerzeichen wir in so manchen Kunstsammlungen begegnen. Das Mittelbild stellt die Beweinung Christi nach der Kreuzabnahme dar. Albrecht Dürers, des Meisters, Geist und Kraft ist zwar vom Schüler nicht ganz erreicht, aber dieser übertrifft jenen hier entschieden durch Schönheit der Formen und Anmuth der Bewegungen. Diese junge Frau, die schreckvoll die schönen Arme emporstreckt, diese Magdalena, wie sie mit gefalteten Händen dasteht und ihrem tiefen Schmerzgefühl den edelsten Ausdruck auf ihren feinen Zügen leiht; dann auf der Rückseite die heilige Elisabeth von Thüringen, und zumal die heilige Barbara, alles in reinem Geschmack, warmem, klarem, goldgelbem Fleischton und von liebevollster Ausführung, das ist eine, wo nicht die Perle der ganzen Dürer'schen Schule, und Raphael würde gewiß dem ehrlichen Hans die Hand gedrückt haben, die Anno 1521 für dieses Bild die stattliche Summe von 175 Goldgülden hat einstreichen dürfen.

Schäuffelen hat sein Licht nicht unter den Scheffel gestellt und die vier sehr werthvollen Sterbdenkmäler von seiner Hand, deren Tafeln sich um die Kirchensäulen, an denen sie hängen, herumbiegen, zeigen ihn gleichsehr als Meister der Färbung und der weiblichen Schönheit. Unter einem dieser heiligen Bilder stehen die Worte: „Gebene euer heilig almosen den armen, so wirdet sich Gott über euer sünd erbarmen.“ Dieß ist das ganze Geheimniß der mittelalterlichen Kunstförderung; unsere neueren Maler und Kunstvereine haben gut ihre Herrlichkeiten zum Kauf ausbieten: die Sachen wären ganz schön, aber wo ist der

Himmel dazu? Seitdem der gemeine Mann diesen nicht mehr drein bekommt, gibt es auch nicht ein Almosen mehr den Malern, den armen; mag Gott sich ihrer Tugenden erbarmen! Wie sich übrigens, sobald die Reformation ihre Fackel an die Heiligenscheine und Ablaßbriefe zu legen begonnen, der Kunstmarkt zu verschlechtern begann, zeigt wohl gleich das Sakramentshaus, das nach Vollendung der Nördlinger Kirche von Meister Stephan Weyrer und Ulrich Creitz in den Chor emporgegipfelt und geschnörkelt wurde. Im Jahr 1511 mußte jener noch auf Stadtkosten nach Augsburg, Ulm u. s. w. reisen und die schönsten Muster einsehen; aber schon 1525, nachdem das gothische Thurmwerk mit seinen steinernen Propheten, Aposteln, Engeln und Heiligen im heiligen Georg das Gewölbe erreicht hatte, da wurden dem Bildhauer Creitz für die ganze Arbeit nicht mehr als 55 Gulden bezahlt. Doch gab es damals noch Spitäler, in denen die Meister Wolgemuth u. s. w. christlich verhungern konnten; jezt sind auch diese „abgelöst," und ging einst die Kunst am Ende betteln, so ist jezt das Bettelgehen der Anfang und die Kunst aller Künste geworden.

Der andere Mittelpunkt des alten Nördlinger Reichthums war das ansehnliche Rathhaus, auf dessen Vorderseite einst im Jahr 1594 der Maler Jeremias Wechinger nichts wichtigeres als die Schlacht gegen die Amaleliter zu pinseln wußte. Im Innern des Rathhauses hat auch Hans Schäuffelen dem kriegerischen Geiste der friedsamen Nördlinger durch ein Wandgemälde gehuldigt, von dem die Stadtkammerrechnung von 1511 besagt: „Zahlt Meister Scheufl Maler vor der Histori Judith und Olysernis ertötung In der obern neuen großen Stuben zu malen 42 fl. 20 Kr." Patriotismus und Bibel gingen den alten Ehrenfesten mit auf's Rathhaus; wie viele von allen heutigen demokratischen und conservativen Gemeinderäthen und Stadtverordneten wüßten auch nur zu sagen, was „Judith und Olysernis ertötung" für eine Historie ist? Schäuffelen hat aber auch nicht hebräisch mit seinen Nördlingern geredet, sondern die Bibel in's Deutsche zu übersetzen gewußt: Zelte, Hellebarden, Donnerbüchsen, Harnische, Puffärmel, Pumphosen und Schnabelschuhe, wie nur irgend die Landsknechte von 1515 sie trugen, mußten sammt dem eigenen wohlgebildeten und tüchtigen Gesichte des Meisters das Lager vor Bethulia schmücken. Und das war doch ein Schmuck, aber Epauletten oder preußischen Hut hätte freilich auch ein Schäuffelen dem Marschall Holofernes nicht aufsetzen können. Schäuffelens eigenes Bildniß schaut uns, wie gesagt, aus dem Gemälde mit einem gar wohlgebildeten und tüchtigen Gesichte an, und es scheint nicht, daß es ihm heute bei uns sehr wohl gefiele.

Die Dampfpfeife schrillt, wie sitzen wohl eingepackt auf den Galeerenbänken unseres Eisenbahnwagens beisammen, dicht neben zwei Kapuzinermönchen, während der leibhaftige Gott sey bei uns in Gestalt geheimnißvoller Dampfkraft den Fährmann macht. Mancher scheue Blick wird von den aus protestantischem Franken- und Schwabenlande Kommenden zu den braunen Kutten hinübergeworfen, wir aber lassen uns nach der Hand von einem eben flügge gewordenen jungen Herrn mit dem sorgfältig rasirten „Plattl" auf dem schwarzen Scheitel willig und gründlich überzeugen, daß Klöster sittlich und nationalökonomisch die größte Wohlthat unserer Zeit seyen. Wenn keine Bettelmönche wären, hob er an, so würde die Wohlthätigkeit selber aussterben, denn wer wollte den reichen, armenbesteuerten Bauern sonst noch begreiflich machen, daß geben seliger sey als nehmen? Und wo sollte der Reichthum sich erhalten, fuhr er fort, wenn nicht die jüngeren Söhne von den Hofgütern weg in den Klöstern versorgt werden könnten? Und wo wollte die liebe Armuth gespeist werden, wenn nicht die wohlbegabten Klöster um Gottes und ihrer Pfründen willen für dieselbe kochen ließen? schloß er.

Das schnaubende Dampfroß hat uns indessen weithin an der romantischen Haarburg vorüber rechts und links über die schlangenkrumme Eger herüber und hinüber zum Donaustrande geführt und rechtzeitig in Donauwörth auf die dampfende Nußschale gesezt, die uns heute noch nach Regensburg hinuntertragen soll, während der mächtige Dampfzug stolz oben über die hölzerne Brücke der Hauptstadt Bojoariens viel kunst- und bierdurstiges Volk und auch einiges Mastvieh aus allerlei Gegenden zuführt. Stundenlang geht es im schmalen Boote durch die flache Gegend auf regentrübem Strome dahin, auch an Neuburg vorbei, ohne Reiz der Neuheit und ohne erhebenden Wechsel.

Neuburg war einst ein bedeutender Waffenplatz der Gegenreformation; aus seinen zahlreichen alten Jesuiten hebt sich aber eine Gestalt vor die im Blick auf die rasch vorübereilende Stadt an so viel Trübes sich erinnernde Seele, die Glanzgestalt des vor zwei Jahrhunderten hier verblühten Dichters Jakob B a l d e. Sein Leib ruht hier seit 1668, sein Geist ist leider in strenges Latein eingesargt, aber wer sich auf's Todtenbeschwören versteht, kann uns aus Baldes Gedichten mehr Leben hervorzaubern, als aus hundert „lebendigen" Dichtern. Hier am Strande der mächtigen Donau mag er gestanden seyn nach einer stürmischen Herbstnacht und in die schäumenden Wogen geschaut haben, als er jene „Friedhofs-Anschauungen" in Horazisches Versmaß goß, die ein großes Beispiel seines erhabenen Dichtergeistes bleiben.

„Wie sich am Strand der trotzige Wogenschwall
Nun endlich hinstreckt! Wie hier der drohende
Weltstolz mit eingerefften Segeln
Und mit gebändigter Fluth verbrauset!

An diesen Trauerklippen zerschellt zuletzt
Schiffbrüchig alle Hoffart mit ihrem Schaum;
Hieher getrieben plazt des Wetters
Pomp, den geborstenen Schlauch verschüttend,

Weit auseinander. Plötzlich verstummt sofort
Der Bosheit mannigfaltige Windesbraut;
Es schweigt des Hofs Gewitterathem,
Brüstender Truz und des Neides Strudel.

Was sind wir? — Wehe! solches bedeutet uns
Mit schwarzem Zeigefinger der stumme Tod,
Aufrichtig und wohlredsam: „Das ist
Igliches Menschenkind — Staub und Asche!"

Im Namen „Leben" lauert der Tod versteckt;
Kaum rollen sie, die Jahre, so tödtet schon
Der Knab' in sich das Kind, das Kindlein
Gleichso den Säugling, der ihm gewichen;

Der frohe Jüngling treibet den Knaben fort;
Den Jüngling tödtet, wenn ihm der Bart gesproßt,
Der Mann; und hat des Greisenalters
Reif ihn bethaut bis zur Uebergnüge,

Dann mäht die Parze Kinn mit dem Bart hinweg. —
So leben täglich wir nur von Raub und Flucht,
Uns selbst berauben und beständig
Diebe des vorigen Schritts und Zeitraums. — —

Trug diese Hand den Scepter? den Spaten einst?
Schwert oder Sichel? — War es geschoren wohl
Dieß Haupt? wie, oder trug's Juwelen?
Wer doch erräth es? — Sie liegen alle

Bunt auseinander. Keinem durchblinket mehr
Die zarte Haut ein freundliches Rosenlicht;
Beim Nordsturm suche Frühlingsblätter
Nimmer in diesem entlaubten Walde! — —

Wo sind des Scheitels Locken? und welches Haar
Trägt noch Violen? Wehe! kein Augenstrahl
Blizt geistreich mehr und keine Flamme
Ist mehr zu Hause. — Den Lieblingsträumen

Idalias hat Schlangengezücht die Glut
Tief ausgesogen. — Weh, die grausame Kluft,
Wo sonst die Nase! — weh! wie gähnet
Nun der zerrissene Wall des Mundes,

Und aus den Kiefern riß sich die Zunge los! —
Im Speisegarten übt sein Verheerungswerk
Der Wurm als Räuber und den Gaumen
Haben die Molche hinabgeschlungen! — —

Wie mühsam reiht ihr Lockengeflecht ein Weib,
Das endlich schwarzen Vipern zum Raube wird,
Obwohl ihr als ein süßes Echo
Hold die Gestalt aus dem Spiegel schimmert

Und sie von Nahem suchet ihr Lebensbild,
Als wär' es ferne, — dann, wenn es wiederglänzt,
Ihr Auge mit Entzückung kitzelt,
Ohne doch wirklich ihr Ich zu fassen!

Hieher, ihr alle, die ihr des Lebens Werk
In's Scheinen sezet! Treffliche Pflästerchen
Und Hautöl für unschöne Stirnen
Reichen euch schlummernde Todtenbilder

Hier aus den Gräbern! — Auch für die Runzeln gibt
Ein windigkahler Schädel erprobten Rath —
Und Unterricht im Lockenkräuseln! — —

Jakob Balde lebte wie sein Geistes- und Ordensgenosse Friedrich von Spee und Johann Scheffler (Angelus Silesius) in jener tief aufgeregten Zeit des dreißigjährigen Krieges, welche im protestantischen wie im katholischen Heerlager die Schwingen der geistlichen Dichtkunst so außerordentlich hob und sie in die Tiefen und Höhen der mystischen Verzückung hineintrieb aus dem gährenden Chaos der in Geburtskrämpfen sich abarbeitenden modernen Zeit. Balde und Spee trieben in andächtiger Verzückung und mit vollkommener Weltverachtung „geistfeurige Liebesübungen der in Gott verliebten Seele," und wenn damals die Mystik des alten Straßburger Dominikanerdoktors Tauler gerade die Jesuiten entzündete, so mußte der zu Ensisheim im Elsaß (1603) geborene Balde ganz besonders von seinem alten Landsmann in Flammen gesezt werden. Nur schade, daß Baldes Sprache nicht die Sprache seines Volkes, sondern seines Ordens war; sein gewaltiger Geist hätte noch mehr als A. Silesius in die Entwicklung der deutschen Sprach- und Dichtkunst eingreifen müssen. Im übrigen war Balde nicht so sehr vom Leben abgekehrt, daß er nicht nach seiner Ordensregel der Welt ihr Theil zu geben und zu nehmen gewußt hätte. Einst lieferte ein getreuer Sohn der Kirche den ehrwürdigen Vätern einen prächtigen Mastochsen in die Küche und wurde dafür wie billig aus dem größten und besten Fasse im Keller nach Kräften bewirthet. Die heiligen Väter waren so gesprächig, sie schenkten so maßvoll ein, daß der Bauer, endlich mühsam auf's stattliche Roß gepflanzt, den fröhlichen Tag sich lobend, an dem er so viele gute Werke gethan und Schoppen getrunken, unserem Balde versprach, noch einen so fetten Ochsen zu spenden, wenn er auf der Stelle einen lateinischen Vers auf ihn mache. Walther hieß der ehrsame Landwirth; der erhabene Dichter und vollkommene Weltverächter nahm ihn sogleich beim Wort, schlug ein und rief: »Vivat noster Gualter, vivat bos unus et alter!« Strahlend vor Freude und Fett ritt der eine von dannen, und glänzend vom Fette des Bayerlandes war andern Tages der andere Ochse zur Stelle.

Ingolstadt, das wir im Fluge erreichen, bietet mit seinen neuen Festungswerken so wenig Augentrost als mit seinen alten kirchlichen Denkmalen. Wir schwimmen geduldig ungeduldig weiter, bis nach und nach von beiden Seiten eine Hügelreihe sich des Flusses

erbarmt und immer näher zusammenrückend ihn endlich tüchtig in die Arme schließt. Da wird's schön und schöner, und so schön, wie man es nach keiner Karte sich hätte träumen lassen. Von Neustadt ab bietet das Donauthal Trotz dem untern Neckar mit Waldesgrün und Felsenhöhen, und wo erst die Altmühl links einmündet, bietet sich ein Schauspiel, das überraschend und großartig wie nur irgend eines am wunderthätigen Rheinstrom sich entfaltet. Hoch oben auf der Gebirgszunge, welche von der in spitzem Winkel einfallenden Altmühl mit der Donau gebildet wird, hat König Ludwig mit seinem Adlerblicke einen der prächtigsten Punkte seines Reichs zu einem Denkmal seines Kunstgeistes sich ersehen. Die Befreiungshalle bei Kehlheim kann schon durch ihren prächtig gewählten Bauplatz eine mächtige Wirkung nicht verfehlen. Hier unten im Flusse liegen neben einander die Schiffe, welche Holz und Getreide von der Donau hinüber in den Rhein bis Holland hinab führen, und die Fahrzeuge, auf welchen die Marmorblöcke von Spezzia, nachdem sie, der viel wohlseileren Wasserfracht wegen, ganz Europa umschifft, durch denselben Donau-Mainkanal zum Bau der Halle herangeschwommen sind. Nicht weniger als zweiundsechzig solche Marmorsäulen sollen sich rings um den Rundbau hinstellen, der hundert und fünfzig Fuß hoch den Ruhm des Bayernheeres und Bayernkönigs Donau auf- und abwärts verkünden soll. Aber wenn sie nur erst alle auf dem Berge wären, wohin eine ganz eigene Straße für die Kolosse gebahnt werden muß, nachdem kein mitleidiger Heiliger mehr mit seiner himmlischen Mechanik sich hergibt, die Wunder zu thun, welche die neue maschinen- und straßenstolze Zeit in Pacht genommen hat. In zehn Jahren soll der Riesenbau da droben, den der ungeheure Bretterverschlag kaum verdeckt, fertig seyn. Lebt König Ludwig bis dahin, wie wir mit allen getreuen Bayern und Kunstfreunden von Herzen wünschen, so wird er auch fertig werden, denn „beharrlich“ war der König immer, selbst indem er die Krone hingab, die ihm das Beharrlichseyn unmöglich zu machen schien. Aber möchte die Kehlheimer Befreiungshalle nur auch wenigstens ein Sinnbild der Befreiung unserer Baukunst aus den Fesseln der Fremde seyn, möchten doch einmal die jonischen und korinthischen Säulen dort bleiben, wo sie den geeigneten Himmel und Boden zum Gedeihen hatten!

Pariser Neubauten.

Seit Jahren bereits puzt sich und verschönert sich Paris; die berüchtigte Lutetia arbeitet fast schon ein Menschenalter daran, sich von dem Ruf eines schmutzigen Capua, den sie schon aus der Römerzeit her hat, zu befreien. Sie riß ganze Haufen alter Baraken nieder, rundete Plätze ab und errichtete Brunnen, brach Straßen durch ungesunde Häuserlabyrinthe, pflasterte kothige Stellen, legte Trottoirs an, kurz befaßte sich mit ihrer Toilette so angelegentlich, als es nur die kokettesie der Bewohnerinnen zu thun vermag. Die Februarrevolution unterbrach für einige Monate diesen Verzierungs- und Säuberungsprozeß, aber wie die Dinge nur halbwegs wieder Maß und Regel angenommen, wie die neue Ordnung des Staats sich einigen Halt verschafft und die Geschäfte wieder einigen Fluß gewonnen hatten, so begann auch die Stadt Paris von neuem das Werk ihrer Erneuerung und dasselbe wurde, man darf es nicht verkennen, seit seiner Wiederaufnahme mit größerem Ernst und Zusammenhang als vor dem Februar betrieben. Die letzten Stürme hatten kaum eine Störung von einigen Tagen zur Folge, und der Hammer feierte nur so lange, als die Gewehre auf der Straße rasselten.

Sechs bis sieben Punkte der Stadt sind in den letzten Jahren Gegenstand einer besondern Sorgfalt und Reform gewesen. Zwischen dem Palais-royal und dem Carousselplatz, der die Tuilerien von dem Louvre trennt, sah man noch vor wenigen Monaten ein paar Häuserklumpen, die von mehreren Gassen ohne Luft und Licht durchschnitten waren, und wo ansehnliche Gebäude mit unreinlichen, engen, baufälligen Zufluchtstätten des Lasters und des Elends in chaotischer Gesellschaft mit einander lebten. Dort befand sich der Marstall des königlichen Hofs, dort brannte im Jahre sechsunddreißig das Vaudevilletheater ab, dort stand jenes Wachthaus, der einzige Punkt, der im Februar achtzehnhundertachtundvierzig gegen die siegreiche Revolution mit einigem Ernst vertheidigt ward. Die Bevölkerung dieses unheimlichen Dorfes mitten in Paris war gemischt, wie die Wohnungen, in denen sie einquartiert war. Einige dunkle, aber keineswegs unanständige Gasthäuser bewirtheten Fremde aus den besten Klassen; in den Dachstuben hausten, wegen der Nähe des Louvre, angehende oder doch ihrer ursprünglichen Unberühmtheit, trotz langen Wirkens, nicht entrückte Künstler, und verlebten in engen, himmelnahen Räumen, im vierzehnten Stock, wie Alfons Karr, ein Kenner und Geselle dieser Gesellen, sich heiter hyperbolisch ausdrückt, mit cigarrentüchtigen Grisetten und langhaarigen Literaten paradiesische Stunden und magere Wochen, selige Nächte und hungrige Semester.

Die Erdgeschosse gegen den Carousselplatz und das Louvre zu bildeten zusammen eine Art Arche Noä, in der mannigfaltige, verschiedenen Thiergeschlechtern angehörige Genossen des Menschen, zum Verkaufe bestimmt, gefangen saßen, standen und lagen. Von großen und kleinen Hunden namentlich war da eine zahlreiche, bunte und lockende Auswahl zu sehen. Kleine Windspiele von allen Farben, wie Gazellen fein, mit Füßen fast wie Blumenstengel, mit einer Haut wie Sammt, mit Köpfchen so niedlich, mit Augen so klug, daß eine mythologisch gebildete Pariserin auf den Einfall kam, sie mit verwandelten Amoretten zu vergleichen, feurig gezeichnete Kings Charles, junge, halbgeschorene Pudel mit munterem, gelehrigem, aufmerksamem Auge, und trotz der Gefangenschaft ziemlich guten Humors, schwarze und feuerfarbige Hunde, angeblich irischen Ursprungs, lang- und rauhhaarige Thiere von anmuthiger Form und kalfakterischem Aussehen, würdige Neufundländer und bemaulkorbte Doggen aus dem treulosen Albion, Dachse und Hühnerhunde, Möpse und sonst gemeines Volk, kurz Vertreter aller Gattungen des menschenfreundlichsten aller Vierfüßer lebten da in friedlicher Gesellschaft mit einander, langweilten sich sichtlich, fanden jedoch in der Gemeinschaft ihres Schicksals und ihrem Zusammenseyn, wie weiland unter Louis Philippe die Republikaner in St. Pelagie, Trost und Kurzweil. Neben den Hunden sah man Affen, Eichhörnchen, Papageien und andere Vögelarten; sogar Katzen von besonderer Schönheit, ein Geschlecht, für das die Pariserinnen besondern Sinn haben, luden den mehr oder minder kauffähigen, mehr oder minder kauflustigen Liebhaber von derlei Wesen zum Stehenbleiben oder zum Erwerbe eines der ausgestellten Individuen. Jetzt ist diese ganze Hinterlassenschaft alter Tage unter dem Schlage des zertrümmernden Hammers und der reißenden Haue verschwunden; ein freier Platz ist entstanden, die umliegenden Paläste, das Louvre, die Tuilerien und das Palais royal, früher, durch das jetzt niedergerissene Barakenwerk versteckt und nicht alle drei zugleich sichtbar, bieten sich jetzt in verschönender Fernsicht dem Auge dar und sind auf einmal sichtbar. Es ist als ob sie neu geschaffen wären, und ich weiß

nicht, ob der dekretirte Ausbau des Louvre die perspektivische Wirkung dieser großen Gebäude nicht beeinträchtigen würde. Louvre und Tuilerien würden dann ein ungeheures Viereck zusammen bilden, das eher einer Kaserne oder einer Veste, als einer heitern Prachtwohnung, welche die Schätze der Kunst und die Erinnerungen großer Zeiten beherbergt, gleichsehen dürfte.

An dem jezt gewonnenen Platz vorbei und dessen nördlichen Saum berührend, zieht sich die Verlängerung der breiten, pompösen Straße Rivoli, die bisher von dem Concordienplatze zwischen dem Tuileriengarten und dem Vendomeplatz bis zu der Höhe etwa der Straße Nicaise lief, wo die Höllenmaschine gegen den ersten Consul losging, längs des Finanzministeriums und der stattlichen Gasthäuser, wo die Engländer abzusteigen pflegen auf der einen, längs des Tuilerienpalastes auf der andern Seite, also mitten über den Schauplatz der außerordentlichsten und folgenschwersten Ereignisse der Neuzeit, dem labyrinthisch verworrenen Innern der Stadt und dem zierlich im Style der Renaissance gebauten Stadthause zu.

Durch diese große Arterie wird also der Concordienplatz, wo einst Ludwig XVI. enthauptet ward, und in dessen Nähe und in dessen Bereich erst unlängst wieder die ersten Wellenschläge einer demokratischen Ueberschwemmung sichtbar wurden, mit dem Stadthause verbunden, das von jeher der vorübergehende Mittelpunkt aller Revolutionen und der Sitz aller provisorischen Regierungen war.

An diesem Stadthause wurde in den vierziger Jahren, als die Julirregierung schon dem Abgrund nahe war, lange Zeit gemauert und gemeißelt, die Beschädigungen, die es von mannigfachen Elementen der Zerstörung erlitten hatte, wurden geheilt, die entstandenen Lücken wurden ausgefüllt, der Ruß, den das Alter über die Mauern gelegt, ward weggeschabt, kurz das ganze Gebäude, als hätte man voraus gesehen, daß die großen Herrn einer neuen Revolution sich in demselben niederlassen würden, völlig neu hergerichtet. Schon damals wurde gegen ein Häuserlabyrinth, in welches das Stadthaus eingeschoben und eingezwängt war, ein Vernichtungskrieg begonnen, der jedoch erst späterhin beendigt werden konnte, und da es von dem auf dem Kai gelegenen Stadthaus gegen die hinter ihm liegenden Stadttheile etwas bergauf geht, so ward durch diese Hinwegräumung eine Art Belvedere gewonnen, von dem aus das links von der Seine liegende Paris vom Pantheon bis gegen St. Sulpice, so wie die Cité mit Notredame, der heiligen Capelle und der Conciergerie sich überschauen läßt.

Diese Fernsicht geht über einen gleichfalls neuen, freundlichen, zwischen dem Stadthaus und der noch vor kurzem in ein dichtes, dunkles, schmutziges Gewinkel von hohen Häusern förmlich eingesperrten, fast vergrabenen Kirche St. Gervais durchgebrochenen Platz hinweg. Diese Kirche, weit entfernt ein Meisterwerk zu seyn, ist von schwerfälliger Form und ohne lachende Verzierung; allein jezt nach Entfernung ihrer erstickenden Nachbarschaft, so frei auf die Hochseite eines leisen Abhangs gestellt, ragt sie so stolz über die Umgegend hinweg und hebt mit ihrem Treppenzugang sich aus dem Boden so entschieden hervor, daß ihre Lage den Eindruck ihrer ungefälligen Bauart wieder gut macht. Noch immer werden in ihrer Nähe Häuser eingerissen und die Aussicht erweitert sich beständig.

Geht man nun über die nächste Brücke und dringt in die Inselstadt, wo Notredame und der Justizpalast liegen, so begegnet man auf jedem Schritt und Tritt den Beweisen fertiger oder im Werk begriffener Verschönerung. Der Justizpalast selbst ward erweitert und erheitert; die Restauration der sogenannten heiligen Capelle, wo jedes Jahr die Heiligegeistmesse zur Wiedereröffnung der Gerichtshöfe, die Ferien hatten, abgehalten wird, eines der anmuthigsten, leichtesten und auch bei denen, die um derlei Dinge am wenigsten sich kümmern, beliebtesten Denkmale des Mittelalters, wurde schon vor zwei Jahren zu einem erfreulichen, wenn auch, was die innere Ausstattung angeht, nicht völlig befriedigenden Abschluß gebracht. Die Wiederherstellung der alten, ehrwürdigen Kathedrale, getreu im Sinn und Styl der ersten Anlage, schreitet rüstig vorwärts. Vielleicht sind die neuen Säulen, die an der Vorderseite der Kirche angebracht werden mußten, nicht ganz so fein und zierlich als die noch unversehrt aus der Vorzeit überkommenen; aber der Unterschied fällt sicher nur bei einer scharf eingehenden und absichtlich kritischen Untersuchung auf, und man wäre undankbar, wenn man nicht im Ganzen seine Zufriedenheit mit dem Geleisteten bezeigte. Zu wünschen wäre, daß Notredame mit einigen gemalten Glasfenstern beschenkt würde; die jetzigen Fenster sind fast alle nackt und gewiß gibt es nur wenige gothische Kirchen, die mit dem zauberischen Schmucke der Glasmalerei schlechter bedacht wären als die Kathedrale von Paris. Alles ist großartig, erhaben, herzerhebend in diesem ungeheuern Schiff; alles trägt uns empor in eine höhere Welt, führt uns zurück in eine ferne Zeit; die Weihe der religiösen Bestimmung wird gleichsam sichtbar in diesen langen Gängen, unter diesen verwegenen Wölbungen, und sowohl die großen Ereignisse einer inhaltreichen Vergangenheit, die in diesen Mauern sich begaben oder einen Widerhall fanden, als auch die gottesdienstlichen Uebungen des heutigen Tages besitzen hier eine ihrer würdigsten und erhabensten Stätten; allein um wie viel feierlicher und ergreifender wäre dieses Gotteshaus, wie viel

abgeschlossener von der Welt dieses Asyl der Andacht, wie viel unabhängiger von der Gegenwart das ehrwürdige Alterthum dieser Hallen, wie viel erquickender wären die Schatten desselben im Lichtmeer des Mittags, wie viel mystischer, wie viel süßer die lezten Gluthen der Sonne, wenn diese jezt farblosen, prosaischen Fenster mit dem Juwelenglanze warmer und blendender Malerei bekleidet würden! Wohl weiß ich, daß die Leistungen der geschicktesten Zeitgenossen in der Kunst, die ich hier in die Schranken rufe, troz staunenswerther Entdeckungen und Fortschritte, mit den schönsten Erzeugnissen der Vorzeit sich schwerlich messen können; allein es ist doch in Frankreich wie in Deutschland so Vortreffliches in diesem Fache hervorgebracht worden, daß man wohl etwas der Kathedrale von Paris nicht Unwürdiges zu Stande bringen könnte, und wenn auch das Werk nicht ganz nach Wunsch gelänge, so wäre es doch immer besser als die nackten Fenster.

Die Inselstadt, in der Notredame liegt, hat ein durchaus alterthümliches Gepräge und bildet mit dem übrigen Paris einen äußerst malerischen Gegensatz. Sie läuft wie ein Schiff mit dem Schnabel gegen den ebenfalls in Restauration begriffenen und minder steil gemachten Pontneuf und scheint, von der Concordien-, Tuilerien- oder Carousselbrücke her gesehen, sey es aus dem verworrenen Glanze eines Frühlingsmorgens, sey es aus dem verklärten Nebel eines Oktobervormittags, aus dem Strahlenneze des Julihimmels, wenn die Sonne im Scheitelpunkt steht, aus dem paradiesisch verschwommenen Zwielicht eines Juniabends, oder der seligen Harmonie einer mondserhellten Augustnacht, als ein Phantom der Vorzeit, ein geisterhafter Ueberrest, ein Schatten des Mittelalters hervorzutauchen. Die hohen abschüssigen, in einander geschobenen Dächer tragen zu diesem Anblick eben so viel bei als die heilige Kapelle, Notredame und die ritterthümlichen Thürme der Conciergerie. Bis jezt wurden zwar ein paar von den engen Gassen, wo bisher das abstoßendste Elend und der schmuzigste Schmuz Lutetias zusammen lag und die verruchtesten Gesellen, die uns Eugen Sue in seinen Pariser Geheimnissen vorstellt, ihre unheimlichen Herbergen hatten, erweitert und das Gewirre armseliger, baufälliger, verpesteter Asyle der Noth und des Verderbens einigermaßen gelichtet und gelüftet; doch wurde bis jezt der alterthümliche Gesammteindruck der Inselstadt unversehrt erhalten und erscheint nicht einmal bedroht.

Wenn nun die Cité gegen den Pontneuf zu und von den Brücken, welche die aristokratisch bewohnten Ufer von Paris mit einander verbinden, sich vorzüglich als ein Denkmal und Erbstück entschwundener Tage darstellt, so bietet sie an ihrer obern Spitze, hinter Notredame, mit der Aussicht auf das Stadthaus, den Pflanzengarten, das Pantheon und eine Menge von Brücken und Stegen über die beiden Arme der Seine ein landschaftlich bedeutendes Gemälde dar, dessen Größe von jeder Art geschichtlichen Andenkens unabhängig ist. Paris erweitert sich hier und unmittelbar an das unheimlichste, für alle Sinne unwirthlichste, ungesunde Häuserlabyrinth, das die Grenze des neunten und zwölften Stadtbezirks bildet, stößt auf einem verhältnißmäßig beträchtlichen Flächenraum eine von größeren und kleineren Gärten durchschnittene Masse von Gebäuden. Auf der benachbarten Insel St. Louis finden sich stattliche Wohnungen, ja wahre Paläste, unter denen das Hôtel Lambert in den lezten zwanzig Jahren durch die Feste der Fürstin Czartoriski berühmt und ein Ziel zahlreicher Pilgerfahrten aus den entferntesten Gegenden von Paris geworden ist.

Diese Feste hatten in den Friedenszeiten Ludwig Philipps eine förmlich geschichtliche Bedeutung; sie gehörten mit zu den großen Ereignissen jedes Winters, und die Ansichten, die über die Verwicklungen Europas im Hôtel Lambert geflüstert oder unverholen geäußert wurden, hatten in vielen Pariser Kreisen jener Epoche eine eben so große Geltung als die mehr oder minder authentischen Enthüllungen aus dem Kabinet des Königs und standen jedenfalls in höherem Ansehen als die Aussprüche, die dem Munde Guizots entfielen. In dem ersten Veitstanz und Firlefanz der Februarrevolution, als die Polen die Macht der Sympathien, die sie im französischen Volke haben und die sie vielleicht nur scheinbar verscherzt haben, von neuem und ungebundener als je auszubeuten vermochten, war das Hôtel Lambert, dem die nicht lange zuvor in Folge des galizischen Aufstandes auf das Haus Czartoriski gefallenen Schläge doppelte Theilnahme zugewendet hatten, natürlich der Mittelpunkt einer Menge sarmatischer Bestrebungen geworden. Als aber von den damaligen Reaktionären die Sache der Polen mit den Thaten der europäischen Anarchie in Verbindung gebracht wurde und hiedurch mit einem male die Mittelklassen, die außerdem die Polen schon lange satt zu haben schienen, von der längst ermatteten Begeisterung für den weißen Adler von Ostrolenka mit der gewöhnlichen Schnelligkeit aller politischen Flankenschwenkungen zur Antipathie übergegangen waren, da litt, wie sich von selbst versteht, auch das Haus Czartoriski von diesem Rückschlage. Als vollends die Junitage den panischen Schrecken vor der Revolution in allen Ecken und Enden des Landes bei einem großen Theile der Bevölkerung zu einer Monomanie ausgebildet hatten, da wurde, weil man auf allen Barrikaden Sendlinge von der Weichsel vermuthete, das Lied: „Noch ist Polen nicht verloren," mit allen seinen Variationen in Verruf gethan und ist seitdem nicht wieder erklungen.

Einer der furchtbarsten Auftritte dieser vier-

tägigen Junischlacht fand an einer kleinen Brücke statt, die auf der einen Seite an einen engen Platz zwischen Notredame und Hôtel Dieu, auf der andern an den Kai des linken Seineufers stieß. Die Insurgenten hatten die Wichtigkeit dieser Stellung wohl erkannt; sie hatten eingesehen, daß von dem Besitze dieses Punktes der bequeme Verkehr zwischen dem Pantheon und dem Faubourg St. Antoine, den beiden Hauptvesten des Aufstandes, abhängig sey. Es leuchtete ihnen außerdem ein, daß sie von da aus dem Stadthause gut zu Leib gehen und dasselbe von den nicht empörten Theilen der Stadt abschneiden könnten; dazu kam noch, daß die Brücke damals sehr schmal und durch ihre Umgebung ziemlich geschützt, also vortheilhaft zu vertheidigen war. Was aber den Insurgenten so deutlich war, das konnte auch ihren Gegnern nicht entgehen, und so entspann sich denn um diese kleine Brücke gleich am ersten Tage ein erbitterter Kampf. Die Nationalgarde ließ hier lange umsonst ihr bestes Blut; die Kanone mußte geholt werden; unter dem Donner des Himmels donnerte das Geschütz, und in der Ferne wurde die Stimme beider von dem horchenden Volk verwechselt. Mehr als einmal ward der Angriff des Militärs und der Bürgerwache zurückgewiesen, und erst nach vierzehn Stunden wurden die Soldaten der Ordnung der Barrikade Herr, die dort errichtet war. Jetzt ist die Brücke weit und fahrbar gemacht und ringsum wurde mächtig aufgeräumt. Es wird dem Aufruhr künftig ungleich schwerer seyn, sich dort ein Nest zu bauen; unmöglich freilich ist dem Barrikadensinn der Pariser nichts, und in dem Heimathlande der Moden und Revolutionen ist es kaum räthlich, auf irgend etwas in der Welt zu schwören. Wenn man jene Kämpfe sich zurückruft, so kann man sich leicht einreden, die Pariser seyen weniger aus politischem Unbestand und demokratischem Trieb als aus periodischer Rauflust, die sie wie ein Fieber überfällt, so krawallsüchtig und krawalltüchtig.

Freilich waren im Juni ganz andere Dinge mit im Spiel und die feinen Geister, die überall der Ironie des Schicksals nachspüren, und wie der Hühnerhund des Wildes Fährte, so alle Schritte dieses Wesens auszuwittern sich angelegen seyn lassen, können eine große Wichtigkeit darauf legen, daß fast am hitzigsten auf dem sogenannten Clos St. Lazare hinter den Bausteinen gefochten wurde, die zur Errichtung eines Spitals bestimmt waren. Daß noch immer Spitäler nöthig sind, daß so vielen menschlichen Geschöpfen für ihre alten Tage keine andere Aussicht bleibt, als eine Ecke im Spital, das treibt die Völker in die Waffen, das erklärt die Revolutionen. Lassen wir diese grämlichen Sophisten, die mehr Galle als Gehirn, mehr Stolz als Mitleid haben, und freuen wir uns, daß jenes Spital, hinter dessen Bruchstücken so viel gut gezielte Schüsse gethan wurden, jetzt unter Dach steht und in nicht mehr langer Zeit ganz fertig seyn wird.

Architektonisch ist nicht viel Merkwürdiges daran, allein eine schöne Aussicht und eine gesunde Lage sind am Ende für arme Kranke größere und nothwendigere Erquickungen als die Augenweide, die ein gefälliger Baustyl gewährt; hygienisch aber und als Belvedere läßt dieses Spital schwerlich etwas zu wünschen übrig. Es liegt auf einer sehr bedeutenden Anhöhe, hoch über Lutetias Dünsten und Nebeln, hoch über seiner Feuchtigkeit und seinem Schmutz. Man athmet da eine reinere Luft als vielleicht irgend wo sonst in Paris, und der genesende Arbeiter, der nicht weiß, wie er sich die Zeit vertreiben soll, kann die zahlreichen Thürme der großen Stadt von St. Severin bis zu den Invaliden und die andern Monumente zählen.

Wer kann, wenn er nicht bloß mit thierischem Auge die Erscheinungen, die da in den Umkreis seiner Sinne gelangen, anstiert, wer kann, ohne bewegt zu werden, von einem der Hügel, die Paris umgürten, herab auf die ungeheure Häusermasse blicken, wo unendlich mehr als die umfassendste Einbildungskraft uns malen kann, an Lebensgeschicken und Lebensregungen in einander verschlungen ist, und während er das erfrischende Spiel einer reinen Luft genießt und an den Arabesken der Morgenwolken sich erfreut, unsägliches Elend den höchsten Grad erreicht oder unvorgesehenes Unglück über Hunderte hereinbricht, die sich glücklich wähnten! — Wenn man das bedenkt, so wird man schwerlich finden, daß Paris eine Ueberzahl von Kirchen besitzt; denn wenn alle, die der Tröstung bedürfen, sie unter dem Dache der Gotteshäuser suchen wollten, so würden alle Tempel der großen Stadt schwerlich hinreichen, und nur einem Bedürfniß wird durch die Zurückgabe des Pantheons an den Cultus und die Erbauung der längst schon begonnenen und ihrem Ausbau immer näher rückenden Kirche der heiligen Clotilde entsprochen.

Für diese Kirche wurden die Formen des gothischen Styls beliebt, und da der Genius der Architektur zu schlummern scheint, so thut man ganz wohl daran, daß man nichts neues versucht und sich an die Ueberlieferungen von Zeiten hält, die an architektonischer Schöpferkraft reicher waren als die unsrigen. Wie die Wirkung dieses Bauwerks seyn werde, läßt sich jetzt, wo die Gerüste noch stehen und einem prüfenden Ueberblicke hinderlich sind, schwer entscheiden, doch kann man sich einstweilen dazu Glück wünschen, daß ein freier, ziemlich großer Platz für dieses Denkmal ausersehen wurde, und daß es daher in seiner Gesammtheit sowohl als in seinen Einzelheiten gemächlich wird betrachtet und genossen werden können.

Das war vor wenigen Jahren noch bei Besichtigung der Monumente, namentlich der Kirchen, die uns das Mittelalter und die angrenzenden Epochen hinterlassen haben, so unbequem und so ärgerlich, daß dieselben, in allerlei Gebäulichkeiten höchst gemeiner Art, die sie gleich schmutzigen Anwüchsen umgaben, eingezwängt und wie eingewickelt, nirgends außer an der Vorderseite gehörig aufgefaßt und in ihren künstlerischen Verhältnissen gewürdigt werden konnten. Die Restaurationsbemühungen der neuesten Zeit haben für die Entfernung dieses Uebels sehr viel geleistet, und obgleich der Verschönerungseifer, der im vorigen Jahrhundert so vandalisch zu Werke ging, auch in unsern Tagen, die für die grauen Ueberreste der grauen Vergangenheit eine so fromme Schonung zeigen, manche von den kleinen, malerischen Thürmen, die wir dem einstigen blutigen Hader zwischen Ritterthum und Bürgerthum verdanken, abzutragen sich genöthigt sah, und überhaupt die historische Physiognomie mancher Stadttheile zerstören mußte, so hat er auf der andern Seite durch die in möglichst großartigem Maßstab betriebene Unterdrückung alles architektonischen Parasitenthums den hervorragenden Denkmalen der Vorzeit wahre und bedeutende Dienste geleistet. Diese Denkmale werden freilich durch Miniaturgärtchen, wie sie in dem neu gepflasterten und mit mehreren bequemen Trottoirgängen für das Publikum, wie mit ziemlich gefälligen Statuen neuverzierten Hofe des Louvre angebracht worden, weder geehrt noch verschönert, und die öffentliche Meinung sprach sich auch gegen diesen kleinbürgerlichen Zopf allenthalben so laut und kräftig aus, daß die Regierung sich bald in die allgemeine Kritik gefügt und die jezt schon begonnene Vernichtung dieser Duodezanlagen, ohne lange zu säumen, befohlen hat.

Lenzwanderung.

Will rüstigen Laufes mich entschlagen
Der Straßen Enge, der Mauern Haft,
Es übt die Erde in diesen Tagen
Die alte heilige Blüthekraft;
Entfliehen will ich der Menschen Leben,
Entfliehen der Städte Angstgestalt,
Will mein bedürftiges Herz ergeben,
Dämonen der Wildniß, in eure Gewalt.

Ihr habt vor Zeiten die Kraft geboren,
Ihr zoget den Geist und die Freiheit groß;
Doch die Freiheit ist und die Kraft verloren,
Und der Geist versiegt in der Städte Schoß;
Und kann ich die Schätze nicht wieder heben
Und ihren erloschnen Sonnenschein,
So will ich retten mein freies Leben,
Nicht mit den Todten begraben seyn.

Empor am blühenden Stromgestade
Bis in der Berge rosiges Licht!
Durch Stein und Moos und schluchtige Pfade,
Bis wo aus Felsen die Quelle bricht!
Schon deckt mich der Wald mit den Blätterkronen,
Schon enget der Strom sich zum rauschenden Bach,
Und führt mich, wo ferne die Menschen wohnen,
Dem Bilde der Kraft und der Jugend nach.

Wie schaut ihr erhaben, ihr Bergesstufen,
Darein Jahrtausende sich geprägt,
Geprägt mit des schäumenden Rosses Hufen,
Das den herrlichen Stürmer, den Wildbach trägt;
Und wie sie sich windet am Uferhange
Und wie bäumt den gewaltigen Leib,
Die Eichenwurzel, die Riesenschlange
Mit der jungen Brut, das strotzige Weib!

Du Geist der Stille, du Waldeskönig,
Wie rüstig schaltet dein Hausgesind,
Bedeutet weder zu viel noch wenig,
Und will beschämen das Menschenkind!
Laß mich ein williges Leben mischen
In deine reine Genossenschaft
Und meine Seele von Grund erfrischen
An deiner tieflebendigen Kraft!

Einst, wann den modernden Schutt der Städte
Dein wucherndes Wildgesträuch durchdringt,
Wann deiner entfesselten Wasser Bette
Durch ihr Getrümmer sich zürnend schwingt,
Wann an dem Volke, zum Fall erkoren,
Die ew'ge Natur sich, die treue, gerächt,
Dann siehst du vielleicht zu den öden Thoren
Einziehen ein treuer und besser Geschlecht. —

Da sieh, wer zwischen den Felsenzacken,
Die kaum ein menschlicher Fuß beschritt,
Mit stolz emporgeschwungenem Nacken
Vorüberlenkt den muthigen Tritt!
Er ist's, er ist es, der trübe Geselle,
Der Menschenaugen wie Feinde flieht,
Der die Kinder scheucht von des Hauses Schwelle,
Wenn er düstern Geistes vorüberzieht.

Es leuchtet, o Wunder! wie Lust und Liebe
Um seine Züge ein milder Strahl,
Als ob ein freudiger Geist ihn triebe
Und spräche zu ihm: „sey froh einmal!" —
So hast du, **Frühling**, sein Herz erhoben
Und Licht gestreuet auf seine Bahn;
Ich aber brenne, die Macht zu loben,
Die solches am dürren Holz gethan.

Er eilte dahin, o kehrt' er wieder!
Und wär' er selber der böse Geist,
In's innerste Herz rief' ich ihm nieder,
Daß du sein Sieger und Meister seyst.
Wem unter dem Himmel soll ich's sagen,
Wie du mir selber das Herz erfaßt?
Es kann die Wonne allein nicht tragen,
Mit der du's heute beseligt hast.

Und trüge Verlangen dein Waldesrauschen,
Und fühltest du Liebe zur Menschengestalt,
Lobselige Rede wollt' ich tauschen
Mit **deiner** Schönheit süßer Gewalt;
Doch du beschämst, den du wiedergeboren,
Nicht seiner Liebe begehrest du,
Nach der geschmäheten Heimath Thoren
Willst du mich weisen, den Menschen zu.

Und sehnend, wie Heimweh, zieht mich's zu Thale;
Hast du auch dieses mir angethan,
Du Hoher, mit deinem Abendstrahle,
Und machst mich willig den Brüdern nahn?
Führst ihnen versöhnt mein Herz entgegen
Und mild, wie dein Thauen den Abend macht,
Und heißest an ihre Brust mich legen
Die Liebe, die du in mir entfacht?

Wohlan! ich folge, du stillgewaltig
Gebot, das mahnend den Pfad mir weist,
Erkennen will ich den vielgestaltig
Auf Erden zeugenden Einen Geist:
Er lockt mich heraus zu den Blüthetagen,
Und führt mich, den Wonnegestärkten, herein,
Er lehret die Welt mich in Liebe tragen,
Und von der ihren getragen seyn.

Und ein Trost ist der Erde sein Lenz gegeben,
Die lebensgrüne schaffende Lust,
Doch die volle Kraft, das lebendigste Leben,
Bewegt er die fühlende Menschenbrust;
Und Wähnen ist es und eitel Jagen,
Willst rückwärts du wenden dein Angesicht,
Willst um verlorene Güter klagen,
Und was dir geblieben, erkennst du nicht.

J. G. Fischer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Der kaiserliche Besuch. — Die Zeitungesteuer. — Eisenbahnen. — Sonntagsfeiee. — Die Mission. — Bekehrungsversuche. — Ein großer Prozeß.

Es ist noch nicht recht klar, ob Berlin gestraft werden soll, daß Ihre Majestät die Kaiserin von Rußland nicht in seine Mauern eingekehrt, sondern um die Mauern herum gefahren ist, und sich safart nach ihrer Ankunft nach Potsdam begeben hat. Dasselbe findet in diesen Tagen mit Sr. Majestät dem Kaiser selbst statt. Der neue Aufputz des kaiserlich-russischen Gesandtschaftspalais erschiene demnach als eine Art Manifestatian, um Berlin fühlen zu lassen, was es hätte erwarten können, und was ihm nun entgangen ist. Wenn dieses Motiv wirklich zum Grunde läge, so fragte sich nur, ab Berlin wegen seiner Aufführung i. J. 1848 gerügt werden sall, ader ob die Ungnade oder Verachtung das Berlin trifft, welches in den drei nächstfolgenden Jahren sa rasch in seiner Gesinnung umschlug, und sich jezt sa willig und lautlos in alles das fügt, was es lange vor 1848 nicht ertragen hätte. Es gibt aber andere, welche meinen, daß die hahen Gäste Berlin dießmal nur darum gemieden hätten, weil sie den gehegten Erwartungen nicht entsprechen können ader mögen. Es ist betrübend, mit welch zahllosen Bittschriften die Kaiserin bei jeder Anwesenheit hier bestürmt ward, und auch jezt hatte sich das Gerücht verbreitet, aber ward geflissentlich verbreitet, daß die hahe Frau in den Pfandhäusern alle Pfänder unter fünf Thaler einlösen werde. In diesem unsinnigen Glauben trugen viele geringe Leute ihre Habseligkeiten dahin. Für falches taktlas unverschämte Benehmen ist daher diese Enttäuschung und Züchtigung eine gerechte Strafe. Unsere zweite Residenz Potsdam blüht dafür im Strahl der Gunst, was ihr wahl zu gönnen ist, da sie durch ihre Eisenbahnverbindung mit Berlin industriell eher verloren als gewonnen hat. Uebrigens sind auch von hier Ladungen mit tausenderlei Kunstwaaren dahin gegangen, um Bazars zu füllen, Blumen- und andere Ausstellungen prangen und lacken, und für die Einwahnerschaft hat der dortige Treubund es übernammen, die Gefühle der unbedingten Unterwürfigkeit und Verehrung auszusprechen.

Andere möchten auch das Zusammenseyn der Kammern und die parlamentarische Thätigkeit als ein Mativ hineinziehen. Wohl mit Unrecht. Dieß könnte schwerlich eine Störung und ein Hinderniß seyn; denn wenn gleich es in lezter Zeit in dem einen Hause ziemlich laut hergegangen, und die Majorität hin und her schwankt, mehr als das je der Fall gewesen, so stören diese Vota und Meinungen die Regierung doch nicht im geeingsten, und wenn man bei den hahen Gästen eine Unzufriedenheit mit dem parlamentarischen Wesen annimmt, so müßte die sichtliche Erscheinung, daß es auf die Administration ahne Wirkung bleibt und diese nicht genirt, eher eine angenehme Stimmung hervorbringen. Außerdem freilich spricht man auch viel von Zerwürfnissen im Ministerium selbst; diese aber haben damit nichts zu thun, sie berühren kaum Berlin und das parlamentarische Publikum und werden von ganz anderer Seite her entschieden.

Seit dieses var einigen Tagen niedergeschrieben ward, hat übeigens die, wenn auch nur kurze Anwesenheit des hohen Gastes in unsern Mauern jene Gerüchte widerlegt. Ja es verlautet, daß Kaiser Nicalaus, als er davan gehört, sich sehr verwundert darüber geäußert und erklärt habe, es sey nicht einmal ein Grund dazu varhanden gewesen.

Aus den Kammern kommt indessen manches andere jezt ins Publikum und berührt auch den Theil desselben, welcher noch immer glaubte, er brauche sich sa wenig darum zu kümmern, als um die Streitigkeiten der ostindischen Compagnie und der Birmanen. Einkammensteuer, Zeitungssteuer, Eisenbahnsteuer, selbst die Gemeindeordnung, die durch einen künstlichen Prozeß aufgelöst wird, um ins Gegentheil verwandelt zu werden van dem, was beabsichtigt war, sie greifen in den Beutel wie in alle Verhältnisse des Lebens und der Familien. Die Zeitungssteuer, wied feierlich versichert, soll nichts seyn als eine finanzielle Maßeegel, aber ihre Wirkungen sind noch nicht zu übersehen und dürften oielleicht ganz andeee werden, als die, welche ihre Urheber beabsichtigen. Im vierten Jahre ist man nun schan, seit man die Revalutian und ihre Wirkungen niedergeschlagen und ausgelöscht hat; wo sind aber die unschuldigen Tages-, Wachen-, Monats- und Jahresblumen, die var ihrem verheerenden Brande auf den deutschen Fluren wucherten? wo die hunderte belletristischer Journale, die Musenalmanache, Literaturzeitungen, Taschenbücher? Kaum einzelne haben ein ephemeres Wiedererscheinen aersucht. Wo ist das Deutschland geblieben, das ohne so oiel Liteeaturzeitungen, als ein Bote nicht unter dem Arme tragen kannte, nicht bestehen zn können glaubte? Wa ist nun Aussicht für diese Restauratian? Das neue Stempelgesetz wird auch den Muth der wenigen Unternehmer niederdrücken, welche Lust und Geld zu Versuchen hatten, noch mehr das Gesetz, welches auch den Debit der rein literarischen Jaurnale allein durch die Post regulirt sehen will. Das hat man gewiß nicht beabsichtigt; man wäre im Gegentheil zufrieden und müßte es vernünftiger Weise gern sehen, wenn das Publikum, welches sich mit Gedanken abgibt, die Gedanken an die Palitik über Madejournalen und artigen Sanetten an die Augen der Geliebten vergäße. Aber beide Gesetze würden die palitischen Zeitungen, statt zu unterdeücken, in ihrer Bedeutung heben. Viele derselben werden zwar eingehen, zumal die kleineren, minder bedeutenden, welche nicht so viel zuzusetzen haben; auf natür-

lichem Wege werden dafür die größeren an Bedeutung und Einfluß gewinnen. Es ist aber eine mißliche Zuversicht, zu glauben, daß man den Geist derselben immer lenken kann, wie man will. Und je mehr uns ein mächtiger Bundesgenosse hilft, ein um so furchtbarerer Feind kann er uns bei jedem unerwarteten Wetterumschlag werden. Man hat das Beispiel von Frankreich in der Restaurationsperiode vergessen. Die Maßregeln zur Unterdrückung der mißliebigen kleineren Zeitungen schlugen nur dahin aus, daß die Regierung sich im Constitutionnel einen furchtbaren Feind nährte, der mit der Erbschaft der kleineren bald unwiderstehlich ward. Wie viele der kleineren Journale hier untergehen werden, ist noch nicht abzusehen, aber die Zahl der Abonnenten mindert sich bei allen Zeitungen schon jetzt; untergehen müssen also mehrere, und mit ihnen dürfte manches industrielle Etablissement gefährdet erscheinen. Das wird man nicht bedauern, wo man anfängt die gesammte Presse als etwas Ueberflüssiges und Schädliches zu betrachten. Auch die Eisenbahnen, das heißt die Aktienbesitzer, besteuert man durch Abnahme von Procentsätzen der reinen Einnahme. An und für sich wäre dagegen wenig zu sagen, wenn nicht auch hierin wieder eine doppelte Steuer läge, denn von den Einnahmen aus den Dividenden der Aktien ist der Kapitalist schon mittelst der Einkommensteuer, und ansehnlich genug, besteuert. Demnächst fängt das Handelsministerium auch an inhibirend in die Vertheilung der Dividenden einzugreifen, und die officiellen Warnungen deßhalb enthalten Winke, welche die Aktieninhaber in Sorgen zu versetzen wohl geeignet sind. Wenn der Fall wieder vorläge, daß die Verwaltungsräthe in leichtsinniger Weise große Dividenden zur Vertheilung brächten, während zum Reservefonds nichts oder nicht hinlänglich zurückgelegt würde, so wäre diese Bevormundung, das Princip derselben zugestanden, nur zu billigen. Jetzt aber, wo alle Eisenbahnverwaltungen bereits einen mehr oder minder großen Reservefonds haben, und die Einnahmen auf natürlichem Wege außerordentlich steigen, erscheint dieser Eingriff in ganz anderer Absicht gethan, als aus Sorge für das Wohl der Aktionäre, der Bahn selbst und des Publikums. Die Schritte, durch welche der Handelsminister sich und den Staat in den Besitz der niederschlesisch-märkischen Bahn jüngst gesetzt hat, haben in der preußischen vormärzlichen Verwaltung keinen Vorgang. Aehnlich die diktatorischen Befehle an die Hamburger Bahn. Diese und die neuesten deuten nur auf die längst ausgesprochene Absicht, alle Eisenbahnen zum Staatseigenthum zu machen. Dagegen wäre weniger einzuwenden, es wäre sogar wünschenswerth, aber es gibt dazu andere Mittel, als die, welche einer Razzia auf die Aktienbesitzer ähnlich sehen. Die Börse, sonst so gehorsam und still, ist darüber sehr verstimmt, und sie nicht allein.

Daß diejenigen Eisenbahnen, welche jetzt Staatsbahnen geworden, von diesem Sommer ab Sonntags keine Extrazüge zum Vergnügen der Einwohner unternehmen sollen, würde uns nicht befremden, insofern das Verbot nur der Vorläufer eines allgemeinen wäre, wonach überhaupt Sonntags keine Extrazüge zum Vergnügen statuirt würden; denn das Publikum steht in Erwartung, daß die anglikanische Sabbatsfeier immer weitere Progressen machen und man in einigen Jahren dahin gekommen seyn wird, daß jedes laute Vergnügen, Tanz, Theater und Musik am Sonntag verboten seyn dürften. Wir glauben wohl an eine Neigung dazu, aber weniger an die Ausführung. Das gegenwärtige Interdict an die Staatsbahnen sey indessen, wird versichert, ohne Zusammenhang mit den kirchlichen Tendenzen in den höchsten Kreisen, und sey nur aus dem Kopfe des gegenwärtigen Handelsministers entsprungen, der, was man bei den meisten Rheinländern, auch den liberalen, beobachten will, ganz imperialistischen Gelüsten huldige. So gern man diese zuweilen, ihres Effektes wegen, sieht, entsprechen sie doch zu wenig, ja sie widersprechen entschieden dem altpreußischen Absolutismus, der zur eigenen Conservirung nichts mehr fürchtete und vermied, als den Schein der Willkürlichkeit, und wo die That darnach schmecken konnte, sie mit Rechtsdeductionen und Humanitätsgründen umhüllte. Es ist daher auch kaum zu glauben, daß diese Gelüste auf die Dauer sich halten werden. Der große Friedrich freilich konnte sie sich erlauben; welch andere Zeit war aber seine, mit welchem Witz begleitete er seine Einfälle, und in der Mehrzahl waren sie von dem Raison dictirt, von dem wirklichen, wenn auch zuweilen irrenden Willen, dem Gemeinwohl zu dienen; nie war es die Laune, durch Willkürmaßregeln die Stärke seiner Autorität zu zeigen. Seit Friedrich aber ist bis nach den Märztagen jede derartige Aeußerung vermieden worden. Selbst die rettende That des Novembers hüllte sich in ein bescheidenes Gewand, und in dem allgemein gefühlten und anerkannten Nothzustande suchte sie ausgesprochen ihre Rechtfertigung. Das imperialistische Eingreifen in die bestehenden Rechtszustände und Verhältnisse sollte übrigens nicht allein in der altpreußischen, sondern insbesondere auch in der jetzt siegreichen Partei der Paladine für den dauernden großen Grundbesitz seinen entschiedenen Gegner finden, und wird ihn auch gewiß finden, sobald diese Eingriffe sich einst auch auf sie erstrecken.

Das Berliner Publikum hilft sich dagegen mit einem Witz: man stelle die Extrazüge nur ein, um sie im voraus für die Sonntage zu präpariren, wenn die Jesuiten außerhalb Berlin ihre Missionspredigten halten werden. Auf diese ist man höchst neugierig, und die Jesuiten thun unrecht, nicht den Vortheil zu ergreifen und schnell zu erscheinen. Sie würden jetzt ein ungeheures Publikum haben, und eben so wenig ist zu zweifeln, daß es ihnen nicht an Convertiten fehlen würde. Daß in der Frist von einer oder einigen Wochen in Berlin 22 Personen katholisch geworden, hat auf die noch immer vertrauensvolle, nicht denkende Masse übrigens einen schlagenden Eindruck gemacht. Bedenklicher erscheint vielen freilich, daß die Selbstmorde in noch größerem Maaße überhand genommen haben. In Zeit von vier Wochen sind sechzig notorische Selbstmorde angemeldet, nicht aus politischer Verzweiflung, die meisten auch nicht aus Nahrungssorge, aber eine große Anzahl darunter aus Liebesverstimmung und Verzweiflung. Namentlich junge Mädchen endeten darum ihr Leben. Es ist weit weniger Leidenschaft als die Verzweiflung der Blasirtheit, der Feigheit zur That nach der Uebersättigung am Genuß. Und hier wird auch das Feld seyn, wo die Jesuiten säen und ernten mögen

und werden. Ich will auch nicht behaupten, daß die Geisetten allein den neuen Lockungen nachgehen werden, in den höhern und höchsten Ständen ist dieselbe Blasirtheit, und wenn die Verzweifelnden hier zurückgehalten werden, häufiger dem Beispiel der Gräfin Ida Hahn zu folgen, so ist es Scheu vor den protestantischen Traditionen in ihren Familien, und daß die Reise der Gräfin von Babylon nach Jerusalem doch nicht eigentlich den Modelustre sich verschafft hat, auf den die berühmte Schriftstellerin selbst gehofft. Die schnell aufeinander folgenden Gegenschriften werden mit demselben Eifer wie ihr Buch gelesen, und die den Jesuiten ertheilte Erlaubniß, in dem ehedem protestantischsten aller protestantischen Länder öffentliche Missionspredigten zu halten, möchte jezt schon, nach den Freiburger Vorfällen in Baden, denen, welche sie ertheilt, bedenklicher und unangenehmer seyn als dem darüber erstaunten Publikum, welches jezt gar zu gern die Sache von Nahem besähe. Ob der Fürstbischof von Breslau, der dem öffentlichen Auftreten noch zur Zeit gewehrt hat, es aus dieser Rücksicht gethan, oder um höheren Wünschen zu genügen, bleibe unentschieden.

Der Gustav Adolfverein hat sich seitdem nochmals enger geschlossen und durch neue Lebensäußerungen versucht die Lethargie der Massen auf dem religiösen Gebiete aufzustacheln. Wie für den vergangenen Winter, ist auch für den nächstkommenden schon wieder eine Reihe von Concerten verabredet. Eifriger zeigten sich verschiedene protestantische Geistliche, auch solche, die in lezter Zeit den großen Einschläferungsprozeß förderten, jezt das Volk zur Wachsamkeit aufzurufen. Es geschah etwas spät, mit desto größerer Heftigkeit von einigen Kanzeln, wo man es am wenigsten erwartet hatte. An der Bekehrung von Babylon-Berlin wird übrigens von den verschiedensten Seiten gearbeitet. Auch aus Amerika, aus dem Staate Ohio sind Sendschreiben eines alten orthodoxen Deutschen an eine ganze Reihe hiesiger Professoren eingelaufen, mit dem Aufruf und der dringenden Bitte, sich ja zu bekehren, so lange es noch Zeit, und von ihrer verderblichen Philosophie zum wahren Glauben zurückzukehren. Namentlich haben die philosophischen Professoren diese Weisung erhalten. Der Brief, gleichlautend an alle, sucht ihnen zu beweisen, daß die Deutschen mit aller ihrer Philosophie nichts errungen, es sey also an ihnen, nun endlich von ihren Götzen Kant, Fichte, Schelling und Hegel zu lassen. Die orthodoxen Germanophilen in der andern Welt scheinen übrigens bei Versendung der Briefe fabrikmäßig zu Werke gegangen zu seyn. Wenigstens sieht man auf einzelnen Couverten die frühere Adresse ausradirt und eine andere darüber geschrieben, welche dem Comité-Direkteur wahrscheinlich dringender schien. So trifft es sich denn, daß die Zusprüche und Bezüglichkeiten auf die Personen der Adressaten gar nicht passen, z. B. ein Unverheiratheter ermahnt wird, wenigstens um das Seelenheil seiner geliebten Gattin von der Philosophie zu lassen, und ein sehr orthodoxer Professor, das Verstandesspiel aufzugeben und zum biblischen Glauben zurückzukehren. Interessant ist die Erscheinung jedenfalls, wie man aus West und Ost und Süd an unserer Bekehrung arbeitet.

Wenn man an einen großen Criminalprozeß denkt, von dem man mehr flüsterte als spricht, so schien die Bekehrung allerdings Noth zu thun; nur zweifeln wir, daß die gute Absicht auf jenem Wege erreicht wird. Der Arm der Gerechtigkeit hat plözlich in ein Treiben hineingegriffen, von dessen Daseyn eine dunkle Wissenschaft immer schon da war. Die Meinungen sind getheilt, indeß hat wohl diejenige die Oberhand, welche das Eingreifen von Polizei und Justiz nur für den Fall gerechtfertigt hält, wenn dieses Treiben verkehrter Sinnlichkeit zu Excessen und öffentlichem Skandal geführt hat. Es verlautete zwar, daß in den lezten Decennien ein anderer Umstand das Auge der Sicherheitsbehörden und den Arm der Gerechtigkeit abgehalten habe, die Gönnerschaft, oder, wie man ebenfalls behauptete, die Mitgenossenschaft einer Person von vornehmer Abkunft und hohen Würden. Diese ruht jezt längst mit ihrem weißen Haar unter einem grünen Rosenhügel oder in einer gewölbten Gruft und wird vor einem andern Richterstuhl Rechenschaft zu geben haben, ob hier ein Verbrechen vorlag, über das menschlichen Richterstühlen die Cognition zusteht; aber das aufgefundene Tagebuch einer andern, durch ihre Geburt hochgestellten Person lieferte so schlagende und zugleich merkwürdige Dokumente, daß diesmal der Arm der Gerechtigkeit eingreifen mußte. Sie warf ihr Netz in einen Sumpf, und that leider einen Fang von einer Ausdehnung und Bedeutung, wie man es nicht erwarten konnte. Die Thatsachen waren so klar, daß an der Findung des Schuldig nicht wohl zu zweifeln war. Man fand, wovon eine dunkle Kunde auch sonst schon umging, daß die Theilnehmer am fraglichen Vergehen in einer Art Bundesbrüderschaft leben, gewissermaßen einen geheimen, weit verbreiteten Orden bilden, dessen Mitglieder sich an gewissen Zeichen erkennen. Einer der zuerst Ergriffenen, der unglückliche Verfasser des Tagebuchs, erklärte vor den Richtern, wie er nie geglaubt, daß die weltliche Justiz sich in das zu mischen habe, was jeder nur vor sich selbst zu verantworten hätte. Wenn es nöthig erscheine, solche Gesetze für die nicht gebildeten, unteren Stände zu geben, so habe er doch immer geglaubt, daß man in den höheren die Beurtheilung jedem Einzelnen überlassen müsse. Anders dachte man in gewissen Kreisen der Aristokratie. Anfänglich erhob sich zwar ein Schrei des Entsetzens, und man scheint den Thron mit Bitten angegangen zu seyn, die Sache zur Vermeidung des öffentlichen Skandals aus königlicher Machtvollkommenheit zu unterdrücken. Aus denselben Kreisen ertönten aber auch ganz andere Stimmen: die sittliche Verderbniß, die zum Grunde liege, sey zu groß, und weil sie in den höheren Lebenskreisen sich in der Art an den Tag gelegt, müsse man, nicht sowohl des Volks, als der Aristokratie selbst wegen scharf hinein schneiden und ohne Rücksicht der Person nach den Gesetzen strafen. Man erinnerte an die Corruption und Demoralisation am Hofe Louis Philipps in den lezten Jahren, an die Teste, Choiseul Praslin, Gudin, und daß es gerade die Corruption gewesen, welche den Untergang seines Thrones und seiner Herrschaft zur Folge gehabt. Einen Augenblick war man von dieser Seite sehr besorgt, als verlautete, daß Seine Majestät der König die Akten einfordern lassen. Es hatte aber keine andere Bedeutung, wenigstens keine andere Folge, als daß die implicirten Militärpersonen durch königlichen Befehl sofort aus dem Militärstande entlassen wurden,

und das Criminalgericht über alle Betheiligten zugleich aburtheilen kannte. Die Gerichtsverhandlung fand natürlich var geschlossenen Thüren statt. Wie viele Versanen das Urtheil getroffen, weiß man nicht, auch über die ganze Gerichtsverhandlung herrscht ein tiefes Schweigen, doch erfährt man, daß viele bekannte, und darunter sehr leuchtende Namen mit schweren, bis zehnjährigen Gefängnißstrafen belegt sind.

Wer aber hindert die Corruption und Demaralisatian in einer Zeit, wo alles stagnirt, weil man sich vor jeder Bewegung und Regung fürchtet? Es gibt eine ärgere, weit tiefer in die Säfte eines Valkslebens eindringende Demoralisatian als jene, und es ist jezt recht die Periode dafür. Dagegen helfen keine Missionen, auch nicht des Generalsuperintendenten Büchsel Predigten, obgleich seine neue Kirche so zum Erdrücken voll ist, daß man sie erweitern will. Am wenigsten aber hilft unser Diseiplinargesetz und der Disriplinargerichtshof; denn wenn er auch davar schüzt, daß unsere Beamten und Richter nicht mehr demolratische Wühler werden können, so zieht er aus dem preußischen Beamtenstande allmählig den Nerv aus, welcher ihn var einer andern Corruptian und Fäulniß schüzte und zu einem Institut machte, das aller unbequemen Eigenschaften ungeachtet, die preußische Verwaltung zu einer leuchtenden und seltenen Macht in der Geschichte der gesitteten Völker erhaben hatte.

Der berühmte Tamascheck'sche Prozeß ist noch ausgesezt, weil die Vertheidigung Zeugen oder Zeugnisse aus Dänemark zur Hülfe rufen will. Außerdem sind wir von „celebren" Criminalfällen wahrhaft umgürtet, in Ostpreußen, Bromberg und Magdeburg, dart Mordthaten, wenigstens aus Liebe und Eifersucht, wenn auch gräßiich aecampagnirt durch Rudel menschenfressender Hunde, welche das corpus delicti verschlingen, hier ein Mann, ein angesehener Kaufmann, der allmählig und gemüthlich seine ganze Familie vergiftet zu haben scheint. Das Nichtigkeitsgesuch des Raubmörders Schall ist verwarfen, dennach weiß man nicht, ab die Execution safart erfalgen wird, da man nach immer auf neue Aufklärungen wegen der andern Mitschuldigen wartet.

London, Mai.

Der Derby-Tag. — Versetzung des Crystallpalastes.

Es ist heute der große »Derby Day,« der Haupttag der weltberühmten Epsom Races. Schon seit Wochen beschäftigt er die Presse wie das Publikum; er bildet das Thema der Gespräche in betting offices (privilegirte Orte, wo gewettet wird), in öffentlichen Häusern, in Privatwohnungen, auf der Straße; und es gibt gewiß keinen sportliebenden Engländer, und gehörte er auch dem niedersten Stande an, der nicht eine für seine Mittel beträchtliche Summe auf dieses oder jenes der zum Rennen bestimmten Pferde gesetzt hätte. Doch man kennt ja die Sportmanie der Inselbewohner, und ich will mich nicht dabei aufhalten.

Leider ist dießmal der Himmel dem großen Nationalspiele nicht hold. Die goldene Maisonne, welche sich bisher so anmuthig in dem Straßenkothe von London gespiegelt und wenigstens eine Art von Frühling hervorgezaubert hatte, fing gestern, Gott weiß aus welchen Gründen, zu schmollen an und versteckte ihr Antlitz hinter jenen wohlbekannten, gelblich grauen, ächt englischen Nebelwolken. An ihrer Statt bestieg der unselige Regengott den olympischen Thron und schüttelt nun seit 24 Stunden sein triefendes Haar über der armen getäuschten, seufzenden Metropolis. Trotz allem dem läßt sich der Cockney sein Vergnügen nicht nehmen. Der Derbytag steht im Kalender und muß abgemacht werden wie jede andere business. Wozu hätte man sich auch sonst die Mühe genommen, Waterproofs und Kautschukmäntel zu erfinden, und vollends sich an sie zu gewöhnen? Das Wetter ist dem Cockney kein Hinderniß, und auch heute Morgen schickte er sich schon in der frühesten Frühe zu dem Auszuge aus dem modernen Babylon an. Auf allen Straßen, zu Pferde und zu Fuß, in Omnibussen, Droschken, Hansom Cabs, Phaetons, Kutschen, Gigs, Lastwagen, Karren und allen möglichen aristokratischen und demokratischen Fuhrwerken wälzte sich eine unabsehbare Menschenmasse langsam ihrem Ziele entgegen. Die Eisenbahnstation war von Passagieren umlagert, und obgleich alle zehn Minuten ein Zug abging, konnte doch nur der kleinste Theil der Epsomlustigen befördert werden. Die meisten mußten auf das Vergnügen verzichten oder zu Fuß gehen. Ich muß ihnen das Zeugniß geben, sie waren fast ohne Ausnahme heroisch genug, das leztere zu wählen. — Auch ich gehörte unter die Desappointirten, aber zu meiner Schande sey es gesagt, ich hatte nicht den Heldenmuth meiner britischen Leidensgenossen, und statt zu den Races schlug ich den Weg nach meiner Wohnung ein. Sie verdanken es also nur meinem Mangel an Begeisterung für den Sport und meiner germanischen Natur, daß Sie heute einen Brief von mir bekommen. Sollte aber der Brief Ihnen vielleicht nicht gefallen, so bedenken Sie, daß im Augenblick, wo ich ihn schreibe, mein Kamin raucht, daß ein eiskalter Zug durch das Zimmer fährt, daß Londoner Regen an mein Fenster schlägt, daß Londoner Nebel die Tageshelle in ein gewisses Halbdunkel verwandelt hat, und daß ich ein unglücklicher Foreigner bin, der sich nicht mit englischer Geduld über die Nücken und Tücken des Wetters hinwegsetzen kann. — Doch ich hätte beinahe mein Hauptthema vergessen. Ich wollte nämlich einiges über den Crystallpalast mittheilen. Vielleicht ist es den Lesern meiner früheren Briefe nicht uninteressant.

Das Schicksal des ehemaligen Industriegebäudes ist nun entschieden. Es wird aus Hydepark entfernt und nahe bei London in einer reizenden Gegend schöner und großartiger wieder aufgebaut. Auch dießmal ist es die Privatspekulation, der wir das Resultat verdanken. Das Parlament hatte sich bekanntlich für die Aufrechthaltung des ursprünglichen Contrakts, also für die Niederreißung erklärt; aber kaum war sein Beschluß in die Oeffentlichkeit gedrungen, als sich sofort eine Aktiengesellschaft mit bedeutendem Kapital bildete, die sich die Erhaltung des Crystallpalastes zum Ziel sezte und ihn nach kurzen Unterhandlungen käuflich an sich brachte. „Als der Palast des Volkes," heißt es in dem Prospektus dieser Gesellschaft, „vom Beschlusse des Unterhauses getroffen wurde, blieben nur zwei Möglichkeiten übrig; entweder mußte er für ewig vom britischen Boden verschwinden, oder durch Privatpersonen angekauft, von seiner jetzigen Stelle entfernt und an einem sicheren Orte wieder aufgerichtet werden. Wir trugen keinen Augenblick Bedenken, als Vermittler zwischen das Parlament und das Publikum zu treten. Wir wissen wohl, daß es die Pflicht der Regierung in andern Staaten ist, für die Vergnügungen und die Bildung des Volks zu sorgen. In England ist dieß die Pflicht des Volks selber. Unsere Regierung bewegt sich in festen, genau vorgezeichneten Kreisen, und der Britte ist gewohnt, jede officielle Einmischung in seine persönlichen, socialen und häuslichen Angelegenheiten zurückzuweisen." Ich habe das Citat seines charakteristischen Inhalts wegen wörtlich gegeben.

Nach dem vorliegenden Plane wird das Gebäude in dem Penge Wood, in früheren Zeiten ein Lustort der Londoner, bei Dulwich, unmittelbar an der Brightoner Eisenbahn aufgestellt. Im Wesentlichen bleibt die bisherige Form, nur daß an den beiden Flügeln vier niedrige viereckige Thürme und zwei halbkreisförmige Portale angebracht werden. Je zwei kolossale Springbrunnen sollen diese Portale zieren und ihren Wasserstrahl (so wird wenigstens versprochen) höher treiben, als die Fontänen von Versailles. Der neue Crystallpalast wird zu einem gigantischen Wintergarten eingerichtet, und zu dem Ende bleiben auch die schönsten Bäume, welche an der ihm bestimmten Stelle stehen, von der Art verschont. Außerdem wird eine Sammlung der berühmtesten antiken und modernen Skulpturen in Abgüssen, ein mineralogisches und ein zoologisches Cabinet in demselben aufgestellt. Ein besonderer Raum soll die Industrieprodukte aller Länder, und ein anderer die jezt im Gebrauch befindlichen Maschinen enthalten. Im Gebäude selbst wird eine Eisenbahnstation angelegt, und man macht von Londonbridge aus die Fahrt für einen Schilling (das Eintrittsgeld eingerechnet), und zwar in zehn Minuten. Dieß ist in Kurzem der Plan, an dessen Ausführung kein Zweifel mehr ist, da die 500,000 Pf. St., welche die Gesellschaft nöthig hatte, binnen zwei Tagen gezeichnet worden sind. Fügen wir noch hinzu, daß der Palast in einen Park von 150 Acres zu stehen kommt, der in der luxuriösesten Weise eingerichtet werden soll, so muß man zugeben, daß London vom 1. Mai 1853 an einen Lustort besitzen wird, dem keine Hauptstadt des Continents etwas Aehnliches an die Seite stellen kann.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 24. 13. Juni 1852.

— Adulandi gens prudentissima.
Juvenal:

Carmina, quae possint oculos auresque morari
Caesaris.
Horat:

Napoleons Aesthetik.

Die Vergötterung Napoleons wird seit der Erhebung seines Neffen zu der höchsten Macht und Würde des Landes durch nahe an acht Millionen Stimmen, mit jedem Tage unverholener, unbedingter und erfinderischer. Alle bedürftigen Poeten und knechtischen Witzköpfe, die Frankreich in nicht geringer Zahl besizt, wetteifern in sinnreichen Metaphern und panegyrischen Beiwörteen, um den Mann des Jahrhunderts zu feiern und so dem Mann des Tages ihren Hof zu machen.

Diese Kunst ist in Frankreich nie außer Blüthe und Schwung gekommen, nicht einmal je ins Stocken gerathen. Sie ist eben so gut gediehen in den Gemüsegärten des Nationalconvents, wo sie mit Blut gedüngt wurde, als in den schnurgeraden Blumenbeeten von Versailles, wo selbst ein Bossuet sie mit Weihwasser begoß. Voltaire, der Fürst, der Führer aller Freigeister und der Zertrümmerer so vieler Idole, trieb galanten Götzendienst in den duftigen Gemächern der Königin Pompadour und machte gegen prächtige Pelzmäntel und andere kaiserlich russische Angebinde die Czarin Katharina zu einem Ideale der Menschheit, hatte Kniefälle für jeden Duodezfürsten des deutschen Reichs und bot den damaligen Dienern des Gekreuzigten, wenn sie große Herrn waren, in Fülle den Weihrauch an, den er dem Gekreuzigten selbst verweigerte.

Wenn aber die Anbetung der Großen und Mächtigen dieser Erde in Frankreich zu allen Zeiten mit Eifer und Erfolg geübt ward, so wechselte die Art, wie dieses Handwerk getrieben wurde, sehr häufig und richtete sich nach dem herrschenden Geschmack, nach der ästhetischen Mode und den Sitten des Augenblicks. An dem leichtsinnigen, in ritterliche Spiele, vornehme Abenteuer und poetische Unordnung verliebten Hofe der lezten Valois nahm die Schmeichelei einen Charakter dichterischer Grazie, und wo sie hohen Damen galt, fast erotischer Schwärmerei an. Ronsard pflückte den Garten seiner Muse leer, um die Reize der jungen Königin von Schottland zu verewigen, ein ihr entfallener Handschuh konnte ein Anlaß zu blutigem Zweikampf werden, und der unglückliche Chapeland wußte ihr nicht besser zu huldigen, als indem er sich in ihrem Schlafzimmer versteckte, eine zärtliche Keckheit, die er mit seinem jungen Leben büßte. Solche Freiheiten waren unter Ludwig dem Vierzehnten nicht mehr zeitgemäß, und ist auch einmal etwas Aehnliches als Troz und Uebertretung aller Schranken vorgekommen,

hat auch Lauzun, was Chapeland aus Liebe that, gethan, um den König und seine Geliebte zu belauschen, so konnte es doch niemand einfallen, in seiner ehrerbietigen Ergebenheit gegen hohe, gegen königliche Personen sich irgend eine Vertraulichkeit zu erlauben.

Ludwig der Vierzehnte, von dem St. Simon gesagt hat, er würde sich wie Gott haben anbeten lassen, wenn Gott ihm nicht die Furcht vor dem Teufel in den Leib gepflanzt hätte, hatte in Aussehen, Auftreten und Benehmen eine strenge, gebieterische Majestät, welche seine Unterthanen in achtungsvoller Entfernung von ihm hielt. Der Respekt vor ihm hatte etwas von der göttlichen Verehrung, die in den despotischen Reichen des Morgenlandes zu Hause ist, und das um so mehr, als nur wenig Grund zu bloß menschlicher Verehrung vorhanden war. Dieses Gepräge religiöser Furcht und Unterwerfung ist auch den zahllosen Schmeicheleien an diesen Fürsten, der, wie einst Persiens Beherrscher, der große König hieß, aufgedrückt. Die edelsten Geister widerstanden nicht der allgemeinen Manie, sich vor dem Monarchen förmlich in den Staub zu beugen, und der gute Geschmack, der damals auf dem Parnaß Gesetze gab, hatte über die Rhetorik der Höflinge keine Macht. Molière erkaufte in einigen seiner trefflichsten Stücke das Recht der Satire durch massive Complimente für den König, der allerdings auch sein besonderer Wohlthäter und Beschützer war. Selbst auf die Sprößlinge seiner Maitressen, als wären es seine rechtmäßigen Nachkommen, dehnte die Idolatrie sich aus, und die unbescholtensten, die unerschrockensten Organe der Kirche, die sonst vor niemanden die Wahrheit verbargen oder verschleierten, umgaben ihre schüchternen Klagen über den unchristlichen Privatwandel des Alleinherrschers mit allem Pompe einer künstlichen Anbetung.

Wie das ganze Leben und die ganze Weltanschauung der höheren Gesellschaft, so nahm auch die Kunst zu schmeicheln nach dem Tode Ludwigs XIV. plötzlich einen andern Charakter an. Die Macht ging in andere Hände über, der Geist, der bisher als Trabant im Dienst und Gefolge des Monarchen sich bewegt hatte, ergriff nun selbst das Scepter der Welt; er begann, von den ohnmächtigen Fesseln überlieferter Einrichtungen nur wenig belästigt und gehemmt, unabhängig über die Menschen zu regieren, und schickte dem erblichen Träger der königlichen Insignien, dessen wirkliche Gewalt er ohne Rast und Rücksicht untergrub, von Zeit zu Zeit, der unter gekrönten Häuptern üblichen Sitte gemäß, kleine Geschenke aus der Fülle seines Besitzes, nämlich Madrigale und ähnliche hübsch gesetzte Complimente zu. Das Epigramm war in alle Bereiche des geistigen Lebens eingedrungen, der Witz wurde allmächtig, die Spitzenform vorherrschend für den Gedankenausdruck in der Gesellschaft und in der Literatur, in Prosa und in Versen. Was an auffallenden Ideen und Bemerkungen aus jener Zeit uns übrig ist, hat diese Fassung, und es ist eher anzunehmen, daß Voltaire, allerdings der erste Virtuose auf diesem Instrument, obgleich er mächtige und furchtbare Nebenbuhler wie Fontenelle und Piron hatte, die allgemeine, aus unerforschlichen Ursachen entstandene Befähigung und Richtung der Epoche theilte, als daß er durch sein Beispiel den Anstoß dazu gegeben und so gleichsam die Mode des Epigramms geschaffen hätte. Wenn er es aber nicht gerade aufgebracht und wenn es in Pirons Mund eben so beißend war als unter seiner Feder, so wandte es doch niemand mit mehr Geschick und einschmeichelnderer Grazie auf den freundschaftlichen Verkehr mit hohen Herrschaften an. Witzköpfe, Schöngeister und Philosophen gab es neben ihm in Hülle und Fülle, und einige derselben kommen in vielen Stücken ihm ziemlich nahe und übertreffen ihn in manchen, aber als Höfling kommt nicht ein einziger nur im entferntesten ihm gleich. Er ist der einzige Schmeichler, der einzige Höfling in jener Zeit, und hunderte seiner kleinen Gedichte sind wahrhaft klassische Muster dieser vielgeübten Kunst. Manchmal verbirgt die Huldigung eine Bosheit, der Schalk schaut aus dem Kämmerling hervor; Voltaire bleibt Voltaire in jedem Kleid und in jeder Rolle. Zuweilen ist er, wenn gerade die Ader seiner Laune nicht fließen will, in seinen Lobsprüchen so platt und plump, daß man versucht ist Ironie zu wittern, eine Versuchung, der gewiß niemand unterliegt, der den panegyrischen Wust betrachtet, der unter dem Kaiserreich zu Tag gefördert wurde.

Man macht sich keinen Begriff von der Ausdehnung, welche damals die Ergebenheits- und Bewunderungspoesie erreichte, wenn es erlaubt ist, den Namen Poesie an die saft-, mark- und farblosesten Carmina zu vergeuden, die seit Linus und Orpheus je geschrieben worden. Napoleon verfügte nicht bloß über eine Million guter Soldaten, er gebot auch über eine große Armee von schlechten Versen und einen ansehnlichen Generalstab von Versschmieden, welche die Vergötterung seiner Person und seines Hauses in Pacht genommen hatten. Man hat einen dicken Band aus den Gedichten, die bloß um die Geburt des Königs von Rom zu feiern, gefertigt wurden, zusammengebracht; aber die ganze Masse von Schwulst und Pedanterie, die in demselben aufgestapelt ist, wiegt nicht eine einzige von den sinnigen, leichtgefügten und melodischen Strophen auf, die Alfred de Musset dem Herzoge von Orleans, seinem Freunde, an der Wiege des Grafen von Paris gewidmet hat.

Sonst war übrigens unter Louis Philipp die Literatur der dynastischen Propaganda weder sehr groß noch sehr ideenreich. Die Hofpoeten, Hofjournalisten und andern Parasiten kommen nicht aus den häuslichen

Tugenden des Königs und der Königin, aus dem rührenden Schauspiel dieser schönen Familie, aus den Segnungen des Friedens, die man dem weisesten aller Monarchen verdanke, der immer steigenden Wohlhabenheit und benachbarten Gemeinplätzen heraus. Während der Restauration dagegen war in der poetischen Prosa und den Reimen der damaligen Barden und Troubadours, die unter dem Banner Chateaubriands einherzogen, von nichts die Rede als von den Nachkommen des heiligen Ludwig, vom gekrönten Märtyrer, von den vierzehn Jahrhunderten der Monarchie, vom heiligen Bunde des Altars und des Throns u. s. w.

Aber schon lange war neben den Gegenständen der amtlichen und halbamtlichen Apotheose ein anderes Idol in die Höhe gekommen, unter dem Despotismus des Kaiserreichs einen Augenblick verschwunden, aber, dank der mehr oder minder vollständigen Freiheit, die das beschränkte Königthum gewährte, zu immer allgemeinerem Ansehen und größerer Macht gelangt. Dieses Idol wurde das Volk genannt, und sicher ist an keinen Potentaten im Laufe aller Jahrhunderte je mehr Weihrauch und mehr Anbetung verschwendet worden. Nie hatte ein König eine so gedrängte Schaar von Hofpoeten um sich her, und alle geistigen Matadore der Zeit, Guizot ausgenommen, machten ihm ihre Bücklinge. Das Volk war, namentlich noch in den Februartagen, alles in allem, allmächtig und allweise, Gesetzgeber und Philosoph, Soldat und Staatsmann, Redner und Dichter. Dieser Lobspruch der Allseitigkeit ist überhaupt im heutigen Frankreich eine sehr beliebte Form fanatischer Anerkennung. So werden Lamartine, Hugo, Balzac nicht bloß als bedeutende Dichter, was sie aller Einschränkungen unbeschadet wirklich sind, sie werden auch, zum Theil mit ihrem Zuthun, als Seher und Priester, als die Grotius und Richelieu unserer Zeit, als Gott weiß was noch mehr gepriesen, und so muß jetzt Napoleon nicht bloß ein großer Feldherr und ein großer Mann, sondern auch ein Kritiker ersten Ranges seyn.

Napoleon sprach, wie das wohl alle gebildeten Menschen ein paarmal in ihrem Leben thun, wenn der natürliche Lauf des Gesprächs auf derlei Dinge führt, seine Gedanken über die Bücher aus, die er gelesen hatte und die zu seiner Zeit in der Mode waren. Er that es schuß- und stoßweise, lakonisch und despotisch, mit dem Siegel unfehlbarer Allmacht in jedem Wort, kurz nach seiner Art. Es war nicht anders als billig und natürlich, daß verschiedene dieser literarischen Machtsprüche aufgegriffen, aufbewahrt und uns überliefert wurden. Eben so ist es in der Ordnung, daß sie als kostbare Reliquien von den Anbetern des großen Mannes gepriesen werden, und wenn uns auch nicht gleiche Verehrung zu ihnen hinzieht, so wird doch ein Blick auf sie unserer Neugierde gestattet seyn.

Wir lernen aus einer Besichtigung derselben unter andern, daß Napoleon ein sehr warmer Bewunderer von Goethes Werther gewesen, und das merkwürdigste Zeugniß für seine Vertrautheit mit dieser Dichtung ist der kurze, inhaltreiche Bericht, den Goethe selbst von seiner Unterhaltung mit dem damaligen Herrn der Welt gibt, und aus dem hervorgeht, daß Napoleon ein Versehen des Dichters, das sonst jedermann entgangen war, bemerkt hatte. Goethe gibt recht gerne zu, daß die Rüge gegründet war; die mikroskopische Aufmerksamkeit eines solchen Geistes, und was für den Patriarchen von Weimar gleichfalls nicht ohne Werth seyn konnte, eines so großen Herrn wie Napoleon auf die versteckteften Einzelheiten seines Werther mußte für ihn der köstlichste Weihrauch seyn, und der liebenswürdige Schein von Offenheit und Unterwerfung, womit er seine Unachtsamkeit eingesteht, macht die Wirkung der verschmiztesten, aber auch der erhabensten Koketterie. Es nimmt mich wahrlich nicht Wunder, daß er den Schalk, der von allen verneinenden Geistern dem Herrn am wenigsten zur Last ist, uns so unübertrefflich geschildert; er ist ja selbst ein Schalk, und wer kann, ohne es mehr oder weniger zu seyn, ein wahrer Dichter werden?

Nebst Werther würdigte Napoleon auch Tassos befreites Jerusalem seiner kaiserlichen Gnade. Die Malerei zärtlicher Leidenschaft, die in dem deutschen Roman wie in dem italienischen Epos so ausgezeichnet ist, hatte ihn für beide eingenommen. Der Mann, der kalten Blutes Tausende auf dem Schlachtfelde niedermetzeln und niederschmettern sah, der nach einem mißglückten Griffe, der charakteristischen Legende zufolge, nicht zuerst fragte, wie viel Leute, sondern wie viel Pferde man verloren habe, dieser Mann war eine empfindsame Seele, weinte über erfundene Schmerzen und ließ sich rühren von erdichteten Thränen. Doch mußte in dem befreiten Jerusalem auch die kriegerische und politische Seite ihm behagen; die ritterlichen Kämpfe, die Bewegungen der Massen, die Berathungen der Führer und das Leben des Lagers, das alles konnte einen mächtigen Eindruck auf seinen staatsmännischen Geist und seinen Feldherrngenius nicht verfehlen. Die größere Genauigkeit in Darstellung der militärischen Verhältnisse bestimmte ihn Homer den Vorrang vor Virgil einzuräumen, dessen gefühlvolle Weichheit ihm sonst vielleicht zugesagt hätte. Er liebte Homer, wie er Machiavelli und Cäsar liebte. Die hellenische Ruhe und Klarheit war es schwerlich, die ihn anzog, denn seine abenteuernde Phantasie gefiel sich ja noch unter den Nebelgestalten des erlogenen Ossian, allein der Helden- und Fürstensinn, der die Gesänge Homers durchdringt, war ihm willkommen; die strategische Wahrheit in der Iliade, die diplomatische

Klugheit in der Odyssee und die monarchische Weisheit in beiden mußten mächtige Empfehlungen für ihn seyn, und er selbst Agamemnon, Achilles und Odysseus in Einer Person sich fühlen.

Daher schreibt sich auch seine entschiedene, so oft und so energisch ausgesprochene Vorliebe für Corneille. „Wenn Corneille heute lebte, würde ich ihn zum Minister machen," rief er eines Tages, und doch konnten ihm die augenfälligen Mängel der Tragödien dieses Dichters nicht entgangen seyn. Er, der ein unächtes Fädchen in dem Gewebe Werthers heraus fand und in der Kritik von Voltaire's Mahomet eine so staunenswerthe Einsicht in die Bedingungen eines guten Dramas und einen so seltenen Scharfblick für die Gebrechen eines gerühmten Bühnenwerkes beurkundete, er konnte die auffallenden Unvollkommenheiten der Trauerspiele Corneille's unmöglich übersehen. Den Wortschwall und Redeprunk, der sich häufig bei Corneille vorfindet, verstand er, wenn er gleich mehr als einmal selbst davon Gebrauch machte, in den oratorischen Stylübungen der Jakobiner ganz ordentlich zu geißeln. Die spitzfindige Sophistik und Antithesenfülle, worin der „französische Aeschylus" seine Personen so gerne sich ergehen läßt, war durchaus nicht nach seinem Geschmack, die duftlosen Blumen der Galanterie, die Corneille, der Sitte seiner Zeit gehorsam, mit ungeschickter Hand in einige seiner ernstesten Stücke pflanzte, mußten ihm höchst unstatthaft erscheinen, und für die Widersprüche der Charakterzeichnung, so wie die Verstöße gegen die Lebensweise der Völker, aus deren Geschichte Corneille den Stoff seiner Dramen nahm, konnte, sollte man denken, Napoleon kein nachsichtiger Richter seyn. Aber all diese Fehler waren nicht im Stande die Sympathien aufzuwiegen, welche die in Corneille's Tragödien, wenigstens nach der Meinung Napoleons, vorwaltende Staatsanschauung in der Natur seines Herrschergeistes erweckte. Er wußte Corneille Dank für die patriotische Begeisterung, die in dessen Horaziern athmet und die er für seine riesigen Eroberungsplane so nöthig hatte; er glaubte im Cinna eine gewisse Parteinahme des Dichters für die Ruhe und Majestät des Kaiserthums gegen die patricischen Ränke und die plebejischen Gährungen der Republik zu erkennen; die geistvolle Darstellung des Parteienspiels im Sertorius mochte ihm einen hohen Begriff von Corneille's politischer Einsicht geben, und da er nicht Zeit hatte, noch schwerlich auch den Beruf fühlte, die sämmtlichen Werke des Dichters kritisch zu durchlaufen, da er nicht verborgenen Kostbarkeiten oder Fragen der Aesthetik nachspüren, sondern nur den Eindruck dessen, was sich von selbst bot, empfangen konnte, und gerade einige der kräftigsten, der bekanntesten Erzeugnisse Corneille's seinen Ideen und Absichten gemäß waren, ließ er durch die günstige Wirkung derselben auf seinen Geist zu einem vortheilhaften Gesammturtheil über die Leistungen, das Genie und namentlich die Gesinnung dieses Dichters sich bestimmen. Corneille, sagte er sich, wäre, wenn er lebte, nicht bloß die Zierde, sondern auch ein Werkzeug meiner Regierung, und was er sich sagte, das sprudelte er auch für die andern heraus, denn, wiewohl sonst in allem ein ächter Italiener, hatte er bei aller Tücke nicht die kluge Verschlossenheit seiner Nation.

„Corneille," rief er eines Tags, „wie hätte der mich verstanden!" In diesem Wort liegt sein Geheimniß. Corneille, schmeichelte er sich, würde ihn verstanden haben, und damit sein Organ, sein Dolmetscher, der Vermittler zwischen seinem Willen und dem Publikum geworden seyn. Die Poesie sollte seine Magd seyn, wie er verlangte, daß es die Kirche sey. Das war seine Aesthetik wie seine Religion. Er wünschte sich einen Bossuet, weil Bossuet ein Apostel der unumschränkten Monarchie und ein Vertheidiger der gallikanischen Kirche gegen die wirklichen oder vermeintlichen Uebergriffe Roms gewesen. Wenn Bossuet noch lebte, behauptete er, würde der Papst ihm keinen Widerstand leisten; dann wäre der Vatican in Paris und Notredame die erste Kirche der Christenheit.

Unmöglich konnte ihm daher eine Tragödie wie Racines Athalie gefallen, wo ein Priester Beschützer, Vormund und Lehrer eines Königs, wo der König ein Diener der Diener Gottes ist, und eine stolze Fürstin, die dem Joch des Tempels sich entziehen und weder das Echo noch die Sklavin der Leviten seyn will, sich den Untergang bereitet. Sehr gefährlich und revolutionär mochte dem großen Kaiser auch manche Einzelheit dieser Tragödie vorkommen. Wenn der Hohepriester in seiner Ermahnung des jungen Königs unter andern folgendermaßen sich vernehmen läßt:

„Du kennst den Rausch der unumschränkten Macht,
Der feigen Schmeichler Zauberstimme nicht,"

so mochte Napoleon beim Anhören dieser Worte Racine und seinen Hohenpriester ohne weiteres in die Sekte der Ideologen verweisen, wie er bekanntlich seine Feinde nannte, die ihn im Namen des Geistes und mit geistigen Waffen bekriegten. Racine war in der That keiner von seinen Günstlingen, und er verhehlte keineswegs seine Abneigung gegen den Dichter der Berenice; allein sicher nicht deßwegen, wie er vorgab, weil Racine den weicheren Elementen des menschlichen Gemüths zu große Rechnung getragen habe; denn Napoleon vertrug ja in Werther und dem befreiten Jerusalem die Thränen der Liebe recht gut; die Empfindsamkeit war ihm nicht zuwider, allein ungeeignet fand er es ohne Zweifel, daß ein bloßer Schöngeist wie Racine ein Wort in die Angelegenheiten des Staates zu sprechen sich unterstanden und durch einen ausgearbeiteten Vorschlag über die Mittel,

wie die Noth des Volkes zu lindern sey, sich die Ungnade des großen Königs zugezogen. Beinahe frevelhaft mußte es ihm erscheinen, daß Racine unter dem goldenen Joche eines Ludwig XIV. das magische Wort des Aufruhrs, das Wort Freiheit erklingen und die edle, die zarte, von Mithridates tödtlich beleidigte Griechin Monime dennoch diesem sterbenden Barbaren zurufen ließ:

Lebt, Herr, o lebet für das Glück der Welt
Und seine Freiheit, die auf Euch nur ruht!

Das Glück und die Freiheit der Welt waren in den Augen Napoleons eben so unnöthige als bedenkliche Dinge. „Ueber wen Ihr auch regieren werdet," redete er seinen Neffen, den jetzigen Präsidenten der französischen Republik, in der Wiege an, „über wen Ihr auch regieren werdet, habt vor allem mich, dann Frankreich, und dann erst eure Völker im Auge." So sagte er auch zu der Poesie, die er an seinem Hofe duldete: „Habe vor allem mich, dann Frankreich, dann erst die Wahrheit und die Gesetze des Schönen vor Augen." Die Aesthetik war in seinen Augen ein Kapitel der Politik, die Dichter sollten seine Sklaven seyn, wie seine Generale und Staatsräthe; was für die römischen Großen die Gräculi waren, sollten sie vorstellen und in der zahlreichen Dienerschaft des Alleinherrschers als gespreizte Hofnarren paradiren.

Der Maienhof.

Eine schwäbische Volksgeschichte.

II.

Michael, allenthalben bewundert und von Magdalene selbst verwöhnt, konnte den Druck seines häuslichen Zustandes nicht ertragen; er suchte Entschädigung, und fand sie nirgends besser, als im Straßenwirthshause, wo der reiche Hofbauer und stattliche, ehemalige Artillerist ein gar geachteter Gast war. Selbst die Stadtherren mochten gern einen Diskurs mit ihm führen, und Annele, die Kellnerin, schien ihn vor allen Gästen auszuzeichnen. Es war ein ungewöhnliches Mädchen und trug nicht wenig zur Beliebtheit des Wirthshauses bei. Das Bier hatte erst dann den rechten Wohlgeschmack, wenn sie mit ihrem scheimischen Lächeln und einem freundlichen „Wohl bekomm's" es vor den Gast niedergestellt, und die dicke Wirthin nahm's nicht wenig übel, daß man ihr so gar wenig Dank dafür zu wissen schien, wenn sie selbst sich der Mühe der Aufwartung unterzog. Doch war dieß selten nöthig, denn die flinke Dirne wußte Uebermögliches zu leisten, und eine wahre Freude war's, die Beweglichkeit der frischen Gestalt anzusehen. Unübertrefflich aber war Anneles Unterhaltungsgabe. Nie konnte das Gespräch stocken, wenn sie zugegen war; ihre unerschöpfliche Munterkeit wußte auch den trübsinnigsten Gast aufzuheitern und ihr treffender Witz den gleichgültigsten Gegenständen Interesse zu verleihen.

Keiner der Gäste konnte sich einer Bevorzugung von ihr rühmen. Schönen Worten, die man ihr gab, wußte sie auszuweichen, indem sie dieselben zu allgemeiner Belustigung in's Lächerliche zog. Wer gar eine Unbescheidenheit sich zu Schulden kommen ließ, konnte ferner warten, bis die Wirthin selbst sich zu seiner Bedienung bequemte. Für den jungen Maienbauer aber schien sie eine unverholene Vorliebe gewonnen zu haben, seit dem ersten Abend, an dem er einkehrte und in so warmer, herzlicher Weise sein Weib rühmte und von seinem häuslichen Glücke sprach. Ihre Augen blickten doppelt freundlich, wenn sie auf ihn sich richteten. Am liebsten, wenn sie ein Weilchen Ruhe hatte, setzte sie sich in seiner Nähe nieder, brachte auch wohl das Gespräch auf's Militärleben und ließ sich davon erzählen.

Freilich erschien nach einem solchen Abend dem Michael der einsame Hof um so öder und langweiliger. Mit der Morgendämmerung aufstehen, wenn er Nachts erst spät nach Hause gekommen, war ihm auch nicht möglich. Mit ihm versäumten Knechte und Taglöhner die Zeit; darüber war er unzufrieden, zeigte sich mißmuthig und zürnte sich selbst, seinem Weibe und der ganzen Welt. Die alte Maienbäurin aber hielt sich nicht so schweigend, wie Magdalene. Schon vorher war sie, die seit dreißig Jahren die unbestrittene Herrschaft auf dem Maienhof behauptet hatte, unzufrieden mit dem Tochtermann gewesen, der als Schulzensohn und gewesener Kanonier durchaus nicht Willens schien, in die Fußstapfen des sanftmüthigen weiland Maienbauers zu treten. Um so weniger wollte sie leiden, daß derselbe den Wohlstand vergeude und die Güter in Verfall bringe. Es gab ärgerliche Auftritte, die nichts zur Folge hatten, als daß Michael zu Hause sich immer unbehaglicher fühlte und sich draußen zu zerstreuen suchte. Die alte Bäurin entschädigte sich, indem sie bei seinem Vater und andern Bekannten sich in Klagen ergoß. Magdalene hatte immer noch geschwiegen, da sie mit unerkalteter Liebe an Michael hing, so sehr sie dieß auch gegen ihn verbarg.

Ein Halbjahr mochte so hingegangen seyn, als Michael eines Abends seinen, nun fast täglichen Gang wieder angetreten hatte. Die alte Bäurin hob wie gewöhnlich zu schelten an und warf Magdalene mit Bitterkeit vor, daß sie es dulde, wie ihr Mann ihres Kindes einstiges Erbe vergeude und hinaus bringe. Michael war indeß im Straßenwirthshaus angelangt und schlug sich gewaltsam aus dem Sinn, was ihn zu Haus gepeinigt hatte. Er traf fast keine Gesellschaft; nur ein alter, fremder Landfuhrmann saß schläfrig in einer Ecke, Wirth und Wirthin waren auf dem Felde, Annele, das sich heute einmal unbeobachtet glaubte, saß in Thränen da.

Theilnehmend drang er in sie, und das Mädchen entdeckte ihm das Elend ihrer Lage. Frühe verwaist, war sie von den Wirthsleuten, hartherzigen und eigennützigen Verwandten, erzogen worden, mußte sich nun, wenn auch ihre Dienste längst die geringen auf sie gewendeten Kosten vergütet hatten, doch noch täglich diese vorwerfen lassen, mußte, so schwer ihr auch das Herz seyn mochte, immer ein heiteres Gesicht zeigen und aufmerksam auf jeden Wink auch des widrigsten Gastes achten, hatte bei all dem keinen Schutz gegen

irgend eine Unbill, als so viel sie sich selbst geben konnte.

Michael ging ihre Erzählung tief zu Herzen. Wer hätte solchen Jammer bei den lachenden Augen des Mädchens gesucht? Doppelt schmeichelte ihm ihr Vertrauen, da sie sonst ihren Kummer so sorgfältig verbarg. Aber Mitleid und Theilnahme gingen in vollkommene Bewunderung über, als endlich die Wirthsleute und noch ein paar späte Gäste ankamen und Annele mit gewohnter Munterkeit die Unterhaltung in Gang zu bringen wußte. Michael selbst hätte sie heute für das lustigste Gemüth halten können und ihre Lage für die glücklichste, wenn ihm nicht ihre Thränen noch vor dem Auge geblinkt hätten. Spät erst machte er sich auf den Heimweg, und zum erstenmal mit Bewußtheit stellte er eine Vergleichung zwischen Annele und seinem Weibe an, und seufzte dabei.

Wie wenig schien doch Magdalenens scheue, zurückhaltende Natur geeignet, die Liebe zu erhalten, wenn er sie mit dem vertrauensvollen Wesen des Mädchens verglich! Und seines Weibes Empfindlichkeit, wie machte sie das Leben mit ihr schwer, während Annele unter fortwährenden Kränkungen doch jeden Augenblick ein freundliches Gesicht zeigte! Wie angenehm war's auch mit der Kellnerin sich zu unterhalten, die für alles sich interessirte, überall ein kluges Wort mitreden konnte, während für Magdalene, was über dem Hofe draußen lag, so gut wie nicht auf der Welt war!

Aergerlicher und unzufriedener als je kam er auf dem Hofe an. Magdalene war noch wach und saß bei des Kindes Wiege. Als er eintrat, wandte sie sich ab; er kam auf die Wiege zu, um das Kind zu sehen, das einzige Wesen, dessen Anblick ihn noch erfreuen konnte. Magdalene aber deckte mit hastiger Bewegung die Wiege zu. Das hieß den Funken in's Pulver werfen. Michael fuhr auf. Bisher hatte er mit Magdalene noch nie in Worten gescholten; beide gingen stumm neben einander hin; er zürnte ihr im Herzen, aber sie mit Worten zu beleidigen hatte er nicht über sich vermocht. Zu nen war ihm noch das Andenken daran, wie lieb sie ihm gewesen. Heute aber brach die lezte innere Scheu; er war außer sich, er war ja jezt losgerissen von allem, an dem sein Herz gehangen hatte, und vom Risse bebte dasselbe in jeder Fiber. Er nannte laut seine Heirath sein Elend, wünschte sich hinweg von seinem Weibe, vom Hofe, von allen Menschen von der ganzen Welt.

Magdalene war zwar todtenblaß geworden, aber mit einer Ruhe, die zu starr war, um natürlich zu seyn, antwortete sie: „Wenn du gehen willst und kannst, ich will dir kein Hinderniß seyn!"

Während seiner Abwesenheit am Abend hatte eine Bekannte und Vertraute der alten Maienbäurin, die ehemals für ihren Sohn ein Auge auf Magdalene geworfen hatte, auf dem Hofe eingesprochen und die Kunde von der Kellnerin im Straßenwirthshaus und ihrer Freundschaft für Michael in aller Redseligkeit mitgetheilt; das hatte das Gemüth des jungen Weibes auf's tiefste empört, und wenn ihr Herz darüber gebrochen wäre, sie hätte jezt ihm die Hand nicht zur Versöhnung reichen können.

Michaels Fassung hatte dieser Auftritt mit seinem Weibe den lezten Stoß gegeben. Längst hatte der höhnende, hochfahrende Ton seiner Schwiegermutter ihn gequält; längst fühlte er auch, daß Dienstboten und Taglöhner den Respekt vor ihm verloren hatten. Er war in einer Lage, die den stolzen Schulzensohn hätte von Sinnen bringen mögen.

Am andern Tage war Sonntag. Michael hatte es seit einiger Zeit gemieden, in's Dorf zu gehen; vor der Kirche scheute er sich, denn er wollte nicht über sich selbst nachdenken; seinem Vater und älteren Bekannten vom Dorfe wollte er, unzufrieden mit sich selbst und der Welt, auch nicht gerne begegnen. Heute aber trieb's ihn hin; verstört in seinem ganzen Seyn, wußte er nicht was beginnen; nur so viel stand ihm fest, daß es nicht so fort gehen könne.

Früh ging er vom Hofe weg, ohne zuvor Abschied vom Weibe oder sonst jemand zu nehmen. Er war begierig, wie man ihn im Dorfe aufnehmen würde; er wußte, daß sich das Gerücht von seinem leichtsinnigen Leben, von der strengen Schwiegermutter bekräftigt, allenthalben verbreitet hatte; heute aber war er gerade in der Stimmung, allen unter die Augen zu treten und zu sagen: „Da bin ich, wagt ihr's, etwas gegen mich zu haben?" Er hatte sich das aber leichter gedacht, als er's fand; dem Bauern, der alle Kräfte seines Lebens daran sezen muß, um eine sichere Existenz zu erringen, gilt nichts für verächtlicher und sträflicher, als eine muthwillige Zerstörung derselben, sey's durch Vergeudung der Zeit oder der Mittel. Man vergibt noch dem Taglöhner, der heute praßt, um morgen so wenig als gestern zu haben, nicht aber dem Bauern, der einen Wohlstand untergräbt, den er der Vorfahren Glück und Fleiß dankt und den Nachkommen ungefährdet erhalten soll.

Michael sah die unfreundlichen Blicke, die sauern Mienen; er bemerkte, wie der eine und der andere, an dessen Hause er vorüber ging, das Schiebfenster schloß, um ihn nicht grüßen zu müssen. Der schöne Maienhof war ja der Stolz der ganzen Ortschaft, Michaels Betragen unentschuldbar. Er hatte sich beredet, daß ihm die Meinung der Leute gleichgültig sey; dennoch flammte bereits sein Auge und seine Lippe, anstatt verachtend zu lächeln, bebte, noch ehe er zu seinem Vater kam, und doch brach dort erst der rechte Sturm über ihn los.

Der alte Schultheiß hatte längst angeschlagen, nach dem Maienhof zu gehen, um ihm gründlich die Meinung zu sagen für die Schande, die er dem Vater im Dorfe gemacht. Der Weg nach dem Maienhof war aber weit und uneben; der alte Schultheiß kam nicht vom Lehnstuhl weg. Um so willkommener war ihm jezt Michaels Besuch, und er ergriff die Gelegenheit, um eine Lauge über ihn auszugießen, tüchtig genug, daß sie für eine gute Weile nachwirken konnte.

Das sollte der stolze junge Mann sich sagen lassen! Ohne Andacht ging er nun in die Kirche, ohne Fassung verließ er dieselbe wieder. Da kam er an der Linde vorüber, wo eben einige Bauern sich sammelten. Dort war er einst als Schulzensohn und beurlaubter Kanonier so stolz unter den andern jungen Burschen gestanden; noch wohl erinnerte er sich, wie er dort Magdalene zum erstenmal hatte zur Kirche gehen sehen. Das war vorüber! Keck schritt er auch jezt der Linde zu, obwohl die Bauern nur trocken seinen Gruß erwiederten. Sie redeten von der Auswanderung, welche einige jungen Bursche auf's Frühjahr gemeinschaftlich unternehmen wollten. „Wärest du noch ledig, so wär's etwas für dich, du müßtest sicherlich mit!" sagte einer derselben, ein früherer Kamerad, zu Michael. — „Ich gehe mit, so wie ich bin!" sprach Michael. „Auf dem Hofe können sie ohne mich hausen; meine Schwieger ist allein schon Mann's genug!" — Es war ihm Ernst mit diesen Worten; es war der Entschluß eines Augenblicks, und dennoch fest, unerschütterlich. Ja, dort hinaus drängte es ihn, über's Meer, unter wildfremde Menschen, fort von der ganzen Welt der Heimath.

In diesen Gedanken ging er wieder auf seines Vaters Haus zu, um demselben sogleich seinen Entschluß anzukündigen. Allen Vorstellungen des bestürzten Schultheißen sezte er nur die Worte entgegen: „Es ist aus hier! es thut's nicht mehr anders!" All seine Lebens- und Amtserfahrung hatte dem Schultheißen nichts gezeigt, was sich mit diesem Einfall vergleichen ließ: einen schuldenfreien Hof zu verlassen, um über dem Meere erst ein Unterkommen zu suchen! Seine Schwiegermutter möge ja immerhin ein böses Weib seyn, sagte er, aber um so schöner sey sicherlich der Maienhof. Dennoch mußte er sich in den unlenkbaren Sinn des Sohnes fügen; ja er mußte sich bequemen, am andern Morgen selbst nach dem Maienhof zu gehen, um dort Michaels Vorhaben anzukündigen, denn Michael wollte nicht mehr zurückkehren. Verflucht solle die Stunde seyn, da er die Schwelle des Hofes wieder betrete, sprach er in bitterem Andenken an die lezte Nacht, wo ihm Magdalene verwehrt hatte, sein Kind anzuschauen.

Magdalene nahm die Nachricht hin, ohne ja oder nein zu sagen. Wäre die Kellnerin vom Straßenwirthshaus nicht gewesen, so hätte sie noch jezt nach dem Dorfe laufen mögen und ihm um den Hals fallen mit dem Rufe: „Bleib da und wenn der ganze Hof zu Grunde gehen sollte!" Aber so — es war ja sichtlich, daß Michael ihrer los werden wollte. Mit vollem Munde pries dagegen die alte Maienbäurin Michaels Entschluß. Die jungen Leute schickten sich einmal nicht mehr zu einander, meinte sie, und für Michael tauge ein so einsames Leben wie das auf dem Hofe auch nicht; warum sollte man einander zur Plage leben? Den Maienhof könnten sie mit einem guten Knechte bewirthschaften. — Der weiland Maienbauer sey ja eigentlich auch nicht mehr gewesen, mochte sie in Gedanken hinzusetzen. — Uebrigens, sagte sie schließlich, sey ja ein Kind da, um den Hof einst zu erben, und Magdalene brauche gar nicht wieder zu heirathen, möge nun Michael völlige Scheidung verlangen oder nicht.

Der alte Schultheiß selbst war von der Beredtsamkeit der Bäurin so überwältigt, daß er ruhiger nach Hause ging und von da an Michael nichts mehr in den Weg legte. Alle Vorbereitungen zur Auswanderung wurden jezt allen Ernstes betrieben. Die Ausscheidung des Vermögens und dergleichen wurde ohne gerichtliche Hülfe in allem Frieden vom Schultheißen und der alten Bäurin besorgt, welche leztere, da sie einmal den Hauptzweck erreicht und Michael vom Hofe entfernt hatte, ihn durchaus nicht übervortheilen wollte. Daß keine gerichtliche Scheidung vollzogen werde, waren die jungen Leute zufrieden; es mochte ihnen im Geheimen das Gefühl doch wohl thun, daß jedes noch gebunden sey.

Magdalenen ging nun ein Tag um den andern hin, wie wenn keine Sonne mehr am Himmel stände und kein Vogel im Walde sänge. Nur mit ihrem Kinde beschäftigte sie sich; es schien das Einzige, was für sie noch auf der Welt war. Die Mutter ließ sie unangefochten; sie würde schon nach und nach wieder zu sich kommen, dachte diese, schaltete und waltete indessen rüstig auf dem Hofe und baute Plane für die Zukunft ihres Enkels.

Michael war nun los von allem, was ihn geärgert hatte, aber auch los von allem, was ihm je lieb und theuer gewesen war. In des Vaters Haushalt war's ihm nimmer heimisch, Magdalene aber fehlte ihm zu jeder Stunde. Er hatte nicht gewußt, daß ihr Walten, auch wenn sie nicht mit ihm gesprochen hatte, ihm so lieb gewesen war. Und wenn er sich auch beredete, daß es nur der Gewohnheit wegen sey, es kam ihm eben unerträglich öde vor in dem Hause, wo er sie nicht sah. Auch seine Auswanderungsgenossen waren keine passende Gesellschaft für ihn; es waren muthige junge Leute, die voll Hoffnung vorwärts schauten, er dagegen hatte hinter sich gelassen, was ihn glücklich gemacht hatte. Er bereute nicht, nein, er fühlte sich nur sehr elend.

Im Straßenwirthshaus war er lange nicht gewesen; er wollte sich gerade jezt nicht einem falschen Gerede aussetzen und hatte außerdem eine halb unbewußte Scheu, Annele wieder zu begegnen. Er fürchtete für sich, nicht für sie.

Aber da kam der lezte Jahresabend herbei; heute konnte er nicht allein bleiben, es waren der Erinnerungen zu viele, die er von sich ferne halten mußte. Anneles Theilnahme sollte ihm wohl thun; er sehnte sich darnach, mochte daraus folgen was das wollte. Er machte sich auf nach dem Straßenwirthshaus, früh am Abend, wo noch nicht viel fremde Gäste zu erwarten waren. Er traf Annele nicht. Statt dessen war die Wirthin bereit, ihn zu unterhalten und gegen ihn ihr Herz durch Klagen zu erleichtern. Annele hatte im Stillen einem Bürgerssohn aus der Stadt ihr Herz geschenkt, da dieser aber noch unter dem Militär stand und sie selbst kein Vermögen hatte, nicht geglaubt, daß er ihr treu bleiben würde, und deßhalb ihre Liebe verheimlicht. Jezt war derselbe vom Dienste los geworden und wollte seines Vaters Geschäft übernehmen; er war gekommen und hatte allen Ernstes um Annele angehalten. Sie war bereits zu seinen Eltern geholt worden, um in das künftige Hauswesen eingeleitet zu werden.

Bittern Eindruck machte diese Nachricht auf Michael; er wußte nun, warum das Mädchen mit ihm so gerne vom Militärleben gesprochen hatte. Wenn sie ihn so freundlich anblickte, waren ihre Gedanken fern bei ihrem Geliebten gewesen. Er wollte darüber lachen, und zürnte sich selbst, daß er sich's doch kränken ließ. Während dessen hatten sich einige Stadtherrn eingefunden; Michael mischte sich in verzweifelter Lustigkeit in ihre Unterhaltung und hatte sich bald in ein Kartenspiel mit ihnen vertieft.

Längst war's Nacht geworden, da trat ein Bursch in die Stube, der nach dem Doktor aus der Stadt fragte. Er hätte noch in der Nacht in die Stadt eilen sollen, wie er sagte, und habe im Dorfe gehört, daß der Doktor eben dort durchgefahren sey. Da habe er dessen wohlbekannten Einspänner vor dem Wirthshause erblickt. Zögernd von den Karten aufblickend fragte der Doktor, wohin er gerufen werde. Auch Michael hatte die Karten niedergelegt, denn der Knecht war vom Malenhof.

„Vom Malenhof komm' ich," berichtete der Knecht den Doktor; „das Kind ist erkrankt und ich schätze, daß es die Nacht nicht überleben wird." — Michael war aufgesprungen. Sein Kind im Sterben, und er saß bei den Karten! „Um Gottes Barmherzigkeit willen eilen Sie!" rief er dem Doktor zu. Er selbst schob denselben in sein Gefährt und schlug dann den näheren Fußpfad ein, ohne auf den nachkeuchenden Knecht zu warten. Alle andern Gefühle, alle Rücksichten waren zurückgewichen vor dem Verlangen, sein sterbendes Kind noch zu sehen.

Es war eine recht kalte, schaurige Neujahrsnacht, besonders draußen auf dem einsamen Malenhof. Kein Stern stand am Himmel, kein Laut war zu hören, als das Brausen des Sturmes, der durch den Wald sauste und pfiff. Am Tische saß zitternd die alte Malenbäurin, las bald laut aus einem Gebetbuche vor, bald trat sie wieder zur Wiege und schaute das Kind an, bald horchte sie am Fenster, ob der Doktor noch nicht komme. Magdalene that nichts von alle dem; sie kniete an der Wiege ohne Regung, sie hielt den Blick unverwandt auf die Züge des sterbenden Kindes geheftet. In ihrer Seele sprach es um so lebendiger. „Ich war das Kind nicht werth, drum soll ich's nicht behalten!" sagte sie sich. Es ward ihr jezt so vieles klar, ihre Empfindlichkeit, ihr Zürnen, ihre Verschlossenheit. Wenn Michael unrecht gegen sie gehandelt hatte, war sie nicht großen Theils selbst Schuld daran gewesen? Hatte sie Geduld mit ihm gehabt, und durch sanftmüthige Liebe seine Besserung gesucht, wie sie am Altare war unterwiesen worden? Statt dessen hatte sie ihn hinaus getrieben in die weite, ferne Welt über dem Meere!

Während sie solche Gedanken in sich bewegte und dem Kinde auf alle Weise seinen Kampf zu erleichtern suchte, seine Lippen nezte, es bald an sich wärmte, bald wieder sorglich in die Wiege bettete, ertönte der Schrei eines Käuzchens auf dem Dache. Ein Weheruf entglitt jezt ihren bisher stummen Lippen. Der Ruf des Todtenvogels war ja ein Zeichen, das jede Hoffnung zu nichte machte.

In diesem Augenblick stürzte Michael zur Thüre herein. Auch er hatte den Ruf vernommen; er war sein Willkomm gewesen. „Lebt's noch?" rief er Magdalenen entgegen und beugte sich zu gleicher Zeit über die Wiege herein. Das sterbende Kind wandte die weitgeöffneten, klagenden Augen nach ihm, als erkenne und grüße es seinen Vater. Tief in das stolze Herz drang ihm dieser stille, schmerzvolle Blick. Noch ein Zucken durchbebte jezt den kleinen Körper und veränderte seine Gesichtszüge. Es schloß die Augen, öffnete sie dann langsam wieder; sie waren gebrochen. Da knieten die jungen Eltern zu beiden Seiten der Wiege nieder und schauten erst sich an und dann ihr todtes Kind. Die Schwiegermutter aber schluchzte: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sey gelobt!" Dann ging sie und öffnete einen Fensterflügel, wie es Sitte ist, damit das Seelchen ungehindert sich aufschwingen könne. In diesem Augenblick theilten sich die Wolken und einige Sterne blinkten herüber, gerade auf die kleine Leiche, als wollten sie dem Aufschwebenden auf seinem Wege leuchten.

Noch wußten die Schmerzgebeugten nicht die

Sprache zu finden. Am frühesten faßte sich Magdalene; weich, bemüthig, liebebedürftig, wie im Schmerz ein weibliches Gemüth wird, reichte sie dem Manne die Hand über die Wiege hinüber und sagte: „Michael, unser Kind ist jezt so ein schöner Engel! Wollen wir nicht auch wieder gut seyn?“ — „O, Gott! Gott!“ stöhnte der Mann; „ich habe die Stunde verflucht, da ich die Schwelle wieder betrete, und der Fluch hat das Kind getroffen!“ — „Wir habens beide verschuldet!“ erwiederte Magdalene; „und wenn Gott uns wollte unsere Schulden nachtragen, wie wirs einander thun, so dürfte uns auf der Welt nichts mehr bleiben. Aber geh nicht mehr fort; du triffst doch in der weiten Welt niemand, der dich so lieb hat, wenn ich's auch nicht gestehen wollte.“ — „Ist es wahr?“ rief Michael und schlang den Arm um sie; ihr Auge schaute in das seine, tief, innig, treu, wie je.

Die Schwiegermutter führte jezt den Doktor herein, der die kleine Leiche beschaute und sich dann wieder zu seinem Fuhrwerk begab, über die schlechten Wege murrend. Auch schickte sie die Dienstboten zur Ruhe und besorgte alles sonst Nöthige. Die Eheleute fragten nach nichts; sie saßen bei ihres Kindes Leiche bis tief in die Nacht, hielten sich umfaßt und weinten in Liebe und Leid, erzählten sich, wie alles gekommen, und wie sie bei aller Trennung, und erst da recht empfunden hätten, daß sie eins mit einander seyen, und also eines ohne das andere nicht mehr seyn könnte.

Der nächste Gang, den sie nun mit einander machten, war auf den Kirchhof zum Begräbniß ihres Kindes. Es war ein schöner Wintertag, mit schwachem, doch freundlichem Sonnenschein. Michael ging sehr ernst hinter dem kleinen Sarge her, Magdalene weinte schmerzlich, doch nicht trostlos. Hand in Hand gingen sie vom Kirchhofe wieder heim; am Grabe hatten sie sich stillschweigend das einst vor dem Altare gegebene Gelübde wiederholt, „an einander zu halten in Freude und Leid, es möge besser werden oder schlimmer, und sich niemals zu scheiden, bis der Tod sie scheide.“

Ein neues Leben des Friedens hob auf dem Maienhofe an. Michael mochte in der nächsten Zeit ohnedieß nicht viel unter die Leute gehen; um so besser und inniger schloß er sich wieder an Magdalene an, deren Liebe die Trauer um ihr Kind noch größere Wärme gab. Die alte Maienbäurin suchte ihre Einigkeit nicht mehr zu stören; sie war tief gebeugt vom Tode des Kindes, auf das sie all ihre stolzen Hoffnungen gesezt hatte. Ihre Schuld war ihr klar zum Bewußtseyn gekommen. Sie hatte eine Ehe zerstören helfen, eine Sünde, „vor der so große Scheu geht.“ Den Tod des Kindes nahm sie als ein Gottesgericht. Sie wurde demüthiger und versöhnlicher.

Magdalene hatte ihre Empfindlichkeit überwunden; sie verlangte nicht mehr, daß Michael über alle Dinge gerade so denke, wie sie. Hauptsächlich aber hatte sie sich gelobt, nichts mehr im zürnenden Herzen zu verschließen, denn bei offener Erklärung ergab sichs meistens, daß eine Kränkung gar nicht so gemeint war, wie sie dieselbe hatte aufnehmen wollen. Uebrigens gab es selten Veranlassung dazu. Michael nahm sich wieder mit eifrigem Fleiße seines Gutes an. Das Straßenwirthshaus betrat er nicht wieder, denn er konnte nicht vergessen, daß er dort bei den Karten gesessen, während sein Kind mit dem Tode rang.

Es ward nicht vergessen, dieses Kind, obwohl späterhin kleine Geschwister den stillen Maienhof belebten, mit den Vögeln in die Wette sangen und unter den Nußbäumen spielend den Vater vergessen ließen, daß es Wirthshäuser und Karten auf der Welt gebe für müßige Leute. Führte doch der Weg nach dem Dorfe am Kirchhof vorüber, wo schon von ferne das kleine schwarze Kreuz winkte, von den Rosen und Nelken lieblich umschlungen, die Magdalene auf dem kleinen Grabe pflanzte, und von denen das Ehepaar zur Sommerszeit sich den sonntäglichen Strauß zum Kirchgange so gerne pflückte, wobei sie stillschweigend jedesmal das Gelübde wiederholten, das sie einst vor Gottes Altare gethan, „an einander zu halten, es möge besser werden oder schlimmer, und sich nicht zu scheiden, bis der Tod sie einst scheide.“

Wenn sich aber die Leute darüber wunderten, daß die Sachen auf dem Maienhofe so ganz anders geworden waren, so sagte der alte Schultheiß, der wieder ganz aufgelebt war: „Man hat sie zu jung zusammen gegeben, sie haben die Kinderschuhe noch vertreten müssen.“

L. Pichler.

Aus Süddeutschland an die Adria.

II.

Bei Abach, das mit seiner schönen neu erbauten Kirche gar stattlich in den Strom herunter schaut, macht die Donau eine ungeheure Schlangenwindung, dann tummelt sie sich, immer von grünen Halden und Kuppen umkränzt, in gestrecktem Laufe, die Naab mitzunehmen, die einen Gruß vom Fichtelberg und Ochsenkopf herunterbringt, und endlich tritt sie, vom Regenflusse bewillkommt, laut aufathmend aus den steinernen Pforten heraus in die weite, sich rechts hindehnende Fläche bei **Regensburg**, der altberühmten Reichsstadt, die mit ihren zwei Schwestern Nürnberg und Augsburg, recht eigentlich das Herz Deutschlands bildet.

Zwar ist die Stadt geringeren Umfangs als die beiden andern, die Hauptstraßen sind enger, die Gebäude meist kleiner, aber was sie noch stattlicher als beide macht, das ist der Reichthum an alten kirchlichen Denkmalen, worin in ganz Deutschland nur das heilige Köln ihr überlegen ist, sodann die große Zahl von größeren und kleineren Privatgebäuden aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, ferner der herrliche Dom, dem Augsburg und Nürnberg nichts an die Seite setzen können, und endlich die Lage am mächtigen Strome, den links eine Reihe von Hügeln und Bergen, mit Reben bepflanzt oder sonst schön bewachsen, auf's reizendste einfaßt. Nur wenige größere Städte Deutschlands haben eine so schöne Umgebung.

Kein Wunder, wenn schon die Römer sich die alte rhätische Stadt wohl gefallen ließen und die altbayrischen Herzoge der Agilolfinger schon vom Jahre 555 an hier ihren Sitz aufschlugen. Mit Kennerblick war Kaiser Karl der Große, dem Herzog Thassilo bis 788 genug zu schaffen gemacht hatte, ein Freund und Gönner der trefflich gelegenen Stadt, die er durch Einsetzung eines kaiserlichen Burggrafen eigentlich schon damals mit der Reichsfreiheit beehrte und durch Anlegung einer fünfhundert Jahre lang bestandenen Schiffbrücke, so wie durch Erhebung zu einem Handels- und Stapelplatz seit 803 mächtig hob. Sein Enkel, Ludwig der Deutsche, schlug hier seine Residenz auf, Arnulf von Kärnthen hielt hier Hof, die Bayernherzoge residirten hier im zehnten und eilften Jahrhundert beständig; der zweite, dritte und vierte Kaiser Heinrich hielten sich meistens hier auf. So mußte die Stadt gegen Ende des eilften Jahrhunderts die volkreichste und blühendste im südlichen Deutschland werden. Ihr Handel erstreckte sich bis Kiew in Rußland, woher die ostindischen Herrlichkeiten damals noch bezogen wurden. Im Jahre 1094 konnte die Pest in Regensburg innerhalb eines Vierteljahrs 8500 Menschen hinraffen. Ganz allein von der reichen Stadt, ohne herzogliche Beihülfe wurde die steinerne Donaubrücke im Jahr 1135 gebaut, das früheste Beispiel in Deutschland, die Ufer eines großen Stromes zu überbrücken. Es ist ein ungeheuer massives Werk mit schweren engen Bogen, durch welche die Dampfschiffe nicht zu fahren vermögen. Von jeher galt die Regensburger Brücke eben so für die festeste, wie die Prager für die längste und die Dresdener für die schönste. Schade, daß sie den Thurm auf der linken Seite verloren hat. Unverlierbar ist aber der eigenthümliche Reiz, den ihr zwei Inseln, der obere und untere Wörth, verleihen, welche fast in der Mitte des Stromes ob und unter der Brücke sich an sie durch Dämme anschließen. Beide enthalten Gebäude und die obere, schön bewachsen, gewährt einen angenehmen Spaziergang.

Aber mit den weltlichen Herren und den Kaufherren theilten sich auch die geistlichen von Anfang an wetteifernd in die von Erde und Himmel begünstigte Stadt. Schon der heil. Ambrosius hatte das Christenthum hier gepflegt, der heil. Emmeran zog 642 von Poitiers aus, um der Apostel von Regensburg zu werden, der heil. Bonifacius gründete 739 einen Bischofssitz, und so konnte denn die dreimal geheiligte Stadt im Jahre 1152 bereits mit acht Kirchen verbrennen, um schöner und kirchengesegneter wieder aus der Asche zu erstehen. Die schwäbischen Kaiser sorgten für Regensburg wie für ein leibliches Kind, und obschon die Wittelsbacher, noch mehr die Bischöfe, sich mit aller Macht auf ein so edles Wild warfen, wuchs doch das Ansehen der Herren vom Rath und das Selbstgefühl der reichsfreien Bürger so sehr, daß sie sich um keinen Papst und Teufel kümmerten und mit gewaffneter Hand sich selbst zu schirmen wußten, ja zwischen Herzog und Bischof als Schiedsrichter auftreten konnten. So wuchs die Stadt bis in's fünfzehnte Jahrhundert heran, da brach der neu entdeckte Seeweg nach Indien auch dieser Größe den Hals und mit der Reformation schloß sich auch für Regensburg (1542) die eigentliche deutsche Geschichte, denn sie war seine lezte That. Alle Reichstage und

Vortheile der Lage konnten das Entschwundene nicht ersetzen und der dreißigjährige Krieg besiegelte das Geschick. Einen solchen Riß mitten durch's Herz erträgt kein Land und keine Stadt, Zwiespalt der Geister ist überall der Anfang vom Ende, und mit seinen Reichsstädten ist auch das deutsche Reich auf ewig vergangen.

Nach kurzer Erholung von den Freuden der fünfstündigen Donaufahrt von Donauwörth bis Regensburg eilten wir an die alten Denkmale all dieser Herrlichkeiten. Was beim Gang durch die engeren Gassen der durchaus heimeligen Stadt besonders auffällt, das ist die Menge uralter Bauten, namentlich aber die alten Thürme der Häuser, welche mit den schönsten Fenstern und Erkern geziert sind. Aeltere Abbildungen Regensburgs zeigen, wie groß die Anzahl solcher Thürme war, welche die Häuser zu kleinen Festungen machten. Einer der bedeutendsten, mit herrlicher Aussicht, gehört zum ersten Gasthofe der Stadt, zum Kreuz. Daß die Bürger darauf Bedacht nahmen, sich in ihren Häusern zu verschanzen, ist bei den vielen Zusammenstößen der verschiedenen Gewalten, der kaiserlichen, bischöflichen, herzoglichen und städtischen, sehr natürlich gewesen, wie denn die Regensburger vor Alters im Zuschlagen auch ziemlich respektabel gewesen zu seyn scheinen. Bald erschlugen sie einen Grafen, der das Volk gereizt hatte, bald brachen sie eine Feste, die in unbequemer Nähe war, und in den Sammlungen des historischen Vereins halten zwei alte Sandsteingebilde Wache, welche am alten Zeughause als Tragsteine gedient hatten: ein Löwe und eine Sphinx, wie sie einen Menschen sehr kunstgerecht zerreißt. Deßgleichen sind in den Zwickeln des sehr schön in gothischem Styl verzierten Rathhauseinganges zwei Männer aus Stein gehauen, von denen der eine einen Streithammer schwingt, der andere einen Stein auf unbefugte Eindringlinge in das Heiligthum der Bürgerschaft herabzuwerfen droht.

Das Rathhaus, im Mittelpunkt des alten reichen Bürgerlebens, wird von einigen zusammenhängenden Gebäuden kleinern Umfangs gebildet. Der alte Theil desselben ist im Jahr 1318 hieher verlegt. Er besteht aus einem schönen gothischen Bau, dessen Erdgeschoß nur von kleinen Fenstern mäßig erhellte Gewölbe enthält, während das Geschoß darüber ganz von dem Saale eingenommen ist, in dem ehemals die Reichsversammlungen gehalten worden sind. Das Hauptlicht erhält er durch zwei prächtige gothische Giebelfenster und eine Anzahl anderer Fenster an der Ostwand, in deren Mitte ein ausgezeichnet schöner gothischer Erker thront. Die hölzerne Saaldecke ist flach und schmucklos. Sic transit, gloria mundi! — ja, so ist das deutsche Reich verkommen, wie dieser traurig verödete Saal!

Aber die Kirche sollen auch die Pforten der Hölle nicht überwältigen. Da steht der Dom, ganz allein einer und vieler Reisen nach Regensburg werth, mitten unter seinen Geschwistern wie ein lebendiger „Felsenmann," altersgrau und doch voll jugendlicher Werbelust in den tausend Spitzen und Blumen und Streben und Giebeln. Er ist nicht das älteste unter den erhaltenen kirchlichen Baudenkmalen der Stadt, das ist vielmehr der sogenannte „alte Dom," vom Chor des neuen verdeckt. Diese nur mäßig große einschiffige Kirche ist in den einfachsten Formen erbaut und kreuzgewölbt. Im halbrunden Altarraume steht als Altar ein einfacher, unten durchbrochener steinerner Tisch. Die nahe achteckige Taufkapelle mit ihrer achteckigen Kuppel hat ohne Zweifel, wie der alte Dom selbst, nahezu ihr erstes Jahrtausend hinter sich.

Viel merkwürdiger ist die Kirche des heil. Jakobus bei den Schotten. Schon im Jahre 1068 hatte Marianus hier ein Kloster schottischer Mönche gegründet; es ward bald zu enge und Burggraf Otto mit seinem Bruder und einigen Bürgern bauten ihnen ein neues sammt Kirche. Diese wurde 1153 vom Feuer verwüstet, wieder hergestellt und 1200 vom dritten Abte des Klosters, Georg, nochmals theilweise niedergerissen und neu erbaut. Die hohen, in ihren Kapitälen sehr reich verzierten Säulen des flachgedeckten Mittelschiffes sind bereits in der Entfaltung zum gothischen Style begriffen und das Innere strahlt von einer eben so eigenthümlich einfachen Schönheit, wie das Aeußere durch scharfe, vortreffliche Mauerarbeit sich auszeichnet. Die größte Aufmerksamkeit aber nimmt das nördliche Portal in Anspruch, das einen Reichthum von Bildhauerarbeit entfaltet, wie kein vorgothisches Bauwerk in ganz Deutschland, während in England und Schottland ähnliche Baudenkmale sich öfters finden. Da thront Christus, von Moses und Elias umgeben, im Bogenfelde, da stehen rechts und links um die heiligen Figuren die unheiligsten und abenteuerlichsten Gestalten: zwei weibliche Figuren, ächte Donauweibchen, schlingen sich mit ihren Fischschwänzen in einander, ein Krokodil mit Schlangenschwanz umschlingt eine menschliche Gestalt, während es eine andere im Rachen hat, ein geflügeltes Unthier und zwei andere Krokodile schlucken mit bestem Appetit Menschenfleisch hinunter; darüber Heilige, Anbetende und Christus mit den zwölf Boten. Diese schottischen Mönche haben es mit dem Eingang in die Pforten des Himmels wahrlich streng genommen, alles höllische Ungeziefer haben sie davor hingemeißelt, und es will einem, trotz des segnenden Christus, fast etwas unheimlich werden, wenn man in später Abendstunde noch im letzen Dämmerschein den beinahe versagenden Augen die Fingerspitzen zur Hülfe sendet und an den steinernen Molchen und Drachen herumtastet. Doch soll uns wenigstens heute Nacht nicht ansechten, was mönchische Phantasie aus ihren nordischen Nebeln heraus sich hier zusammengebraut hat;

wir folgen dem drängenden Freunde zu besseren Geistern, wie sie der freundliche Meister Gambrinus über die hellen Gläser schäumen läßt.

Die Redemptoristen hatten die Regensburger mit einer Mission beglückt; heute in aller Frühe sollten sie die Abschiedsmesse lesen. Die Gelegenheit ist günstig, wir können in den ersten Frühstunden schon den Dom betreten, dessen flüchtiger Genuß uns schon Abends bezaubert hatte. Er ist die Krone von Regensburg, und sie strahlt weithin über die deutschen Kirchen. Von 1275 bis 1618, also volle 343 Jahre, wurde daran gebaut. Das Aeußere erhebt sich auf einem Unterbau von sechs Stufen in reichstem Schmucke. Kühn springen die Schwibbogen der Strebepfeiler, wie am Kölner Dome, von den Umfassungsmauern der zwei Seitenschiffe, über deren Dächer hinan zu dem höhern Hauptschiffe, wo sie in Spitzthürmchen enden; der Chor, der südliche Thurm und die Südseite, so wie das unterste Geschoß des Hauptportals prangen in den edeln Formen des endenden dreizehnten und anfangenden vierzehnten Jahrhunderts. Von köstlicher Wirkung ist der Gedanke, die Thüröffnungen durch einen vorspringenden Pfeiler mit reichverziertem Spitzthürmchen zu trennen. Allenthalben stehen in den Vertiefungen Apostel, Propheten und Heilige, nicht gerade alle so schön, als sie heilig gewesen seyn mögen. Links am vorspringenden Pfeiler sieht man die Anbetung des goldenen Kalbes (der älteste und modernste Kultus zugleich); über der einen Seitenthüre ist die Gesetzgebung auf Sinai, im Giebelfelde des Hauptportals Begräbniß, Himmelfahrt und Krönung der Maria; über der Seitenthüre rechts befreit ein Engel Petrum aus dem Gefängniß, indem er kurzweg den obern Theil des thurmartigen Gefängnisses abhebt, ein Kunstgriff, den die Befreier unserer politischen Märtyrer und Freiheitsapostel sich merken sollten. Am Fries oben jagen Thierfiguren sich in andächtiger Procession herum, und an jedem Pfeiler rings um Schiff und Chor hängen Thierfratzen und wasserspeiende Ungethüme in reicher Auswahl. Der nördliche Thurm gehört in das fünfzehnte Jahrhundert und das oberste Stockwerk des dreiseitigen Portals mit dem Giebel, aus dessen Mitte sich ein Thürmchen hervordrückt, wurde nach einer Inschrift 1486 fertig. Leider brachten auch die beiden Thürme ihr Leben nicht höher als auf dieses Jahr; der verzweifelte Seeweg nach Indien hat den Arm des Maurers und die Hand des Steinmetzen gelähmt und das neugeborene Kind in der Bergmannswiege zu Eisleben zerbrach vollends die himmelverdienenden Kellen und Meißel. Je nun, ein paar unvollendete Thürme in Deutschland mehr oder weniger, was schadet's? Hat doch das arme neunzehnte Jahrhundert desto weniger Unterhaltungskosten an die alten Vermächtnisse zu wenden. Einer der letzten Baumeister des Domes, Wolfgang Roritzer, wurde mit dem Bildhauer Loy wegen demokratischer Gelüste als Aufrührer mit dem Schwerte hingerichtet; einen neuen Baumeister hätte man wohl auffinden mögen, aber einen neuen Wohlstand nimmermehr.

In der That hat es Regensburg nicht an Künstlern gefehlt, so lange es reiche Reichsstadt war. Wo nur erst Reichthum ist, da macht sich die Armuth selber auf, ihr das Leben zu verschönern. Wie Nördlingen in seinem Schäuffelen, so hat Regensburg in Albrecht Altorfer seinen Theil an Albrecht Dürer erhalten. Jener, von dem Orte Altorf bei Landshut gebürtig oder benannt, hat unter allen Anhängern Dürers am meisten Poesie und gilt als der ausgezeichnetste bayerische Maler des sechzehnten Jahrhunderts. Schon 1511 war er Regensburger Bürger; nachdem er verschiedene Aemter bekleidet, wurde er Mitglied des innern Rathes und zuletzt Stadtbaumeister. Die besten Denkmale von seiner Hand sind aber nicht mehr in ihrer Vaterstadt zu finden.

Wir hatten schon gestern Abend in ernster Dämmerstunde das Innere des Domes betreten und die edeln, harmonischen Verhältnisse, die reichgegliederten Pfeiler, die großen und breiten Fenster verfehlten ihren feierlichen Eindruck auch heute nicht; besonders schön glitzerten im Abendlichte die alten Glasmalereien des Chors wie lauter eingesetzte Edelsteine in reichstem Farbenwechsel und überstrahlten die neuen Glasgemälde der Vorderseite, welche als Stiftung König Ludwigs, der die ganze Kirche von späterem Ungeschmack reinigen und in alter Gestalt herstellen ließ, aus der Münchener Anstalt hervorgegangen sind. Aber Uebung macht den Meister; nach der Regensburger Arbeit mußte die in der Auer Kirche zu München dem Meister Ainmüller freilich viel trefflicher gelingen.

Noch erfreuen wir uns am Anblick des gothischen Sakramentshauses und des Ziehbrunnens im südlichen Arm des Kreuzschiffes, aus dessen Tiefe das heilige Naß von erster Quelle bezogen werden kann. An dem gothischen Spitzbogen, woran die Eimerkette hängt, ist die Unterredung Christi und der Samariterin am Jakobsbrunnen sinnig eingehauen. Von alten Denkmälern befindet sich sonst nur ganz wenig mehr in den hohen Hallen. Der Ungeschmack der Zopfzeit hat unsere alten Schätze überall am meisten zerstört. Ein einziges Kunstdenkmal von dem Nürnberger Erzgießer Peter Vischer aus dem Jahre 1521 stellt in gar lieblicher Weise den Abschied Christi von seiner Mutter dar, als er in sein Leiden ging. Bittend und händefaltend steht Maria rechts, hinter ihr eine Freundin mit gerungenen Händen, links erhebt Christus, von Petrus und Johannes umgeben, die Rechte zum Mahnen und Segnen. Eine Margaretha Tucherin ist mit diesem sinnigen Grabdenkmal, das in die nördliche Wand des

Seitenschiffes eingelassen ist, verewigt. Mehr als Ein Wanderer hat mit Wehmuth ein anderes Grabmal in diesem Dome betrachtet: das Grabmal des Bischofs Sailer, eines der lezten Jünger der Liebe in der neuen lieber mit Steinen werfenden, als bauenden Zeit.

Indessen ist's hohe Zeit zum Aufbruch geworden, denn so gut auch bei den alten Herrlichkeiten und dem trefflichen Bier und den wackern Leuten und den geistlichen Herren zu leben ist, wir Zugvögel dürfen hier keine Hütten bauen. Schon raucht der Kamin des „Ludwig," dem die Königskrone auf goldenem Kissen gar stattlich am Spiegel hängt, und in gebührender Eile keuchen wir dem Gepäcke nach über die hölzerne Brücke hinüber dem Dampfschiffe zu. Der Himmel hat sich mit Wolken überzogen, unter beginnendem Regen sagen wir der alten Regensburg Valet. Aber vom Regen gings in die Traufe. Als wir die Fahrzettel mit schweren Silberlingen aufzuwiegen uns anschickten, hieß es: vor allem die Pässe her, meine Herrn! Nur ein wohlbestellter Paß darf die k. k. österreichische Schwelle unter Passau passiren, und wohlbestellt hieß nur der, welcher vom österreichischen Gesandten unterschrieben war. Der meinige war so glücklich, den Stempel aller Loyalität an sich zu tragen, und die Pforten des Himmels thaten sich mir gegen baare sieben Gulden auf; aber o weh! mein Freund und Begleiter hatte einen Paß, mittelst dessen er schon drei Jahre nach einander für seine Silberzwanziger in den kaiserlichen Erblanden sich frische Luft und Gesundheit geholt; zu Duzenden flogen die kaiserlichen Adler schwarz auf dem gelbgewordenen Papiere, wie schon zweimal so war der Paß von der bayerischen Behörde auf's neue in bester Form verlängert; aber nun genügte auf einmal das alles nicht, denn nach neuester Verordnung mußte alles zurückgewiesen werden, was nicht frisch vom Gesandten des Kaisers mit Schrift und Siegel versehen war. Da war guter Rath theuer, unsere Tage waren gezählt wie unser Geld; bis das leidige Papier zurück und wieder hergeschickt würde, Tage lang, und noch dazu, wie es den Anschein hatte, bei Regenwetter gleich auf der ersten Station liegen bleiben müssen — gibts denn kein Erbarmen für so unschuldige Gesichter, wie wir sie gar beweglich an die polizeilichen Knebelbärte hinmachten? Aber das war ein Kopfschütteln, Achselzucken, Paßdurchlesen und Wiederlesen, und schon hatte die Schiffsglocke zum zweitenmal geläutet. Es ist zwar strengster Befehl, aber was wären die Regeln, wenn keine Ausnahmen mehr sie bestätigen dürften, was hülfen die wächsernen Nasen, wenn man sie nicht drehte? „Nun, der Herr kann's probiern, ob sie'n neinlass'n auf der Grenz." Frisch gewagt ist halbgewonnen! Also die Anker gelichtet, und bald sind Mauern und Thürme Regensburgs im Rücken. Regen, Wolken und Nebel streiten um die Sonne und fluthen gespenstig um die ruinengekrönten Höhen von Donaustauf und die rechts darüber thronenden Walhallagenossen. Bis wir am Taxis'schen Schloß vorbei zu den Füßen der Walhalla gelangen, wird es immer lichter, die Nebel verziehen sich und das erhaben über dem Riesentreppenbau schwebende Denkmal bekundet auf's neue den großartigen Blick und Sinn seines königlichen Stifters. Die Lage ist wirklich ausgezeichnet schön gewählt und ihr zu lieb verzeiht man die dorischen Säulen und den griechischen Giebel diesem deutschen Ruhmestempel, und fast will es mir leid thun, daß ein Besuch desselben von unserem Reiseplan ausgeschlossen blieb.

Gar lieblich begleitet das mäßig hohe, in schönen Linien sich links hinunterziehende Waldgebirge den freundlichen Strom. Unerwartet ist der südliche Anstrich dieser werthen Begleitung. Es wächst Wein an den Berghalden, die Oertchen verstecken sich heimlich in Obstwäldchen, die Dächer der Häuser sind auffallend flach, die niedliche Bauart der leztern erinnert an die Alpen und an den Süden. Vater Bacchus hat sich ganz artig unten am Saum der grünbehaarten Kalkberge angebaut und macht frischweg einzelne Streifzüge weiter den Waldhang hinan, der vor dem vornehmen Herrn billig den laubgeschmückten Hut abnahm und ihm aus der Sonne ging.

Von Regensburg bis Straubing zählt man siebzehn Wasserstunden, während es zu Lande in zehn erreicht wird; bis Linz hinunter braucht der vielgekrümmte Strom zweiundsiebzig, die Landstraße nur sechsundfünfzig Stunden. Da haben denn die neugierigen Augen in die Wette mit den Schaufelrädern des Schiffes zu arbeiten, um alles recht zu erspähen und zu genießen, was die stattliche Frau Donau an Reizen entfaltet. Bei Straubing ist der Fluß abgegraben und an der Stadt hingeleitet; so können wir uns desto baß über die altbayerischen Zwiebel- und Rettichthürme der zwei ansehnlichen gothischen Kirchen derselben ärgern und mit Erlaubniß ihres gestrengen Albrechts der schönen Agnes Bernauerin auf dem östlich vor der Stadt gelegenen Kirchhof unsern Gruß hinüber winken.

Weiterhin treten die Berge links zurück, rechts zieht sich fortwährend die weite reiche Ebene unabsehbar hin; Pferde- und Viehheerden weiden mitten im Juni am Ufer. Unterhalb des Klosters Oberaltaig mit seinen zwei Thürmen erhebt sich bedeutsam der Bogenberg mit seiner gothischen „Wohlfartskirche," wie ein dicker frommer Landmann die Gegend der Wallfahrtskapelle uns benennt; das Dorf Pfelling am Fuße eines niedern Waldhanges tritt nahe genug an den Strom, daß wir vom Schiff aus die Uhrentafel des spitzen Kirchthurms bewundern können, auf der die Ziffern so trefflich ungleich eingetheilt sind, daß die

wackern Pfellinger getrost wenigstens anderthalb Stunden bei ihren Mittagsknödeln sitzen können, ehe der Zeiger auf ein Uhr steht. Gar lustig schaut eines der Bauernhäuser aus den grünen Bäumen hervor; in Schweizer Art geht eine Galerie rings um die vier Wände her und auf der hellen Vorderseite sind heitere Bilder gemalt. Nun kommt Kloster Metten mit dem Knabenseminar für die Diöcese Regensburg. Das alte Kloster war ein Brauhaus geworden, da hat's der fromme Graf Hunt wieder der heiligen Kirche geschenkt, und wo vor wenigen Jahren noch das Malz seine bierverheißenden Keime trieb, da wachsen im heiligen Treibhause nun die kanonischen Pflanzen. Die Gegend ist gut, da lassen sich schon Klöster bauen und unterhalten. Links von der Donau blüht die Viehmastung, rechts die Pferdezucht, und bis nach München hinauf wogen die üppigen Kornfelder.

Bei Deggendorf werden die Bergformen überaus schön, oben auf einem Waldrücken ladet St. Ulrichs „Wohlfartskirche“ die frommen Waller in die sonnenbeglänzten Höhen, hinter welchen die Quellen des Regenflusses, der Ilz und der Moldau am Rachelberg sich fast die Hände reichen. Bei Hofkirchendorf bekommt die Donau wieder ernstlichere Arbeit. Von dem bayerischen Hochgebirge schlägt sich hier eine Höhenkette hinüber zum Böhmerwalde. Der Hügelzug drängt sich rechts heran an's Ufer und hilft, den Höhen links die heitere Stirne bietend, den Fluß mit grünen Matten und frischen Tannen säumen. Das Kalkgebirg fällt zum Theil schroff in's Ufer ab und gibt Kunde von dem Ach und Krach, mit dem die Donau sich einst hier durchgebohrt hat. Immer bedeutender werden die Fels- und Waldeshöhen von Vilshofen ab, da erscheint Passau vor den überraschten Augen.

Der Fluß macht etliche anmuthige Krümmungen, die Linien der Berge verschieben sich köstlich und ändern die Scene in sehr lebendiger Weise, bis da links oben die Feste Oberhaus ihre granitnen Mauern thürmt und rechts die alte Stadt des frommen Bischofs Pilgerin uns ein Stück Nibelungen in Erinnerung bringt. Wir landen und genießen in dem, durch Bauformen wenig ansprechenden Passau ein letztes Seidel ächtbayerischen Göttertranks zu gerechter Stärkung auf die Schrecken der nahen österreichischen Grenzwache. Nichts in der Welt geht über ein gutes Gewissen und einen guten Paß; selbst das beste bayrische Seidel, zumal wenn es zu den Füßen der Festung getrunken wird, auf der politische Gefangene aufgehoben werden, will nicht so gut schmecken, so lange das Damoklesschwert der Paßpolizei über dem Scheitel hängt. In der That lag uns auf dem ganzen Wege von Regensburg herab der verzweifelte Paß etwas schwer im Magen und es war uns nur halb wohl um das loyale Herz, obgleich wir beim Wiederbetreten des Dampfschiffes an einem tröstlichen Beispiel uns in der Ueberzeugung stärken konnten: wenn Cerberus vom Orte der Seligen uns auch etliche Tage zurückhielte, ja wenn er Pylades von Orestes, d. h. mich von meinem Begleiter auf so lange trennen müßte, es ließe sich in Passau schon erträglich leben, und — es gibt auch ein Wiedersehen.

Der junge Schwarzrock mit dem Platt'l, der uns die obigen nationalökonomischen Aufschlüsse über den Segen der Klöster und Bettler gegeben, hatte in Erwartung dessen, was er in Passau wieder finden sollte, die letzten Reisestunden in beschaulicher Stimmung hingebracht. Wie Ritter Toggenburg saß er auf dem leeren Bierfäßchen, dessen Ahnungen ebenfalls in Passau in Erfüllung gehen sollten, und schaute hinab, immer bangeren Herzens, je näher die Zwillthürme Passaus heranrückten. Vor Jahr und Tag war der kleine cherubinische Wandersmann in's Breisgau gepilgert. Da hat er, was seine Seele liebte, im treuen Pfarrhause zu Passau zurückgelassen. Schon unterwegs hatte er einen Liebesboten mittelst eines „Zehnerl's“ gewonnen, und der ward denn stracks hinein in den Pfarrhof expedirt. Aber am Borde des nur kurz am traulichen Gestade weilenden Dampfers stand er, die Blicke zum Stadtthor gerichtet, „stille Hoffnung im Gesichte.“ Da kommt's, da kommt's! „Grüß di Gott, grüß di Gott, Alfiero! bist du's, bist's denn wirklich?“ Und nun ein Umarmen, ein Streicheln und Wedeln mit aller Wonne des Wiedersehens. Aber ach! der arme Alfiero! Als er es endlich zu den Füßen seines Herrn mit dem Laufen versuchen wollte, konnte er kaum stehen. Die Pfarrköchin hatte ihm die ganze Hälfte ihrer Liebe geschenkt, und um den Passauer Vertrag recht glänzend zu erfüllen, seit Jahr und Tag ihn so mit guten Bissen überhäuft, daß der gute Pudel im Fette schier erstickte. Mein paßkranker Freund versäumte nicht, dem freudvollen und leidvollen geistlichen Herrn ärztlichen Rath zu ertheilen; Alfiero wurde im Stehen und Laufen geübt, zur Geduld auf die bevorstehende Hungerkur vermahnt und behutsam an Licht und Luft gewöhnt. Mittlerweile kam die Köchin selbst noch aus dem Stadtthore herausgerudert; der alte Pfarrherr war nicht daheim gewesen, der Bote hatte den Alfiero mehr geraubt als geholt, die Arme wollte sich selbst überzeugen, ob er wirklich in die rechten und in nicht zu grausame Hände gekommen. Alfiero aber hatte seinen Herrn wieder erkannt, und der war so sanft, der war so gut gegen seine alte Liebe, daß die Köchin getröstet, obschon mit schwerem Herzen, dem, auf den sie nunmehr allein angewiesen war, mit ihrem guten Herzen und ihrer guten Küche meiden konnte: sie haben sich wieder gefunden; alte Liebe rostet halt nicht!

So sey's zum guten Zeichen! Auch wir eilen getröstet unserem Paßbüreau entgegen. Hinter der

Festung Oberhaus hervor sehen wir, während das Dampfschiff Passau verläßt, bei Ilzstadt gegenüber dem Inn die heitere Ilz in die Donau fallen. Leztere, der Strom der Städte, wie schmutzig gelb fluthet sie dahin; der wogende Inn hat sein milchiges Gewässer aus dem Alpenschnee gesaugt, die Ilz aber hüpft rein und klar wie eine keusche Jungfrau aus den grünen Bergen des Böhmer Waldes hervor, daß es eine wahre Lust für das Auge ist. Während der Inn Oberösterreich vom Bayerlande scheidet, bildet eine gute Strecke noch die Donau die Grenze zwischen Blauweiß und Schwarzgelb. Die Ufer aber werden auf beiden Seiten immer steiler mit dem unterhalb Passau dicht am Wasser anstehenden Urgebirge. Oft kaum ein Leinpfad kann sich unten am Saum der laub- und nadelwaldgrünen Abhänge hinstehlen. Ein mächtiger Ernst legt sich in das enge Thal, das bis unter Linz ein alpenhaftes Gepräge trägt und nur wenigen Dörfchen kargen Spielraum gibt. Erst kommt Hafnerzell am linken (bayerischen) Ufer, dann Engelhardszell auf dem rechten (österreichischen). Da halten wir an der geldschwarzen Schwelle. Das Mauthhaus winkt herüber, die Zöllner ersteigen das Schiff und die Sünder schlagen an die Brust, in deren Taschen sie der Cigarren Menge versteckt. Denn von nun an gute Nacht, du edle Bremer Gaumenwürze, deren Opferdampf ein süßer Geruch ist vor gebildeten Herrn! Nur die alt- und neubewährte österreichische Tapferkeit ist fähig, mit Todesverachtung sich in die Rauchsäulen zu stürzen, die den kaiserlich-königlichen Feuerschlünden entströmen, und auch der havannah-verwöhnte Fremdling thut wohl, lieber gleich in den dichtesten Knasterdampf zu gehen, um auf einmal Sieg oder Tod auf den Trümmern seiner Geruchs- und Geschmackswerkzeuge zu finden. Und an Gelegenheit, diese Tapferkeitsmedaille zu verdienen, fehlts nicht, denn die Qualität scheint einfach durch die Quantität des Rauchens ersezt zu werden; nirgends raucht man schlechter und nirgends raucht man mehr als hier.

Indessen unsere Pässe eingesammelt und gut gefunden werden, hat auch für den Freund und seinen Paß die Entscheidungsstunde geschlagen. Er soll mit dem Kapitän hinüber an's Zollhaus; tausend gut Glück wünschen wir ihm, dem unschuldigen Paßgänger, wie er dort um die Ecke des Wachthauses biegt. Und siehe, es ging über Erwarten friedsam, und leichten Schrittes kehrt er zurück mit seinem „Passirt.“ Nun erst rückt er die Brille frisch zurecht; das schöne Donauufer und der Aar darüber steht sich gar heiter an, wenn man den sichern Paß im Busen trägt. Der Angst des Irdischen entbunden treibt der glimmende Stengel lustigere Wolken und gibt dem Mittagskaffee des Dampfbootes die allerdings nöthige Würze, während der Mauthbeamte seine Durchsicht dessen, was das Schiff in seinem Bauche trägt, zu Ende bringt und mit einem lauten „gar is!“ das willkommene Zeichen zum Weiterfahren gibt.

Prächtige Blicke eröffnen sich in Schluchten und Höhen; hier ziehen sich in deren Grün bald reifende Fruchtstücke hinauf, wo eine mächtige Burg in des Himmels Blau ragt, bald treten die Berge rechts und links weiter zurück und bilden ein lachendes Thalbecken, bald pressen sie den Strom enge zusammen, daß er wie mit heiligem Ernste durchs einsame Waldthal rauscht. Und wenn streckenweise trübe Wolken über das Thal sich ziehen, wenn das Wetter sogar bedrohlich werden will, ja wenn ein kleiner Regenschauer die Gaffer vom Verdeck vertreibt, so dient das alles nur zur willkommenen Abwechslung, ohne die jede Dampfschiffahrt auch in der schönsten Gegend allgemach etwas langweilig werden muß. Sitzt man da drunten beisammen in der Kajüte, an deren Fenster die Wellen spritzen, streckt der eine sich auf die Bank, lassen die andern die Gläser klingen, zieht der sein Reisetaschenbuch, jener mit der Rechten den langhaarigen und kurzathmigen Alfiero, mit der Linken die neueste Predigt von Alban Stolz hervor, füttert hier eine Mutter ihr kleines Kind, breitet da eine muntere „Mitreisendin“ ihr Nähzeug aus, um ihren Putz in Ordnung zu bringen, so muß diese kunstfertige Hand für ein dankbares „Kuß die Hand“ unser einem ein Sturmband an den breitkrempigen Reisehut nähen, und wir eilen wieder troz Wind und Wetter, nach frischer Luft uns sehnend, auf das Verdeck. Da steht unabwendbar ein Steifleinener mit der Donaureisekarte unter dem Arm, ein Spott der Schiffsjungen, die ihm Seil und Faß und Stange an die dünnen Beine spielen lassen, während er mit zarter Aufmerksamkeit für sich und das hübsche Gesicht da unter der Bayernhaube sorgt und an der Stelle des Felsenufers, wo bestelltermaßen der Invalide mit seiner Büchse das donnernde Echo des Thales weckt, der kleinen Reisenden wohlmeinend zuruft: „Fallen Sie nich in die Ohnmacht!“

Und nun thut sich das Felsenthor auf, durch den hereindämmernden Abend duftet rechts und links hoch an den Abhängen die Blüthenfülle der unzähligen Hollunderbüsche, die Maximiliansthürme zeigen sich einer nach dem andern; Linz steht vor unsern Augen und wir am Ufer.

Telegraphische Depeschen.

1.

Es trieb Prinz Lenz mit starker Hand
Den König Winter aus dem Land.

Einzog mit seiner ganzen Schaar
Der junge Held, den Kranz im Haar.

Er trug ein Kleid von grünem Laub,
Voll Rosenblut und Blüthenstaub.

An seinen Seiten ritten fest
Herr Wind von Süd, Herr Wind von West.

Waldsänger sangen ihm zur Ehr'
Und Knospen sprangen vor ihm her.

Maiglöckchen waren flugs zur Hand,
Zu läuten durch das weite Land.

Die Lerche macht in früher Stund'
Dem Reich die Siegesbotschaft kund.

2.

Das ganze Land im Feierkleid
Schwört heut den Unterthaneneid.

Nicht Einer ist, der ferne bleibt
Und seinen Eid verweigernd schreibt.

Der tiefe Wald, der tiefe Strom,
Sie rauschen unterm blauen Dom.

Das Feld, der Hain, die Wiesenflur,
Sie jauchzen hell den grünen Schwur.

Wenn auch die Blätter in dem Reich
An Form und Farbe nicht ganz gleich:

Heut werden sie des Lobs nicht satt,
Vom größten bis zum kleinsten Blatt.

Der junge Fürst regiert beglückt,
Dieweil sein Lächeln schon entzückt.

Wer bittend naht, dem reicht er hold
Mondsilber oder Sonnengold.

Im ganzen Land ein Trieb, ein Drang,
Ein Schmettern, Trillern und Gesang.

3.

Schreck und Bestürzung herrscht im Staat!
Ein mördrisch Nachtfrostattentat.

Der theure Prinz ging unbewacht,
Da überfiel man ihn bei Nacht.

Es hat den bösen Streich gewagt
Selbst der Tyrann, der kaum verjagt.

Herr Wind von West vernahm Geschrei,
Zog flugs sein Schwert und flog herbei.

So hat er noch zur rechten Zeit
Den schwergetroffnen Herrn befreit.

Des Prinzen Wohl, das Wohl vom Land
Liegt nur allein in Gottes Hand.

Der Mörder floh, so viel man weiß,
In ferner Berge Schnee und Eis.

4.

Tio tio, ti ti tiang!
Horch auf o Volk und sey nicht bang!

Der Stoß, von Mörderhand geführt,
Hat kaum des Prinzen Arm berührt.

Der Streich, der nach dem Leben schlug,
Ging, Gott sey Dank, nicht tief genug.

Der Leibarzt Regen war zur Hand
Mit mildem Balsam und Verband.

Es fühlt der Prinz nach kurzem Ruhn
Sich wieder wohl und kräftig nun.

Des Landes Räthe sah er schon,
Und sicher steht der junge Thron.

Kund und zu wissen überall!
Der Maiminister Nachtigall.

Feodor Löwe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Mai.

Aeußerer Charakter der Stadt.

Wem der erste Eindruck von Brüssel nicht Verdruß machen soll, der hüte sich vor allem, in der Stadt Decorationen zu Goethes Egmont oder zu andern uns vorzugsweise bekannten Episoden der niederländischen Geschichte zu suchen. Stiege er selbst, der große Meister, aus seinem Grabe zu einer Wallfahrt nach Brabant, müßte er sich mit dem Kölner Nachzug nach Brüssel befördern lassen, und erwachte er dann aus herrlichen Träumen mitten in der geräuschvollen Stadt am hellen Tage und sähe er nichts als nüchterne Eleganz, gewiß hätte auch er einen leichten Aerger zu überwinden, daß das Alterthümliche gründlich und lieblos verdrängt worden. In den flandrischen Städten finden sich nicht bloß Straßen, sondern ganze Stadtviertel, wo das Mittelalter noch unversehrt stehen geblieben ist. Noch ist der Vorhang nicht gefallen und die Schauspiele früherer Zeiten finden eine geöffnete Scene zur Wiederholung. Die Zünfte könnten bewaffnet auf den Marktplatz eilen und sich Schlachten liefern, die Thore der Stadt hinter den arglosen Fürsten geschlossen und den Gefangenen Privilegien und Freiheiten abgedrungen werden. Dort aus der winkligen Straße über den Kanal herüber käme mit Stangen und Hellebarden ein besessener Haufe von Bilderstürmern gezogen, aber jenes Glöckchen, das jezt friedlich zur Andacht ruft, ränge in Angst vor den nahenden Gräueln der spanischen Truppen. Schon haben sie das Thor, schon wirbelt der Qualm aus der vordern Reihe der Häuser, schon hört man durch den Lärm der Trommeln und das Knallen der Büchsen das Wehklagen von Mißhandelten, das ängstliche Schreien der Mutter, den Schauderruf der Jungfrau. Immer kleiner wird die Zahl der Vertheidiger, immer heller die Nacht, immer lauter das viehische Jauchzen der Sieger. — So könnte man dort träumen, so hat es wohl jeder gethan, der in Gent, Brügge, Antwerpen, Löwen ꝛc. herumgewandert. Brüssel aber ist eine gepuzte moderne Stadt, frisch gebacken wie unsere Badeorte, eleganter als unsere Residenzen, ja selbst als Paris. Nur hie und da — aber man muß genau aufmerken — steht noch ein Haus, welches die burgundische und spanische Herrschaft gesehen; aber die profane Uebertünchung verleidet auch diese Raritäten. Die meisten alten Gebäude finden sich auf dem Marktplatz beisammen; das Rathhaus selbst, dessen Thurm neu gebaut und beinahe vollendet dasteht, ist das schönste darunter. Ein löbliches Edikt hat die Modernisirung der wenigen alten Gebäude am Platze verboten. Die Häuser zeigen natürlich die Giebelseite und sind mit den wunderlichsten Steinarbeiten und Schnörkeln so überladen, daß sie auf's Haar dem Hintertheil der spanischen Gallionen gleichen, wie sie noch auf alten Gemälden zu sehen sind.

Rings um die Stadt herum ziehen sich die Boulevards, weit schöner und kostspieliger angelegt als die Pariser. Als erster Gürtel läuft um die Stadt eine gepflasterte Straße für schweres Fuhrwerk, neben ihr befindet sich ein festgestampfter Reitweg, unter den Schatten hoher Linden, dann ein breites Pflaster für Wagen in Federn, und an der äußersten Peripherie eine Allee für die Spaziergänger. Alles wird äußerst nett und sauber gehalten, die Wege sind so glatt, daß man Kegel darauf spielen könnte, die Bäume wohl gepflegt, frisch, gesund und von der Hand der Gärtner zu regelmäßigem Wuchse gezähmt. Man hat Recht, die Gartenkünsteleien der Franzosen zu verspotten, aber es wäre irrig, wenn man der Menschenhand ganz verbieten wollte, ihre Künste an der lebendigen Natur zu versuchen, wenn die Hand nur Geschicklichkeit, der Künstler nur Geschmack und Verständniß der Natur besizt. Die Natur will überall das Schöne, aber da sie selbst keinen Zwang und keine Nachhülfe anwenden kann, so wird das Anmuthige und Zarte überwuchert. Denn die Geseze des Schönen und Gefälligen können nicht zur Geltung gelangen, wo das Stärkere allein sich des Raumes bemächtigt und ihn erfüllt. Niemals würde die Natur solch ein Stück Rosen hervorbringen, wie er uns allenthalben im Brüsseler Park das Auge labt, niemals würden sich die Bäume über uns so anmuthig wölben, wenn Scheere und Säge nicht vorher das Ungehörige entfernt hätten. Die Natur selbst verlangt dem Menschen seine Dienstleistungen ab. Sie verweigert ihm fast alle Nahrung, wenn er sich nicht entschließt, durch einen künstlichen Proceß sie ihr abzugewinnen. Unsere Brodfrüchte sogar sind keine Gaben der Natur mehr, sondern künstliche Produkte. Wir wissen nicht, woher das eine und andere Korn nach unserem Welttheile gewandert, welche Stämme und woher sie es mitgebracht. Nur krankhafte Sentimentalität wünscht den krausen Urwald zurück oder hält ihn gar für schöner, während die Natur doch selbst besser und milder unter der Kultur des Menschen zu werden scheint. Wie sanft und entzückend ist dieses Belgien unter der fleißigen Hand seiner Bewohner geworden! ein Garten im Vergleich mit so vielen Einöden unseres Vaterlandes! Weizen, Reps, Roggen wechseln regelmäßig wie die Würfel auf dem Schachbrette. Kleefelder, und welcher Klee! sättigen das Auge mit dunklerer Farbe, wenn es sich eben erst an dem zarten Grün der Leinsaat erquickt hat. Reihen von Bäumen theilen die Felder zu Quadraten ab und

dazwischen, halb über den Wipfeln, arbeiten still, geschäftig die Windmühlen. Nirgends fehlt es an Wasser, das in Gräben und Kanälen die Wiesen durchschneidet, während sich hinter den Hecken unter den Schatten der Bäume schmucke Kühe lagern oder wohlgenährte Pferde grasen. Selten unterbricht ein Hügel die blumige Ebene, und doch wird man nicht müde, immer und immer hinauszuschauen, weil die Gruppen der Bäume allen Wechsel eines lichten Parkes gewähren. Der Boden ist aartrefflich, denn der lehmige Sandboden wird durch die Nähe des Meeres immer mit Feuchtigkeit gesättigt nnd bei dem geringen Wechsel der Temperatur kommt er nie zum Auskühlen. Aber das meiste geschieht doch durch die Kultur. Die Ackerflächen sind glatt wie Beete nnd die Wiesen gewalzt wie ein straffes Billardinch. Kein Unkraut keimt, kein holperiger Fahrweg von unregelmäßiger Spurweite leiert bequem durch die Felder; alles fügt sich dem mathematischen Grundsatz vom kürzesten Wege zwischen zwei Punkten.

Vor solchem Fleiß muß man Achtung haben, und gewiß hat auch kein Volk auf dem Festland im Verhältniß eine so große Zukunft als die Belgier. — Brüssel hat einen einzigen großen Bazar in zwei Abtheilungen als galérie du Roi und galérie de la Reine. Hier ist eine kleine Industrieausstellung, mit allem Luxus ausgestattet, um die Lust der Käufer zu wecken. Die beiden wichtigsten Erzeugnisse Belgiens, Eisen und Kohle, fehlen hier natürlich, aber selbst das Uebrige kann unsern Neid wecken. Hier finden sich große Lager von Waffen von vorzüglicher Arbeit, Kurzwaaren, deren Billigkeit man in Frankreich wie in Deutschland fürchtet, geschliffene Gläser, Linnenwaaren bis zum feinsten Gewebe, und endlich die uralte und ehrwürdige Brabanter Industrie, Spitzen und Stickereien. Die Belgier haben deßwegen eine große Zukunft, weil sie nach Vereinigung der beiden größten Vorzüge streben: sie suchen allen ihren Erzeugnissen innere Güte, Festigkeit, Dauerhaftigkeit, Vollendung, wie die Engländer zu geben, und daneben ahmen sie in Form und Farbe fleißig die Franzosen nach. In lezterer Beziehung sind sie jedoch noch zurück, und es fragt sich überhaupt, ob der Geschmack erworben werden kann, wenn er nicht schon angeboren ist. Doch waren früher die Franzosen keineswegs so geleckt und geschickt, als sie jezt sind, und erst unter Heinrich IV. fingen sie an in Kunst und Handwerk etwas zu bedeuten, seit aus Flandern und den italienischen Städten Künstler und Handwerker nach Paris gezogen wurden.

Gar vortheilhaft unterscheiden sich die Belgier von den Franzosen durch ihre Reinlichkeit und Sauberkeit. Das Innere der Wohnungen schon ist darauf berechnet, daß es geschont werde. Es versteht sich von selbst, daß man in einem Zimmer, wo Teppiche liegen, nicht raucht, denn die blanke Zierde würde erblinden und Asche könnte nie geduldet werden. Eben so würde schmutziges Schuhwerk die bunten Blumen der Teppiche verwischen, während der Staubwedel genug zu thun hat, die Kamine und Tische von Marmor rein zu fegen. Gleichen die Belgier darin den Engländern nnd überhaupt den Stämmen germanischer Race, so besitzen sie eine Eigenthümlichkeit, die ihre Reisegesellschaft beinahe unerträglich macht; sie verwahren sich gegen den leisesten Luftzug und ersticken lieber, ehe sie sich erkälten. Kein Fenster darf geöffnet werden, wenn ein einziger Passagier ganz tief in der andern Ecke über die Lüftung sich beklagt. Macaulay erzählt in der Geschichte des Lord Clive von der Grausamkeit eines indischen Fürsten, der eine Schaar Europäer während einer Nacht zusammen in ein enges Verließ einsperren ließ, wo sie unter furchtbaren Qualen an ihren eigenen Ausathmungen erstickten. Einen Vorgeschmack von dieser tropischen Hölle bekommt man auf den belgischen Bahnen während der Mittagsgluth, wo Mann an Mann gedrängt bei geschlossenen Fenstern innerlich verschmort und verschmachtet. Diese Eigenheit ist um so auffallender, da das Bedürfniß reiner Luft gewiß zur Reinlichkeit gehört, wofür doch der Belgier in höchstem Grade Sinn hat. Hierin neigt er also wieder zum Franzosen und unterscheidet sich von dem Engländer, der in jedem Raum einen künstlichen Luftzug und so stark als möglich anbringt.

Brüssel ist am Tage ziemlich ausgeleert, wie alle großen Städte. Mit der Dämmerung aber füllt sich die Straße nnd die Colonnen der Spaziergänger bewegen sich schwerfällig an einander vorbei. Der Luxus, den die Schauläden entfalten, ist jedenfalls größer als in Paris, denn Glas, Spiegel und metallene Zierrathen sind in Belgien so wohlfeil, daß auch geringe Magazine sich diese Gegenstände verschaffen können; nur sieht die Straße trotzdem düster aus, weil nicht so viel Licht verschwendet wird, als in den Passagen oder der Rue Vivienne. Paläste neben Palästen, sauber gehaltene Plätze mit Werken moderner Bildhauerkunst, Luxus und Industrie, das findet man in Fülle und Ausdehnung in Brüssel; hinter den Comptoirtischen der Kaffeehäuser glänzen manche schöne Augen buchführender Damen, auch paaren sich am Abend Grisette und Ouvrier; aber troz alledem ist Brüssel nicht mehr die Heimath des klugen Klärchens und der „gutherzigen Narren,“ die Philipp nur zu mißhandeln, nicht zu behandeln verstand. Das Franzosenthum scheint alles überwuchert zu haben.

London, Mai.

Der Londoner Frühling. — Die italienische Oper.

Es ist Lenz geworden im Lande der Kimmerier. „Mai ist schön, doch hat er falschen Sinn," heißt es in dem altdeutschen Liede. Er lockte das Publikum mit den paar ersten sonnigen Tagen hinaus in die grünen Parks, in die reizenden Vorstädte, wo der werktagsmüde Hauptstädter den Staub der Woche mit Parter und brandy and water unter Blüthenschnee und grünen Linden abwascht, nach dem fashionablen Kensington mit seinen geschniegelten, gezirkelten Gartenanlagen — die Shakespeare'sche Wildheit ist den englischen Gärten bekanntlich längst abhanden gekommen — oder nach dem ländlicheren, stilleren Hampstead, dem Landoner Montmorency, mit seinen eleganten Landhäusern, seinen träumerisch stillen Rasenplätzen, wa die zierlichen Cottages in blühenden Geisblatt- und Jasmingebüschen und dunkeln Buchsguirlanden, dieser immergrünen Elegie englischer Landschaft, bis hinauf nach Highgatehill, dem einstmaligen Tusculum Coleridges, an dem Berge sich ducken. Aber der Lenz hat hier zu Lande Launen wie die Daoten der Nobility und Gentry; kaum lächelt er ein paar freundliche Sonnenblicke, so runzelt er auch schon wieder die Stirn und sendet uns regnichte, windige Tage. Sogar der Königin wollte er jüngst nicht huldigen, und schickte ihr Wolken und Regenschauer zu ihrem Geburtstage. Diese feine Launen müssen besonders unsere Spaziergänger und die schönen Amazonen von Hydepark bedauern. Man sagt, man könne in London nicht flaniren. Dieß ist nicht ganz richtig. Man flanirt hier in Equipagen oder zu Pferd. Wenn die lezten Strahlen der purpurgoldenen Abendsonne — Shakespeare vergleicht sie einmal (dieses Gleichniß ist aber nur aus der Eigenthümlichkeit eines englischen Sonnenuntergangs zu verstehen) mit einem „glühenden Federbusche" — auf dem Transept des Crystallpalastes züngeln, welch prächtige, rasende Flucht vor dem Dämon der Langweile stellt dann unsere fashionable Welt an den Ufern des Serpentine dar! Blumen hat Hydepark fast gar nicht, kaum Blüthenflocken; die Frühlingssonne muß in diesem weiten, unfruchtbaren Revier mit „geputzten Menschen," wie im Faust, vorlieb nehmen.

Ich möchte von den Rosen erzählen, die ich unter dieser Flora von Hydepark entdeckt; Rosen im knappen schwarzen Mieder, die feinen Spitzen, welche den jungfräulichen Busen halb verhüllen, aus dem eleganten blauen waistcoat hervorsehend, das, wie Sie aus „Punch" wissen, heuer Ladies-Fashion ist; vielleicht eine schüchterne Concession an den Blaomerismus? Aber das gezirkelte, fast möchte ich sagen, impertinente Roth auf den Wangen dieser sehr ehrenwerthen Weiblichkeiten ist keine Natur; nein! es ist nicht der Frühlingsschmelz der Jugend, es ist Schminke, Karmin, so dick aufgelegter Karmin, daß man ihn schon auf zehn Schritte Entfernung ohne Lorgnette als solchen erkennen kann. Beruhigt euch, ihr rosenwangigen Kinder der Armuth, die ihr traurigen Blickes, vielleicht gar mit dem Gefühle des Neides diese stolzen Amazonen im wallenden Reitkleide vorübergallopiren seht; ihr braucht wenigstens keine Jugend zu affektiren, da sie euch noch nicht vor der Zeit abhanden gekommen ist! Ich sage es mit Schmerz, aber um der Wahrheit die Ehre zu geben: der schöne Teint der Londonerinnen ist unwahr, und wenn ihr schöne, blühende Wangen sehen wollt, so müßt ihr euch unter den wilden Rosen der Country, unter den Farmerstöchtern umsehen.

Ueberhaupt macht der Frühling, wenn er in unsere Metropolis einzieht, nicht den anheimelnden Eindruck, wie auf unsern deutschen Feldern, wo er rothe Apfelblüthen in unsere Träume streut und lachende Repsfelder, aus denen sich Lerchenjubel emporschwingt, und blühende Reben mitbringt. Wer die Rosen an den reizenden Abhängen des Odenwaldes und Schwarzwaldes hat blühen sehen, wer je die ersten grünen Schimmer und die jauchzenden Stimmen des Lenzes in unsern stolzen deutschen Hochwäldern gesehen oder unter Alpenrosen auf der Alpentrift gerastet hat, dem wird ein Londoner Frühling gar steif und frostig vorkommen. Sie wissen, was hier zu Lande die »respectable appearance« bedeutet. Bulwer in seinen geistreichen Briefen an Talleyrand über England und die Engländer findet es mit Recht auffallend, daß dem Engländer der Begriff der »Respectability,« in welchem doch stets etwas Philiströses, ja Hypokritisches liegen wird, so gänzlich die Stelle der Tugend vertrete. »Respectable appearance« bedeutet hier alles; sie erwirbt Kredit und Freundschaft, und führt in die feinsten Cirkel ein. Es scheint für den Engländer, besonders aber für den Stocklondoner, den die Bewohner der Country Cockney schelten, ein Zauber darin zu liegen, wie in dem Blicke der Klapperschlange. »He looks as a quite respectable gentleman,« ist das höchste Lob, was eine englische Lady euch ertheilen kann. Aber um dieses Lob zu erhalten, müßt ihr stets glatt rasirt seyn; ihr müßt hoch bis gegen die Nasenflügel empoesteigende Hemdkragen, einen bequemen Londoner Frack, die Weste ja nicht nach Pariser Schnitt (das könnte euch in den Kreisen der City schon gesellschaftsunfähig machen) und überhaupt gar nichts an euch haben, was einen »bloody Frenchman,« wie das Volk in den ärmeren Quartieren jezt häufig den Fremden nennt, verrathen könnte. Zuvörderst aber und var allen Dingen, mein werther Landsmann, der du in London fortkommen willst, unterdrücke jede Neigung zu einem behaarten Gesichte, welche über den konventionellen Backenbart hinausgeht. Sonst wird dich, und solltest du der belvederische Apall in höchsteigner Person seyn, keine englische Lady anders als mit Blicken stiller Verachtung messen. Ein Glück für den Apoll van Belvedere, daß er rasirt ist!

»He looks as a quite respectable Gentleman,« das möchte ich auch vom Londaner Mai sagen. „Der Lenz, der

schöne Junge, den alles lieben muß," wie unser Lenau sagt, kommt mir hier vor, als ob er eine hohe steife Cravatte und einen Hemdkragen trüge. In der Ausstellung der „Royal Academy" befindet sich jezt ein Bild, von dem Sie auch jüngst in „Times" gelesen haben. „Mai in Regents-Park," heißt es. Ein sonderbares Bild fürwohr! aber Londoner Landschaft, treue Londoner Landschaft, das muß wahr seyn. Grüne Bäume, reizend grüne Bäume, von jenem sanften, reinlichen Grün der englischen Landschaft, aber wie angestrichen; ein gefirnißter Lenz. „Manotanie des Mai," sollte das Bild heißen. Wie schön ist das erste Grün der Bäume und Sträuche der ernsten stillen Squares. Aber die ängstliche Sauberkeit dieser Wege, der fast gänzliche Mangel an Blumen und blühenden Fruchtbäumen, ihre traurige Menschenleere — kaum daß hie und da eine Bonne ein bleiches, kränkliches Kind darin spazieren führt — geben ihnen, besonders in den aristokratischeren Vierteln, in Belgravia und anderswo, den Charakter melancholischer Eintönigkeit und gemüthloser Steifheit. Es ist, als ob der alte Doktor Johnson oder der feine Lord Shaftesbury zopfigen Angedenkens noch leibhaftig darin herumspazierten.

Bei so bewandten Umständen wird man es erklärlich finden, wenn ich mich aus der künstlichen Natur in die natürlichere Kunst, und vom Perrückenstyle des Mai mit grünem Haargekräusel und steifem Firniß der Convenienz in die rothen schwellenden Seidenpolster einer Loge der italienischen Oper flüchte.

Noch immer herrschen zwar Rossini und Donizetti, aber daneben sind in der jüngsten Zeit drei stolze Tonriesen in goldener Wehr aus deutscher Schmiede: „Don Giovanni," »il flauto magico,« und neben dem Mozart gestern Abend auch Meyerbeers „Hugenotten" aufgetreten. Die italienischen Künstler und Künstlerinnen scheinen unsere deutsche Opernmusik entweder nicht verstehen zu können, oder sie nicht capiren zu wollen. Warum ließ Costa den Don Juan, der doch eher erregt und energisch vorgetragen werden muß, in einem durchweg so schleppenden, schläfrigen Menuetttempo spielen, absonderlich die herrliche Ouvertüre, jenes prächtige Tonkunstwerk, in dem die hellen Engelsstimmen des Diskants mit dem titanenhaften Dämonismus des Basses ringen und der Lenzesjubel verklärter Sinnlichkeit mit dem Zittern des Schmerzes zu spielen scheint? Wie goldene Tropfen, wie ein sonnendurchleuchteter Sprühregen im Mai rieseln diese Töne an der schwarzen Gewitternacht des Abgrundes herab. Vortrefflich war in der ganzen, in Absicht auf die Entfaltung der äußern Mittel, an denen es die Direktion von Coventgarden mit ihrer in der That großartigen Liberalität nie fehlen läßt, wie immer glänzenden Vorstellung, nur die Zerline der genialen Französin, Mdm. Castellan, zu nennen. Wir haben selten diese Partie, welche, obgleich der Componist eines der Hauptmotive der Oper in sie gelegt hat, eines seiner Lieblingsmotive, wir meinen das der Selbstgewißheit der schönen Sinnlichkeit, gepaart mit Unschuld, des „ewig Weiblichen," das in der Enge seiner Sphäre vollendet ist, nur allzuhäufig von Soubretten zu kokett schnakischen Paradekunststückchen ausgebeutet wird — wir haben, sagen wir, selten diese Partie mit so viel Seele, so ganz mit der Nachtigallenstimme weiblicher Empfindung vortragen hören. In dem reizenden Wechselgesange mit Don Juan in der siebten Scene des ersten Akts durchlief sie die ganze Tonleiter weiblicher Gefühle, des sehnsüchtig schluchzenden Verlangens, des jungfräulichen Erbebens, bis zum glühenden sich Hingezogenfühlen zu dem geliebten Manne, kurz jenen ganzen reizenden Widerstreit der Gefühle, der in den Worten: »Vorrei, e non vorrei« angedeutet ist, mit allem nur möglichen Zauber der Stimme und der Empfindung. — Roncani ist ein ganz vortrefflicher Baritonist; aber der frühere Manager der italienischen Oper in Paris ist darum, so gut auch sein „Wilhelm Tell," sein „Papogena" in der Zauberflöte u. a. von ihm ausgeführte Rollen sind, noch kein guter Don Juan. So wenig uns je der studentisch bramarbasirende Don Juan so manches vaterländischen Sängers ansprechen konnte, so wenig konnte uns Roncani's matter, abgeblaßter Don Juan gefallen. Er hatte nur das einzige Empfehlenswerthe, daß er ihn nobel vortrug und maßvoll spielte. Mde. Grisi sang die Partie der Donna Anna. Ihr »classical face,« das die englischen Ladies ihr zuschreiben, ist nachgerade bedenklich gealtert, ihr Spiel zuweilen bedenklich matt, obwohl sie gerade in der eben genannten Partie Momente hat, wo man sie die Rachel der Oper nennen könnte. Ihre Stimme ist noch immer wunderbar lieblich. — Da ist auch unsere deutsche Landsmännin, Anna Zerr, deren Hieherkommen, wie Sie wissen, aus politischen Rücksichten Anfangs in Frage gestellt war. Als Königin der Nacht ist sie vortrefflich. Mozart hat diese Rolle für eine eigenthümlich hohe Sopranstimme geschrieben. Eine solche besitzt aber Fräulein Zerr in wunderbarer Ausbildung, und der Beifall und die Bouquets, die in dieser Partie auf sie herabregnen, sind unstreitig wohl verdient. Die Italienerinnen blicken neidisch auf die Rivalin, aber selbst die glänzenden Chemisettenknöpfe, die Mde. Grisi den englischen Kritikern zuschickt, sind nicht im Stande, diese zu einem ungerechten Tadel der beliebten Sängerin zu bewegen. Deutschland muß indessen doch sehr gewählte Leute nach London senden, wenn es mit den Italienern im Gesang concurriren will. Es fehlt den deutschen Künstlern und Künstlerinnen die Weichheit und süße Geschmeidigkeit des italienischen Organs, so wie die Grazie der Bewegungen, die in der Oper denn doch immer vor der charakteristischsten Darstellung den Vorzug behaupten wird.

Hamburg, Mai.

Theater. — Der erste Mai. — Der Bündelabend. — Kunstausstellung.

Abermals beginne ich meinen Bericht mit dem Theater, durch eine Schauspielerin veranlaßt, deren Wiedererscheinen auf der Bühne hier ein Ereigniß war. Eine Tochter der berühmten Sophie Schröder, Frau Elisabeth Schmidt, hatte früher als Opernsoubrette dem hiesigen Theater angehört, demselben aber seit ihrer Verheirathung vor mehr als zwanzig Jahren gänzlich entsagt, und als nun unmittelbar nach dem Gastspiel der Sontag, deren Beispiel wohl nicht ohne Einfluß auf ihren Entschluß gewesen seyn mag, sich die Nachricht verbreitete, daß sie zur Bühne zurückkehren und dieselbe als Sappho zuerst wieder betreten werde, überraschte dieß allgemein. Die lange Entfernung von der Bühne, der berühmte Name ihrer Mutter und der jähe Uebergang von der Oper zur Tragödie, alles vereinigte sich die Neugier zu stacheln und ein zahlreiches Publikum herbeizuziehen. Der Erfolg war denn auch überaus günstig und reicher Beifall belohnte den gewagten Versuch. Im ersten Moment erkannte man die Schule und den Styl der großen Schröder, wenn gleich deren mächtiges Organ und das Feuer der Leidenschaft, durch welches diese den Zuschauer allgewaltig fortzureißen wußte, ihr nicht in diesem Grade zu Gebot stehen. Etwas zu viel Absichtlichkeit und ein zu sichtbares Hervortreten des Studiums und des darauf verwendeten Fleißes ist nach so langer Entfernung vom Theater nicht befremdlich; ob Frau Schmidt indessen genug selbstschöpferische Phantasie und Vielseitigkeit besitzt, um auch in Rollen zu genügen, für welche sie kein Vorbild in ihrer Mutter besitzt, kann erst die Folge zeigen. Uebrigens befindet sich das einst so berühmte Hamburger Theater in einem so trostlosen Zustande des Verfalls und der Verwahrlosung, daß schon die Erscheinung einer Schauspielerin, die, in guter Schule gebildet, richtig zu deklamiren und sich auf der Bühne zu bewegen versteht, als ein bedeutendes Ereigniß zu begrüßen ist, wie man denn auch das Vergnügen hatte, neben Sappho eine bürgerlich sentimentale Melitta in einem Steifrock und einer ungeheuern Blumenkrone nach dem neuesten Pariser Geschmack, so wie einen Phaon zu sehen, der nicht im Stande ist auch nur einen einzigen Vers erträglich zu sprechen. Wie kann aber von Studium und künstlerischem Streben die Rede seyn, wenn ein verhältnißmäßig kleines Personal fortwährend auf zwei Bühnen gleichzeitig spielt, so daß der Schauspieler selten einen freien Abend und nur zu oft an einem und demselben Abend in beiden Theatern zu spielen hat, so daß er nach Beendigung der ersten Rolle erhizt und aufgeregt über den Jungfernstieg eilen muß, um noch zu rechter Zeit zur zweiten zu kommen! In der That, die wandernden Truppen, welche heute auf einem Heuboden, morgen im Tanzsaal einer Dorfschenke spielen, haben in dieser Beziehung vor den Mitgliedern des ersten Stadttheaters in Deutschland ein Bedeutendes voraus. Wie eine Ironie erschien es unter diesen Verhältnissen, daß der fünfundzwanzigjährige Jahrestag der Eröffnung des jetzigen Schauspielhauses pomphaft angekündigt und bei festlich erleuchtetem Hause begangen wurde. Wie vor fünfundzwanzig Jahren — damals unter Schmidts und Lebruns Direktion — wurde Egmont gegeben. — Da ich einmal das Kapitel der Theaterangelegenheiten berührt habe, muß ich eines in Hamburg neuen Etablissements erwähnen, nämlich des Theatermagazins des Herrn Sachse, Herausgebers der Hamburger Theaterchronik. Alle Gegenstände der Garderobe, deren der Schauspieler bedarf, finden sich hier auf's Geschmackvollste vereinigt, in reicher Auswahl, und gewähren jedem Schaulustigen vielfachen Stoff der Unterhaltung. Hier versetzen einen glänzende Rüstungen, kunstvoll gearbeitete Helme und Schwerter in das Mittelalter, während dort prächtige Perlenschnüre, strahlende Juwelen, in allen Farben spielend, an die Mährchenwunder von tausend und einer Nacht, aber an die Wirklichkeit des grünen Gewölbes erinnern. Da funkeln die mit Edelsteinen besezten türkischen Dolche, die schweren Gold- und Silberstoffe, die reichsten Flitterstickereien; dort wetteifern zarte duftige Marabouts mit den graziösen Paradiesvögeln und den stolzen Reiherbüschen. Es ist ein Stück der heitern Seite der Bühnentäuschungen, was einem hier in lachender Gestalt entgegentritt.

Der erste Mai ist in Hamburg ein sonderbar verhängnißvoller Tag, nicht etwa wegen der zum Blocksberg reitenden Hexen, gegen welche die Straßenjugend indessen auch hier nicht verfehlt, in der Mainacht die Hausthüren durch Kreuze zu schützen, sondern wegen des allgemeinen Umziehens, das an diesem Tage vorgenommen wird. Die Stadt erhält dadurch eine ganz veränderte Physiognomie; in allen Straßen versperren die schwerbepackten Möbelwagen und das Auf- und Abladen der Sachen den Weg und machen den Eindruck, als befände man sich auf einem ungeheuern Trödelmarkt. Alle petites misères des Lebens stehen am ersten Mai in Blüthe und Theater und Vergnügungsorte bleiben leer. Vor den Thüren mancher kleinen, von der ärmeren Volksklasse bewohnten Häuser findet man auch wohl einen Nachtwächter, vom Volkswitz „Uhle, das heißt Nachteule genannt, gravitätisch postirt, und erkundigt sich etwa ein Fremder nach dem Grund dieser am hellen Tage so auffallenden Maßregel, ja wird ihm die Auskunft, der Hauswirth wolle die Einwohner verhindern „mit Respekt zu ziehen," wie man es hier nennt, wenn die Miethleute heimlich ihre Wohnung

verlassen, ohne die Miethe zu bezahlen. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln gibt es jedoch immer viele, welche die Wachsamkeit der Uhle zu täuschen wissen, und oft findet der Hauswirth nur noch das leere Nest, oder er kann auch wohl das Vergnügen genießen, seinen Miethern an der Straßenecke sammt ihrem Hausrath zu begegnen und zu sehen, wie sie ihm freundschaftlich zunicken, ohne daß er den Versuch machen dürfte, sie am Fortziehen zu hindern, denn nach einem alten Herkommen erstreckt sich sein Recht an den Hausrath nur bis an den Rinnstein; ist dieser einmal überschritten, so mag er sehen, wie er seine Ansprüche anderweitig geltend macht; der Flüchtling ist auf neutralem Boden und die Straßenpolizei fordert ihm keine Miethquittung als Paß ab. — Ungefähr acht bis zehn Tage nach dem Umziehtag bricht für die Hausfrauen ein nicht minder inhaltschwerer Tag an, der Abgangstag der Dienstmädchen, der sogenannte Bündelabend, und da die Mehrzahl der Dienstmädchen bei der im Laufe der lezten Jahre sichtbar eingerissenen Demoralisation selten länger als ein halbes Jahr in einem und demselben Dienst gut thut, kann man sich die Völkerwanderung vorstellen. Die Hausfrauen seufzen schwer, ja es gibt deren, welche aus Amtseifer den ganzen Tag keine Besuche annehmen, während alte und junge Herrn am Abend Excursionen durch die Straßen machen und sich den Mädchen als Bündelträger anbieten.

Seit einigen Tagen ist die Kunstausstellung eröffnet, und täglich sieht man eine bunte Menge von Neugierigen und Kennern in den Sälen der Börsenarkaden auf- und niederwogen. Der Besuch ist im Verhältniß zu früheren Jahren überaus zahlreich, und die Menge der eingesandten Bilder so groß, daß der Raum lange nicht ausreicht und viele erst nach der im Verlauf der Ausstellung stattfindenden Umhängung an's Licht treten werden. Trotzdem erhält man den Eindruck einer wahrhaft niederschlagenden Dürftigkeit und Kleinlichkeit. Vergeblich sieht man sich nach einem hervorragenden Bild, nach irgend einer bedeutenden Kunsterscheinung um; mehrere recht artige Genrebilder, größtentheils von niederländischen Malern, und einige hübsche Landschaften bilden die vereinzelten Lichtpunkte unter einer großen Ueberzahl von Mittelmäßigem und selbst entschieden Schlechtem, wovon sich ebenfalls eine große Auswahl vorfindet. Allein selbst jene Lichtpunkte können einen höchstens zu der Bezeichnung „artig,“ „niedlich“ oder „reizend“ begeistern. Wahre Verhöhnungen der Kunst sind aber oben auf einer um den Saal laufenden Galerie vereinigt, welche gleichsam eine Strafabtheilung oder einen Deportationsort vorstellt. Grasgrüne Landschaften mit himmelschreiender Perspective, glotzende Philistergesichter, welchen selbst die Hand des größten Malers kaum einiges Interesse zu verleihen fähig wäre, wetteifern hier in Steifheit und Leblosigkeit, und könnten oft Nürnberger Bilderbogen den Preis der Fürchterlichkeit streitig machen. Welchen Rufes sich übrigens Hamburg in der Kunstwelt erfreut, läßt sich schon daraus abnehmen, daß der Catalog fast gar keine Werke der berühmteren lebenden Künstler nachweist, und findet sich auch mitunter ein solcher Namen, so ist es sicher keines seiner gelungensten Bilder. Die Künstler wissen wohl, daß das Großartige in der Malerei hier niemals Anklang gefunden hat, und ein hiesiger Mäcen kauft lieber zehn kleine Genrebilder, ehe er sich zu einem größeren Gemälde entschließt. Dennoch gibt es hier mehrere gute Privatsammlungen, man sucht aber vergeblich jene humane Zuvorkommenheit der Besitzer von Kunstwerken in andern Städten, welche ihre Sammlungen an bestimmten Tagen dem Publikum öffnen; nein, alles wird hermetisch verschlossen gehalten, und nur den näheren Bekannten, die gerade nicht immer Kunstkenner oder Liebhaber sind, ist der Anblick vergönnt. So befinden sich im Besitze eines Altonaer Bankiers die Originale von Thorwaldsens berühmtem Amor, von seinen Grazien, Werke, zu denen der Kunstfreund meilenweit wallfahrten möchte; allein wie wenige Glückliche haben sie gesehen!

Der Strom der Auswanderung nach Amerika hat in diesem Frühling eine noch nie erlebte Höhe erreicht; allein in den lezten acht Tagen sind über tausend Personen fortgezogen. Aus allen Gegenden Deutschlands strömen die Auswanderer in so großer Zahl herbei, daß die Eisenbahnzüge aus dem Innern durch den Andrang oft Verzögerungen von mehreren Stunden erleiden, und überall begegnet man Bauern, die in ihren Landestrachten truppweise in der Stadt umherstreifen. In demselben Maßstab vermehren sich die Logirhäuser in der Hafengegend und die Rheder können kaum genug neue Schiffe bauen lassen. Es ist einem, als sey man am Vorabend einer allgemeinen Völkerwanderung, und fühlt den Boden unter den eigenen Füßen schwanken.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 25. 20. Juni 1852.

— Two at once woo one;
That must needs be sport alone;
And those things do best please me,
That befal preposterously.

Shakespeare.

Aenneli von Siebenthal.

Eine Badgeschichte aus den Alpen.

I.

Der Kurort Weißenburg im Simmenthal ist das schweizerische Nizza; nicht als ob es am mittelländischen Meer läge, statt bei dreitausend Fuß darüber; auch nicht als ob dort ein ewiger Frühling herrschte und milde italienische Lüfte wehten; im Gegentheil, es vergeht daselbst kaum ein Monat im Jahr, wo es nicht schneit, und der Wind, der da bläst, ist meistens sehr kühl; eben so wenig, als ob zu Weißenburg Orangenbäume und Palmen wüchsen; es gibt da nur Tannen, aber deren desto mehr. Was Weißenburg zum schweizerischen Nizza stempelt, das ist die milchlaue Quelle, zu der jene Adamssöhne pilgern, welche lange Hälse, eine vorübergebeugte Haltung und eine eingedrückte Brust haben, jene Evastöchter mit den verdächtigen rothen Röslein auf den Wangenknochen und dem unheimlichen feuchten Feuer in den tiefsitzenden Augen, kurz alle jene hustenden und hüstelnden Menschenkinder, für welche in den Apotheken kein Kräutlein mehr wächst. Einerseits von Thun her, erst dem See, dann der Kander und endlich der Simme entlang, am Strettlinger Thurm und am Schloß und Städtchen Wimmis vorbei, durch das pferde- und rindviehberühmte Erlenbach, andererseits vom Genfersee her über Boll und Saanen führen schöne Straßen bis in's Dorf Weißenburg. Von da aber bis nach dem Bad zu gelangen, muß man sich entweder des bekannten Verkehrsmittels der Apostel, oder eines abgeriebenen ledernen Lehnstuhls, der an zwei Stangen befestigt und von zwei sehnigten Simmenthalern getragen wird, oder eines alten, äußerst stätigen und tückischen Maulthiers bedienen.

Ich fühlte mich rüstig genug, dem Beispiel der Apostel folgend, die eigenen Beine zu gebrauchen. Den Koffer mit meinen Siebensachen nahm ein Bursche mit krausem Haar, offener Stirn und lachendem Mund auf seine Schultern und schritt, als wäre der ganze Plunder nicht schwerer als ein leeres Cigarrenkistchen, munter vor mir den gähen Fußpfad hinan. Nach einer starken Viertelstunde mühseligen Steigens im Zickzack befanden wir uns auf einem Punkt, von welchem man fast senkrecht auf das Dorf Weißenburg hinabschauen konnte. Der beschwerlichere Theil des Weges sey nun gemacht, sagte der Führer. Für Leute, deren Athemwerkzeuge der Reparatur bedürftig sind, ist die hier angebrachte hölzerne Bank nichts weniger als Luxus. Ich setzte mich, um die Rückkehr meines Athems abzuwarten, der schon seit längerer Zeit ausgegangen war. Indessen stellte sich mein Führer auf

einen überhangenden Felskopf, der neugierig den Weißenburgern durch die Schornsteine in die Töpfe guckt, und ließ einen Jauchzer aus, der über das ganze Dorf wegfuhr und jenseits der Simme an den Bergwänden wiederhallte.

„Lustig, lustig!“ sagte ich, ein Gespräch einzuleiten. — „Wer möchte nicht fröhlich seyn und jauchzen in dieser schönen Sommerszeit?“ gab der muntere Träger zur Antwort. „Ziehen ja jezt die Sennen „mit de loba Chühne“ auf die hohen Alpen und kommen dafür die fremden Herrschaften in unsere Thäler. Da kommt der Engländer mit den langen Zähnen und den langen Beinen; der zahlt am besten, will aber grob seyn dürfen für sein Geld. Da kommt der Franzos, der Papagai, und meint die hübschen Mädchen in den braunen Häusern seyen alle nur für ihn gewachsen, klopft aber zuweilen am unrechten Orte an und kriegt Prügel statt etwas anderem. Schade was daneben geht! Hätte Geld's genug, der Franzos, ist aber hinterhäbig wie ein Jude. Da kommt dann auch der deutsche Professor, die Brieftasche in der Hand, welcher alles besser gemacht hätte, wäre er nur dabei gewesen, als der Herrgott unsere Thäler modelte, ist unverschämt genug für einen, dem's nicht lauter in der Tasche klingelt. Nun, man nimmt einen in den andern und ist nur froh, wenn unser Herrgott recht viele kommen läßt. Denn seht, Herr, das ist unser Brod.“

Ich erwiederte neckend, es würden also hier zu Land die Engländer, Franzosen und deutschen Professoren gemolken, wenn die Kühe nach den Bergen getrieben worden. — „Freilich,“ fuhr mein Träger fort. „Es milkt wer melken kann. Und warum sollte man nicht? Hat ja der liebe Gott den Israeliten, da sie in der Wüste irrten, auch Manna geschickt, und dann fette Wachteln, auf daß sie sich davon nähren sollten. Die Wirthe nehmen freilich den Rahm oben ab; die Führer, welche wälsch können, die Fuhrleute und Schiffer käsen auch noch fett genug. Da bleibt dann dem Burschen, der nur noch gut genug ist, einem langbeinigen Engländer seine Reiseapothek auf den Riesen oder das Stockhorn nachzutragen, nicht viel mehr als der Zieger, * und das kleine Mädchen, das mit Alpenrosensträußern am Wege steht, und der Bube, der johlt, wo ein lautes Echo ist, die müssen gar mit der Schotte ** vorlieb nehmen. Item, es bekommt am Ende doch jedes seinen Tropfen vom Segen, den uns der Herrgott in den Fremden schenkt zur schönen Sommerszeit.“

Ich dächte, bemerkte ich, den besten Theil der Ernte nähmen die Grindelwaldner und Meiringer, die von Lauterbrunnen und Interlaken vorweg. — „Leider wohl,“ sagte mein Führer etwas neidisch. „Es fehlen unserem Thal die hohen Gießbäche mit den Schulmeistern, so daran das Alphorn blasen, und die Gletscher mit den Bettelbuben, welches wahrscheinlich die Gletscherläuse sind, welche die Gelehrten entdeckt haben wollen.“

Nach diesen Worten wandte sich der Träger wieder um, einen leuchtenden Blick auf das Dorf, die Weiden, Wälder und Berge zu werfen, und rief dann: „Bin doch am liebsten ein Siebenthaler *, wenn schon die Engländer hier nicht so gut gerathen als im Bödeli oder im Haslithal. Sind doch im Siebenthal die schönsten Alpen. Wo wächst süßeres Gras? wo stehen mächtigere Tannen? wo kauft man feinere Rosse und schönere Rinder als zu Erlenbach auf dem Markt? wo finden sich der braunen Häuser so zierliche wie in Latterbach und Oberwyl, in Därstetten und Boltigen? wo sieht einer hübschere Mädchen und flinkere Knaben, als grad im Siebenthal? — Mag denen von Lauterbrunnen und Grindelwald ihre Engländer wohl gönnen; am liebsten bleibt mir doch das grüne Siebenthal.“

Dieß alles brachte der gesprächige Führer in der weichen singenden Mundart der Thäler des Oberlandes vor, welche beinahe lautet wie die Sprache der Minnesinger des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Ich hätte ihm noch lange mit Vergnügen zugehört, hätte er nicht selber zum Ausbruch gemahnt.

Von nun an führte der Weg nur allmählig ansteigend den steilen Abhang der Schlucht entlang, aus deren Tiefe das wilde Tosen des Buntschibaches drang, dessen weißer Schaum durch die Gipfel der Tannen, die tief unter uns standen, zuweilen zu sehen war. Zu unserer Rechten erhob sich mehr als hundert Fuß über unsere Köpfe die Wand der Schlucht, meistens dicht bewaldet, zuweilen aber so senkrecht, daß kein Baum mehr Wurzel fassen konnte. An einer solchen Stelle saß dicht am Rande des Abgrunds hoch über uns ein Mädchen in der Simmenthaler Landestracht und weidete etliche Geißen. Der Anblick des Mädchens fuhr meinem Führer in die Glieder. Er blieb stehen, stieß einen lauten Jauchzer aus und rief hinauf: „Gottwilchen, Aenneli! Wirf mir einen Maien herab an meinen Hut, wenn du mich lieb hast.“ — Ob dieß sein Schatz sey? fragte ich. — „Was will ich leugnen,“ war seine Antwort, „daß es mir die Hexe mit ihren blitzblauen Augen angethan!“

Den verlangten Strauß warf aber das Mädchen nicht herab, sondern versteckte sich scheu hinter die

* Zieger — die festen Theile, welche aus der Milch gewonnen werden, nachdem der Käse schon ausgeschieden ist.
** Schotte — Molken.

* Im Munde des Volks heißt es ganz richtig „Siebenthal“ und nicht „Simmenthal,“ das Thal der „Siebne“ (nicht Simme), welche den Namen erhielt, weil sie aus sieben Quellen entspringt.

Sträucher und Felsen. „Habe von meinen Kameraden schon manches hören müssen wegen dem Aenneli," fuhr der Träger fort. „Sie lachen mich aus, daß ich dem Ding nachlaufe, das kaum drei Geißen im Vermögen hat; auch spotten sie, Aenneli habe rothes Haar; ist aber nicht wahr, s' ist braun wie Nußbaumholz und hat nur so einen röthlichen Abglanz, wenn die Sonne darauf scheint. Ich könnte unter reicheren und hübscheren auslesen, meinen sie. Aber seit ich in die heiter blauen Augen geguckt, welche glänzen wie zwei Leuchtwürmer unter einer Holderstaude, da mag ich gar keine andere. Und ist auch das Aenneli in einer der mindesten der braunen Hütten daheim, die wie Schwalbennester an diesen Bergen kleben, und trägts gleich nur einen dünnen braunen Kittel und hütet die Geißen, so ist doch was besonderes an ihm. Sähet Ihr das Aenneli einmal oben auf den Flühen sitzen und so in Gedanken über das Thal wegschauen, Ihr müßtet selber finden, es stecke ein so vornehmes Wesen in ihm, daß man meinen möchte, die reichsten Bauerntöchter des Siebenthals, denen an jedem Finger eine fette Alp hängt, wären fast zu schlecht, dem Aenneli als Mägde zu dienen."

Ich fragte, warum Aenneli den Meien nicht herabgeworfen habe. Der Bursche erwiederte etwas verlegen, er habe es bei dem Mädchen noch nicht weiter gebracht, als daß es ihn kommen und gehen lasse, wohl verstanden, so lange die Sonne am Himmel stehe. Samstag Nachts an das Gadenfenster zu klopfen, das gehe noch nicht an. Das Aenneli sey eben nicht wie andere Mädchen. Am liebsten gehe es mit seinen Geißen ganz allein, entweder an einsame verborgene Oerter oder hoch hinauf auf die Flühe, wo man weit über das Thal wegschauen könne. Dort sinne es dann den alten Geschichten des Siebenthals nach von den zerfallenen Burgen und den alten Klöstern; die wisse es alle auswendig, oder wenn es meine ganz allein zu seyn, singe es auch zuweilen Lieder nach alten wunderlichen Weisen.

So war ich also der Vertraute der Herzensangelegenheiten meines Führers geworden. Indessen gingen wir wieder etwas abwärts, der Wald wurde lichter und es öffnete sich die Aussicht in einen kleinen Kessel, eine Erweiterung der Schlucht, welche sich der Buntschibach ausgefressen. Auf einem künstlich geebneten Platz stand dort ein hohes und langes Haus, hell getüncht und mit einer Unzahl von Fenstern versehen. Das sey das neue Bad, sagte der Träger.

Das „neue Bad" oder „vordere Haus" wird hier zu Land der Ort genannt, wo diejenigen Brunnengäste untergebracht werden, die von der Quellennymphe von Weißenburg, oder vielmehr von Herrn Müller, dem Badwirth, besonders begünstigt sind. Den Gegensatz dazu bildet das „alte Bad" oder „hintere Haus," welches etwa eine Viertelstunde weiter hinten in der stets mehr sich verengenden Schlucht liegt. Das vordere Haus kann im hohen Sommer zwischen neun und drei Uhr von der Sonne beschienen werden. Ueber die fast überhängende Bergwand nach dem „hintern Bad" zu gucken, prästirt das Tagesgestirn selbst um die Mittagsstunde nicht. — Wenn die Bewohner des vorderen Bades ihre Köpfe in einem Winkel von fünfundvierzig Graden nach hinten senken, so sind sie im Stande zwischen bewaldeten Berghalden und senkrechten Felsen ein Stück wirklichen Himmels zu sehen; um nach dem Firmament schauen zu können, muß man sich im hintern Bad auf den Rücken legen. — In's vordere Bad geht nur, wer's vermag; es gibt dort nur Eine Tafel und werden nur appetitliche Gäste zugelassen; im alten Bade gibt es vier verschiedene Tische und wird für die Hablichen, die Halbarmen, die Dreiviertelsarmen und die Ganzarmen viermal besonders gekocht, und zu den leztern gehören die armen Schwindsüchtigen, welche vom Berner Inselspital eine Freikarte für Weißenburg erhalten, was ungefähr so viel ist als ein visirtes Wanderbuch nach der Ewigkeit.

Die Empfehlung des Arztes hatte mir Quartier im vordern Haus zugesichert. Herr Müller empfing mich aber mit der angenehmen Nachricht, daß mein Zimmer schon vergeben sey. Die Gäste, entschuldigte er sich, wären so zahlreich eingetroffen, daß er genöthigt sey, sie wie die Häringe übereinander zu schichten; seine eigene Familie habe ihre Betten auf dem Dachboden aufschlagen müssen. Es bleibe mir also nichts übrig, als nach dem hintern Bad zu wandern, wo noch etwelcher vorräthiger Platz sey. Es bedurfte der energischsten Protestation und eines großen Aufwandes von Ueberredungskunst, um mir endlich einige Kubikfuß Raum in der Zelle eines äußerst langen und dürren pasteur demissionaire aus dem Waadtland zu verschaffen. Diese Behandlung ärgerte mich um so gründlicher, als ich einige Augenblicke später in Erfahrung brachte, daß noch zwei der schönsten Zimmer des Hauses leer standen. Als ich Herrn Müller darüber zur Rede stellte, zuckte er lächelnd die Achseln und sagte, es thue ihm gräßlich leid, mich nicht besser unterbringen zu können; die quästionirlichen Zimmer seyen auf's festeste bestellt; er erwarte die Herrschaften von einem Tag zum andern. — Was war da zu thun, als sich in sein Schicksal und den langen, dürren, frommen, übrigens äußerst reinlichen und höflichen waadtländischen Zimmerkameraden zu ergeben?

Wer zu Weißenburg im vordern Bad anlangt, der muß sich's schon gefallen lassen, etwas weniges Spießruthen zu laufen, wenn er nicht etwa um Essenszeit eintrifft. Da steht am Wege ein runder Pavillon, wo sehr emsig gestickt, gestrickt, gehäckelt und gehechelt wird, aber nicht Hanf. Da sind an der Front des Kurhauses lange grüne Bänke aufgestellt, auf denen

während eines guten Theils des Tages dem Badearzt zum Troß Cigarren geraucht und der christlichen Nächstenliebe zum Schaden die Schwachheiten der Mitmenschen zergliedert werden. Hatte ich diese Scylla und Charybdis passiren müssen, so saß ich, um mich schadlos zu halten, nicht später als des andern Tages selber auf einer der grünen Bänke und steckte auf Beute lauernd eine Cigarre an.

Und siehe, es trat ein Zug neuer Ankömmlinge aus dem Wald und bewegte sich langsam den gewundenen Fußpfad herunter, den einzigen Weg, welcher aus der Welt zur Lauwassernymphe von Weißenburg führt. Voran ritt auf Herrn Müllers bekanntem alten tückischen Maulesel ein junger blasser Mann in gewählter Reisekleidung und von vornehmem Aussehen. Hinterher kam der braunlederne Tragsessel, von zwei keuchenden und schwitzenden Trägern geschleppt, und im Tragsessel eine Dame von starkem Embonpoint. Neben dem Tragsessel ging ein reich gallonirter Livreebedienter, mit allerlei rothen und blauen und grünen Tüchern, Mänteln, Regen- und Sonnenschirmen belastet. „Ah!" hieß es da auf den grünen Bänken und im Pavillon, „da kommt die Herrschaft für Nr. 1 und 2. Das müssen vornehme Leute seyn."

Ob dem Aufsehen, welches die Ankunft dieser frischen, so pompös aufziehenden Badegäste machte, achtete kein Mensch der Leute, welche ein Paar Dutzend Schritte hinter der fremden Herrschaft her ebenfalls auf das Bad zugesteuert kamen. Es war ein altes kleines Männchen in mausgrauem Ueberrock, das vorsichtig auf seinen Stock gestützt den gähen Rain herunter schritt. Neben ihm ging ein halberwachsenes Mädchen in äußerst sauberer Landestracht und mit zwei goldfarbigen langen Zöpfen, die ihm unter dem Brienzer Hut hervor über den Rücken hingen.

Die dicke Dame und ihr Livreebedienter, der blasse junge Mann, der mausgraue Alte und die kleine Siebenthalerin langten ungefähr zugleich vor der Thüre des Kurhauses an. Wie war da die ganze löbliche Gesellschaft im Pavillon und auf den grünen Bänken erstaunt, als Herr Müller das mausgraue Männchen und seine junge Begleiterin mit achtungsvollster Zuvorkommenheit ohne weitere Bemerkung in die Zimmer Nr. 1 und 2 führte, die vornehme Herrschaft aber zuerst stehen ließ und endlich derselben mit vielem Achselzucken, Lächeln und unendlichem Leidwesen erklärte, es sey kein Platz für sie da. Entweder müßten die Herrschaften in's Dorf zurück oder in's hintere Bad, oder aber, bis und so lange das eine oder andere Zimmer leer geworden, sich gefallen lassen, was möglich sey. Im letzteren Fall wolle er der Madame ein Bett im Gesellschaftszimmer zurecht machen lassen; der junge Herr werde vorläufig sein Lager auf dem Billard aufschlagen müssen, wo er eine ganz artige Gesellschaft von zwei oder drei andern Herren finden werde; der Kammerdiener könne sich im Dorfe einquartieren. Die dicke Dame fragte höchlich erzürnt, wie es denn komme, daß er für die Bauern noch freies Logis gehabt habe? Herr Müller zuckte wieder die Achseln und gab lächelnd den Bescheid, Herr Imobersteg habe seine Zimmer schon längst vorausbestellt.

Auf den grünen Bänken saß ein Kurgast, welcher zwischen Wimmes und Zweisimmen etwas bessern Bescheid wußte, als wir andern. Derselbe ließ sich denn auch nicht lange bitten, uns den Schlüssel zu Herrn Müllers Betragen zu geben und uns begreiflich zu machen, warum Vater Imobersteg in Weißenburg vor jedem andern Gast, und wäre er ein Prinz gewesen, den Vortritt bekam. Gehe man das Simmenthal hinauf und hinab, kein schöneres Haus finde sich, als das des Vaters Imobersteg. Frage man, wem die schönsten Alpen gehören, so heiße es: dem Vater Imobersteg. Und könnte einer in Vater Imoberstegs Gültenrodel blättern, er würde die meisten gäng und gäben Namen des Simmenthals darin finden. Man lese in den Chroniken, es hätte vor Zeiten das mächtige Geschlecht der Freiherrn von Weißenburg im Simmenthal geherrscht, von der Burgflüh bis über Böltigen hinaus. Die alten Herren von Weißenburg hätten kaum je im Simmenthal mehr zu bedeuten gehabt, als jetzt der Vater Imobersteg, obgleich er kein Burggraf sey, sondern ein Notar, was schon sein Vater gewesen. In seiner Jugend, hörten wir weiter, habe Vater Imobersteg wohl auch ein wenig über den Gantrisch hinweg in die Welt hinaus geschaut. Und weil nun die große Welt nicht zu ihm kommen wolle, und er nicht mehr in die große Welt hinaus möge, und doch gern mit der Welt auf dem Laufenden bleibe, so gehe er allsommerlich nach Weißenburg, um sich dort am kleinen Müsterchen zu betrachten, was jetzt in der Welt jenseits des Gantrisch und Stockhorns neueste Mode sey. — Das zweite bestellte Zimmer war für Vater Imoberstegs Enkelin Elsbeth, die er sich zur Kurzweil mitgenommen hatte.

Die Badegesellschaft im vordern Haus bildete einen ziemlich eigenthümlichen Mischmasch. Die von Herrn Druey verfolgten, eidweigernden Pastoren aus dem Waadtland, zu denen auch mein langer Zimmergenosse gehörte, waren sehr zahlreich vertreten. Zu ihnen gesellten sich einige schwindsüchtige Söhne reicher Wirthe und Müller aus dem „Bernbiet," welche bei gutem Wetter kegelten, bei schlechtem Wetter aber dem edeln „Binockel" oblagen. Das Berner Stadtpatriziat hatte einige Repräsentantinnen der exklusivsten Sorte gesandt, mit denen man einen Scheffel Salz gegessen oder doch mindestens etliche Eimer Thee geleert haben mußte, bevor man es wagen durfte, mit ihnen ein Gespräch über die herrschende Witterung anzuknüpfen. Basel war durch einige behäbige Millionäre mit Frauen und Töchtern vertreten, die einige

Aehnlichkeit mit gewissen Gemälden hatten, an denen man hauptsächlich die schönen Goldrahmen bewundert. Ferner war ein ziemlicher Ueberfluß an lang aufgeschossenen Pfarrerstöchteen vorhanden, schmal zwischen den Schultern, mit lang gestreckten Hälsen und tief herabhängenden Schmachtlocken. Auch die Ostschweiz hatte ihr Contingent von Hustern geschickt. Selbst von den gesegneten Gestaden des Mittelmeers, von Marseille, Triest, Smyrna, hatte der Ruf der Quellennymphe von Weißenburg gläubige Pilger hergelockt. Obgleich die Mehrzahl der Gäste der deutschen Zunge angehörte, so wurde doch vorzugsweise französisch gesprochen. Wie hätte man den anwesenden Franzosen zumuthen dürfen, deutsch zu verstehen?

Die Herrschaft, welche mit Vater Imobersteg angekommen war, führte den Grafentitel und irgend einen unaussprechbaren böhmischen Namen. Man nannte den jungen Herrn deßhalb und weil unter allen blassen und erdfarbenen Gesichtern der Badegesellschaft das seinige unter dem schwarzen Lockenhaar hervor am blassesten aussah, nur den „bleichen Grafen." Da in Weißenburg fette, wohlgenährte, rubicunde Gesichter zu den größten Seltenheiten gehören, so hieß die Mutter des bleichen Grafen per se die „dicke Gräfin."

Wie in andern Bädern, so ist es auch in Weißenburg Hausregel, daß der frische Ankömmling, sey er noch so vornehm oder reich, sich bei Tische untenan setzen muß. So kam es, daß unten neben mir Vater Imobersteg und das goldhaarige Elseli zu sitzen kamen. Ihnen gegenüber, auf der andern Seite des Tisches, erhielten die dicke Gräfin und der bleiche Graf ihre Plätze. Anfangs schnitt die Gräfin dem „Bauer," welcher ihr die schönsten Zimmer des Hauses weggeschnappt hatte, entsetzlich saure Gesichter. Fette Leute sind jedoch in der Regel gutmüthig und leicht versöhnt; Vater Imobersteg aber wußte zu leben und halte schon mit gar vielerlei Leuten Umgang gepflogen. Er sprach sehr geläufig französisch und befliß sich sogar jener rücksichtsvollen Galanterie der Herren von der alten Schule. Die Entrüstung legte sich und man wurde bald gut Freund mit einander. Die dicke Gräfin hörte mit wachsendem Interesse den klugen alten Mann in der schwarzseidenen Zipfelkappe von Land und Leuten, von Sitten und Gebräuchen des Simmenthals erzählen. Insbesondere aber wurde das kleine Elseli ihr Liebling. Elseli konnte zwar noch nicht wälsch wie der Großvater, auch nicht hochdeutsch, sondern nur siebenthalisch. Aber die Gräfin behauptete, dieß sey die schönste Sprache, welche sie je gehört; so hätten vor sieben- oder achthundert Jahren die Schloßfräulein auf den Ritterburgen gesprochen; auch hätten dieselben eben solche goldfarbene Zöpfe über den Rücken hängen gehabt, wie das Elseli.

Weniger mittheilsam war der bleiche Graf. Man sah es an den tiefen dunkeln Augenhöhlen, daß, obgleich noch jung, er doch schon viel gelebt und geliebt. Er schien sehr blasirt; um seinen Mund spielte ein bitterer, spöttischer Zug, und wenn er sprach, war es meist ein beißender Sarkasmus. Am gewöhnlichen Zeitvertreib des Weißenburger Kurlebens fand er wenig Gefallen. Weder mochte er mit den schwindsüchtigen Wirths- und Müllerssöhnen kegeln oder binockeln, noch mit den Basler Bankiers oder den salbungsvollen waadtländischen Pastoren auf und ab wandelnd an einem langen schläfrigen Gespräche haspeln; noch mochte er mit den magern Pfarrerstöchtern zwischen Steinen und Dornen am Berg herum klettern und Alpenblumen suchen. Am liebsten hätte er's jenem pfiffigen Bauersmann aus dem Emmenthal nachgemacht, der im hintern Bad von früh vier Uhr bis spät in die Nacht abwechselnd Käse und Schinken aß und Wasser trank, wobei er es beiläufig auf vierzig bis fünfzig Schoppen täglich brachte und in weniger denn acht Tagen mit seiner Kur fertig wurde. Zu einem solchen Experiment muß man freilich einen Emmenthaler Magen haben.

Ein alter Praktikus aus der Gesellschaft gab dem bleichen Grafen den Rath, sich nach einem Badschatz umzuschauen. Bessere Zeit und Gelegenheit, Liebe zu spinnen, finde sich kaum, als auf dem Bänklein am tosenden Wasserfall zu unterst im Garten, oder unter dem helldunkeln Tannenschatten der „Seufzerallee." Manchem Geständniß habe das Rauschen des Baches über die Lippen geholfen, und auf den hölzernen Bänken (an denen in den Umgebungen des vordern Hauses durchaus kein Mangel) sey spielend und tändelnd schon manches Band geknüpft worden, das sich unversehens zu einem unlösbaren Eheknoten gestaltet. Es hätte deßhalb schon manche fünfundzwanzigjährige Pfarrerstochter das Weißenburger Wasser getrunken, ohne Husten, werde von schlimmen Zungen behauptet.

Aber der bleiche Graf schien durchaus keinen Geschmack an fünfundzwanzigjährigen Pfarrerstöchtern zu finden, und die renommirtesten Schönheiten des vordern Hauses nannte er wegwerfend „Buttergesichter." Am liebsten zog er mutterseelenallein, das Skizzenheft unter dem Arm, aus, um sich, wie er sagte, irgendwo unter einer Tanne in's trockene Moos oder auf einer hohen Bergweide auf den feinen Grasteppich zu legen, den Wolken und den fliegenden Vögeln zuzuschauen und die reine linde Luft und den harzigen Duft der Tannen einzuathmen, was ihm besser behage, als das Geschnatter der Gänse und Gänschen, welche um die Weißenburger Quelle herum ihr Wesen trieben.

Täglich lieber ließ die dicke Gräfin ihren Sohn seinen einsamen Spaziergängen nachgehen, denn sie fand, er kehre täglich munterer nach Hause zurück. Sie sey mit ihm schon durch die halbe Welt gereist,

sagte sie, an alle Heilquellen und überall hin, wo eine gesunde Luft wehen soll, nach Montpellier, Nizza, Palermo, sogar bis nach Madeira; aber seine Wangen seyen stets blasser, seine Augen hohler und sein Husten trockener geworden. Erst hier in der Berg- und Waldluft von Weißenburg lebe er wieder frisch auf. Sie dürfe sich nun wieder der freudigen Hoffnung hingeben, den einzigen, fast schon aufgegebenen Sohn auf's frische gesunden und aufblühen zu sehen. — Der bleiche Graf selber schien sich in Weißenburg allmählig besser und besser zu gefallen.

Hans Pöhlen, mein alter Freund, der mir meinen Koffer getragen und sein Herz entleert hatte, ging täglich bei uns ab und zu. Es war eben seine Hantierung, die Siebensachen der anlangenden und abgehenden Kurgäste auf seinen starken Schultern vom Dorf in's Bad und vom Bad in's Dorf zu tragen, oder auch irgend einen der Gäste, welcher sich weder auf seine Füße verlassen, noch den Ritt auf dem tückischen Maulthier wagen mochte, im ledernen Tragsessel schleppen zu helfen. In den lezten Tagen aber schien es mir, als sey Hans Pöhlen nicht mehr derselbe muntere Bursche, welcher mit zwei Centnern auf dem Rücken über alle Berge hätte springen mögen und zu johlen verstand, wie selten einer im lustigen Siebenthal.

Als er eines schönen Morgens die Effekten eines abreisenden Kurgastes vom Bad nach dem Dorf hinunter tragen mußte, ging ich ihm nach und fragte ihn, wo es fehle. „Ach, Herr," gab er zur Antwort, „mit dem Aenneli ist es nun gar aus." — Das werde so gefährlich nicht seyn, meinte ich; Liebe müsse gezankt haben, um so zärtlicher sey dann hintennach die Versöhnung. — „'S ist schlimm genug," erwiederte Hans Pöhlen; „wir beide gehören nicht mehr zu einander." — Ob man wissen dürfe, was vorgefallen sey, fragte ich. — „O ja, wenn Ihr Geduld habt zuzuhören."

„Die Berge stehen fest," begann Hans Pöhlen mit einem schweren Seufzer. „Wie vor tausend und aber tausend Jahren schaut der Riesen in's Siebenthal hinein und über den Thunersee hinaus in die weite Welt. Aber Menschenwerk und Menschensinn sind veränderlich. Seht, Herr, dort wo der Buntschibach sich in die Simme ergießt, auf dem steilen Gütsch, gerad ob dem Weißenburger Dorf, stand vor Zeiten das Schloß der Freiherrn von Weißenburg. Vor etlichen hundert Jahren mag die Burg mit ihren weißen Thürmen und Mauern stolz über das Thal weggeschaut haben, und die Freiherrn von Weißenburg sollen gar mächtige Herren gewesen seyn. Jezt ist die Burg zerfallen bis auf wenig graues mürbes Gemäuer, das von Brombeeren, Haselgesträuch und wilden Holderstauden überwachsen ist. Im Siebenthal gibt es längst keine Freiherrn von Weißenburg mehr. — Jezt hört, Herr," fuhr Hans fort, nachdem er sich die hellen Schweißtropfen von der Stirne gewischt. „Mit dem Aenneli hat es eine besondere Bewandtniß. Aenneli hat nichts als drei Geißen zu eigen. Habt Ihr schon den langen grauen Altvater gesehen mit dem knochigen, eckigen Gesicht, das aussieht als wär's ein Stück verwitterter Fluh, das einer ab dem Gantrisch oder Stockhorn heruntergeschlagen? Er hat ein mühseliges Geschäft. In seinem hohen Tragkorb schleppt er zur Sommerszeit in Flaschen gefülltes Weißenburger Wasser vom Brunnen beim hintern Bad in's Dorf hinunter, wo es auf Wagen verladen wird, im Winter trägt er Kohlen. Schweigsam und aufrecht geht der Alte Jahr aus Jahr ein schwer beladen an seinem langen Stecken den steilen Weg. Das ist Aenneli's Vater und er heißt Peter von Siebenthal."

„Und dieser Schwiegervater hat dir zu wenig Batzen?" unterbrach ich den Träger, der aber verneinend den Kopf schüttelte. — „Seht, Herr, so schlecht des alten Peters Hütte ist und so sauer er sich sein Brod verdienen muß, so geht doch die Sage unter den Leuten, Peter von Siebenthal sey vom Stamm und Blut der alten Freiherrn, die einst von der Weißenburg herab über das Thal regirten. Und es geht ferner die Sage, die Weißenburg werde einst wieder aufgebaut werden, und die Sprößlinge der alten Freiherrn, die jezt in Schmach und Dürftigkeit leben, werden dann wieder auf dem Schlosse wohnen, reich, angesehen und voller Freuden. Aber Aenneli von Siebenthal ist die lezte ihres Namens."

„Da ist wohl Hans Pöhlen dem Freifräulein zu gering," warf ich ein. — „Aenneli ist stolz, troz seiner Armüthigkeit, und den ersten besten läßt's freilich nicht ein, der an sein Gadenfenster klopft. Von jeher gings am liebsten allein und trieb seine Geißen nach dem Gemäuer der alten Burg, wo es stundenlang sizt zwischen Brombeeren und Haselstauden und wegschaut über das Siebenthal. Zuweilen singt es dann auch ein oder anderes Lied, das von den Freiherrn handelt und welches es vom Vater gelernt hat. Wie oft bin ich hinter den Stauden gelegen, mäuschenstill, und habe den Athem an mich gehalten und gehorcht! Aber sobald es mich merkte, wars aus mit dem Sang; es schwieg still oder trieb gar seine Geißen fort an einen versteckteren Plaz. Es wäre aber schon noch anders gekommen, und zulezt hätte mich Aenneli doch noch lieb haben müssen."

Hans Pöhlen schwieg einige Augenblicke und schlug mit seinem eisenbeschlagenen Stecken auf den steinigten Weg, daß die Funken flogen; dann fuhr er fort: „Jezt aber sizt Aenneli nicht mehr allein, wenn es auf der Burg Geißen hütet, jezt läßt es sich nicht mehr stören, wenn schon einer auf seine Lieder horcht. Aber zwischen ihm und mir ist's aus!"

„Also ausgestochen, armer Hans! Nun, sprich,

wie bist du dahinter gekommen?“ — „Hat man Lieb im Leid, so weiß man nicht, was müde Beine sind. Machte gerade zum drittenmal schwer bepackt den Weg vom Bad in's Dorf, da höre ich von der Weißenburg her durch das Rauschen des Windes in den Bäumen und das Tosen des Buntschibaches Aennelis Stimme. Schnell verstecke ich meine Bürde in den Stauden und laufe, so geschwind mich meine Füße tragen, wohin das Herz mich zieht. Um Aenneli nicht zu erschrecken, schleiche ich mich so leis als möglich nach dem Gemäuer, verstecke mich hinter einen Busch und höre auf ihr Lied, das bald tief, bald hell tönt, wie wenn man große und kleine Glocken zusammenläutet. Nicht lange bin ich hinter den Stauden gelegen, so klettert ein Zweiter zur Burg herauf und sezt sich unter einen alten Holderbaum. Aenneli merkt nichts und singt im Fenster des Schloßthurms, von welchem aus man fast bis Boltigen hinauf sieht, ihr Lied zu Ende. Jezt klatscht der unter dem Holderbaum, als säße er in der Komödie. Aenneli schreckt auf, in einem Satz springt es vom Thurmfenster herab und sucht die Geißen fortzutreiben. Man sagt, es gebe giftige Schlangen, welche mit ihren Blicken die Vögel von den Bäumen locken können, daß sie ihnen gern oder ungern in den offenen Rachen fliegen müssen. Wie es kam, wüßt' ich nicht zu sagen, aber Aenneli ging nicht. Nicht lange, so stand es unter dem Holderbaum und horchte auf das Geplauder des bleichen Grafen, der mit Blicken, die wie Funken aus seinen hohlen Augen fuhren, es gebannt hielt, und achtete nicht des bösen Spottes, der auf seinen weißen Lefzen saß.“

Wir waren indessen bis an jene Stelle gekommen, wo der Weg sich jäh nach dem Dorfe hinab senkt und Hans Pöhlen vor noch nicht vielen Tagen die Lust und Freudigkeit seines Gemüths in einem lauten Gejohle über das Dorf weg hatte tönen lassen. Jezt blickte er finster vor sich hin. — „Ich habe mich fortgeschlichen wie ein Schelm,“ schloß er seinen Bericht. „Seither geht der bleiche Graf jeglichen Tag nach der Burg, und Aenneli treibt nicht minder seine Geißen hin. Seit ich sehen mußte, wie Aenneli unter dem alten Holderbaum des bleichen Grafen Kopf auf dem Schooße hielt und ihm die schwarzen Locken aus der Stirne strich, bin ich nicht mehr auf die Lauer gegangen. Ich glaube, es hätte ein Unglück geben können.“

Hans Pöhlen ging mit seinem schwerbepackten Räf * und der kaum viel leichteren Bürde seines Liebeskummers traurig nach dem Dorf hinunter. Ich wandte mich rückwärts dem Bade zu.

* „Räf“ wird ein hölzernes Gestell genannt, welches an Lederriemen um die Schultern gehängt wird und in Gebirgsgegenden dazu dient, schwere Lasten auf dem Rücken zu tragen.

Scheute ich einen Umweg nicht, so konnte ich einem Fußpfad folgen, der zuerst aufwärts nach dem Bergdörfchen Oberweißenburg und dann über schöne Matten wieder abwärts nach der Schlucht des Buntschibaches und den Kurgebäuden führt. An diesem Weg, im Schatten eines Nußhaages und etlicher breiter Apfelbäume steht eine einfache hölzerne Bank. Die Kurgäste nennen sie die Engländerbank. Von der Engländerbank aus sieht man ein gut Stück des Simmenthals über Oberwyl hinaus bis gegen Boltigen. Man könnte an den grünen Thalwänden Hunderte und Tausende von kleinen braunen Hütten und Heugaden zählen. Im fernen Hintergrund sieht man die hohen Gräte und Hörner, auf deren unwegsamen Höhen die Grenzen der drei Kantone Bern, Waadt und Freiburg zusammen stoßen. Unter diesen wild zerklüfteten Bergspitzen macht sich besonders bemerklich der „Münch;“ man sollte meinen, es sitze dort ein Riese in einer Mönchskutte, die Kapuze über den Kopf gezogen und die Hände auf die Knie gelegt. Dieser anmuthigen Aussicht zu lieb wird die Engländerbank von den Weißenburger Gästen fleißig besucht, insbesondere von denen aus den Flachländern, welchen der Anblick einer großartigen Gebirgswelt ein ungewohntes Schauspiel ist.

Um nicht in meinen eigenen Fußstapfen zurückzukehren, schlug ich diesen Umweg ein. Auf der Engländerbank traf ich die dicke Gräfin, welche sich von ihrem blaugelben Bedienten hatte hinaufschleppen lassen. Ihr Liebling, das goldhaarige Elseli im königsblauen Jüpplein und Mieder und dem breiten Brienzer Hut hatte sie begleitet, und dem Elseli war der mausgraue Großvater mit der schwarzseidenen Zipfelkappe gefolgt. Die dicke Gräfin war in rosigster Laune; ein zufriedenes Lächeln schwebte auf ihren breiten, fettglänzenden Zügen. „Wie sind mir eure schönen Berge, eure grünen Thäler, eure duftigen Wälder lieb geworden!“ rief sie mir schon von weitem zu. „Die laue Quelle und die würzige Bergluft wirken Wunder bei meinem Sohn.“

Ein plötzlicher Gedanke schien ihr durch den Kopf zu fahren. „Wer sind die Grundherrn dieses schönen Simmenthals?“ fragte sie den Vater Imobersteg. — Er erwiederte, die Aecker und Matten im Thal, zum Theil auch die Alpen gehörten den Bauern in den Dörfern; freilich habe mancher an seinem verschuldeten Gütlein schwer genug zu tragen. Andere Alpen und Sennberge seyen Eigenthum reicher Berner Herrn oder machen einen Theil des Vermögens des großen Berner Inselspitals aus. — „Gibt es denn hier zu Land keine adeligen Grundbesitzer, welche auf ihren Schlössern wohnen, dem edeln Weidwerk obliegen und die sichtbare Vorsehung ihrer Bauern sind?“ — Solcher Leute, antwortete der Alte, habe sich das Simmenthal früher auch zu erfreuen gehabt, es sey aber schon etwas lange

her. Da seyen z. B. ganz in der Nähe die Freiherrn von Weißenburg auf ihrem Schlosse gesessen, der lezte sey aber schon um das Jahr 1380 gestorben. Den bessern Theil seiner Besitzungen habe Bern geerbt, den Rest seine Schwestersöhne, die Herrn von Brandis, welchen das obere Land von Boltigen bis nach Saanen unterthan war. — „Mit der tiroler Linie der Brandis," bemerkte die Gräfin erfreut, „steht unser Haus in entfernter Verwandtschaft. Hat die Familie vielleicht noch Besitzungen in der Nähe?" — Der Bär habe, als er noch jung war, gar einen guten Magen gehabt. Seit vierthalb hundert Jahren wisse man auch von den Grafen von Brandis nicht mehr viel im Siebenthal. Nach ihnen hätten die gnädigen Herrn von Bern hier regiert; jezt aber regiere sich das Siebenthal als gleichberechtigter Theil der Republik Bern und der schweizerischen Eidgenossenschaft selbst und die Schlösser der alten Grafen und Freiherrn werden gegenwärtig ausschließlich von Dohlen und Eulen bewohnt.

Die dicke Gräfin schien von diesem Bescheide einigermaßen betroffen. Da kam leuchtenden Blickes und leichten Schrittes ihr Sohn in der Richtung der alten Burg her gegangen. Mit sichtbarer Genugthuung ließ die Mutter ihre Blicke auf ihm ruhen und streichelte seine Wangen, die fast einen Anflug von Röthe hatten.

„Ich hatte einen Gedanken," sagte die Mutter. „Da dir, mein lieber Sohn, die Luft dieser Gegend so wohl behagt, so wäre ich geneigt gewesen, mir in diesem Thale einen Landsitz oder ein Rittergut zu erwerben. Dieser gute Mann erzählt mir aber, die alten adeligen Geschlechter seyen hier zu Land alle ausgestorben. Da können wir doch nicht unter die Bauern in eine Aelplerhütte sitzen." — Der junge Graf sezte sich zu den Füßen der Mutter in's Gras und schlang einen Arm um ihre dicke Gestalt: „Weißt du was, liebe Mutter, ich habe hier zunächst eine schöne Ruine entdeckt, die kaufst du und läßt sie im alten Style wieder aufbauen. S'ist ja bestes Genre, alte Burgen und Schlösser herzustellen. Da sitzen wir dann zwischen den grünen Bergen, athmen den würzigen Duft des Tannenharzes, trinken laues Weißenburger Wasser, so viel uns behagt, und führen ein biederes Ritterleben, gleich den alten Freiherrn von Weißenburg." — „Doch nur während der Hundstage," meinte schalkhaft Vater Imobersteg.

Voll Verwunderung hörte die dicke Gräfin die unvermuthete landjunkerliche Anwandlung des geliebten Sohnes. Mit Freuden ging sie auf den Gedanken ein. War sie ja zudem mit den Grafen von Brandis verwandt, welche Schwestersöhne und Erben des lezten Freiherrn von Weißenburg gewesen, und also die Erwerbung des alten Schlosses so zu sagen der Rückkauf eines alten Familienguts. Der Vater Imobersteg bestärkte sie nachträglich noch durch die Bemerkung, der alte Adel im Siebenthal sey doch noch nicht völlig ausgestorben; es gebe wohl noch jezt Sprößlinge der Rittergeschlechter, die einst in den Hallen der Weißenburg mit denen von Brandis die Humpen geleert. Derer von Gunten, von Allmen, von Ringoldingen seyen ihm noch genug bekannt. Wenn die Frau Gräfin ihn einmal mit einem Besuch in seinem geringen Hause beehren wolle, so werde er sich ein Vergnügen daraus machen, die Namensträger des alten siebenthaler Adels der neuen Freifrau von Weißenburg vorzustellen. Nur müsse er bemerken, daß sie etwas weniges herunter gekommen seyen.

Sichtlich erfreut über diese Nachricht, sagte die dicke Gräfin ihren Besuch dem Männlein mit der Zipfelkappe zu, welches bei ihr um ein merkliches im Ansehen stieg, da der alte Adel des Landes es nicht zu verschmähen schien, in seinem Hause einzusprechen. Freilich, meinte sie, es müßten fürchterlich verbauerte Landjunker seyn, diese Herrn von Gunten und von Allmen, aber um so ehrwürdiger sey ihr uralter Adel.

Aus Süddeutschland an die Adria.

III.

Wie Diogenes trugen wir all das Unsere in den Ranzen gepreßt auf allerhöchsteigenem Rücken, und das ist eine wahre Pracht, mit Einem Ruck durch die Menge der vielhöckerigen Kameele, die mit ihren Kisten und Schachteln und Säcken und Taschen und Kapseln nie und nimmer in's rechte Himmelreich des Reisens eingehen können, über die Landungsbrücke frank und frei in's Zollhaus und nach kurzer Musterung auf eigene Faust in's nahe gelegene Gasthaus zu schreiten, in dessen obere Gelasse nach hiesiger Bauart granitene, wohlüberwölbte Treppen führen. Da sind wir denn im ruhmreichen Kaiserstaate und lassen's uns wohl seyn an seinen reichgedeckten Tischen. „Sie kommen aus Deutschland, meine Herren?" schallt's von der Ecke herüber. Wer kommt aus Deutschland? denken wir und schauen uns um im Zimmer und Gewissen. „Sie sind doch Deutsche?" Nun ja freilich, alles um uns her ist ja deutsch vom Scheitel bis zur Sohle, keine fremde Sprache ist in der ganzen Gesellschaft zu hören, und doch — kommen wir aus Deutschland! Das war als würde uns das Brett unter dem Fuße weggezogen, unser deutsches Bewußtseyn bekam ein jämmerliches Loch, und alles, was uns erquickte und erfrischte, bis auf die edeln Knöd'l und Schnitz'l herab, drohte hindurchzufallen. Ja, wir müssen denn wohl aus Deutschland kommen, nicht aus Preußen, nicht einmal aus Bayern, sondern nur aus Deutschland, als nackte pure geographische Begriffsmenschen, als bloße Deutsche im lieben deutschen Lande Oesterreich ob der Ens begrüßt! Unsere Väter, wenn sie donauabwärts fuhren, kamen doch aus dem „Reich," wir nur aus der Landkarte, über welcher die geduldige Nadel des Kupferstechers vom Rhein bis an die Donau herüber sich im Malen großer Uncialbuchstaben geübt hat. Es war uns recht erbärmlich zu Muthe, da wir so plötzlich aus und außerhalb Deutschland seyn mußten mitten unter den blauäugigen Linzerinnen und Linzern, und schier hätten wir angestoßen auf „kein Oesterreich, kein Preußen, sondern ein einiges Deutschland!" wenn wir nicht, wie die Zeitläufte sind, mit solchem erzherzoglich österreichischen Worte allzusehr anzustoßen hätten fürchten müssen. Daß es möglich wäre, die Kluft zu überbrücken, und wär's auch nur mit Baumwolle, die arge Kluft, die Deutschland von Deutschland trennt! Fielen einmal die Zollschranken, so könnten sich die unnatürlich zerrissenen Glieder desselben Leibes doch wieder an einander gewöhnen und die Handelseinheit gäbe doch vielleicht wieder auch eine Einheit des Dichtens und Trachtens.

Aber freilich, indem wir das wünschen, will auch das Brett unter dem andern Fuße weichen. Was ist doch das für ein Geld, das man uns auf unsere klingende Münze herausgibt? Wohl ist's heute allenthalben eine papierene Welt, und ein Stück Papier, worauf ein Thaler oder zehn Gulden stehen, ist eben auch nur ein Fetzen, kaum des Verbrennens werth. Aber da soll ich den Fetzen eines Fetzens hinnehmen, auf dem ursprünglich schwarz auf grau gedruckt stand: sechs Kreuzer! Davon ist nichts mehr zu lesen vor Schmutz, der sich angesetzt hat, seit die erste Kellnerin kurzweg ihn zwischen die Finger nahm und mit einem kühnen Riß dem Kaiser in's Münzrecht griff. Ein halbirter Sechser ist ja überall ein Groschen, und obwohl der Kaiser es verboten, so gebietets doch die Noth, die eisenbrechende, und der Kaiser befindet sich gar nicht so übel dabei, wenn seine Gulden und Zwanziger und Zwölfer und Sechser also in die Brüche fallen. Die zerrissene Papiermünze wird bei öffentlichen Kassen nicht angenommen, und so vollzieht sich eine ganz eigenthümliche Schuldentilgung in den Tausenden von Fetzen, die von Hand zu Hand gehen, bis sie unkenntlich und unbrauchbar letztlich und recht eigentlich zur todten Hand liegen bleiben. Der letzte, dem das Todtengräberamt zufällt, ist dann freilich betrogen, allein Tugend ist's ja, sich für das Allgemeine zu opfern.

In der That, ein gelindes Grauen erfaßt den „aus Deutschland" Kommenden bei solcher vollständigen Einpapierung, und es kostet viel Ueberwindung und lange Uebung und dann erst noch einen täglich neuen Anlauf, all sein Sach auf dieses Nichts zu stellen. Und dann noch diese verschiedenste Währung der unglückseligen Münze nicht bloß von Kronland zu Kronland, sondern vielfach von Stadt zu Stadt, ja von Dorf zu Dorf! Hier gilt der Fetzen fünfzehn, dort nur zehn, hier sechs, dort nur drei, hier achtundzwanzig, dort nur fünfundzwanzig Kreuzer, und verschmizte Kellnerinnen und verschlagene Wirthe treiben ein wahres Börsenspiel, zumal mit dem Fremden. Dieser hat dann noch im besondern mitzuleiden an der allgemeinen Vertheurung des Lebens in den so

gesegneten, sonst so wohlfeilen Landen. In der Schweiz reist es sich gegenwärtig nicht theurer als in Oesterreich. Da ist schwer abzusehen, wie bald es besser werden soll und wie auch nur eine Handels- und Zolleinigung mit einem Lande erfolgen kann, in dem ein Silberzwanziger, wenn er sich je irgendwo sehen läßt, wie ein urweltliches Wunderthier im Naturalienkabinet angestaunt wird. Auf, gewaltiges Oesterreich, rufen wir mit dem Dichter, auf und thu's den andern gleich! den andern, die doch wenigstens im Kleinverkehr so etwas wie Geld in die Hand geben, ohne freilich damit beweisen zu können, daß wer im Kleinen treu ist, auch im Großen treu sey. Wenn einmal Europa an der Auszehrung sterben und als vollendet bankbrüchig vom Schauplatz der Weltgeschichte abtreten soll, so muß im Namen der Schönheit doch der Wunsch gelten, es möchte wenigstens mit Anstand gestorben und mit würdevollem Plaudite! die Rolle geendet werden.

Nachdem wir glücklich unsere wohlverwahrten holländischen und französischen Goldvögel in ächtes, rechtes kaiserlich königliches Papiergeld eigenzüngig umgetauscht und so den ersten Acclimatisationsversuch gemacht, eilten wir auf die Höhe zu kommen durch die bergigen Gassen der nirgends besonders gebäudeschönen Stadt, vorbei an der steinernen Wolkensäule, auf der inmitten des Marktplatzes die heilige Dreifaltigkeit über den Statuen des Jupiter und Neptun steht, zum christlichen Andenken an die einstige Errettung von der Pest und den einfallenden Türken. Da ist dicht über der Stadt ein strahlender Punkt zum köstlichen Abendimbiß für Leib und Seele. Die „Schweizerhütte," also genannt von ihrer (nicht sehr glücklich) den Schweizer Styl nachahmenden Gestalt, ist ein Gasthaus für Chokoladetrinker und Billardspieler, mit einigen Anlagen umgeben und durch künstliche Wege mit den schönsten Plätzen des steil abfallenden Berg- und Felsenhanges verbunden. Da liegt tief unten zu den Füßen die kaiserliche Donau, von hohen, schroffen Wald- und Felswänden in vielfachen Vorsprüngen eingefaßt, bis sich weit oben gegen Westen das Thal durch lieblich grüne Bergkuppen schließt. Die Sonne, eben noch verdeckt durch eine dunkle Wolkenbank, zerreißt und durchglüht dieselbe, und mit unbeschreiblicher Pracht wirft sie über einen fernsten Bergsattel mit vollen Händen all ihr Gold wie zum Fenster heraus in dieses mächtige Felsenthal, dessen schmalen Grund links und rechts Straßen säumen und Bauten und Werke fleißiger Hände schmücken. Auf den glitzernden Fluthen trägt der Fluß breit und voll und stolz den goldenen Schein und Wiederschein herab zur Stadt, die schon in Dämmer sich hüllt, während unserer Höhe gegenüber Feld und Dorf und Wald, immer höher zu der ganz oben in der Ferne zwischen Festungsthürmen ragenden Wallfahrtskirche auf dem Pöstlingberge sich emporgipfelnd, im Purpurlichte schwimmt. Das ist ein Abschiedsgruß, wie nur die Königin des Himmels ihn zu geben vermag, das sey uns goldene Währung, wie aus solcher Wiege morgen uns aufstehen muß ein neuer sonniger Tag!

Die Sonn' erwacht mit ihrer Pracht, aber mit ihr auch ein grimmiger Nordwest, der unsern Morgengruß sehr kühl erwiedert. Der Stellwagen nach Steyer ist bestellt, außer uns zweien soll er draußen in der Vorstadt noch jemand aufnehmen. So haben wir Platz und richten uns ein. Der Wagen hält, der Schlag geht auf und die mitreisende Seele sammt Mantel und Schachtel und Hündchen steigt ein. Wir machen der freundlich grüßenden Matrone Platz, schließen die Glasthüre und wollen weiter. Da faßt sich die noch mit ihrer Einrichtung beschäftigte Frau, und „bitt um mein' Mann," ruft sie beweglichst zu uns herüber und zu dem Schlage hinaus, wo in der That ein Bündel Stöcke, Pfeifen, Regenschirme nebst einem wohlverwahrten, festzugeknöpften, mit Pelz und Mantel am 19. Juni versehenen alten friedlichen Schnurrbart auf Einlaß wartet. Den lassen wir ein, der verderbt nichts, und gegen Feuersgefahr hat er uns durch gutschließende silberne Pfeifendeckel versichert. Zuerst jedoch, zum Einstand, wird, wie später zum Ausstand, eine ächte k. k. Cigarre angesteckt, dann zwischen Voressen und Nachtisch hinein kommt das Hauptgöttermahl, die lange behagliche Friedenspfeife. Wo nur erst zwei Cigarren beisammen sind, da ist der Friede und die Freundschaft leibhaftig in der Mitte. So zieht denn auch Orestes vom Leder und Deutschland und Oesterreich dampfen lustig um die Wette. „Aber warum rauchen's denn nicht?" spricht zu mir die Ehehälfte. „Sie genieren mich nicht, rauchen's doch," setzt die längst abgeräucherte Dulderin auch schlechtester Cigarren zum Ueberfluß hinzu. — „Ich rauche gar nicht!" — „Ist nicht möglich!" versetzt sie mit dem unglaublichsten Gesichte; „kann's denn einen Mann geben, der nicht raucht?" Je nun, darum komm ich eben aus Deutschland; da kann es, wie Figura zeigt, noch ungeräucherte Jungen geben, wenn auch in Oesterreich die nicht rauchenden Exemplare unserer Gattung bis auf die Wurzel ausgestorben wären.

Die Straße zieht auf dem welligten Boden des „österreichischen Stufenlandes" durch Wald und Feld dem Süden zu; wie fahren über die im weiten Kiesufer sich fast verlierende Traun; in einigen Stunden sind wir in Ens. Das Städtchen, auf dessen Ostseite die Ens im breit und tiefeingerissenen Bette ihre Wogen der nahen Donau zuwälzt, hat von seiner grauen Vorzeit fast nichts bewahrt. Hier stand das römische Standlager der zweiten Legion (Laureacum, jetzt, eine Viertelstunde von der Stadt, das uralte Dörfchen Lorch) und einer Donauflotte, norisches Eisen

wartete hier auf Käufer und eine Schildfabrik versorgte die Legionen. Die Völkerwanderung vertilgte die Römerstadt; aus der Ensburg, welche die Bojoarier, die Bayern gegen Hunnen und Avaren bauten, entstand die heutige Stadt. Sie ist die Märtyrerstätte des großen Heiligen, den man an tausend und abertausend Häusern der katholischen Welt in Stein und Farbe sehen kann, mit dem Schöpfkübel vor brennenden Gebäuden als wackern Nothhelfer in Feuersgefahr, wobei auch einmal mit dem trostreichen Spruche darunter: „Ich' bitt dich, heiliger Florian, verschon mein Haus, zünd' andre an!" über welche christliche Fürbitte wenigstens jene evangelische Landeskirche nichts sagen durfte, in deren altem Gesangbuche der Liedervers stand: „Du wollest, Herr, fürder gnädig seyn, dem Lande Reuß, Schleiz, Greiz und Lobenstein, und wollen andere auch was han, so sollen sie Dir's selben sa'n." Unser Florian war als römischer Tribun Christ geworden, in der Verfolgung unter Kaiser Galerius (304 nach Christus) wurde er, weil er sich weigerte, den Göttern zu opfern, mit einem Stein am Halse in die Ens gestürzt und zu billigem Ersatze nachher heilig gesprochen. Der, dessen Feuereifer vom Wasser nicht gelöscht wurde, mag ja nun wohl ein göttliches Recht haben, dafür überall, wo es brennt, Wasser in's Feuer zu gießen. Geht es mit dem kirchlichen Brande fort, wie er seit Jahren geschürt wird, so können wir einen solchen Feuerlöschhauptmann mehr und anders brauchen, denn je; aber ich stehe ihm nicht dafür, daß er von denen, die lieber Oel in's Feuer gießen, wenn er nicht mitthut, trotz seinem Heiligenschein nicht nochmals in die Ens gestürzt werden könnte.

Während umgespannt wird, betrachten wir uns den frei inmitten des viereckigen Platzes stehenden großen Quaderthurm, den Kaiser Maximilian I. erbaute und von dessen Höhe aus die westlich von der Stadt auf einer Anhöhe gelegene Tillysburg sichtbar ist, ein Geschenk Ferdinands II. an jenen Hauptfeuerbrand des dreißigjährigen Krieges, den „frommen und sanften" Zerstörer Magdeburgs, dessen Tugenden manche heute so preisen. Dann gehts hinaus vor die, einst mit dem Lösegeld Richards des Löwenherzigen erbauten Mauern hinab in fruchtbares Wellenland, mit jedem Schritte näher den heute in graue Mäntel gehüllten Bergen Oberösterreichs.

Die Stadt **Steier**, die wir um Mittag erreichen, gehört noch zum Erzherzogthum Oesterreich. Die Nordseite derselben, Steierdorf, ist steil den Berg heraufgebaut und von der Höhe bietet sich auf die reizend im breiten Thale liegende Stadt, so wie auf die Gegend umher eine köstliche Aussicht. Die Stadt liegt anmuthig auf der Halbinsel, welche Ens und Steier an ihrer Vereinigung bilden. Mit ihren neun Vorstädten zählt sie etwas über 10,000 Seelen meist aus Tubalkains Zunft. Zweihundert Meister mit ihren rußigen Gesellen verarbeiten hier jährlich zweiundzwanzigtausend Centner des besten Eisens zu Waffen, Messern, Feilen, und was sonst noch der Crystallpalast von Meisterstücken altsteirischer Tüchtigkeit ausstellte. Eisenhämmer die Menge liefern aus der Umgebung das Zeug dazu, aber auch das Wollengewerbe muß, wie ein Blick auf die Läden zeigt, hier blühen. In der Poesie ist Steier — durch Blumauer vertreten, die steirische Grobschmiedsnatur, die hier zwischen Strumpfwalkereien und rußigen Werkstätten ihre Wiege hatte. Es ist heute gerade Wochenmarkt, da tummelt und treibt sichs durch Buden und Läden, daß wir nur langsam hindurchsegeln können. Außer an dem großen, mit zwei Springbrunnen geschmückten Platze sind wenige ansehnliche Häuser zu sehen; die Dächer sind wie im Salzburgischen sehr flach. Die stattliche Pfarrkirche hat der Miterbauer des Wiener Stephan den Steirern im Jahr 1443 gebaut. Auf hohem Felsen steht das Lambergische Schloß an der Stelle der alten steirischen Burg; ein schöner Kirchhof ladet die Todten zur Ruhe. Wir aber lassen den Lebenden ihr Recht, landen glücklich beim Mittagstische im wackern Gasthaus zum Schiff und thun uns gütlich nach Kräften.

Nach überstandenem Imbiß wollen wir endlich einmal Herr unserer Füße werden und apostolisch die vielgerühmte, wenigbetretene „Eisenstraße" durch das Ensthal durchwandern. Nach Fußgängerrecht lassen wir bald Fluß und Straße sich rechts um die Berge winden und steigen im prächtigen Buchenschatten den einsamen, viel näheren Waldweg durchs Mühlenthal empor. Es geht lang und hoch her, nach und nach an acht Mühlen vorbei; die Sonne glitzert durch die über uns sich wölbenden Lauben und in den neben uns über bemooste Steine hinrauschenden Mühlbach; Wolken sammeln sich oben am hohen Himmel und eilen, nachdem sie die einsamen Wanderer sich beschaut, wie diese selber gemessenen Laufes vorüber; einmal senden sie auch einen recht ernstlichen Gruß herab, und gerne lassen wir uns dadurch an die Herberge mahnen, die gerade zur Stelle den gastlichen Arm herüberstreckt. Bei einem Glase steirischen Bieres geht die Rede zwischen dem gesprächigen Wirth und den einsylbigen Gästen hin und her, und als jener erfahren, daß die zwei Reisenden aus Württemberg kommen, kann er die Frage nicht unterdrücken: „Ist Württemberg auch ein Land?" Sanftmüthig helfen wir dem kleinen Cannabich da eiligst zurecht, daß Württemberg freilich auch ein Land sey, und was für eines!

Noch galt es eine ganze Stunde zu steigen, bis wir auf dem Grate des Gebirgssattels waren, um nun steiler abwärts zu kommen. Rechts und links am Wege tönt aus Schmiede um Schmiede der Hammer im Takte. Nur wenige Häuser hat **Arzberg**

brunten im Thale sich vorbehalten, die meisten sind rings auf der Höhe umhergezettelt. Im Orte steht die größte Eiche Oesterreichs in der Nähe des Gasthauses; das Lusthaus dabei hat den Umfang derselben. Hier eröffnet sich eine reizende Ansicht des tiefen, engen, dunkelgrünen Ensthales, auf dessen rechter Seite die schmale Straße stracks nach dem nahen Losenstein führt. Die Sonne neigt sich zum Untergange und sendet ihre lezten Strahlen herein. Im Abendlichte glüht links oben die Burgruine der alten Losensteiner und das Herz jauchzt ob dem prächtigen Anblick, den die Felsenburg, der Waldhang und der im engen Bette zu unsern Füßen wallende Strom im Spiel der Lichter und Schatten gewährt. Das Dorf Losenstein erreichen wir mit sinkender Sonne; die Hämmer von 104 Nagelschmiedmeistern und achthundert Gesellen, die wöchentlich bis zu sechshundert Centner Nägel hier schmieden, machen Feierabend, vor den Häusern stecken geschäftige Hände noch frische Maien — nicht uns, sondern dem Herrgott zum morgenden Fronleichnamsfeste — aus der Kirche tönt der Vespergesang, die Glocken läuten das Fest ein und uns nimmt vielverheißend das Posthaus auf zu gutem Abend und guter Nacht.

Die „Eisenstraße" durch's Ensthal ist keine Eisenbahn, nicht einmal eine rechte Poststraße. Nur zweimal wöchentlich fährt ein Postwagen hindurch und nach Stellwagen und andern nützlichen Dingen der Art fragt man da vergeblich. In so abgelegenem Gebirgsthale, fern von den Heerstraßen der Welt, sollte dafür ein recht ruhiges Stillleben seyn in alter biederber Sitte und Treue. Aber wie horchten wir auf, als wir in der Mitte der beim Schoppen sitzenden Gäste ganz dieselbe Unzufriedenheit und Unlust, ganz dieselbe Glaubens- und Bodenlosigkeit des hohlen Raisonnirens, ganz dieselbe politische Kannegießerei, ganz dieselbe radikale Fürstenfresserei, ganz dieselbe emancipirte Rohheit fanden, wie man sie im Reich, in „Deutschland," seit drei Jahren zu verfluchen hatte. Also auch hier im Gebirge „die Milch der frommen Denkungsart in böses Drachengift verwandelt," um mit Professor Wilhelm Tell ästhetisch zu reden! Ja freilich, was je für die moderne Welt verschlossen war, das hat Erzherzog Johanns Zug nach Frankfurt all den bösen Schwaden geöffnet, welche die gebildete Welt des Flachlandes und der Flachköpfe mit Schatten des Todes bedecken. Die über alle Begriffe verbreitete Presse hat dazu das Ihre gethan und gründlich nivellirt. Die politische Revolution zwar ist politisch, soldatisch gedämpft, aber wenn selbst in Oesterreich, selbst in der Steiermark, wo wir es uns noch vor einem Jahrzehnt so urerzväterlich gedacht haben, eine solche Umwälzung mit den Geistern und Gesinnungen vor sich gegangen ist, wer wird die aus den Fugen gegangene Welt wieder einrichten!

Doch vielleicht wird's tiefer hinein anders, denn noch sind wir nicht eigentlich da, „wo der Steirer Eisen reckt;" auch Losenstein, obwohl schon ganz inner den Bergen, gehört noch zu „Oesterreich ob der Ens." Von den Gesprächen der Wirthsstube und von den schlimmen Wetterpropheten — nicht bloß auf die kommenden Jahrzehnte, sondern leider schon auf den morgenden Tag — geziemend verstimmt, eilen wir zu kurzer Nachtruhe, denn ehe der Tag graut, soll's weiter gehen mit Extrapost.

Das Posthorn schallt am trüben Morgen unlustig in's Ohr. Wir fahren rasch dem Tag, aber auch dem Regen zu. Bald erscheint Reich-Raming mit seinen zehn Eisenhämmern, welche den berühmten Scharfschachstahl liefern, seiner großen Messingfabrik und seinen vierzig Köhlereien, Groß-Raming, ebenfalls mit Eisengewerben; dann zieht sich links ein Seitenthal hinein, auf dessen Höhe die alte Sebastianskirche, der einstige Aufenthalt des heiligen Sebald, des früheren Dänenkönigs, liegt, und in kurzer Frist sind wir vollends zu Weyer, der ersten Poststation. Das ist ein Markt von etwa 1300 Einwohnern, Sitz des Oberinspektors aller Hammerwerke der k. k. Hauptgewerkschaft inner Bergs, voll von Eisenwerken, Blechhämmern und Stahlhämmern, einer Wagenfederfabrik u. s. w. Aber unter allen Dächern ist Ruhe, die Kirche feiert ihr höchstes Jahresfest. Gruppenweise schreiten die Gläubigen unter breiten Regenschirmen zur Mutterkirche aus den Thalspalten hervor; haufenweise sammeln sie sich in den nassen, mit kopfhängerischen Maien gezäunten Straßen des Orts, dichtgedrängt sitzt Mann und Weib im Wirthshause, um sich mit einer warmen Morgensuppe auf die naßkalte Kirche zu stärken. Alles schaut zu den grauen Wolken auf und grau wird bei solchen Aussichten auch unsere Fußgangstheorie. So spannen wir denn ein kleines goldenes Füchslein vor und bestellen in seinem und Gottes Namen die zweite Extrapost, um den schlimmen Propheten zu entfliehen, welche uns wochenlange Nässe verheißen, wenn sich hier die Gebirge einmal den Regenmantel umhängen.

Wir selbst, auf den Juni eingerichtet, verhängten uns leidlich mit einem weißen Pferdeteppich, und nun ging's mit verhängten Zügeln eine Station im Verhängniß des heutigen Tages weiter. Hin und wieder war ein hellerer Blick in die Höhe und in die Tiefe gestattet, und der ließ die ganze Schönheit des Thales wenigstens ahnen. Die Straße hält sich immer am rechten Ufer auf und ab, brunten schäumt die wasserreiche Ens bald an nackten Felsenvorsprüngen hin, bald nezt sie dem prächtig grünen Walde oder freundlichem Erlengebüsch unmittelbar die Füße. „Das Thal wechselt fortwährend in Reizen der Gebirgsnatur," sagt der große Kenner der Alpenwelt, der zu

früh vollendete geistvolle Schaubach, dessen Handbuch für Reisende in den deutschen Alpen über das sämmtliche Geschlecht der Reisehandbücher hervorragt, um Haupteslänge, wie Saul, der Sohn Kis, über das ganze Volk Israel. Und wahrlich, es ist ein reizendes Thal, aller Empfehlung werth, vielfach vergleichbar den Schwarzwaldthälern, etwa dem Nagoldthal, nur daß es noch bedeutender und neben der Fichte und der finstern Tanne auch mit der lieblichen Buche von der Fußsohle bis zum Scheitel geschmückt ist. Die Strecke, auf der wir eben fahren, heißt „nach der Ens;" nur Bauernhöfe liegen in ihr dahingestreut, sechs volle Stunden lang bis Altenmarkt. Sie ist voll von malerischen Punkten und Schaubach zählt sie zu den schönsten Gegenden Oesterreichs, was gewiß sehr viel sagen will. Köstlich ist der stete Wechsel von Thalengen und Thalkesseln auf dem ganzen Wege von Steier und Losenstein herauf, und da die Ens keine Zuflüsse aus Gletschern und sehr wenige aus Seen erhält, so ist sie nicht so milchig wie die Alpenflüsse Salzach oder Inn, auch nicht so klar grün wie die Traun, die heitere Seejungfrau, sondern dunkel olivenfarbig liegt sie, eine stolze Schönheit, in ihrem hellgrün umhängten Bette.

Eine halbe Stunde vor Altenmarkt kommt uns zur Linken die schöne Frenz herein, welche die Grenze zwischen Oesterreich und der Steiermark bildet, wie rechter Hand der Laussabach. An einem Hause in der Frenz bezeichnen die Striche, wie groß die Ens werden kann, wenn es ihr in ihrem Bette zu enge wird und sie, von Sturm und Wetter träumend, die Glieder reckt. So sind wie nun auf ächt steiermärkischem Boden und begierig, wie sich hier die Menschenweit ausnimmt, deren Außenseite jedenfalls, seit wir hinter Steier die Berge betreten, uns nicht sehr erbaut hatte. Das ganze Ensthal herauf zeigt sich keine Spur von volksmäßiger und eigenthümlicher Tracht. Es ist doch Festtag heute, wo Männlein und Weiblein ihr Bestes und Schönstes aus dem Kasten nimmt, aber ganz dieselbe charakterlose, modern verschwemmte Kleidung erscheint allenthalben auf der Straße, in der Kirche, im Wirthshause und unter dem rothen oder blauen, über jedem Haupte schwebenden Regendache, dessen großblumige Randverzierung die Herkunft aus derselben Schirmfabrik deutlich beurkundet. Der Tracht, der Größe und Haltung nach unterscheidet sich die Bevölkerung des ganzen österreichischen Ensthals in gar nichts von der des längst civilisirten Flachlandes. Auf Steiermärker Boden hebt sich wenigstens das Grün als Grundfarbe meist vom Kopf bis zu den Zehen hervor; dagegen ist es ein trauriger Anblick um die vielen Fechsen, wie man hier die Cretinen nennt, welche in so großer Anzahl in diesem herrlichen Alpengau wachsen.

Die Stufenjahre in der Geschichte.

Nach der Anschauung unserer Zeit hat die Geschichte der Menschheit von festen Gesetzen abhängige Zeiten des Wachsthums, der Reife, des Vergehens, wie ein lebendes Wesen, wie der Leib des Menschen, wie die Pflanze, und sieht man näher zu, so findet sich gar, daß sehr oft die Perioden an bestimmte Zahlen gebunden sind. Mag aber auch einer an die Bedeutung der Zahl in der Geschichte nicht glauben, so kann doch solche Betrachtungsweise dazu dienen, alte längst bekannte Geschichten in neuer Form in's Gedächtniß zurückzuführen, und dabei die Kleinmüthigen aufzurichten, die Uebermüthigen zu mahnen, die Ungeduldigen zu mäßigen, und wäre all dieß nicht, so bliebe es immer noch ein heiteres Gedankenspiel.

Wer sich solchen Betrachtungen hingibt, der sieht sich nun aber bald auf die Zahl Sieben als auf eine sehr bedeutungsvolle hingewiesen. Dieselbe Zahl, die nach einer in das graue Alterthum sich verlierenden Tradition zur einfachsten Verbindung der Tage dient, scheint auch am einfachsten Reihen von Jahren zu verknüpfen. Nach derselben Zahl, nach welcher einer ebenso alten Ueberlieferung zufolge das Ende der Kindheit, der Jugend, des Mannesalters gemessen wird, berechnet sich auch, wie es scheint, das Leben der Völker.

Die Geschichte der Reformation, des größten Ereignisses der lezten Jahrhunderte, des wahren Anfangs der neueren Zeit, stellt sich aus diesem Gesichtspunkt betrachtet dar wie folgt.

Am 20. Oktober 1517 trat dieses lange vorbereitete Ereigniß in's Leben ein, als Luther seine Thesen an die Kirchthüre zu Wittenberg anschlug. So erschütternd und tiefeingreifend die dadurch hervorgerufenen Ideen waren, so heftig sich die Leidenschaften daran entzündeten, so währte es doch gerade vierthalb Jahre, die Hälfte einer Jahreswoche, bis der neue Glaube Gegenstand der Berathung des Reichstags zu Worms im April 1520 wurde, um dort geächtet zu werden, und wenn man die kurze, bald mit wenig Blutvergießen unterdrückte Erhebung Sickingens im Jahr 1521, eine Wiederholung des alten, durch neue Gedanken getragenen Faustrechts, abrechnet, so währte es gerade volle sieben Jahre, bis die in der Reformation liegenden Gedanken der Zerstörung des Alten von endlosen Disputationen und Verhandlungen zur That reiften und das Schwert aus der Scheide riefen.

Unmittelbar nach dem Ablauf der ersten Jahreswoche, im Februar 1524, brach schnell und unerwartet in Schwaben, Franken, Sachsen, fast in ganz Deutschland zugleich der Bauernkrieg aus, der zwar von den Reformatoren verläugnet, verdammt und nach kurzer Frist unterdrückt ward, aber nur nach zahllosen Menschenopfern, der zwar nur Leichenhügel, Brandstätten und zertretene Menschenrechte zurückließ, aber als ein großes, mit der Reformation im innersten Zusammenhang stehendes Feuerzeichen, als ein Vorbote der Ströme von Blut erscheint, die noch lange nachher flossen, der Spaltung, durch welche das deutsche Reich am Ende zu Grunde ging.

Nach dieser rasch aufgetauchten und bald wieder verschwundenen Erscheinung des Schreckens entwickelte sich die Reformation wieder in der frühern Weise durch Verhandlungen und Besprechungen bis zum Ende der zweiten Jahreswoche. Die Jahre 1530 und 1531 zeigen uns aber Erscheinungen von ernsterer Bedeutung, die der That näher stehen als dem bloßen Wort: im Reichstag von 1530, wo die Reformation zwar noch einmal bekannt, aber auch noch einmal verdammt wurde, im Bund von Schmalkalden (1531), wo vierzehn Jahre nach dem Ausbruch der Reformation nicht mehr bloß einzelne Ritter und waffen- und gesetzunkundige Haufen von Bauern, sondern mächtige Fürsten und reiche Städte ihre Waffen zum Schutz des auf den Reichstagen geächteten Glaubens erhoben und den Gegnern drohend entgegenhielten, und im Ausbruch des Religionskriegs in der Schweiz, in dem Zwingli bei Kappel fiel. Allgemein war nun die Meinung, der schmalkaldische Bund müsse alsbald zum Kriege führen, und dem Krieg in der Schweiz werde der in Deutschland folgen. Aber nochmals verflossen sieben Jahre in Unterhandlungen und Reichstagen und vorläufigen Zusicherungen, und der innere Friede ward nur vorübergehend dadurch gestört, daß Württemberg von seinem vertriebenen Landesherrn wieder erobert wurde. Erst am Schluß der dritten Jahreswoche, im Jahr 1538, begegnet uns wieder ein ernsteres Zeichen, der in diesem Jahre zu Nürnberg geschlossene heilige Bund der Katholiken, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Während nun aber wiederum der Ausbruch des Kriegs unvermeidlich schien, blieben die Schwerter nochmals volle sieben Jahre in der Scheide, bis Luthers Lebensende nahte, bis zum Jahr 1545, in dem der Führer der Protestanten, Landgraf Philipp, den größten Gegner derselben, den Herzog von Braunschweig, bei Nordheim schlug und gefangen nahm, damit das Zeichen gab zum lange erwarteten und gefürchteten allgemeinen Bürgerkrieg, der mit abwechselndem Glück für beide Theile auch wieder volle sieben Jahre dauerte und

nach anfänglicher langedauernder Demüthigung der Protestanten im Jahr 1552, am Schluß der vierten Jahreswoche, fünfunddreißig Jahre nach Beginn der Reformation, zu einer ebenso großen Niederlage des Kaisers führte und mit dem Frieden von Passau vom 31. Juli 1552 endigte, der den Protestanten vorläufige Anerkennung brachte, den Beschluß des Reichstags von 1555 vorbereitete und mit geringen Unterbrechungen im Jahr 1553 und 1566 den Tempel des Bürgerkriegs auf länger als ein halbes Jahrhundert schloß, ja sogar eine Zeitlang unter zwei klugen Kaisern die Aussicht eröffnete, alle Deutschen wieder in einer gereinigten Kirche vereinigt zu sehen.

Besonders groß waren diese Hoffnungen im Jahr 1566 auf dem ersten Reichstag, den der hellsehende, gemäßigte Kaiser Maximilian II. berufen hatte, auf dem die zunächst drohenden Keime des Bürgerkriegs beseitigt wurden und der Kaiser selbst nahe daran war, sich für den neuen Glauben auszusprechen, und seinen Unterthanen vollkommene Freiheit des Gewissens bewilligte. In diesem Zeitpunkt, neunundvierzig Jahre nach dem Ausbruch der Reformation, am Ende der siebenten Jahreswoche, genoß Deutschland auf lange Zeit zum leztenmal fester Zustände und erfreulichen Wohlstands im Innern, frischer Macht gegen das Ausland, und dem Lande war wenigstens auf länger als ein Menschenalter eine Periode, wenn auch nicht des wahren Friedens, doch der waffenlosen Ruhe gegönnt.

Gerade in diesem Jahre, das Deutschlands größte Hoffnungen der Erfüllung nahe brachte, trat aber in einer deutschen, dem Mutterlande mehr und mehr sich entfremdenden Provinz, in Niederland, ein Ereigniß ein, mit dem sieben volle Jahre des Schreckens und Verderbens begannen, und das die Hoffnungen auf dauernden Frieden auch im übrigen Deutschland bald als trügerisch erscheinen ließ. Am 5. April 1566, neunundvierzig Jahre nach dem Ausbruch der Reformation, überreichten vierhundert Edelleute der Statthalterin des Königs von Spanien eine Bittschrift wegen ihres Glaubens, die Zugeständnisse zur Folge hatte, aber bald darauf die Berufung des Herzogs von Alba und zahllose blutige Opfer und unsäglichen Jammer. Gerade am Schluß dieser siebenjährigen Periode aber, im Jahre 1573, bezeichnet die Abberufung des Herzogs von Alba den Anfang milderer Maßregeln gegen die südlichen Provinzen und die Ablösung der nördlichen Niederlande, der Republik Holland.

Auch die größte Begebenheit der neuesten Zeit, die französische Revolution, schritt sichtbar mit demselben Zeitmaß fort. Am Schluß des Jahres 1786 wurde die Berufung der Notabeln beschlossen. Nachdem am 21. Januar 1793 König Ludwig XVI. hingerichtet war, trieb sich das Staatsschiff Frankreichs ohne einheitliche Regierung herrscherlos sieben Jahre herum, bis ihm am 11. November 1799 ein neuer Herrscher aus einem Sohn der Revolution erstand, der wieder zweimal sieben Jahre, bis zu Anfang 1814, die Herrschaft behauptete, und dem sein Neffe im December 1848 nach siebenmal sieben Jahren folgte.

Eben so deutlich ist dieses Zeitmaß in der englischen Revolution zu bemerken. — Dieselbe begann am 3. November 1639, als das lange Parlament zusammen trat, und endigte mit der Flucht des lezten Königs aus dem Hause Stuart im December des Jahres 1688, also nach neunundvierzig Jahren, nach sieben Jahreswochen. König Karl wurde besiegt und gefangen sieben Jahre nach dem Beginn der Revolution, am 5. Mai 1548; das Protectorat Cromwells begann am 19. April 1653 mit der Auflösung des Parlaments, vierzehn Jahre nach dem Anfang der Revolution. Das Protectorat Oliver Cromwells und seines Sohnes endigte im Jahre 1660, einundzwanzig Jahre nach dem Anfang der Revolution, mit der Rückkehr der Stuarts, deren Herrschaft dann viermal sieben Jahre dauerte, bis jene sieben Jahreswochen abgelaufen waren.

Am überraschendsten tritt wohl aber die Bedeutung dieser Stufenjahre in der neueren deutschen Geschichte seit dem Untergang des deutschen Reichs und während der lezten bewegten Zeit hervor.

Schon früher ist in diesen Blättern darauf aufmerksam gemacht worden, daß zwei der wichtigsten Ereignisse des Jahres 1848, die Vorstellung und Verpflichtung des Reichsverwesers vor der Nationalversammlung am 13. Juli 1848 und die demselben am 6. August von einem bedeutenden Theil der deutschen Heere geleistete Huldigung, so wie am nämlichen Tage der siegreiche Einzug der österreichischen Truppen in die Hauptstadt der Lombardei einen merkwürdigen Gegensatz bilden mit zwei großen Ereignissen, welche gerade an denselben Tagen zweiundvierzig Jahre vorher, im Jahre des Untergangs des deutschen Reichs, 1806, sich begeben haben, nämlich mit der Unterzeichnung der Rheinbundsakte am 13. Juli 1806 und der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch den lezten deutschen Kaiser am 6. August 1806, so daß gerade sechs Jahreswochen, zweiundvierzig Jahre, vom Ende des alten Reichs bis zum ersten Versuch oder Anfang eines neuen verflossen.

Wenn man aber die einzelnen Stufenjahre innerhalb dieses Zeitraums genauer betrachtet, so findet man außerdem, daß jedesmal gerade nach dem Ablauf einer siebenjährigen Periode Ereignisse hervortraten, welche als Versuche erscheinen zur Herstellung der verschwundenen Einheit, oder wenigstens als ernste Mahnungen an den Verlust derselben.

Nach zweimal sieben Jahren von 1806 an, im Jahre 1820, war der lange Ministercongreß zu Wien, ein unvollkommenes Nachbild des Reichstags, auf dem man die verlorene Einheit durch die in der Wiener Schlußakte aufgestellte Verfassung herzustellen versuchte,

mit geringem Erfolg für die Fürsten, deren Mehrzahl dadurch nicht befriedigt war, noch weniger für die Völker, die ihre Rechte durch jenen Congreß der Fürstenräthe nicht gewahrt fanden. Gerade vierzehn Jahre später, also von 1806 an nach viermal sieben Jahren, im Jahre 1834, finden wir einen zweiten solchen Congreß von Räthen der Fürsten in derselben Hauptstadt versammelt, mit gleichem Zweck und mit gleich geringem Erfolg für die Fürsten und mit noch geringerer Befriedigung der Völker.

Diese zwei Abschnitte, als zweimal und viermal sieben Jahre vom Untergang des Reichs abgelaufen waren, erscheinen somit als des Volkes schlimme Tage, seine Krisen zum Niedergang. Bessere Tage, Zeichen des Aufgangs, gewährten dagegen die Jahre nach dem Ablauf von ein-, drei-, fünfmal sieben Jahren, die Jahre 1813, 1827, 1841. Im Jahr 1813, als einmal sieben abgelaufen war, zog bald nach dem Beginn desselben ein deutscher General, ohne die Befehle seines Königs zu erwarten, im entscheidenden Augenblick das Schwert gegen den Unterdrücker des deutschen Volks, und verkündigte ein großer deutscher Staatsmann, den Gedanken der Fürsten vorauseilend, durch den Mund eines fremden Heerführers in der Proclamation von Kalisch das Wiederauferstehen eines kräftigen, in Einigkeit gehaltenen Reichs im ureigenen Geist des deutschen Volks, errang das Volk reiche Siege, große Ehren, die Befreiung vom äußern Feind, jedoch nicht die Erfüllung der übrigen Hoffnungen, namentlich nicht die Wiederherstellung jenes Reichs. — Das Jahr 1827, als dreimal sieben Jahre abgelaufen waren, brachte den kleinen Anfang einer großen Verbindung, den Vertrag, den die Könige von Württemberg und Bayern, überzeugt von der Erfolglosigkeit der bisherigen Bemühungen, ohne länger auf den Bundestag zu warten, abschlossen, eine Vereinigung, aus welcher bald die beste Frucht der neuen Politik und Deutschlands reichste Hoffnung — der Zollverein — sich entwickelte.

Das Jahr 1841, als fünfmal sieben Jahre abgelaufen waren, brachte die Bestätigung des Zollvereins auf weitere zwölf Jahre, den Anschluß Braunschweigs an denselben, erregte Hoffnungen auf Ausdehnung des Vereins bis an's deutsche Meer und die Errichtung einer Kriegsflotte. Dasselbe Jahr brachte dazu den endlichen Beschluß zur Ausführung der Befestigung von Ulm und Rastatt, überhaupt eine einmüthige Rüstung gegen das Ausland, damit Hoffnung auf kräftigen Widerstand gegen Eroberungsgelüste der Nachbarn und Aussicht auf Erreichung der Wünsche des deutschen Volks gegen außen und im Innern im Wege der Verständigung und des Friedens.

Diese drei Jahre, 1813, 1827, 1841 waren daher die guten Tage in dieser schlimmen Zeit, die Krisen zum Aufgang, zwar auch ohne nachhaltigen oder genügenden Erfolg, aber doch ermuthigend und Vertrauen in die Zukunft einflößend. Gute Zeichen traten somit ein, als ein-, drei-, fünfmal sieben Jahre nach dem Untergang des Reichs abgelaufen waren, in den Abschnitten, welche die Rechnung mit ungeraden Zahlen bezeichnet, unglückliche dagegen, als zwei- und viermal sieben Jahre verflossen waren, in den mit geraden Zahlen zu bezeichnenden Abschnitten.

(Schluß folgt.)

Sonnenwende.

Es hat die Sonne im Glutenkranz
Den höchsten Himmel erstiegen,
Die Auen im Tausendfarbenglanz
Und grünend die Berge liegen;

Hoch quillt die trunkene Erde jezt
Von schaffendem Leben über;
Wär' ihrem Blühen kein Ziel gesezt,
Sie thäte noch vieles drüber.

Es rühret der Wald so voll, so weich,
Wie eine Jungfrau, die Glieder,
Die Welt durchtönet ein ganzes Reich
Unsagbar mächtiger Lieder,

Und höher immer die Sänger reißt
Des eignen Liedes Klingen,
Als wollten sie, voll vom tiefsten Geist,
Ihr Herz in die Lüfte singen.

Aufwogen in hoher Mittagsflut
Die glüh'nden, sprühenden Rosen;
Wer dächte zurück bei solcher Glut
An der Veilchen schüchternes Kosen?

Es streckt, was heute auf Erden lebt,
Zum Lichte die höchsten Ranken,
Und zwischen Erde und Himmel schwebt
Der Mensch mit den hohen Gedanken.

Dein ist, o Seele, dieß Wonnemeer
Und all die unendlichen Räume,
Dein ist der Frühling, so blüthenschwer,
Und die irdisch himmlischen Träume,

Und ewiges Grün und unendliches Blau
Wird Erde und Himmel dir färben,
Und irdische Blüthe und himmlischer Thau
Läßt nie deine Jugend sterben. —

Stärk', heilige Sonne, mir diesen Traum,
Eh' du dem Abend begegnest,
Und eh' du anderer Lande Saum,
Rückwandelnde, wieder segnest!

Laß nicht dein liebendes Kind nach dir
Ausstrecken die Hand vergebens,
Und halte, du Ewige, fern von mir
Die Sonnenwende des Lebens,

Wo die Erde umher so seltsam schweigt,
An des Baches verblühten Borden
Die Seele ihr Antliz wundernd neigt,
Wie es so stille geworden. —

So lang mir der Scheitel von Rosen glänzt
Und in vollen goldenen Güssen
Der Lieblichsten Haar mein Haupt umkränzt
Unter warmen, lebendigen Küssen,

Im Maien des Lebens laß mich schon
Um die Krone des Liedes werben,
Und eh' ich gesungen den lezten Ton,
Am duftigen Morgen sterben!

J. G. Fischer.

Morgenblatt 1854. Nr. 25.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Soults spanische Bilder. — Die Ausstellung. — Gigoux. — Debuffe.

Das Hauptereigniß der Pariser Kunstwelt seit meinem lezten Briefe ist die Versteigerung der spanischen Bilder, die der Marschall Soult von seinen Feldzügen jenseits der Pyrenäen als Beute heimgebracht hat. Die spanische Schule stand schon lange bei den Parisern in Gunst und Ansehen; die Galerie spanischer Gemälde, die Louis Philipp angelegt hatte und die nach dem Ableben dieses Königs, als Privateigenthum des Hauses Orleans, aus dem Louvre verschwand, wurde jeden Sonntag stark besucht, und diese charaktervollen, lebendigen Bildnisse, die so keck aus dem Rahmen hervor und dem Beschauer entgegenstrebten, diese würdigen und edlen Männergestalten, welche eine Versinnlichung des ruhigen und gerechten Stolzes unbefleckter und unbeugsamer Naturen schienen, und die anmuthigen, etwas schnippischen und schalkhaften und appetitlicher als es sich für heiliggesprochene Frauenzimmer schickt, aussehende Figuren von hohen Damen und holden Fräulein, welche das, der romanlesenden Jugend von den Andaluserinnen etwa vorschwebende Ideal treffend verwirklichten, übten im Ganzen auf das größere Publikum eine sichtbare Anziehungskraft aus. Die in ascetische Nacht getauchten Mönche Zurbarans erfreuten allerdings mehr den Kenner, als die Masse der sonntäglichen Besucher, und von den geistlichen und weltlichen Greueln eines Ribera, der ekle Wunden zur Schau stellt und Eingeweide aufreißt, wendete die kundige und unkundige Menge sich verlezt oder schauernd ab, wenn gleich den einen die wilde Energie, die diesen Ausschweifungen unbestreitbarer Meisterschaft inwohnt, und der melodramatische Apparat, mit dem sie, wie überhaupt die meisten Werke der spanischen Schule, ausgestattet sind, den andern zusagen mußte. Die Freude, welche die Pariser an der jezt für sie verlorenen Galerie des Louvre, so lange sie offen stand, an den Tag legten, war ein gutes Omen für ihre Theilnahme an den spanischen Bildern aus Soults Verlassenschaft, die wochenlang vor der Versteigerung in einem passenden Lokale der Rue du Sentier jedermann sichtbar waren. Die immer ziemlich belebte Straße, wo manche der größten Kaufleute und Fabrikherrn von Paris zu Hause sind, hatte vielleicht seit Jahren keinen solchen Zusammenfluß von vornehmen Wagen und gebildeten Fußgängern gesehen. Personen, die gewöhnt sind, sich dem Drange einer allgemeinen Vorliebe nicht ohne Widerstand hinzugeben, und ihr Urtheil nicht nach dem Beifall oder der Abneigung des großen Haufens zu richten, sprachen die Ansicht aus, die Schätze dieser Sammlung seyen des Aufhebens, das man von ihnen gemacht habe, nicht ganz werth, und mit Ausnahme der sogenannten „Empfängniß“ von Murillo, die aber durch spätere Ueberpinselung von andern Händen bedeutend gelitten habe, enthalte die Sammlung kein einziges Werk, welches mit den vorzüglichsten Stücken des Louvre auf eine und dieselbe Linie gestellt werden könnte. Allein der Luftstrom maßloser Bewunderung hatte einmal die Seelen ergriffen und die paar mäßigenden Stimmen fanden nur wenig Gehör. Alle Welt bewunderte um die Wette, allein Jeder wollte auf seine Weise bewundern, Jeder die Mode nach seinem Kopfe mitmachen und nicht bloß als ein Chorist im allgemeinen Jubel, sondern als ein gewiegter, gelernter und scharfsinniger Kenner dastehen. Man suchte sich sein Stück für seine besondere Ekstase aus und zergliederte erst mit Selbstgefälligkeit Hände, Füße, Nasen, Ohren, Mund und Stirne, ließ dann mit der Miene eines Feinschmeckers, der ein Stück Salm oder ein Glas Rüdesheimer verkostet, über die Zartheit und das Mark der Töne (Farbe ist diesen Herrn zu gemein) sich aus, und spielte zulezt den frommen Christen, indem man den himmlischen Ausdruck und die gottselige Haltung der Figuren des bewunderten Bildes andächtig pries und dabei auf die irreligiöse, materialistische Richtung der heutigen Malerei einen Seitenblick des Bedauerns warf.

Die Regierung, welche das allgemeine Stimmrecht zum willfährigen Patron, wie es der neapolitanische San Gennaro für die Lazzaroni seyn soll, sich erkoren und verschafft hat, und mit friedlichen Mitteln, weil es vorläufig mit kriegerischen nicht angeht, gerne napoleonisch groß thut, ging auf die Mode, die sich für die spanischen erklärt hatte, herzhaft ein und brachte die, wie gesagt, ungeschickt übermalte „Empfängniß“ von Murillo um die fabelhafte Summe von beinahe sechsmalhunderttausend Franken an sich. Es hatte sich zwischen ihr und einem spanischen Crösus, der das Bild aus patriotischem Eifer wieder über die Pyrenäen zurückführen wollte, bei der Versteigerung eine Art fanatischen Wettrennens entsponnen, es hatten Eitelkeit und Eigensinn zu den andern Beweggründen sich gesellt und so dieses Bild auf einen Preis gebracht, den die muthigste Phantasie nicht voraus bestimmen und, sollte man meinen, nur die Tollheit zugestehen konnte. Wenn dieser allerdings schöne, wenn man will herrliche, in einzelnen Theilen der Farbengebung wahrhaft bezaubernde, durch den holdseligen Typus der heiligen Jungfrau entzückende, aber auch stark und, wenn ich so sagen darf, wesentlich beschädigte Murillo fast sechsmalhunderttausend Franken werth ist, was soll man dann für Tizians Grablegung Christi, Correggios Heirath der heiligen Catharina oder das heilige Abendmahl von Paolo Veronese geben? Das Bild wurde in dem großen viereckigen

Saal des Louvre, wo gerade die vorzüglichste Auswahl der glorreichsten Meisterwerke aller Schulen sich befindet, aufgehängt, und in dieser Nachbarschaft tritt die Uebertriebenheit der Ankaufssumme um so greller und handgreiflicher hervor. Es muß durch die Vergleichung einerseits mit dem, was es gekostet, andererseits mit den Kostbarkeiten, die es umgeben, nothwendig verlieren, man müßte denn aus dem Geld, das dafür ausgegeben wurde, ohne weiteres auf den künstlerischen Gehalt desselben schließen wollen. Daß eine solche Logik keine bloße charivarische Hypothese ist, davon überzeugte ich mich durch die Unterhaltung mit einem alten, liebenswürdigen Herrn aus der Provinz, den ich in den Merkwürdigkeiten von Paris herumzuführen die Ehre hatte. Wir standen vor Titians Grablegung Christi, einem Bilde, dessen weise Anlage, Gestaltenkraft, harmonische Einfachheit und technische Vollendung Kenner wie Laien im höchsten Lobe ohne Widerspruch vereinen, und der Wahrheit gemäß sagte ich zu meinem Gaste: „Das ist die Perle der Sammlung, das Bild, dem jedermann willig den ersten Platz unter den Meisterwerken des Louvre einräumt." — „Bisher," erwiederte mein würdiger Provinziale mit dem Ausdruck belehrenden Ernstes, der jede Idee einer epigrammatischen Absicht ausschloß, „bisher mochte dieß wohl der Fall seyn, aber jetzt, da wir den Murillo, der sechsmalhunderttausend Franken werth ist, besitzen, kann das Bild, das Sie mir rühmen, nicht mehr auf Numero Eins Anspruch machen." Eine ähnliche Aeußerung war zehn Minuten zuvor auf unserer Wanderung durch die sogenannte lange Galerie an meinem Ohre vorüber gesummt. Ein freundlicher, mit rothen vollen Backen beglückter und sehr anständig, jedoch etwas kleinbürgerlich gekleideter Mann in den mittleren Jahren, der mir dem Kaufmannsstande anzugehören schien, kam mir an der Spitze einer vollständigen Familie, die alle Kennzeichen eines provinziellen Ursprungs an sich trug, entgegen. Der Mann war zweifelsohne mit derselben Frahn, wie ich, nur in größerer Ausdehnung belastet. Die armen Provinzialen hatten sich auf ihrer Pilgerung durch die vielen Meisterwerke jämmerlich gelangweilt und konnten eine kolossale Mundsperre kaum unterdrücken. Ihr Führer bemerkte ihre Verzweiflung, er beeilte sich ihnen anzuzeigen, daß nun ihr Märtyrthum zu Ende sey, und daß er sie in die Ausstellung zu führen gedenke, wo sie frischere Gemälde (des peintures plus fraiches) treffen würden. War es Ironie? war es Nothbehelf? war es ehrlich gemeinter Trost? Das will ich nicht entscheiden, ich will aber dem Manne folgen und in die Ausstellung, wo ich Ihnen noch manches zeigen muß, zurückkehren.

Wie jedes Jahr blieb dieselbe auch heuer zum Behufe einer neuen Anordnung der Bilder eine Woche lang geschlossen, und es ist wahrscheinlich, daß die Vorschläge und Beschwerden der Künstler hiebei mehr oder weniger berücksichtigt worden sind. In der That sind mehrere Einsendungen, die man früher, weil sie entweder zu hoch oder in einem schlechten Lichte hingen, nur unvollkommen beschauen konnte, jetzt an schicklichen Orten angebracht, wo sie sich bequem besichtigen lassen. So ist die Magdalena von Gigoux, die früher der Decke näher als dem Fußboden sich befand, von ihrer himmlischen Höhe herabgenommen und in eine Gegend versetzt worden, wo sie irdischen Augen zugänglicher ist. Diese Magdalena ist, meinem Gefühl nach, das beste Werk des Salons. Gigoux, ein gewissenhafter, geistvoller und mit den Hülfsquellen wie mit den Bedingungen seiner Kunst wohl vertrauter Maler hat sowohl den Charakter und die Lage der heiligen Büßerin, die er darzustellen sich vorgenommen, genau ergründet, als die klassischen Meister, die denselben Gegenstand bearbeitet haben, offenbar zu Rath gezogen. In Paris kennen wir durch zahlreiche Kupferstiche und Steindrücke Correggios Magdalena in der Wüste und aus der spanischen Galerie des Louvre die büßende Magdalena von Murillo. Verführerisch auf ihr Lager hingegossen, die reichen Haare über den schönen Nacken ausgebreitet, Liebe und Wonne im Gesicht und dem süßen Auge, ihre Reize vom Bußgewande schlecht verhüllt, ein Buch vor sich, das eher Boccaccios Decamerone als das Evangelium seyn dürfte, und soll es die heilige Schrift wirklich seyn, an den wärmsten Stellen des hohen Liedes aufgeschlagen ist, scheint Correggios Magdalena keineswegs eine bekehrte Sünderin, und wenn sie auch äußerlich der Welt und ihren Freuden entsagt hat, so schwelgt sie doch mit Sehnsucht noch in der Erinnerung an die seligen Tage ihres vergangenen Lebens; ihre trunkene Seele verliert sich in den blühenden Irrgewinden ihrer Jugend; alle Lust, die sie einst genossen, genießt sie wieder und von neuem ist sie, was sie einst gewesen, Aphrodites geliebtes Kind. Correggio, dem die Schwingen nicht fehlten, um zu dem reinsten Aether des christlichen Schauens und Empfindens sich empor zu heben — er hat dieß in seinem heiligen Johannes auf Pathmos unwidersprechlich dargethan — war auch ein schalkhafter Geist, und er liebte es, in seine christlichen Stoffe heidnische Blumen schelmisch einzuweben, wie er unter andern der Heirath seiner heiligen Catharina einen Jüngling als Zeugen beiwohnen läßt, der für den heiligen Sebastian ausgegeben wird, aber, wohl besehen, niemand anders ist als der ewige Herr der Götter und der Menschen, als der leibhaftige Gott Amor. Der Spanier Murillo war derlei Zerstreuungen nicht unterworfen; seine Madonnen sind zwar nicht immer nie befleckte Jungfrauen, himmlische Engelsköniginnen; es sind oft spanische Frauen und Mütter wie andere Mütter; allein ein so loses und keckes Spiel, wie Correggio in seiner Magdalena, trieb wohl Murillo niemals mit den Dingen und Personen der Religion. Seine Magdalena ist Büßerin vom Wirbel bis zur Zehe; nur die Energie ihrer Zerknirschung läßt auf die Freiheit ihres früheren Wandels zurück schließen. Sie wirft sich gleichsam dem, der den Reuigen verzeiht und die Unverbesserlichen zermalmt, mit verzweifeltem Ungestüm zu Füßen und sucht ihm durch Bitten, durch Thränen und Kasteiungen das unverdiente Wort der Gnade zu entreißen. Nichts ist weich in diesem Bilde, nichts athmet Wollust, alles ist rauh wie die wahre Buße.

Gigoux hat die Mitte gehalten zwischen Correggio und Murillo. Seine Magdalena ist gebeugt und zerknirscht; sie sinkt vor dem Gott, den sie beleidigt hat, in flehender Demuth nieder und neigt ihr Haupt in Scham und Unterwürfigkeit zur Erde; auf ihrem Gesicht ist der tiefe Schmerz über ihre Vergehungen in deutlicher Schrift zu lesen; aber die Entbehrungen, die Uebungen freiwilliger Marter haben ihr Fleisch noch nicht abgezehrt, ihre

Wangen nach nicht ausgehöhlt und ihr die Blässe der Heiligkeit noch nicht gegeben. Nach könnte sie die Männer bethören, nach fällt von den Hüften bis ouf die Zehen ein Umwurf van dem schönsten Blou gefällig herab und läßt den weißesten, den niedlichsten der Füße sehen, und die arme Büßerin hat nach nicht den Muth gehabt, die Fülle ihrer Haare mit verkürzender Scheere zu zerstören, eine Barbarei, die, so viel ich mich entsinne, auch die strenge Magdalena Murillos sich gegen die Haare, welche die Füße des Herrn getrocknet, nicht zu Schulden kommen läßt. Die Landschaft, in die Gigoux die fromme Büßerin verweist, ist wild und öde; wir sehen einen Felsengurt, wenig Wachsthum und etwas blouen Himmel; doch ist das alles etwas glatt und plott gemalt, wodurch der Eindruck, den die unwirthliche Gegend sanft hervarbeingen würde, bedeutend geschwächt wird. Auch der Mogdalena selbst wird dieser Vorwurf gemacht; mon findet dos Fleisch zu durchsichtig, die Molerei nicht stofflich genug. In Deutschland würde man wahrscheinlich den Farbenauftrag stark genug finden; die französischen Künstler der Gegenwart lieben in diesem Punkte des Guten eher ein bischen zu viel als zu wenig; führt aber auch Gigoux seinen Pinsel etwas zu schüchtern für sie, so leugnet doch keiner van ihnen dos ganz ungewöhnliche Verdienst des Bildes.

Wenn verschiedene Bilder durch die neue Anordnung einen bessern Platz gewonnen haben, und andere, die man früher gar nicht sah, der besuchenden Menge, die übrigens von Tag zu Tag dünner wird, unter dos Auge gerückt wurden, so hoben ouch einige Gemälde die Gelegenheit benuzt, um vam Schauplatze ahne Aufsehen zu verschwinden. Dieß ist namentlich mit den Bildnissen der Fall, deren Besitzer es nicht für angemessen oder angenehm halten machten, ihr Canterfei jeden Tag dem Feuer aber dem Weihrauch einer oft unzarten und geschwätzigen Kritik ausgesezt zu sehen. Sehr bedauert wird unter andern die Abwesenheit des Bildnisses der Herzagin van Crillan, das Lauis Coignet, ein nicht genialer, aber gewissenhafter, von gesunden ästhetischen Grundsätzen, wie von gutem Geschmack geleiteter Maler und geschäzter Lehrer der Malerei var etwa sechs Jahren schan angefertigt hat. Es ist ein tüchtiges, einfaches, streng gehaltenes Kniestück; das rothe, allein durchaus nicht schreiend rothe Kleid und der schwere schwarze Spitzenumwurf, obwohl keineswegs vernachlässigt, sind den sichtbaren Theilen des Körpers und van diesen wieder die äußerst fleißig modellirten Hände dem ernsten Matronengesichte untergeordnet. Den vollkammensten Gegensatz zu dieser schmucklosen Behandlung, die an die Weise Tizians und Tintorets erinnert, bilden drei Damenbildnisse von Dubuffe, dem Sahn, der var einigen Jahren seine Laufbahn mit sehr gelungenen, sehr andächtigen Heiligenbildern begann, aber bald darauf sich um die Wette mit seinem Vater, den er aber schnell überflügelte, auf das Madeporträt warf. Die drei Frouenzimmer der hahen und reichen Welt, die er dieses Jahr ausgestellt, ziehen die Blicke aller Welt gleich beim Eintritt in die kunstgeweihten Räume auf sich; es ist nicht möglich, diese schimmernden Gewänder und prangenden Busen, die einem förmlich zurufen: schaut mich dach an! staunt mich doch an! zu übersehen. Und wie sie sich in die Brust werfen, die zwei, welche die beiden Außenseiten inne haben, während die in der Mitte befindliche, eine bleiche, in einem englischen Treibhaus gezagene Blume, in blauem Gewoud und krankhafter Ueberschwenglichkeit, ihren elegonten Schmerz dem Publikum zum besten gibt! Eine Dame, die selten, die nur, wenn sie muß, in's Theater geht und den Stand einer Bühnenkünstlerin, eines weiblichen Wesens, das, wie sie sagt, nicht erröthet, seinen Leib und seine Seele zu einem öffentlichen Schauspiel herzugeben, mit Religian und Sitte unverträglich hält, rief beim Anblick der Bildnisse Dubuffes mit Feuer aus: „Da möcht' ich doch lieber lebendig auf den Beettern als Komödiantin stehen, als so gemalt wie diese hachadeligen Loretten var der gaffenden Menge!" Das will aber nicht sagen, Dubuffe sey ein mittelmäßiger Maler; Dubuffe ist im Gegentheil ein Virtuose; Hände, Arme und Staffe behandelt er meisterlich, den Einfluß des Lichts und der umgebenden Gegenstände auf die Fleischtöne zeigt er mit einer heutzutage höchst seltenen Genouigkeit on, und seine Forben, zwar bis zum Grellen lebhaft, überraschen und bestechen. Dubuffe will, wie es schien, als Maler werden, was der var ein paar Tagen plötzlich verstarbene Pradier in der Skulptur gewesen. Pradier, dem seine Schüler in dem dießjährigen Solon eine kolossale Ehrenbüste, ich glaube aus vergoldetem Erz, aufgestellt, hot in den meisten seiner Weeke nach dem Ideal zierlicher Sinnlichkeit mit bedeutendem Talent und entschiedenem Glück gestrebt. Er stand längst im Bewußtseyn der Zeitgenossen als der Bildner eratischer Grozie da, und unter den Kunstfreunden war es ein ziemlich allgemein angenammener Satz geworden, daß eine völlig nackte antike Venus züchtiger sey, als eine wie eine Statue des Mittelalters bis an den Hals verhüllte Frauengestalt Pradiers es seyn würde. Aber jedermann ließ der technischen Feinheit und Glätte, so wie der einnehmenden Anmuth, die in den Erzeugnissen des uns sa schnell entrissenen Mannes herrscht, valle Gerechtigkeit widerfahren, wie mau bei allem Tadel, den seine Richtung erfährt, weit entfernt ist, Dubuffes künstlerische Fertigkeit und die Lichtseiten seiner Monier zu verkennen.

(Schluß folgt.)

Dresden, Mai.

Von weiblicher Erziehung.

Das schöne Wetter hat sich eingestellt und die Blüthen hervorgelockt, die die Landschaft um Dresden mit einem selten gesehenen Zauber schmücken. Schaarenweise pilgert das Volk in allen Richtungen in Gottes freie Natur hinaus, um das Auge an diesem Blüthenmeere zu sättigen, das der Dialekt des Landes mit dem nicht graziösen Namen der „Baumbluth" belegt. Der Sachse unterscheidet sich darin von den deutschen Bewohnern desselben Grades, daß er so gerne außer dem Hause lebt. Nicht allein im Sommer ist er früh und spät an öffentlichen Orten zu finden; nicht allein die Blüthen sind es und die schattigen Haine, die ihn den Penaten ungetreu machen und in einer Schenkwirthschaft sein Mahl zu verzehren bestimmen; auch der düstere Herbst und schneeige Winter finden ihn in seinem „Großen Garten" seinen Kaffee schlürfend, oder in einem Kaffeehause seine Abende bei einem Glase Feldschlößchen-Bier verträumend. Denn oft findet er sich ohne einen Bekannten ein und sitzt regungslos auf einem Platze, mit keiner andern Unterhaltung als dem Gesumme der Stimmen und dem Wechsel der Kommenden und Gehenden. Sonntags bringt er Frau und Töchter mit, in der Woche aber selten. Häusliche Geschäfte halten diese zurück, und auch Oekonomie; denn man lebt nicht billig an solchen Orten. Die Damen thun sich Sonntags gütlich mit Kuchen und im Sommer mit Eis. Sie lieben Süßigkeiten über alles, und die Folge ist, daß man überall schlechte Zähne sieht. Auch der Teint leidet dabei, so wie überhaupt keine schöne körperliche Entwicklung stattfinden kann, sobald la bête nicht den passenden Nahrungsstoff erhält, was hier durchaus nicht der Fall ist. Die hiesigen Engländer namentlich sind erstaunt über diese jämmerliche Kinderwelt. Auf den Promenaden, wo die Wärterinnen mit den Kleinen sitzen, gewahrt man eine solche Masse verkrüppelter Wesen, daß es dem Auge weh thut. Kohl spricht in seinem Berichte über Sachsen von dem Zulp, den man den Säuglingen in den Mund steckt, und von dem ewigen Kaffeetrinken; aber der traurigen Folgen, die die gänzliche Unkenntniß aller physischen Bedürfnisse des Menschen, sey er klein oder groß, nach sich zieht, gedenkt er nicht. Klagt man überall darüber, daß das menschliche Geschlecht nicht mehr sey, was es gewesen, daß die Tochter nicht mehr leiste, was der Mutter ein Spiel war, daß jede kommende Generation einen Schritt weiter auf dieser abwärts führenden Leiter physischer Gebrechlichkeit, schwacher Nerven und hysterischer Zustände zu stehen berufen sey, so hat man in Sachsen doppelt Ursache zu klagen. Friedrich Fröbel predigt darum ohne Aufhören, daß das Mädchen seinen Beruf kennen lernen solle, daß es, statt schlecht französisch zu sprechen und taktlos einen Walzer von Strauß zu spielen, den jungen Menschen zu pflegen und die Pflichten einer Hausfrau und Mutter kennen zu lernen habe. Und er predigt nicht ganz wie ein Prediger in der Wüste. Ist auch manches Samenkorn verloren gegangen, so wuchert doch ein einzelnes hie und da und trägt Früchte. In Leipzig namentlich haben sich viele würdige Frauen der Sache angenommen und suchen der Erziehung der Mädchen eine weisere Richtung zu geben. Auch ein Arzt hat sich dort verdient gemacht und hält unentgeltlich Vorträge über die Anatomie des menschlichen Körpers und die Pflege und Nahrung, der der Mensch bedarf, damit Leibliches und Geistiges harmonisch gedeihen. In Dresden ist man noch nicht so weit gekommen. Doch sind gerade hier der Mädchen so viele, daß es der rechte Punkt zu philanthropischen Versuchen dieser Art wäre. Die Unterhaltung fiel neulich in einer Gesellschaft bei einem Engländer auf diesen Gegenstand, und Herr Eduard D. machte die Bemerkung, es sey statistisch nachgewiesen, es gebe fast um die Hälfte mehr Frauen als Männer in Sachsen, und die Frage sey nun: wie die ersteren beschäftigen? England hat bei einem ähnlichen Plus eine ganze Menge nach seinen Colonien eingeschifft, und die deutsche Flotte könnte, faute de mieux, Aehnliches unternehmen, wenn man nur gleich wüßte, wo sie wäre. Vor allem aber handelt es sich darum ein schönes, starkes, kräftiges Geschlecht zu erziehen, und das wird nicht geschehen, so lange man den Kindern kein gutes Fleisch vorsezt, und die Mädchen sechs Stunden täglich auf einer Schulbank festhält. Keine Blume entfaltet sich ohne den Thau des Himmels und den warmen Sonnenschein. Der Engländer weiß das, denn er ist praktisch und erkennt, welch großen Nutzen er davon hat, wenn er seiner Seele ein Gehäuse schafft, in dem sie behaglich wohne und mit Lust thätig sey; daher auch seine ungemeine Sorge für die Pflege der Kinder und die strenge Diät derselben, so wie die regelmäßige vierstündige Promenade täglich. Eine versäumte Lektion gilt einer englischen Mutter weniger als ein unterlassener Spaziergang. „Lernen kann mein Kind noch wenn es groß ist," sagt sie, „aber es wächst nur einmal." Diese Regel gilt für die Königin wie für die Mittelstände. Jede junge Mutter geht bei einer alten, erfahrenen Kinderwärterin in die Lehre, und sobald sie hinreichend unterrichtet ist, führt sie ein strenges Regiment in ihrer Kinderstube und erlaubt kein Naschen und keine Leckerbissen. Durch Bitten und Weinen sich etwas abgewinnen zu lassen, gestattet ihr das Gewissen nicht, denn sie hat strenges Pflichtgefühl. Und daß nur eine Engländerin ihre Kinder so einsichtsvoll und vernunftgemäß zu erziehen wisse, kann man gar nicht behaupten; denn jedes deutsche Mädchen, das sich in England

verheirathet, folgt gar bald derselben Methade und bemitleidet dann die armen Kinder in der Heimath, die so vernachlässigt aufwachsen müssen. Es ist also nur Unkenntniß, nicht Unverstand, und somit ist dem Mangel abzuhelfen. Aber das Wie ist schwer anzugeben. Friedrich Fröbel hat gegen große Vorurtheile zu kämpfen, die ihm durch Karl Fröbel erwachsen sind, den das Publikum nicht van ihm zu unterscheiden wußte. Noch stärker als diese treten aber einer naturgemäßen Erziehung des weiblichen Geschlechtes die Varurtheile der Familienväter entgegen, die eine heilige Scheu vor vernünftigen Frauen haben, denen sie nicht das gönze Leben hindurch die niedliche Benennung: mein Kind! geben können. Sie erziehen ihre Töchter, als wären es Puppen. Diese lernen Sprachen, die sie in der Ehe vergessen, und bringen ihre Nachbarn durch ihre Uebungen auf dem Klavier zur Verzweiflung, ohne ein Ziel und einen Zweck damit zu veebinden, als der Mode zu fröhnen. Worum aber diese Mode? woher entsteht sie? Gutzkow sagt in seinen Säkularbildern, die Mode müsse in der Luft liegen. Die Atmosphäre olso trägt die Schuld, daß die Mädchen des neunzehnten Jahrhunderts nichts van dem lernen, was sie nothwendig wissen sollten, und mit Schaden für ihre Gesundheit das lernen, was sie demnächst wieder vergessen müssen. Die Atmosphäre also trägt ouch mittelbar die Schuld, daß die Ehen seltener werden nnd die Familie mehr und mehr in den Schatten tritt, bis sie, diese Grundlage des Staates, om Ende gänzlich verfällt. Wie wäre es nun, wenn die Frouen es der Atmosphäre unmöglich mochten, zu einem sa traurigen Ziele zu wirken? wenn sie ihre Töchter zu schönen blühenden Jungfrauen erzögen, die nach ihrer Art in den Naturwissenschaften wohl bewandert wären, und so gute Kenntnisse aller rohen Produkte hätten, die zu des Lebens Nothdurft erforderlich sind, daß sie den Haushalt mit Umsicht um die Hälfte billiger führten?

Man darf von einer so schönen Umgestaltung der Dinge nur träumen, hoffen darf man sie noch nicht. Zwei würdige Männer, Dr. Frankenberg und Marquort, siad indessen unermüdet beschäftigt, ein neues Morgenroth für die Menschheit herouszuführen und durch That und Wort anzudeuten, wie wichtig die Pflicht ist, die wir alle der Jugend gegenüber haben. Von Morquart ist eine Fortbildungsschule gegründet worden, die sich seinem Kindergarten anschließt, welcher von seiner trefflichen Gattin mit Beihülfe einiger jungen Damen, die ihr Glück in diesem Berufe finden, geleitet wird. Eine begeisterte Prophetin dieses nenen Gloubens für die weibliche Welt, nachdem diese das Menschengeschlecht verjüngen und Familie und Staat neu begründen soll, Frau von Morenholz ous Hannover, ist seit zwei Monaten hier und unermüdlich thätig zu wirken, zu gewinnen, zu erklären. Zwei wichtige Organe bieten sich hier für ihr System: das eine ist die Phrenalogie, welche von Copitän Noel, einem tief denkenden Manne, mit Eifer betrieben wird, und zwor im Sinne eines Hebels zur Erziehung und Ausbildung des Menschengeschlechts; dos andere sind die Bestrebungen Dr. Gustav Klemms, des bekannten Verfassers der Kulturgeschichte der Menschheit.

Wien, Mai.

III.

Die Schatzkammer in der Burg.

Wir haben angeführt, daß die Schlüssel der Kaisersärge in der Schatzkammer aufbewahrt sind. Während wir uns zu ihr begeben in das Innere der Burg, sey es vergönnt, einige Momente aus der Vergoagenheit dieses ernsten, mit Deutschlonds Geschicken so eng verflochtenen Baues zurückzurufen. In den Trümmern der römischen und carlowingischen Fobiana erhob Jasamirgatt, Oesterreichs erster Herzag, seine Burg, den alten Herzoghaf, später Münzhof, nachmals Kloster der weißen Brüder vam Berge Carmel, darauf Praseßhaus der Jesuiten, jezt Hofkriegskanzleigebäude. Leapald der Glarreiche begonn eine neue Burg, auf der Stelle des Schweizerhofes, den wir jezt vom Josephsplatze aus betreten. Wie lebendig wird es hier vor der Phontosie, gedenken wir der Tage dieses Fürsten! Seine Keenzfahrten, seine Heiroth mit einer byzantinischen Prinzessin, die Pracht seines Hafes, on welchem sich Minnesänger drängten, wie um den von König Artus; das Zuströmen der Pilgrime, Handelsleute, Ritterorden — alles gleitet in buntem Lichte varüber. — Dem ersten Habsburger Albrecht, der die älteste Burgkapelle errichtete, drohten bei dem bekannten Stadtonfruhr die übermüthigen Schuster, mit ihren Leisten den Burggraben auszufüllen. Im Herbste 1529 litt die Burg während der Belagerung durch Salimann, wie in unsern Tagen durch die Revalutian, in deren Flammen der Flügel mit dem Bibliathekssaale und dem zoalogischen Museum aufzulodern drohte, gleich dem benachbarten Augustinerthurme. Der zweite und dritte Ferdinand, Freunde der Gärtnerei, überhäuften den Lust- und Ziergorten, der van den Augustinern bis in die Schauflergosse sich ausbreitend, den heutigen Josephsploz, Vögelmorkt und Michoelsploz einnahm, mit Springbrunnen, Cascaden, Badhäusern, Gratten und Galerien. In der Brunnenstube ward ein gonzes Bergwerk aus Silber vom Wasser getrieben. Der Bau einer dritten Burg, 1660 unternommen, des langen, onf der einen Seite dem innern, auf der andern dem äußern Burghofe, gegen Nobilis Säulenthor zugekehrten, „Leopoldinischen Traktes,“ sollte die alte Burg vam Widmerthurme herob mit der Rudolphsburg vereinen. Acht Jahre später brannte dieses ganze neue Werk durch Unvorsichtigkeit eines Tischlergesellen ob. Dabei blieb ein Kreuzpartikel, seit langen Jahren im Erzhouse hoch verehrt und nun bei der Kaiserin Wittwe Eleonore verwahrt, unversehrt, obgleich Gold und Emall der Fassung schmolzen, das Crystallglas zersprang, und das halbversengte Kästlein erst nach fünf Tagen mitten aus noch glühender Kohle hervorgezogen ward. Dieser Vorfall veranlaßte die Fürstin zur Stiftung des Sternkreuzordens. Karl VI. ließ durch seinen Fischer von Erlach die Hofbibliathek, onch die Reichskonzlei u. s. w. aufführen. Die Bathyanistiege — dem Michaeler-Platze zunächst und dem Burgtheater gegenüber — welche durch einen jener ergreifenden Contraste der Geschichte nicht nur an den Erzieher Josephs II., nach welchem die Treppe genannt ist, den Fürsten Korl Bathyani, erinnert, sondern noch an einen andern gleichen Namens, der in jüngster Vergangenheit an dem Neugebände zu Pesth, dem großen, gelben, van Konanen strotzenden Hanse, unter dem Richtschwert blutete, erhielt unter Maria Theresia die Vallendung.

Wir sind in dem erwähnten Schweizerhofe var der Schatzkammer angelongt. Nach wenigen Schritten im Corridor stehen wir vor der Thüre, an der ein Grenadier Schildwache hält. Viel Volk, olle Nationalitäten, Landleute, Bürger Wiens und fremde Touristen drängen sich durch die bambensesten, sehr alterthümlichen Gewölbe. Diener in Hoflivrée erklären die meistens in Glosschränken verwahrten Gegenstände sa vernünftig und sargsam, daß der Beschaner sich wirklich ols Gast des Kaisers fühlt, aber freilich van dem massenhaften Reichthum sich nur Einzelnes, gleichsam wie zur Probe, zu notiren vermag. Hier z. B. das berühmte Kruzifix aus Elfenbein van Benvenuto Cellini; dort ein goldener kleiner Wagen, Vermeille, in welchem der König von Ram gefohren wurde, ein Geschenk der Stadt Paris, und Christkinds Feenkutsche in unsern frühesten Weihnachtträumen nicht unähnlich. Zu dem Diamontenkabinet, dos gleichsam eine Nische in der Hauptgalerie bildet, steigt man einige Stufen hinon. Hier herrscht mährchenhafter Glanz. Zunächst des Kaisers Staat beim Einzug in Frankfurt. Als das merkwürdigste erscheint der Krönungsornat Karls des Großen, die alte, ehrwürdige, mächtige Krone, aus feinstem Golde, Filigran, die farbigen Edelsteine noch ungeschnitten, Scepter, Reichsapfel, Dalmatika, Alba, Stola, Pluviole, Handschuhe, mit ächten kleinen Perlen gestickt, Strümpfe nebst Bändern, Schuhe, Gürtel und Schwert. Noch befindet sich in einem ondern Glosschrein eine getreue, onf Geheiß Franz I. dem zur Zeit des deutschen Reichs in Nürnberg bewahrten Urbilde nachgeahmte Kopie dieses ganzen Ornats.

Wie blitzt und strohlt es dort, ein Meer van Funken! Hot die Tiefe all ihren Zauberschoz aufgethon? — Da die Agroffe, welche Franz I. auf dem Hute trug; oben blizt der Riesendiamant von Geansan, „der Florentiner.“ Ein gemeiner Schweizer Soldat hob ihn vom Boden onf

nach der Schlacht, wo das morgenländisch prächtige Gezelt Karls des Kühnen, der goldene Stuhl, das goldene Vließ, das Hauptsiegel, die Kapelle, vierhundert Kisten der herrlichsten Stoffe, im Ganzen ein Werth van 30 Millianen heutiger Rechnung erbeutet wurden. Der Soldat, den Stein für ein Stück Glas haltend, wie die zahllosen Silberteller für Zinn, verkauft ihn um einen Gulden; der nächste Besitzer, Bartholmä May, Bürger zu Bern, verhandelt ihn den Genuesern, die ihn an Ludwig Moro Sforza bringen. Durch die Fugger gelangt das Kleinod in den Schatz der Medizäer nach Florenz, und von dort durch Franz I. als Großherzog van Toskana, der mit Leidenschaft Juwelen sammelte, nach Wien. Weiter sehen wir die ungeheure Masche des Theresienordens, ein Agglomerat von Brillanten; mehrfach das goldene Vließ in Diamanten, wie es die Erzherzoge trogen, am strahlendsten das des Kaisers. Ferner der orientalische Topas, den Maria Theresia in der Brillantschleife am Gürtel trug; ihr Brautschmuck, riesige Juwelen. Der Name dieser Kaiserin knüpft sich an Reihen van Perlen ohne gleichen, von fabelhafter Größe, Hals- und Armgeschmeide, im Werth van zwei Millionen, Perlen, einander zum verwechseln ähnlich, an denen Maria Theresia 33 Jahre gesammelt haben soll. — Das köstliche Schwert der Ungarkönige bei der Krönung in Preßburg, das sie, den Hügel am Donaugestade hinansprengend, nach den vier Himmelsgegenden schwangen, zum Zeichen der Vaterlandsvertheidigung gegen jeden Feind, und das auch Karl VI. und Maria Theresia trugen. Mit dieser Waffe kreuzt sich eine andere, Elfenbein der Griff, reich an Juwelen, ein Geschenk des Schachs, der Degen Tamerlans. Ein Schwert mit dem bethlenischen Wappen, vermuthlich van dem Siebenbürger Fürsten und Gegenkönige in Ungarn, Gabriel Bethlen, worauf der Name des blinden Königs Bela, die Jahreszahl 1141 und der Zusatz steht, er habe seinem Sohne Geysa »hanc frameam atque coronam« gegeben. Nicht zu vergessen die Schwerter van Max I. und von Franz I. von Frankreich. Der Krönungsstaat Napoleons als König von Italien, über den Alpen zurückgelassen und seitdem auch van den Kaisern benützt; der Mantel grüner Sammt mit Gold, die Krone — glaubt man doch unter ihr das feingeschnittene Korsengesicht zu erblicken — die Krone fast antik, so leicht, so geschmackvoll unter all den schweren mächtigen Kronen der deutschen Cäsaren. In einem goldenen Glaskästchen funkelt die minder gewichtige, für das kranke Haupt Ferdinands nachgeahmte Copie der österreichischen Krone, und auch die, welche die Kaiserin Amalie trug. Haben wir hier nicht eine Geschichte in Diamanten? An den Fensterwänden hängen zwei Familienbilder — „Interieurs," würde man nach dem heutigen Jargon sagen — äußerst fein gearbeitete Miniaturen, das eine, Leopold und die Seinen, das andere Maria Theresia. In schwarzen Gewändern, die sie seit dem Tode ihres Gemahls nie wieder ablegte, sitzt sie in traulicher Stube, von ihren erwachsenen Kindern umringt. Wie oft und gern wird man in Wien an die große Herrscherin erinnert! — In dem als Gegenüber in die jenseitige Mauer blendenartig vertieften „Goldkabinet" befindet sich das kaiserliche Taufzeug, Silber mit Perlen gestickt. Maria Theresia hat es für die Gemahlin Josephs II. fertigen lassen. In dem Glasschrein an der entgegengesetzten Wand ist das Taufbecken u. s. w. sammt goldenen, mit Kameen besäeten Krügen. „Es wird immer darin getauft," sagte der erklärende Diener, in seiner naiven Gewissenhaftigkeit beflissen hinzufügend: „nur nicht eben jetzt," und fährt in seinem Amte fort: „Spiegel und Rasierbecken aus der kaiserlichen Toilette von Maria Theresia und Kaiser Franz," so daß man meinen könnte, sie habe bei aller männlichen Geisteskraft auch einen Bart gehabt. — Es bleiben uns noch zu erwähnen, außer dem riesigen Achat mit dem Reichsadler und mit Austrias Wappen, den Sixt Tranesan Ferdinand III. bei der Tafel durch einen Mohrenpagen in der Pastete darreichen ließ, manche Reste des alten Hausschatzes van Burgund, dem Tage von Granson entronnen, wo das meiste in die Hände der Eidgenossen fiel. Wir finden unter andern hier den Krug Philipps des Guten, aus morgenländischem Serpentin, mit dem hebräischen Namen Jehovas und mehreren Christusköpfen uralter Arbeit, im Deckel St. Andreas, der Hauspatron van Burgund, sammt den Inschriften: »Mon Jaye S. Andrien. — Je l'aye emprins, bien en »viene — Autre n'auray.« — Wer verweilte nicht vor Wallensteins Talisman, seinem Horoscop? Zwei runde, auf einander gelegte Crystallplatten, zwischen denen sich Sternbilder bewegen, des Friedländers Constellation. Auch sie diente dem Glücke Habsburgs. Es ist etwas Kolossales um das Glück. Wie die Donau so viele Flüsse und Ströme aufnimmt, daß diese eigentlich sie sind, so hat das graue Habsburg in das Bett des eigenen Glanzes den jungen Strom Napoleons einmünden sehen, auf gewaltiger Fluth Krone, Wiege und selbst den Sarg des korsischen Adlers mit fortgewälzt. Hier steht die Wiege des Königs van Rom, Geschenk Marie Louisens an die Schatzkammer — „zum Andenken an den Herzog van Reichstadt." Eine schwere Silbermasse, eine Gabe der Stadt Paris, kunstreich gebildet, oben die Siegesgöttin, die mit dem Kranze über dem kleinen Lager schwebt. Auch der weiße seidene, reichgestickte Vorhang des Baldachins wallt noch daran herab, regungslos, nicht Ein Fältchen zitternd im Sturme der Geschichte, der um diese Wiege braust. Der kleine Sprensack darin ist nur leicht mit Seide zugedeckt, der Pursammt zwischen dem Gold und Silber verbleicht. — Was hab' ich hier nicht schon gesehen, wie viele Throne, Wiegen- und Särge, Krönungs- und Leichenwagen! Alles schaukelt, rollt vorüber. Diademe, Bahrtücher, Schwerter und Juwelen flimmern vor unsern Augen ineinander, um uns die Eitelkeit aller Dinge so recht erkennen zu lassen und unsern Geistesblick zu schärfen für die unermessenen Weiten, in die jede Seele sich einsam schwingen muß.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 26. 27. Juni 1852.

Lac comedebatis et lanis operiemini, et quod crassum erat occidebatis, gregem autem non pascebatis, sed cum austeritate imperabatis et cum potentia.

Ezechiel.

Aus der Militärgrenze.

Ein Spaziergang nach Bosnien.

I.

Ich hatte in einer jenen kleinen Grenzstädte zu thun, die Gott und der selige Hofkriegsrath hingesetzt haben an das linke Ufer der Una als äußerste Vorhut europäischer Kultur gegen osmanische Barbarei und Verwilderung. Einmal im Leben am Ufer des Scheidestroms zwischen Civilisation und Barbarei, zwischen Christenthum und Islam, zwischen der Herrschaft des Gesetzes und der Willkür jedes Paschas, zwischen der peinlichen theresianischen Gerichtsordnung und der rothen Schnur gestanden und es nicht versucht zu haben, einen kurzen Einbruch in die gesegneten Gefilde Mahomeds zu unternehmen, schien mir ein Vergehen, und ich hatte nicht Lust, die Reue darüber nach meiner schönen Heimath an der obern Donau mitzunehmen.

„Wie gelangt man da hinüber?" fragte ich einen mir befreundeten Grenzoffizier. — „Haben Sie vom Generalkommando, vom Brigadier, oder auch nur vom Obersten einen Paß bei sich?" — „Ich glaube im constitutionellen Croatien, im beneidenswerthen Anhängsel der freien ungarischen Krone keines Passes zu einem Ausfluge zu bedürfen." — „Da sind Sie im Irrthum, Doktor," antwortete der Croate. „Einmal schent' ich Ihnen die Anhängselschaft der freien ungarischen Krone, so lange es in deren Bereiche ein Verbrechen ist, nicht ein Abkömmling Attila's zu seyn, und zum andern hat die Grenze mit dem constitutionellen Croatien nichts als die Sprache gemein. Es gibt keine Sprünge in der Welt, und wenn am rechten Ufer der Una die vollendetste türkische Bluthherrschaft zu Hause ist, so kann am linken nicht gleich die Freiheit der Civilisation anfangen. Den Uebergang bildet die Militärgrenze. Doch Scherz bei Seite, ohne Paß kommen Sie nicht nach Bosnien hinüber, außer —" — „Nun?" — „Außer Sie wollten etwas riskiren." — „Alles, nur nicht gerade mein Leben." — „Könnte auch seyn, aber daß es nicht so arg werde, dafür will ich sorgen. Gehen Sie einmal ganz allein, ohne Ihre Flinte und ohne irgend etwas von Gepäck zu tragen, längs des Ufers hinauf. Vielleicht läßt sich jemand von drüben herbei, Sie an einer einsamen Stelle des Stromes überzuschiffen. Mittags übernehme ich die Kordonsinspektion, und sollten Sie entdeckt werden, so will ich schon trachten, daß Sie auf Ihrem Ausfluge nichts unangenehm störe."

Ich verstand und ging. Wagen und Pferde ließ ich im Hause des Offiziers zurück, steckte ein langes

Messer, das so geschliffen war, daß es zugleich Dolchdienste versehen konnte, in die Brusttasche, nahm ein paar Cigarren und einen guten Stock und machte mich auf meinen Ausflug in's Jenseits.

Die Ufer der Una liegen ziemlich einsam da, Kukuruzfelder in nicht zu reichlicher Anzahl und Ausdehnung, hin und wieder ein Weingarten, ein paar einzelne Obstbäume, von Strecke zu Strecke die sehr einfachen Wachthäuser des Kordons und die Allarmstangen auf den Anhöhen bilden den gesammten Stoff landschaftlicher Abwechslung auf meilenweite Strecken. Taucht hin und wieder aus dem Gesträuch ein Grenzerweib hervor, das eine ärmliche Kuh oder ein paar Ziegen auf einem brachliegenden, mit Farrenkraut bewachsenen Stück Landes weiden läßt, oder blitzt in der Ferne zwischen Baumästen das Bajonett eines Kordonpostens im Sonnenschein, so ist auch für die Staffage das Aeußerste geschehen.

Ich mochte eine gute Stunde Weges gegangen seyn, als ich an eine Stelle gelangte, die mir ganz geeignet schien, um eine Gelegenheit zur Ueberfahrt abzuwarten. Das Ufer senkte sich hier plötzlich etwas und bildete eine mit Weidenbüschen umwachsene Vertiefung. Wenn man nicht zufällig von der Streifpatrouille entdeckt wurde, so konnte man sich hier Tage lang aufhalten, ganz unbemerkt, da dieser verborgene Winkel von keinem der Wachposten gesehen, viel weniger beobachtet werden konnte. Ich beschloß alsbald, hier mein Observatorium aufzuschlagen, setzte mich auf einen Stein, putzte den Staub von meiner Brille, stützte die Ellenbogen auf's Knie und den Kopf in beide Hände und begann hinüber zu spähen in's heilige Land der Hurts, wo, um im Tone eines deutschen Classikers von hohem Rufe zu singen, „die Minarete wandeln und im Schatten dunkler Tabakwälder Moscheen ruhen.“

Ich müßte meine Feder in poetische Tinten, oder wenigstens in das Tintenfaß Freiligraths tauchen, wenn ich behaupten wollte, daß ich von meinem Observatorium von alle dem etwas zu entdecken vermochte. Alles, was ich von den heiligen Gefilden Mahomeds sah, beschränkte sich auf einen unabsehbaren Uferstreif von durchaus ödem Ansehen. Schilfrohr und Gestein, eine verkümmerte Weide und wieder Schilf, das war das gesammte Inventar, mit dem sich meine Phantasie zum Zeitvertreibe beschäftigen und nach dem sie die Schönheiten voraus ahnen konnte, die des Auges im Innern des geheimnißvollen Gebietes haeren mochten. Hätte nicht im fernen Westen ein langer Zug blauender Bergkegel mit dunkelnden Wälderstrecken das eintönige Bild abgegrenzt, ich hätte mich in die endlosen Wüsten Syriens versetzt denken mögen.

Ich mochte an zwei Stunden in eben beschriebener Situation gesessen und nahe bei zwei Druckbogen Meditationen in meiner Seele verarbeitet haben, als es mir vorkam, als ob unter einer Weide am jenseitigen Ufer etwas wie ein lebendes, menschenähnliches Wesen sichtbar würde. Ich strengte mein Auge an und entdeckte, daß es wirklich zwei Menschen waren, die etwas Turbanartiges um die Köpfe gewickelt hatten. Ich stand auf und bemühte mich, einen ziemlich starken Ast von einer der Weiden abzubrechen. Mein Versuch verursachte zwar sehr viel Geräusch, schien jedoch von den Wesen jenseits der Una nicht bemerkt zu werden, wenigstens ließen sie sich in ihrer Beschäftigung — sie luden Schilfrohr auf ein vierbeiniges Ding, das ich für ein Pferd halten mußte — durchaus nicht stören. Ich dachte energischere Maßregeln ergreifen zu müssen, und fing an ziemlich gewichtige Steine in's Wasser zu werfen, in der Meinung, eine solche Störung des tiefen Landfriedens werde nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der Schilfsammler oder doch ihres Pferdes auf mich zu ziehen. Da aber auch dieses Manöver der Erwartung nicht entsprach, so fiel mir erst jetzt ein, was mir gleich anfangs hätte einfallen sollen, mein Schnupftuch. Ich zog es aus der Tasche und fing an damit durch die Luft zu fahren, indem ich diese Signalisirung von Zeit zu Zeit durch ein »Cujete!« (Hört) interpretirte. Nach einigemal wiederholtem Rufe hielten die beiden Turbanmänner endlich in ihrem Geschäft inne und blickten auf. Ich schwenkte mit dem Tuche und gab ihnen zu verstehen, daß sie herüberkommen sollten. Einen Augenblick glaubte ich, sie wollen sich rasch dazu entschließen. Dann schienen sie, nach den heftigen Bewegungen, die sie gegen einander mit den Armen ausführten, in eine sehr lebhafte Diskussion zu gerathen, bei der der eine gegen die Erfüllung meines Begehrens Bedenken erheben mochte, und die endlich damit endigte, daß der andere davon lief und nach einer kleinen Viertelstunde am jenseitigen Ufer in einem Kahne zum Vorschein kam, in den alsbald auch sein Genosse sprang, um zu mir herüber zu rudern.

„Was willst du von uns?“ fragte der jüngere der beiden Bosniaken, ein schlanker, athletisch gebauter, knochiger Mann mit sehr gebräuntem Angesicht und deßgleichen Armen und Beinen, welch letztere sich über alles, was Fußbekleidung heißt, von Anbeginn an stoisch hinausgesetzt zu haben schienen. — „Nach Bosnien möcht' ich.“ — „Und was soll's in Bosnien?“ fragte der andere, ein dürrer Alter von weniger derbem Aussehen, der auch Schuhe trug. — „Nun, ich möchte mir das Land ein wenig anschauen,“ erwiederte ich. — „Da können wir dich nicht hinüberführen. Es kommen allerhand Leute, unsere Bosna auszuspähen, und dann ist's kein Wunder, wenn uns die Croaten überfallen und alles auf und davon tragen;“ so sprach der Alte und wollte seinen jüngern

Begleiter in den Kahn ziehen, um wieder zurückzufahren.

Der jüngere aber war anderer Meinung. „Siehst du nicht, daß das kein Deutscher, sondern ein Schwabe ist?" belehrte er den allzu gewissenhaften alten Moslim. „Einen von den Deutschen da drüben oder von den Kroaten, die dem deutschen Czaren dienen, möchte ich selbst um keinen Preis in unsere Bosna bringen. Der Effendi aber hat Glas an den Augen, der ist ein Schwabe und kann der Bosna nicht gefährlich seyn, den schiff ich allein über, wenn du nicht mitthust. Was zahlst du Schwabe-Effendi?"

Ich hatte in meiner Handbörse einige wenige Zwanziger, zauderte daher keinen Augenblick, den Großmüthigen zu spielen, und hielt dem Fragenden die ganze Börse hin. „Siehst du, ich sagte es ja gleich, daß das einer von den wenigen braven Giaurim ist!" bemerkte der Braunfüßige, indem er nach dem Geldbeutel griff. „Ja, wenn dem so ist, dann ist's ein anderes!" meinte der Alte mit einem bedeutungsvollen Blick nach dem Gelde, und im nächsten Augenblick saß ich im Kahn.

Die Una hatte an der Stelle gutes Fahrwasser, die beiden Bosniaken ruderten tüchtig und gaben sich, während sie unausgesetzt nach allen Seiten herumspähten, ob sie nicht von österreichischer Seite bemerkt würden, sichtlich alle Mühe, das jenseitige Ufer möglichst bald zu gewinnen. Nach einigen Minuten stieß auch der Kahn, ohne daß ihn das weitsichtige Auge eines Kordonisten bemerkt hätte, an Mahomeds geweihtes Land.

„Was nun? wo wollt Ihr hin?" fragte der jüngere Bosniake. — „In's nächste Dorf," war meine Antwort, „in eine gute Mehana." (Herberge). — „Zuerst aber müssen wir dich zu unserem Spahi bringen, daß er dich sieht und dich ausfragt," sagte der Alte. — „Laßt mich dafür sorgen," beruhigte ihn der Jüngere, der offenbar eine Affektion gefaßt zu haben schien, von der ich nicht wissen konnte, ob sie meiner Person galt oder den Zwanzigern, die er noch bei mir vermuthete. „Zuerst muß der Effendi Unterkunft finden, dann will ich's schon selbst dem Spahi zu wissen thun."

Hierauf wickelte er den Strick los, mit dem er seinen rothen, sehr zerschlissenen Mantel um den Leib befestigt hatte, band damit das Schilf auf dem Rücken des Pferdes fest und hieß mich aufsitzen. — „Setz' dich, Effendi! 's ist noch ein gut Stück Weg zur nächsten Mehana." — So müde ich war, so wenig konnte ich beim Anblick des armseligen Thiers, das dastand unter der Last des Schilfrohrs, gebückt und trübselig den Kopf hängend, zottig und knochenscheinig, die Ueberzeugung gewinnen, daß es im Stande seyn würde, eine Vermehrung seiner Last auch nur um so viel, als meine Wenigkeit betrug, ohne Lebensgefahr zu ertragen.

„Ich gehe mit euch zu Fuß," antwortete ich. — „Nicht so, Schwabe, wer zahlt, der reitet auch, so ist es Sitte in der Bosna," erwiederte der Braune, indem er das aufgepackte Schilf nach Möglichkeit zu einem Sitze vorrichtete. Meine Besorgniß, daß das schwache Pferd unter der zweifachen Wucht erliegen würde, widerlegte er mit der Versicherung, daß dasselbe Pferd einmal zwei reisende Schwaben von Kostelnitza bis Sarajewo getragen habe, was freilich zehn Jahre her sey, und daß es jezt doch wenigstens noch Einen Schwaben werde tragen können. So saß ich denn auf und fügte mich. — „So reist bei uns alle Welt, und du wirst keine Ausnahme machen wollen," fügte der Alte noch hinzu. Hierauf ergriff der Barfüßige den Zügel, um das Pferd zu führen, eigentlich aber um ihm durch Nachschleppen im mühsamen Fortkommen einigermaßen behülflich zu seyn; der Beschuhte ergriff seinen Stock, um den Bemühungen seines Genossen hinterwärts einigen Nachdruck zu geben, und so sezte sich denn der Zug in Bewegung.

Straßen kennt Bosnien bis jezt nicht. Jeder geht, jeder reitet wo es ihm gefällt oder am nächsten scheint. Ich verwunderte mich daher gar nicht, daß meine Führer ihren Weg geradezu quer durch einige wohlbestellte Maisfelder nahmen, bei welcher Gelegenheit das Roß zuweilen seinem Gelüste nach einigen frischen, noch grünen und saftigen Maiskolben mehr als dem Zügel Folge leistete, was ihm zwar jedesmal einige »Jebenti dusu!« von vorne wie von hinten zuzog, indessen jedesmal mit einer kurzen Rast und Verspeisung einiger Kolben endigte, da die beiden Bosniaken, in Anbetracht, daß das Feld nicht das ihre war, eigentlich nicht einsahen, was sie dagegen haben sollten.

Nach einem Ritte von etwa zwei Stunden, während dessen ich alle Muße fand mich zu überzeugen, daß die ungarischen Straßen lange nicht die schlechtesten und die österreichischen Postwagen keineswegs die unbequemsten Beförderungsmittel seyen, gelangten wir endlich zu einigen Häusern. Ein Strom, nein, nur der Nebenfluß eines Stroms wälzt sich durch die Ebene, und das Jenseits und das Diesseits desselben sind so verschieden in Leben und Sitten bis auf die kleinsten Dinge herab, als flöße ein Ocean dazwischen.

„Siehst du, Effendi, das ist das Dorf, wo du übernachten wirst," bemerkte der jüngere meiner Führer. — „Und wo ist die Mehana?" — „Dahin hat es noch guten Weg. Sie liegt am andern Ende des Dorfes." — Am andern Ende des Dorfes, und ein guter Weg! Das Dorf war also keines von den kleinen. In der That brauchten wir auch eine volle halbe Stunde, bis wir die Mehana erreichten, und ich hatte somit hinlänglich Zeit mich umzuschauen.

Wer unter einem Dorfe eine Anzahl nachbarlich bei einander gelegener Wohnsitze von Menschen zu verstehen gewöhnt ist, dem wird es schwer fich zu überzeugen, daß er in einem Dorfe sey, wenn er an einer langen Kette höchst unregelmäßiger und unordentlicher Verzäunungen und Planken hinreitet, die vielfach von Feldern und Obstgärten unterbrochen sind. Eine jede solche Verzäunung oder Plankenwand umschließt einen weiten Hofraum, in dessen Mitte sich einige armselige Bauwerke, meist aus Holz, selten aus Stein und Lehm, erheben. Im besten derselben wohnt der Gospon, der Sahidia, der Herr. Hat er ein zweites bewohnbares Haus, so wohnen seine Frauen darin, hat er keines, so bewohnen sie mit ihm dasselbe Haus, jedoch streng für sich abgeschieden. In den andern Hütten befinden sich die Ställe, die Küche, die Vorrathskammern, das Bad, wenn eines vorhanden ist. Fenster würde man vergebens suchen. Statt deren sind fast alle Häuser mit langen, schießschartenähnlichen Lücken versehen, wie man sie auch an den Hofmauern ringsum bemerkt. Die Thore sind fortwährend verrammelt und werden nur geöffnet, wenn jemand ein- oder ausgehen will. So hat jedes Haus mehr oder minder das Ansehen einer Veste und ist darauf eingerichtet, sich gegen Anfälle von Räubern zu vertheidigen, oder im Steuerverweigerungsfalle, der gar oft eintritt, oder gegen die Söldner des Pascha, oder wenn der Sahidia jemand, der vor der Blutrache flieht, vor den Verfolgern schützen will, und bei den Erpressungen, die sich der Pascha oft gegen Einzeine erlaubt und beim Zustand der Rechtspflege erscheint eine solche Einrichtung um so zweckmäßiger, als die einzelnen Wohnsitze, die zu einem und demselben Dorfe gehören, oft so weit aus einander gelegen sind, wie bei uns die Dörfer selbst. So tief hat hier der Despotismus, die Herrschaft der Willkür, das System, daß das Recht nur dort sey, wo die Gewalt ist, sich in's innerste Leben eingefressen, daß der Einzeine, wenn er sich ein Dach baut, unter dem er sein Haupt zur Ruhe lege, nicht darauf bedacht ist, wie er mit den Nachbarn in Frieden und geselliger Gemeinschaft lebe, sondern wie er sich gegen sie sowohl, als gegen den Staat am besten vertheidige und schütze.

Einer der Höfe, etwa mitten im Dorf gelegen, erregte seines verwüsteten Zustandes halber meine Aufmerksamkeit. Er mußte offenbar einst der schönste im ganzen Dorf gewesen seyn und einem sehr wohlhabenden Sahidia gehören. Nun lag die steinerne Hofmauer ringsum in Schutt, das Thor war erbrochen, das Haus und die Nebengebäude trugen die Spuren zahlreicher Kugeln und waren offenbar unbewohnt. Halbverkohltes Gebälk, das über den ganzen Hofraum zerstreut zu sehen war, bezeugte, daß auch die Flamme zu dieser Verwüstung das ihrige beigetragen habe.

„Was ist's hier gewesen?" fragte ich meine Führer. — „Nun, da hat ein Krst (Christ) gewohnt," antwortete der Gesprächigere von beiden, der Barfüßige. „War ein reicher Krst und ein braver Krst, und hat ihm sonst nichts gefehlt zur Gottgefälligkeit, als daß er nicht nach dem Propheten lebte. Hätte er Türke werden wollen, dann könnte er heute Pascha seyn, so aber hängt er im Walde." — Ich kann nicht leugnen, daß ich mich von dieser zwar kurzen, aber doch sehr unzweideutigen und inhaltreichen Lebensskizze nicht sehr erbaut fühlte. „Und was hat er denn Böses gethan?" fragte ich weiter. — „Ein Krst braucht nichts Böses zu thun, um gehenkt zu werden," fuhr der Mann fort, „und Stojan Stankitsch hat auch nichts Böses gethan, außer daß er reich war und eine schöne Tochter hatte und einen jungen Sohn. Das erfuhr der Pascha, und da schrieb er an Stankitsch einen Brief. Stojan Stankitsch, schrieb er, leih mir fünftausend Piaster. Stojan wußte, was das zu bedeuten habe; denn wenn der Pascha von einem Krst etwas gelehnt haben will, so darf sich der nicht lange besinnen, weil er sonst gewiß morgen selbst zusehen könnte, wo er etwas geliehen bekäme, und so lieh Stojan dem Pascha das Geld. Als der Zahltermin kam, schrieb der Pascha wieder an ihn: „Krst, du hast einen jungen Sohn; schick' ihn zu mir nach Bihatsch um dein Geld." Stankitsch aber wußte, daß sein Sohn — ich glaube Berko hieß er — wenn er einmal den Hof des Pascha gesehen, nicht wieder kommen, sondern wie andere junge Kaurims dort als Sklave zurückbleiben würde, und schickte den Sohn statt zum Pascha über die Grenze in's Land des deutschen Czars, wo er selber seine Verwandten hatte, und antwortete dem Pascha, sein Sohn sey ihm nächtlings entflohen. „Krst," ließ ihm nun der Pascha sagen, „du hast eine junge Tochter, die gibst du mir zum Weibe und zahlst mir für deinen entflohenen Sohn zu den geliehenen fünftausend Piastern noch fünftausend Piaster, dann will ich dir all deinen Ungehorsam vergeben." Und noch am selben Tage erschienen fünfhundert Söldner des Pascha, um das Mädchen abzuholen. Aber auch Stojan versammelte seine Leute um sich und wagte es sich dem Pascha zu widersetzen. Einen von den Seinigen schickte er sogar über die Una, die Croaten drüben aufzufordern, daß sie in Bosnien einbrechen und ihm zu Hülfe kommen sollten. Die kamen aber nicht, und nachdem die Söldner zwei Tage lang den Hof belagert und das Haus beschossen hatten, brachen sie das Thor ein, stürmten das Haus und schlugen alles nieder, was sich ihnen widersetzte, und nahmen den Krst gefangen."

„Wo ist deine Tochter?" fragten sie ihn. — „Sucht sie," antwortete Stojan, und da fanden sie sie unter den Todten in Männerkleidern und die Flinte in der Hand. Erzürnt banden nun die Söldner dem Krst

Hände und Füße, befestigten ihn an den Schweif eines lahmen Rosses und schleppten ihn so vor den Pascha. Zuvor aber nahmen sie im Hause alles, was zu nehmen war, rissen die Mauern nieder und legten Feuer an. Zwei Tage darauf, jetzt wird's bald ein Jahr werden, ließ der Pascha den Trhowatz (Kaufmann) im Eichenwald aufhängen, den du dort siehst, und wenn es dir Freude macht, einen Christen hängen zu sehen, so wollen wir einen kleinen Umweg machen. Berko aber ist des Paschas Todfeind geworden und trachtet ihm nach dem Leben und kommt bald als Schweinehirt, bald als Bettler, bald als reicher Kaufmann verkleidet nach Bosnien, und so hat der Pascha eine Sorge mehr."

Ich fühlte sehr wenig Beruf, der Einladung des Burschen Folge zu leisten, und versicherte, es wäre mir lieber, zu der Mehana zu kommen. Da ich jedoch aus der Zumuthung meines Führers, daß mir der Anblick eines hängenden Christen Freude machen würde, zu entnehmen glaubte, daß er mich für keinen solchen hielt, so hatte ich zwar in Betracht der Sicherheit meines Lebens nichts dagegen, war jedoch neugierig zu wissen, was er von mir dachte. — „Magst du die Schwaben gut leiden, Bruder?" fragte ich ihn. — „Bruder?" wandte sich der Angeredete nach mir um. „Nun, weil du ein Schwabe bist, und nicht ein Deutscher und nicht ein Wlach, und somit kein Christ bist, magst du mich immer bratja nennen, obgleich du auch nicht an Mahomed glaubst."

Nun wurde es mir klar, daß dem guten Bosniaken Schwabe und Deutscher zweierlei seyen. Deutsche und Wlachen nennt er seine christlichen Nachbarn, gleichviel ob sie Dalmatiner oder Croaten sind, wenn sie nur dem deutschen Czar, das ist dem Kaiser von Oesterreich, unterthan sind. Wen er für einen Croaten oder Dalmatiner, also für einen Deutschen zu halten keinen Grund hat, der ist ihm ein Schwabe, gleichviel ob er Franzose oder Engländer oder Deutscher ist. In den Augen des gemeinen Bosniaken ist die Welt von dreierlei Völkern bewohnt, von den Türken, die an Mahomed und den Sultan glauben, von Deutschen und Wlachen, zu denen er alle zählt, die an Christus und den Kaiser von Oesterreich glauben, und endlich von den Schwaben, unter denen er alle übrigen Bewohner des Erdballs begreift. Die bosnische Sprache aber, meint er, sey die Sprache aller Welt; sie sey die einzige Sprache auf Erden, nur sey es ein Unglück, daß die andern Völker, und zumeist die Schwaben, sie so verdorben sprechen, daß ein ehrlicher Bosniake auch nicht eine Sylbe vom fatalen Kauderwälsch zu verstehen vermag.

Während ich über die bosnische Cosmographie meine Betrachtungen anstellte, erreichten wir die Mehana.

Aenneli von Siebenthal.

Eine Badgeschichte aus den Alpen.

II.

Kein ärgerer Jammer unter den Kurgästen von Weißenburg, als wenn Regen einfällt. Da ziehen die Berge ihre grauen Nebelkappen tief über die Ohren; von allen Abhängen rieseln Bächlein herunter und machen die schmalen Pfade unwegsam; nicht lange, so setzen der Niesen und der Gantrisch ihre Schneeperrücken auf und blasen mit ihrem kühlen Hauch in's Thal hinab, daß einem mitten in den Hundstagen die Glieder schlottern. Im hintern Bad wird's dann gar nie Tag und im vordern kaum halb. Man fängt dann gewöhnlich damit an, das Gesicht an die Scheiben zu drücken und die strategischen Evolutionen der Nebel zu beobachten, welche dieselben in einer Entfernung von zwanzig Schritten an den Bergwänden ausführen. Aber bald wird man dieser Studien und seines stillen Kämmerleins überdrüssig. Man versammelt sich im Gesellschaftszimmer und Speisesaal, klagt sich gegenseitig sein Leid und macht bessere Bekanntschaft. Schließlich schlägt einer eine Kurzweil vor, etwa „blinde Maus“ oder „schwarzer Peter.“ Was soll man sonst? Mütter und Töchter machen das Kinderspiel mit; alte ernsthafte Perrücken, welche sonst kaum je aus ihren Schreibstuben heraus kommen, als etwa um in den Rathssaal oder das Gerichtszimmer zu gelangen, machen „Büsseli mach miau;“ salbungsvollen Kanzelrednern werden von schalkhaften kleinen Händen vermittelst angebrannter Pfröpfe Schnurrbärte gemalt. In Ermanglung des Tageslichts zündet man Kerzen an. Da nimmt dann dem Regen zum Trotz die Fröhlichkeit nach und nach überhand, das Husten und Hüsteln wird von lautem Gelächter übertönt, die mattesten Augen fangen an zu leuchten und es röthen sich die fahlsten Wangen.

Wer so an einem kühlen Regenabend durch die offene Thür des Gesellschaftszimmers einen Blick würfe und sähe im Kerzenglanz so viele Augenpaare leuchten, die in tiefer Höhle sitzen, und sähe die dunkelrothen Röslein blühen auf den blassen Wangen, und hörte das Gelächter und das trockene Hüsteln — bald das eine, bald das andere lauter — und beobachtete die muthwillige Lust unter den Leuten, unter denen so mancher sitzt, dessen Lebensdocht kaum noch wenige Jahre oder Monate zu glimmen hat, dem führe unwillkürlich ein Frost den Rücken hinunter, und es möchte ihn fast bedünken, in einem Winkel sitze in's Leintuch gehüllt der Tod und spiele munter auf zu der Lustbarkeit und wackle behaglich mit dem alten grinsenden Todtenschädel.

Die Gesellschaft im vordern Haus hatte sich während der letzten Tage wesentlich verändert. Von den eidweigernden waadtländischen Pfarrern war ein guter Theil abgereist und es traten zu ihrem Ersatz etliche muntere Jungfräulein und junge Herren ein, die trotz ihrer blassen Gesichtsfarbe und ihres hektischen Körperbaus doch ein frisches Leben unter die Gesellschaft von Lauwassertrinkern brachten. Man wurde äußerst erfindungsreich im Ersinnen von allerlei Kurzweil, die trüben Tage abzukürzen und die langen Abende auszufüllen. Zuletzt kam man gar auf den Einfall, sogenannte lebende Bilder darzustellen. Ein an den Gesellschaftssaal stoßendes Zimmer wurde mittelst einiger Bretter zum Theater eingerichtet. Dann stöberte man das ganze Haus nach den unumgänglichen Requisiten aus. Die Damen der Gesellschaft mußten an Tüchern, Mänteln und Bändern hergeben, was irgendwie brauchbar war, nicht minder ihre Armspangen, Ohrringe und Stecknadeln. Was sonst noch nöthig war, wurde durch mehr oder minder kunstfertige Hände in Papier und Pappdeckel ausgeführt. War dann alles bereit, so stellte man sämmtliche verfügbaren Lichtstöcke des Hauses vor dem Theater auf, und jener Theil der Gesellschaft, der nicht selber mitmachte, wurde als nachsichtiges und dankbares Publikum zugelassen.

So stellte das junge Volk mit Hülfe einiger Bettdecken, Unterröcke, farbiger Tücher und Halspelzchen zur Darstellung der vorkommenden grauen Bärte, die Geschichte der Hagar, Rebekka am Brunnen, Joseph in Egypten und andere erbauliche Historien vor, zur Unterhaltung der Zuschauer sowohl, als ganz vorzüglich zur besondern Kurzweil und Belustigung der Spielenden selbst.

Der bleiche Graf hatte anfangs wenig Theil an der Sache genommen und gehörte zu denen, welche sich am meisten über das Regenwetter ärgerten. Später jedoch, als ein guter Theil des malerischen Gruppen darstellbaren alten Testaments über die improvisirte Bühne gegangen war und man um ferneren Stoff verlegen wurde, erbot sich der Graf, selber ein lebendes Bild zu arrangiren. Der Gegenstand sey eine

Landessage, die noch im Munde des Volkes lebe; er bitte sich nur wenige Tage aus, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Dieselben wurden sehr heimlich betrieben. Nur wenige Auserwählte wurden in das Vertrauen gezogen, unter diesen Elseli Imobersteg. Das sogenannte Theater wurde allen Uneingeweihten unzugänglich und Boten mit geheimen Aufträgen vom jungen Grafen nach Thun, man sagte sogar nach Bern, abgesendet. Jedermann war durch diese geheimnißvolle Geschäftigkeit äußerst gespannt, insbesondere da es hieß, es sey sogar den Mitwirkenden nicht bekannt, wer die Hauptfigur des Bildes, eine Freifrau von Weißenburg, darstellen würde. Der bleiche Graf habe sich vorbehalten, die betreffende junge Dame erst am Abend der Vorstellung einzuführen, und sich alle indiskreten Fragen verbeten.

Endlich kam der ersehnte Abend heran. Die Thüren gegen den Gesellschaftssaal wurden aufgemacht und die Zuschauer eingelassen. Ein mit Tapeten überhangenes Gerüst stellte den Söller einer alten Ritterburg vor. Im Hintergrund, mittelst weniger kecker Pinselstriche auf eine Papierwand hingeworfen, öffnete sich das Simmenthal mit seinen Bergen, Weiden und Tannenwäldern. Unter dem Söller im Vordergrund lag ein alter grauer Ritter erstochen auf dem Boden, ein junger Ritter in reichen Gewändern, todtenblaß, mit zu Berg gesträubtem Haar, mit verstörtem Blick nach der Leiche starrend, schien im Begriff die Flucht zu ergreifen. Auf dem Altan stand in meergrünem Seidenkleid und alterthümlichem Spitzenkragen eine schlanke Frauengestalt; ihre Züge, obschon keineswegs von untadelhafter Schönheit, hatten dennoch etwas räthselhaft Fesselndes, in den hellblauen Augen glühte ein fast unheimliches Feuer, das braune Haar, über welches ein röthlicher Glanz schimmerte, war mit einer goldenen Kette umwunden. Die Hand, an der ein Ring mit rothem Edelstein blinkte, hatte die Frau heranwinkend nach dem jungen Ritter ausgestreckt. Es war eine Gestalt, wie von Holbein gemalt.

Während die Figuren der Gruppe bewegungslos in ihren Stellungen verharrten, wurde zum Verständniß des Bildes eine, wie es hieß vom bleichen Grafen selber nach der Volkssage gedichtete Ballade vorgetragen, die ich leider nicht mittheilen kann. Es war aber eine gewöhnliche romantische Ehebruchs- und Mordgeschichte aus den besten Zeiten des Ritterthums.

Während des Vortrags der Dichtung konnten sich die Zuschauer das Bild mit Muße betrachten; nun aber wurde das Publikum ersucht, auf einige Augenblicke abzutreten. „Schön Irmgard“ — so hieß die schöne Burgfrau — hatte niemand erkannt. Man erschöpfte sich in Vermuthungen. Einige meinten, es möchte eine Kuristin des hintern Bades seyn, welche vom bleichen Grafen bewogen worden, incognito die schlimme Freifrau darzustellen; andere behaupteten, es sey eine der russischen Fürstinnen, welche sich seit einigen Monaten in Interlaken aufhielten und so viel von sich reden machten. Man hoffte, das Räthsel werde sich nun lösen, man werde die geheimnißvolle Frau von Weißenburg in der Nähe sehen, mit ihr sprechen, ihre Bekanntschaft machen können. Als aber die Thüre zum Theater wieder aufging, war schön Irmgard verschwunden. Selbst von den Mitspielenden wußte niemand etwas näheres, als daß die Freifrau in vollständigem Anzug vom Grafen aus Elselis Zimmer geholt worden und gleich nach Beendigung der Vorstellung spurlos verschwunden sey. — Mir selber ging erst ein Licht auf, als mir Hans Pöhlen des andern Morgens zuraunte: „Habt Ihr Aenneli gesehen, Herr, gestern Abend im Narrenkleide? — Warte der bleiche Satan, bis ich ihm einmal an den Kragen kann!“ setzte Hans, seinem besondern Gedankengange folgend, leise bei.

Nach Regen kommt Sonnenschein. Auch in Weißenburg konnte man endlich wieder blauen Himmel sehen. An einem der ersten Tage, nachdem sich das Wetter wieder aufgehellt hatte, war eines Morgens ein Blatt Papier im Trinksaal angeschlagen, worauf zu lesen stand, daß Abraham Feuz auf der Leiterweid heute Nachmittag Punkt drei Uhr auf dem Seile reiten würde, wozu eine hochachtbare Badegesellschaft auf's höflichste eingeladen sey.

Nach Tische fand sich eine ziemlich zahlreiche Partie zusammen, welche dem Seilritt des Abraham Feuz auf der Leiterweide beiwohnen wollte. Hans Pöhlen schritt als Führer voran. Zuerst gings dem tosenden Buntschibach entlang bis zum Köhlerplatz hinter dem alten Bad, dann fast eine halbe Stunde lang am Abhang der Schlucht gäh bergan und endlich über die Höhe weg durch einen Forst der schönsten Edeltannen. Wir seyen an Ort und Stelle, sagte endlich Hans Pöhlen. Wenige Schritte vor uns senkte sich eine lothrechte Felswand in die Tiefe, wo vierhundert Fuß unter uns ein Wildbach zwischen Felsblöcken schäumte. Ebenfalls lothrecht erhob sich jenseits des Baches eine zweite Felswand. Auf dem jenseitigen Rand dieser schwindlichten, ungefähr achtzig Klafter breiten Erdspalte und etwas höher als die Stelle, wo wir uns gelagert hatten, stand ein kleines braunes Häuschen auf grüner Alp. Es war die Leiterweid, wo Abraham Feuz und seine zahlreiche Familie zu Hause waren. Wollten die Bewohner der Leiterweid unter die Leute gehen, zur Kirche, zur Schule oder zu Markt, so mußten sie zum Theil über Leitern den gähen gefährlichen Weg in die Schlucht hinab und jenseits wieder hinauf. Einen andern Pfad von der Leiterweid in die bewohnte Welt gab es nicht. Da fiel es dem Abraham Feuz ein, ein langes starkes Tau über den Abgrund zu spannen. Auf das Tau

sezte er rittlings den Gabelast einer Hainbuche und befestigte an die beiden abwärts gekehrten, etwa fußlangen Zinken der Gabel lose einen kurzen Strick. Das schräg über die gähnende Erdspalte gespannte Tau wurde zur lustigen Hanfbahn, der Gabelast zur improvisirten Lokomotive, welche pfeilschnell darüber wegleiten mußte, und der lose am Gabelast befestigte Strick zum schwindlichten Sitz. So schickte Abraham seine Frau zur Kirche, seine Kinder zur Schule und brachte selbst sein Wildheu über die Schlucht, um es dann ins Thal hinab zu Markt zu tragen.

Die Bahn von gedrehtem Hanf, welche er sich zuerst bloß zur Erleichterung seines Verkehrs mit der Welt errichtet, wurde später für ihn zu einer bedeutenden Einnahmsquelle. Während der Zeit, da sich die meisten Kurgäste in Weißenburg befinden, läßt er je zuweilen Tag und Stunde verkünden, da er und seine Familie den gefährlichen Ritt über das Seil unternehmen werden. Bad Weißenburg hat der pikanten Zerstreuungsmittel wenige seinen Gästen zu bieten. Da benuzt man denn in Ermangelung von Roulette und Schauspiel mit Freuden die Gelegenheit, möglicherweise ein oder mehrere Menschenkinder den Hals brechen zu sehen, und schenkt gern dem kecken Seilreiter, der unser Gemüth mit aufregendem Schauer zu erfüllen wußte, ein paar Batzen.

Auch der bleiche Graf war von der Partie und betrachtete die Vorbereitungen mit lebhaftem Interesse. Das lange starke Tau war hüben und drüben an Tannen festgebunden, und zwar auf unserer Seite etwas tiefer als auf der Leiterweid. Nicht lange hatten wir dießseits des Abgrunds geharrt, so erschien jenseits der Aelpler mit seiner Familie. Der Gabelast, welcher über die schiefe Hanfbahn gleiten sollte, wurde rittlings auf das Tau gesezt und dann vom Vater selbst mit großer Sorgfalt der Strick, der als Sitz dienen mußte, an die Gabel befestigt. Ein krausköpfiger, nußbrauner Bube mit trotzigem Blick sezte sich in die Schlinge, faßte mit der Linken die Gabel, mit der Rechten, deren Haut durch ein Büschel Heu vor der Reibung geschüzt war, das Tau. Der Vater ließ ihn los, und wie ein Bliz gings am schiefen Seil über den Abgrund. Ein Schauer überlief uns, aber in zwei Augenblicken stand der Knabe wohlbehalten vor uns. Nach dem Buben machte ein kleines Mädchen die halsbrechende Fahrt; lächelnden Mundes und mit natürlicher Anmuth grüßend langte es an. Zulezt kam der Vater, in einem Grasbogen eine Geiße vor sich herschiebend.

Abraham Feuz wurde von der Gesellschaft mit einem lauten Bravoruf empfangen und der Seilreiter wurde von allen mit neugierigen Blicken gemustert. Man mochte es ihm leicht ansehen, daß auf der Leiterweid die Bissen schmal zugemessen wurden; er war klein, knochig und mager; nichts desto weniger schien er von zähem Holz, flink und keck, eine ächte siebenthaler Geißennatur. Sein Gesicht war von Wind und Wetter gebräunt wie gebeiztes Nußbaumholz, seine Kleider von selbstgezogener brauner Wolle und sein Hütchen von braunem Filz; von Kopf zu Fuß alles von Einer Farbe, als wären Hut, Haut und Hosen aus Einem Stück. Wohlzufrieden mit unserer Munificenz erklärte er uns umständlich und im Einzelnen seine Kunst. Mit einer Hand müsse man sich am Gabelast halten, sonst würde man aus der Schlinge, in welcher man sitze, herausgerissen werden. Die andere Hand am großen Tau diene als Radschuh, um die allzugroße Schnelligkeit der Fahrt nach Nothbedarf zu mäßigen, da man sonst Gefahr laufe, mit Gewalt ans jenseitige Bord geschleudert zu werden.

Als Abraham Feuz mit seiner Erklärung zu Ende war, meinte der bleiche Graf, ein solcher Seilritt scheine gefährlicher als er in Wirklichkeit sey; man sitze ja in der Schlinge so sicher als auf einem Stuhl; die ganze Kunst bestehe in weiter nichts als ein ganz klein wenig Muth. Der Seilreiter schaute ihn lächelnd aus seinen schlauen Augen an und einer aus der Gesellschaft äußerte sich spöttisch, solche Reden seyen gut führen, wenn man dabei auf festem Boden stehe. Empfindlich erwiederte der Graf, er bleibe bei dem, was er gesagt, und um es der Gesellschaft zu beweisen, werde er selber über das Seil reiten. Dagegen erhob jedoch der braune Aelpler die entschiedenste Einsprache. Das Kunststück sehe freilich leicht aus von weitem; es habe aber schon mehr als Einer, der damit großthun wollte, seinen Vorwitz schwer gebüßt; einen, der das Tau nicht fest genug gehalten, habe die Gewalt des Schwungs an die Tanne geworfen, an der das Seil angebunden sey, einen andern habe mitten auf der Fahrt der Schwindel erfaßt und er sey in die Tiefe gestürzt, von den geschundenen Händen gar nicht zu reden, welche er selber und seine Kinder zum öftern davontrügen. Half aber alles nichts. Der bleiche Graf bat die Gesellschaft, ihm als Zeugen zu dienen, daß er sich keines Werks berühmt, welches er nicht auch auszuführen unternehme; man möge die Gefälligkeit haben, zu warten bis er den Umweg durch die Schlucht nach der Leiterweid hinüber gemacht. Schließlich mochte auch Abraham Feuz den paar Thalern nicht widerstehen, welche ihm der Graf für seine Beihülfe bot.

Es verging fast ein Stündchen, bis wir ihn auf der jenseitigen Höhe erscheinen sahen. In der äußersten Spannung schauten wir den Vorbereitungen zu, welche drüben gemacht wurden. Die Damen jammerten um das junge Blut, welches sich so muthwillig in Gefahr begebe; einige Zweifler boten noch Wetten an, der bleiche Graf werde das Wagstück nicht zu Ende führen. Hans Pöhlen, unser Führer, saß etwas abseits und blickte finster und mit lauerndem Auge

nach dem Beginnen des Herrleins, das ihm sein Aenneli abwendig gemacht, wovon jedoch kaum jemand in der Gesellschaft außer mir eine Ahnung hatte.

Endlich waren auf der Leiterweid die Anstalten getroffen. Furchtlos setzte sich der bleiche Graf in die Schlinge des Gabelastes; der alte Seilreiter schob ihm ein tüchtiges Büschel Heu in die Rechte, welcher bei allzurascher Fahrt die Verrichtung des Bremsens oblag. Noch ein Augenblick, und der Graf flog, während uns allen der Athem stockte, über den Abgrund hin.

Bis über die Mitte des Taus ging die Fahrt ganz glücklich von statten. Das Tau konnte wegen seiner Länge nicht straff gespannt seyn; von seiner jenseitigen Befestigung an hing es erst ziemlich schief abwärts, gegen den dießseitigen Rand der Erdspalte lief es dann wieder etwas aufwärts. Der während der ersten Hälfte der Fahrt erhaltene Schwung mußte den Seilreiter gegen das Ende seiner Luftreise wieder bergan treiben, ungefähr so, wie es auf einer russischen Rutschbahn geschieht. Wie es scheint, hatte der Graf zu Anfang des Ritts mit der Rechten stärker als nöthig gebremst, oder es hatte sich das Tau von den wiederholten Fahrten gestreckt und hing nun schlaffer als sonst über dem Abgrund. So kams, daß alsbald der Ritt langsamer und langsamer wurde, und ungefähr zehn Klafter vom dießseitigen Rand blieb endlich der Graf gänzlich stecken. Ein Schreckensschrei entfuhr den Damen. Da hing das junge Herrlein vierhundert Fuß über dem dumpf in der Tiefe tosenden Bach, als Sitz einen dünnen Strick, und konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts. Von drüben rief Abraham Feuz, der Herr solle sich mit beiden Händen am Tau aufwärts arbeiten, aber von unserem Standpunkt aus war deutlich zu sehen, wie des Grafen Augen sich größer und größer öffneten und sein dunkles Haar sich zu sträuben begann. Er hatte genug zu thun, sich des Schwindels zu erwehren.

„Helft, um's Himmels Willen, helft!" rief er. „Helft!" riefen wir dem Seilreiter nach der Leiterweid hinüber. „Das Seil ist schon seit zwei Jahren an Wind und Wetter; ich traue, es wird das Gewicht von zwei Mannen kaum ertragen; ich habe Frau und Kind," rief Abraham Feuz zurück. Jammernd hielten sich die Frauen die Taschentücher vor die Augen, rathlos standen wir andern am Rand der Schlucht. Da trat plötzlich entschlossen, mit dem Ruf: „Laßt mich machen!" Hans Pöhlen herzu. Ohne langes Besinnen raffte er etliche Stricke zusammen, mit welchen die Geiße im Grasboden festgebunden gewesen, warf sie über das Tau, setzte sich in die Schlinge und rutschte vorsichtig bis zum Grafen hinunter. Zuvor aber flüsterte er mir noch heimlich in's Ohr: „Ich laß 's Aenneli grüßen, falls ich mit dem Gräflein einen Flug in den Bach hinab mache." — All dieses war so rasch gekommen, daß mir keine Zeit blieb, über den Sinn dieser Worte nachzudenken. In athemloser Spannung schaute ich gleich den übrigen dem Unterfangen zu.

Zwei Schritte vom Grafen hielt Hans Pöhlen still. „Helft, um meiner Mutter willen, helft!" rief jener. „Schon tanzen die Berge und die Tannen wie Kreisel um mich herum." — Hans Pöhlen zog kalt sein Messer hervor und legte es an das große Tau. Krampfhaft wollte der Graf darnach greifen, aber der Führer rutschte zurück, bis er sich außer dem Bereich seines Arms befand. Was Hans nun zum Grafen sprach, das sagte er so leise, daß wir es nicht hören konnten. Dieser erwiederte erst zornig, dann bittend. Der Führer hielt dabei immerfort das Messer am Tau, als ob er es mit einem Ruck entzwei schneiden wollte. Endlich erhob der bleiche Graf seine Hand, als wie zu einem feierlichen Schwur. Gleich darauf steckte Hans Pöhlen das Messer ein, nahm seine Stricke zur Hand, band mit dem einen den Grafen am Gabelast fest, schlang das Ende des andern um dessen Leib und arbeitete sich dann, das andere Ende mit sich nehmend, wieder zum Rand der Schlucht zurück, wo wir seiner in banger Erwartung harrten. Sobald er einmal auf festem Grunde stand, gelang es unsern vereinten Kräften mit leichter Mühe, den Grafen vermittelst des Stricks, dessen Ende um seinen Leib geschlungen war, am großen Tau zu uns herauf zu ziehen.

Als sich der Graf etwas erholt hatte, traten wir den Rückweg in's Bad an. Das erlebte Abenteuer war unterwegs der ausschließliche Gesprächsstoff und jeder Umstand wurde herausgehoben und beleuchtet. Was er mit seinem Messer gewollt, als er dem Grafen auf das Tau hinaus zu Hülfe ging? fragte jemand unsern Führer. „Dem Herrn zur Ader lassen, wenn ihm „g'schmuncht" * worden wäre; das ist so Brauch bei den Bergführern," gab Hans Pöhlen kurzweg zur Antwort. Der Graf ging still, ernst und blässer als je nebenher.

Vater Imobersteg und Elseli gehörten zu den ersten, welche Weißenburg verließen; die Heuernte rief den Alten nach Hause. Bei seiner Abreise lud er wiederholt die Gräfin, ihren Sohn und mich, die wir seine Tischnachbarn waren, ein, ihn, bevor wir das Siebenthal verließen, zu besuchen.

Der Gräfin war die Gefahr, welche ihren Sohn bedroht hatte, in Folge seiner dringenden Bitten verschwiegen worden. Der Graf aber war seither wie verwandelt; seine Munterkeit war hin, seine Spaziergänge im Waldesduft hatten ein Ende. Seinem Lebensretter, dem wackern Hans Pöhlen, ging er, wo

* G'schmuncht = ohnmächtig.

er ihn traf, aus dem Wege. Die Kur schlage ihm schlecht an, die Luft sey ihm zu rauh in diesen Bergen, klagte er der Mutter; er wolle fort nach Italien. Des Sohnes Wunsch war der Mutter Wille. Vor der Abreise sollte jedoch noch der Besuch bei Vater Imobersteg stattfinden. Die Gräfin wollte das goldhaarige Elseli noch einmal sehen. Zudem mußte mit dem Alten wegen der Weißenburg Rücksprache genommen werden. Es war begreiflich, daß bei bewandten veränderten Umständen von Erwerbung der Ruine und deren Wiederaufbau keine Rede mehr seyn konnte. Die Gräfin lud mich ein, sie zu begleiten.

Wer kennt nicht die rothbraunen hölzernen Häuser des Berner Oberlandes mit ihren flachen, mit Steinen belasteten Schindeldächern, mit ihren gleich Brabanter Spitzen ausgeschnittenen Laubengeländern, mit ihren zierlich geschnitzten Balkenköpfen und den langen Reihen ihrer in der Sonne glitzernden Fenster? Wer noch keines an Ort und Stelle gesehen, dem wurde doch gewiß von einem Freund oder einer Freundin ein solches von einer Schweizerreise sauber in der Schachtel verpackt als Angedenken heimgebracht.

In einem der schönen Dörfer des Simmenthals stand Vater Imoberstegs, des Simmenthaler Millionärs, hölzernes Haus. Desselben Dach war wie alle andern mit großen Feldsteinen beschwert, aber die Laubengeländer und Balkenköpfe kunstreicher und geschmackvoller ausgeschnitten als die der meisten andern Häuser. Auch schienen die Fenster an der mittägigen Giebelfront größer und von hellerem Glas. Im übrigen sah das ganze hölzerne Haus so sauber und nett aus, als wär's ein Riesenspielzeug, so eben aus der Schachtel gehoben. Zwischen den Stockwerken der Giebelfront sah man weiß getünchte Bänder über das rothbraune Holzwerk gezogen, welche, dem Vorübergehenden zur Nachricht und Erbauung, mit zierlich verschnörkelter Frakturschrift bemalt waren. Zwischen den Fenstern des Erdgeschosses und ersten Stockwerkes stand der fromme Spruch:

„O lieber Gott, das Haus bewahr'
Vor Wassersnoth und Feuersgefahr!
Wer darin gehet aus und ein,
Woll' deinem Schutz befohlen seyn."

Unter den Fenstern des zweiten Stockwerks war zu lesen: „Christen Imobersteg und Rosina Z'wald, seine Ehefrau, haben dieß Haus lassen bauen." — Unter den Dachkammerfenstern stand der Name des „ehrbaren und geschickten Zimmermeisters Jakob Dällenbach," und ganz oben im Giebel sah man die Jahreszahl 1753.

Dem Hausherrn, der uns auf's freundlichste am Wagenschlag empfing, bemerkte die Gräfin neckend, er halte es mit seinem Haus wie mancher Herr von neugebackener Noblesse mit seinem Adelsbrief und habe dasselbe um hundert Jahre vordatirt. Offenbar seyen es noch keine drei Jahre her, seit es gebaut worden. Vater Imobersteg erwiederte lächelnd, Christen Imobersteg und Rosina Z'wald seyen seine Großeltern gewesen; daß die äußern Wände noch so neu aussehen, komme daher, weil sie jährlich ein oder zweimal mit warmer Seifenlauge gewaschen würden, was überall im Siebenthal, wo man noch auf Ordnung und Reinlichkeit halte, Brauch und Uebung sey. — Der ehrbare Jakob Dällenbach habe sein Werk um mehr als ein halbes Jahrhundert überdauert. — Es dürfe, fügte der Alte bei, der Meister, der solch ein hölzernes Haus zu bauen verstehe, mit Fug und Recht seinen Namen darauf setzen; zu solch bescheidenem Bau bedürfe es größerer Kunst, als man meinen sollte. Durchweg werde grünes Holz dazu verwendet, wie es aus dem Walde komme; da müsse denn jedes Stück so zugeschnitten werden, daß es nach dem Eintrocknen das rechte Maaß behalte, sonst würde das Bauwerk schon im ersten Jahr aus den Fugen fallen. Wie viel das stehende, wie viel das liegende Holz abdorrt, wisse ein geschickter Zimmermeister auf den Viertelszoll auszurechnen.

Nach dieser Apologie der Zimmerleute des Simmenthals führte uns Vater Imobersteg die Treppe hinauf auf die Laube und von dort in seine Staatszimmer. Das hatte die dicke Gräfin nicht erwartet: Stühle und Sophas vom köstlichsten Holz, große Spiegel mit vergoldeten Rahmen, die feinsten Pariser Tapeten, und sogar ein kostbares Clavier.

„Sie sind ja logirt wie ein Prinz," meinte die Gräfin. — „Weiberettelkeit!" lachte Vater Imobersteg. „Da war keine Ruh und kein Frieden, bis man allerlei Zeug aus der Fremde beschickt hatte, welches sich in ein hölzernes Haus hineinschickt wie eine Faust auf ein Auge." — „Wart nur, Großvater!" erwiederte Elseli. „Zu deiner Strafe will ich die Herrschaften in deine Rauchkammer führen." Und griff ohne weiteres die dicke Gräfin am Arm und zog sie zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter. Der Alte folgte uns scheltend und lachend in sein Heiligthum.

Hier waren nun freilich weder Sammt noch Seide, weder Pariser Tapeten noch vergoldete Spiegelrahmen zu sehen. Ein dunkles Täfelwerk von Nußbaumholz bekleidete Wände und Decke. Vor einem Tisch, auf welchem Bücher und Schriften lagen, stand ein Lehnstuhl mit braunem Lederpolster. An den Wänden sah man kunstreich geschnitzte Schränke und Truhen von Nußbaum- und Eichenholz. In einem Winkel surrte eine Schwarzwälderuhr. So war in dieser Stube alles in die ernste, braune Simmenthaler Livree gekleidet. Aber durch das weinlaubumrankte Fenster schien die goldene Sonne herein und übergoß die alten Möbeln und die Wände mit warmen behaglichen Farbentönen. — „Jetzt müssen wir wieder hinauf, sonst wird der Großvater höhn" (böse), mahnte

Eiseli, nachdem es uns einige Augenblicke gegönnt hatte, das niederländische Stillleben zu betrachten.

Oben in den Staatszimmern waren unterdessen einige Erfrischungen aufgetragen worden, Kaffee im feinsten Porzellan, hundertjähriger Saanenkäse, goldgelbe Butter, Honig und das Simmenthaler Nationalgericht, Kirschmus, welches aus dem mit einem Zusatz von fettem Rahm über gelindem Feuer eingekochten Saft der kleinen wilden Bergkirsche besteht. Wer den Kaffee nicht mochte, dem wurde ein vortrefflicher rother Wein eingeschenkt, welcher vom Wallis her in kleinen Fässern entweder auf Saumthieren oder auf dem Rücken der Träger über den Sanetsch gebracht worden war; dazu nach Belieben entweder kräftiges braunes Roggenbrod oder Backwerk vom weißesten Weizenmehl.

Nach dem Abendimbis schritt man zu den Geschäften und es wurde dem Herrn Notar mitgetheilt, daß die Gräfin auf den Ankauf der Weißenburg Verzicht geleistet habe. Schließlich äußerte die Gräfin ihr herzliches Bedauern, daß ihr nun die Gelegenheit entgehen würde, die Bekanntschaft des alten Adels der Umgegend zu machen, der Träger der Namen der Burgen und Schlösser, welche als Denkmäler alter Ritterzeit von so manchem Hügel und Felsen herniederschauen. — Vater Imobersteg lächelte schalkhaft in den Bart. Er habe, meinte er, eben einige im Hause und mache sich ein Vergnügen daraus, dieselben der gnädigen Frau vorzustellen.

Man war in's Freie gegangen und saß in der Abendkühle vor dem Hause. Nicht weit von uns dengelte ein Knecht seine Sense, ein zweiter führte auf hochbeladenem Schubkarren den Dünger aus dem Stall; eine Magd molk auf einem kleinen Weideplätzchen vor dem Haus zwei Kühe. Der mit der Sense, fuhr Vater Imobersteg zur Gräfin gewendet fort, sey ein von Allmen, jener mit dem Schubkarren gehöre zum Geschlecht der von Gunten und das melkende Mädchen stamme von einer der ältesten Familien des Oberlandes, von den ab Planalp. Es wären sonst noch mehrere da, aber der Hans von Ringoldingen sey eben mit einem Pferde in die Schmiede geritten und der Christen ab Egglen ziehe als Käser im Sommer mit den Heerden nach den höhern Alpen.

Ganz betroffen schaute die dicke Gräfin bald den Alten, bald die Knechte und Mägde mit den adeligen Namen an und wußte nicht recht, ob sie gefoppt werde oder träume. Ihr Erstaunen brach endlich in den Ausruf aus: „Unmöglich!" — „Es ist schon so," bestätigte unser Wirth. „Es gab eine Zeit, da saßen die Vorfahren dieser Leute auf stolzen Burgen, und unsere Urväter, die Imobersteg und Z'wald und Tönne u. s. w. waren ihre Hörigen und mußten ihnen dienen. Dann kam der Bär mit seiner schweren Tatze und schlug die Burgen und die Schlösser nieder; wir aber mußten dem Landvogt dienen statt dem Schloßherrn. Da hat sich das Rad wieder etwas gedreht; Michel von Allmen muß mir mein Gras mähen und Mädeli ab Planalp melkt mir meine Kühe; aber die Stimme des Siebenthalers wiegt gleich schwer, wie die des Herren von Bern, dessen Vater einst als Landvogt zu Wimmis auf dem Schlosse saß. So läuft eben die Weltgeschichte." — Die dicke Gräfin seufzte: „Hier ist kein Boden, alte Burgen wieder aufzubauen."

„Seht!" rief jetzt Vater Imobersteg. „Da kommt gar Einer vom allerältesten Adel, wie die Sage geht, der letzte Sprosse des freiherrlichen Geschlechts derer von Weißenburg." — Wirklich schritt der verwitterte Wasserträger des hintern Bades mit seinem schweren Tragkorb und seinem langen Stecken des Weges daher. — „Woher, Peter von Siebenthal?" — „Vom Stockensee," antwortete der Mann, „wo ich für die Herrschaften im Bad Forellen holte. S'ist ein saures Verdienen!" fügte er, den Schweiß wischend, bei. — „He, Mädeli ab Planalp! hole dem Peter von Siebenthal ein Glas Wein; er soll's auf unsere Gesundheit leeren."

So pikant die Scene an und für sich war, so schien doch der dicken Gräfin höchst unbehaglich dabei zu werden. Auch der bleiche Graf, der schweigsam und hüstelnd den Ausflug mitgemacht hatte, wurde seit dem Erscheinen des Peters von Siebenthal unruhig und drängte fort. Von Gunten und von Allmen spannten uns den Wagen ein und nahmen mit Dank das dargereichte Trinkgeld.

Die dicke Gräfin und ihr bleicher Sohn hatten von nun an keine Ruhe mehr in Weißenburg. Nach wenigen Tagen reisten sie ab. Ihre Reise ging über Saanen nach Vevay an den Genfer See, von wo sie dann im Herbst über den Simplon nach Italien wollten. Vor seiner Abreise schrieb der bleiche Graf folgende Strophen auf die hölzerne Bank beim Wasserfall:

Im tiefen Felsenbette
Tost laut der Buntschibach;
Es ächzt der Wind im Walde,
Wie aus kranker Brust ein leises Ach.

Es flimmern die Kerzen, es rauschen
Die seidnen Gewänder im Saal;
Es schallen Scherz und Lachen
Der fröhlichen Brunnengäste allzumal.

Da färben sich blasse Wangen,
Wie Abends der Gletscher Schnee,
Da funkeln feuchte Augen,
Wie in dunkler Nacht ein Stern im See.

„Ade! Ich reise morgen —
„Ade, ihr Genossen mein!
„Wir wollen uns drob nicht grämen;
„Es muß doch einmal geschieden seyn.

„Und wenn die Bergrosen blühen
„Ueber's Jahr am Gantrischhorn,
„Da finden wir uns ja wieder
„An Weißenburgs lauem Wasserborn.

„Und kehren nicht Alle wieder,
„Und bleiben drei Sitze leer,
„So zeichnet drei Kreuze drüber,
„Und tragt's im Herzen nicht allzuschwer."

In tiefem Felsenbette
Tost laut der Buntschibach;
Es rauscht der Wind im Walde,
Wie todter Lieben leises Ach.

Nicht lange gings, so war auch meine Kurzeit abgelaufen. Mein Gepäcke mußte mir Hans Pöhlen in's Dorf hinunter tragen. Ernsthaft ging derselbe neben mir her. Meine Neugierde trieb mich zu der Frage: „Was hast du mit dem bleichen Grafen angefangen, da du mit ihm bei der Leiterweid am Seile hingst? Ich hatte fast gefürchtet, du wollest ihn in den Abgrund fliegen lassen, da du mir den Gruß an's Aenneli auftrugst und dann auf dem Seil dein Messer zogst. Wider Erwarten brachtest du deinen Nebenbuhler auf festen Grund; der nun gibt das Mädchen auf und schiebt sich außer Landes. Verstehe das, wer's kann!" — „Das Gräflein mußte mir's schwören, als wir beide an einem Faden zwischen Himmel und Erde hingen." — „Und schwur er's nicht?" — „So hätte ich mit meinem Messer das Seil durchschnitten. Ein Wunder, wenn dann noch mehr als eines Fingers lang ganze Knochen von einem von uns beiden gefunden worden wäre, unten im Bach." — „Und mochtest dem Aenneli sein Glück nicht gönnen?" — „Sein Glück? Ist's ein Glück für ein Mädchen, von einem hergelaufenen vornehmen Herrn zum Narren gehalten, und wenn seine Laune vorbei, sitzen gelassen zu werden? Hier zu Land führt ein solches Glück die Mädchen schließlich in's Siechenhaus. Dahin soll Aenneli nicht!" Gegen das, was Hans Pöhlen da sagte, war freilich nicht viel triftiges einzuwenden.

So schied ich von Weißenburg und erfuhr ein Jahr lang durchaus nichts, weder von der dicken Gräfin und ihrem bleichen Sohne, noch von Hans Pöhlen, Aenneli von Siebenthal, Vater Imobersteg oder dem blonden Elseli.

Als des andern Sommers die Bergrosen wieder blühten am Gantrischhorn, zog es mich, der Quellennymphe noch einmal einen kurzen Besuch abzustatten. Es drängte mich die Bekannten aufzusuchen, mit denen ich am Wasserfall, auf der Engländerbank und im Pavillon so manche trauliche Stunde verplandert; es drängte mich die Fäden des Romans wieder aufzufinden, welche der bleiche Graf und Aenneli von Siebenthal in einander geschlungen, und die dann Hans Pöhlen zwischen Himmel und Erde hängend zerrissen hatte; es drängte mich zu erfahren, welchen der Namen, die ich voriges Jahr in meine Brieftasche geschrieben, ein Kreuz beizusetzen sey.

Beim Wirthshaus im Dorf Weißenburg harrte wie ehedem das alte tückische Maulthier auf die ankommenden Badegäste. Dagegen sah ich mich umsonst nach meinem Freunde Hans Pöhlen um. Es mangelte zwar nicht an sehnigten Simmenthalern, mir mein leichtes Gepäcke nach dem Bade zu tragen; was wußten diese aber von Aenneli mit den „blitzblauen" Augen und dem bleichen Grafen? Meine erste Frage an den Träger, der mit meinem Nachtsack vor mir her den Berg hinan schritt, lautete: „Was ist aus deinem Kameraden geworden, der so hübsch johlen konnte?" — „Hans Pöhlen ist diesen Mai nach Amerika." — „Was hat ihn fortgetrieben aus seinem grünen Siebenthal, da ja nach seiner Meinung kein schönerer Fleck Erde unter der Sonne steht?" — „Das ist eine dumme Geschichte," erwiederte der Träger. „Wegen einem Mädchen kam es so. Hat sich fast hintersinnt, der Hans, weil das Ding nichts von ihm wissen mochte. War wohl der Mühe werth! Hat ja kaum den Kittel eigen, den es auf dem Leibe trägt, und fehlt ihm dazu noch im Oberstübchen." — Armer Hans Pöhlen! dein Seilritt hat dir also auch keine Rosen gebracht.

Um das neue Bad herum wimmelte es wie ehedem von schmächtigen Männern, schmal zwischen den Schultern und langen Halses, von Mädchen und Frauen mit den verdächtigen Röslein auf den Backenknochen und dem unheimlichen, feuchten Glanz der Augen, bekannte und unbekannte Gesichter. Vor allem freute es mich Vater Imobersteg wiederzusehen, der nach alter Gewohnheit gekommen war, sich seine Musterkarte aus der großen Welt zu studiren, aber dießmal allein. Seine Enkelin, das Elseli mit dem goldfarbigen Haar, befand sich zur Vollendung ihrer Erziehung in einer Bildungsanstalt in Genf.

Als Herr Müller nach Tisch ein paar Minuten frei hatte, mußte er mir Bericht erstatten. Ein Dutzend Kreuze hatte ich bereits in der Brieftasche. „Und der bleiche Graf?" Herr Müller zuckte mit den Achseln: „Auch ein Kreuz! ich hörte, er liege seit letzten März in Nizza begraben."

Indem ich meinen dreizehn Kreuzen in der Brieftasche nachsann, zog es mich nach dem tosenden Buntschibach, nach dem Wald, in dem der Wind so unheimlich ächzte. Es zog mich dem Bach nach abwärts zum Hügel, wo das Gemäuer der Weißenburg steht. Fast noch dichter als im letzten Jahr wucherten hier Dornen und Gestrüpp. Endlich entdeckte ich einen kaum bemerkbaren Pfad und schlich mich leise zu den grauen Trümmern hinan. Am Fuße des westlichen Thurmes mit dem Spitzbogenfenster, dessen verwittertes

Haupt die Ruine überragt, weideten drei Geißen. Die Sonne neigte sich gegen Abend und überflutete die Burg, den Wald, das Thal mit ihren goldgelben Strahlen. Ich stand hinter einem Strauch versteckt und spähte. Da sah ich im Spitzbogenfenster des Thurms ein sonderbares, fremdartiges Wesen erscheinen. Eine schlanke Frauengestalt war's in meergrünem Seidenkleid und alterthümlichem Spitzenkragen; um ihr braunes Haar, über welches ein röthlicher Glanz schimmerte, war eine goldene Kette gewunden, an ihrer Hand glitzerte ein goldener Ring mit rothem Stein, ihre hellblauen Augen glühten unheimlich wie zwei Leuchtwürmer. Sie schaute auf's Thal hinab nach der Straße, die von Saanen und vom Genfer See herführt. Wenn ein Reisewagen daher gefahren kam, färbte sich ihr Gesicht, sie erhob die Hand mit dem Ring, als ob sie ein Zeichen geben wollte. Fuhr dann der Wagen durchs Dorf weiter thalabwärts, so sank ihre Hand und ihre Wangen wurden wieder blaß; aber unbeweglich blieb sie unter dem Thurmfenster stehen.

Durch das dichte Tannengebüsch den Blicken des sonderbaren Wesens verborgen, genoß ich mit Neugierde und leisem Grauen des unheimlichen Schauspiels, von dem ich mich nicht loszureißen vermochte. Als endlich die Sonne untergegangen war und die Nacht hereinbrach, verschwand auch die Erscheinung am Spitzbogenfenster. — Bald darauf trieb Aenneli von Siebenthal im braunen Kittel, barfuß, gesenkten Kopfes und mit traurigen Mienen, meiner nicht achtend, ihre Geißen an mir vorüber ihrer Hütte zu.

Die Stufenjahre in der Geschichte.

(Schluß.)

Wie aber, auf das merkwürdige, unvergeßliche Jahr 1848 fällt ja auch ein Abschnitt, den eine gerade, also eine nicht glückliche Zahl bezeichnet? Zeigt sich jetzt aber nicht klar, so wenig dieß auch damals von vielen geglaubt wurde, daß dieses Jahr in der That kein glückliches war, weder für die Fürsten, noch für die Völker? Es war eben auch eine Krise zum Untergang, wie die Jahre 1820 und 1834, und führte näher zum Untergang als diese. Es war ja nur die eben so einseitige Kehrseite der Diplomatenkongresse von 1820 und 1834, eine Versammlung von Abgeordneten des Volks, welche verhandelten, ohne die Räthe der Fürsten zu hören, diese verläugneten und doch bestehen ließen, während die Räthe früher ohne das Volk Beschlüsse gefaßt, gerade so das Volk vergessen und ignorirt hatten. Man erreichte daher so wenig als in jenen Jahren und gefährdete die Einheit des Volks noch mehr. Deutschland ging einem blutigen Bürgerkrieg entgegen, und als dieses Verderben abgewendet war, kam es zu langen, bis jetzt fruchtlosen Ministerkongressen.

Aber der Deutsche soll deßhalb nicht verzweifeln. Dem Jahr 1848, einem mit einer unglücklichen Zahl bezeichneten Abschnitt, folgt ja bald ein Jahr, für das bessere Zeichen aufbewahrt sind, wenn siebenmal sieben Jahre von 1806 an, also neunundvierzig Jahre nach 1806, abgelaufen sind, und mehr als die Hälfte dieser Jahreswoche ist bereits vorüber. Dann mag wieder, wie im Jahr 1813, im entscheidenden Augenblick der höchsten Bedrängniß ein kühner Feldherr oder ein großer Staatsmann, den Gedanken seines Fürsten vorauseilend, im Anfang vielleicht auch verkannt und verläugnet, das rechte Wort verkünden, das alles Volk erfüllt und ergreift, oder es mag, wie im Jahr 1827 durch zwei deutsche Könige geschehen, ein deutscher Fürst, selbst überdrüßig der langen fruchtlosen Bemühungen, ohne länger auf die Beschlüsse der Gesammtheit zu warten, mit einer entscheidenden That im engeren Kreise beginnen und den Anstoß zu einer großen, nachhaltigen Bewegung geben. Dann mag endlich gelingen, was in den vorhergehenden günstigen Augenblicken nur versucht wurde, dann mag erfüllt werden, was bisher nur verheißen war, nicht bloß in einzelnen Beziehungen, nicht bloß in einzelnen Theilen, sondern für das große Ganze. — Warum sollten nicht endlich die Grundlagen eines mächtigen deutschen Reichs gelegt werden, die man im Jahr 1848 zu legen versäumt hatte, wo man den Bau von der Spitze des Hauses aus herzustellen versuchte?

Es ist nicht bloß wahrscheinlich, es liegt in der Natur der Dinge, daß jedesmal, wenn eine große, fort und fort durch den Widerspruch der Einzelnen gehemmte Versammlung lange vergeblich versucht hat zum Ziel zu kommen, am Ende ein Mann auftritt, der, erfüllt vom Bedürfniß der Gegenwart, ohne auf die Zustimmung der andern zu warten, auf eigene Gefahr mit einem großen kühnen Entschluß vorangeht. — Es begreift sich daher auch, ohne daß man einer Mystik der Zahlen zu huldigen braucht, warum jedesmal seit dem Untergang des deutschen Reichs nach fruchtlosen Congressen und allgemeinen Versammlungen in bestimmten Zeiträumen Versuche geschahen, von einzelnen Punkten aus zu erreichen, was dem Ganzen nicht gelungen.

Bezeichnend ist noch in dieser Beziehung, daß gerade in der Mitte der Zeit vom März 1848 bis zu dem bevorstehenden Jahre 1855, mitten unter vielen zweideutigen Ereignissen, unerwartet auch wieder von einem einzelnen Staat aus etwas in's Leben trat, das lange vergebens genährte Hoffnungen zu erfüllen verspricht, der Vertrag Preußens mit Hannover am 7. September 1851, welcher den Zollverein an das deutsche Meer ausdehnen wird, der aber zugleich mit der bald darauf erfolgten Kündigung des Zollvereins Deutschlands beste Hoffnungen zu vernichten droht und somit ganz dem Zeitpunkt seiner Entstehung entspricht, der Mitte zwischen einem glücklichen und einem unglücklichen Stufenjahr.

Das verhängnißvolle Jahr 1806, in welchem das tausendjährige deutsche Reich sich auflöste, hatte aber nicht bloß zwei Tage, den 13. Juli und 6. August, welche zu überraschenden Parallelen mit denselben Tagen späterer Jahre auffordern. Jenem Tag des Todes gingen im Zeitraum zwischen dem 24. Februar und 1. April Ereignisse, gleichsam als Vorboten des Endes, voraus,

gerade wie auch in den nachfolgenden Entscheidungsjahren ähnliche Vorzeichen fast an denselben Tagen hervortraten.

Am 24. Februar 1806 besetzten eigenmächtig, ohne Rücksicht auf den von Preußen gemachten Vorbehalt, französische Truppen die fränkischen Fürstenthümer Preußens, Ansbach und Baireuth, am 18. März Neufchatel und das Fürstenthum Cleve; am 26. März erfolgte hierauf die eben so rechtswidrige als unpolitische Ausschließung der Engländer aus den preußischen Häfen, und am 1. April die eben so ungerechte und unheilvolle Besitznahme Hannovers durch ein preußisches Armeecorps. An diesen unglücklichen Tagen verlor daher Preußen mitten im Frieden alle seine Vorländer, verscherzte durch eigene Schuld im Augenblick der Gefahr die Hülfe eines mächtigen, natürlichen Verbündeten, verlor durch die dem französischen Gewalthaber nachgeahmte Ungerechtigkeit die Achtung und das Vertrauen der Welt, die Befugniß über Unrecht zu klagen und auf Vergeltung zu bringen. Und so wurde dieses Land, der lezte noch unbesiegte Theil Deutschlands, getrennt, vereinzelt, der Uebermacht des französischen Eroberers und der Demüthigung preisgegeben, noch ehe ein Schuß gefallen war.

Fast an denselben Tagen nach Verfluß von sieben Jahren, im Jahr 1813, begegnen wir aber Ereignissen entgegengesezter Art, welche in gleicher Weise wie die eben erwähnten Unglückstage den Untergang des deutschen Reichs, die großen Begebenheiten jenes Jahres vorher verkündeten. — Am 27. Februar wurde ein Allianzvertrag zwischen Rußland und Preußen gegen Frankreich geschlossen und damit genehmigt, was General York vorher auf eigene Gefahr unternommen hatte. Am 17. März erfolgte die bekannte Aufforderung des Königs von Preußen an sein Volk, am 25. März die bedeutungsvolle Proklamation von Kalisch, durch welche ein russischer General auf die Eingebung eines deutschen Staatsmanns mit Zustimmung der Großmächte die Wiederherstellung eines deutschen, verjüngten, lebenskräftigen und in Einheit gehaltenen Reichs, unter Mitwirkung der Fürsten und Völker, im ureigenen Geiste des Volks verkündigte. Am 27. März wurde die motivirte Kriegserklärung dem französischen Minister in Paris übergeben. Durch die in ihrer Entstehungsweise und durch ihren Inhalt gleich denkwürdige, von Preußen genehmigte Proklamation von Kalisch war wieder gut gemacht, was sieben Jahre vorher gesündigt worden, und war der glückliche Erfolg des Feldzugs des Jahrs 1813 bereits eingeleitet.

Und wiederum fast den nämlichen Tagen begegnen wir als bezeichnenden und einschneidenden im verhängnißvollen Jahr 1848. Am 24. Februar brach die französische Revolution aus, am 18. März versprach Preußens König, nachdem Ströme von Blut geflossen waren, eine freie Verfassung; am 21. verhieß derselbe unter Vortragung der deutschen Fahne, daß Preußen in Deutschland aufgehen solle. Am 31. März trat das deutsche Vorparlament zusammen, am 1. April erklärten die deutschen Bundesgesandten die Auflösung der Versammlung, und damit war die deutsche Revolution begonnen. — Auch jezt, wie 1806, zeichnete so der kurze Zeitraum vom 24. Februar bis zum 1. April fast an denselben Tagen die Geschichte des Jahres vor. Die bedeutungsvollen Worte des Jahres 1848 werden aber so wenig vergessen werden, als die Worte von 1813 im Jahre 1848 aus dem Gedächtniß verschwunden waren, und wenn das Jahr 1848, so wenig man es ihm anfangs ansehen mochte, dem Jahr 1806 entsprach, so könnte das Jahr 1855 dem Jahr 1813 entsprechen, so gering jezt auch die Aussichten dazu sind.

Das Jahr der Auflösung des deutschen Reichs hat aber noch andere verhängnißvolle Tage, welche sich in späteren Jahren auf überraschende Weise wiederholten. Am 14. Oktober 1806, also nur wenige Monate nach dem Untergang des Reichs, war die unglückliche Schlacht bei Jena, am 18. zogen die siegreichen französischen Heere in Leipzig ein, am 24. in Berlin, am 27. hielt Napoleon seinen feierlichen Einzug daselbst, am 28. streckte Fürst Hohenlohe die Waffen, am 31. Oktober capitulirte Küstrin, am 10. November vollends die Hauptfestung Magdeburg. Diese traurigen Niederlagen wurden sieben Jahre nachher fast an denselben Tagen gerächt. Am 14. Oktober begann die große Schlacht bei Leipzig, welche mit dem Sieg am 18. endigte, so daß die Franzosen an demselben Tage aus Leipzig zu fliehen begannen, an welchem sie sieben Jahre vorher siegreich eingezogen waren; am 30. Oktober war die Schlacht bei Hanau, am 1. November war Deutschland von französischen Truppen völlig gereinigt. — In den Conferenzen zu Frankfurt zu Anfang Novembers machten die deutschen Regierungen sich gegenseitig verbindlich, sich die Beschränkungen ihrer Machtbefugnisse gefallen zu lassen, welche die Herstellung einer deutschen Verfassung verlangen würde.

Auf merkwürdige, verhängnißvolle Weise wiederholte sich die Bedeutung dieser Tage im Jahr 1848. Am 18. Oktober begann die Einschließung der Stadt Wien, des Sizes des österreichischen Reichstags, durch ein österreichisches Heer. Am 26. begann die Beschießung der Stadt, am 29. wurde capitulirt, am 30. die Stadt besezt und so dem Kaiser die unumschränkte Macht wieder erobert. Am 9. November fand Blums Hinrichtung statt. Am 10. November rückten die preußischen Truppen in Berlin ein, um dem König seine frühere Macht wiederzugeben und die preußische Nationalversammlung

aufzulösen. An denselben Tagen, an welchen im Jahr 1806 Deutschland seine größten Niederlagen erlebte, errangen seine Heere im Jahr 1813 seine glänzendsten Siege gegen den äußern Feind. An denselben Tagen errangen aber auch die Fürsten die Siege über die eigenen Völker.

Wie nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen die Erde sich um die Sonne wendet, und mit dieser Drehung die Abwechslung zwischen Tag und Nacht und zwischen Sommer und Winter erfolgt, so, scheint es, dreht sich auch die Menschheit und jedes Volk um eine unsichtbare geistige Sonne, abwechselnd ihr zugewendet und von ihr abgekehrt, bald näher dem Scheitelpunkt, bald näher dem Horizont, und ein Volk muß, nachdem es eine Zeitlang den Einflüssen dieser geistigen Sonne näher gestanden, sich denselben wieder entziehen, um andern Völkern Platz zu machen, um in der Sonnenferne die Eindrücke der Sonnennähe in sich zu verarbeiten und sich zu einem neuen Tage zu rüsten. Und diese Bewegungen um die geistige Sonne erfolgen nach bestimmten Zeitmaaßen, nach festgemessenen Jahren, nur daß solche ganz andere sind als Sonnenjahre, nur hie und da mit denselben zusammenfallend.

Nach diesen Cykeln der geistigen Bewegung zu forschen, fühlt sich der menschliche Geist desto mehr gedrängt, je rascher die Ereignisse sich folgen, je mächtiger sie in das Leben der Völker eingreifen, und die Gelehrten wie die Ungelehrten, die Gebildeten wie die Ungebildeten haben sich zu allen Zeiten an solcher Berechnung versucht.

Sonnette.

1.

Die ihr euch stolz mit eurem Wissen blähet,
Ihr liebt die zarten Blumen zu verdammen,
Die aus der Seele reicher Tiefe stammen;
Nur was ihr seht, wird von euch nicht verschmähet.

Doch sind die Dinge, die der Blick erspähet,
Die Riesenkörper, die im Aether flammen,
Die Wunderwerke der Natur zusammen,
Ein todter Staub nur, in den Raum gesäet.

Was sie entsteh'n und leben und verschwinden,
Sich fliehen läßt und taktvoll sich verbinden,
Das ist die Liebe, welche nie vergehet;

Und wenn zwei Herzen sich hienieden finden,
Was sie alsdann in vollem Glück empfinden,
Das gleicht der Liebe, die das All durchwehet.

2.

Du sprichst mir wohlgefällig im Vertrauen
Von vielen Schönen oft, die du beglücket,
Und pflegst gerührt dann oder pflegst entzücket
Auf deiner Thaten gold'ne Zeit zu schauen.

Doch mich ergreifet stets ein peinlich Grauen,
Seh' ich des Herzens Blume so zerpflücket,
Seh' ich die heil'ge Liebe so zerstücket
In einem Harem überlebter Frauen.

Die Sterne brennen ewig; sie verglühen
Nicht eines Tags, um wieder zu erblühen,
Und ihre Gluth ist Eins seit dem Beginne.

Und gilt dir, klebend an dem Reich der Sinne,
Die Liebe weniger als diese Sonnen,
Die doch nur Tropfen sind im Weltenbronnen?

3.

Bewundernswürdig sprichst du von den Frauen,
Bist anmuthsvoll in ihrer Anmuth Preise,
Und zeigst du sie in häuslich stillem Kreise,
Wen sollte nicht das holde Bild erbauen?

Doch ohne Weh und Wollust kann ich schauen,
Was du gemalt mit sinnig zartem Fleiße;
Nicht fühl' ich schauern mich von kaltem Schweiße,
Und fühle warm nichts in dem Auge thauen.

Du hast auf meine Thränen keine Rechte,
Du dienst dem ganzen weiblichen Geschlechte,
Wie so viel hundert reimgewandte Knechte;

Willst du es dahin, daß ich weine, bringen,
So darfst du nur von einer Einz'gen singen,
Und all dein Leiden muß dein Lied durchdringen.

4.

Du hast, wenn sich dein Inneres empöret,
Wenn dich die trüben Ahnungen bedrängen,
An deiner Wand die treue Laute hängen,
Die schmelzend jeden bösen Geist beschwöret.

Doch wenn dein Grimm den zarten Bau zerstöret,
Dann ist es aus mit ihren süßen Klängen;
Sie wird nicht mehr zu tröstenden Gesängen
Als liebliche Begleiterin gehöret.

Wie anders ist es mit des Sängers Herzen!
Laß es zerrissen von den ärgsten Schmerzen,
Zernaget werden von dem tiefsten Kummer;

Erklingen wird's in doppelt holden Tönen,
Und in den Liedern, die sein Leid verschönen,
Wird's Lind'rung finden wie in sanftem Schlummer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Schluß.)

Die Ausstellung.

In eine ganz andere Atmosphäre versezt uns Hebert, der im vorigen Jahre durch eine jezt in der Galerie des Luxembourg befindliche Wasserfahrt von Landleuten in den verpesteten Gegenden Mittelitaliens sich bekannt gemacht hat. Er hat darin das Siechthum vom Einflusse der Sumpfluft sehr wahr und sehr ergreifend veranschaulicht. Heuer brachte er nur drei Bildnisse, zwei Frauen und einen Monn. Die eine der Frauen im grünen Kleid erfuhr wegen der eigenthümlichen Weise der Ausführung harten Tadel und mancherlei Spatt; der Künstler, eingeschüchtert aber verlezt durch diese Kundgebungen, nahm das Porträt zurück, wenn onders nicht die dargestellte Dame es unbequem fand, in ihrem Abbild ein Gegenstond mißliebiger Bemerkungen und beißender Epigramme zu seyn. Von den beiden Bildnissen, die zurückblieben, scheint mir das des Mannes, das befremdende Halbdunkel und die bizarre Glasur, die man daran bemerkt, abgerechnet, nichts Ausgezeichnetes an sich zu haben; dogegen ist die junge Dame, die doneben hängt, ein sehr anziehendes Bild, das Studium und Würdigung verdient. Wir möchten sicher alle wünschen, doß dieser Kopf nicht aus der Wirklichkeit, sondern nur ous des Künstlers Phantosie genommen sey. Tiefes und langes Leiden liegt in diesen Zügen; Gram scheint an der Seele, die ous diesen schmachtend dunkeln Augen leuchtet, ein schleichendes Gift an dem Körper zu nagen, dessen Gebrechlichkeit durch das unheimliche Gelb, wie das schwache Roth dieses Gesichts sich verräth, und dennoch macht, Dank der Zortheit und Harmonie der Farbengebung und der Huld, Feinheit und Einfolt in Stellung und Ausdruck, der traurige, etwas beängstigende Anblick dieses Kopfs keine peinliche Wirkung. Die Hände sind wie für ehrerbietige Küsse modellirt, nur ist der Schatten, in den sie getaucht sind, etwos zu stofflich, däucht mich, ausgefallen, und im ersten Mament kann mon sich einbilden, sie seyen mit Ruß oder schwarzem Staub in leise Berührung gerathen und die Seife habe ihre Schuldigkeit nicht gethan; aber diese Täuschung hält keine halbe Minute on und wir beruhigen uns über die tadellose Reinheit dieser zierlichen Hände schnell und vollkommen. Dos blonde, etwas in's Röthliche hinüberstreifende Haor, dessen Farbe on den blassen Glanz erinnert, in dem die Morgensonne manchmal aus geröthetem Nebelduft emportaucht, schickt sich ausnehmend gut zu dem schwermüthigen Gesicht, und die Elemente des bescheidenen, höchst geschmackvollen Anzugs, die äußerste Grenze eines weißen Unterkleids, das aus einem blauen Ermel hervorlugt und der schwarze leichte Ueberwurf runden dieses anmuthvolle Bildniß auf's glücklichste ab.

Von dem Bildniß zu dem Geschichtsbild ist der Uebergong nicht schwer. Wie viele Bildnisse der großen Meister des sechzehnten und siebzehnten Johrhunderts, die bedeutende Persanen jener Zeiten darstellen, sind nicht wahrhaft geschichtliche Bilder und haben auf die Ehre dieser Bezeichnung mehr Anspruch als manche sorgsam ausgeführte Historiengemälde unserer Tage, die mit einem reichen Apporate geschichtlicher Forschung ausgerüstet sind? Ein salches Bild hat der Belgier Gollait gebrocht; es stellt die lezten Ehren dar, die van einer urolten Militärgenossenschaft Brüssels den enthaupteten Grafen Harn und Egmont erwiesen wurden. Nach einer in Paris umlaufenden Anekdate, die allgemeinen Glauben fand, gibt der eine aon den abgetrennten Köpfen, die ouf dem Bilde Gallaits wieder zu den tadten Körpern gelegt sind, die Züge eines im varigen Jahre van ganz Eurapa besprochenen Verbrechers wieder, die Gallait nach dessen Hinrichtung habe copiren dürfen; und dieser Umstand lenkte die Neugierde des Publikums auf diese Arbeit, die außerdem keineswegs großen Beifall erntete. Die bleichen Köpfe mit dem blutigen Rande erregten eher Abscheu als Theilnahme, die stattlichen, aber auch massiven Gestolten der edlen und würdigen Herrn, die den Märtyrern der niederländischen Freiheit die lezte Huldigung darbringen, erweckten wenig Sympathie und nur ein Mönch im Hintergrunde erregte wahlwallende Aufmerksamkeit. Studium der Trochten und Charaktere, sinnvolle Anardnung, fleißige Durchführung, keine van diesen Tugenden ist indessen Gallaits Bilde obzusprechen.

Die Grozien sind leider ausgeblieben. Die Grazien hoben Harace Vernet zu einem ihrer Lieblinge erkoren. Freilich sind es nicht die Grazien des heitern Griechenlands, die Grazien, welche die Satire des Aristaphanes verklärten und auf dem Cap Sunium vertraulich plauderten mit dem ernsten Plato; es sind die Grazien des Lagers und der Kajerne, die sich wie Marketenderinnen tragen und, wenn es seyn muß, die Trommel wirbeln oder die Muskete zur Hond nehmen. Harace Vernet ist gewiß der papulärste Maler des heutigen Frankreichs; er ist der Schlachtenmaler des jungen Heers, das in Afrika seine Sporen verdient und seine Larbeeren gesammelt. Er hot in seinen Bildern van Constantine, in seiner Smala, in seiner Schlacht van Isly nicht blaß die Hauptmamente und die Hauptpersanen herousgehoben und das übrige in

einem unabsehbaren Gewühl dargestellt, worin alle Persönlichkeit verschwimmt und verschwindet, wie das die meisten der älteren Maler thaten; er hat, nach Art der Genremaler, auf eine Menge einzelner Züge und Gestalten in dem großen Haufen der Sieger und Besiegten die Theilnahme der Beschauenden gelenkt. Klassische Plastik darf man bei ihm nicht suchen, Romantik nur in wenigen seiner Erzeugnisse, wie in dem betenden Araber, aber deßhalb ihm eine Art Poesie, die Poesie der Bewegung nicht bestreiten. Was ihn bisher auszeichnete, war die Klarheit seiner Gemälde und er wurde darum mit Beachtung des ungeheuern Abstands, der beide trennt, dem Schöpfer der Schule von Athen verglichen und man sagte, seine Bilder lassen sich leichter lesen als manche Bücher. Seine heuer ausgestellte Belagerung Roms entbehrt dieses unschätzbaren Vorzugs und macht die Wirkung einer dunkeln, verworrenen Masse. Einzelne Figuren, einzelne Gruppen, einzelne Momente sind, wie sonst, lebendig und faßlich hingestellt oder hingeworfen, aber das Ganze ist ein Chaos. Man hat diesen Uebelstand dadurch zu entschuldigen gesucht, daß man bemerkt, Vernet habe hier nicht mehr die Freiheit gehabt, die früher ein mit ihm auf dem Fuße der Freundschaft stehender Fürst seiner Phantasie gewährte; er sey dießmal den Forderungen und Ansprüchen der Militärgewalten unterworfen gewesen und habe sich streng an die strategischen und taktischen Angaben des Armeeberichtes halten müssen. Nun habe aber die militärische Handlung, welche Vernet darzustellen hatte, vor Tagesanbruch stattgefunden und Vernet nichts anderes zu Stande bringen können, als einen Nachteffekt. „Eine Nacht ohne Effekt, wollen Sie sagen,“ so hörte ich eines Tages einen Vertheidiger Vernets, der diese Ansicht geltend machte, unterbrechen, und damit wurde, unter dem Lachen der Anwesenden, die Debatte geschlossen. — Mit einer lebensvollen Treue, wie sie die schwierigsten Kriegsmänner nicht in höherem Grade von Vernet verlangen konnten, hat Armand Leleux, das begabteste Mitglied einer bretagnischen Künstlerfamilie, jedoch in Paris geboren, der sich durch seine realistisch, im guten Sinne realistisch wahren Skizzen des niederbretagnischen und spanischen Volkslebens einen wohlbegründeten Ruf erworben hat, eine Scene aus den Junitagen, einen Zug gefangener Insurgenten, von Soldaten der Linie und Nationalgarden geführt, in einem technisch ausgezeichneten Bilde veranschaulicht. Es ist ein herzzerreißendes Schauspiel, das uns abstoßen würde, wenn es uns nicht durch die historische Richtigkeit und warme Lebenswahrheit ergriffe und fesselte. Wir hören gleichsam noch die lezten Schüsse des Bürgerkriegs, die Wunden sind noch warm, und der ganze grausige Wirrwarr jener Zeit wiederholt sich vor unsern Augen. Die Bürgersoldaten, aus Insassen von Paris und Ankömmlingen aus der Provinz, aus uniformirten Leuten und Männern in Civilkleidern bestehend, sind eben so bunt als die zerlumpten Insurgenten und scheinen eben so ernst und stumm, ja fast noch finsterer und erschrockener als diese, und so war es in der Wirklichkeit. Die Erinnerung der Zuschauer stimmt wunderbar mit dem Bilde, das Leleux uns geliefert, überein.

Was man auch von der heurigen Ausstellung denken möge, genau betrachtet habe ich davon den Eindruck erhalten, daß die französische Malerei der Gegenwart vom Verfall, den ein erster Besuch des Salons fürchten läßt, noch ein gutes Stück entfernt ist, und gerade die heurige Ausstellung, eben weil sie die unbedeutendste seit Jahren ist, gibt für die noch vorhandene Künstlerkraft ein um so glänzenderes Zeugniß.

Auch auf dem Gebiete der Skulptur ist Lobenswerthes erschienen, und sichtbar ist das Streben, in der Zeichnung eine immer größere Reinheit, in der Behandlung des Marmors und der andern Stoffe, welche die Bildhauerei anwendet, eine immer höhere Fertigkeit und Vollkommenheit zu erlangen; allein nichts, was als Entdeckung einer neuen Bahn oder wegen außerordentlicher Vortrefflichkeit auch die Aufmerksamkeit des Auslandes zu erregen würdig wäre, ist im Bereiche der Skulptur hervorgetreten. Das Publikum fragt sehr wenig nach den Büsten und Statuen, wenn sie nicht gerade bekannte Personen vorstellen, und die Kritik, die sich immer mehr oder weniger nach dem Gaumen des Publikums richtet, vernachlässigt sie gleichfalls. Wenn das Publikum sich um Skulptur wenig kümmert, so nimmt es um so lebhafteren Antheil an den Miniaturbildnissen; aber seit dem Tode der Madame Mirbel ist kein Talent emporgekommen, das die öffentliche Gunst sich erworben hätte. Das Pastell, für das die Pariser sonst große Liebhaberei zu zeigen pflegen, wurde dießmal kaum beachtet; das Aquarell, in dem Delacroix und Decamps so ausgezeichnet sind, übte so gut als keine Anziehungskraft und der Saal der Aquarelle wurde, so oft ich mich in demselben befand, mit der größten Gleichgiltigkeit durchschritten. Ich habe jedoch zwei kleine nette und frische Landschaften aus der Franche Comté von Jules Grenier, unter den Stichen und Zeichnungen endlich eine höchst werthvolle Arbeit mit weißem und schwarzem Stift nach Raphaels Grablegung bemerkt, in dem die überirdische Schönheit der Typen, der tadellose Reiz der Formen und die tiefe Seele, die Raphael eigen ist, in ihrer vollen Glorie, so weit dieß ohne Farbe geschehen kann, entfaltet werden.

Von der Elbe, Juni.

Ein Besuch in Nordschleswig.

Seit dem Wiederausbruch des Kriegs zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark im Juli 1850 hatte ich das Herzogthum Schleswig nicht mehr beireten. Der Verlauf des blutigen Kampfes und die später eingetretenen politischen Verhältnisse, welche demselben in so eigenthümlicher Weise ein Ende machten, die Aufrichtung dänischen Regiments bis an die Eider und die Art und Weise, wie dasselbe gehandhabt ward, konnten Niemand reizen, sich mit eigenen Augen von dem, was man darüber aus glaubwürdiger Quelle vernahm, zu überzeugen. Auch ich fühlte keinen Drang, das schwer bedrückte Herzogthum zu besuchen, obwohl persönliche Verhältnisse es mir oft wünschenswerth machten. Endlich Mitte April dieses Jahres mußte ich mich doch dazu entschließen, und so sezte ich mich denn, die Tasche voll von Legitimationspapieren, in den Dampfwagen und fuhr gen Rendsburg.

Ob der deutsche Bund durch vollständige Uebergabe dieser wichtigen nordischen Grenzfestung an Dänemark Deutschlands Rechte vollkommen gewahrt hat, ist eine Frage, die hier nicht erörtert werden soll. Simple deutsche Patrioten und die Rechtsfragen fein beurtheilenden und nach feiner spaltenden Diplomaten haben in dieser Beziehung gewöhnlich weit auseinander gehende Ansichten. Wenn es also mich, den deutschen Patrioten, schmerzte, daß ich die deutsche Festung Rendsburg voll dänischer Truppen fand, so war dieß eine ganz natürliche Regung meines Nationalgefühls, worauf in deutschen Landen heutigen Tages gar keine Rücksicht mehr genommen wird. Uebrigens merkte man als Reisender weiter nichts von dänischem Regiment; nur gab es an der Eider eine scharfe und lang dauernde Untersuchung, der dahin verlegten Zollgrenze wegen.

Die öde Sandwüste, die sich zwischen Rendsburg und dem Dannewirke ausbreitet, passirten wir Nachts. Bald nach zwölf Uhr erreichten wir Schleswig, wo im Hotel der bekannten und vielgenannten Madame Esselbach längere Zeit Halt gemacht ward. Die erwähnte Dame, eine eben so resolute als schlaue Frau, gehört zu den wenigen Glücklichen, welche im und vom Kriege profitirt haben. Allen Wahrscheinlichkeitsgründen nach von Herzen dänisch, so lange der Kampf dauerte, hielt sie es doch immer scheinbar mit der Partei, die im Augenblick obenauf schwamm. Als noch die Reichstruppen nicht nur ganz Schleswig, sondern auch Jütland bis nahe an den Limfiord besezt hatten, war sie äußerlich recht gut deutsch und im Beiseyn schleswig-holsteinischer Patrioten sogar schleswig-holsteinisch; nur unter vier Augen, aber wenn keine Hörer zugegen waren, konnte sie ihre wahre Herzensmeinung schwer verbergen. Im Speisesaale des Hotels befanden sich die Büsten Christians VIII. und seiner Gemahlin. Uns Deutschen fiel dieß nicht auf, Dänen freilich würden auf von Dänen beseztem Boden etwa ein Porträt des Herzogs von Augustenburg als Zimmerschmuck damals nicht geduldet haben. Eines Tages — es waren gerade mehrere hohe Offiziere von den in Schwansen lagernden Reichstruppen bei Tafel — sagte sie zu mir, auf die erwähnten Porträts deutend: „Bin ich nicht eine courageuse Frau, daß ich diese Büsten noch nicht heruntergenommen habe?“ Meine Antwort: „mich will bedünken, Sie sind eine sehr kluge Frau,“ belohnte sie mit einem höchst bezeichnenden Blicke. Hätte ich noch an ihrer wahren Gesinnung zweifeln können, dieser Eine Blick würde mich belehrt haben, daß sie gleich ihrem alten blinden Vater vom Wirbel bis zur Zehe mit Haut und Haar Dänin sey. — Das Hotel dieser merkwürdigen und begabten Frau hatte jezt eine ganz andere Physiognomie bekommen. Aus dem einfachen, ziemlich lockern Bau war ein imposanter Palast geworden. Wie im Aeußern fand ich es auch im Innern völlig umgestaltet. — Die strenge dänische Polizeiordnung nöthigt bekanntlich die Einwohner Schleswigs Abends neun Uhr in ihre Häuser. Ungeachtet dieses Polizeigesetzes, das gegen Deutsche mit unerbittlicher Strenge gehandhabt wird, ging es im Hotel zur Stadt Hamburg, wo sich zugleich die Posthalterei befindet, äußerst lebhaft her. Die Herren Schleswigs, dessen Besitznahme die Großmächte Dänemark so leicht gemacht haben, saßen noch um Mitternacht hinter den mittelalterlich gestalteteten Zechtischen und thaten sich gütlich. Einige der Helden von Idstedt, des sauern Tagewerkes überdrüssig, lagen ausgestreckt auf den im Passagier- oder Gastzimmer befindlichen Sophos, wo wir Reisenden unsern Kaffee tranken und einem höchst timiden Polizeimanne, der mit Schreibtafel und Bleifeder erschien, unsere Namen nennen mußten. Der arme Forscher spielte eine sehr komische Rolle bei seinen Erkundignngen, auch schien ihm alles Talent zu einem Polizeimanne abzugehen, denn als ich nach einigen Tagen wieder durch Schleswig reiste, richtete er eben so schüchtern wie das erstemal dieselben Fragen an mich und hatte sichtlich keine Ahnung davon, daß er mich erst kürzlich gesehen. — Als es nach ziemlich langer Rast wieder zum Einsteigen ging, erhob sich ein ältlicher dänischer Offizier, der bisher auf einem der Sophos geschlafen und vernehmlich geschnarcht hatte. Sein ganzes Aussehen verrieth, daß er der Flasche über Gebühr zugesprochen. Er stieg zugleich mit uns in den Postwagen. Vergeblich warteten wir auf die Abfahrt; die Pferde wurden unruhig und bäumten, und als wir näher zusahen, ergab sich's, daß es am Postillon fehlte. Kaum hörte dieß der Däne, als er sofort in gebrochenem Deutsch maßlos zu lärmen und zu schimpfen begann. — „Wat?“ schrie er zum Wagenfenster hinaus. „Is die Kutsker nich uf die Buck? Ihm scholl slagen die

Deifel in dot Lief!" Und nun erging sich der Erzürnte in einer Fluth dänischer Schimpfreden, wobei die „verbandete Tydske" übel genug wegkamen. Endlich riß er die Wagenthür auf, sprang hinaus, schlug und lärmte mit seinem Schleppsäbel wie toll auf dem Pflaster herum und rief ununterbrochen nach dem „Kutsker." Angelockt von diesem Spektakel traten ein paar höhere Offiziere aus der Posthalterei und bemühten sich den Heftigen zu beruhigen, indem sie sich entschuldigend zu uns wandten, und da sie sahen, in welchem Zustande sich der Lärmende befand, zugleich nach der Ursache seines Zornes fragten. In einem der Fragenden erkannten wir den in Schleswig jezt allmächtigen L. Eine Dame meiner Bekanntschaft, eine geborene Nordschleswigerin und der dänischen Sprache vollkommen mächtig, von Gesinnung aber Deutsche, erzählte dem Fragenden die Veranlassung zu dem lärmenden Auftritt in fließendem Dänisch. L. hörte aufmerksam zu und äußerte ebenfalls dänisch, daß er sich wundere, hier in Schleswig von einer deutschen Dame seine Muttersprache so rein und dialektlos sprechen zu hören. Zugleich schien er damit andeuten zu wollen, daß er von dieser Sprachfertigkeit auf die politische Gesinnung der Sprechenden einen Schluß ziehen dürfe. Diese Meinung zerstörte ihm jedoch die Dame auf der Stelle gründlich. Sie gab sogleich zwar höflich, aber auch sehr bestimmt zur Antwort: „Ich finde darin gar nichts Auffallendes. Wie man in Deutschland andere fremde Sprachen lernt, so habe ich auch das Dänische gelernt und bediene mich desselben, wo es angewandt wird." L. trat zurück, verbeugte sich und legte still grüßend die Hand an den Hut. Inzwischen war der Postillon gekommen, der dänische Offizier hatte sich beruhigt und wir konnten endlich weiter reisen.

Ueber das blutgetränkte Idstedter Moor, das die Chaussee durchschneidet, zogen, von scharfem Nordostwinde gepeitscht, solche Nebelgestalten, wie die Geistercolonnen der erschlagenen Tausende, die hier verbluteten. Unser dänischer Begleiter, durch die Nachtluft etwas ernüchtert, ward gesprächig und erzählte uns unaufgefordert seine ganze Lebensgeschichte. Daß es dabei an einigem Selbstlobe nicht fehlte, versteht sich von selbst. Wie könnte auch ein Däne sich so sehr selbst besiegen, daß er die ihm angeborene nationale Eitelkeit mit unter die Füße bekäme!

Flensburg fand ich sehr verändert. Es schien mir, verglichen mit dem ausnehmend starken Verkehr im Frühjahr und Sommer 1849, ungemein still. Auch am Hafen war nichts von einem Aufschwung der Schifffahrt und des Handels zu bemerken. Diese Stille harmonirte mit den Aussprüchen unparteiischer Flensburger, die mich auf das Bestimmteste versicherten, daß die Deutschdänen, deren Hauptsitz Flensburg bekanntlich ist, sich vollkommen verrechnet hätten. Ihr Wunsch, Schleswig mit Dänemark engstens verbunden und diesem gleichsam incorporirt zu sehen, sey allerdings in Erfüllung gegangen, der erwartete merkantile Vortheil aber wolle in keiner Hinsicht zum Vorschein kommen. Die Schifffahrt nach Westindien, die bis 1848 fast ausschließlich in den Händen der Flensburger Rheder lag, habe größtentheils Kopenhagen an sich gerissen, die Aufhebung der Zollgrenze an der Königsau, von der man sich goldene Berge versprochen, sey völlig erfolglos geblieben, und die Verlegung des Zolls an die Eider, wodurch Schleswig auch in commerzieller Beziehung von seinem Schwesterlande Holstein getrennt worden, habe alle Verbindungen mit diesem, besonders aber mit dem für das ganze Herzogthum so unendlich wichtigen Welthandelsplatz Hamburg zerrissen. Nie habe man deutlicher gesehen und es tiefer empfunden als jezt, daß Schleswig vom Süden, d. h. aus Deutschland, seine Hauptlebenskraft empfange. Diese natürliche Verbindung habe die unkluge Politik der Eiderdänen zerschnitten und die statt derselben neu geschaffene erweise sich täglich mehr als lebensunfähig.

Es gehört begreiflich zu den unmöglichen Dingen in Flensburg, wie in andern Orten Nordschleswigs, von Politik zu sprechen. Die Besorgniß, von Horchern umgeben zu seyn, geht so weit, daß selbst in geschlossenen Familienkreisen jedes derartige Gespräch mit Aengstlichkeit vermieden wird, sobald eine nicht ganz erprobte Persönlichkeit zugegen ist. Man kann deßhalb mit Fug und Recht behaupten, daß in Flensburg nie größere politische Ruhe und Ordnung als gegenwärtig geherrscht habe. Eine nothwendige und wenn man will wohlthätige Folge dieses gezwungenen Stillschweigens über die politische Lage des Landes ist, daß die Deutschen äußerlich nicht behelligt werden. Wo alle Meinungsäußerung untersagt ist, kann es nichts zu verfolgen, nichts zu bestrafen geben. Die Deutschen werden daher gegenwärtig nicht offen bedrückt, auch nicht vom dänischen Pöbel insultirt, wie dieß schon nach der Besetzung Nordschleswigs durch die Schweden fast an der Tagesordnung war. Ich hörte allgemein das energische Regiment des jetzigen Polizeimeisters unbedingt rühmen; man lobte seine unparteiische Strenge. Er hält den Pöbel vollkommen im Zaum, schützt jeden friedlichen Bürger und verdient sich dadurch ganz besonders den Dank derer, welche als entschieden deutsch Gesinnte bekannt und aus diesem Grunde gewissen Leuten stets ein Dorn im Auge sind und bleiben werden. Man glaube jedoch nicht, daß es unter der neu aufgerichteten dänischen Herrschaft keinen Druck für die deutschen Bewohner des Herzogthums gebe. Man sieht ihn freilich nicht, man empfindet ihn aber desto schmerzlicher, wenn man tiefere Blicke in das Familienleben thut. Hier ist es vor allem das zur vollkommenen Manie gewordene Bestreben der Dänen, die heranwachsende Jugend um jeden Preis zu danisiren, was einem zuerst in die Augen springt. — Ich hatte Gelegenheit in Familien zu kommen, wo es mehrere Kinder gab, welche die Schule besuchten. Hätte ich es nicht von Eltern und Kindern mit eigenen Ohren gehört, wie man zur Zeit in ganz Nordschleswig den Schulunterricht betreibt, so würde ich es kaum für möglich halten, daß dergleichen in unserem Jahrhundert geschehen könne. Sie wissen, daß die meisten Predigerstellen in Angeln und anderswo mit Dänen besezt worden sind, die wenig Deutsch verstehen. Es ist dieß trostlos genug, da eine Verödung der Kirchen und eine damit eng zusammenhängende Unkirchlichkeit solcher Gemeinden nothwendige Folgen sind. Viel schlimmer aber ist es noch, wenn die Lehrer der Jugend diese in einer Sprache unterrichten sollen, welche sie nicht versteht,

die ihr stets verhaßt bleiben muß, oder wenn der Lehrer, weil seine Schüler gor keinen Begriff vom Dänischen haben, sich genöthigt sieht, seinen Unterricht in ein Deutsch einzukleiden, das seinen jungen Zuhörern fortwährend Gelegenheit zu spöttischen Bemerkungen gibt. Und dieß ist allüberall in Nardschleswig der Fall. Die Lehrer selbst, welche die Regierung in eine so unangenehme Lage bringt, sind zu bedauern, denn sie müssen sich ihren Zöglingen gegenüber wider Willen fortwährend blamiren. Der jüngste Knabe, der nach aus dem Elementorunterricht Weisheit saugen sall, übersieht seinen Lehrer und wäre, falls er es wagen dürfte, befähigt, die Schnitzer zu corrigiren, die der dänische Herr Präceptar mocht. Alle Redensarten, wie: mon müsse gegenseitig Geduld mit einander haben, weeden den Schülern keinen Respekt var dem stümperhaft deutsch redenden Lehrer einflößen. Ich fond die Bemerkung eines aufgeweckten und dobei gutmüthigen Knoben vollkommen richtig: „Mit uns brauchen die Lehrer keine Geduld zu haben, denn wir können unsere Muttersprache; wir ober müssen nachsichtig gegen die Lehrer seyn, und sind es auch, wenn sie fortwährend falsch decliniren und conjugiren."

Man sollte glauben, Dänemark müsse aus langer Erfohrung wissen, daß eine Erziehung des schleswig-halsteinischen Walksstammes zu guten dänischen Unterthanen auf dem eben ongedeuteten Wege nie auf Erfalg zu rechnen hobe. Kein Walk läßt sich seine Muttersprache rauben und stott derselben eine fremde actroyiren. Ueberall, wo mon diesen Versuch gemocht hat, ist er gescheitert und gewöhnlich die Veronlossung zu neuen und ernsteren Wirren geworden. Wenn es Dänemork Ernst wäre mit der so oft gepredigten Versöhnung, sa müßte es die Sprochfrage ganz bei Seite lassen, von jeglicher Verfalgung abstehen, allerwärts mild und humon auftreten und dos dentsche Element so hoch in Ehren halten als das dänische. Der Schleswig-Holsteiner ist bis auf den heutigen Tag laval und hat durchaus keinen Trieb zum Revolutioniren. Nur wenn mon ihn tritt, wenn man ihm das Liebste antostet, wenn man sein Allerheiligstes, die Sprache, die deutsche Gesinnung ihm brutal entweiht, nur dann sezt er sich zur Wehr und wird dieß troz aller Entscheidungen durch Protokalle sa lange thun, als es eben noch Dentsche in den Herzogthümern gibt. Es ist doher eine ganz verkehrte Politik, welche die herrschende Partei in Dänemark gegen die Herzogthümer, besonders aber gegen Schleswig mit storrer Consequenz verfolgt. Gerade doß mon daran festhält, beweist, wie wenig mon in Kapenhogen den Chaeokter der Schleswiger kennt. Diese sinnlasen Danisirungsbestrebungen entfremden die Deutschen in Schleswig immer mehr allem Dänischen, säen nur neue Drachenzähne und näheen ununterbrochen einen Haß gegen Dänemoek, der diesem Lande nie und nimmer Segen bringen kann.

Obwohl verhältnißmäßig Flensburg für Deutsche der unangenehmste Aufenthaltsort seyn mag, weil hier die Dänen eine fest geschlassene Pholanx bilden, sa wird doch weiter nördlich der Druck in Bezug auf die Sprochfrage aft noch empfindlichee, wenn die betreffende Behörde fanatisch dänisch gesinnt ist. Anwohner der jütischen Grenze, mit denen mich der Zufall zusammenführte, erzählten mir, doß sie bereits wiedeeholt mit Geldstrafen bedroht warden seyen, weil sie sich geweigert hätten, ihre Kinder in die dänische Schule zu schicken. Da sie veemögend waren, erklärten sie den Behöeden rund heraus, daß sie ihre Kinder nach Hamburg schicken würden, um sie solcher Willkür zu entreißen. Das hotte wenigstens augenblicklich gehalfen; denn die Dänen fürchten nichts mehr als das Deutschthum des großen Hamburg, in dessen Mauern sie die Kinder der Nordschleswiger am ungernsten erziehen sehen.

Während meines Aufenthalts in Flensburg besuchte ich monchen Ort, der mir von früher her lieb geworden war. Auch nach dem so einzig über der Stadt gelegenen Kirchhofe zag es mich, wo ich manchen deutschen Krieger unter militärischen Ehren hatte einsenken sehen. Damals waren die langen Gräbeereihen der Gefollenen mit den Farben ihres Londes neben der schwarz-rath-galdenen Fahne, die hach über allen flatterte, geschmückt. Jezt soh man von jenen Gräbern keine Spur mehr, nicht einmol die Denksteine ausgezeichneter Krieger van Rong und Nomen fand ich in ihrer ursprünglichen Gestolt wieder. Sie hotten ganz einfochen Manumenten weichen müssen, auf denen bloß der Name der Gefallenen zu lesen war. Dagegen hotte mon den in der Idstedter Schlocht gebliebenen Dänen die prunkvollsten Grobmäler errichtet und sie mit langen prahlenden Juschriften versehen. Ich will es keineswegs tadeln, daß ein Valk diejenigen, welche für seine Ehre in Kampf und Tod gehen, durch Monumente ehrt, aber ich kann es nimmer gut heißen, wenn man dem gefallenen Gegner, der ja ouch für seine Ueberzeugung und die Ehee seiner Natian gestorben, nicht dos gleiche Recht zugesteht. Es ist ein widerlicher, die Nation selbst nicht ehrender Zug im dänischen Charakter, daß sie ihre Gegner wo möglich auch im Tade noch zu verunglimpfen, ihren Haß gegen sie on den Tog zu legen sucht. Beweise dafür aus dem lezten Keiege ließen sich, wenn es deren noch bedürfte, leider in Menge anführen. Wie verächtlich aber auch Dänen und Donomonen mit den ouf Flensburgs Friedhafe ruhenden Tadten ans den deutschen Bruderlanden umgegangen sind, die sinnige Pflege der verochteten Feindesgräber durch die Hände deutscher Frauen hat man doch bis auf diese Stunde nicht unterdrücken können. Ich fond wiederhalt auf den Stellen, wo die Erde Gebeine deutscher Krieger deckt, Keänze liegen. Sie verschwanden gewöhnlich im Loufe des Tages, jedesmol aber, wenn eine unsichtbore Hand diese Goben eines trauernden Patriotismus entfernt hatte, erneuerte sie eine eben so unsichtbare Hand om nächsten Margen. — So lebt die deutsche Gesinnung klar und lauter fort unter den Nordschleswigern, troz dänischer Kirchen- und Schulsproche, tratz der umher spianirenden, alles beschnüffeinden Polizei und troz des überall prahlenden weißen Krenzes im rathen Felde; gut Hütten bauen aber ist jezt auf Schleswigs Boden nicht für einen deutschen Mann. Mir wor recht wohl, als ich die Eider wieder im Rücken hatte und auf holsteinischem Boden wenigstens deutsches Bundesland unter mir fühlte.

Lübeck, Juni.

Magister und Minister.

Alljährlich wird van unserer gelehrten Schule, dem Catharineum, ein Programm ausgegeben, das außer den kurzen Nachrichten über die Schule selbst werthvalle Abhandlungen ons dem Bereich der klossischen Philologie enthält. Das dießjährige brochte neben römischen Studien vom hochgeachteten Direktor und Professor Fr. Jacob eine „etymolagische Kleinigkeit" von dem Collegen G. Evers, die wir im Auszug mittheilen. Diese scherzhofte Empörung des Mogisters gegen den Minister wird selbst dann nicht bedenklich erscheinen, wenn der Empörer in der Sache selbst Recht und in der Nuzonwendung nicht gonz Unrecht haben sollte.

„Die Macht der Minister, heißt es, steht im deutschen Vaterlande jezt wieder auf einer Höhe, wie nar je; sie fühlen das auch, und nomentlich hört mon sie nicht selten über die Peofessoren- und Mogisterweisheit triumphiren, die vor ein paar Johren schien das Uebergewicht bekommen zu wollen. Do nun bei keiner Sache der Nome gleichgültig ist, den sie führt, sondern in demselben oft schon der Volksgeist in unbewnßter Philasophie tiefe Andeutungen über das Wesen der Sache niedergelegt hot, so wird es unter den gegenwärtigen Zeitläuften wohl nicht ohne Interesse seyn, dos Wort Minister, das bekonntlich aus dem Lateinischen stammt, etwas näher in's Auge zu fassen und nach seinem Ursprunge zu erläutern. — Fost allgemein leitet man das Wort minister von manus ab, und zu dieser Ableitung scheint besonders die Bedeutung der mit dem Worte minister zusommenhängenden Verben: subministrare, was man etwa durch „an die Hand geben," und administrare, wos mon durch „behandeln" ausdrücken könnte, geführt zu haben. Wie es ober on sich schan bedenklich ist, ous diesen abgeleiteten Verben auf das Geundwart zurückzuschließen, da dach die Eeörterung dieser Wörter billig den umgekehrten Weg gehen sollte, so stehen ouch sanst noch der Ableitung des minister von manus erhebliche Bedenken entgegen. Namentlich gibt es für den Uebergang des kurzen a in kurzes i in zusommengesezten Worten zwar zahlreiche Analogien (manus — eminus, capio — percipio, cado — incido, amicus — inimicus, und in vielen ondern Fällen), ober in bloßen abgeleiteten, wo nicht zugleich Zusammensetzung ist, wie es bei manns — minister der Fall seyn würde, so viel mir bekonnt, keine einzige. Schon dieses nöthigt, so sehr mancher Minister vielleicht damit zufrieden seyn würde, wenn schon sein Name ihn gleichsom ols die rechte Hand, oder gor als beide Hände des Fürsten bezeichnete, doch eine ondere Ableitung zu suchen. — Es liegt nicht bloß in unserer Zeit, um des politischen Gegensatzes willen, sondern überhoupt nohe, bei dem Warte Minister an dos Wort Mogister zu denken. Mogister wird wohl ollgemein vom Stamme mag abgeleitet, der in mag-is am deutlichsten hervortritt, in mag-nus, major (für mag-ior), maximus (für mag-simus) nicht minder klar vorliegt. Wie nohe liegt es nun, das eben so gebildete Wart minister vom Stamm min abzuleiten, der in minor, min-imus, jo sogar im deutschen Worte minder erscheint! Diese Wörter magister und minister bilden so schan noch ihrer Ableitung einen Gegensoz, und es ist deßhalb um so weniger zu verwundern, wenn sich ein salcher jezt auch in der politischen Stellung der Minister und Magister (Professoren) so vielfoch geltend mocht. Wos ist aber die Endung ister? Offenbor nichts als eine Comparativendung, und ouch in den loteinischen Wörtern sinister, dexter (wo die Form sie aerstümmelt erscheint) schon längst von Sprachfarschern dafür erkonnt. Sa ist alsa minister nichts als der Comparotiv von einem Stomme, der klein, wie magister der Comparativ von einem Stamme, der groß bedeutet, jenes das Kleinere, Mindere, Untergeordnete, daher der Diener, dieses das Geößere, Bedeutendere, Höhergestellte der Meister. — Diese etymologische Ableitung der Wörter kommt allerdings mit der jetzigen faktischen Stellung der Minister und Magister wenig überein. Es möchte ober nicht schoden, wenn manche Minister sich der ursprünglichen Bedeutung der beiden Wörter bisweilen erinnerten. Vielleicht würde dos ihre Ueberhebung über die Magister ein wenig mäßigen und der Anerkenntniß bei ihnen den Zugang öffnen, daß die bloße Praxis, die sie vertreten, ein Niederes ist, das erst durch das Hinzutreten einer tüchtigen Theorie, welche zu gewinnen Aufgabe der Magister ist, zu der wahrhaft menschlichen Höhe erhaben werden muß."

Wir möchten Folgendes beifügen. — Daß Minister Diener heißt, zeigt jedes lateinische Wörterbuch, und keinem Minister kann es einfollen, diese Bedeutung des Worts zu verleugnen. Er heißt eben, ols Haupt einer ganzen Hierarchie von Dienern des Stoots oder des Regenten, der Minister, der Diener mit Emphasis, etwa wie sich der Popst offieiell servus servorum Dei betitelt. Desto weniger wird dem Staatsmann, der nicht Zeit hat, über dergleichen Geistesspielereien nachzudenken, die Ideenverbindung zusogen, die den Minister, ols etwas Niedrigeres, Minderes, dem Magister, dem Meister gegenüber stellt. Aber näher betrochtet, liegt solche Ordnung einfoch in der Natur der Sache. Versteht mon unter Magister im Allgemeinen den Vertreter der rein wissenschaftlichen, der uneigennützigen, der philasophischen Forschung, den, der mit den Gesetzen der Vernunft Natur und Geschichte aufschließt und

die Linien der begriffenen Entwicklung in die Zukunft verlängert, so steht er allerdings über dem Staatsmann, der Natur und Menschen commandirt, so weit es geht, und wahl oder übel selbst Geschichte verfertigt. Sie verhalten sich zu einander, wie der Mathematiker und der Astronam zu denen, die ein Schiff commandiren und steuern und Tag für Tag die Polhöhe nehmen. Auf die äußern Verhältnisse kommt dabei nichts an, sa wenig als etwas daran liegt, daß die philosophische Fakultät, die geistige Mutter der übrigen, nach hergebrachtem akademischem Brauch die lezte im Rang ist. — Daß Professoren, blaße Gelehrte überhaupt, als praktische Staatsmänner meist sehr geringe Arbeit liefern, um dieß zu erfahren, brauchte es des Jahrs 1848 keineswegs. Aber der staatsmännische Praktiker, der wegen dieser unbestrittenen Erfahrung eine höhere Meinung van sich selbst faßte, als sich gebührt, wäre gerade sa klug wie der Schiffskapitän, den der Gedanke kitzelte, daß Newton wahrscheinlich ein mittelmäßiger Seemann gewesen wäre. — Es ist nicht gut, daß der Regierer dem Forscher in's Handwerk greife, und das Umgekehrte ist gleich bedenklich, und die Deutschen haben beiderlei Unheil hinreichend erfahren. Der Staatsmann hat das vor dem Gelehrten voraus, daß er sich nicht ignoriren läßt; aber der Minister, der den Magister ignorirt, thut dieß unter der Verpflichtung, daß er habe, was er sich nicht selbst gibt, das Geschick, und was er nicht zwingen kann, das Glück.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.





